This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

D20.W3

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,
k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone,
Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Zweite und dritte verbesserte Auflage.

Zwölfter Band.

Maria Theresia. Friedrich II. Französische Literatur. Polen.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1894.

LOAN STACK

Alle Rechte vorbehalten.

D20
W465
v. 12.

Vorwort.

Nachdem der erste schlesische Krieg noch im elften Bande geschildert wurde, beginnt der vorliegende Band 1744 mit dem zweiten schlesischen Kriege und führt die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts fort bis zum Jahre 1773, wo die erste Theilung Polens stattfand.

Dem österreichischen Erbfolgekrieg, der acht Jahre währte, folgte der siebenjährige Krieg. Also fünfzehn Jahre des Kampfes: zuerst nur ein Krieg zwischen Österreich und Preußen, dann ein europäischer Krieg, der zu Land wie auf dem Ocean ausgefochten wird und seinen blutigen Gürtel um den ganzen Erdkreis schlingt.

Friedrich II. berechnet, dass im siebenjährigen Kriege allein 853.000 Mann gefallen sind, und zwar 120.000 Russen, 140.000 Österreicher, 200.000 Franzosen, 160.000 Engländer und Deutsche, 25.000 Schweden, 28.000 Reichsvölker. Welche Vergeudung von Blut, welche Rücksichtslosigkeit gegen Menschenglück. Er erwähnt, wie alle Staaten tief verschuldet wurden, wie alle Quellen des Wohlstandes versiegten, wie die Völker seufzten unter der Last der Steuern, wie viele Städte in Trümmern lagen, wie viele Dörfer verbrannten, wie Ordnung und Billigkeit schwanden, wie Habgier und Zuchtlosigkeit stiegen, wie ganze Landschaften verödet waren — gerade wie nach dem dreißigjährigen Kriege.

Muss uns beim Berichte über jene düstere Zeit, die unsere Vorfahren durchmachten, nicht unwillkürlich Freude das Herz erfüllen über den Frieden, den wir seit Jahrzehnten genießen und der das Glück von Millionen und Millionen verbürgt? Freude darüber, dass die kleinliche Politik des vorigen Jahrhunderts, welche Deutschlands Schwäche begründete, vorüber ist, dass Österreich und Deutschland, in ihren Kaisern befreundet, zusammen eine riesige Wehrkraft bilden, welche die festeste Bürgschaft des europäischen Friedens bildet; dass beide Herrscher beflissen sind, Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel zu fördern, den Verkehr zu erleichtern, die Talente zu schützen und zerstörende Kräfte niederzuhalten? Schon Friedrich II. sagte zu Kaiser

Joseph II.: „Wenn wir beide einig sind, kann uns ganz Europa nichts anhaben.“

Frankreich ist in der Zeit von 1744—1773 im Niedergange begriffen, auch geistig. Keine großen Genien und Charaktere mehr, wie in den Tagen Ludwigs XIV.! Kobolde, wie Voltaire und Holbach, sind die Götzen des Tages. Verschrobene Köpfe läuten die Glocke der Revolution.

Daſs eine starke Monarchie die beste Bürgschaft für die Lebensdauer eines Volkes ist, lehrt der letzte Abschnitt dieses Bandes. Polen ist durch die Ohnmacht seiner Könige zum Fall gekommen.

Graz, 10. October 1893.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Österreichischer Erbfolgekrieg 1740—1748 . . . . . 1—59
Die Vorspiele des zweiten schlesischen Krieges. Rußland. Friedrich II. fällt in Böhmen ein 1
Die Österreicher treiben die Preußen aus Böhmen hinaus. — Ludwig XV. erobert Freiburg und fällt in das Netz der Pompadour 10
Der Aufstand der Jakobiten in England 1745 23
Ende des zweiten schlesischen Krieges. Der Frieden zu Dresden 33
Der Krieg in Italien 1745 und 1746. Genua 44
Die letzten Schlachten des österreichischen Erbfolgekrieges. Friede zu Aachen . . 51

Die acht Friedensjahre 1748—1756 . . . . . 60—191
Friedrich II. und Voltaire 60
Wie Maria Theresia waltet 83
Deutschland. Die Salzburger Auswanderung 94
Frankreich. Ludwig XV. Die Pompadour 108
Die Apostel der Irreligiösität. — Diderot 109
Die Encyklopädie 113
D'Alembert 118
Das System der Natur von Baron Holbach 121
Die Bureaux d'Esprit 126
Noch einmal Voltaire 132
Friedrich Grimm 142
Buffon 143
Vauvenargues 148
Jean Jacques Rousseau 150
England 168
Historiker, Lyriker, Dramatiker und Romanciers Englands 170

Der siebenjährige Krieg . . . . . 192—413
Nordamerikas Colonien geben Anlaß zum Kriege 193
Die Indianer Nordamerikas 203
Der Grenzstreit. Georg Washington 211
Der erste Congreß zu Albany. Benjamin Franklin 215
Kampf im Ohiothal 222
Frankreich und England rüsten. Kampf um Minorca 224
Die Parteibildung in Europa 228
Vertrag zu Westmünster 16. Januar 1756 234
Der Vertrag zu Versailles 1. Mai 1756 237
Friedrich II. fällt in Sachsen ein 244
Die Schlacht bei Lobositz. Das sächsische Heer muß die Waffen strecken 249
Folgen des Angriffs auf Sachsen. Der Winter 1756—1757 257
Rußland und Österreich 262
Der zweite Versailler Vertrag 266
Der Reichstag und die Reichsarmee 268
Das Kriegsjahr 1757. Prag. Kolin 271
Unthätigkeit der Russen. Kläglichkeit der Franzosen. Roßbach. Leuthen 279

Das Kriegsjahr 1758 295
Der Krieg von 1759 319
Verhandlungen. Spanien. Neapel 335
Das Kriegsjahr 1760. Thronbesteigung Georgs III. 342
Das Kriegsjahr 1761. Der Friede scheitert. Spanien und Pitt 361
Der bourbonische Familienpact vom 15. August 1761 368
Pitts Rücktritt. Bute leitender Minister 371
Peter III. (Czar vom 5. Januar bis 10. Juli 1762) 374
Katharina II. 384
Das Kriegsjahr 1762 398
Der Krieg in Portugal. Die Präliminarien zu Fontainebleau. Der Friede zu Paris 400
Der Friede zu Hubertsburg 410
Die Engländer und Franzosen in Ostindien . . . . . 414—453
Zerfall des Mongolenreiches. Vorschritte der Franzosen 429
Kampf der Engländer. Lord Clive 434
Warren Hastings 448
Rußland. Katharina II. . . . . 454—472
Erste Theilung Polens . . . . . 471—641
Wie in Polen die Monarchie ihre Kraft verlor 471
Landtage, Reichstage, Conföderationen 481
Rascher Verfall Polens 485
Warnungen und Theilungspläne 489
Adel und Bauern 492
Einschreiten Katharinas II. in Kurland 497
Die Königswahl 505
König Stanislaus August 514
Die Dissidentenfrage 520
Die Conföderation von Radom 525
Der Reichstag 1767 532
Die Conföderation von Bar 539
Polen sucht Hilfe bei den Türken 543
Katharina II. und die Griechen 549
Der russisch-türkische Krieg 1768—1770 555
Die russische Flotte im Mittelmeere. Der Aufstand der Griechen 560
Der König und der russische Gesandte. Die Conföderation von Bar und Epéries. Dumouriez 566
Kaiser Joseph II. 571
Kaiser Joseph II. bei Friedrich II. in Neisse 588
Friedrich II. bei Joseph II. in Neustadt 591
Wie aus der Vermittelung des Friedens der Plan entsteht, Polen zu theilen . 597
Die erste Theilung Polens 610
Der Reichstag, welcher die Theilung genehmigen soll 614
Verhandlungen Rußlands mit der Türkei zu Kutschuk-Kainardschi 621
Der Friede zu Kutschuk-Kainardschi 626
Siegesfeier. Katharina II. und Voltaire. Zustände in Rußland. Die Flucht der Kalmücken. Die Pest in Moskau 631
Sturz Orlows. Aufsteigen Potemkins 634
Der Aufstand der Kosaken unter Pugatschew 638
Zustände in der Türkei und in Griechenland 641
Anhang: Chronologische Tabelle der Päpste wie der römischen und deutschen Kaiser . 650
Stammbaum der Bourbonen 657
Register . . . . . 661—683

Österreichischer Erbfolgekrieg 1740—1748.

Die Vorspiele des zweiten schlesischen Krieges. Rußland. Friedrich II. fällt in Böhmen ein.

Der eilfte Band führte die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1744. Dieser zwölfte Band hat nun zunächst eine Reihe von kriegerischen Ereignissen zu schildern, die eine Folge des Planes waren, Österreich zu zertrümmern. Aus dem Angriffe Friedrichs II. auf Schlesien entwickelte sich ein europäischer, ja ein Weltkrieg. Österreich erwies sich stärker, als die europäischen Diplomaten geglaubt hatten, seine Völker bewiesen eine Opferwilligkeit für ihre Herrscherin, eine zähe Tapferkeit, einen Heldensinn, welche der Geschichte dieser Jahrzehnte einen besonderen Reiz verleiht.

Sorge Friedrichs II.

Das Kriegsglück der Österreicher erweckte in Friedrich Furcht für den Besitz Schlesiens: er glaubte, daſs Maria Theresia ihm seine Eroberung wieder entreißen wolle, sobald sie dazu stark genug sei. Der Verdacht sprach sich bald in Verhandlungen aus, in denen sich die feindselige Stimmung steigerte. Maria Theresia wünschte Ersatz für den Verlust Schlesiens. Friedrich II. arbeitete ihrem Wunsche offen und insgeheim mit allen Mitteln entgegen, denn er sah in der Vergrößerung Österreichs nur eine Gefahr für sich selber. Man wuſste dies in Wien, und erklärte ihm offen, ihm solle kein Nachtheil aus einer Schadloshaltung des Hauses Österreich erwachsen. Maria Theresia erbot sich, dem König von Preußen den ungestörten Besitz seiner sämmtlichen Länder, Schlesien und Glatz mit inbegriffen, feierlich zu gewährleisten, wenn er die Garantie der ihr gebliebenen Erbstaaten mit Einschluſs Ungarns übernehme.[1]) Die Stände Böhmens erklärten auf Anregung Maria Theresias ihre Zustimmung zu der Abtretung Schlesiens an Preußen und entsagten feierlich der Lehensherrlichkeit Böhmens über dieses Land.[2]) — Vergebens! Als der neue Kurfürst von Mainz am 23. September 1743 die Verwahrung Maria Theresias gegen die Kaiserwahl und die

eine Folge seines Unrechts.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 302.
[2]) Ibid. II, S. 304—305.

Ausschließung der böhmischen Kurstimme zur Dictatur, das heißt zur Vorlesung in der Reichsversammlung und zur Einregistrierung brachte, ergieng sich der König von Preußen in heftigen Drohungen. Umsonst erklärte Maria Theresia, dass es ihr keineswegs beikomme, die Kaiserwahl annullieren zu wollen, wenn ihr nur Genugthuung für die geschehene Ausschließung der böhmischen Kurstimme und Bürgschaft gegen die Wiederholung einer ähnlichen Gewaltthat zutheil werde. Sachsen näherte sich damals Österreich wieder und 20. December 1742 wurde ein Defensiv-Vertrag zwischen beiden Staaten geschlossen, den Friedrich als eine Drohung hinnahm, obschon darin für Maria Theresia nur der ruhige und ungeschmälerte Besitz ihrer „innehabenden" Länder gewährleistet war. Friedrich II. vermehrte seine Streitkräfte in einer Weise, dass man von seiner Seite allgemein eine neue Störung des Friedens zu fürchten begann. Der König war zu neuem Kriege gegen Österreich entschlossen und begann sich wieder Frankreich zu nähern. Um seinen Rücken zu decken, suchte er mit Russland und Schweden in innigste Verbindung zu treten, was ihm auch gelang.[1])

Sachsen und Österreich.

Das Mögliche geschah, um Russland für alle Zukunft von Österreich fern zu halten und an Preußen zu ketten. 1743 trat die Czarin dem Breslauer Frieden bei und bestätigte Friedrich II. also den Besitz Schlesiens. Bald darauf bat Elisabeth den König um seine Schwester Ulrike für ihren Neffen Peter, den sie inzwischen zum Thronfolger ernannt hatte. Friedrich II. sagt darüber:[2])

Russland.

Elisabeth sucht eine Braut für Peter III.

„Der sächsische Hof fasste den Plan, die Prinzessin Marianna, die zweite Tochter König Augusts, mit dem Großfürsten zu vermählen, um durch Hilfe dieser Verwandtschaft bei der Kaiserin zu vielgeltendem Ansehen zu kommen. Das feile russische Ministerium, das seine Kaiserin wohl selbst an den Meistbietenden losgeschlagen hätte, wenn jemand reich genug gewesen wäre, sie ihm zu bezahlen, verkaufte dem Sachsen einen etwas zu frühzeitigen Ehevertrag. Der König von Polen bezahlte ihn, erhielt aber nichts für sein bares Geld als leere Worte. Nichts konnte dem preußischen Staatsvortheile mehr zuwiderlaufen als die Verbindung zwischen Sachsen und Russland; aber nichts wäre auch offenbarer allen natürlichen Empfindungen entgegen gewesen, als eine Prinzessin von königlichem Geblüte aufzuopfern, um die sächsische Mitbewerberin auszustechen. Man verfiel also auf einen anderen Ausweg. Unter allen deutschen Prinzessinnen, die sich damals in mannbarem Alter befanden, passte sich keine besser für die preußischen Absichten, als die Prinzessin von Zerbst. Ihr Vater war General-Feldmarschall bei der Armee des Königs und ihre Mutter, eine Prinzessin von Holstein, Schwester des Thronfolgers im Königreiche Schweden, und Tante des Großfürsten. Wir wollen die kleinen, einzelnen Umstände dieser Handlung hier übergehen: genug, dass es unendlich mehr Mühe kostete, dieses Geschäft zustande zu bringen, als wenn es um die allerwichtigste Sache in der Welt zu thun gewesen wäre. Selbst der Vater der Prinzessin war dawider: er, ein echter Lutheraner, so echt, wie man es nur zur Zeit der Reformation war, wollte nicht darein willigen, dass seine

Sophia von Zerbst.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 312.
[2]) Histoire de mon temps, Chap. IX.

Tochter eine Ketzerin würde, bis endlich ein Geistlicher, der mit sich besser handeln ließ, ihm bewies, dass die griechische Religion ungefähr das nämliche Ding sei, wie das Lutherthum.“ [1])

Friedrich wies also auf die Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst hin. Um Neujahr 1744 traf am kleinen Hofe zu Anhalt ein Courier ein, welcher Mutter und Tochter nach Petersburg einlud, und zugleich ein Brief Friedrichs II., welcher die Bedeutung dieser Einladung erklärte. Die Mutter jubelte. Die Prinzessin war erst vierzehn Jahre alt, aber schon vollkommen ausgebildet. Sie gefiel in Petersburg, trat am 9. Juli 1744 zur griechischen Kirche über und erhielt den Namen Katharina Alexiewna. 1745 wurde sie mit dem Thronfolger vermählt, aber die Ehe war nicht glücklich. Katharina II.

Die Großfürstin zeigte viel Takt und begriff ihre Lage. Ihr überlegener Geist fügte sich in alles, weil ihrem brennenden Ehrgeize eine Krone in Aussicht stand. In ihren Denkwürdigkeiten macht sie hierüber selber merkwürdige Geständnisse.[2]) Sie schreibt ihr Glück ihrer Klugheit zu: „Das Glück ist nicht so blind, wie man es sich vorstellt. Es ist oft das Resultat wohlberechneter Maßregeln, die, vom großen Haufen nicht bemerkt, dem Ereignisse vorausgegangen sind. Es ist ebenso, und in noch bestimmterer Art, ein Resultat der persönlichen Eigenschaften, Charaktere und Handlungen.“ — Vor ihrem Gemahle hatte sie keine Achtung: sie hatte denselben schon 1739 in Eutin bei einem Familienfeste gesehen und erfahren, dass er zum Trunke neige, dass er starrköpfig und jähzornig, überhaupt ein ungesundes Wesen sei, dass der Druck, den seine Umgebung auf ihn ausübte, ihn zur Falschheit verleite, welche seitdem den Kern seines Charakters ausmachte, mit der aber auf der anderen Seite eine unvorsichtige Offenheit Hand in Hand gieng.[3]) „Während der ersten Tage bewies er mir viele Aufmerksamkeit. Seitdem und während dieses kurzen Zeitraumes begriff ich, dass er sich aus der Nation, über die er zu herrschen bestimmt war, wenig machte; dass er am Lutherthume festhielt, dass er seine Umgebung nicht liebte und dass er sehr kindisch war. Ich schwieg und hörte zu, was mir sein Vertrauen gewann. Ich erinnere mich, dass er mir unter anderem sagte, was ihm am meisten an mir gefalle: dass ich seine Cousine wäre, und dass er mit mir, als seiner Verwandten, ohne Rückhalt sprechen könne. Er erzählte mir dann, dass er in eine der Ehrendamen der Kaiserin verliebt sei, die nach dem Unglücke ihrer Mutter, einer Madame Lapuchin, welche nach Sibirien verbannt war, den Hof hatte verlassen müssen, dass er sehr gewünscht habe, sie zu heiraten, aber dass er entsagt habe, um sich mit mir zu vermählen, weil seine Tante es wünsche. Ich hörte diese verwandtschaftlichen Mittheilungen erröthend an und dankte ihm für sein vorzeitiges Vertrauen; aber im Grunde meines Herzens betrachtete ich mit Angst seine Unvorsichtigkeit und den Mangel an Urtheil über viele Verhältnisse.“ Peter III. unvorsichtig.

Während ihr Gemahl umso mehr verlor, je mehr man ihn kennen lernte, wusste sie auf dem glatten Boden sich mit Geschick zu bewegen und Kaiserin und Volk gleich sehr für sich einzunehmen. Katharina erzählt, wie sie, um schnellere

[1]) Histoire de mon temps, Chap. IX. Anfang.

[2]) Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisierte deutsche Übersetzung. Hannover 1863.

[3]) Memoiren, S. 9.

Klugheit Katharinas. Fortschritte in der russischen Sprache zu machen, in der Nacht aufstand und die ihre von ihrem Lehrer gegebenen Hefte auswendig lernte, während alles schlief. Über ihre raschen Fortschritte konnte ihr die Kaiserin die Anerkennung nicht versagen. Bald war Katharina für weiterblickende Männer die Hoffnung der Zukunft. Das Verhältnis zu ihrem Gemahle wurde mit jedem Tage schlimmer. Auf der einen Seite fühlte er die geistige Überlegenheit Katharinas, und auf der anderen Seite hörte er auf den Rath seiner Schmeichler, sich ja nicht wie ein Einfaltspinsel von seiner Frau lenken zu lassen; diese dürfe den Mund nicht öffnen. Der Großfürst plauderte alles. „Er war discret wie ein Kanonenschuss. Ich konnte nicht umhin, über das Los, das mich erwartete, sehr ernste Gedanken zu hegen. Ich beschloss, das Vertrauen des Großfürsten, so viel als möglich, zu bewahren, damit er mich wenigstens als eine ihm ergebene Person betrachte, der er ohne Scheu alles sagen könne. Dies gelang mir während einer geraumen Zeit. Übrigens behandelte ich alle so gut ich irgend konnte, und machte mir ein Studium daraus, die Freundschaft derer zu gewinnen oder doch wenigstens ihre Feindschaft zu vermindern, von welchen ich nur eine üble Stimmung gegen mich argwöhnen könnte. Ich bewies keine Neigung nach irgend einer Seite, mischte mich in nichts, zeigte immer eine heitere Miene, viel Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen alle, und da ich von Natur heiter war, sah ich mit Vergnügen, wie ich von Tag zu Tag die Zuneigung des Publicums gewann, das mich als ein interessantes Kind betrachtete, dem es nicht an Geist fehle. Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiserin einen unbedingten Gehorsam, dem Großfürsten die größte Rücksicht und suchte mit unermüdlichem Eifer die Neigung aller zu gewinnen.“ [1])

Schweden. Russlands war Friedrich II. also sicher. Mit Schweden wurde eine Familienverbindung geschlossen: die Schwester des Königs von Preußen, Ulrike Eleonore, wurde 1744 mit dem Thronfolger von Schweden vermählt. Ulrike Eleonore. Sofort begann Friedrich II. sich wieder Frankreich zu nähern, wo die Kampflust Frankreich. seit der Schlacht bei Dettingen gestiegen war und man sich zu ernster Kriegführung nach Bundesgenossen umsah. Als Vermittler traf im August 1743 Voltaire in Berlin ein.

Voltaire September 1742 hatte Voltaire auf Antrieb Fleurys den König in Aachen besucht, wo dieser den Brunnen trank. Zwar hatte der Dichter 1742 Maria Theresia in einer Ode als die hochherzige Fürstin und Tochter der Helden gefeiert und bedauert, dass Frankreich sie bekämpfe und verfolge, während es sie bewundere und anbete. Allein dies hinderte ihn nicht, jetzt sich zum Handlanger gegen sie herzugeben, denn ihn kitzelte der Ehrgeiz, eine Rolle als Diplomat zu spielen und durch die Freundschaft eines Königs zu glänzen. Friedrichs Sieg zu Mollwitz hatte er in Nancy zuerst erfahren und von der Bühne dem Publicum freudig mitgetheilt. Jetzt, da er die Einladung nach Aachen bekam, meldete er sie dem Cardinal und bekam den Wink, nur dahin zu gehen und den König ein in Aachen, wenig auszuhorchen. Aus Aachen meldete sofort Voltaire seinen Freunden, Friedrich habe vertraulich mit ihm verkehrt wie Scipio mit Terenz; [2]) meldete aber auch dem Cardinal, es dünke ihm leicht, den Sinn dieses Monarchen zurückzuleiten,

[1]) Memoiren Katharinas. S. 33.
[2]) Brief an d'Argenson vom 10. September 1742.

den die Lage seiner Staaten, seine Interessen und sein Geschmack zum natürlichen Bundesgenossen Frankreichs zu bestimmen scheinen. Fleury starb im Januar 1743, allein die Minister Amelot, d'Argenson, Schulkameraden von Voltaire, gedachten sein Verhältnis zum König von Preußen in derselben Weise auszubeuten. Von Friedrich II. öfter eingeladen, erschien Voltaire 31. August 1743 in Berlin, ward glänzend empfangen und wohnte im Schlosse neben den Gemächern des Königs. Friedrich errieth mit seinem Scharfsinne aus des Gastes Fragen bald, dass dieser es aufs Spionieren abgesehen habe, und spottete mit Vertrauten über den Neuling in der Politik. Voltaire verfasste ein politisches Gutachten über die Lage Europas, das mit dem Wunsche einer Verbindung Preußens mit Frankreich schloss, und bat Friedrich, es zu begutachten. Dieser machte eine Menge Spöttereien dazu und setzte zu Voltaires Bitte, ihn mit einem wichtigen Auftrage an den französischen Hof zu beehren, die Bemerkung: „Ich habe nichts von Frankreich zu hoffen, noch zu fürchten. Wenn Sie es wünschen, will ich eine Lobschrift auf Ludwig XV. ohne ein Wort der Wahrheit verfassen, aber was politische Pläne anlangt, so liegen deren jetzt keine gemeinschaftlichen vor; auch ist es nicht an mir, das erste Wort zu sprechen. Wenn man mich fragt, so wird es Zeit sein zu antworten; aber ein so verständiger Mann, wie Sie, muss wohl einsehen, wie lächerlich es aussehen würde, wenn ich ohne gegebenen Anlass Frankreich politische Pläne vorschreiben wolle. Der einzige Auftrag, den ich Ihnen geben kann, ist demselben zu rathen, sich weiser zu benehmen, als bisher geschehen. — Diese Monarchie ist ein starker Körper ohne Seele und Thatkraft.“ [1]) — Voltaire glaubte, Friedrich auszuhorchen, aber dieser benutzte ihn und wusste jetzt, woran er mit dem französischen Cabinete war. Es galt nur noch Ludwig XV. für Friedrich zu gewinnen und zu diesem Zwecke nannte dieser in einem Briefe an Voltaire, der ihn ohne Zweifel mittheilen sollte, die Franzosen das liebenswürdigste aller Völker und Ludwig XV. einen großen Mann, dem die Gelegenheit geboten sei, den höchsten Ruhm zu erwerben.[2]) Voltaire durfte auch eine Reise mitmachen, die der König im September und October nach Bayreuth und Ansbach unternahm. Es galt eine Fürstenverbindung zur Aufrechthaltung des Kaisers und für einen Frieden zu stiften. Friedrich erklärt die Reise für erfolglos: „Alle Versuche, alle Vorstellungen, alle Gründe waren umsonst. Die schwärmerischen Anhänger des Hauses Österreich hätten sich selbst für dessen Wohl geopfert und die Freunde des Kaisers waren durch die vielen Unfälle, die er erlitten, muthlos geworden.“[3]) Voltaires Hoffnungen, eine Rolle in der Diplomatie zu spielen, zerrannen wie Seifenblasen, seinen Beschützer Amelot half Friedrichs Abgesandter selber, ein Graf von Rothenburg, zu stürzen, weil dieser für am wenigsten geneigt galt, ein Bündnis mit Preußen abzuschließen.

in Berlin,

von Friedrich benützt.

Zu gleicher Zeit, 22. Mai 1744, wurde die Frankfurter Union unterzeichnet, zwischen Friedrich II., dem Landgrafen von Hessen Kassel und Karl Theodor, dem Kurfürsten von der Pfalz. Als Zweck war vorgeschoben — die Erhaltung des Kaisers und der Reichsverfassung; da aber zu besorgen stehe, dass gütliche Auskunft ohne Wirkung bleibe, so könnte es nothwendig

Frankfurter Union.

[1]) Beaumarchais kam aus Voltaires Nachlass in den Besitz dieses Actenstückes und veröffentlichte es 1799 in der „Décade philosophique“. Wieder abgedruckt bei Carlyle, III, S. 6.

[2]) Schreiben vom 7. September 1743.

[3]) Histoire de mon temps, Chap. IX.

Zweck. werden, dass man zu den Waffen greife, in welchem traurigen Falle die Verbündeten suchen wollen, außer den bayrischen Kurlanden für den Kaiser sein Königreich Böhmen als eine angemessene Ausstattung für das Reichsoberhaupt zu erobern. Der König von Preußen aber solle die an Schlesien grenzenden Kreise, Königgrätz, Bunzlau und Leitmeritz, als Lohn für seine Mühe erhalten. Keine der verbündeten Mächte solle für sich besonders einen Frieden schließen, sondern sie müssen standhaft beisammen bleiben und das Haus Österreich demüthigen helfen. Der Bund mit Frankreich war hiebei vorausgesetzt. Frankreich, heißt es, muss sich anheischig machen, am Rheine angriffsweise zu verfahren und die Österreicher lebhaft zu verfolgen, wenn

Absicht auf Böhmen. sie der Angriff, den der König zu thun willens ist, nach Böhmen ziehen würde. Vor dieser Verbindung einiger deutscher Fürsten brauchte Österreich allerdings nicht zu zittern, aber die Verbindung Frankreichs mit Preußen war eine ernste Gefahr und der preußische Geschichtschreiber[1]) gibt den Sinn des Vertrags mit den Worten: „Frankreich und unsere eigene Macht als Wesen der Hilfe, dem aber aus vielen Ursachen sorgfältig eine legale deutsche Form und Bekleidung zu geben ist.“[2]) — Viele bezeichneten damals schon die drei böhmischen Kreise — als ursprüngliche Ursache des Krieges. Der König dagegen versichert, sein Sinn sei nur dahin gegangen, den Kaiser aufrecht zu erhalten und das Reich nicht wieder in Abhängigkeit von Österreich kommen zu lassen.

Preußen mit Frankreich. Das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen wurde am 6. Juni 1744 abgeschlossen. Danach sollte der König von Frankreich ohne Rücksicht auf den Barrièrenvertrag in die Niederlande eindringen, um die Seemächte zu beschäftigen, und zugleich durch eine in Westfalen vorrückende Armee Hannover zu bedrohen. Wenn die Österreicher in das Elsass einfallen, so werde der König von Preußen mit 80.000 Mann in Böhmen einbrechen. Sobald dann die Österreicher sich aus dem Elsass entfernen müssen, so sollen ihnen die Franzosen nachrücken und ihnen Bayern wieder entreißen. Als Lohn für Aufwand und Mühe soll der König von Frankreich in den Besitz der Barrièreplätze Ypern, Courtrai, Furnes und anderer niederländischer Gebietsstrecken kommen. Der Kaiser solle König von Böhmen werden, Preußen solle ganz Oberschlesien und die böhmischen Kreise haben.[3]) Ungern willigte Frankreich in die Bedingung Friedrichs: er wolle erst dann ins Feld rücken, wenn die Triple-Alliance mit Schweden und Russland abgeschlossen sei.

Friedrich selber sagt:[4]) „Dieser letzte Artikel gewährte die Freiheit, theilzunehmen oder unthätig zu bleiben, je nachdem ihm die Ereignisse vortheilhaft

---

[1]) Ranke, Neun Bücher Preußische Geschichte, III, S. 174—179.
[2]) Histoire de mon temps, Chap. IX.
[3]) Ranke, l. c. III, S. 155—156. — Flassan, l c. V, p. 188—196.
[4]) Histoire de mon temps, Chap. IX.

oder nachtheilig scheinen würden. Noch schmeichelte er sich, den Augenblick des Bruches verzögern zu können: aber die Wendung, welche die damaligen allgemeinen Angelegenheiten nahmen, und die glücklichen Fortschritte des österreichischen Heeres im Elsass zwangen ihn bald, sich wider die Königin von Ungarn zu erklären. Ein Bündnis mit Preußen war jetzt gewiss das vortheilhafteste Ereignis für Frankreich; sein eigener Nutzen musste dies Reich aufs stärkste antreiben, diese Verabredungen zu befördern. Aber wer kann auf das System eines Hofes rechnen, der durch Intriguen regiert und hin- und hergeworfen wird? wer kann auf den Muth und die Thätigkeit eines Heeres bauen, dessen Befehlshaber furchtsam und kraftlos sind?" — Dass er mit dieser Bedingung bloß freie Hand sich erhalten wollte, gesteht Friedrich II. im zehnten Capitel selber zu durch die Worte: „Das Bündnis mit Russland war zwar nicht so, wie man es hätte wünschen mögen, aber wenn der Krieg mit voller Macht betrieben wurde, so konnte der König ihn zu Ende bringen, noch ehe Russland, das in seinen Entschlüssen etwas langsam war, eine so entscheidende Partei ergriffen haben würde, um ihm dadurch in seinen Kriegsunternehmungen hinderlich zu werden." — *Was Schweden betrifft, so sollte es versprechen, in Bremen einzufallen und dem König von England für sein Hannover bange zu machen.* Friedrich II. schrieb an Noailles: „Ich bin sehr zufrieden, an die Stelle Schwedens zu treten, das ist jetzt ein Leib ohne Seele; ich aber habe eine Seele und man wird mit mir zufrieden sein."

Österreichs Stärke, Preußens Schwäche.

Schweden.

Wie Ludwig XV. sein Wort hielt und selber zu Feld zog und in Belgien eine Festung nach der andern bezwang, wurde früher erzählt, aber auch wie die Österreicher den Rhein überschritten und glücklich im Elsass vordrangen. Friedrich II. schrieb an Ludwig XV. den 12. Juli: „Ich höre, dass der Prinz Karl in das Elsass eingebrochen ist. Das genügt, um meine Operationen zu bestimmen. Ich werde an der Spitze meiner Armee am 13. August auf dem Marsche und Ende August vor Prag sein. Es ist ein Wagestück, doch Anhänglichkeit und Freundschaft für Sie bewegen mich dazu, der Sie mich nie verlassen werden. Drei große Schläge sind zu thun: erstens der Angriff auf Böhmen und Mähren, zweitens dass die Kaiserlichen und Franzosen an die Donau rücken, und drittens, und das ist der Hauptpunkt, der Angriff auf Hannover."

Erst jetzt erfuhren die preußischen Minister vom Abschlusse des Vertrages mit Frankreich (die Kosten der Reise des Grafen Rothenburgs nach Paris waren aus des Königs eigener Casse gedeckt worden) und vom Entschlusse des Königs, den Kampf mit Österreich zu beginnen. Sie riethen dringend ab.[1]) Wer sich wohl befindet, dürfe seine Lage nicht verlassen; es sei ein böser politischer Grundsatz, Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden; man müsse alles von der heilenden Zeit erwarten. Friedrich warf ihnen Mangel an Muth vor: es sei eine große Unvorsichtigkeit, einem Fall nicht bei Zeiten zuvorzukommen, wenn man noch Mittel habe, sich dagegen zu sichern. Er wisse sehr wohl, wie er durch den Krieg alles aufs Spiel setze, aber die gegenwärtige Lage erfordere einen entscheidenden Entschluss und in solchen Fällen sei die schlechteste Partei die, gar keine zu er-

Friedrichs Gründe.

[1]) Histoire de mon temps, Chap. IX.

Vorwände. greifen. In einer eigenen Denkschrift suchte der König seinen Ministern zu beweisen, dass Maria Thersia mit dem Plan sich trage, ihm sein Schlesien wieder zu entreißen: „Sollen wir es abwarten, dass die Königin von Ungarn aus aller Verlegenheit sich gezogen hat, dass sie mit den Franzosen in Frieden ist, und den Kaiser zur Niederlegung seiner Krone zwingt? Sollen wir es abwarten, frage ich, dass sie dann sich aller ihrer Macht bedienen kann, und der der Sachsen dazu, und des englischen Geldes, um mit diesen gesammten Vortheilen uns in dem Augenblicke anzugreifen, wo wir keine Bundesgenossen haben werden und keine andere Hilfsmittel besitzen werden als unsere eigene Macht? Sie behaupten, dass die Königin von Ungarn in einem Feldzug den Krieg nicht beendigen wird, dass ihre Länder zugrunde gerichtet, ihre Einkünfte um zehn Jahre zurückgesetzt sind, und dass sie nach geschlossenem Frieden erst recht die Erschöpfung der Kräfte fühlen wird. Ich antworte: nicht jedermann ist der Meinung, dass ihre Finanzen so erschöpft sind, wie Sie es glauben. Große Staaten bieten auch große Hilfsmittel dar."

in Wien gekannt. In Wien war man von der Absicht Friedrichs II., einen dritten Vertragsbruch wider Österreich auszuführen, ganz wohl unterrichtet. Ein Graf Degenfeld hatte Karl von Lothringen die drei böhmischen Kreise bezeichnet, welche Frankreich für seine Schilderhebung dem König zugestanden. Aus Venedig erfuhr man, dass der König von Preußen dem Reis-Effendi in Con-

Türkei ehrlich! stantinpel hatte erklären lassen, Preußen besitze wohlbegründete Ansprüche und Rechte auf Ungarn; da auch der Pforte gleiche Rechte auf gewisse Theile des Landes zukämen, so schlage er ihr vor, dieselben gemeinschaftlich mit ihm wider Maria Thersia zur Geltung zu bringen. Der türkische Minister aber hatte im Namen des Sultans, der ein ehrlicher Mann war, die Antwort gegeben: das Bündnis mit Schweden habe der Pforte eine bittere Warnung ertheilt, sich mit fremden Mächten in keine Allianz mehr einzulassen; sie wolle dem Vertrag mit Österreich und Russland nicht untreu werden. Der Unterhändler sei schleunig aus Constantinopel ausgewiesen worden. Im Diwan hätten aber einflussreiche Personen lebhaft bedauert, dass die Unterhandlung mit Friedrich II. so vorschnell abgebrochen worden sei.[1])

Ungarn. Aus Ungarn hatte man Anzeichen, dass preußische Agenten die dortigen Protestanten gegen die katholische Herrin aufzuhetzen suchten. Graf Palffy erließ einen Aufruf an die Nation: man müsse die Verfassung, welche die Landesmutter genehmigt, gegen einen grausamen Nachbar, welcher die Religion und Freiheit unterdrücke, vertheidigen. An Schlesien könne man sehen, was Ungarn von Friedrich II. zu erwarten hätte; dort habe er die Verfassung gestürzt, dort habe er nach Art der Tataren den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne weggenommen, um sie unter seine Soldaten zu stecken. — Maria Thersia hielt es doch für nöthig, selber nach Ungarn zu ziehen und die Magyaren zu einer zweiten Insurrection aufzurufen; und die magische Gewalt ihrer Persönlichkeit wirkte von neuem.[2]) Das Volk war trotz der religiösen Spaltung einig für die

[1]) Arneth, l. c. S. 407—408. Die Beweisstück ebenda S. 552—554.
[2]) Ibid. II, S. 414—419.

Herrin. Ein englischer Geschichtschreiber jener Zeit bemerkte: „Gleich Elisabeth von England besaß Maria Theresia die Kunst, aus jedem ihrer Unterthanen einen Helden für ihre Sache zu machen.“ [1])

Kriegserklärung.

Am 7. August 1744 erklärte der preußische Gesandte in Wien, Graf Dohna, sein König könne als Kurfürst nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen, dass die Würde des Kaisers unterdrückt, die Verfassung des deutschen Reiches umgestürzt und dessen Ständen Gewalt angethan werde: seine bisherigen Warnungen habe der Hof unbeachtet gelassen und dadurch den König gezwungen, mit dem Kaiser und einigen Fürsten eine Union abzuschließen und ihm einige seiner Truppen als Hilfsvölker zu überlassen.

Manifest voll Lügen.

Zu gleicher Zeit erschien ein Manifest, worin der König erklärte: all seine Bemühungen für den Frieden in Deutschland seien vergeblich gewesen; aus unbegrenztem Ehrgeiz schlage Maria Theresia die deutsche Freiheit in Fesseln; sie wolle deutsche Bisthümer einziehen und damit England ködern; sie habe freie Reichsstädte gewaltsam eingenommen; sie spiele mit Treue und Glauben; sie habe die Friedensanträge des Kaisers hochmüthig verworfen. Wie aber die alten Germanen durch Jahrhunderte ihr Vaterland und ihre Freiheit gegen die ganze Herrlichkeit der Römerwelt beschützten, so würden auch ihre Nachkommen die bedrohte Freiheit des Vaterlandes vertheidigen. Darum ergreife auch der König jetzt die Waffen für die Freiheit des Reiches, für die Würde des Kaisers, für die Ruhe Europas; er habe gar kein persönliches Interesse dabei, er verlange für sich gar nichts. Für jeden, welcher wusste, dass Friedrich II. sich in den geheimen Artikeln des Frankfurter Vertrags drei Kreise Böhmens für seine Schilderhebung ausbedungen hatte, war sonnenklar, dass es mit der Uneigennützigkeit des Königs nicht gut bestellt sei. Als er auch in einem Manifest an die Engländer seine Uneigennützigkeit betheuerte, meinte Horace Walpole, dieses Manifest sei ein trauriges Machwerk, und Voltaire und seine Genossen sollten des Königs Arbeiten durchsehen, ehe sie gedruckt würden.

Ausbruch des Krieges.

Besser waren die Anordnungen des Zuges als die Gründe des Manifestes: 80.000 Preußen zogen zu gleicher Zeit als kaiserliche Hifstruppen in drei Heeressäulen auf Böhmens Hauptstadt los, die eine unter Schwerin aus Schlesien, die zweite unter dem Erbprinzen von Dessau durch die Lausitz, die dritte unter dem König selber auf dem linken Ufer der Elbe durch Sachsen. 17.000 Mann blieben in Brandenburg als Drohung für Sachsen, 22.000 Mann waren in Oberschlesien bereit, über Mähren herzufallen. Am 16. August verlangte Friedrich II. im Namen des Kaisers freien Durchmarsch durch Sachsen. Der Kurfürst war gerade in Polen, die Sachsen waren über die Zumuthung wie betäubt, suchten Zeit zu gewinnen, aber die Preußen standen schon auf ihrem Grund und Boden.[2]) Die sächsischen Minister wollten in der Eile die Hauptstadt befestigen, selbst die Handwerker mussten an den Wällen Hand anlegen, aber es war zu spät. Das Land war mit Truppen

Sachsen überrascht.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 416.
[2]) Histoire de mon temps, Chap X.

überschwemmt. Dem König lag nichts an dem Besitz von Dresden, er gieng gerade auf Pirna zu, wo die Truppen, welche über Leipzig kamen, zu ihm stießen. Die Sachsen mussten Lebensmittel liefern und Schiffe stellen, um über die Elbe zu setzen. Es gieng unaufhaltsam vorwärts. Am 12. August
Böhmen betraten die Preußen den Boden Böhmens, am 2. September stand der König vor Prag. Acht Tage später war schon das schwere Geschütz zur Stelle. Es war kein Heer im Königreiche, das erfolgreichen Widerstand hätte leisten können, denn die Österreicher standen im Elsass, in den Niederlanden, in Italien und Bayern. Batthiany, der an der Spitze von 22.000 Mann in Bayern stand, erhielt zwar Befehl, in Eilmärschen nach Böhmen zurückzukehren, allein gegen 80.000 Preußen konnte er keinen Versuch wagen, die
Prag Stadt zu entsetzen. In Prag selber waren nur 1600 Mann reguläres Militär, es fehlte namentlich an Artilleristen, man hatte nur 30 Bergknappen, um sie für Minen zu verwenden. Die Studenten thaten gute Dienste als Freiwillige, mit den Bürgern aber war nicht viel zu machen. Der Befehlshaber Harsch war ein Mann von Muth und Umsicht, aber seine Mittel waren zu gering. Am 10. September eröffneten die Preußen die Laufgräben, am 11. begannen sie die Stadt mit Bomben zu bewerfen, am 12. erstürmten sie unter Schwerin den Zizkaberg. Bald fieng die Stadt an zu brennen, 150 Häuser sanken in Asche. Am 16. wollten die Preußen den Sturm versuchen,
eingenommen. doch Bürger und Landmilizen schrien, man müsse Prag vor Plünderung und Zerstörung schützen und die Thore öffnen. Da pflanzte Harsch die weiße Fahne auf und bot Übergabe gegen freien Abzug, den aber Friedrich verweigerte. So wurde denn die Stadt übergeben, am 17. zogen die Preußen ein, die Besatzung ward nach Schlesien abgeführt und in Festungen vertheilt. Viele Studenten steckte Friedrich unter seine Regimenter, weil sie zum Kriegshandwerk mehr Lust gezeigt hätten, als zu den Büchern. —

Die Österreicher treiben die Preußen aus Böhmen hinaus. — Ludwig XV. erobert Freiburg und fällt in das Netz der Pompadour.

Jubel Friedrichs II. Den Preußen hatte diese Eroberung nur 60 Todte und 80 Verwundete gekostet. Der Feldzug war also glänzend eröffnet. Friedrich war im Besitze der Hauptstadt Böhmens. Im Siegesjubel schrieb er an Podewils: „Sie ist unser, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, ich würde sie nicht so geschwind erobern, als ich mir einbilde.“ — Richtiger beurtheilte Robinson die Lage: „Es ist der Triumph, die Feuersbrunst eines Tages, nach der die Preußen an sich denken müssen.“ — Rasch kamen die Folgen seines Thuns über Friedrich, zuerst die Nachricht, dass die Österreicher im Elsass nicht vernichtet seien, sondern voll Siegeszuversicht in Eil-

märschen auf Böhmen heraneilten. „So gehts," rief Friedrich, „wenn man mit Lumpen Verträge schließt." — Dann nahm Batthiany eine Stellung, wodurch er sich die Verbindung mit Karl von Lothringen und den Sachsen offen hielt. Friedrich hätte über Beraun auf ihn losstürzen und sich der Stadt Pilsen und der dortigen Magazine sich bemächtigen und die Pässe, durch die das österreichische Heer in das Land kommen konnte, schließen sollen — die Verbindung der Österreicher mit den Sachsen wäre dann unmöglich gewesen. Statt dessen zog er nach dem Süden, nahm allerdings Tabor und Budweis, begieng aber damit Fehler, von denen er selber offen gesteht, nie habe ein Heerführer größere begangen. seine Fehler.

Indes stieß am 1. October das Corps Batthyanys in Mirotiz zu dem Heer, das unter Karl von Lothringen aus dem Elsass herbeigeeilt war. Karl hatte jetzt 50.000 Mann unter sich, und strebte, zwischen Prag und den Preußen Stellung zu nehmen. Der König eilte herbei und suchte einen Zusammenstoß, auf sein Feldherrngenie und die Tüchtigkeit seiner Truppen vertrauend. Allein die Österreicher wichen aus, und nun kamen die Preußen in schwere Bedrängnis. Die leichten Truppen der Gegner fiengen alle Lieferungen auf, welche das platte Land machen sollte, und schnitten alle Verbindungen ab. Karl von Lothringen. Friedrich in Gefahr.

Vier Wochen hindurch war der König ohne Nachricht, wie es in Prag stehe; die Briefe für ihn wurden aufgefangen.[1]) Er wusste nicht, wo Karl von Lothringen stand, er wusste nichts vom Marsche der Sachsen. Friedrich klagt, dass in Böhmen der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Beamten dem Hause Österreich sehr zugethan seien, dass der Unterschied in der Religion dem Volke eine unüberwindliche Abneigung gegen die Preußen einflöße, dass der Hof den Bauern gegen Ersatz alles Schadens befohlen habe, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben und in die benachbarten Waldungen zu flüchten. Daher habe die Armee auf ihrem Wege nichts als Wüsteneien und leere Dörfer gefunden. „Niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf ins Lager; der gemeine Mann ließ sich durch kein Geld bewegen, Nachrichten über die Stellung der Österreicher mitzutheilen. Dagegen wussten diese alles, was im Lager des Königs vorgieng. Seine Armee war immer nur auf den Umkreis ihres Lagers eingeschränkt und musste sich nach römischer Art jeden Abend verschanzen."[2]) — Die Preußen wagten nicht mehr, Reiter auf Kundschaft auszuschicken, denn sie waren sicher verloren. Dem König blieb zuletzt nichts übrig, als auf demselben Weg umzukehren, auf dem er gekommen war. Für Prag fürchtend, zog er nach dem Norden und ließ starke Posten in Tabor und Budweis zurück. Trenck jedoch erstürmte am 21. October Budweis und in Tabor mussten die Preußen die Waffen strecken. Treue der Böhmen.

Indes waren am 21. October bei Radic 20.000 Sachsen zu den Österreichern gestoßen. Vergebens hatte man August III. Mähren angeboten und Ernst der Sachsen.

[1]) Histoire de mon temps, Chap X.
[2]) Ibid. Chap. X.

dem Minister Brühl ein Fürstenthum, wenn Sachsen dem Bunde gegen Maria Theresia beitrete — der König und sein Minister waren von gleichem Hass gegen den Preußenkönig beseelt und sandten in treuer Erfüllung des oben genannten Vertrages ein Heer. Friedrich beklagt bitter seinen eigenen Fehler: „Der König rückte in Sachsen ein und es war ihm nicht unbekannt, dass die Sachsen dem Wormser Bündnis beigetreten waren, entweder musste er sie zwingen, eine andere Partei zu ergreifen, oder er musste sie gänzlich
Prinz Karl. zu Boden drücken, ehe er einen Fuß in Böhmen setzte.“[1]) — Karl von Lothringen hatte jetzt 70.000 Mann zur Verfügung und gedachte den König aus einer festen Stellung nach der andern hinauszumanövrieren, um ihm die Verbindung mit Schlesien und mit seinen Magazinen abzuschneiden, und wählte immer solche Lager, wo er durchaus nicht angegriffen oder zu einer Schlacht gezwungen werden konnte. Friedrich, von den leichten Truppen des Feindes immer mehr belästigt, suchte endlich in einer entscheidenden Schlacht bei Marschowitz die Bande zu zerreißen, die ihn umschnürten, fand aber die Stellung der Österreicher zu fest und den Angriff zu gewagt. Die jüngern Generale drangen in Karl von Lothringen, über die Preußen herzufallen
Traun. und mit einem Schlag dem Krieg ein Ende zu machen. Graf Traun, der militärische Rathgeber des Prinzen, erklärte jedoch, der Theil, der den andern angreife, erleide eine Niederlage, und so unterblieb die Schlacht. Der König zog ab und nahm seine Richtung zuerst gegen Prag; Karl aber suchte ihn von der obern Elbe und seinen Ländern abzuschneiden und Friedrich, die Gefahr merkend, suchte sich Pardubitz zu nähern, um sich die Verbindung mit Schlesien offen zu halten. Den ganzen Feldzug entschied ein glänzender Übergang der Österreicher über die Elbe, für Friedrich war jetzt auch dieses
Rückzug der Preußen. Stromgebiet verloren. „Sich über das Schicksal beklagen, heißt seine Zeit verschwenden“, sagt der König. „Man dachte also lieber daran, das Übel, so weit es die Umstände erlaubten, wieder gut zu machen, d. h. rasch nach Schlesien abzuziehen.“[2]) Der Weg gieng über Braunau, Trautenau und Glatz. Am 1. December stand Friedrich wieder auf seinem Gebiete, aber seine Armee war zur Hälfte zusammengeschmolzen.

Einsiedl bekam Befehl, schleunigst Prag zu räumen, er entkam nur mit Verlust der Kriegscasse, von 131 Kanonen, von vieler Mannschaft, über Friedland nach Schlesien. Friedrich II. selber gesteht: „Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen und selbst Österreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener Flotte, die den Namen der unüberwindlichen „Armada“ führte.
Friedrich besiegt. Der ganze Vortheil dieses Feldzugs war auf Seite Österreichs. Herr von Traun spielte in demselben die Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus. Des Herrn von Traun Benehmen ist ein vollkommenes, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studieren muss, um es nachzuahmen, wenn

[1]) Histoire de mon temps, Chap. X, gegen Ende.
[2]) Ibid. Chap. X.

er dazu die Fähigkeiten besitzt. Der König hat es selbst gestanden, dass er diesen Feldzug für seine Schule in Hinsicht der Kriegskunst und Herrn von Traun für seinen Lehrer angesehen hat. Das Glück hat oft für Fürsten weit traurigere Folgen, als die Widerwärtigkeit: das erstere macht sie trunken von Eigendünkel, die letztere verschafft ihnen Vorsicht und Bescheidenheit.“ [1])

Ludwig XV.

Friedrich hatte wahren Grund, sich über die Franzosen zu beklagen, sie hatten ihn im Stiche gelassen; statt dem abziehenden Heere Karls von Lothringen zu folgen und dadurch den Preußen Luft zu machen, hatten sie bloß die Belagerung von Freiburg im Breisgau unternommen, einer Festung mittleren Ranges, deren Eroberung doch keinen wesentlichen Entscheid herbeiführte. — Aber es galt, dem König leichten Ruhm zu verschaffen und ihn in kriegerischer Aufregung zu erhalten.

Freiburg

Schon am 17. September standen 17.000 Mann unter dem Marschall Coigny mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor der Festung. Die Besatzung bestand aus 7000 Mann. Der Befehlshaber, Feldmarschall-Lieutenant Baron Damnitz, war ein umsichtiger und entschlossener Mann. Die Bürgerschaft hieng treu an der Sache der Königin, wollte um keinen Preis französisch werden und ertrug muthig alle Schrecken der Belagerung. Trotz alledem war bei der Übermacht der Franzosen an Mannschaft und Geschütz und bei dem Umstande, dass ihnen die schwachen Seiten der Festung von früher her bekannt waren, der Ausgang wohl vorauszusehen. Am 11. October erschien Ludwig XV. selber, er wohnte in Munzingen, im Schlosse des Grafen von Kageneck. Vom Loretoberg sah er der Beschießung der armen Stadt zu. Ein Sturm folgte nach dem andern, sie wurden jedoch alle tapfer abgeschlagen, der letzte in der Nacht des 2. November. Die Vertheidiger sahen vom Pulverdampfe aus wie Kohlenbrenner. Ein neuer Sturm war nicht mehr auszuhalten. Damnitz bot die Übergabe der Stadt an, er hoffte sich in der Citadelle auf dem Schlossberg, die aus der unteren Festung, dem Salzbüchslein und der oberen Festung bestand, noch zu halten. Der König wollte jedoch nur freien Abzug gewähren, wenn man ihm die Stadt und die Schlösser zugleich übergebe. Der Commandant verlangte Frist, um die Befehle der Königin einzuholen. Am 21. November kam der Bote aus Wien mit dem Bescheid zurück, die Schlösser unter günstigen Bedingungen zu übergeben, nie dürfe aber die Mannschaft kriegsgefangen sein. Aber jetzt war die Lage schon derart, dass auch die Schlösser nicht mehr zu halten waren. Am 25. November wurden sie übergeben, und die Mannschaft nach Neubreisach abgeführt, 4578 Mann von 9000. Der Verlust der Franzosen war groß, 7350 Mann an Todten, 9226 Mann an Verwundeten.[2]) Obschon Ludwig nur bei Becherklang der Beschießung zusah, so wurde doch ein Gedicht auf seine Heldenthaten gedruckt.[3])

treu und tapfer,

erliegt der Übermacht.

[1]) Histoire de mon temps, Chap. X, Schluss.

[2]) Vergl. „Österreichische militärische Zeitschrift“, Jahrgang 1826, IV. Bd., XII. Heft, S. 241 ff. Über ein Tagebuch der Belagerung vergl. Schreiber. Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, IV. Theil, S. 283—334. Von französischer Seite: Récit de tout ce qui s'est passé au siège et à la prise de Fribourg par les troupes de France, le Roy présent, commandées par Mrs. le duc de Noailles, de Coigny, de Bellisle et de Maillebois, assiegée le 22 Septembre et rendue le 5 Novembre 1744 entre 10 et 11 heures avant midi, sous les drapeaux de Gondrin et d'Anguin.

[3]) La conquête du Brisgau et la prise de Fribourg par le Roi. Poême en trois chants. Colmar chez la veuve de Jean Henry Decker. 1744.

Heimkehr Ludwigs XV.

Ludwig war schon am 1. November von Freiburg abgegangen. Er kam als Sieger heim. Seine Reise durch Frankreich war ein wahrer Triumphzug. Die Franzosen hatten damals noch das Gefühl, dass der König der Mittelpunkt ihrer Einigung sei, sie waren wie trunken vor Freude, dass er noch lebe. Sein früheres leichtfertiges Benehmen hatte allgemeine Trauer erweckt, seine Reue in Metz, die Wiederaussöhnung mit der guten Königin hatte ihm hingegen die Herzen gewonnen. Der gemeine Mann verzeiht einem Herrscher viel eher eine falsche Richtung in der Politik oder einen unglücklich geführten Krieg, als ein Unrecht gegen die Gemahlin oder sonst ein Vergehen im Familienleben. Die Chateauroux jedoch war der Gegenstand des allgemeinen Hasses.

Paris.

Als der Courier am 19. September die Nachricht von der Genesung des Königs nach Paris brachte, wurde er von den Freudenbezeugungen des sich um ihn drängenden Volkes fast erdrückt: man küsste ihm die Stiefel und das Pferd. Ein Schrei der Freude hallte durch die Straßen: „Der König ist wieder gesund!“ Als man Ludwig XV. von diesem Jubel erzählte, wurde er zu Thränen gerührt und sagte: „Ach, wie süß ist es, so geliebt zu sein; was habe ich gethan, um es zu verdienen?“ [1] Aber edle Aufwallungen waren bei ihm nur von kurzer Dauer.

Verfall Ludwigs XV.

Ludwig XV. hatte ein schlaffes Herz und immer eine Neigung zum Gemeinen: er sehnte sich wieder nach der Chateauroux. Als die Königin in Metz zärtlich bat, ihn ins Feldlager begleiten und pflegen zu dürfen, gab er kalt und schneidig die Antwort: „Es ist nicht nöthig.“ — Am 8. November zog er in Paris ein wie ein römischer Triumphator. Das Volk weinte vor Freude, sein Jubel galt

Chateauroux.

dem König, aber auch den Tugenden der Königin. Auch die Chateauroux sah dem Einzug unter dem Hausen zu und schrieb darüber an Richelieu: „Er sah heiter und gerührt aus, er ist also zarter Empfindungen fähig; ich glaube, sein Auge suchte mich. Hingerissen vom Lobe, das man ihm spendete, von den Freudenrufen, welche die Begeisterung den Zuschauern entriss, konnte ich gar nicht mehr an mich selber denken. Eine einzige Stimme, die neben mir ertönte, erinnerte mich an mein Unglück, indem sie mir einen schimpflichen Namen gab.“ In der That ward sie erkannt und misshandelt und kehrte in Verzweiflung in ihre Wohnung zurück. Hier aber in der Rue du Bac suchte sie der erbärmliche König in der Nacht des 9. November auf und entschuldigte sein Benehmen in Metz. „Ah,“ sagte sie stolz, „ich muss froh sein, dass Sie mich nicht ins Gefängnis warfen, um da zu verfaulen; ich kann nicht mehr nach Versailles zurück, sonst müssten zu viele Köpfe fallen.“ Sie verlangte Rache und Ludwig war nur

Maurepas.

bestrebt, herunterzuhandeln: Maurepas solle verbannt, die Prinzen von Geblüt sollen gedemüthigt, die Herzoge von Chatillon, Bouillon, La Roche-Foucauld, der Marquis Balleroy müssen verbannt werden, der Beichtvater Perusseau und der Bischof von Soissons dürfen nie mehr an den Hof kommen. Der König gestand die Entfernung der Priester, die Verbannung der Herzoge zu, nur Maurepas müsse er behalten, denn er sei der einzige Minister, mit dem er arbeiten könne, aber er werde ihn zwingen, um Verzeihung zu bitten. So geschah es, Maurepas kam am anderen Tag zur Chateauroux im Namen des Königs: [2]

---

[1] Voltaire, Siècle de Louis XV., Chap. XII.
[2] Soulavie, Mémoires de Richelieu, Chap. VII, 4 und 5.

„Madame! Der König schickt mich, um Ihnen zu sagen, dass er während seiner Krankheit in Betreff dessen, was mit Ihnen geschah, ganz bewusstlos war. Er hat sie immer gleich hoch geschätzt und bittet Sie und Ihre Schwester, an den Hof zurückzukommen und Ihre Stellung wieder einzunehmen.“ Indem er das königliche Schreiben übergab, wollte Maurepas ihr zierlich die Hand küssen. Sie riss ihm aber den Brief aus der Hand und sagte stolz: „Geben Sie her, und gehen Sie.“ — Doch kam sie nicht mehr in die Tuilerien, noch nach Versailles. Der rasche Fall von schwindelnder Höhe, die Demüthigung, die sie erfahren, die Gefahr, in der sie geschwebt — sie war auf der Heimkehr von Metz einmal nahe daran, vom Volke in Stücke gerissen zu werden —, hatten ihr ein Fieber zugezogen, das tödtlich ward. In den Phantasien schrie sie, Maurepas habe sie vergiftet. Schon am 6. December war sie eine Leiche. Der König belustigte sich an diesem Tage auf der Jagd.

Um das Maß der Schmach voll zu machen, kam der Kuppler des Königs, Richelieu, zur Schwester der Verstorbenen, Madame de Flavacourt, und bot ihr Reichthümer, Gnadenbezeigungen, Einfluss auf die Geschäfte, Erhebung ihrer Verwandten an, wenn sie die Stelle der Chateauroux beim König einnehmen wolle. Sie hörte ihn ruhig an und gab ihm die stolze Antwort: „Gehen Sie, die Achtung meiner Zeitgenossen ist mir lieber als all das.“ Flavacourt.

Perusseau und Fitz James durften in der That für ihre treue Pflichterfüllung nie mehr an den Hof kommen. So oft aber Ludwig XV. Compiègne besuchte, welches zum Sprengel von Soissons gehörte, lag ein Mahnschreiben des Bischofs „an den König“ auf seinem Tisch. In der Regel wurde es von Richelieu oder der Maitresse zerrissen, eines ist aber doch noch erhalten.[1]) Es lautet: „Sire! Erinnern Sie sich, als Sie in Todesgefahr nahe daran waren, dem Herrn der Heerscharen über Ihre Regierung Rechenschaft abzulegen, wie Sie sich vor dem höchsten Wesen gedemüthigt und in Gegenwart der Großen des Reiches ein Geständnis Ihrer Fehler abgelegt und versprochen haben, in Zukunft einen erbaulicheren Wandel vor uns zu führen. Sie nahmen uns zu Zeugen dieser schönsten That Ihrer Regierung, und Sie waren in unsern Augen nie größer und gewaltiger, als da wir Sie mit Ihrem Gott versöhnt sahen. Da Sie mich zum Zeugen ihrer öffentlichen Beichte berufen haben, so werde ich, so lang ich lebe, Euer Majestät stets an diesen Tag der Reue und der Erbarmung erinnern.“ Fitz James.

Doch Ludwigs Herz war nicht mehr zu rühren durch so edle Beweggründe, er nahm hinfort einen armen, alten, blinden und tauben Landpfarrer zum Beichtvater. Auf der andern Seite fehlte es nicht an entarteten Frauen, die nach der Ehre, Maitresse des Königs zu werden, begierig waren, und die Partei der Religionsspötter betrieb umso eifriger, den König in den Banden der Sünde gefesselt zu halten, je mehr um den Dauphin die Männer sich scharten, welche eine christliche Haltung der Regierung verlangten und am Treiben des Königs und seiner Minister eine scharfe Kritik übten.

Die Partei der Schlechten siegte. Schon im Februar 1745 lag der König in den Banden der Pompadour, denen er sich bis zu ihrem Tode nie mehr entwand. Sie war die Tochter eines Metzgers, Poisson, und einer leichtfertigen, aber schönen Mutter, die nicht erröthete, ihr Kind für den Zweck zu erziehen, einst Maitresse des Königs zu werden. Der Liebhaber der Mutter, der reiche Pompadour.

[1]) Bei Soulavie, Mémoires de Richelieu, VIII, 7.

Generalpächter Le Normand, vermählte sie an seinen Neffen d'Etioles und gab eine glänzende Aussteuer. Madame d'Etioles machte nun ein großes Haus und vereinte Künstler, Schriftsteller, Trompeter des Ruhmes, an ihrer Tafel, musicierte und spielte erträglich auf ihrem Haustheater. Die Schmarotzer priesen entzückt ihre Schönheit und ihren Geist. Alles ward aufgeboten, um den König auf sie aufmerksam zu machen, doch fand er anfangs gar keinen Gefallen an ihr, einen Monat später hatte er sie ganz vergessen. Man sprach nun Ludwig von einer Dame, die in Verzweiflung Selbstmordgedanken hege, weil sie den König vergebens liebe, und wie ihr Mann in Eifersucht darüber sie misshandle. Ja sie gieng selber zum König, bat ihn, sie zu retten, sie könne nicht mehr nach Hause zurückgehen, sie müsse sterben. Und jetzt fasste der König Zuneigung, welche durch den Unmuth seiner Familie über sein Treiben nur noch gesteigert wurde. Er wollte zeigen, dass er der Herr sei, und machen könne, was er wolle, und erklärte die Pompadour zu seiner Maitresse — und zwar am heiligen Ostertag 1745. Am 6. Mai 1745 erhob er sie in den Adelstand als Marquise de Pompadour. Gleich darauf zog er zu Feld nach Flandern und nahm nicht einmal Abschied von der Königin. Die Pariser ergossen ihren Unmuth in Witzen (Poissonaden) und bitteren Liedern.

Argenson.

Seit dem 18. November 1743 leitete der Marquis d'Argenson das Ministerium des Äußern. Er rieth Ludwig XV. Frieden zu schließen oder den Krieg mit höchstem Ernst, und zwar in Deutschland zu führen, Bayern

Ludwig XV.

zu retten, und Friedrich zu unterstützen. Ludwig XV. war kriegslustig geworden: „Seit der König selber regierte, wie man sagt, hörte er nur die gerne an, die durch Krieg emporkommen wollten. Ludwig XV. ist waghalsiger als man glaubt. Er setzt seine Ehre darein, nie von etwas abzustehen, was er einmal angefangen hat. Im Rathe sagt er oft: ‚Wer nichts wagt, gewinnt nichts.' Ausführliche politische Beweisführungen langweilen ihn, aber er liebt gern kurze Sätze, die an Klugheit und Ehre erinnern." [1]) — Aber man musste dem König Vorschläge machen gerade so, wie er sie gerne hörte. Als ihm d'Argenson vorstellte, dass man den Krieg nicht in Flandern, sondern in Westfalen, am Main und in Bayern führen müsse, bekam er ungnädige Antwort: er verstehe nichts vom Krieg; man könne Maria Theresia am besten in den Niederlanden angreifen; dadurch halte man auch die Seemächte in Schranken; wenn man sich bloß vertheidige, zehre man sein eigenes Land auf, während der Angriffskrieg auf Kosten des feindlichen Landes geschehe.[2]) Ludwig hörte seinen Ministern mit bewunderungswürdiger, aber kalter Geduld zu; wenn nicht sogleich die ersten Sätze ihn ergriffen, so machte der Vortrag gar keinen Eindruck. Er war hierin viel herrischer, als Ludwig XIV., und gebot mehr durch Schweigen als andere Fürsten durch eine hohe Sprache.[3])

---

[1]) Mémoires du Marquis d'Argenson, p. 361.
[2]) Ibid. p. 364.
[3]) Flassan, Histoire de la diplomatie française, V, p. 246.

So thaten denn die Franzosen nach der Eroberung von Freiburg für die bayrische Sache sehr wenig, bloß dass sie 20.000 Mann unter Segur zum kaiserlichen Heere unter Seckendorf stoßen ließen, welche den gegen Böhmen abziehenden Österreichern nachrückten. Dadurch war es Karl VII. wieder möglich, den 23. October 1744 in seine Hauptstadt München einzuziehen. Es war seine letzte Freude. Bald darauf legte Seckendorf, müde der Vorwürfe der Franzosen und Preußen, seine Stelle als Oberbefehlshaber nieder. Törring trat an die Spitze und bekam bald wieder Schläge. Die Nachricht, dass die Österreicher — 12.000 Mann unter Bernklau, dem Prinz Karl befohlen hatte, einstweilen nur die Linie Ingolstadt, Braunau und Schärding zu behaupten — seine Bayern bei Meineck geschlagen hatten, ergriff den von Gicht und Kummer gequälten Kaiser derart, dass er am 20. Januar 1745 seiner Krankheit erlag. Karl VII. war erst achtundvierzig Jahre alt, sanft, ein herzensguter Mann, wohlthätig bis zum Übermaß, freigebig, dass er selbst oft in Dürftigkeit gerieth,[1]) aber zu schwach für die Last, die er sich auf den Rücken geladen hatte. Weder seine Fähigkeiten noch seine Macht entsprachen seinem Ehrgeiz, und so brachte er nur Unglück über sein armes Volk und über Deutschland. Sterbend mahnte Karl VII. seinen Sohn, den Ehrgeiz zu meiden und sich sein Beispiel zur Warnung zu nehmen: es sei bitter, aus seinem Lande fliehen zu müssen und von der Barmherzigkeit anderer zu leben. Dürften wir Friedrich glauben, so hätte der sterbende Kaiser seinen Sohn ermahnt, nie die Dienste zu vergessen, die der König von Frankreich und der König von Preußen ihm geleistet haben, und ihnen nie mit Undank zu lohnen.

Tod Karls VII.

Einen Monat vorher war **Belleisle**, der die deutschen Fürsten einigen, dem Kaiser und Friedrich II. Luft machen wollte, in Elbingerode auf hannöverischem Gebiete mit seinem Bruder verhaftet und als Staatsgefangener nach Windsor gebracht worden. Beim Anhalten nach seinem Passe gefragt, erklärte er, keines Passes zu bedürfen, weil er als kaiserlicher Gesandter und deutscher Reichsfürst reise, wozu ihn Karl VII. ernannt habe. **Georg** II. hasste ihn jedoch als Hauptanstifter des Krieges und Schürer zu neuem Widerstand der Gegner. Der Kaiser erklärte seine Verhaftung für eine Verletzung seines Reiches. Georg II. übertrug die Entscheidung der Frage seinen drei Feldmarschällen, **Stair**, **Cobham** und **Wade**; sie erklärten nach Einsicht der Papiere, der Marschall und sein Bruder seien Kriegsgefangene. Der englische Geschichtschreiber Lord **Mahon**[2]) meint, die englische Regierung habe bei dieser Angelegenheit weder eine richtige Ansicht gehabt, noch sich mit ihrer Gerechtigkeit beeilt, denn **Belleisle** wurde erst nach der Schlacht bei Fontenoy entlassen.

Belleisle.

Für **Friedrich** II., den man übrigens vergebens aufforderte, den Marschall mit einem Trupp Cavallerie aus Hannover zu befreien, war Belleisles Haft ein Unglück. Noch mehr aber der einen Monat nach der Gefangennehmung erfolgende **Tod des Kaisers**, denn jetzt hatte die Union keinen Grund mehr,

Friedrich II.

[1]) **Fréderic**, Histoire de mon temps, Chap. XI.
[2]) In dem oft angeführten Werk, Cap. XXVI.

zu bestehen, und Friedrich keinen Grund mehr, mit Maria Theresia Krieg zu führen. Der König gesteht selber: „Der Name des Kaisers hatte den Verein der Fürsten, die seine Vertheidigung übernahmen, rechtmäßig gemacht: all ihre Schritte waren den Reichsgesetzen gemäß; sobald er aber nicht mehr da war, gab es keinen Gegenstand der Vereinigung mehr. Die Reichsfürsten hatten keinen gemeinschaftlichen Zweck mehr, und nicht mehr knüpfte sie der nämliche Vortheil an den Vortheil Preußens. Es war leicht vorauszusehen, dass das Haus Österreich selbst das Unmögliche versuchen würde, um die kaiserliche Krone wieder auf seinen Namen zu bringen. Zu Versailles sah man den Tod des Kaisers insgeheim als eine glückliche Entwickelung an, wodurch die Unruhen Frankreichs enden würden. Man war des Zahlens der ansehnlichen Hilfsgelder, die man ihm entrichtet hatte, müde, und man schmeichelte sich, mit der Königin von Ungarn einen guten Tausch, in Absicht eines vortheilhaften Friedens gegen die Kaiserkrone, treffen zu können. — Wo konnte man überdem einen Mitwerber finden, um ihn gegen den Großherzog von Toscana aufzustellen? Der Kurfürst von der Pfalz war zu schwach; der junge Kurfürst von Bayern war noch nicht in dem Alter, welches die Goldene Bulle als wahlfähig bezeichnete; mit dem Throne von Polen hielt man den Kaiserthron für unverträglam, und so schien der Kurfürst von Sachsen ausgeschlossen. Es blieb folglich niemand als der Großherzog von Toscana übrig; und diesen unterstützten die Heere der Königin von Ungarn, das Geld der Engländer und die Geistlichkeit. Der Hof von Versailles sah es ein, wie schwer es ihm diesmal war, den Großherzog von dem Throne auszuschließen; indes wollte er demselben doch wenigstens Nebenbuhler erwecken, um sich für seine Vermittlung desto vortheilhaftere Bedingungen herauszuschlagen. Der Marschall von Sachsen trug am meisten dazu bei, dass die Wahl des Hofes auf August III., König von Polen, fiel.“ [1])

August III.

Allein August III. war, wie sein Minister Brühl, einer Verbindung mit Preußen, welches durch sein Emporsteigen Sachsen in eine niedere Stellung herabgedrückt hatte, auch in Erinnerung an den letzten mährischen Feldzug gleich sehr abgeneigt. Vergebens war die Sendung des Franzosen Valori nach Dresden, vergebens das Angebot der Kaiserkrone und Hilfsgelder für 60.000 Mann. Friedrich II. gab seine Zustimmung, dass man dem Sachsen die Krone anbiete, allerdings in der Überzeugung, wenn August III. den Kaisertitel annehme, so müssten Sachsen und Österreich unversöhnliche Feinde werden; Friedrich dürfe sich dann nur mit Maria Theresia vergleichen, so komme August wieder um den Thron, nach dem er so eifrig strebe.[2])

Quadrupel-Allianz.

Sachsen war jedoch schon durch einen Vertrag gebunden, durch die am 8. Januar 1745 zu Warschau abgeschlossene Quadrupel-Allianz, in welcher die Seemächte dem Sachsen 150.000 Pfund Hilfsgelder, Schutz für sein Land und Genugthuung versprachen, wenn er angegriffen würde, ferner ihm die Nachfolge in Polen für seinen Sohn zusicherten, wogegen der Sachse 30.000 Mann zur Vertheidigung Böhmens aufzustellen, dem Gemahl Maria Theresias seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben verhieß. Am 18. Mai 1745 schloss Maria Theresia mit Sachsen in Leipzig einen geheimen Vertrag ab,

[1]) Histoire de mon temps, XI.
[2]) Ibid. XI.

worin beide Mächte überein kamen, Friedrich zu bekriegen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis seine Macht in engere Schranken gezogen sei; nicht bloß ganz Schlesien und Glatz solle für Maria Theresia wieder erobert werden, sondern dem Königreich Preußen auch das Herzogthum Magdeburg, nebst dem Saalkreis, das Fürstenthum Crossen, der Züllichauer Kreis, die preußischen Lehen in der Lausitz und der Schwiebuser Kreis entrissen werden und an den König von Sachsen kommen; im ungünstigsten Falle solle Sachsen wenigstens Crossen, Züllichau, die Lehen in der Lausitz und Schwiebus erhalten. Leipziger Vertrag.

Ein schwerer Schlag für Friedrich war ferner der Gang, den die Dinge in Bayern nahmen.[1]) Bernklau und Batthyany giengen im Frühjahr 1745 zum Angriff über und jagten mit stählernem Besen Hessen, Bayern, Franzosen vor sich her. Der junge Kurfürst Max Joseph, kaum zur Regierung gekommen, musste schon aus seiner Residenz nach Augsburg flüchten. Die Bayern irrten wie eine Herde ohne Hirten umher. Die Franzosen und Hessen unter Segur wurden bei Pfaffenhofen geschlagen, das Heer unter Maillebois, welches an der Lahn stand, die Kaiserwahl decken und im Nothfalle in Bayern einschreiten sollte, wurde von Aremberg, der den Rhein heraufrückte, zurückgedrängt. Jetzt mahnte Seckendorf den Kurfürsten, sich durch einen Vertrag mit Maria Theresia zu retten. Ebenso lautete der Rath der Mutter. Max Joseph besann sich schnell eines Besseren, und so ward denn am 22. April 1745 der Friede zu Füßen zwischen Bayern und Österreich geschlossen. Der Kurfürst erhielt seine sämmtlichen Staaten zurück, legte den Titel eines Erzherzogs von Österreich ab, entsagte allen Ansprüchen, welche das Haus Bayern an die Österreichische Erbschaft haben könnte, garantierte die Pragmatische Sanction, willigte ein, dass die böhmische Kurstimme wieder in Ausübung komme, und versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias. Diese hingegen anerkannte den verstorbenen Kurfürsten als Kaiser, seine Witwe als Kaiserin, verzichtete auf alle Entschädigungsansprüche und Erhebung jeglicher Contribution in Bayern. Sehr wichtig war ein anderer Punkt des Vertrages, dass nämlich Bayern in Zukunft nur 6000 Mann Truppen halten und sie der Königin zur Verfügung stellen werde. Bayern. Friede zu Füßen

All das waren schwere Schläge für Friedrich II., er stand jetzt Maria Theresia allein gegenüber. Sie hatte ihm Schlesien im letzten Frieden ehrlich abgetreten, hielt sich aber jetzt ihres Wortes für entbunden, da er den Vertrag selber gebrochen; sie war jetzt ebenso fest entschlossen, ihm seine Eroberung wieder zu entreißen. In einem Aufrufe an die Bewohner Schlesiens und der Grafschaft Glatz erklärte sie, diese Länder seien ihr vom König von Verlegenheit Friedrichs II

[1]) Histoire de mon temps, XI.

Maria There sia

Preußen unrechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen durch Aufhebung der Landesverfassung, durch unerschwingliche Besteuerung der Geistlichkeit und der Einwohner, durch die Beeinträchtigung der katholischen Kirche, durch zwangsweise Aushebung in das Militär, endlich durch den Angriff des Königs auf Böhmen gebrochen worden.

England.

Friedrichs Hoffnung auf einen Wechsel im englischen Ministerium erwies sich gleichfalls als eitel: die Opposition hatte allerdings bisher über Carterets hannöverische Politik geklagt; als sie aber am 27. November 1744 mit Harrington ans Ruder kam, setzte sie des gestürzten Carteret Politik fort, denn sie konnte die geschlossenen Bündnisse nicht umstoßen und die Machtstellung Englands nicht auf einmal ändern.[1]) Im Gegentheil, das neue Ministerium zahlte noch mehr Hilfsgelder und bewog die Holländer, gegen den beabsichtigten Angriff der Franzosen auf Belgien 50.000 Mann ziehen zu lassen. Friedrichs Bitte, den Frieden derart zu vermitteln, dass Don Philipp ein Stück Land in Italien, Frankreich einen Theil seiner Eroberungen in den Niederlanden, Franz Stephan die Kaiserkrone bekomme und Preußen Schlesien behalte, wies es mit der Bemerkung zurück, der König, der den Breslauer Frieden gebrochen, könne nur von seiner Tapferkeit seine Rettung erwarten. Friedrich konnte also nur auf sich und seine Armee rechnen; die Aussichten waren düster, doch war er entschlossen, dem Unglücke, das da komme, eine Stirne von Erz entgegenzusetzen. Er schöpfte sogar Muth aus dem Vorbilde Maria Thereias. „Eine Frau, die Königin von Ungarn, hat nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann uns ein glücklicher Erfolg höher heben, als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereignis, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig oder ungünstig sein, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muss ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner gieng, dass man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirne von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muss, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden.“[2]) — „Es ist geschehen, was geschehen musste. Mir bleibt nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehre, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Mein Ehrgeiz ist, dass ich mehr als ein anderer zur Vergrößerung meines Hauses gethan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine große Rolle gespielt habe; mich dabei zu erhalten, ist gleichsam eine persönliche Pflicht, die ich erfüllen will, auf Kosten meines Glückes und meines Lebens. Ich habe keine Wahl mehr, ich will meine Macht behaupten, oder sie soll zugrunde gehen, und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen anderen Rath geben zu wollen.“

---

[1]) Mahon, l. c. III, Chap. 26.

[2]) Aus den Briefen an Podewils, welche Ranke, l. c. III, S. 236—242 zuerst benützen konnte.

Indes fiel ein Hauptschlag in Belgien, wohin Ludwig XV. gegen d'Argensons Rath, durch einen Zug nach Deutschland dem König von Preußen Luft zu machen, mit 80.000 Mann aufbrach. Militärischer Leiter war Graf Moriz von Sachsen, damals durch sein lockeres Leben und durch die Folge davon, die Wassersucht, so geschwächt, dass er keinen Panzer mehr tragen konnte, dass er einmal über das andere ohnmächtig vom Pferde sank, dass er die Reise von Paris nach Belgien in einem elastischen Wagen, von Weiden geflochten, machen musste, aber als Befehlshaber ein tiefer Kenner des Kriegswesens, kühn und umsichtig, gleich fähig, einen großen Plan zu fassen, auszuführen und zu — verschieben, wenn es nöthig war. Vorsicht, Findigkeit und rascher Überblick wird ihm von den Zeitgenossen nachgerühmt. Moriz machte Bewegungen, als wollte er Mons angreifen, stürzte sich aber plötzlich auf die stärkste Festung Flanderns, auf Tournay. 9000 Holländer waren als Besatzung darin, sie zu befreien, brach der Herzog von Cumberland von Brüssel auf, mit 50.000 Mann, worunter 8000 Österreicher unter Königsegg. Moriz ließ 20.000 Mann vor Tournay und zog mit der Hauptmacht den Verbündeten zur Schlacht entgegen. Drei Stunden davon an der Schelde, wo er von seiner Jugend her jeden Fuß des Bodens kannte, bei Fontenoy bezog er eine glücklich gewählte Stellung, die er noch so befestigte, dass sie unangreifbar schien, zumal sie auch noch mit 260 Kanonen bespickt war. Königsegg rieth, den Stier nicht bei den Hörnern zu fassen, sondern durch Märsche die Feinde zu zwingen, diese Gegend zu verlassen. Cumberland und die Holländer wollten von keinem Verzug etwas wissen, denn Ludwig XV. war bei der Armee: war es nicht möglich, die Franzosen zu schlagen und den König zu fangen, um im Ruhme dem schwarzen Prinzen gleichzustehen?

Moriz von Sachsen.

Schlacht bei Fontenoy.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai stellte Cumberland sein Heer auf. Der linke Flügel — Holländer — sollte Antoing, der rechte — Engländer unter Yngolsby — sollte das Gehölz von Barre nehmen; die Mitte — Hannoveraner, Österreicher und Engländer — sollte gegen das Dorf Fontenoy vordringen, die französische Mitte sprengen und den rechten vom linken Flügel abschneiden. Früh 5 Uhr spielte schon das grobe Geschütz, um 8 Uhr war die Schlacht allgemein. Die Holländer wurden von den Franzosen zweimal zurückgeschlagen und verließen in Verwirrung das Schlachtfeld. Auch der rechte Flügel entsprach der Erwartung nicht, Yngolsby vermochte die Feinde aus dem Gehölz nicht zu verjagen. Die Mitte aber drang mit tollkühner Tapferkeit voran, und zwar an einer Stelle, die vom feindlichen Geschütze so stark bestrichen war, dass Moriz sagte, er hätte nie geglaubt, dass irgend eine Armee hier durchzudringen versuchen würde. Das französische Geschütz riss ganze Reihen nieder, immer aber schloss sich die Angriffscolonne wieder und drang unaufhaltsam und feuerspeiend voran. Die Anhöhe wird erstiegen und man steht den französischen Garden gegenüber. Ein englischer Officier, Lord Hay, soll die Gegner mit Schwenken des Hutes angeredet haben: „Meine Herren von der französischen Garde, schießen Sie.“ „Nein, Ihr Herren Engländer,“ soll der Marquis d'Auteroche geantwortet haben,

„die Garden schießen nie zuerst", — sie waren nämlich gewohnt, sogleich mit dem Bajonnette anzugreifen, — und nun hätten die Anrückenden eine vernichtende Salve gegeben, eine ganze Reihe von Franzosen sei gestürzt, unter ihnen auch der Herzog von Grammont, uns von Dettingen her bekannt. So erzählen die Zeitgenossen nahezu einstimmig.[1]) Vor kurzem aber wurde ein Brief Lord Hays, den er nach der Schlacht, verwundet, dictierte, veröffentlicht, welcher den wahrscheinlicheren Hergang so schilderte: „Unser Regiment machte den Angriff auf die französischen Garden: als wir innerhalb zwanzig oder dreißig Schritte vor ihnen kamen, trat ich vor dasselbe, trank den Franzosen aus der Flasche zu und rief, wir wären die englischen Garden und hofften, sie würden stille halten, bis wir an sie herankämen, und nicht über die Schelde schwimmen, wie über den Main bei Dettingen. Darauf drehte ich mich gegen unser Regiment, redete unsere Leute an und ließ sie Hurrah schreien. Ein Officier trat aus dem Gliede und versuchte seine Leute auch hurrahen zu lassen, aber es waren in seiner Brigade nicht mehr als drei oder vier, die es thaten."[2]) Das Feuer begann. Gewiss ist, die erste Linie wurde durchbrochen, der Angriff der Reiterei blutig zurückgeworfen. Auch die zweite Linie wurde durchbrochen, schon hielt Moriz die Schlacht für verloren, und dachte an den Rückzug und ließ dem König sagen, er möchte über die Schelde zurückgehen. Aber Ludwig weigerte sich, er hatte Freude an dem Getümmel; er stand bei einer Mühle und sah der Schlacht zu, allerdings gedeckt vom Regimente Maison du Roy und seinen Kanonen. Eine nahe Brücke mit Brückenkopf sicherte ihm den Übergang über die Schelde. Am Kampfe nahm er keinen Antheil. In seiner Umgebung hieß es, wenn der König sein geheiligtes Haupt in Sicherheit bringe, so könne man seine Leibwache zu einem Angriffe verwenden. Der Dauphin bat, sie in die Schlacht führen zu dürfen. Der König nahm es ihm übel, weil er argwöhnte, der Sohn wolle ihn wegen seiner Unthätigkeit, wegen der ihn die Soldaten auch nur Ludwig den Müller nannten, beschimpfen. Im Angriffe der Garden lag aber noch die einzige Möglichkeit, der Niederlage vorzubeugen. Richelieu hatte den Muth zu sagen: „Wir müssen Kanonen haben." — „Woher nehmen?" fragte ein Höfling. — „Sie sind ja da, ganz in der Nähe!" entgegnete Richelieu. — „Der Marschall verbietet, sie für die Schlacht zu verwenden." — „Der König kann es verordnen"; und Richelieu bat demüthig, aber fest, den König, den Angriff anzuordnen. Ludwig war verwirrt, zögerte, gab endlich die Erlaubnis. Die Geschütze rissen ein fürchterliches Loch in die nahe Angriffscolonne. Das ganze königliche Haus, selbst die Pagen, stürzten sich zum Kampfe. Das entschied. Die Angriffscolonne hält, sie kann nicht weiter, sie ist nicht gedeckt durch Reiterei, die sie wegen der Rauheit des Bodens nicht mitnehmen konnte; sie zieht sich zurück, aber langsam, das Antlitz stets gegen den Feind gewendet, immer enger zusammenrückend, bis sie wieder von ihrer Reiterei gedeckt ist. Die Österreicher und Engländer hatten 14.000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, die Franzosen geben selber ihren Verlust auf 7000 Mann an. Es war eine riesige Schlacht. 2 Uhr nachmittags trat Cumberland in Ordnung den Rückzug unter die Kanonen von Ath an.

Ludwig XV.

Der Dauphin.

---

[1]) Voltaire, Siècle de Louis XV., Chap. XIII, p. 148. — d'Espagnac, Histoire du Maréchal de Saxe, L. VIII, p. 37—52. — Mémoires de Noailles, T. III, L. VI, p. 399. — Soulavie, T. VII, Chap. XIII, p. 127.

[2]) Carlyle, l. c. XV, p. 8.

Damit war Tournay verloren; es ergab sich den Franzosen am 22. Mai, die Citadelle am 19. Juni. Rasch nacheinander fielen jetzt einige wichtige Plätze: die Wälle von Gent wurden in der Nacht vom 10. Juli erstiegen, am 18. öffnete Brügge den Franzosen seine Thore, Oudenarde ergab sich ihnen am 20. Juli, Dendremonde am 12. August, Ostende am 23., Neuport am 30., Ath am 8. October. Ludwig kehrte als Sieger heim, von seinem Volke noch bewundert und angejubelt; Friedrich jedoch meinte, dieser Sieg habe ihm so wenig genützt als ein Sieg am Skamander oder bei Peking. Cumberland aber vermochte dem Festungskriege der Franzosen darum keinen Damm entgegen zu setzen, weil er mit einigen Regimentern nach seiner Heimat dringend abberufen wurde. Karl Stuart hatte nämlich die Fahne der Jakobiten in Schottland aufgepflanzt. — Fall der Festungen.

Der Aufstand der Jakobiten in England 1745.

Der junge Prätendent war im Frühjahre 1745 noch immer in Paris, ohne vom französischen Hofe thätige Hilfe zu erwarten.[1]) Desungeachtet wünschten die Minister ein Unternehmen, wagten aber nicht, es offen zu unterstützen; ihre Agenten jedoch ermunterten Karl, auf eigene Faust etwas zu wagen, brachten Geld, Mannschaft und zwei Schiffe zusammen. Die Schlacht von Fontenoy ermuthigte ihn; ohne auf französische Unterstützung zu hoffen, faßte er den festen Entschluss, zu landen, zu siegen oder zu sterben, und sich so lange zu behaupten, als ihm noch ein Mann bleibe. — Wie er glaubte, insgeheim, in der That aber von der französischen Polizei überwacht, brachte er auf einem kleinen Fahrzeuge 1500 Flinten, 1800 Säbel, 20 kleine Feldgeschütze, Pulver und Kugeln zusammen; ein Kaperschiff, die „Elisabeth", mit 67 Kanonen, sollte ihn begleiten. Am 2. Juli 1745 fand die Abfahrt von Nantes statt, am vierten Tage begegnete man einem englischen Kriegsschiffe, das sogleich den Kampf begann. Die „Elisabeth" ward halb zerstört und musste nach Frankreich zurück, Karls eigenes Fahrzeug entkam und ankerte nach vierzehn Tagen bei South-Uist. Karl Stuart. Rüstung. Abfahrt.

Karl sandte an seine Anhänger, sie nannten das Unternehmen ein übereiltes, wahnsinniges, man opfere sich umsonst, wenn er kein französisches Heer mitbringe. Desungeachtet verzagte Karl nicht, gewann zuerst drei Macdonalds, denen dann andere folgten. Karl berief sich nicht umsonst auf die Treue, auf die Hochherzigkeit der Schotten, ein Häuptling des Hochlandes nach dem anderen entschloss sich, das Schicksal seines Fürsten zu theilen, wie es sich auch gestalten möge; sie waren umso eher entschieden, ihrem rechtmäßigen Herrscher zu helfen, je verlassener er unter ihnen erschien. Karl entwickelte auch eine ungemeine Thätigkeit und Gewandtheit, die Hochländer zu gewinnen; er nahm Landung. Edelmuth der Schotten.

[1]) Mahon, l. c. III, p. 210—254. — Vaughan, Memorials of the Stuart Dynasty. London 1831. II voll. — Voltaire, Siècle de Louis XV. — Chateaubriand, Les Quatre Stuarts.

ihre Tracht an, er richtete sich nach ihren Gebräuchen, er lernte bald einige Worte gälisch, er bezauberte alles durch seine Manieren. Eine Compagnie Soldaten, die am 16. August die Aufständischen angriff, wurde geschlagen, ihr Hauptmann gefangen. Am 19. August pflanzte Karl im Thale Glenfinnan auf einem Hügel das königliche Banner auf von rother Seide, in der Mitte ein weißes Feld, auf welchem die Worte standen: Tandem triumphans (endlich siegreich); das Manifest ward verlesen, in welchem Jakob III. dem Prinzen Karl die Regentschaft übertrug; dann sprach Karl selber, setzte seine Rechte auf die Krone auseinander, und dass er gerade in diesem Theile seines Reiches gelandet, weil hier ein Volk braver Männer sei, die mit ihm, wie er mit ihnen, Triumph oder Tod theilen wollten. Die Zuschauer jubelten, bald zog Karl an der Spitze von 1600 Bewaffneten weiter.

Erstes Gefecht.

In Schottland standen wenig Truppen, nur 3000 Mann, desungeachtet gedachte die Regierung in Edinburg, mit dieser Mannschaft den Aufstand im Keime zu ersticken, und setzte zugleich eine Belohnung von 30.000 Pfund für den aus, welcher den angeblichen Prinzen von Wales verhafte. Es gieng jedoch mit diesen Truppen schlecht: ihr Anführer Sir Jon Cope war kein Feigling und Verräther, aber ein schwerfälliger Mann, der überdies noch durch falsche Nachrichten getäuscht wurde; er hielt den Anhang seines Gegners für geringer, Karl für weniger befähigt, als er war, während dieser durch seine Schönheit, durch seinen hohen Wuchs, durch seine Theilnahme an allen Anstrengungen und Entbehrungen alle bezauberte; er schlief mit ihnen auf offenem Moore, er aß nichts als die landesüblichen Gerichte, er trug die Tracht der Hochländer, er erklärte, er möchte gern ein echter Hochländer sein, er lauschte mit Entzücken auf ihre alten Gesänge und Sagen. Am 4. September hielt er in Perth unter lautem Jubel seinen Einzug; hier stieß Lord Georg Murray und der Herzog von Perth zu ihm, der erstere ein Mann von militärischen Fähigkeiten. Bald standen die Aufständischen in der Nähe von Edinburg, wo große Bestürzung herrschte. Zwar war das Schloss gegen jede Gefahr gesichert, allein die Stadt hatte nur einen alten, schlechten Wall. Desungeachtet beschloss man, mit Miliz und Freiwilligen die Stadt zu halten, ja sogar die Insurgenten anzugreifen.

Die Regierung.

Der Prinzregent.

Zug ins Niederland.

Allein die erstere war nur gewohnt, an des Königs Geburtstag Parade zu machen und nachher ein Essen zu halten, und die letzteren waren von der Kostbarkeit ihres Lebens so überzeugt und vom Abschied von ihren Freundinnen so ergriffen, dass, als der Commandant vor die Thore kam und zurücksah, er nur noch wenige hinter sich erblickte. Übrigens wurden die Bürger durch die Tapferkeit des regelmäßigen Militärs nicht beschämt; als einige Insurgenten zur Recognoscierung auf die Fohlenbrücke kamen, und gegen ein Dragonerpiquet ihre Pistolen abschossen, wurden die Dragoner von solchem Schreck befallen, dass sie auf und davon sprengten und kein Wort des Befehlshabers sie aufzuhalten vermochte; erst an den Küsten von Dunbar machten sie Halt. Dies ist der berüchtigte

Galopp an der Fohlenbrücke.

Galopp von der Fohlenbrücke. Während der Magistrat berieth, wie man sich gegen den Prinzen zu benehmen habe, öffneten die Insurgenten in der Nacht in der Stadt ein Thor, überwältigten die Schildwache, versicherten sich der anderen Thore; alles gieng in der größten Stille vor sich. Als die Edinburger erwachten, sahen sie, dass die Hochländer Herren der Stadt seien. Einnahme von Edinburg.

Am Mittag wurde König Jakob VIII. feierlich ausgerufen und die Vollmacht des Regenten verlesen. Eine vornehme Dame von ausgezeichneter Schönheit vertheilte weiße Bänder, das Parteizeichen der Jakobiten. Der Regent trug die schottische Nationaltracht, die blaue Mütze mit weißer Kokarde. Die Luft ertönte von Jubelruf und den Tönen der Sackpfeifen; am Abende des 17. September hielt der Prinz einen Ball im Palaste seiner Väter. Schon am 18. September brach er wieder auf, einer Heeresabtheilung unter Cope entgegen, die 2200 Mann betrug. Bei Preston-Pans kam es am 20. September zum Treffen, der Prinz umgieng die Schutzstellung seiner Feinde in der Nacht und griff bei Sonnenaufgang dieselben an. Die Hochländer hielten zuerst unbedeckten Hauptes ein kurzes Gebet, drückten dann die Mützen ins Gesicht, stürzten, jeder Clan für sich, auf das Signal der Sackpfeife vorwärts mit gezogenem Schwerte auf den Feind. Die englische Reiterei sprengte, vom Schrecken ergriffen, davon, das Fußvolk unterhielt einige Minuten ein wohlgezieltes Feuer, wurde aber schnell überwältigt und bis auf 170 Mann getödtet oder gefangen, Oberst Gardiner fiel. Die Aufständischen hatten nur 30 Todte und 70 Verwundete. Der Prinz bewies Mäßigung im Siege, erzwang Barmherzigkeit, und als ihn einer seiner Officiere zum Siege beglückwünschte mit den Worten: „Ihre Feinde liegen zu ihren Füßen", antwortete er: „Die betrogenen Unterthanen meines Vaters." Sieg bei Preston.

Auf die Nachricht vom Aufstande eilte König Georg II. von Hannover Ende August nach London zurück.[1]) Von den Holländern wurden die vertragsmäßigen 6000 Mann Hilfstruppen verlangt, und aus Flandern einige Regimenter berufen. Georg war wenig beliebt, das Publicum sah dem Aufstande gleichgiltig zu. Ludwig XV. hingegen sandte jetzt kleine Zuschüsse an Geld und Waffen und ließ in Dünkirchen Vorbereitungen treffen, dass Karls jüngerer Bruder, Heinrich von York, an der Spitze einer Brigade und einiger französischer Regimenter in England landen könne. Wäre die französische Regierung thatkräftiger verfahren, so hätte Karl wahrscheinlich gesiegt. Der Prinz wünschte unverzüglich nach London zu ziehen, und wäre er schnell mit 3000 Mann dort erschienen, so wäre die Hauptstadt wahrscheinlich zu ihm übergegangen. Allein seine schottischen Rathgeber sprachen sich gegen einen Einfall in England aus: in Schottland würden die französischen Zusendungen eintreffen, überdies seien viele Hochländer bereits wieder in ihre Berge gegangen, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Karl kehrte darum wieder nach Edinburg Gefahr Georgs II. Säumigkeit Ludwigs XV.

[1]) Mahon, l. c. III, p. 255—297.

zurück, die Sackpfeife spielte beim Einzuge die alte Melodie der Cavaliere: das Reich soll wieder des Königs sein. Fast in ganz Schottland wurde jetzt Jakob VIII. als König ausgerufen und Steuern in seinem Namen erhoben; nur das Schloss in Edinburg und Stirling, einige kleine Festungen im Hochlande, und gewisse Bezirke jenseits Inverneß hielten noch zur Regierung.

Karl Stuart. Karl bewies ebensoviel Klugheit, Mäßigung, als Kühnheit, seine Anhänger rühmten von ihm, er könne von einer trockenen Brotrinde leben, auf Erbsenstroh schlafen, in vier Minuten zu Mittag essen, in fünf Minuten eine Schlacht gewinnen. Er schonte die Besiegten, er behandelte die Gefangenen

Proclamation. mit größter Milde; in einer Proclamation erklärte er: die Missgriffe, welche seine Familie gethan, seien mehr als gebüßt worden, der Nation sei aber jetzt Gelegenheit geboten, ähnliche Fälle für die Zukunft unmöglich zu machen. Er sprach sich für eine freie gesetzliche Volksvertretung aus, gelobte Sicherheit für den Glauben, für Gerechtsame und Gesetze, alle im Reiche bestehenden Kirchen sollten sich des gleichen Schutzes erfreuen; er versprach Verzeihung für alles, was man gegen seine Familie gethan: siebenundfünfzig Jahre hätten die Stuarts jetzt in der Verbannung verlebt, die Nation sei aber während dieser Zeit nicht glücklicher gewesen, die hannöverischen Herrscher seien keine Väter des Volkes; die Familie, der eine Partei das Diadem eines rechtmäßigen Fürsten widerrechtlich übertrug, habe durch die That bewiesen, dass sie dieses Vertrauen nicht verdiene; Georg führe jetzt Holländer, Hessen, Schweizer gegen seine Unterthanen in den Kampf; er, Karl, wolle sich bloß auf die Treue seiner Schotten und Engländer stützen. Die Proclamation wirkte günstig, bald stand Karl an der Spitze von 6000 Mann. Durch freie Gaben, durch Zwangsanleihen, durch Zuschüsse aus dem Auslande erhielt er Geld; Ungehorsame wurden mit dem Standrechte bedroht, französische Schiffe brachten 5000 Gewehre, Kanonen, Officiere. Das Zutrauen stieg, die Hingebung an den Erben Robert Bruces, der sein ererbtes Recht fordere, nahm zu, insbesondere war das schöne Geschlecht für den königlichen Verbannten, der vor kurzem Flüchtling und geächtet, und jetzt Sieger und Herr war, der so tapfer in der Schlacht und ein so gewandter Tänzer war, von Begeisterung ergriffen.

Zug nach England. Karl wollte noch nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen; er fühlte, dass er nur dann Schottland behaupten könne, wenn er England erobere, und er hoffte, dass sein persönliches Erscheinen in England einen Aufstand der jakobitischen Partei hervorrufe. Den Häuptlingen, die ihm von einem Zug nach England abriethen, sagte er bestimmt, er sehe wohl, dass sie in Schottland bleiben und ihr Vaterland vertheidigen wollten, aber sein Entschluss stehe fest, in England sein Glück zu versuchen, müsste er auch allein gehen. Das, meinten die Häuptlinge, sei gegen ihre Ehre, und so wurde der Zug in zwei Abtheilungen gegen den Süden beschlossen.

Am letzten October brach Karl von Holyrood auf, mit 6000 Mann, worunter 500 Reiter; alle hatten Lebensmittel auf vier Tage. Der Prinzregent hatte aber stets mit dem Widerwillen der Hochländer gegen einen Zug nach England zu kämpfen, viele rissen aus, hin und wieder vergiengen Stunden, bis er sie bewegen konnte, vorwärts zu gehen. In England hingegen hielt man die Hochländer für thierische Wilde, welche sogar kleine Kinder verzehrten. Das Parlament bewilligte dem Könige Geld, die Habeas-Corpus-Acte wurde suspendiert, Milizen wurden ausgehoben, ein Heer zusammengezogen. Doch gieng anfangs die Sache Karls glücklich voran. Carlisle, das alte Grenzbollwerk Englands, ergab sich nach wenig Schüssen, Karl hielt am 17. November triumphierenden Einzug, am 20. begann er den Marsch nach dem Süden, gegen den sich insbesondere der Aberglaube der Hochländer aussprach. Der Prinz theilte alle Beschwerden, schritt, in hochländischer Tracht, den Schild über die Schulter geworfen, an der Spitze dieses oder jenes Clans einher. Als seine Beschuhung schadhaft war, ließ er in einem Dorfe unter den Sohlen eine dünne Eisenplatte befestigen, und sagte, als er den Hufschmied bezahlte, lächelnd: „Ihr seid wahrscheinlich der erste Schmied, der den Sohn eines Königs beschlägt.“ — Am 29. November zog er in Manchester ein unter Glockengeläute und dem Zuruf der Menge. Die Häuser waren beleuchtet, alles trug weiße Cocarden. Viele drängten sich, dem Prinzen die Hand zu küssen, allein wenige wollten zu den Waffen greifen; 1715 war ein ganz anderes kriegerisches Feuer in den Jakobiten Englands gewesen, als jetzt. Karl wurde dadurch nicht entmuthigt, er hoffte in Derby eine große Anzahl seiner Anhänger zu finden. Am 1. December wurde der Mersey überschritten, am anderen Ufer fand man einige Adelige. Eine Frau Skyring stürzte dem Prinzen zu Füßen mit den Worten: „Herr, nun lass deine Dienerin in Frieden fahren!“ sie hatte als kleines Kind Karl II. in Dover landen gesehen, ihr Vater hatte für die königliche Familie alles geopfert und war mit Undank belohnt worden: nichtsdestoweniger blieb sie ihrer Überzeugung getreu und hatte bisher jedes Jahr ihre Ersparnisse der verbannten Familie gesandt und dabei ihren Namen verschwiegen, damit die Empfänger nicht an die unfreundliche Behandlung erinnert würden, die sie der Geberin hatten angedeihen ließen. Jetzt verkaufte sie ihre Diamanten, ihr Silbergeschirr, und legte den Erlös dem Prinzen zu Füßen — der Kummer über sein Unglück hat sie nachher getödtet. Lord Mahon bemerkt hiezu mit Recht:[1]) „Welche außerordentlichen Fortschritte haben wir im Vergleiche zu jenen unphilosophischen Zeiten! Wie weit verständiger wissen wir Könige und Regierungen gleich anderen Artikeln bloß nach ihrer Wohlfeilheit oder nach ihrem praktischen Nutzen zu schätzen! Welche Sicherheit erlangen wir, indem wir in dem jedesmaligen Herrscher auch den rechtmäßigen erblicken! Welche Verachtung muss ein alter Cavalier bei einem heutigen Doctrinär erwecken, z. B. bei einem jener weisen Abgeordneten, welche im Juli 1830 in Dachkammern und Kellern versteckt lagen, während das brave Volk sich schlug, und die, als alles vorüber war, plötzlich emportauchten, jetzt nach dem Siege ebenso entschlossen, den Tyrannen abzusetzen, wie sie im Falle einer Niederlage bereit gewesen wären, die Rebellen hinrichten zu lassen! Wie edel sind die Männer, welche ihren Eid der Treue in den Wind hängen, damit er von jedem Luftzug des Glückes hin- und hergeweht werde, und die heute nie wissen, welche Grundsätze sie morgen verfechten werden!“

Schwierigkeiten.

Carlisle.

Manchester.

Frau Skyring.

Einst und Jetzt.

---

[1]) Mahon, l. c. III, p. 283—284.

Derby. Am 4. December war Karl in Derby, noch sechsundzwanzig Meilen von der Hauptstadt entfernt. Die erwartete Verstärkung kam nicht, dagegen die Nachricht, dass ein Heer von 30.000 Mann unter dem Prinzen von Cumberland herannahe. Die schottischen Häuptlinge erklärten, dass sie nicht weiter giengen. Vergebens versuchte Karl, ihnen die Bedenken auszureden, vergebens rief er: „Sollte ich zurückweichen, so läge ich lieber zwanzig Fuß tief unter der Erde"; vergebens bat und beschwor er sie als Freunde — sie Umkehr waren unerbittlich. Mit tiefem Kummer gab Karl am 5. December die Einwilligung zum Rückzuge, aber auch viele unter seiner Mannschaft murrten, als sie umkehren mussten. „Wären wir geschlagen worden, so hätte der Kummer nicht größer sein können", schreibt ein Officier. Lord Mahon glaubt, dass, wenn Karl nach London gieng, die Stuarts wenigstens wieder für einige Zeit den Thron bestiegen. So war die Stimmung in London; Georg II. schickte schon seine wertvollsten Sachen auf die Schiffe. Selbst Minister schwankten, ob sie sich nicht für den Prätendenten erklären sollten. — Die englischen Jakobiten regten sich doch endlich, unter den Officieren hegten viele jakobitische Gesinnungen, und im ganzen waren die Hannoveraner nicht beliebt. Karl war entmuthigt, auf der Rückkehr siegte er zwar noch in einem Gefechte bei Clifton, am 19. December war er wieder in Carlisle, am 20. wieder auf schottischem Boden, am 26. in Glasgow. In 56 Tagen hatte die kleine Streitmacht 116 Meilen zurückgelegt. In Stirling hatte Karl am 9. Januar 1746 wieder 9000 Mann unter sich und schritt zur Belagerung Sieg bei Falkirk. des Schlosses. Bei Falkirk[1]) gewann er am 17. Jänner den letzten Sieg über den General Hawley; wieder flohen die Dragoner, wieder focht das Fußvolk tapfer, aber es musste sich zurückziehen. Fortan sinkt Karls Stern: unter seinen höheren Officieren brach Eifersucht und Zwiespalt aus; viele gemeine Hochländer rissen aus, um ihre Beute in den Bergen in Sicherheit zu bringen. Am 30. Januar traf der Herzog von Cumberland, fast gleichen Alters mit Karl, ein tüchtiger Soldat, fest, redlich, aber auch grausam, in Edinburg ein und brach zur heranziehenden Armee auf. Von Stirling mussten die Insurgenten abziehen. Im eigentlichen Schottland wurde der Krieg an- Niederlage bei Culloden. fangs matt geführt, einige Forts wurden zerstört. Bei Culloden kam es endlich zur Entscheidung am 16. April 1746.

Die Hochländer schlugen sich wie Löwen, das erste Treffen der Engländer wurde im ersten Anlaufe zersprengt. Cumberland hatte dieses befürchtet, und darum sein zweites Treffen tief aufgestellt; um die hochländischen Schilde unnütz zu machen, befahl er seinen Soldaten, nicht auf den gerade gegenüberstehenden Feind zu stoßen, sondern auf den, welchen sie zur rechten Hand hätten. Das Feuer des zweiten Treffens war so wohl unterhalten und vernichtend, dass die Hochländer reihenweise hinstürzten oder betäubt flohen. Karl vergoss heiße Thränen

[1]) Mahon, l. c. III, p. 298—338.

beim Anblicke des Unglückes, er wollte mit der Reserve in die Schlacht stürzen, aber O'Sullivan ergriff sein Pferd am Zügel und riss ihn vom Schlachtfelde weg. Die Engländer verloren 310, die Schotten 1000 Mann. Die Sieger bewiesen eine schmähliche Grausamkeit, die Flüchtlinge wurden niedergehauen, die Verwundeten kalten Blutes getödtet. In einem Pächterhause wurden zwanzig kampfunfähige Flüchtlinge verbrannt. Die Soldaten waren Richter, Geschworne und Henker, selbst Frauen und Kinder der Rebellen fanden nicht immer Gnade; Cumberland begieng, um einmal mit den Jakobiten fertig zu werden, große Grausamkeiten. Gegen achtzig Häuptlinge wurden wegen Hochverraths theils in England, theils in Schottland hingerichtet unter den qualvollen Martern, die das Gesetz über Hochverrath verhängte: sie wurden noch lebend vom Galgen herabgenommen, ihnen dann der Leib aufgeschnitten, die Eingeweide herausgerissen, das Herz ins Feuer geworfen, und der Leib endlich geviertheilt. Scharen von gemeinen Hochländern wurden zur Sclavenarbeit auf die westindischen Inseln gebracht. Die gemeinen Leute mussten losen, der zwanzigste Mann wurde gehangen, die übrigen deportiert. Die Häupter starben auf dem Schafott, alle voll Muth. Als beim Gang zum Tode des Lord Balmerino die Beamten das übliche: „Gott erhalte unsern König Georg!" riefen, antwortete Balmerino: „Gott erhalte unsern König Jakob!" Als er sein Haupt auf den Pflock legte, sagte er: „Hätte ich tausend Leben, so würde ich sie alle hier für dieselbe Sache hingeben." Karl war mild und versöhnlich gegen die Besiegten gewesen, — einen umso schwärzeren Flecken bilden diese Hinrichtungen im Leben Georgs II. Chesterfield empfahl, die Hochlande durch die Anlage von Dörfern und Schulen zu civilisieren. Um das Civilisieren war es dem Herzog von Cumberland nicht zu thun, wohl aber um die Vernichtung des Clanwesens, welches Schottland aus der alten Zeit allein noch unter den keltischen Stämmen gerettet hatte. Die Güter der verurtheilten Barone wurden an die Meistbietenden in Pacht gegeben. Ihren Vasallen oder Schützlingen blieb nichts übrig als unter das Militär zu gehen oder nach Amerika auszuwandern. Die Lords, die der Regierung treu geblieben waren, wurden verlockt, jedes Jahr einige Zeit in London zuzubringen, und wurden so in die Genüsse der Hauptstadt verstrickt.

Flucht.

Grausamkeit der Sieger.

Cumberland.

Balmerino.

Ende des Clanwesens.

So wurde Schottland freilich besser bebaut, aber mit dem Patriarchalischen hörte auch der heroische Geist auf, die alte Poesie des Clanlebens. Thierry bemerkt:[1]) „Seit die Schotten ihren religiösen und politischen Enthusiasmus verloren haben, verwandten sie die Gaben ihrer Einbildungskraft, die letzte Spur ihres keltischen Ursprungs, auf die Literatur. Schottland ist vielleicht das einzige Land in Europa, wo das Wissen wahrhaft volksthümlich ist, wo die Leute aus allen Classen der Gesellschaft gerne lernen, um zu lernen, ohne ihren Stand verändern zu wollen. Die Zahl ausgezeichneter Schriftsteller in Schottland ist größer als in England in letzter Zeit, wenn man die Ziffer der Bevölkerung ins Auge fasst. Namentlich zeichnen sie sich in der historischen Composition, in der Anordnung der Geschichtswerke und im Talent zu erzählen aus."

[1]) Thierry, Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands, IV, p. 188.

Karl flüchtig

Aber, wo ist denn Karl nach der Schlacht bei Culloden? Er ist Flüchtling, wie einst Karl II. nach der Schlacht bei Worcester; fünf Monate, vom April bis September, irrte er umher, wie ein wildes Thier verfolgt, von den Bergen zu den Inseln, und von den Inseln zu den Bergen. Jeder Tag hatte seine Abenteuer. Der Hunger peinigte ihn, Stürme brausten um sein Haupt, der Regen schoss auf seine ungeschützten Schultern nieder, seine Kraft war gebrochen, aber sein Muth blieb ungebeugt. Er pflegte zu sagen, die Mühen und Kümmernisse, denen er ausgesetzt sei, hätten nichts zu bedeuten, aber wenn er an die vielen braven Männer denke, die um seinetwillen duldeten, dann werde das Herz schwer und sinke fast zu den Füßen nieder. Es ist ein Beweis für den Seelenadel des schottischen Volkes, dass mehr denn hundert Personen um seinen Aufenthalt wussten und doch keine die Belohnung von 30.000 Pfund für seinen Verrath verdienen wollte. Einmal suchten ihn 2000 Milizen auf einer kleinen Insel, wo er versteckt war, und er hätte sich ergeben müssen, wenn nicht Fräulein Flora Macdonald, die Tochter eines Hauptmannes der feindlichen Milizen, seine Rettung unternommen hätte; sie vergoss Thränen, als sie den Prinzen in einer kleinen Hütte beschäftigt sah, auf einem hölzernen Spieße das Herz eines Schafes zu rösten. Karl aber meinte, es wäre gut, wenn alle Könige sich einer solchen Prüfung unterwerfen müssten, wie er sie jetzt bestehe. Der Prinz entkam von der Insel in Frauenkleidern als Dienerin Floras. Flora kam später zwölf Monate ins Gefängnis wegen ihrer Hochherzigkeit, der Prinz von Wales verschaffte ihr endlich die Freiheit. Dann war Karl wieder eine Zeit auf dem Festlande unter Heidekraut versteckt in der Nähe einer Linie von Schildwachen; drei Wochen war er einmal in einer Höhle unter sieben Räubern, die ihn alle kannten, statt aber den Blutpreis zu verdienen, mit der größten Herzlichkeit bedienten. Am 20. September 1746 konnte sich Karl endlich an derselben Stelle, wo er vor vierzehn Monaten gelandet war, einschiffen; er kam mitten durch die englische Flotte, durch einen Nebel geschützt, glücklich nach Frankreich. Sein Andenken blieb im Hochlande, noch heute werden dort die Lieder gesungen, die seine Thaten erzählen und ihn zur Rückkehr einladen. In einem dieser Lieder sagt eine Mutter:

Flora Macdonald.

Karl gerettet.

„Einst hatte ich Söhne, jetzt bin ich allein,
Ich erzog sie mit Mühe und Sorgen;
Doch würden noch einmal Söhne mein,
Ich schickte zum Prinzen sie morgen."

in Paris

Karl kehrte nach Paris zurück. Ludwig XV. empfieng ihn freundlich, das Volk, das ihn bewunderte und seine Leiden beklagte, begrüßte ihn mit Enthusiasmus. Der König bewilligte ihm einen Jahresgehalt von 40.000 Livres, und einigen seiner treuesten Anhänger Officiersstellen. Auf seinen Plan, eine neue Expedition auszurüsten, gieng aber das Ministerium nicht ein. Als der Cardinal Tencin ihm einmal vorschlug, wenn er Irland abtrete, dann werde die Krone Frankreich etwas für ihn thun, rief er entrüstet aus: „Nein, Herr Cardinal, alles oder nichts, keine Theilung!" Vergebens wandte sich Karl an den Hof von Madrid und Berlin um Hilfe, an beiden Orten wollte man es nicht mit England verderben.

Heinrich Stuart.

Bald war die Sache der Stuarts hoffnungslos. Heinrich, der jüngere Bruder Karls, gieng nach Rom, wurde Geistlicher und 1747 Cardinal. Karl brach mit dem Bruder von da an jeden Verkehr ab, und schrieb dem Vater nur noch kurze Briefe. Frankreich hatte im Frieden von Aachen versprochen, die Stuarts

auszuweisen, und musste nun sein Wort halten;[1]) man wollte ihm ein genügendes Einkommen, eine Leibwache geben, nur sollte er seinen Wohnsitz in Freiburg in der Schweiz aufschlagen. „Ich gehorche keinen Befehlen aus Hannover", — erklärte Karl trotzig, entschlossen, Paris nicht zu verlassen. Vergebens waren Bitten, Drohungen, selbst Befehle seines Vaters. Da wurde er endlich am 12. December 1748, als er in die Oper fahren wollte, ergriffen, an Händen und Füßen gebunden, zuerst in das Gefängnis von Vincennes gesteckt, und dann über die Grenze auf savoyisches Gebiet geschafft. Karl verbannt aus Frankreich.

Von da an beginnt sein einsames Wanderleben, über das wir aber nur spärliche Nachrichten haben. Er lebte einige Zeit in Avignon, in Venedig, er bereiste Deutschland, er war zweimal unerkannt in England, mehreremale in Paris, zuletzt kehrte er nach Rom zurück und versöhnte sich mit seinem Bruder und lebte fortan in Rom oder Florenz. Aber nicht bloß die Sache, auch der Held sank nach und nach, die vielen Enttäuschungen und Demüthigungen versetzten ihn oft fast in Wahnsinn. Um sich zu erheitern, wandte Karl sich dem Trunke zu. Dann knüpfte er ein Verhältnis an mit einem Fräulein Walkinshaw, von der seine Anhänger glaubten, sie stehe im Solde des englischen Ministeriums und ihre Geheimnisse würden verrathen. Man erklärte ihm entschieden, dass er sich von ihr trennen müsse, sonst würden ihn seine Anhänger aufgeben. Karl hielt es unter seiner Würde, sich etwas abzwingen zu lassen. Da erklärte Mac-Namara traurig: „Was muss Ihre Familie verbrochen haben, dass nach so vielen Jahren noch der Fluch des Himmels auf jedem Zweige derselben ruht?" Und nun verließen ihn viele seiner getreuesten Anhänger, und schlossen sich aufrichtig der Familie Hannover an. 1772 vermählte sich Karl mit der Prinzessin Louise von Stolberg. Er nannte sich Albany. Die Ehe war unglücklich, der Graf war roh, die Gräfin zwar schön und geistreich, aber treulos; 1780 gieng sie mit Alfieri davon. Der berühmte Dichter hat ihren Namen und ihr Unglück in seinen Werken verewigt, sie, „ohne welche er nie etwas Gutes geschaffen hätte".[2]) Karl aber hielt es noch bis zu seinem Tode für möglich, nach England berufen zu werden, und hatte unter seinem Bette stets eine Kiste mit 12.000 Zechinen versteckt, um die Kosten einer Reise nach England zu tragen. Ein Schlaganfall machte 1788 am 31. Januar, dem Jahrestage der Hinrichtung Karls I., seinem Leben ein Ende. Sein Bruder, der Cardinal, führte nun als Prätendent der Krone von England den Titel Heinrich IX., König von England; seine letzten Familien-Juwelen opferte er dem Papste, als dieser durch die französische Revolution in Noth kam; hingegen bot ihm, als er arm und flüchtig in Venedig lebte, Georg III. edelmüthig und zart Unterstützung an; er starb 1807. So endete das Haus Stuart. Ein prachtvolles Grabmal von Canovas Meißel birgt in der Peterskirche zu Rom die Asche Jakobs III., Karls III. und Heinrichs IX. — Das Schweigen des Grabes vereint sich hier mit der Stille der Andacht und der Größe der Erinnerungen. — Umherwandern. Sinken. Heinrich IX.

---

[1]) Mahon, l. c. III, p. 367—373.

[2]) Senza la quale non avrei fatto nulla di buono. Beide ruhen in Santa Croce in Florenz zwischen den Gräbern Michel Angelos und Machiavellis.

Die Häuser Stuart und Hannover in England. Vergl. Bd. VIII, S. 543 dieses Werkes.

Jakob I., † 1625,
Sohn der Maria Stuart und Heinrich Darnleys, des Sohnes der Margaretha Lennox, der Schwester König Jakobs V. von Schottland, König von England und Schottland

Elisabeth, † 1662,
Gemahl: Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen, † 1632.

Karl I., † 1649

Sophia, Erbin von Britannien, † 1714,
Gemahl: Ernst August von Hannover, † 1698

Karl II., † 1685.

Jakob II., entsetzt 1688, † 1701

Georg I., König von Großbritannien, † 1727

Georg II., † 1760

Sophia Charlotte, † 1705,
Gemahl:
Friedrich I. von Preußen.

Maria, † 1694,
Gemahl: Wilhelm III.
von Oranien, † 1702.

Anna, Königin, † 1714,
Gemahl: Georg,
Prinz von Dänemark.

Jakob Eduard Franz,
der Prätendent (Jakob III.),
† 1766

Friedrich Ludwig,
Prinz von Wales, † 1775

Georg III., † 1820

Sophia Dorothea, † 1757,
Gemahl:
Friedrich Wilhelm I.
von Preußen.

Karl Eduard Ludwig,
Graf von Albany, † 1788.

Heinrich Benedict,
Herzog von York,
Cardinal, † 1807.

Georg IV.,
† 1830,
Gemahlin:
Karoline
von Braunschweig

Charlotte Auguste,
† 1817,
Gemahl:
Prinz Leopold
von Coburg.

Friedrich,
Herzog von York.

Wilhelm IV.
(Herzog
von Clarence)
König, † 1837.

Eduard,
Herzog von Kent,
† 1820

Victoria,
Gemahl:
Prinz Albrecht
von Koburg

Albert Eduard,
Prinz von Wales.

Ernst August,
Herzog
von Cumberland,
1837 König
von Hannover,
† 1851

Georg V.,
König
von Hannover,
1851—1866

Ernst August,
Erbprinz,
geb. 1845.

August Friedrich,
Herzog von Sussex.

Adolf Friedrich,
Herzog
von Cambridge,
† 1850

Georg.

Ende des zweiten schlesischen Krieges. Der Friede zu Dresden.

Karl und Friedrich.

Erst spät begann der Feldzug in Schlesien,[1]) da beide Theile Zeit brauchten, um sich zu den entscheidenden Schlägen, welche sie führen wollten, zu rüsten. Karl von Lothringen wollte mit 85.000 Mann in Schlesien eindringen und 30.000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels sollten ihn unterstützen. Friedrich hatte 100.000 Mann zu Fuß- und 45.000 Reiter beisammen und mochte diese Kraft nicht zersplittern, weil sein ganzes Schicksal auf dem Spiele stand. Prinz Karl, der diesmal Traun nicht als Rathgeber an der Seite hatte, wollte von Trautenau her in Schlesien einbrechen, Esterhazy und Karolyi sollten in Ober-Schlesien einfallen, dadurch und durch Täuschung über den Weg hoffte man Friedrich in die Lage zu bringen, dass er seine Macht zersplittere. Friedrich aber hielt, trotzdem die ungarischen Reiter Ober-Schlesien durchschwärmten, auf dem rechten Ufer der Oder bis Namslau, auf dem linken bis Breslau streiften, und die Panduren in der Nacht vom 17. Mai Kosel erstiegen, seine Truppen beisammen. Als der französische Gesandte Valori ihn staunend fragte, warum er alle Pässe offen lasse, entgegnete der König: „Mein Freund, wenn man die Maus fangen will, macht man die Falle nicht zu.“[2]) — Mit seinem Scharfsinn errieth er zum Theil den Plan seines Gegners, und was sein Luchsauge nicht erfasste, erfuhr er durch einen Doppelspion, Schönfeld. Friedrich wusste genau, wann Karl aus Böhmen aufbrach, und die Österreicher zogen so langsam heran, dass er Zeit genug hatte, sie in voller Kampfbereitschaft zu empfangen, sobald sie vom Gebirge herabkamen. Als er sie endlich von der Höhe von Oberhohenfriedberg herabsteigen sah, rief er freudig aus: „Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen!“

Kriegsplan.

Hohenfriedberg 4. Juni 1745.

Die Armee ahnte nicht, dass der Würgengel so nahe sei. In der Nacht vom 3. Juni ließ Friedrich sein Heer in aller Stille gegen Friedau vorrücken,[3]) das Rauchen war den Soldaten verboten. Erst um zwei Uhr in der Frühe des 4. Juni theilte er seinen Generalen den Plan der Schlacht mit. Der Hauptangriff galt dem linken Flügel, wo die Sachsen standen; er sollte mit Ungestüm geschehen, das Fußvolk erst ganz nahe feuern und wo möglich gleich mit dem Bajonnett angreifen, die Reiterei ihre Hiebe nach dem Gesichte führen und keinen Gefangenen machen. Beim ersten Grauen der Dämmerung waren die Sachsen durch Übermacht von allen Seiten angegriffen. Ein wilder Kampf begann, die Berge schienen vom Donner der Kanonen zu zittern. Nach muthigem Widerstand wurde die Reiterei der Sachsen von der preußischen geworfen und auch ihr Fußvolk wusste sich nicht zu behaupten — sie waren unvortheilhaft aufgestellt und um sieben Uhr schon aus dem Felde geschlagen. Der Kanonendonner weckte Karl in Hausdorf aus dem Schlafe, er eilte, alles in Bewegung

[1]) Arneth, l. c. III, S. 65—79. — Ranke, l. c. III, S. 248—265.
[2]) Valori, l. c. I, p. 222—228.
[3]) Histoire de mon temps, Chap. XIII.

zu setzen. Zuerst bekam er die Nachricht, die Sachsen nehmen Striegau, bald darauf, sie seien bei Striegau gänzlich geschlagen. Bis die Österreicher vollkommen in Schlachtordnung standen, war der günstige Augenblick, eine Lücke zu benützen, die sich in Friedrichs Aufstellung gebildet, vorüber. Die Österreicher wurden, da ihr linker Flügel, die Sachsen, geschlagen war, in Rücken und Front zugleich gefasst. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldenmüthig. — Karl war überall, wo die Gefahr am höchsten war. Fünfmal griff die preußische Reiterei die österreichische an, ein einziges Regiment hatte 200 Todte und 500 Verwundete. Beim sechsten Anfall wurde die österreichische Reiterei geworfen. Das Fußvolk hielt den Andrang der Preußen aus, zuletzt aber wurden 20 Bataillone gesprengt. Da befahl nun Karl den Rückzug, er gieng in Ordnung vor sich. Österreicher und Sachsen hatten 15.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 67 Fahnen verloren. Die Preußen hatten 5000 Todte und Verwundete. „Durch List", sagte Friedrich, „ward diese Schlacht vorbereitet, mit Tapferkeit ward sie ausgeführt." Den französischen Gesandten Valori, der am Kampfe theilgenommen, umarmte Friedrich nach dem Siege mit den Worten: „Mein Freund, Gott hat mir diesen Tag wunderbar beigestanden." Valori meint: „Dieser Fürst ist eine wunderliche Mischung von guten und schlimmen Eigenschaften, und ich weiß niemals, welche überwiegen." „Herr Bruder", schrieb Friedrich II. an Ludwig XV., „ich habe zu Friedberg den Wechsel eingelöst, den Sie zu Fontenoy auf mich gezogen haben."

Krieg in Böhmen.

Der Krieg wälzte sich nun nach Böhmen:[1]) Karl nahm bei Königgrätz eine unangreifbare Stellung und Friedrich stellte sich gleich vortheilhaft bei Chlum auf. Drei Monate hindurch fielen nur kleine Gefechte vor. Jede Partei suchte die andere am Fouragieren zu verhindern. Brot und Wasser ward oft mit Blut erkauft. Friedrich suchte die böhmische Grenze so auszuhungern, dass sein Gegner dort nicht mehr überwintern könne. Beide Theile schwächten sich durch Absendungen von Truppen, Friedrich, um Ober-Schlesien von den Ungarn zu säubern, Karl, um ein französisches Heer unter Conti von Frankfurt abzuhalten und die Kaiserwahl zu decken.

Verhandlungen.

Dieser giengen viele Unterhandlungen voraus. Auf der einen Seite versuchte Preußen noch einmal, aber vergebens, Bayern und Sachsen auf seine Seite zu ziehen, und auf der andern Seite wollte Georg II., durch den Jakobiten-Aufstand um seinen Thron besorgt und eine Landung der Franzosen in England fürchtend, die österreichischen Streitkräfte im Kampfe gegen Frankreich verwendet sehen. Dies war aber nur möglich, wenn Maria Theresia Frieden schloss mit Friedrich II. Am 26. August 1745 wurde deshalb zwischen dem König von England und Preußen der Vertrag von Hannover[2]) geschlossen. Friedrich sollte Schlesien, gemäß des Breslauer Friedens, unter Garantie aller europäischen Mächte behalten, dafür aber dem Gemahl Maria Theresias bei der Kaiserwahl seine Stimme geben. England versprach die Generalstaaten zur Beipflichtung, den Wiener Hof zur Einstimmung und

[1]) Histoire de mon temps, Chap. XIII.
[2]) Ranke, l. c. III, S. 279.

Sachsen zu einem besondern Abtretungsacte Schlesiens an Preußen zu vermögen. Robinson, der englische Gesandte in Wien, versuchte jedoch vergebens seine Beredsamkeit bei Maria Theresia.[1])

Da man Frankreich nicht von Preußen loslösen könne, meinte Robinson, so müsse man Preußen von Frankreich loslösen; England verlange für die vielen Hilfsgelder diesen Gegendienst. Auf allen vier Kriegsschauplätzen könne Österreich nicht die Übermacht behaupten. Ohne Frieden mit dem gefährlichsten Gegner könne ihr Gemahl die Kaiserkrone nicht erlangen. — Ruhig und fest war die Antwort der Königin, sie müsse Schlesien wieder haben, ohne Schlesien sei das Kaiserthum eine leere Würde. Prinz Karl sei auch allein im Stande, noch einmal mit dem König zu kämpfen, bis dahin solle man ihr nicht vom Frieden reden, man solle ihr Zeit geben bis zum October. Müsste sie auch morgen mit Friedrich abschließen, so würde sie noch diesen Abend eine Schlacht liefern. Ihr Gemahl sei nicht so begierig nach einer leeren Würde wie die Kaiserkrone, und noch weniger danach, sich derselben unter der Vormundschaft des Königs von Preußen zu erfreuen. Als Robinson bemerkte, auch in Italien giengen die Dinge schlecht, entgegnete Maria Theresia, sie könne Italien nöthigenfalls an Frankreich geben und Frieden damit erlangen und lieber lasse sie Italien fahren als Schlesien.[2]) So wies denn die Königin standhaft den Antrag Englands zurück. Ihre eigentliche Herzensmeinung drückte sie bald darauf in vertraulichem Gespräch dem venetianischen Gesandten aus:[3]) sie habe sich über den Verlust von Schlesien schon beruhigt gehabt und niemals daran gedacht, den Breslauer Frieden zu brechen. Der offene Treubruch des Königs von Preußen aber, welcher sie ohne jede Ursache in dem Augenblick angegriffen habe, in welchem sie hoffen konnte, dass ihr am Rhein befindliches Heer ihr eine Schadloshaltung für den Verlust Schlesiens erkämpfen werde, habe sie mit der Überzeugung erfüllt, dass, so lange dieser Fürst so mächtig bleibe, sie in steter Beängstigung schweben müsse und sich niemals des ruhigen Besitzes ihrer Staaten erfreuen könne. Es sei daher nicht Eigensinn von ihr, sondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wenn sie in dem gegenwärtigen Augenblick die Hand zum Frieden nicht biete; sie erkenne es als ihre Pflicht, in diesem Punkte unbeugsam zu bleiben, denn sie sei überzeugt, der König von Preußen denke nur an den Frieden, um sie einzuschläfern und sie neuerdings zu überfallen, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbiete.

Robinson.

Maria Theresia.

In dieser Überzeugung schloss sie mit Sachsen den Bund ab, der unauflöslich sein sollte, kein Theil solle ohne Zustimmung des anderen mit dem gemeinschaftlichen Feinde sich versöhnen, auch während des Winters wolle man den Krieg fortführen. In diesem Sinne gab sie Befehl zur Fortsetzung des Kampfes in Böhmen und am Rhein.[4])

Bund mit Sachsen.

Es galt zunächst, die Kaiserwahl zu sichern. Ein französisches Heer unter dem Prinzen Conti, 50.000 Mann stark, hatte den Rhein überschritten und Stellung zwischen Darmstadt, Aschaffenburg und Gießen genommen. Ludwig XV.

Feldzug am Rhein.

[1]) Arneth, l. c. III, S. 87—90.
[2]) Ibid. III, S. 86—90.
[3]) Ibid. III, S. 94—96.
[4]) Das französische Original des Vertrags mit Sachsen vom 25. August 1745 — bei Arneth, l. c. III, S. 422—424.

und der Prinz von Conti hatten Friedrich II. öfter in ihren Briefen die Versicherung gegeben, dass sie sich selbst mit Gefahr einer Schlacht der Erwählung des Großherzogs widersetzen würden.[1]) Es galt also, diese Franzosen zu verjagen und den Reichsboden freizumachen, und diesen Ruhm sollte der künftige Kaiser, Franz Stephan, sich erwerben. Traun führte die Österreicher, die noch in Bayern standen, zu diesem Zwecke gegen den Main; Arenberg kam mit einer Heeresabtheilung aus Belgien rheinaufwärts und in Orb fand glücklich die Vereinigung beider statt. In Langenselbold übernahm Franz Stephan 5. Juli den Oberbefehl — und nun gieng es gegen die Franzosen, die aber, keine Schlacht wagend, sich zurückzogen, allerdings unter steten Verlusten. — am 15. Juli gieng Bernklau bei Biberich über den Rhein, am 19. zogen sich die Franzosen über den Rhein zurück und suchten schließlich Deckung hinter der Queich, nachdem sie noch ihr ganzes Feldgepäck verloren.[2])

Franz von Lothringen

Der Reichsboden war frei und darum auch die Kaiserwahl, die auf den 2. Juni ausgeschrieben war. Der brandenburgische und pfälzische Gesandte legten feierliche Verwahrung dagegen ein[3]) — vergebens; am 13. September wurde mit sieben Stimmen „der durchlauchtigste Herr Franciscus Stephanus, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toscana und König von Jerusalem", zum Kaiser gewählt. Er nannte sich Franz I. Die Wahl wurde vom Volke mit Jubel aufgenommen.

Kaiser Franz I

Friedrich II. bemerkt: „Nun kam es auf die Frage an: ob es für den König vortheilhafter sei, den neuen Kaiser unbedingt und ohne Einwendung anzuerkennen oder geradezu mit demselben zu brechen, indem man erklärt hätte, dass man weder die Wahl, noch den Erwählten anerkennen könne. Dieser Fürst traf zwischen beiden Maßregeln die genaue Mittelstraße: er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, weil er von der einen Seite Frankreich nicht in Thätigkeit zu setzen vermochte, um das zu Frankfurt vollzogene Wahlgeschäft umzustoßen; und weil von der andern Seite, wenn er den Kaiser ohne Noth anerkannt hätte, er sich des Verdienstes einer Gefälligkeit würde begeben haben, welches er beim dereinstigen Friedensschluss konnte geltend machen."[4]) Am 4. October fand die Krönung statt. Maria Theresia wohnte derselben bei. Ihre Reise über Regensburg, Nürnberg, Aschaffenburg war ein wahrer Triumphzug. Alle Herzen flogen der schönen, hochgesinnten und muthigen Frau entgegen. Als der Krönungszug vom Dom sich in den Römer zurückbewegte, sah sie demselben vom Balkon eines nahen Hauses zu und gab mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser Franz!" das Zeichen zur jubelnden Begrüßung. Sie selbst ließ sich, so sehr man es auch verlangte, nicht zur Kaiserin krönen. Zu Uhlefeld soll sie gesagt haben: die Krönung einer Kaiserin von Deutschland sei nur eine Komödie, welche sie zu spielen keine Lust habe.[5]) Auf die Gegenvorstellung ihres Gemahls schrieb sie: „Lieber gar nicht kommen, obwohl mir dies leid thun würde, als in meinem jetzigen Zustande mich krönen lassen."[6]) — Desungeachtet heißt sie vom Krönungstage an die Kaiserin-

Maria Theresia in Frankfurt.

[1]) Histoire de mon temps, Chap. XIII.
[2]) Arneth, l. c. III, S. 96—102.
[3]) Über die Vorverhandlungen vergl. Arneth, l. c. III, S. 99—101.
[4]) Histoire de mon temps, Chap. XIII.
[5]) Arneth, l. c. III, S. 106—107.
[6]) Histoire de mon temps, Chap. XIII.

Königin, weil ihr Gemahl, von ihrem umfassenderen Geiste fortgerissen, in den Bahnen ihrer Politik sich bewegte. Friedrich II. knüpft an ihren Aufenthalt in Frankfurt feindselige Bemerkungen: „Sie überließ dem Kaiser den öffentlichen äußeren Prunk und behielt die Macht für sich; auch sah sie es nicht ungern, wenn man es bemerkte, dass der Großherzog eigentlich nur das Schattenbild dieser Würde, sie aber die Seele derselben sei.“ — Der Grund wird uns klar, wenn wir hören, dass seine Friedensvorschläge in Frankfurt alle verworfen wurden. „Sie gab öffentlich in ihren Reden zu verstehen, dass sie lieber ihren Rock vom Leibe, als Schlesien missen wolle. Der König von Preußen besitze zwar einige ausgezeichnete Eigenschaften, die er aber durch Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit beflecke.“ [1] Kaiserin-Königin.

Als die schönste Feier der Krönung wäre ihr ein Sieg über den Feind erschienen, darum schrieb sie an ihren Schwager, er solle einen Schlag versuchen. So musste denn Prinz Karl, der dem Feind lieber durch den kleinen, neckenden und ermüdenden Krieg geschadet hätte, zu einem Schlag in großem Maßstab sich erheben; er wollte zunächst Friedrichs Verbindung mit Glatz bedrohen und ihn so zum Rückzug nach Schlesien zwingen. Friedrich brach auf, in Sorge, dass die Österreicher vor ihm Trautenau gewännen. Die Österreicher zogen ihm nach. In der Ecke zwischen Elbe und Aupa fanden die Bewegungen statt. Karl beabsichtigte eine Überraschung, Friedrich stand in ungedeckter Stellung in der Nähe von Soor. Karls Plan war schön, wurde aber schlecht ausgeführt. Friedrichs Geist war so findig, dass er schnell in jeder Verlegenheit ein Hilfsmittel traf.

Am 29. September früh 3 Uhr war der österreichische Vortrab bei Soor: [2] er war in aller Stille herangezogen, das Gepäck zurücklassend; es war verboten, Tabak zu rauchen, Feuer zu schlagen. Mehr Hoffnung auf eine rasche Vernichtung des Feindes durften sich die Österreicher niemals machen. Der König war in seinem Lager umschlossen, wenn sie ihn sogleich angriffen. Unbegreiflicherweise warteten sie, bis er angriff, wozu Friedrich, sobald ihm die Nähe des Feindes gemeldet, sogleich entschlossen war, obschon er den 35.000 Österreichern nur 22.000 Preußen entgegensetzen konnte. „Aber“, sagt er, [3] „es war weit gefährlicher, in Gegenwart einer so nahestehenden Armee sich durch Engpässe zurückzuziehen, als die Österreicher anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf den Rückzug der Preußen gehofft und nur danach seine Maßregeln ergriffen. Er wollte alsdann mit dem Nachtrab ein Treffen beginnen, und ohne Zweifel wäre ihm dieses gelungen, aber der König entschloss sich ohne Bedenken zum Angriffe, und es war weit ehrenvoller, gänzlich zugrunde gerichtet zu werden, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzuge umzukommen, was sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre.“ — Friedrich ließ sogleich sein Heer eine Viertelschwenkung rechts machen, um der Front der Österreicher eine parallellaufende Front entgegenzustellen. Diese Maßregel war eine glänzende Probe seines Feldherrngeistes, und dass sie in einer halben Stunde Schlacht bei Soor.

[1] Histoire de mon temps, Chap. XIII.
[2] Rothkirch — in der „Österreichischen militärischen Zeitschrift“, 1825, IV.
[3] Histoire de mon temps, Chap. XIII.

gelang — unter beständigem Kugelregen, ein merkwürdiger Beweis der Zucht und der Tapferkeit seiner Truppen. Während das österreichische Feuer ganze Reihen niederriss, stiegen preußische Grenadierbataillone unerschrocken eine Anhöhe hinauf, von der 28 Geschütze sie bestrichen. In vier Stunden war die Schlacht entschieden. Die Österreicher hatten einen Verlust von 7000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Preußen geben ihren Verlust auf 4000 Todte und Verwundete an — ein Zeichen, wie verzweifelt der Kampf war. Friedrich gesteht Fehler. selber ein, dass er grobe Fehler gemacht habe, namentlich in der Wahl des schlechten Standortes, dass aber die Tapferkeit der Truppen die Fehler des Anführers verbessert und die Feinde für ihr Vergehen bestraft habe. — „Man kann den Sieg dieser Schlacht nur dem engen Terrain zuschreiben, auf welchem der Prinz von Lothringen den König angriff, es benahm dem Feinde den Vortheil, welchen ihm die Überlegenheit an Zahl gab. Die Preußen konnten ihm eine eben so große Front entgegenstellen. Die Menge der Soldaten war dem Prinzen von Lothringen unnütz, weil seine drei Treffen fast ohne Zwischenraum, das eine auf das andere gedrängt, standen, und nicht mit freier Leichtigkeit fechten konnten, und weil, wenn einmal Verwirrung entstand, es eben dieser Menge wegen unmöglich war, dem Übel zu steuern."

Friedrich blieb fünf Tage auf dem Schlachtfelde, um zu zeigen, dass er Sieger sei, dann zog er sich nach Schlesien zurück. In Böhmen konnte er sich nicht halten, denn die Hilfsquellen des Landes waren vollkommen ausgesogen. Über Schlesien ließ er den Oberbefehl dem Prinzen Leopold von Dessau. Er selber gieng nach Berlin, weil er den Feldzug dieses Jahres für beendet hielt. Dem war aber nicht so. Sachsen machte in Wien den Vorschlag zu einem Winterfeldzug. Winterfeldzuge und zwar sollte diesmal der Hauptangriff auf die altpreußischen Lande erfolgen, und durch einen Theil derselben Sachsen vergrößert werden. Friedrich hatte in einem seiner Manifeste von der schändlichen Treulosigkeit gesprochen, mit der seine Minister das Vertrauen König Augusts III. missbrauchten, und sich dadurch Brühl zum unversöhnlichen Feinde gemacht. Brühls Der Plan Plan war: 10.000 Mann sollten vom Heere Trauns am Rhein unter General Grünne an die Elbe rücken, sich mit den Sachsen vereinigen und den alten Dessauer, welcher in einem Lager bei Dieskau stand, auf Magdeburg zurückwerfen, dann 6000 Mann zur Beobachtung dieser Festung zurücklassen und sofort gegen Berlin vorrücken. Zu gleicher Zeit sollte Prinz Karl vom Norden Böhmens durch die Lausitz gegen Crossen ziehen und so den König Friedrich im Rücken fassen. Der Plan war nicht übel, nur gehörte Beharrlichkeit, Verschwiegenheit und Schnelligkeit dazu, einem luchsäugigen, stets zum Sprunge bereiten Feinde gegenüber. Gerade daran fehlte es aber.

Grünne war schon im Anmarsche nach dem Norden, Karl war aus abgeändert. seinen Quartieren aufgebrochen, als der Plan auf einmal abgeändert wurde. Kaiserin Elisabeth von Russland sah missliebig das Überhandnehmen der Macht Preußens, sie versprach Sachsen Hilfe. 14.000 Mann wurden sogleich mobil gemacht, ferner wollte sie 50.000 bis 60.000 Mann während

des Winters auf die Beine bringen. Außerdem gedachte sie 20.000 Kosaken ins Feld zu stellen. Nur verlangte die Kaiserin, Sachsen solle, um Russland die beabsichtigte Hilfeleistung gegen Preußen nicht zu erschweren, nicht den Anfang machen mit dem Angriffe auf die altpreußischen Lande, sondern sich vorderhand darauf beschränken, den Österreichern bei der Wiedereroberung Schlesiens beizustehen. Jetzt wurde der Plan dahin abgeändert, einstweilen nur ein Beobachtungsheer bei Leipzig stehen zu lassen, Rutowski aber solle mit der sächsischen Hauptmacht in die Lausitz gehen, sich mit dem Prinzen Karl vereinigen und durch einen gemeinschaftlichen Zug längs der Grenze zwischen Schlesien und Brandenburg den König von seinen Stammlanden abschneiden — in Schlesien fanden ohnedies mit den Insurrectionstruppen aus Ungarn stete Kämpfe statt. Grünne sollte gegen Guben und von da in die Mark Brandenburg einrücken. Russland.

Aus den Bewegungen der Feinde ahnte Friedrich sogleich, dass etwas im Wege sei. Volle Gewissheit vom Plane erhielt er durch die Geschwätzigkeit Brühls. Der König erzählt selber:[1] „Seit der Vermählung des zum Thronfolger in Schweden ernannten Prinzen mit der Prinzessin Ulrika, des Königs Schwester, waren die Schweden zum Theile für Preußens Vortheil wohlgesinnt. Herr von Rudenskiöld und Herr Wolfenstierna, schwedische Gesandte, der erste am Berliner, der andere am Dresdener Hof, waren besonders dem König persönlich zugethan. Wolfenstierna stand gut im Hause des Grafen Brühl, er gehörte mit zur Spielpartie des Ministers. Brühl war nicht so vorsichtig in seiner Gegenwart, als ein Premierminister, dem alle Geheimnisse seines Herrn anvertraut sind, es überhaupt gegen jedermann sein sollte. Wolfenstierna entdeckte ohne Mühe, dass der Wiener und der Dresdener Hof den Plan entworfen hätten, die Armee des Prinzen von Lothringen durch Sachsen gehen zu lassen, wo die sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigen sollten, und er dann noch während des Winters gerade auf Berlin losrücken könnte. Er theilte seine Entdeckung Rudenskiöld mit — und dieser gab dem Könige den 8. November davon Nachricht, gerade an dem Tage, als man in den Kirchen die Siegeszeichen der Schlachten bei Friedberg und Soor aufhängte.“[2] Friedrich II. hatte das Gefühl, er stehe von neuem an einem Abgrunde: „Welch ein Leben muss ich führen! das heißt nicht leben, das heißt täglich tausendmal sterben.“[3] Der alte Dessauer wollte an den Plan der Feinde nicht glauben: es sei unnatürlich, dass Brühl, ein geborener Sachse, freiwillig und aus eigener Herzenslust vier Heere in die Staaten seines Herren hineinziehen und dieselben einem unvermeidlichen Untergange aussetzen werde. Auch Podewils meinte, Brühl sei eines so kühnen Planes gar nicht fähig, musste aber sogleich Berichte an die auswärtigen Höfe senden, die von den geheimen Plänen Sachsens und von dem Entschlusse des Königs, ihnen zuvorzukommen, Nachricht ertheilten. Als der russische Gesandte vor einem Angriffe auf Sachsen warnte, weil ein solcher Schritt die Kaiserin, kraft ihres Bündnisses, nöthigen würde, August III. zuhilfe zu kommen, erklärte Der Plan entdeckt.

[1] Arneth, l. c. III, S. 136—145.
[2] Histoire de mon temps, Chap. XIII, dagegen Arneth, l. c. III, S. 440.
[3] Ranke, l. c. III, S. 321.

Friedrich II., wenn jemand gegen seine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, sich zu vertheidigen und seine Feinde zuschanden zu machen. — Der alte Dessauer erhielt Befehl, auf die erste feindliche Bewegung der Sachsen über sie herzufallen und sie zu zerschmettern. Berlin ward gegen einen Handstreich Grünnes gesichert. General Haake erhielt Befehl, mit 5000 Mann Grünne entgegenzugehen und ihm eine Schlacht zu liefern, ehe er Berlin näher komme.

Der König selber beschloss, Sachsen von Osten her anzugreifen. Die Armee in Schlesien sollte wider die Österreicher unter Karl von Lothringen fechten, sie in der Lausitz überfallen und nach Böhmen zurücktreiben.[1]) Der König eilte nach Schlesien und die Ereignisse nahmen einen schnellen Verlauf. Ohne Ahnung, dass ihnen die Preußen so nahe seien — diese ließen nämlich jedermann aus der Lausitz heraus, aber niemanden hinein, so dass die Österreicher keine Kundschaft bekamen — ließen sich die Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November 1745 von den Preußen überraschen. In wenig Stunden waren drei Reiterregimenter niedergemacht, gefangen genommen oder zersprengt. Es war die Vorhut Karls; ihm blieb nun nichts übrig, als sich schleunig unter Schwierigkeiten aller Art, übers Gebirge durch Eis und Schnee nach Gabel in Böhmen zurückzuziehen und von da über Pirna zur Rettung Dresdens wieder nach Sachsen zurückzukehren.[2])

Henners dorf.

Sachsen.

Die Verwirrung in Dresden war unsäglich. Desungeachtet zögerte der Hof, einen Antrag des Siegers auf Beitritt zur Convention von Hannover anzunehmen. Friedrich II. ließ durch den englischen Gesandten Villiers erklären, er sei bereit, seine Truppen aus Sachsen zurückzuziehen, wenn August die Österreicher aus seinem Lande ungesäumt entferne, wenn er verspreche, denselben nie wieder den Durchzug zu gestatten, und wenn er der Übereinkunft von Hannover beitrete.

Friedrichs Angebot.

Gründe.

Woher diese Mäßigung in Preußens Forderungen? Friedrich gibt selber die Gründe an:[3]) „Man musste bedenken, dass, so glücklich auch der Krieg in Sachsen geführt ward, er doch immer eine Feuersbrunst im Hause des Nachbars war, die sich auch auf das unsere erstrecken konnte. Und überdem musste man diesen Krieg so bald als möglich zu enden suchen, um Russland zu hindern, sich darein zu mischen. Von Frankreich konnte der König keine Hilfe hoffen, und wenn man nicht während des Winters diesen Unruhen ein Ende machte, so stand zu erwarten, dass die Königin von Ungarn ihre Armee vom Rhein, wo sie ihr nichts nützte, zurückrufen würde, um sie mit der Armee in Böhmen zu vereinigen: und hiedurch hätte sie ein großes Übergewicht bekommen. Endlich war der Vorwand des Krieges, da Karl VII. nicht mehr lebte, erloschen. Hiezu kommt noch, dass dies Jahr eine schlechte Ernte lieferte, und das Korn so selten als theuer war, und die Finanzen gänzlich erschöpft waren. — Der Friede war also das einzige Mittel gegen dieses Übel. Hätte der König die Abtretungen einiger Besitzungen erpresst, so wäre er der Urheber einer innigeren Vereinigung Sachsens mit Österreich geworden; während er nach allen Regeln der Klugheit Zwiespalt

[1]) Histoire de mon temps, Chap. XIII.
[2]) Arneth, l. c. III, S. 146.
[3]) Histoire de mon temps, Chap. XIV.

zwischen beiden säen musste. Ferner war Europa schon eifersüchtig genug über den Zuwachs, den Friedrich durch Schlesien erhalten hatte. Diese Eindrücke mussten also eher vertilgt, als erneuert werden."

Sachsens Antwort.

Der König von Sachsen erklärte sich bereit, die österreichischen Truppen aus Sachsen zu entfernen, wenn die Preußen sein Land gleichfalls räumen würden; er wolle den Österreichern nie mehr den Durchgang gestatten und dem Vertrage von Hannover beitreten, nur müsse er sich vorher mit dem Hofe von Wien verständigen. August und Brühl reisten sogleich nach Prag ab, die beiden ältesten Prinzen nach Nürnberg. Der Herzog von Weißenfels sollte indes die Regierung leiten, und wurde sowohl zur Fortsetzung des Krieges, als zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt.[1]) Nach Art schwacher Geister konnten offenbar August und Brühl nicht schnell sich entschließen und suchten Zeit zu gewinnen. — Friedrich II. aber hörte aus der Antwort nur das Nein und war überzeugt, dass nur ein zweiter Sieg den Frieden erzwingen könnte. Während er selbst durch die Lausitz sich gegen Dresden in Bewegung setzte, um dem aus Böhmen heranziehenden Karl von Lothringen die Stirne zu bieten, sandte er an den alten Dessauer den Befehl, schleunigst sich Meißens zu bemächtigen, und auf dem linken Ufer der Elbe, gegen Dresden, vorzudringen und die Sachsen zu schlagen, wo er sie treffe.

Der alte Dessauer.

Er sandte den General Lehwald zur Verstärkung nach Meißen entgegen. Dieser traf am 9. December vor Meißen ein, fand aber den Dessauer nicht. Mit der Schwierigkeit sich entschuldigend, Wagen und Lebensmittel herbeizuschaffen, war dieser in neun Tagen nur neun Meilen weit vorgedrungen. Lehwald kam dadurch in Gefahr, in seiner Vereinzelung von den Sachsen überwältigt zu werden. Friedrich brannte vor Ungeduld nach der Entscheidung, er schrieb an den Dessauer: „Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich um alle errungenen Vortheile zu bringen. — Da die Sache sehr ernsthaft ist, rathe ich Ihnen als guter Freund mehr Nachdruck zu zeigen, sonst sehe ich mich gezwungen, andere Saiten aufzuziehen. Sie bringen mich um Ehre und Ansehen." Der alte Haudegen war tief verletzt, er rächte sich durch einen Sieg, den letzten in seiner Heldenlaufbahn. Am 12. December fand die Vereinigung mit Lehwald bei Meißen statt. Am 14. stieß er auf die Sachsen und Österreicher unter Grünne, die auf einer Höhe bei Kesselsdorf standen. Am 13. war Prinz Karl mit seinem Heere vor Dresden angekommen, er rieth Rutowsky, keine Schlacht anzunehmen, sondern mit ihm vereint die Preußen unter dem Dessauer anzugreifen, da Friedrich noch zwei Tagmärsche entfernt war. Rutowsky glaubte aber, allein den Dessauer bestehen zu können, und gab abschlägige Antwort. Am 15. December, nachmittags 2 Uhr, ließ der Dessauer sechs Bataillone Sturm laufen auf Kesselsdorf. Dreißig Geschütze und das Feuer von sieben Bataillonen spielten auf die eine steile Anhöhe hinansteigenden Grenadiere, die trotz aller Zucht und alles Todesmuthes in kurzer Zeit geworfen wurden. 1408 Mann und 37 Officiere waren gefallen. Wenn jetzt das gesammte sächsische Heer über die Flanke der Preußen herfiel, so war der Dessauer geschlagen. Zum Unglücke eilten aber die Sieger

Kesselsdorf.

[1]) Arneth, l. c. III, S. 149.

aus ihren Verschanzungen die Anhöhe hinunter und begannen die Todten zu plündern und stellten sich so zwischen ihre eigenen Batterien und die Preußen. Mit Blitzesschnelligkeit benützte der Dessauer diesen entscheidenden Fehler. General Lehwald drang von der Seite in Kesselsdorf ein. Der Ort gerieth in Brand und nun begann auch die preußische Mitte und der linke Flügel die Höhe zu ersteigen. Die Sachsen geriethen in Unordnung und traten am Abend, von der preußischen Reiterei verfolgt, den fluchtartigen Rückzug nach Dresden an. Ihr Verlust belief sich auf 3000 Todte, 6400 Gefangene und 48 Kanonen.

Prinz Karl hatte indes seine Truppen zusammengezogen, die von den sächsischen Quartiermeistern weit zerstreut waren;[1]) er machte Rutowsky den Vorschlag, mit ihm vereint am anderen Tage die Preußen anzugreifen. Aber der Sachse hatte es satt: er habe 10.000 Mann verloren, seine Leute hätten sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt, Dresden leide Mangel an Lebensmitteln
Rückzug. und Kriegsvorrath, man müsse sich gegen Böhmen zurückziehen. So musste denn Prinz Karl umkehren; er bezog ein Lager bei Pirna. Missstimmung herrschte zwischen den Verbündeten: die Sachsen glaubten, die Österreicher hätten sie im Stiche gelassen, und die Österreicher hatten vergebens ihre Hilfe angeboten.

Friedrich und der Dessauer. Am 17. December fand die Vereinigung der preußischen Heere bei Willsdruf statt. Begleitet von sämmtlichen Generalen ritt der König dem alten Fürsten entgegen, entblößte sein Haupt und umarmte ihn, sagte ihm die schmeichelhaftesten Sachen über den Ruhm, den er sich hier erkämpft, und vergaß nichts, was seiner Eigenliebe schmeicheln konnte, da der Sieg den schönsten Schleier über seine Fehler geworfen. Das Angesicht des Dessauers strahlte vor Freude, als er dem König das Schlachtfeld zeigte.

Die Preußen in Dresden. Dresden war keines Widerstandes fähig, es öffnete seine Thore. Am 18. December zog Friedrich ein, er suchte die Bewohner durch herablassendes Benehmen zu gewinnen, obschon in Sachsen harte Brandschatzungen erhoben wurden; er machte den Kindern des Königs einen Besuch. Seinen Truppen wurde die strengste Manneszucht anbefohlen. Von August III. kam ein Schreiben, er nehme die Friedensbedingungen an. Friedrich steigerte seine Forderungen nicht, er verlangte nur eine Million Thaler Kriegsentschädigung.

Harrach. Aber auch mit Österreich kam es jetzt zu schnellem Abschluss. Der Statthalter von Böhmen, Graf Harrach, war nach Dresden gekommen, um mit dem französischen Gesandten zu unterhandeln. Die Lage Maria Theresias war so, dass sie mit Frankreich oder Preußen sich vertragen musste, denn aus Italien war die Nachricht eingetroffen, dass Don Philipp unter dem Jubel der Bevölkerung in Mailand eingezogen sei. Die französischen Angebote erschienen Graf Harrach nicht ehrlich und so schloss er schnell mit Preußen ab. Auf der anderen Seite wusste Friedrich von den Verhandlungen Österreichs mit Frankreich, und fürchtete ihr Zustandekommen umsomehr, als er nur noch 13.000 Thaler in der Casse hatte.

Ludwig XV. Kurz vorher hatte er überdies einen spitzigen Brief von Ludwig XV. aus Versailles erhalten, in welchem dieser sich über den Abschluss des Vertrages von Hannover beklagte:[2]) „Hätte die Königin denselben mit unterschrieben, so hätte

[1]) Arneth, l. c. III, S. 154—159.
[2]) Histoire de mon temps, am Schluss.

ihre ganze böhmische Armee sich schleunigst gegen mich gewandt", und Friedrichs Forderungen von Hilfsgeldern mit der Bemerkung abwies: „Nichts gleicht der Ungeduld, mit der ich Sie in Sicherheit zu sehen wünsche, und Ihre Ruhe gilt der meinigen gleich. Euer Majestät sind jetzt stark und der Schrecken Ihrer Feinde, über welche Sie große und ruhmvolle Siege erfochten haben; überdem ist der Winter, der alle Kriegsunternehmungen hemmt, allein hinreichend sie zu vertheidigen. Wer mag wohl Euer Majestät besseren Rath geben, als Sie selbst! Sie dürfen nur thun, was Ihnen Ihr Verstand, Ihre Erfahrung und vorzüglich Ihre Ehre eingeben wird." — Friedrich meint, das Schreiben sei voll Ironie, da Ludwig den Vertrag von Versailles nicht gehalten habe, es sage nicht mehr als: „Ich bedaure die gefährliche Lage, in die Sie sich aus Liebe für mich gesetzt haben; man wird aber freilich nicht anders berühmt, als wenn man sich für Frankreich aufopfert. Sollte Ihnen ein Unglück zustoßen, so verspreche ich Ihnen, dass die Pariser Akademie Ihnen eine Leichenrede halten wird." Friedrich II. antwortete nicht minder spitzig: Ludwig habe ihn seinem Schicksale überlassen, aus dem ihn nur die Tapferkeit seiner Truppen gerettet habe. Ludwig verweise ihn auf seine Vernunft, diese befehle ihm aber jetzt Frieden zu schließen.

Am 25. December 1745 wurde der Friede zu Dresden abgeschlossen. Sachsen zahlt an Preußen eine Million Thaler in Gold, gewährleistet Preußen den Besitz Schlesiens. Die Gemahlin Augusts III. verzichtet auf alle Ansprüche, welche sie als Tochter Kaiser Josephs I. an Schlesien machen könnte. Friedrich hingegen räumt Sachsen sogleich. Um Sachsen von Österreich loszureißen, wurde in geheimen Artikeln ihm Aussicht auf Erfurt gemacht. Um als Schutzherr des Protestantismus sich geltend machen zu können, bedang sich Friedrich noch aus, dass in den Staaten beider Fürsten die Religion unverändert auf dem Fuße des Westfälischen Friedens erhalten bleibe. Maria Theresia verzichtet auf Schlesien und auf die Grafschaft Glatz und gibt dem Könige die ihm entzogene Baronie Turnhout in Brabant zurück. Beide Theile verzichten auf alle gegenseitigen Ansprüche und gewähren allen Theilnehmern am Kriege Vergeben und Vergessen, hindern den Handel der Unterthanen nicht und gewährleisten einander ihre deutschen Staaten. Der König anerkennt den Gemahl Maria Thereſias als Kaiser, der Kaiser hingegen wird dem Könige als Kurfürsten alle die Rechte und Vorzüge verleihen, welche die Häuser Hannover und Sachsen genießen, und die Karl VII. dem Könige von Preußen insbesondere bewilligt hat (der geheime Vertrag von 1741). — Kurpfalz wurde in den Frieden eingeschlossen, anerkannte hingegen Franz I. als Kaiser. England verbürgte den Frieden am 19. September 1746 und der Reichstag, welchen Franz I. von Frankfurt wieder nach Regensburg verlegte, bestätigte ihn am 14. Mai 1751. Friede zu Dresden.

Frankreich suchte in der letzten Stunde noch den Friedensschluss zu hintertreiben. Friedrich II. sagte jedoch zu dem Secretär des französischen Gesandten, er sei müde, beständig alles auf das Spiel zu setzen, er wolle zur Ruhe und zum Frieden zurückkehren, dessen er und sein Volk gleich sehr bedürften; D'Arget.

Frankreich würde nur schwer im Stande sein, ihn aus seinen Schwierigkeiten zu retten, und aus dem Briefe des Königs ersehe er, dass auch der Wille hiezu nicht vorhanden sei. Er werde fortan keine Katze angreifen, es sei denn um sich zu vertheidigen; er wolle seines Lebens froh werden. Die Österreicher würden ihn fortan in Ruhe lassen und Sachsen sei verschuldet.[1] — In Wien verbreitete die Nachricht vom Friedensschluss wie ein unglückliches Ereignis allenthalben Bestürzung: man hatte Siege erwartet und musste sich nun in eine wesentliche Schmälerung des österreichischen Gebietes fügen.

Stimmung in Wien.

So endete der zweite schlesische Krieg. Friedrich hatte an Land nicht mehr gewonnen als durch den ersten, wohl aber war sein Ruhm als Feldherr jetzt größer. Die Berliner empfiengen den heimkehrenden Sieger wonnetrunken mit dem Rufe: „Es lebe Friedrich der Große!“ —

in Berlin.

Der Krieg in Italien 1745 und 1746. Genua.

Nicht minder blutige Schlachten wurden in Italien geschlagen. Gages war ein Heerführer von Begabung, und da Lobkowitz ein Regiment um das andere zum Kriege nach Böhmen absenden musste und zuletzt nur noch 12.000 Mann zur Verfügung hatte, so konnte er nur vertheidigungsweise verfahren. Die Gegner fassten unter diesen Umständen den Plan, ihre Kräfte zu vereinigen, Schläge im großen Stile zu führen, insbesondere Österreicher und Sardinier zu trennen, sich dann auf letztere zu werfen und Karl Emanuel durch schwere Verluste und Versprechungen auf ihre Seite zu bringen.[2]

Französisch-spanischer Kriegsplan.

Gages.

Deshalb sollte Gages, der den Österreichern gegenüberstand, rasch über den Apennin ziehen und sich im Gebiete von Genua mit dem Heere unter Don Philipp vereinigen. In der Nacht vom 22. April brach Gages vom Tanaro auf, und suchte durch die Pässe des Apennin sein Ziel zu erreichen, aber es gelang ihm nur unter großen Verlusten durch Schneestürme, Mangel an Lebensmitteln und durch die Österreicher, welche seinen Nachtrab verfolgten. Lobkowitz, der nicht wie ein verlorener Posten bei Modena stehen bleiben mochte, brach nun über Reggio und Parma auf, um sich mit den Piemontesen zu vereinigen, und Gages stieß im Gebiete von Genua zum Heere Don Philipps.

Lobkowitz.

Der Vertrag von Worms hatte dem König von Sardinien die Aussicht eröffnet, in den Besitz von Finale zu gelangen. Nur ungern und ihrer besseren Überzeugung zum Trotze[3] hatte Maria Theresia dem Drängen der englischen Regierung nachgegeben. Dadurch war Genua gekränkt und, um einen so schmerzlichen Verlust fern zu halten, trat die Republik 7. Mai 1745 in Aranjuez dem bourbonischen Familienvertrage von 1743 bei und versprach,

Genua.

---

[1] Ranke, l. c. III, S. 342. D'Argets Bericht bei Carlyle Bd. XV, Chap. XV.
[2] Botta, Storia d'Italia, IX, L. 56. — Muratori, Annali d'Italia. 1745 und 1746.
[3] Arneth, l. c. III, S. 170.

10.000 Mann, 36 Geschütze zum Heere der Verbündeten zu stellen und offen als Feindin Sardiniens und Österreichs aufzutreten, sobald das spanisch-französische Heer über die Bocchetta hinausgerückt sei.

Solches geschah und 70.000 Mann waren beisammen und wohl im Stande, ihre Pläne gegen den Sarden und die Österreicher auszuführen. Eine Abtheilung rückte gegen Tortona und Alessandria, eine andere gegen Ceva und Mondovi. Zugleich sollten Spanier, die in Savoyen und in der Dauphiné standen, durch das Thal von Oulx vorrücken und Exilles wegnehmen. Von allen Seiten kam nun der Sarde ins Gedränge. Tortona ergab sich am 15. August und die Citadelle nach einem entsetzlichen Feuer am 3. September. Karl Emanuel konnte nicht Entsatz bringen. Er stellte sich mit dem kleinen Häuflein Österreicher, welches nach der Abberufung des Lobkowitz nach Böhmen von Schulenburg befehligt wurde, hinter dem Tanaro auf — im ganzen waren es 45.000 Mann. Um auch diese zu trennen, beschloss Gages, gegen Parma vorzurücken. Die Spanier nahmen rasch Pavia weg, Schulenburg musste jetzt Mailand decken, und die Piemontesen zogen sich nach Casale zurück. Alessandria wurde am 11. October übergeben, nur die Citadelle hielt sich noch. Die Österreicher litten sehr durch Mangel an Geld und Nahrung; Liechtenstein, welcher 15. October den Oberbefehl übernahm, sagt, die Officiere hätten seit sechs Monaten keine Gage erhalten und lebten von Commisbrot. Doch gieng es noch immer besser, als man nach der Überzahl der Feinde erwarten durfte. Die Sardinier wehrten sich verzweifelt hinter ihren Pässen und in ihren Festungen; wenn aber die Feinde einen Winterfeldzug vornahmen, so schien Karl Emanuel doch verloren, denn sie hatten ihm bereits Savoyen, Montferrat, die Grafschaft Nizza und die Gebiete von Vercelli, Alessandria und Asti besetzt. Es half ihm nichts, dass die Engländer von der See aus Genua beschossen. Maillebois bezog Winterquartiere in Piemont und Gages besetzte 19. December Mailand; Don Philipp hielt am Tag darauf, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, wie wenn er der rechtmäßige Herrscher wäre, seinen Einzug, und dem Beispiel der Hauptstadt folgten die übrigen Orte der Lombardie; nur das Schloss in Mailand hielt sich noch. Der Herzog von Modena kehrte in seine Staaten zurück.

Kriegsplan.

Mailand.

Italien schien für Österreich verloren, zumal da jetzt auch der Sardinier in seiner Treue schwankte und die Österreicher nicht sicher waren, dass er mit den Franzosen über sie herfalle. D'Argenson schlug nämlich Ludwig XV. damals einen Plan hinsichtlich Italiens vor, der zum Vortheile der Piemontesen war: es galt, Sachsen, Piemont, Holland vom Bündnis mit England und Österreich loszuschälen. Frankreich solle dazu helfen, dem Sachsen die erbliche Königswürde in Polen zu verschaffen, damit dieses ein Bollwerk gegen Russland bilde. In Holland solle man die den Oraniern und England feindliche Partei unterstützen. Italien solle ein Staatenbund werden, dessen Schwert Piemont führe. Man müsse ihm Mailand geben und Venedig durch einen Theil der Lombardie gewinnen. Toscana solle wieder eine Republik werden. Spanien habe schon seinen Antheil an Italien in Neapel. Frankreichs Politik solle nicht sein, Italien zu erobern, sondern es unabhängig zu machen. Ludwig habe sich zwar verbindlich gemacht, Don Philipp ein Fürsten-

Karl Emanuel schwankt.

Plan d'Argenson.

thum zu schaffen, allein er müsse ihn in den gehörigen Schranken halten; wenn er ihm einen Theil gebe, müsse er dem Sardinier immer drei Theile verschaffen. Die Königin von Spanien werde zwar von diesem Plane nichts wissen wollen, aber man dürfe ihre Forderungen nicht zu Forderungen Frankreichs machen. Frankreichs Vortheil sei nicht, ein Stück Italiens zu besitzen, sondern Italien unabhängig zu machen, ein Gleichgewicht der Mächte darin herzustellen und die Österreicher zu verjagen. Alle italischen Fürsten müssten vollkommen Italiener werden, und die Staaten Italiens einen Bund bilden, wie die Staaten Deutschlands.[1])

Karl Emanuel.

Ludwig XV. gieng auf den Plan ein. Es galt jetzt, auch Karl Emanuel dafür zu gewinnen. Wie gierig lauschte dieser auf die ersten Eröffnungen, die ihm durch eine Prinzessin von Carignan, dann durch einen Herrn von Champeaux in Turin gemacht wurden. Die in Aussicht gestellten Erwerbungen blendeten ihn. Die Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang.

Vertrag.

Am 15. Februar wurden in Paris die Grundzüge eines Vertrages unterzeichnet, worin Ludwig XV. dem Sarden die Lombardie nördlich vom Po, bis zur Grenze von Mailand zusicherte. Das Mailändische Gebiet südlich vom Po, von der Scrivia und Trebbia, sollte mit Parma zu einem Großherzogthum unter Don Philipp vereinigt werden. Toscana sollte an Karl von Lothringen kommen, Mantua an Venedig — und Italien dadurch endlich vollkommen unabhängig werden.

Man musste den spanischen Hof für den Plan gewinnen. Don Philipp sollte also Mailand wieder verlieren. Maurepas sprach zuerst vom Plan zum spanischen Gesandten — der fieng laut an zu schluchzen. Als der französische

Elisabeth Farnese.

Gesandte in Madrid, der Bischof von Rennes, der Königin vom Vertrage sprach, ergoss sich ihre Wuth, ohne Rücksicht auf seinen priesterlichen Charakter, in Beschimpfungen: zweieinhalb Monate konnte er keine Antwort erhalten. Erst anfangs März wurde er wieder zur Königin berufen: „Ich und mein Mann, der König," sagte Elisabeth, „haben die ganze Nacht nicht geschlafen wegen des Vertrags, doch haben wir zuletzt beschlossen, nachzugeben und ihn anzunehmen." — Aber jetzt war es zu spät. Die Nachricht, dass die Königin nie ihre Zustimmung zum Vertrag geben wolle, die Überzeugung, dass am französischen Hof selber der heftigste Parteikampf herrsche, das Zaudern Ludwigs, den Vertrag zu unterschreiben, die Furcht, hintergangen zu werden, endlich die Überzeugung, dass, wenn Österreich aus Italien gänzlich verdrängt werde, er den Bourbonen preisgegeben sei, während er sonst den Schiedsrichter zwischen Habsburgern und Bourbonen spielen könne, endlich der Heranzug eines österreichischen Heeres hielten Karl Emanuel schließlich doch auf der Partei Maria Theresias fest. Statt den von Ludwig am 17. Februar 1740

[1]) Mémoires du Marquis d'Argenson, p. 372.

gutgeheißenen Bundesvertrag zu unterschreiben, der am 3. März in Rivoli ankam, beschloss der Sarde durch einen kühnen Handstreich die bedrängte Citadelle von Alessandria zu retten.[1])

Sie konnte sich nur noch einige Tage halten, so fiel sie in die Gewalt der Spanier. Am 5. März bemerkte Maillebois, dass Piemontesen und Österreicher sich gegen ihn in Bewegung setzten, um die Citadelle von Alessandria zu befreien. Er bat die Spanier um Hilfe, welche diese aber, erbittert über die Verhandlungen zu Rivoli, verweigerten. Am 6. März griff Leutrum die Franzosen vor Asti an, welche, 5000 Mann stark, sich kriegsgefangen ergaben. Am 11. standen die Sardinier vor Alessandria. Die Franzosen zogen sich schleunigst zurück. Dann ward Acqui genommen. Das Misstrauen, das zwischen Franzosen und Spaniern herrschte, begünstigte das Vorrücken der Sarden und Österreicher. Die Spanier meinten, die Fortschritte der Piemontesen seien mit den Franzosen verabredet. Unter den Spaniern selber war wieder Zwiespalt zwischen Castellar und Gages; nur der Geschicklichkeit des letztern gelang es noch, die Truppen in Piacenza zusammenzuziehen. Früh am 19. März 1746 verließen die Spanier Mailand, zwei Stunden später trafen die österreichischen Husaren ein. Jetzt rief Don Philipp Maillebois zuhilfe und dieser eilte mit all seinen Streitkräften aus Piemont herbei. Der König von Sardinien eilte den Franzosen nach und war nur noch zwei Tagmärsche entfernt, als diese mit den Spaniern vereint in der Nacht vom 15. zum 16. Juni aus ihren Verschanzungen rückten, um die Österreicher vor Ankunft der Piemontesen zurückzuwerfen. So kam es zur Schlacht bei Piacenza;[2]) sie war so blutig, dass sie den Österreichern 4000, den Spaniern und Franzosen 5000 Mann kostete, letztere verloren überdies noch 6000 Gefangene, viele Kanonen und Fahnen. Gages und Maillebois machten Fehler, welche Browne und Liechtenstein schnell erkannten und ausnützten. Der Sieg der Österreicher war blutig, aber entschieden, obschon sie den Feinden an Zahl der Streiter nachstanden. In Piacenza blieb dann Castellar mit 4000 Mann stehen, Maillebois und Gages aber zogen sich über den Po zurück. Bei Rottofredo am Ufer des Tidone kam es noch zu einem ernsten Kampfe, in welchem Bernklau fiel. — Franzosen und Spanier zogen sich in das Genuesische und jetzt war Piacenza für sie verloren, es ergab sich mit den riesigen Kriegsvorräthen an die Österreicher.

Schlacht bei Piacenza.

Bernklaus Tod.

Indes starb am 9. Juli 1746 der König von Spanien, Philipp V., zweiundsechzig Jahre alt. Obschon er in der letzten Zeit ganz blödsinnig war und man immer nur mit Mühe und List von ihm die Unterschrift des Yo el Rey unter die Erlasse erlangte, so hatte sein Tod doch wichtige Folgen. Ferdinand VI., der einzige noch vorhandene Sohn aus der Ehe mit Louise von Savoyen, welcher jetzt den Thron bestieg, hasste seine Stiefmutter nicht minder, als er von ihr gehasst wurde. Mit ihrer Herrschaft war es jetzt zu Ende, Spanien mochte seine Kräfte nicht länger erschöpfen, um ihrem Sohne Gebiete in Italien zu erobern. Vierzehn Tage nach ihrem Vater starb die Infantin Maria Theresia, die Gemahlin des Dauphin, und die

Tod Philipps V.

[1]) Flassan, l. c. V, p. 316–334. — Arneth, l. c. III, S. 177–183.
[2]) Rothkirch — in der „Österreichischen militärischen Zeitschrift", 1840 S. 71–79.

Beziehungen zu Frankreich wurden immer kälter. Am 19. August 1746 kam Las Minas, um im Auftrage der neuen Regierung den Oberbefehl über die Spanier zu übernehmen und sogleich den Rückzug anzutreten. Maillebois und der Herzog von Modena waren in Verzweiflung, dass man Italien so leicht preisgebe, nicht wenigstens die festen Stellungen der Bocchetta behaupte. Vergebens. Las Minas ließ Geschütz und Vorräthe in Genua einschiffen und das Fußvolk rasch den Marsch gegen Westen antreten; erst in Nizza hielten sich die Spanier für sicher. Die Franzosen, von den Spaniern verlassen, traten gleichfalls den Rückzug an.

Genua. Jetzt kamen böse Tage für Genua, am 6. September standen die Österreicher vor seinen Thoren. Botta d'Adorno, ein verbannter Genueſe, stand an ihrer Spitze, seit Liechtenstein den Oberbefehl niedergelegt hatte, und verlangte Auslieferung der Gefangenen und Flüchtigen, Übergabe der Kriegs- und Mundvorräthe der spanischen und französischen Truppen, Besetzung der Thore durch die Österreicher, welche während des ganzes Krieges freien Durchzug durch alle Plätze der Republik haben müssten; ferner sollten sechs Senatoren mit dem Dogen nach Wien sich begeben, um Maria Theresia um Verzeihung zu bitten. 50.000 Genovinen müssten sogleich erlegt, die weitere Kriegsentschädigung werde noch näher bestimmt werden. Harte Bedingungen, doch Genua fügte sich und die Österreicher besetzten die Thore. Die Hilfe der Republik hatte es den Spaniern und Franzosen möglich gemacht, in die Lombardie einzudringen und Mailand zu nehmen — jetzt erfuhr sie die Strenge des Siegers, der eine Nachtragszahlung von drei Millionen Genovinen verlangte. Der Unmuth war groß, aber die erste Rate wurde bezahlt. Die Engländer nahmen die Schiffe weg, der Sarde besetzte Savona, Finale und alle Festungen der Riviera da Ponente.

Neapel. Die günstige Stunde, Neapel zu erobern, war gekommen, die Österreicher allein waren stark genug dazu und Maria Theresia drang darauf.

Kriegsrath. Aber in einem Kriegsrathe, welcher in Pietro d'Arena abgehalten wurde, drangen die Engländer auf einen Zug nach Südfrankreich zur Eroberung Toulons, des wichtigsten Handelsplatzes; sie sei nur möglich durch die Mitwirkung der Österreicher; weigern sich diese, so werde England sogleich einen für sie ungünstigen Frieden schließen. Ein Angriff auf Neapel und Sicilien werde Spanien zu einem verzweifelten Aufgebot aller Kräfte treiben und Preußen zu neuem Kriege reizen. Durch Modena und Genua lasse sich schon eine Entschädigung für Maria Theresia finden. Mit andern Worten: die Engländer wollten Spanien von Frankreich losschälen, von jenem durch Schonung einen günstigen Vertrag erlangen, und dieses in seinem Handel schädigen. Karl Emanuel willigte ein, obschon die Vertreibung der Franzosen aus Savoyen vortheilhafter gewesen wäre: er war verdrossen darüber, dass Genua nicht in seine Hände gefallen war, und mochte auch die Österreicher

in Italien nicht zu mächtig werden sehen. Österreich wurde überstimmt und der Zug nach Südfrankreich beschlossen.[1])

Was Prinz Eugen, was der Marchese Pescara erfahren hatten, musste jetzt auch Browne erleben. Der Zug nach Westen begann im September. Bei Ventimiglia kam es noch zu einem Gefechte mit der französischen Nachhut. Gorani erstürmte die Anhöhen, fiel aber durch eine Kugel, einer der begabtesten österreichischen Officiere, voll Thatendurst. Als man den Verlust Bernklaus bedauerte, hatte er erklärt, noch seien nicht alle Bernklaus todt. Die Franzosen wichen nun fortwährend zurück, nur zwölf Bataillone Spanier blieben bei ihnen, aber mehr nur zum Schein. Don Philipp erkrankte und zog mit seinen Truppen heim. Auch der König von Neapel rief seine Truppen ab und die Engländer hinderten ihre Abfahrt nicht — wieder ein Beweis geheimen Einverständnisses. Am 30. November überschritt Browne mit 30.000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Var, am 1. December den Cagne. Antibes, welches Browne zum Hauptwaffenplatz für das ganze Unternehmen machen wollte, wurde umschlossen. Aus Genua sollte schweres Geschütz herbeigeschafft werden. Zug in die Provence.

Da zwang aber ein Aufstand in ihrem Rücken die Österreicher zur Umkehr. Genua hatte schon die zweite Million bezahlt. Die Nachricht ward verbreitet, die dritte sei von Maria Theresia auf Verwenden des Papstes erlassen. Doch war dem nicht so, die Kaiserin hatte nur Frist gestattet, dagegen hatte sie dem Dogen und den Senatoren die Demüthigung einer Abbitte in Wien erlassen. Desungeachtet stieg der Unmuth und die Erbitterung in Genua. Ein englisches Schiff legte sich vor den Hafen und plünderte alle Fahrzeuge, die einlaufen wollten. Die Preise der Lebensmittel stiegen, man befürchtete eine Hungersnoth. Zum Unglück für die Österreicher war ihr Bevollmächtigter Botta in Äußerung seiner Rachelust unvorsichtig. Sein Vater war wegen eines ihm zur Last gelegten Verbrechens 1698 von der Republik zum Tode verurtheilt, sein Vermögen eingezogen, sein Haus niedergerissen, und als es ihm gelang, zu entfliehen, war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden.[2]) Jetzt hatte der Sohn Gelegenheit, an der Republik Rache dafür zu nehmen, und er hasste sie mit italienischer Glut. Gleich bei den ersten Verhandlungen äußerte er, er werde den Genuesen nichts lassen, als die Augen, um zu weinen. Bei jeder Forderung, die er stellte, drohte er mit Plünderung und Brand: „Mein Herz ist zu gefühlvoll, als dass ich dies mit ansehen könnte; aber wenn ich Befehl geben muss, alles niederzumachen, so werde ich mich mit meinen Officieren aufs Land begeben, die Soldaten werden die Befehle schon auszuführen wissen.“[3]) Aufstand in Genua. Botta unvorsichtig.

Solche Drohungen erweckten nur Hass und Botta verstand nicht gegen dessen Folgen sich zu sichern. Er ließ die genuesischen Truppen im Besitz ihrer Waffen; Kriegsgefangene französische und spanische Officiere entfernte er nicht aus der Stadt. Das Zeughaus blieb wohlgefüllt, er versäumte, einige wichtige Punkte zu besetzen — und doch hatte er nur 3000 Mann zur Verfügung, während Genua 170.000 Einwohner zählte, und bei seinen engen gewundenen Straßen, seinen massiv gebauten, oft neun Stock hohen Häusern gegen einen Aufstand schwer zu erobern war. Botta war unklug genug, zu reizen und schwach, als es galt, zu handeln. Am 5. December ließ er auf Brownes Wunsch schweres Geschütz

[1]) Arneth, l. c. III, S. 202—209.
[2]) Ibid. III, S. 237—247.
[3]) Botta, l c. XLV, p. 169—172.

nach dem Hafen schaffen, das zur Belagerung von Antibes verwendet werden sollte. In der Nähe des Thores Tommaso brach der Wagen unter der Last eines Mörsers. Voll Verzweiflung sahen die Genuesen ihre Kanonen abführen: erreichten die Feinde in der Provence ihr Ziel, so war wenig Hoffnung, dass Genua von ihnen frei werde. Jetzt forderten die Österreicher die schadenfroh zusehenden Genuesen auf, Hand anzulegen und den Mörser fortzuschaffen, und
Volkshass. wandten den Stock an, als diese sich weigerten. Verwünschungen ertönten. Ein Kind warf zuerst einen Stein. Es war das Signal zum Kampf. Schnell flogen von allen Seiten Steine und Ziegel von den Dächern auf die Soldaten, die, sich zurückziehend, den Mörser im Stiche ließen. Es war Abend. Das Volk eilte vor den Dogenpalast und verlangte Waffen. Der Senat verdoppelte die Wachen. Indes trieb ein Platzregen das Volk auseinander.

Aufstand in Genua. Botta verkannte die Bewegung. Am nächsten Morgen schickte er eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Sappeurs, um den Mörser nach dem Hafen zu bringen — sie wurden mit einem Hagel von Steinen empfangen, einige ermordet. Die Aufständischen hatten jetzt Waffen und Anführer. Die Österreicher zogen sich zurück. Anstalten wurden gemacht, das Zeughaus zu erstürmen. Es schien, als wolle der Senat vermitteln: er bat Botta, was einige gefehlt, nicht die Gesammtheit büßen zu lassen. Am 7. December wurde die österreichische Wache am Thore San Tommaso vom Volke angegriffen, in dessen Reihe sich schon Edelleute, französische und spanische Officiere zeigten. Zwei Bataillone trieben die Aufständischen zurück und säuberten die Straße bis zur Piazza dell' Annunziata. Am 8. December verlangten die Aufständischen Unterhandlungen, und bewilligte Botta eine zwanzigstündige Waffenruhe.[1] Indes rüsteten sich beide Theile zum ernsten Kampf. Botta suchte seine im genuesischen Gebiete zerstreuten Truppen
in der Riviera. zu sammeln, aber schon hatten sich die Bauern in der Riviera erhoben. Jedes Gut ist hier mit einer steinernen Mauer umgeben, die Wege sind eng, nicht für Wagen, sondern nur für Maulthiere gangbar. So wurde es leicht, den Österreichern den Durchgang zu verwehren und kleine Abtheilungen zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Als am 10. December der Waffenstillstand zu Ende gieng, ertönten in der Stadt und durch die ganze Riviera die Sturmglocken.
Botta zieht ab. Botta verlor den Kopf und beschloss sogleich, sich über die Bocchetta zurückzuziehen. Die Kriegscasse wurde gerettet, aber mancher Nachzügler getödtet. Am 13. December waren die Österreicher in Gavi in Sicherheit. Aber damit war Genua verloren und der Zug in die Provence gescheitert. Den Genuesen kam der Sieg im ganzen leicht: sie hatten nur 8 Todte und 30 Verwundete. In Wien war man empört über den Schimpf, welchen Bottas Unbesonnenheit und Kraftlosigkeit — er hatte zuviel und zu wenig gethan — über die österreichischen Waffen gebracht; der Oberbefehl wurde ihm entzogen und Schulenburg übertragen.

Rückzug aus der Provence. Der Aufstand in Genua rettete den Franzosen die Provence. Browne war, ohne Widerstand zu finden, in Süden vorgedrungen. Maillebois hatte sich mit seinen entmuthigten Truppen von Stadt zu Stadt vor ihm zurückgezogen. Überall kamen den Österreichern die Geistlichen und die Behörden entgegen, und baten um die Milde des Siegers. Am 15. December nahm Browne die Inseln St.-Honoré und Marguerite mit allen ihren Forts und

[1] Arneth, l. c. III, S. 242—244.

Geschützen, bald auch Dragignan. Jetzt kam aber die Nachricht aus Genua und zugleich rückten neue französische Regimenter an, Belleisle an ihrer Spitze. Er hatte der Pompadour, wie früher Fleury, eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten beigebracht und erhielt jetzt an der Stelle Maillebois' den Oberbefehl. In der That wusste er wieder den Geist der Ordnung und Muth den Franzosen einzuflößen. Doch nahm er die Schlacht, die Browne (welcher der Übermacht gegenüber und im Rücken durch den Aufstand bedroht, Mitte Januar den Rückzug antrat) bei Cannes ihm anbot, nicht an. Am 3. Februar giengen die Österreicher ohne erhebliche Verluste über den Var zurück. Einen Theil seiner Truppen ließ Browne in der Grafschaft Nizza, mit dem anderen zog er über den Col di Tenda in die Lombardei.

Doch gab der kühne Führer weder den Gedanken einer Wiedereroberung Genuas, noch eines neuen Zuges in die Provence auf. Allein indes hatte Frankreich nach Genua neunzig Schiffe mit Lebensmitteln, viele Officiere und Hilfsgelder gesendet und die Engländer das Meer sehr lässig gehütet. Durch Aushungerung konnte die Stadt nicht mehr bezwungen werden, nur durch Gewalt. Im April 1747 rückten die Österreicher wieder in das Gebiet der Republik ein, Franzosen und Genuesen überall zurückwerfend, wo sie ihnen entgegentraten. Am 13. Juni hinderte die Österreicher nur Regen und Nebel, in die Stadt selber einzudringen. Jetzt wurde Genua unter Schulenburg vom Land her regelmäßig umschlossen, am 4. Juli aber die Belagerung übereilt aufgehoben, weil Schulenburg hörte, dass es den Piemontesen schlecht gehe, Schulenburg wollte zuerst jenen helfen und dann wieder vor Genua ziehen. In der That waren die Franzosen von Briançon aus in das Thal von Oulx eingedrungen und wollten den Eingang in den Pass von Exilles erzwingen. Beim Versuch, die Verschanzungen von Col d'Assiette zu erstürmen, wurden sie jedoch am 19. Juli 1747 von den Österreichern und Piemontesen mit einem Verlust von 4000 Mann zurückgeworfen. Belleisles Bruder fiel in diesem Kampfe, dem letzten von größerer Bedeutung in Italien während dieses Krieges. Hauptschläge kamen nur noch in Belgien und in den Niederlanden vor.[1]) — Genua.

Die letzten Schlachten des österreichischen Erbfolgekrieges. Friede zu Aachen.

Glücklicher waren die französischen Waffen in Belgien. Moriz von Sachsen überraschte am 30. Januar 1746 die Hauptstadt Brüssel, deren Festungswerke allerdings im schlechtesten Zustande waren. 7000 Österreicher mussten sich kriegsgefangen ergeben. Österreicher, Holländer und Engländer Belgien. Brüssel.

[1]) Arneth, l. c. III, S. 287—311.

zogen sich nun hinter dem Dyle zusammen. Die Franzosen waren ihnen an Zahl bedeutend überlegen, 124.000 Mann gegen 76.000 Verbündete.

Antwerpen. Zunächst war es wieder Festungskrieg, und der erste Angriff galt Antwerpen. Conti sollte die Stadt belagern, Moriz von Sachsen im freien Felde kriegen. Ludwig XV. kam selber zur Belagerung, es galt ja wieder Ruhm zu erwerben, obschon das Blut zwecklos vergossen wurde, denn der Verlust einer Festung in Belgien griff Maria Theresia nicht im Wesen ihrer Macht an, schwächte auch England nicht. Die Vertheidigung Antwerpens war sehr tapfer, aber erfolglos. Am 1. Juni ergab sich die Stadt, am 4. hielt Ludwig seinen Einzug, am 10. kehrte er als Sieger nach Versailles zurück, seinen Heerführern den Befehl zurücklassend, die Eroberung Belgiens zu vollenden. Unter diesen Führern waren die ausgezeichnetsten Fremde: Moriz, den wir schon kennen, Löwendal. Löwendal und Nikolaus Berchény; — Löwendal, der Enkel eines unehelichen Sohnes König Friedrichs III. von Dänemark, ein militärischer Abenteurer, der an allen Kriegen Europas theilgenommen und zuletzt bis zum Tode Berchény. Annas in Rußland gedient hatte; — Berchény war der Sohn eines ungarischen Insurgentenführers und Genossen Tökelys, und derjenige, welcher zuerst ein französisches Husaren-Regiment errichtete. Um die Eifersucht der Franzosen auf diese drei Fremden, welche zugleich Protestanten waren, zu beschwichtigen, übertrug Ludwig XV. beim Abgang von der Armee dem Prinzen von Conti den Oberbefehl.

Indes hatte Cumberland bei Culloden die Jakobiten niedergeschlagen und trafen wieder englische Regimenter und hessische Hilfstruppen in den Niederlanden ein und konnte Maria Theresia nach dem Siege bei Piacenza ebendahin Truppen entsenden. Ende Juli 1746 war schon wieder ein Heer Karl von Lothringen. von 90.000 Mann beisammen. Karl von Lothringen hatte von der Kaiserin den Oberbefehl erbeten,[1]) um durch einen Sieg über Moriz von Sachsen, welchen viele damals als Feldherrn über Friedrich II. stellten, die seit dem letzten Feldzug entstandenen Zweifel an seiner Befähigung niederzuschlagen.

Am 21. Juli übernahm Karl den Oberbefehl, die Truppen waren vortrefflich. Doch zeigte sich Karl von Lothringen dem genialen Sachsen, der mit seinen Fähigkeiten nur Frankreich verherrlichte, noch weniger gewachsen, als dem Preußenkönig. Ihm gebrach der Schnellblick und der rasche Entschluss: er vermochte Charleroi nicht zu entsetzen, Namur nicht zu decken, welches 20. September sich den Franzosen ergeben musste, und bot schließlich in einer Art Verzweiflung in unvortheilhafter Stellung dem an Zahl weit überlegenen Feinde die Schlacht. Schlacht bei Raucoug. Sie hat von den Dörfern Ans und Raucoux,[2]) welche die Verbündeten heldenmüthig vertheidigten und die Franzosen unter schweren Verlusten erstürmten, den Namen. Der erbitterte Kampf begann am 11. October um zwei Uhr mittags und endete bei einbrechendem Dunkel. 4500 Mann von Seite der Verbündeten und 3000 Franzosen deckten die Walstatt. Die Österreicher deckten den Rückzug, der durch Mastricht auf das rechte Ufer der Maas vor sich gieng. Moriz

[1]) Arneth, l. c. III, S. 221.
[2]) „Österreichische militärische Zeitschrift", 1835, III, S. 158.

wurde vorgeworfen, er habe versäumt, den Sieg auszubeuten. Es war eine große Schlächterei ohne erhebliche Folgen. Beide Theile bezogen die Winterquartiere.

Friedensunterhandlungen begannen im October 1746 zu Breda, die Erschöpfung der kriegführenden Mächte drängte dazu — doch gaben sie der todtmüden Welt noch nicht die ersehnte Ruhe. Congress zu Breda.

So wenig auch die Spanier Grund hatten, auf ihre Lorbeeren in diesem Kriege stolz zu sein, so groß waren doch ihre Ansprüche. Ihr Gesandter, der gelehrte Macanaz, ein Mann von achtzig Jahren, aber noch jugendlichem Feuer, verlangte für Don Philipp Toscana oder Savoyen mit Villafranca und Nizza, für Spanien die Insel Sardinien, die Großmeisterschaft des Goldenen Vließes, das Patronatsrecht über den katholischen Cultus in den Niederlanden und über die Universität Löwen, Rückgabe von Gibraltar und Port Mahon.[1] Frankreich aber begehrte, Bevollmächtigte der Kaiserin und der Piemontesen dürften zu dem Congresse gar nicht zugelassen werden. D'Argenson wollte in seinem Hasse gegen Österreich eine Art Rheinbund gründen,[2] Preußen dagegen bot er die Oberherrlichkeit über die protestantischen Staaten Norddeutschlands an: Preußen, Sachsen, Bayern, Wirtemberg, Kurpfalz und Köln sollten die Neutralität des Reiches wahren und jede Kriegserklärung gegen Frankreich verhindern. Am Hofe zu Versailles hatte jedoch d'Argenson viele Gegner, der Dauphin und sein ganzer Anhang war wider ihn und Ludwig XV. war schwach genug, die Spanien abgeneigten Pläne seines Ministers an Spanien selber zu verrathen. Bald galt d'Argenson als einziges Hindernis des Friedens, auch die Pompadour wagte nichts mehr für ihn und anfangs Jänner 1747 wurde er plötzlich entlassen. Aber der Krieg dauerte noch fort. Die Spanier. Plan eines Rheinbundes. d'Argenson.

Der Abgott der Pariser war damals Moriz von Sachsen. Nach der Einnahme von Brüssel hatte er die dort gefundene Oriflamme Franz I. und viele Siegeszeichen nach Paris gesandt. Seine Reise glich einem Triumphzug. Als in Peronne die Grenzwächter seinen Wagen untersuchen wollten, stürzte der Oberbeamte mit den Worten herbei: „Was macht Ihr da, Ihr Lumpen! sind denn Lorbeeren Contrebande?“ Am Hofe erhielt er die Grandes Entrées und den Titel eines Generalissimus der gesammten Armee; in der Oper ward ihm ein Lorbeerkranz überreicht. Man erzählte sich, wie er bei Raucoux seinem Adjutanten eine geheime Mittheilung machen wollte, aber wegen der Umgebung nicht machen konnte, er dann im Unmuth ausrief: „Ich wollte, einige Kanonenkugeln schlügen ein, dass meine Umgebung nicht so dicht wäre und ich mich etwas freier bewegen könnte.“ Seine Derbheit gefiel.[3] Moriz.

Am 17. April 1747 ließ Ludwig XV. den Generalstaaten erklären: weil sie seine Gegner unterstützten, so sehe sich der König genöthigt, seine Armee in das Gebiet der Republik einrücken zu lassen, er werde jedoch die eroberten Plätze zurückgeben, sobald man aufhöre, seinen Feinden zu helfen. Um einzuschüchtern, überschritten die Franzosen von Brügge aus die holländische Grenze und nahmen in wenig Tagen Sluys, Sas de Gand und Fort Krieg mit Holland.

[1] Arneth, l. c. III, S. 274.
[2] Darauf hat zuerst Arneth, l. c. III, S. 252—264, aufmerksam gemacht.
[3] Weber, Moriz von Sachsen, S. 200—233.

Philippine. Aber gerade dadurch untergruben die Franzosen die ihnen geneigte Partei und verhalfen der englischen und oranischen zur Macht. Das Volk schrie über Verrath der vielköpfigen Regierung, bei welcher jeder nur an seinen eigenen Vortheil denke, einer müsse regieren, nur der Oranier könne Holland retten. Damit war Wilhelm IV., das Haupt des Zweiges Nassau-Dietz gemeint,[1]) ein leutseliger, redlicher Mann, der nichts von der Gewandtheit des Schweigenden, noch von der Rauheit und Derbheit des dritten Wilhelm, aber auch nichts von der Kriegstüchtigkeit beider besaß. Doch das Volk schrieb ihm hohe Eigenschaften zu. Bisher Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern, wurde Wilhelm jetzt auch Statthalter von Seeland, die anderen Provinzen folgten und am 2. Mai 1747 wurde er einstimmig zum General-Statthalter, General-Capitän und Ober-Admiral von Holland ernannt. Die Gegenpartei war ohne Kraft. Im nächsten Jahre wurde diese Würde auch in weiblicher Linie für erblich erklärt und so die Republik in eine Erbmonarchie verwandelt. Allerdings half englisches Geld mit dabei, Wilhelm IV. war ein Tochtermann Königs Georg II.

Wilhelm IV.

Holland wurde 1747 Hauptschauplatz des Krieges, war aber wenig darauf gerüstet. Festungen, welche Ludwig XIV. und Vauban Monate lang Widerstand geleistet hatten, fielen jetzt in einigen Tagen.

Zwischen dem 17. April und 17. Mai wurde das ganze holländische Flandern erobert. Löwendal zog links, Moriz gedachte Mastricht zu

[1]) Das Haus Nassau-Oranien:

Wilhelm, † 1559 (Ottonische Linie)

Wilhelm I., erbt 1544 Oranien, ermordet 1584			Johann, † 1606
Philipp Wilhelm, † 1618.	Moriz, Statthalter der vereinigt. Niederlande, † 1625.	Heinrich Friedrich, Statthalter, † 1647	Ernst Kasimir (Dietz), † 1632
			Wilhelm Friedrich, † 1664
Wilhelm II., Statthalter, † 1650	Louise Henriette, Gem.: Friedrich Wilhelm von Brandenburg	Albertine Agnes	Heinrich Kasimir, † 1696
Wilhelm III., 1674 Erbstatthalter, 1689 König von England, † 1702.	Friedrich I., König von Preußen, Erbe von Oranien nach Wilhelm III.		Johann Wilhelm, Erbe der Besitzungen in den Niederlanden, † 1711
			Wilhelm IV., 1748 Erbstatthalter, † 1751
			Wilhelm V., Erbstatthalter, entsagt 1803, † 1806
			Wilhelm I., König der Niederlande, entsagt 1840, † 1843
			Wilhelm II., König der Niederlande, † 1849
			Wilhelm III., König der Niederlande, † 1891.

nehmen. Die Verbündeten stellten sich ihm zwischen dieser Festung und dem Flusse Demer entgegen. Der Herzog von Cumberland, seit dem Tage von Culloden in England als Heerführer hochgefeiert, stand an ihrer Spitze, durch einen Sieg über Moriz hoffte er den höchsten Ruhm zu erwerben. An persönlicher Tapferkeit fehlte es ihm nicht, wohl aber an Umsicht und rascher Erfassung der Lage. Batthyany hatte ihm mehrmals die besten Rathschläge ertheilt, Moriz mehrmals Blößen gegeben — Cumberland war nicht rasch genug zur That geschritten. Am 2. Juli kam es zur großen Schlacht, welche vom Dorfe Laveld den Namen hat, die Verbündeten zählten 80.000 Mann, die Franzosen 95.000. Die Stellung der ersteren war zu ausgedehnt und legte daher Moriz den Gedanken nahe, sie zu durchbrechen. Um neun Uhr begannen die Franzosen den Angriff auf Laveld, um das sich nun ein schrecklicher Kampf entspann. Dreimal wurden die Franzosen zurückgeworfen, auch beim vierten Ansturm wurden sie zurückgeschlagen, nur einzelne Häuser vermochten sie zu behaupten. Moriz sagte in Sorge zu seinem Adjutanten Valfons:[1] „Was meinst du davon! Der Anfang ist nicht gut. Die Feinde halten sich tüchtig!“ — „Marschall!“ entgegnete Valfons, „Sie waren im Sterben bei Fontenoy und haben doch den Feind geschlagen; Sie waren in der Genesung bei Raucoux und haben ihn doch bezwungen; heute befinden Sie sich zu wohl, um sie nicht zu zerschmettern!“ Da vereinte Moriz drei Brigaden zu einem Schlachtkeil und durchbrach die Aufstellung der Holländer. Dies entschied. Cumberland brach um zwei Uhr die Schlacht ab und zog sich unter die Kanonen von Maastricht zurück.[2] Die Österreicher deckten den Rückzug. Die Verluste waren groß, die Verbündeten verloren 6000 Mann, die Franzosen 8000 vom Fußvolk und 1000 Reiter. Moriz hatte die Schlacht gewonnen, aber der Sieg war nicht entscheidend. Der Feind verließ in fester Haltung das Schlachtfeld, auf welchem am Abend Ludwig XV. eintraf, um die Glückwünsche als Sieger zu empfangen. Er schrieb an den Dauphin: „Nie war unser General so groß als heute, aber man muss ihm grollen, wenn man ihm Glück wünscht, dass er sich ausgesetzt hat wie der gemeinste Grenadier.“

Cumberland.

Schlacht bei Laveld.

Das war die letzte große Schlacht des österreichischen Erbfolgekrieges. Es kam nur noch zu Belagerungen. Während die Verbündeten unschlüssig bei Maastricht stehen blieben, erstieg Löwendal in der Nacht vom 15. zum 16. September Bergen op Zoom, das Meisterwerk Coehorns. Seine Sturmcolonnen stießen in allen Werken nur auf 300 Mann, die sorglos gar keinen Widerstand leisteten. Noch ehe Allarm geschlagen wurde, befanden sich die Franzosen mitten in der Stadt. — Es waren nicht mehr die Holländer aus der Zeit Wilhelms III.! Batthyany schreibt über sie: „Bald fassen sie einen verzweifelten Entschluss, bald wieder überlassen sie sich einem ganz ungegründeten Gefühle der Sicherheit. Übel geleitet und übel gehorchend, räumen sie bei jeder Gelegenheit das Feld.“

Bergen op Zoom.

Wieder begannen Unterhandlungen, die Noth drängte dazu, das englische Volk fand die steigende Steuerlast unerträglich. Wie war es erst in Frankreich! Der Finanzminister Orry erklärte dem König, dass er kein Geld mehr aufzutreiben wisse; die Intendanten meldeten aus den Provinzen, es sei unmöglich, neue Mannschaft auszuheben; der aus Guyenne berichtete, die

Unterhandlung.

[1] Weber, l. c. S. 133—135.
[2] „Österreichische militärische Zeitschrift“, 1836, Bd. IV, S. 258—268.

Bevölkerung sei nahe daran, Hungers zu sterben.[1]) Seit der Niederlage seiner Flotte am Cap Finisterre war Frankreich abgesperrt zur See und lag sein Handel vollkommen darnieder.

In der Schlacht von Laveld war der englische Reitergeneral Ligonier in die Gewalt der Feinde gefallen. Ludwig XV. schenkte ihm die Freiheit und drückte ihm selber seine Geneigtheit aus, Frieden zu schließen. Moriz ergänzte diese Andeutungen:[2]) der König liebe den Krieg nicht und die Nation hasse ihn; er selbst wünsche die Fortsetzung desselben ebensowenig, denn treffe ihn ein Unfall, so werde selbst der König ihn nicht beschützen können; er besitze bereits alle Ehren, die er wünschte; bei seiner gestörten Gesundheit bedürfe er der Ruhe. Cumberland und Moriz würden vereint am besten den Frieden stiften. Was den König von Frankreich betreffe, so fordere er nichts für sich selbst, er sei bereit, Flandern zurückzugeben, jedoch mit Ausnahme von Furnes, welches er behalten wolle, wenn die Engländer auf der gänzlichen Schleifung von Dünkirchen bestehen; gestatten sie aber, dass jener Hafen in seinem bisherigen Zustand bleibe, so werde sich der König mit der Zurückgabe von Cap Breton begnügen, dafür würden aber die Franzosen das vor kurzem eroberte Madras zurückstellen. Genua müsste wieder hergestellt und der Herzog von Modena in seine Staaten wieder eingesetzt werden; dass Spanien berücksichtigt und in den Vertrag ein-
England. geschlossen werde, verlange die Ehre Frankreichs. In England vernahm man dieses Angebot mit Freude, nur traute das Ministerium dem Herzog von Cumberland nicht Ruhe und Besonnenheit genug für die Friedensverhandlungen zu, fürchtete vielmehr, er möchte bei seinem aufbrausenden Wesen und seiner Unerfahrenheit in diplomatischen Geschäften von Moriz überlistet werden. Die Verhandlungen sollten nur dem Namen nach in den Händen des Herzogs sein. Lord Sandwich kam insgeheim mit dem französischen Minister Marquis de Puysieux in Lüttich zusammen und ließ die Geneigtheit durchblicken, Cap Breton gegen anderweitige Zugeständnisse an Frankreich zurückzustellen. Beide kamen darauf überein, ein Congress aller am Kriege betheiligten Mächte solle in Aachen eröffnet werden. Für Cumberland war es ein Schnitt ins Herz! Wie gerne wäre er als der Friedensstifter Europas dagestanden, wie einst Eugen mit Villars in Rastadt der erschöpften Welt den ersehnten Frieden verschafft hatte. Weil man in Frankreich die Vorliebe Georgs II. für seinen Sohn Cumberland kannte, so hatte man jenen Vorschlag gemacht, um den Hof für den Frieden zu gewinnen. Früher war schon angedeutet worden, wenn England und Frankreich, die allein Hilfsgelder zahlten, sich zum Frieden einigen würden, so könnten die andern Mächte den Krieg nicht fortführen.

Congress zu Aachen. Nur spät kam der Congress zusammen, langsam schritten die Verhandlungen voran. Daneben giengen drei geheime Verhandlungen der Höfe einher.

Spanien unterhandelte im tiefsten Geheimnis in London, Maria Theresia durch Vermittlung des sächsischen Hofes mit Versailles und des portugiesischen Hofes mit Madrid. In Aachen war Frankreich vertreten durch den Grafen Saint-Severin d'Aragon, Spanien durch den Marquis von Sotomayor, Holland durch den Grafen Bentinck, den Baron

[1]) Flassan, Diplom. française, V, p. 428.
[2]) Mahon, l. c. III, Chap. XXX.

Wassenaer und Hasselaer, Modena durch den Grafen Monzone, Genua durch den Marquis Doria, England durch Lord Sandwich, Sardinien durch den Grafen de la Chavanne, Österreich durch den Grafen Kaunitz, der durch Scharfblick und Gewandtheit Maria Theresias Vertrauen verdiente. Kaunitz traf erst am 18. März in Aachen ein. Im Laufe der Verhandlung näherten sich Österreich und Frankreich, gab aber England Österreich preis, um beträchtliche Handelsvortheile von Spanien zu erlangen. Im Vertrag von Worms hatte England der Maria Theresia Entschädigung für die Gebiete verheißen, die sie an Sardinien abtrat. England verlangte nun diese Abtretungen an Sardinien, ließ aber die Forderung von Entschädigungen hiefür fallen, im Gegentheil sollte auf Kosten Maria Theresias auch Don Philipp in Italien ausgestattet werden.

Maria Theresia.

Als Robinson die Kaiserin mahnen wollte, unter den Bedingungen, die England zum Nachtheil für sie aufstellte, Frieden zu schließen, loderte ihr Unmuth auf: England habe sie zur Abtretung Schlesiens an Friedrich II., zur Aufopferung eines Theiles der Lombardie an Sardinien gedrängt und doch sei sie von Unterhandlungen ausgeschlossen, welche ihre eigenen Angelegenheiten betreffen; ihre Feinde würden ihr bessere Bedingungen einräumen, als ihre Verbündeten. „Wenigstens werden sie den Frieden, dessen sie nicht minder bedürfen als ich selbst, wegen eines Streites zwischen mir und dem König von Sardinien über ein Stückchen Land mehr oder weniger oder über die Auslegung des Vertrages nicht verweigern. Und wer sagt Euch, dass Spanien Parma und Piacenza verlangt? Es würde Savoyen bei weitem den Vorzug geben. Setzt mich in Italien in den Besitz meiner Staaten vor dem Kriege wieder ein und ich will den Infanten versorgen. Da ist jedoch Euer König von Sardinien, der alles erhalten muss, ohne dass man auf mich die geringste Rücksicht nimmt. Guter Gott, wie bin ich von Eurer Regierung behandelt worden! Da ist außerdem noch Euer König von Preußen! Ja fürwahr, all diese Umstände zusammengenommen, reißen zuviele alte Wunden auf, indem sie gleichzeitig neue und empfindliche schlagen.“ [1] Die alte Verbindung mit England war damit aufgelöst, ein Bund mit Frankreich nahe gelegt.

Doch stand Österreich, wenn auch von seinen Verbündeten verlassen, nicht ganz vereinsamt da. Russland näherte sich ihm, ja es kam sogar zu einem Schutz- und Trutzbündnis, 2. Juli 1746.[2] Elisabeth hasste Friedrich II., Maria Theresia fürchtete einen neuen Angriff von ihm.

Russland.

Beide versprachen sich, im Falle eine dieser Mächte angegriffen werde, 30.000 Mann Hilfstruppen: breche der König von Preußen den Frieden, so sei Maria Theresia ihres Verzichtes auf Schlesien entbunden und werde ihr Elisabeth zur Eroberung dieses Landes mit 60.000 Mann beistehen. Wenn die Pforte den Belgrader Frieden breche und eine der beiden Mächte angreife, so solle die andere alsogleich der Türkei den Krieg erklären und in deren Gebiet einrücken. Die Türkei jedoch erneuerte durch Vertrag vom 25. Mai 1747 den Belgrader Frieden für ewige Zeiten. Am 30. November 1747 schlossen aber die Seemächte mit Russland einen Vertrag, wonach dieses ihnen gegen be-

Türkei.

[1] Arneth, l. c. III, S. 363—364.
[2] Ibid. III, S. 331—333.

stimmte Zahlung 30.000 Mann zuhilfe sandte. Diese Truppen, vom Fürsten Repnin befehligt, waren auf dem Marsche durch Polen, Böhmen nach dem Rhein. Die Holländer wie die Franzosen sahen ihrer Ankunft mit Sorge entgegen.

Kriegsplan für 1748.

Nach dem Kriegsplane sollten die Verbündeten in den Niederlanden 1748 mit 186.000 Mann, in Italien mit 90.000 Mann den Kampf wieder aufnehmen. Doch das Frühjahr nahte heran und noch war nicht ein Drittel der Truppen beisammen. Rascher waren die Franzosen. Moriz machte Scheinbewegungen, als wolle er Breda angreifen, warf sich aber am 3. April mit aller Macht auf Mastricht. Die Besatzung betrug 10.000 Mann und die Franzosen merkten am entschlossenen Widerstande gar bald, dass 5000 Österreicher darunter waren. Mit den Worten: „In Mastricht liegt der Friede" suchte Moriz die Franzosen zu den letzten Anstrengungen zu befeuern. Der Friede lag nicht in Mastricht, nutzlos wurde dort Blut vergossen,[1]) er lag in der Erschöpfung Englands und Frankreichs, er lag in dem Umstande, dass England in der Preisgebung Maria Theresias seinen Vortheil fand, und Frankreich in der Trennung der Verbündeten. — Am 30. April schlossen England und Holland mit Frankreich die Präliminarien ab: alle Eroberungen werden in jedem Welttheil gegenseitig zurückgestellt. Dünkirchen behält auf der Landseite seine Befestigungen, während sie nach der Seeseite hin geschleift werden. Die Herzogthümer Parma, Guastalla und Piacenza werden dem Infanten Don Philipp zugewiesen; stirbt er aber ohne Nachkommenschaft oder gelangt er auf den Thron von Neapel, so fallen Parma und Guastalla an das Haus Österreich und Piacenza an Sardinien. Der Herzog von Modena und die Republik Genua werden in ihre alten Besitzungen einschließlich Finales wieder eingesetzt. Die Abtretungen, welche der Vertrag von Worms an Sardinien bestimmte, werden mit Ausnahme von Piacenza und Finale bestätigt. Der Asiento-Vertrag wird auf vier Jahre erneuert (Vertrag von 1713). Der Artikel des Vertrages von 1718, welche auf die Gewährleistung der protestantischen Erbfolge und die Ausweisung des Prätendenten wie der Familie desselben aus Frankreich Bezug haben, werden bestätigt und zur Ausführung gebracht. Franz von Lothringen wird als römischer Kaiser anerkannt und die Pragmatische Sanction, jedoch mit Ausnahme der an Preußen und Sardinien geschehenen Abtretungen, von allen Mächten gewährleistet. Das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz wird dem König von Preußen noch insbesondere gewährleistet. Der Umstand, dass in diesem Vertrage die französische Sprache gebraucht ist, kann die Mächte, welche sich dieser Sprache nicht zu bedienen pflegen, weder für künftige Verträge zur Anwendung derselben verbinden, noch eine Ursache zur Beanständigung der

Mastricht.

Wo liegt der Friede?

[1]) Arneth, l. c. III, S. 362.

gegenwärtigen Vertragsurkunde sein. In einem geheimen Vertrage ward noch bestimmt, jede Macht, welche sich weigere, dieser Verabredung beizutreten, solle der ihr darin zutheil werdenden Vergünstigungen verlustig sein.[1])

Damit war den andern das Messer an die Kehle gesetzt. Maria Theresia ließ erklären, sie habe von ihrem Standpunkte viel gegen die Präliminarien einzuwenden, füge sich aber denselben. Der englische Gesandte, der ihr Glück zu wünschen kam, wurde nicht vorgelassen, Beileidsbezeugungen seien eher am Platze. Spanien konnte die Begünstigung Englands im Negerhandel kaum verschmerzen, und Sardinien den Umstand, dass ihm mit Finale der Zutritt zur See benommen sei. Doch traten alle dem Frieden bei, dessen Urkunde am 18. October 1748 von den Seemächten und Frankreich, am 23. October von Kaunitz für Österreich, am 25. October von Genua, am 28. October von Modena und am 7. November von Sardinien unterzeichnet wurde. Was Mastricht betrifft, so hatten die Präliminarien bestimmt, dass die Belagerung fortgesetzt werde, sonst aber überall Waffenstillstand eintreten solle; hatte doch Maria Theresia längst verlangt, dass man dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende mache. Am 3. Mai ward der Waffenstillstand auch auf Mastricht ausgedehnt, Moriz aber verlangte die Aufsteckung der weißen Fahne, am 7. Mai zog er als Sieger ein. Zwei Jahre darauf starb er im Schlosse Chambord, vierundvierzig Jahre alt. Als er hörte, dass Ludwig XV. im Frieden alle seine Eroberungen herausgebe, sagte er: „Frankreich ist reich genug, um seinen Ruhm zu bezahlen."

Maria Theresia unzufrieden.

Kaunitz.

Mastricht.

So endete dieser blutige Krieg, Friedrichs II. Angriff auf Schlesien wurde bald ein Kampf gegen den Bestand Österreichs und flossen Ströme von Blut. Russland und Schweden wurden in den Kampf hineingezogen wie Spanien und Holland, man stritt bei Velletri dafür wie in der Ebene von Culloden, am Kymmenefluss wie am Var, bei Cap Breton wie in der Nähe von Madras — ein Beweis, wie viele Fragen sich an den Bestand Österreichs knüpfen. Preußen gieng um eine Provinz reicher und mit Kriegsruhm aus dem Kampfe hervor, Österreich in seinem Besitze empfindlich geschmälert, aber innerlich geeinigt, neu gekräftigt, von hohem Selbstgefühl getragen. Den reinsten Kranz des Ruhmes trug seine Herrscherin davon; sie hatte nur ihr Recht vertheidigt, aber mit seltenster Größe der Seele.

[1]) Wenck, Codex juris gentium recentissimi, II, p. 310.

Die acht Friedensjahre 1748—1756.

Der Streit zwischen Friedrich und Maria Theresia hatte Jahre hindurch Europa erschüttert: jetzt finden wir beide eifrigst beschäftigt, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, Gebrechen, welche einem gesunden Fortschritt entgegenstanden, abzustellen, die Kräfte ihrer Völker zu steigern, um für neue Kämpfe hinlänglich gerüstet zu sein.

Friedrich II.

Fassen wir zunächst Friedrich II. ins Auge, dessen Thätigkeit in den zehn Jahren des Friedens (1746—1756) eine erstaunliche zu nennen ist. Unabläßige Arbeit des Fürsten erscheint ihm als Pflicht der Stellung. „Die Bürger", heißt es in seinen nachgelassenen Werken,[1]) „haben einem Ihresgleichen den Vorrang nur wegen der Dienste eingeräumt, welche sie von ihm erwarteten, nämlich Aufrechthaltung der Gesetze, Handhabung der Gerechtigkeit, Vertheidigung des Staates gegen dessen Feinde, Widerstand gegen Sittenverderbnis und Hebung des Wohlstandes. — Es gibt kein Wohl als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muss sich unaufhörlich zurückrufen, dass er Mensch wie der geringste seiner Unterthanen, und dass er der erste Diener des Staates ist." — Dem sechzehnjährigen Herzog Karl Eugen von Wirtemberg, dem Sohne Karl Alexanders, der durch seinen Einfluss auf Kaiser Karl VII. 1744 für volljährig erklärt worden ist, schrieb Friedrich II.: „Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch die Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten gegen Starrköpfe. Glauben Sie nicht, dass das Wirtembergerland Ihretwegen geschaffen ist, sondern dass die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen."[2])

Arbeitsamkeit.

Demgemäß war sein Leben Arbeit, fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten — im Sommer stand er um drei, im Winter um vier Uhr auf. Die Diener hatten strengen Befehl, ihn nicht länger schlafen zu lassen. Er kleidete sich selber an und las dann die wichtigeren eingegangenen Berichte

[1]) Oeuvres posthumes, VI, p. 63.
[2]) „Göttinger Magazin", I, S. 633.

der Behörden durch und ertheilte die nöthigen Befehle.[1]) Friedrich nahm den ganzen Umfang seiner Regierung in seine Hände, Verwaltung im Inneren, wie Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Minister waren nur die Vollstrecker seines Willens, sie hatten nur das Material zu ermitteln und zusammenzustellen und seinen Sinn in Denkschriften auszuarbeiten. Er selber behielt die Zügel straff in seiner Hand. Von seinen Beamten verlangte er vor allem Wachsamkeit, Arbeitsamkeit und unbestechliche Ehrlichkeit. Sie mochten ihn um den Sinn seiner Befehle fragen, wenn er ihnen dunkel erschien; aber Rechenschaft zu geben, sei er ihnen nicht schuldig. Der König war die Seele der Regierung. „Ich verberge meine Absicht denen, die mich umgeben", sagt er einmal; „ich täusche sie sogar darüber; denn, wenn sie vermutheten, was ich im Sinne habe, so könnten sie davon sprechen, ohne die Folgen zu ahnen; nur durch das Geheimnis kann ich mich vor Schaden bewahren. Ich verschließe mein Geheimnis in mich selbst; ich bediene mich nur eines Secretärs, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin. Wenn ich mich nicht selbst bestechen lasse, so ist es unmöglich, meine Absicht zu errathen."[2]) — War die Arbeit abgethan, so griff er zur Flöte. „Doch war seine Seele weniger beim Spiel, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten. Ganz mit sich selber, allein überlegte er sich die schwierigen Fragen, und gab seine Entscheidung, wenn seine Räthe mit der Ausarbeitung seiner Befehle zurückkamen."[3])

Der Tag gieng in Arbeit vorüber. Erholung, um zu neuer Arbeit Spannkraft zu haben, suchte der König in Musik, in Lectüre, im Umgange mit geistreichen Männern. Bei der Tafel am Abend war meist eine Gesellschaft witziger und kenntnisreicher Männer um ihn versammelt. Da ließ der König seiner Spottlust oft den Zügel schießen, da wurden die neuesten Erscheinungen der Literatur, die wichtigsten Fragen der Philosophie und Geschichte besprochen. Friedrich II. selber hatte schriftstellerischen Trieb und fand, trotzdem er die Last der Regierung allein trug, doch Zeit, noch so viel zu schreiben, dass seine sämmtlichen Werke eine große Anzahl von Bänden umfassen. Aber er schrieb französisch: an seinem Hofe wurde oft lange kein deutsches Wort gesprochen. Von dem Geiste, der sich in der deutschen Literatur zu regen begann, hatte dieser deutsche König keine Ahnung. Die Franzosen erschienen ihm als das Volk der wahren Bildung, ihre Sprache als der edelste Träger des Geistes, von ihnen wollte er vor allen geschätzt sein. Begreiflich, dass er den Mann, welcher ihm als wahrer Muster-Franzose, als der größte Dichter aller Zeiten, als der klarste Kopf, als der erste Meister der Sprache galt, dass er Voltaire bei sich zu haben wünschte. Er lud ihn ein, und

Erholung.

Schriften.

Voltaire.

[1]) Stenzel, l. c. IV, S. 284.
[2]) Ranke, l. c. III, S. 482.
[3]) Ibid. S. 480.

der Dichter kam, zumal der Tod der Marquise ihn von gewissen Banden befreit und einige Kränkungen ihm den Aufenthalt in Paris und Versailles unliebsam gemacht hatten.

Carrousel. Bei einem Ringelrennen, 25. August 1750, zu Ehren Wilhelminens, bei welchem Römer, Perser, Tataren und Griechen die Quadrille bildeten, wurde die Anwesenheit des langen hageren Fremdlings mit einem Murmeln der Bewunderung mitgetheilt: „Voltaire, Voltaire!“ Freude strahlte aus den Augen des Franzosen über den Ruhm, den er genoss, und über den Rang seiner Bewunderer — und er dankte in einem Verse, der seine Huldigung ausdrückt:

„Nie war in Rom und in Athen,
Ein Festspiel, dessen Glanz vor diesem nicht erbleichte:
Mit Paris Zügen war der Sohn des Mars zu sehen,
Und Venus war es, die den Apfel reichte.“ [1])

Voltaire in Berlin. Unter der Venus war Amalia, die schöne Schwester Friedrichs, verstanden. In der That, Voltaire hatte sich herbeigelassen, ins Land der Barbaren zu ziehen, denn so erschienen ihm die Deutschen. Lieber wäre er allerdings in Paris geblieben und lieber hätte er sich in Versailles im Glanze des Hofes gesonnt. Aber der König mochte sein zudringliches Wesen nicht und hatte seine religiösen Bedenken gegen den Freigeist, obschon Voltaire eine Lobrede auf Ludwig XV., ja eine auf Ludwig den Heiligen, und die Geschichte des letzten Krieges im Hofstone verfasst hatte. Als der Dichter in seiner Eigenschaft als Hof-Historiograph anfragte, ob er nach Berlin gehen dürfe (wie gerne hätte er sich zurückhalten lassen, wie gern hätte er auch diplomatische Aufträge übernommen!), kehrte ihm der König mit einem ungnädigen „er könne gehen, wohin er wolle“ den Rücken. Auch die Pompadour, die sich ihm sonst immer gewogen zeigte, that nicht, als ob sie über seine Abreise traurig wäre, und gab ihm nur Grüße an den König von Preußen mit, welche dieser, als sie ihm ausgerichtet wurden, empört über dieses Vertraulichthun einer Kebse, mit den stolzen und folgenschweren Worten zurückwies: „Je ne connais pas cette personne.“ Voltaire hatte 4000 Thaler Reisegeld verlangt und Friedrich, der sonst sparsam war, es sogleich gesendet. Als Voltaire noch immer mit der Abreise zögerte, wandte Friedrich einen Kunstgriff an, der sogleich wirkte. Er schrieb einem jungen Dichter, der bisher Friedrichs literarischer Correspondent in Paris gewesen war, er möge als aufgehende Sonne erscheinen, wenn Voltaire im Niedergange begriffen sei.[2]) Voltaire sprang aus dem Bette als er diese Zeilen las. „Was' ich will ihnen zeigen, dass ich noch keine untergehende Sonne bin. Jetzt geh' ich.“

Am 10. Juli 1750 traf der Dichter in Potsdam ein, und Friedrich wandte alles an, um diesen Mann, den er für den größten Schriftsteller seiner Zeit hielt, dauernd an seinen Hof zu fesseln. Als ihm Voltaire eines Tages ein Schreiben seiner Nichte Denis vorlas, die untröstlich darüber that, dass er immer von Paris fern bleiben solle, sandte ihm der König den Kammerherrenschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens, die Zusicherung eines Jahresgehaltes von 20.000 Livres, freier Wohnung und Tafel im königlichen Schloss und einer Equipage, und ein Schreiben, das noch mehr wert war als all dieses, worin es unter anderem hieß: „Sie sind Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als dass zwei Philo-

Anstellung

[1]) Nach der Übersetzung von Strauß, Voltaire, S. 145. Die Stelle ist aus „Oeuvres de Voltaire“, XIII, p. 320.

[2]) Oeuvres de Fréderic, XIV, p. 95.

sophen, gemacht miteinander zu leben, durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart verbunden, sich diese Genugthuung geben? Ich achte Sie als meinen Lehrer in Beredsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. — Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, zu meinen, dass Berlin Paris aufwiegen könne. Wenn Reichthum, Größe und Pracht eine Stadt liebenswert machen, so treten wir gegen Paris zurück. Wenn der gute Geschmack an einem Orte der Welt seinen Sitz hat, so gestehe ich, es ist in Paris. Aber bringen Sie denn diesen Geschmack nicht überall hin, wo Sie sind? Wir haben Hände, Ihnen Beifall zu klatschen, und was das Gefühl betrifft, so räumen wir keinem Orte der Welt den Vorrang ein. — Sie werden hier glücklich sein, so lange ich lebe. Sie werden als der Vater der Wissenschaft und des Geschmackes angesehen werden und in mir all die Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienst von einem erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß." [1]) — Das war Sonnenglanz der Huld eines geistreichen Königs. Wer hatte es jetzt besser als Voltaire und wie wurde seiner Eitelkeit geschmeichelt! Er wohnte im Schlosse neben dem König. Fürsten, Minister, Gesandte machten ihm den Hof als dem erklärten Liebling. Er hatte freie Verfügung über seine Zeit; er schreibt an seine Nichte: „Mein Geschäft ist, nichts zu thun. Ich genieße meiner Muße, eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa und Versen ein wenig abzurunden. Ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper." — Was bei diesen Abend-Versammlungen an des Königs Tafel besprochen wurde, darüber schrieb er später: „An keinem Orte der Welt sprach man so frei über alle Arten menschlichen Aberglaubens; nirgends wurden sie mit so viel Spott und Verachtung behandelt, als bei den Soupers des Königs von Preußen. Gott wurde mit Achtung behandelt, doch keiner von denen geschont, die in seinem Namen die Menschen betrogen." — Voltaire erwiderte die Bewunderung. Er schreibt aus Potsdam: „Dieser ehemals so wilde Ort ist jetzt ebensosehr durch die Künste verschönert wie durch den Ruhm geadelt. 150.000 siegreiche Soldaten, keine Procuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmuth, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle, Gesellschaft und Freiheit; — wer sollte es glauben, und doch ist alles ganz wahr." — Voltaire legte damals seine letzte Feile an „Das Jahrhundert Ludwigs XIV.". Dann schrieb er das Lehrgedicht „Das natürliche Gesetz". Sein Drama „Das gerettete Rom" wurde auf einem kleinen Theater im Vorzimmer der Prinzessin Amalia aufgeführt. Prinzen und Prinzessinnen spielten die Rollen, Voltaire den Cicero. Friedrich schreibt noch 1778: „Nichts entgieng seinem Wissen. Die Unterhaltung mit ihm war ebenso belehrend als angenehm; seine Einbildungskraft ebenso glänzend als reich, sein Witz ebenso schnell als treffend. — Mit einem Wort, er war die Freude jeder Gesellschaft." [2])

Beschäftigung.

Spott über das Christenthum.

Schriften.

Allein an diesem Himmel in Berlin und Potsdam stiegen bald finstere Wolken auf. Die Stellung Voltaires war glänzend, aber er befand sich auf glattem Boden; dass sie auf die Dauer unhaltbar wurde, daran waren Voltaires Fehler, Geiz und Herrschsucht, vor allem schuld.

---

[1]) Friedrichs Brief vom 23. August 1750.
[2]) Eloge de Voltaire.

Filzig. Neben dem glänzenden Gehalt, den er bezog, verschmähte der Dichter schmutzigen Gewinn nicht. Wenn man auch Formeys Behauptung[1]) nicht glauben will, er habe halbabgebrannte Wachskerzen eingesteckt und verkaufen lassen, er habe beim Spiel unehrenhaften Gewinn gemacht, so wirft doch der Prozeſs mit dem Abraham Hirsch. Juden Hirsch einen steten Flecken auf seinen Namen. Der eilfte Artikel des Dresdener Friedens hatte bestimmt, daſs preußischen Unterthanen sächsische Steuerscheine, die sie in Händen hatten, Capital und Zins zur bestimmten Zeit ohne Abzug ausgezahlt werden müssen. Wenn nun preußische Unterthanen den sächsischen, welche ihre Steuerscheine nur zum Courswert anbrachten, solche Papiere abkauften, so konnten sie Gewinn machen, denn die sächsische Casse musste sie ihnen zum vollen Nennwert auszahlen. So hatte Friedrich diesen Artikel nicht verstanden und darum seinen Unterthanen verboten, sächsische Steuerscheine zu kaufen. Voltaire war der Gast und Günstling des Königs und durfte am allerwenigsten dessen Gebot übertreten, aber seine schmutzige Gewinnsucht ließ ihn diese zarte Rücksicht vergessen. Er bot dem Berliner Juden Abraham Hirsch, von dem er Brillanten für seine Kleidung in der Rolle als Cicero bezogen hatte, einen Wechsel auf Paris mit 14.500 Thaler an, daſs er für ihn nach Dresden reise und Steuerscheine kaufe, die damals sehr niedrig, auf 63, standen. Voltaire gedachte dann diese Scheine mit ihrem Nennwert einlösen zu lösen und so einen Reingewinn von 10.000 Gulden zu machen. Damit kein Beweis vorliege, sollte in den Briefen nur von Pelzwerk oder Diamanten die Rede sein. Voltaire stachelte den Juden noch damit, wie er durch seinen Einfluſs beim König alles vermöge, und ihn so auch zum Hof-Juwelier befördern könne. Der Jude wollte aber nebenbei noch Gewinn für sich machen und meldete, daſs die Steuerscheine auf 70, bald daſs sie auf 75 stehen, brachte Ausflüchte vor und sandte keine Steuerscheine. Voltaire wurde unruhig und ließ seinen Wechsel auf Paris protestieren. Der Jude, der auf eigene Rechnung Geschäfte gemacht hatte, kam dadurch in Verlegenheit, und verlangte bei seiner Rückkehr Schadenersatz. Um ihn für seine Reisekosten und Mühewaltung zu entschädigen und zugleich zu beschwichtigen, kaufte ihm Voltaire für 3000 Thaler Diamanten ab, bereute es aber wieder, in der Meinung, er sei vom Juden übervortheilt worden, und forderte dafür die angerechneten 3000 Thaler zurück gegen Rückgabe der Juwelen. Dies wollte der Jude wieder nicht gelten lassen, denn die Diamanten könnten vertauscht sein, und so fand im Schlosse, wo Voltaire nur den höchsten Fragen der Philosophie und dichterischem Schaffen leben sollte, mehrere Tage ein klägliches Feilschen mit dem Juden statt, welcher später behauptete, eines Tages hätten Voltaire und dessen Diener ihm einen Ring vom Finger gerissen und ihn heftig zum Zimmer hinausgestoßen; ein andermal habe Voltaire ihn an der Gurgel gepackt und ihn im Zimmer herumgezogen und ihm gedroht, durch seinen Einfluſs ihn lebenslänglich ins Gefängnis werfen zu lassen, wenn er die Diamanten nicht wieder nehme und alles Schriftliche zurückstelle. — Der Jude behauptete, Voltaire habe seine Quittungen gefälscht. Die Sache kam vor Gericht. — Wer so hoch gestellt und vor allem mit Gunst überschüttet ist, hat Neider zu fürchten. Welches Hohnlachen über Voltaires Treiben! Die Richter behandelten die Sache nüchtern und gerecht. Der Prozeſs ist gedruckt:[2]) Hirsch hat dabei viel gelogen, Voltaire nicht minder. Der Jude wurde verurtheilt, den Pariser Wechsel auszuhändigen, 10 Thaler

[1]) Formey, Souvenirs, I, p. 230 ff. — Kreiten, Voltaire, S. 283—299.
[2]) Klein, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit, V, S. 215—260.

Strafe für Ableugnung seiner Unterschrift zu zahlen. Die Juwelen wurden von geschwornen Sachverständigen geschätzt und mussten um diesen Preis bezahlt werden. Voltaire erbot sich zu einem Eid, den die Richter aber für einen Meineid hielten. Schließlich schwor er nicht und fand sich mit dem Juden um den Verlust von 1000 Thalern ab. In den Augen von Sachverständigen hatte Voltaire einen starken Makel auf sich gezogen. Lessing, welcher die französischen Actenstücke zu übersetzen hatte, drückte seine Meinung in dem Epigramm aus: Lessing.

Um kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V*** war ein größerer Schelm als er.[1])

Aber wie war erst Friedrich II. enttäuscht! Er schrieb an Wilhelmine: „Voltaire beschwindelt die Juden, er wird sich durch einen Purzelbaum wieder herausschwindeln." — An Voltaire, der am Schlusse des Prozesses anfragte, ob er zu ihm nach Potsdam kommen könne, schrieb er: „Sie hatten die häßliche Geschichte von der Welt mit dem Juden und erregten in der Stadt ein scandalöses Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, dass man sich sehr hart bei mir beklagt hat. — Ich für meinen Theil habe in meinem Hause bis zu Ihrer Ankunft Frieden erhalten und ich sage Ihnen, dass, wenn Sie Ränke und Cabalen lieben, Sie sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe ruhige und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können sie sich entschließen als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit jedermann Händel, so wird ihr Besuch ganz und gar unangenehm sein und Sie können ebensogut in Berlin bleiben." — Welch ein Unterschied zwischen diesem Brief und dem Schreiben, das mit seiner Anstellung verbunden war! Voltaire erklärte demüthig, er habe gefehlt. Der Riss wurde mühsam geheilt, um bald wieder von neuem aufzubrechen. Friedrich II.

Voltaire verhetzte der Kreis der Schöngeister, welche Friedrich II. um sich versammelt hatte; er wollte allein gelten und beneidete jeden um die Gunst, die er beim Könige genoss. Zum Großkanzler Jarriges hatte er schon früher gesagt: „Wissen Sie nicht, dass, wenn sich zwei Franzosen an einem fremden Hofe oder in fremdem Lande beisammen befinden, einer von ihnen sterben muss?" — Friedrich hatte ihm schon in seinem Schreiben vom 24. Januar vorgeworfen, dass er nur auf sein Andringen d'Arnaud entlassen und Fréron aufgegeben habe. Namentlich auf Maupertuis, den ständigen Präsidenten der Akademie, warf der Dichter seinen Groll; er hätte diese Stelle selber gerne bekleidet. Maupertuis, stolz auf seine Leistungen, seinen Ruhm, seine Stellung, sah auf Voltaire herab als auf einen windigen Poeten; dieser fand hingegen, es fehle jenem an Geist. In seinen Briefen klagt er über das mürrische Wesen des Mannes, der ihn immer mit seinem Quadranten messe: er habe das Problem nicht gelöst, im Umgange angenehm zu sein; er habe ein Buch über das Glück geschrieben, aber er beglücke weder diejenigen, die es lesen, noch diejenigen, die mit ihm leben müssen, er selber sei nicht glücklich und es würde ihn betrüben, Voltaire und Maupertuis.

[1]) Lessing, ed. Lachmann, I, S. 32.

wenn andere es wären. Bald glaubte Voltaire, auf bestimmte Beweise der Feindseligkeit des Präsidenten zu stoßen. „Maupertuis", schreibt er seiner Nichte, „hat ausgesprengt, dass ich die Verse des Königs schlecht finde, dass ich, als der König eben mir wieder Verse zur Durchsicht sendete, zu jemanden gesagt hätte: ‚Wird er denn niemals müde, mir seine schmutzige Wäsche zum Reinigen zu geben?'" In der That hatte Voltaire in ähnlichen Worten von den Dichtungen des Königs zu General Manstein gesprochen,[1]) während er mit katzenartiger Falschheit dem Könige schmeichelte, ihm z. B. über sein Lehrgedicht „Von der Kunst des Krieges"[2]) schrieb: „Nur ihnen geziemt es, diesen Tempel zu bauen, wie es Ovid geziemte, die Liebe zu besingen, und Horaz, eine „Ars poetica" zu schreiben. — Das ganze Gedicht ist Ihrer würdig, und wenn ich meine Reise bloß unternommen hätte, um etwas so Einziges zu sehen, so dürfte ich meine Abwesenheit vom Vaterlande nicht bereuen." Und wieder: „Sie sind wohl der größte Mensch, der je geherrscht hat." Dabei konnte er aber bittere Dinge über denselben König in Versen sagen.[3]) Friedrich war für Lob sehr empfänglich; so schreibt er an Voltaire 1751: „Ich bin soeben von sechs Zwillingen entbunden wurden, die im Namen Apollos in den Wassern der Hippokrene getauft werden sollen. ‚La Henriade' wird gebeten, Gevatter zu stehen: Sie werden so gefällig sein, sie heute Abend um 5 Uhr in das Zimmer des Vaters zu bringen. D'Argets ‚Lucina' wird sich einfinden, und die Phantasie des ‚Homme Machine' wird die armen Kindlein über dem Taufbecken halten."[4]) Aber das Verhältnis war doch einmal gestört. Jeder Windstoß konnte den Riss, der nur verkleistert war, wieder öffnen. Voltaire gerieth in Bestürzung, als La Mettrie eines Tages bei ihm fallen ließ, der König habe im Gespräche über die Gunst, in der Voltaire bei ihm stehe, und den Neid, den sie errege, geäußert, er werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig haben: „Man presst die Orange aus und wirft die Schale weg." La Mettrie starb bald darauf, ohne dass Voltaire sich vergewissert hätte, ob auch Friedrich wirklich diese Äußerung gethan habe.

La Mettrie.

Dieser La Mettrie war ein unbesonnener, sonst aber gutmüthiger Mensch, der den rohesten Materialismus mit der heitersten Miene von der Welt predigte, ein Mann von unverwüstlicher Lustigkeit. Julien Offroy de la Mettrie,[5]) geboren 1709 in Saint-Malo, der Sohn eines reichen Kaufmannes, der ihm eine glänzende Erziehung angedeihen ließ, war zuerst eifriger Jansenist, widmete sich aber dann gegen den Willen seines Vaters dem Studium der Medicin. In Leyden hörte er Boerhave, von dem er mehrere Schriften übersetzte. 1742 wurde er Regimentsarzt bei den Gardes françaises und wohnte den Schlachten bei Dettingen und

---

[1]) „Voilà le Roi, qui m'envoye son linge sale à blanchir." Souvenir d'un citoyen, I, p. 294. Brief an seine Nichte vom 24. Juni 1752.

[2]) L'art de la guerre.

[3]) So zeichnet er ihn in „La Loi naturelle":

Assemblage éclatant de qualités contraires,
Ecrasant les mortels et les nommant ses frères,
Misanthrope farouche avec un air humain,
Souvent impétueux et quelquefois trop fin,
Modeste avec orgueil, colère avec faiblesse,
Pétri de passion et cherchant la sagesse,
Dangereux politique et dangereux auteur,
Mon patron, mon disciple et mon persécuteur.

[4]) Oeuvres de Fréderic, XXII, p. 226.

[5]) Biographie générale, XXIX, p. 211.

Fontenoy bei. Während der Belagerung von Freiburg erkrankte er, und schloss aus der geistigen Abspannung, die ihn infolge seines Leidens befiel, dass die Fähigkeit, zu denken, nur eine Folge unserer körperlichen Organisation sei und dass die geringste Krankheit des Körpers sich auch in Störungen des Denkvermögens zeige. Das Werk, in dem er diese Gedanken ausdrückte, und in welchem er auch die größten Ärzte seiner Zeit mit der Roheit eines Cynikers angriff, zog ihm die Verfolgung seiner Amtsbrüder und der Geistlichkeit zu; er verlor seine Stelle und nur die Flucht rettete ihn vor der Bastille. Als er in Leyden sein Hauptwerk: „L'homme Machine" veröffentlichte, erhoben sich auch die reformierten Geistlichen wider ihn und sein Buch wurde durch den Henker verbrannt. Da bot ihm Friedrich, der in ihm ein Opfer der Unduldsamkeit sah, die Stelle eines Vorlesers an, und ernannte ihn zum Mitgliede der Akademie in Berlin. La Mettrie wurde sehr vertraut mit dem König, warf sich ohne Rücksicht in dessen Zimmer auf das nächste beste Canapee, riss seine Weste auf, wenn es ihm zu heiß war, legte Perücke und Halstuch ab. Hin und wieder plagte ihn das Heimweh. Voltaire schreibt an seine Nichte den 2. September 1751: „Er verzehrt sich vor Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren. Dieser sonst so heitere Mann, der über alles lachen kann, weint oft wie ein Kind darüber, dass er hier ist." — Am 21. September 1751 schreibt Friedrich über ihn an seine Schwester: „Er starb zum Spass an einer Fasanenpastete, die er ganz aufzehrte und die ihm eine Unverdaulichkeit zuzog. Er setzte sich in den Kopf, den deutschen Ärzten zu beweisen, dass man in einem solchen Falle dem Kranken zu Aber lassen könne, und ist darüber zugrunde gegangen. Er war ein heiterer lieber Kerl, ein guter Arzt und schlechter Schriftsteller. Wenn man seine Schriften nicht las, konnte man sehr zufrieden damit sein." Sterbend wies La Mettrie jeden religiösen Trost zurück. Selbst seine Gesinnungsgenossen urtheilten bitter über ihn; d'Argens meint: „Jede seiner Schriften ist ein Beweis seiner Narrheit und sein Stil zeigt die Trunkenheit seiner Seele. Man hört das Laster mit der Stimme des Wahnsinns. Er war ein Narr vom Wirbel bis zur Sohle." — Nicht minder bitter zeichnet ihn Diderot: man erkenne seine Leichtfertigkeit in dem, was er sage, und die Verderbtheit seines Herzens in dem, was er nicht zu sagen wage; seine Trugschlüsse seien roh, aber gefährlich durch die Heiterkeit, mit der er sie vergifte.

L'homme machine.

La Beaumelle.

Im Winter 1751—1752 kam ein wenig bedeutender Schriftsteller, La Beaumelle,[1]) nach Berlin, um Friedrich und Voltaire zu sehen, wie er sagte, mehr noch um eine Anstellung zu suchen. Er hatte ein Buch geschrieben: „Mes pensées ou Qu'en dira-t-on?" Darin hatte folgende Stelle Voltaire sehr verdrossen: „Man durchgehe die alte und die neue Geschichte und man wird kein Beispiel finden, dass ein Fürst einem Schriftsteller als solchem 7000 Thaler Gehalt gewährte. Es hat größere Dichter als Voltaire gegeben, es hat aber nie einen Dichter gegeben, der besser belohnt worden ist. Der König von Preußen überhäuft Männer von Talent mit Wohlthaten, wie andere deutsche Fürsten ihre Hofnarren oder Zwerge." — Zwar behauptete La Beaumelle, diese Worte gereichten Voltaire ebensosehr zum Ruhme als dem König, allein der Dichter machte bei einem Abendessen Friedrich II. auf die Stelle aufmerksam und La Beaumelle bekam keine Anstellung; Maupertuis sagte La Beaumelle, wer ihn angezeigt habe, und dieser erklärte im Zorn, er werde Voltaire bis in die Hölle

[1]) Von ihm ist „Vie de Maupertuis suivie de lettres inédites de Fréderic le Grand". Paris 1856. — Vergl. über ihn Kreiten, l. c. S. 308—311.

verfolgen. Er gieng nach Frankfurt und gab dort eine Ausgabe des „Siècle de Louis XIV." mit boshaften Anmerkungen gegen deſſen Verfaſſer heraus. Voltaire ſetzte Himmel und Erde gegen ihn in Bewegung — in Deutſchland wegen des Nachdruckes, in Frankreich wegen einzelner Äußerungen über hohe Perſonen. Seine Nichte Denis wuſste den Miniſter d'Argenſon auf das gefährliche Buch aufmerkſam zu machen und La Beaumelle wurde auch in der That am 23. April 1753 in die Baſtille geſetzt.

Nun griff Voltaire La Beaumelles Schützer, Maupertuis, an. Der Präſident der Akademie hatte in einer Schrift den Satz ausgeſprochen, daſs die Natur ſehr ſparſam ſei und zu jeder Bewegung immer die kleinſte Kraft verwende. Maupertuis war ſehr ſtolz auf ſein neues Geſetz, das er in einem Büchlein über Kosmologie[1]) zuerſt aufgeſtellt hatte und das er „Erſparungsgeſetz" nannte: die Natur ſei eine gute Haushälterin und die wirkende Kraft immer ein Minimum. Ein ihm früher befreundeter Schweizer Mathematiker, König, der ihn 1750 in Berlin beſuchte, ſprach ihm ſein Bedauern aus, daſs beſagtes Geſetz nicht ganz zutreffe, und daſs das Richtige ſchon Leibniz früher erkannt habe. Maupertuis wurde entrüſtet über dieſen Zweifel an ſeiner Unfehlbarkeit, und beide ſchieden in Verſtimmung voneinander. König gab Bemerkungen über das vermeintliche neue Geſetz in den „Acta eruditorum" in Leipzig 1751 heraus und berief ſich dabei auf einen Brief von Leibniz, den ihm ein Schweizer, Henze, mitgetheilt hatte: „Die Wirkung iſt nicht das, was Sie meinen. Die Zeit kommt mit in Rechnung; die Wirkung iſt gleich dem Producte der Maſſe, im Verhältniſſe des Raumes und der Geſchwindigkeit oder Zeit im Verhältniſſe der lebendigen Kraft. Ich habe bemerkt, daſs in den Modificationen der Bewegung die Wirkung gewöhnlich ein Maximum oder Minimum wird."[2]) — Maupertuis verlangte die Vorlegung dieſes Leibniziſchen Briefes. Der Beſitzer desſelben war aber 1749 als Verſchwörer in Bern hingerichtet worden, ſein Nachlaſs wurde unterſucht, der Brief aber nicht gefunden. Vergebens erklärte König, daſs er ihn nur als Randbemerkung angeführt habe, welche nichts für oder gegen das Geſetz der Sparſamkeit entſcheide, und daſs er unſchuldig daran ſei, daſs der Brief nicht vorgelegt werden könne, daſs er ihn aber geleſen habe. Auf Maupertuis Betrieb erklärte am 13. April 1753 die Berliner Akademie den Brief für gefälſcht und aller Autorität entbehrend. Mit männlichem Stolze ſandte darauf König ſein Mitgliedspatent zurück und berief ſich in der ganzen Sache in einer ruhig gehaltenen Schrift an die öffentliche Meinung.[3])

La Loi d'Épargne.

König.

Leibniz.

Die ganze Sache war ein Fund für Voltaires Erbitterung gegen Maupertuis, er ſandte anonym an eine gelehrte Zeitſchrift „Die Antwort eines Akademikers in Berlin an einen in Paris", worin er ſagte: Maupertuis ſei vor dem Angeſichte des gelehrten Europa nicht nur des Plagiates und Irrthumes überführt worden, ſondern auch, daſs er ſeine Amtsſtellung dazu miſsbraucht habe, die freie Forſchung zu unterdrücken und einen ehrlichen Mann zu verfolgen, der kein anderes Verbrechen begangen habe, als daſs er anderer Anſicht ſei als Maupertuis. Mehrere Mitglieder hätten gegen ein ſo ſchreiendes Verfahren proteſtiert und würden die Akademie verlaſſen haben, wenn ſie nicht fürchteten, dem König, ihrem Beſchützer, zu miſsfallen. Der Aufſatz trug den Stempel, daſs er aus Voltaires Feder

---

[1]) Essai de Cosmologie. Berlin 1850.
[2]) 16 Druckſchriften erſchienen in dieſem Streit. Carlyle, l. c. XVI, cap. 11.
[3]) Appel au Public.

stamme. In diesem Angriffe auf die Akademie fühlte sich der König selber angetastet. Auch er griff jetzt zur Feder und schrieb den „Brief eines Akademikers von Berlin an einen Akademiker in Paris“ und bezeichnete darin den Verfasser des ersten Artikels, jedoch ohne Voltaire zu nennen, als einen offenbaren Verbreiter von Lügen, einen Libellenschmied, und sein Thun als eine boshafte, feige, infame Handlung. Alle Welt wusste bald, dass der zweite Aufsatz aus der Feder des Königs stammte, und doch kamen beide immer abends noch beim Souper zusammen, ja Voltaire las dem König sogar eine Spottschrift auf Maupertuis vor, die Blüte seines Talentes, durch Steigerung und Verzerrung die Behauptungen von jemanden lächerlich zu machen. Maupertuis hatte vor kurzem in Dresden Briefe herausgegeben, „Lettres sur les progrès des sciences“, die manches Gute, aber noch vielmehr Verschrobenes und Phantastisches enthielten. So hatte er den Vorschlag gemacht, eine lateinische Stadt zu bauen, um das Erlernen der alten Sprachen zu erleichtern und durch diesen Versuch die Universitäten entbehrlich zu machen; ferner ein Loch bis zum Mittelpunkte der Erde zu graben, um ihr Inneres kennen zu lernen; desgleichen nach der Meerenge Magelhaens zu gehen, das Gehirn der Patagonier zu öffnen, um den Sitz der Seele zu ergründen; Kranke mit Harz zu überziehen, um die Ausdünstung, das heißt die Verflüchtigung der Lebenskraft, zu verhindern; die Ärzte nur dann zu bezahlen, wenn sie die Heilung bewirkt hätten! Wer war gewandter als Voltaire, solche Behauptungen ins Lächerliche zu ziehen. Sein Buch[1]) enthielt ebensoviel Bosheit als Witz. Der König lachte darüber, durfte aber den Präsidenten seiner Akademie nicht der öffentlichen Verhöhnung preisgeben lassen und nahm Voltaire das Wort ab, die Schrift nicht in Druck zu geben. Allein die Schrift wurde doch gedruckt, in Leyden, in Dresden, sogar in Berlin. In Paris giengen 30.000 Exemplare ab. Ganz Europa lachte. Dass auch diese Schrift in Berlin gedruckt wurde und zwar statt einer Vertheidigung Bolingbrokes, für welche Voltaire die Druckerlaubnis erlangt hatte, und dass Voltaire sich unschuldig stellte, war doch der Gipfel der Unverschämtheit. Friedrich schrieb ihm: „Ich erstaune über Ihre Keckheit. Nach allem, was sie gethan haben und was so klar ist wie die Sonne, leugnen Sie noch, statt zu gestehen, dass Sie strafbar sind. Bilden Sie sich ja nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Aber wenn sie die Sache auf das Äußerste treiben, so lasse ich alles drucken, und es wird sich zeigen, dass Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen Ketten wert wären.“[2]) — Voltaire antwortete dem König: „Ach, mein Gott, Sire, in dem Zustande, worin ich bin! Ich schwöre es Ihnen nochmals bei meinem Leben, auf welches ich gerne Verzicht thue, dass es eine abscheuliche Verleumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontieren zu lassen. Wie? Sie wollen mich ungehört verurtheilen? Ich verlange Gerechtigkeit oder den Tod“;[3]) — und unterzeichnete eine Erklärung, in der er versprach, nie zu schreiben gegen die französische Regierung, die Minister oder andere Fürsten, oder gegen Gelehrte, auf welche er Rücksicht zu nehmen habe, und sich mit dem Anstande zu benehmen, der einem Gelehrten und Kämmerer des Königs ehrbaren Leuten gegenüber geziemt.[4]) Er schrieb unter dieselbe noch die feierlichste Versicherung, dass er sich in allem nach den Wünschen des Königs

Doctor Akakia.

Friedrichs Ärger.

[1]) Histoire du Docteur Akakia, Medecin du Pape et natif de St.-Malo.
[2]) Preuß, l. c. I, S. 246.
[3]) Ibid. I, S. 247
[4]) Abgedruckt bei Preuß, l. c. I, S. 247.

richte; er versprach, den Streit mit Maupertuis zu vergessen, und bat am Schlusse, ihn, einen Greis, zu schonen, der von Krankheit und Schmerz niedergedrückt sei, und zu glauben, dass er heute mit derselben Anhänglichkeit an den König sterben möchte, die er für ihn gehegt, als er in seine Staaten kam.

Je mehr der „Doctor Akakia" Aufsehen erregte, umso mehr glaubte Friedrich sich Maupertuis annehmen zu müssen. Er besuchte den Präsidenten seiner Akademie, der infolge des Angriffes erkrankt war, und am 24. December 1752 ließ er die Spottschrift gegen ihn durch die Hände des Henkers öffentlich verbrennen. Voltaire sah von seiner Wohnung aus das Auto da fé. Sofort sandte er sein Anstellungsdecret, seinen Orden und Kammerherrnschlüssel dem König zurück.[1]) Der König
Bruch schickte Schlüssel und Orden zurück. Voltaire schrieb: „Ihr Bote hat mich in meiner Ungnade getröstet und in mir Hoffnung erweckt, dass Ihre Güte die Schmach, mit der ich überhäuft wurde, wieder in etwas gut machen würde. Es ist gewiss: das große Unglück, Ihnen missfallen zu haben, ist nicht das kleinste, das ich empfinde. Aber wie soll ich wieder auftreten, wie leben? — Ich weiß es nicht. Ich möchte in diesem schrecklichen Zustande vor Schmerz sterben. Was wollen Sie, dass aus mir werde und dass ich thue? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Sie mich seit sechs Jahren an sich gefesselt haben. So verfügen Sie denn über mein Leben, das ich Ihnen geweiht habe, und dessen Ende Sie so bitter gemacht haben. Sie sind gütig, Sie sind nachsichtig, ich aber bin der unglücklichste Mensch, der sich in Ihren Staaten befindet. Verfügen Sie über mein Los und haben Sie Mitleid mit mir!" — Das wirkte auf Friedrich. Die „Spenersche Zeitung" vom 7. Januar 1753 besagte, Voltaire habe keinen Antheil an den jüngsten gelehrten Streitigkeiten und beschäftige sich mit historischen Arbeiten; auch habe der König ihm Gnadenkreuz und Kammerherrnschlüssel zurückgegeben und ihn angewiesen, seine Wohnung im Schlosse zu Potsdam von neuem zu beziehen. Voltaire gieng auch nach Potsdam. Aber der Riss war schon un-
unheilbar. heilbar. Damals gab der König die „Lettres au public" heraus, was Voltaire von neuem verletzte. Er schrieb an seine Nichte: „Hier sind die ‚Briefe an das Publicum'; der König hat sie geschrieben und drucken lassen und ganz Berlin weiß, dass er damit nur zeigen wollte, dass er auch ohne meine Hilfe sehr gut französisch schreiben kann. Er kann es ohne Zweifel, er hat viel Geist. Ich aber habe ihn in den Stand gesetzt, dass er uns entbehren kann, und jetzt genügt ihm der Marquis d'Argens."[2])

Abreise. In Voltaire stand der Entschluss fest, Friedrich zu verlassen. Er bat um Urlaub, die Bäder von Plombières zu besuchen. Der König aber, der nach geistigen Genüssen schmachtete, mochte ihn nicht gerne ziehen lassen; er meinte, in der Grafschaft Glatz gebe es auch vortreffliche Heilquellen. Voltaire aber bestand auf Plombières, man wolle ihn zur Badecur nach Sibirien schicken. Damals erschien ein neuer Angriff auf Maupertuis: „Le tombeau de la Sorbonne", was den König abermals verletzte. Er schrieb dem Dichter am 16. März 1753: „Sie können meinen Dienst verlassen, wann Sie wollen, stellen Sie aber vorher Ihr Anstellungsdecret, Orden und Kammerherrnschlüssel und den Band Gedichte

[1]) Das Paket enthielt die Überschrift:

„Je les reçus avec tendresse;
Je vous les rends avec douleur;
C'est ainsi qu'un amant dans son extrême ardeur
Rend le portrait de sa maîtresse."

[2]) Preuß, l. c. I, S. 250.

zurück, die ich Ihnen anvertraut habe.“[1]) Dieser Band, im Schlosse nur in zwölf Exemplaren gedruckt, enthielt nämlich Dichtungen, die, nur an Vertraute vertheilt, satirische Anspielungen auf mehr als ein gekröntes Haupt enthielten. Voltaire bat um persönlichen Abschied. Acht Tage lebte er mit Friedrich in Potsdam in alter Traulichkeit zusammen und schied von ihm am 26. März 1753 mit der Absicht, nicht wiederzukehren, aber mit dem Versprechen, im Spätjahre wieder zu kommen, wofür er Orden, Kammerherrnschlüssel und den Band Poesien behalten durfte.

In Leipzig.

Kaum aber war Voltaire aus der Höhle des Löwen sicher in Leipzig angekommen, als er gar nicht eilig that nach Plombières zu reisen. — Er besuchte Gottsched, als Vertreter der deutschen Literatur, er begann sogleich wieder den Kampf gegen Maupertuis. Dieser, dessen Gesundheit durch den Streit schwer angegriffen war, schrieb ihm in der Hitze, seine Gesundheit sei noch stark genug, dass er ihn finden werde, wo er sich auch aufhalte, um vollständige Rache zu nehmen. Voltaire behandelte dies als Androhung des Mordes, und stellte sich unter den Schutz der Behörde, und erließ einen witzigen Steckbrief gegen den Präsidenten in der „Leipziger Zeitung“: derselbe sei ein Philosoph von zerstreutem Wesen und hastigem Gang, kleinen und runden Augen, platter Nase, vollem Gesichte, schlimmem und selbstgefälligem Ausdrucke; er trage beständig ein Scalpel in der Hand, um Leute von hoher Statur zu secieren. Wer über ihn Nachweis geben könne, erhalte 1000 Ducaten, angewiesen auf die lateinische Stadt, welche besagter Mann bauen lasse, oder auf den ersten Kometen von Gold oder Diamant, der nach seiner Vorhersagung auf die Erde fallen müsse.

Maupertuis

Die Lacher waren alle auf der Seite Voltaires, der unabläßig auf demselben Thema in verschiedenen Schriften variierte, in Prosa und in Versen. Der Ärger beschleunigte das Ende des Naturforschers, der schon lange brustkrank war. Maupertuis suchte Erholung in der Schweiz und starb 27. Juli 1759 in dem Hause Bernoullis in Basel. Damiron[2]) sagte mit Recht: „Maupertuis ist ein Dogmatiker, welcher zweifelt; ein Spiritualist, der noch im Materialismus steckt; ein Deist, aber aus Gründen, von denen Voltaire meint, sie beweisen sehr schlecht das Dasein Gottes; Voltaire, der ihn einen Atheisten nennt, ohne dass er es aber verdient; er ist ein Moralist, in welchem sich der Epikuräer, der Stoiker und der Christ vermengen und balgen; ein Siltenlehrer, der auf der einen Seite den Selbstmord zugesteht, und auf der anderen verwirft.“ — Mit wenig Worten — Maupertuis war keine Größe ersten Ranges und ein wenig klarer Kopf.

stirbt 1759.

Der Jammer seines Akademie-Präsidenten gieng Friedrich II. zu Herzen: „Er ist ein Mann von Ehre, den man zugrunde zu richten sucht“, schreibt der König an d'Argens. „Ich sehe mit Bedauern, dass so viel Geist und so viele Kenntnisse einen Menschen nicht besser machen können.“ In seiner Akademie wurde er selber lächerlich gemacht. Durfte er in den Händen Voltaires seine Gedichte lassen, die, wenn sie bekannt wurden, bittere Folgen haben mussten? Darum sandte der König nach Frankfurt den Befehl, Voltaire, wenn er komme, die Gedichte, Briefe und Scripturen abzunehmen, im Weigerungsfalle ihn zu verhaften.[3]) Der Dichter traf erst am 31. Mai in Frankfurt ein, er war fünf Wochen bei der Herzogin von Gotha geblieben, die von ihm eine Geschichte

Sorge Friedrichs.

[1]) Preuß, l. c. I, S. 254.
[2]) Mémoire sur Maupertuis, Paris 1858, p. 149.
[3]) Varnhagen van Ense, Voltaire in Frankfurt 1753. Berlin 1846.

des deutschen Reiches geschrieben wünschte — so entstanden denn die „Annales de l'empire", sein schlechtestes Werk. — Am anderen Morgen erschien der preußische Gerichtsrath Freytag und ein Frankfurter Senator und forderten ihm im Namen des Königs Briefe, Kammerherrnschlüssel, Orden und das Gedichtbuch ab. Voltaire lieferte sogleich Schlüssel und Orden ab, die Briefe wurden gesucht und übergeben, die Gedichte aber waren in einer Kiste in Leipzig. Der Franzose gab sein Ehrenwort, im Gasthause zu bleiben, bis die Kiste komme, und Freytag versprach, ihn ziehen zu lassen, sobald die Gedichte abgeliefert seien. In der Zwischenzeit arbeitete Voltaire fleißig an seinen „Annalen", aber auch an Klageschriften, darunter eine an den deutschen Kaiser, worin er wichtige Enthüllungen versprach. Den holländischen Buchhändler Duren, dem er von einem früheren Handel her grollte, und der ihn zu besuchen kam, begrüßte der Dichter mit einer Ohrfeige. Sein Secretär Collin sagte zum Geschlagenen: „Trösten Sie sich, Sie haben sie von einem großen Manne bekommen." Am 18. Juni kam die Kiste, aber Freiberg hatte indessen von Fredersdorf aus Berlin die Weisung bekommen, der König sei abwesend, werde aber in kurzer Zeit zurückkommen. Am 17. war der König in Berlin eingetroffen und hatte auf den Bericht die Weisung gegeben, Voltaire ziehen zu lassen. Freytag hatte aber diesen Befehl noch nicht und weigerte sich die Kiste zu öffnen, und bat die nächste Post abzuwarten. Voltaire sah darin einen Wortbruch und suchte am 20. Juni mit seinem Secretär unter Verkleidung zu entkommen, wurde aber unter dem Thore arretiert und unter militärischer Bedeckung in die Stadt zurückgebracht und dort in Haft gehalten, weil er des Königs Haft gebrochen.

Voltaire in Frankfurt.

Voltaire hat nach seiner Art diese Behandlung mit schamlosen Lügen übertrieben, er sei behandelt worden, wie wenn er unter Vandalen und Ostrogothen wäre; seine Nichte, Madame Denis, die ihm nach Frankfurt entgegen gekommen war, sei unter Militärbegleitung vom Pöbel durch die Straßen geschleppt worden und habe am Abend Bajonnette zu Bettvorhängen gehabt. — Voltaire benahm sich leidenschaftlich, aber ohne Würde. Indes kam der Befehl der Freilassung und ein Verweis vom König an Freytag: „Man muss nie mehr Lärm mit einer Sache machen, als sie verdient. Ich wollte nur, dass Voltaire Ihnen den Schlüssel, das Kreuz und den Band Gedichte übergebe, und sehe nicht ein, warum Sie ein solches Aufsehen mit der Sache erregen konnten."[1])

Am 6. Juli war endlich Voltaire frei — er verließ Frankfurt mit Rachegedanken gegen Friedrich und in der Darstellung des „Privatlebens des Königs von Preußen" ließ er dieser Stimmung freien Lauf: den er früher als Salomo des Nordens begrüßte, nannte er jetzt den Tyrannen von Syrakus. Friedrich aber meinte: „Voltaire ist gut zum Lesen, aber es ist gefährlich mit ihm umzugehen." Der englische Gesandte Mitchell schrieb nach England: „So oft der König von Voltaire spricht, ermangelt er nicht, ihn ‚das schlechteste Herz und den größten jetzt lebenden Schurken' zu nennen." Die Enttäuschung war auf beiden Seiten. Desungeachtet suchte Voltaire bald wieder mit Friedrich anzuknüpfen, um nach Preußen zurückkehren zu dürfen. Der König gab keine Antwort, erst 1757 fieng der Briefwechsel zwischen beiden wieder an. Wie willkommen war nach dieser Demüthigung Voltaire eine Einladung nach Mannheim und Schwetzingen, zu Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz, der ihn mit Artigkeiten überhäufte. Vier seiner Stücke wurden gegeben während der vierzehn Tage, da er sich

[1]) Varnhagen, l. c.

dort aufhielt. In Straßburg nahm der Dichter einige Zeit Unterricht beim Historiker Schöpflin zur Vollendung seiner „Reichsannalen". Von da begab er sich nach Colmar, um sie dem Drucke zu übergeben. Indes erfuhr er, daſs seiner Rückkehr nach Paris und Versailles namentlich religiöse Bedenken entgegenständen, außer seiner Verwickelung mit Friedrich. Voltaire gieng deshalb an Ostern 1754 zur Beichte und Communion. Doch nützte ihm dies wenig, die Frommen waren empört über seinen Unglauben und seine Freunde über seine Heuchelei. — In Colmar bekam Voltaire den unerwarteten Besuch von der Schwester Friedrichs, von Wilhelminen, die mit ihrem Gemahle die Reise nach Südfrankreich machte. Kurze Zeit hielt er sich in der Abtei Sens auf bei seinem Freunde Don Calmet. Die Mönche machten für ihn Auszüge aus den Kirchenvätern, die er dann in seiner Art zu negativen Artikeln in der Encyklopädie verwendete. Eine Reise nach Lyon ward unternommen, um den Herzog von Richelieu, der als Statthalter nach Languedoc gieng, zu sprechen und von ihm zu hören, ob etwas für ihn in Versailles zu hoffen sei. Die Antwort war wenig tröstlich: die „Pucelle", in Abschriften in Paris verbreitet, hatte ihm den letzten Stoß gegeben. Erzbischof Tencin empfieng ihn nicht. „Dieses Land ist nicht für mich gemacht", meinte Voltaire und begab sich nach Genf. Er war ein reicher Mann und kaufte sich das Landhaus Mourion bei Lausanne und eine Villa in der Nähe von Genf — der er den Namen „Delices" gab — bald darauf zwei größere Besitzungen im Grenzländchen Gex, denn ein Philosoph müsse immer zwei bis drei Schlupflöcher unter der Erde haben gegen die Hunde, die ihn verfolgen. Es waren die beiden Herrschaften Tournay und Ferney, beide hatten etwa eine Quadratmeile im Umfange. Unabhängig wie ein König lebte hier Voltaire von seinem sechzigsten bis zu seinem vierundachtzigsten Jahre, weniger dem Landbau, als der Schriftstellerei. Es ist die Zeit seiner reichsten, seiner eifrigsten und folgenschwersten Thätigkeit.

Don Calmet.

Voltaire bei Genf.

Doch kehren wir wieder zu Friedrich zurück. Er hatte in seinen Freunden offenbar wenig Glück; die Vertrauten seiner Jugend starben früh weg und das Verhältnis zu denen, welche später mit ihm in nähere Beziehungen traten, wurde nie mehr so innig. Algarotti, der sich noch am meisten durch Güte des Charakters, Reinheit der Sitten und Feinheit des Benehmens hervorthat, hielt es in Berlin nicht aus, obschon ihn der König mit Ehren überhäufte, ihn auch in den Grafenstand erhob. Er starb 1764 in Pisa, ein Mann von Geschmack und reichem Wissen, das er in der anmuthigsten Weise wiederzugeben wusste, aber ihm fehlte der höhere Funke.[1]) Länger — fünfundzwanzig Jahre — hielt der Provençale d'Argens aus, aber auch ihn schreckte zuletzt der Spott des Königs und er zog sich nach seinem Geburtsort Aix zurück, wo er bis 1771 wissenschaftlichen Arbeiten mit der Ruhe eines Philosophen lebte. Ein heißblütiger Provençale, hatte er sich gegen den Willen seines Vaters, der gerne einen Rechtsgelehrten in ihm gesehen hätte, der kriegerischen Laufbahn gewidmet. Als Begleiter des französischen Gesandten in Constantinopel sah er den Orient; 1733 wurde er bei der Belagerung von Kehl leicht verwundet, nach der Belagerung von Philippsburg zwang ihn ein Sturz vom Pferde, den Kriegsdienst zu verlassen. Er lebte in Holland von seiner Feder; seine „Lettres juives, chinoises et ecclésiasti-

Friedrich.

Algarotti.

d'Argens.

[1]) Die neueren italienischen Kritiker (Foscolo) sprechen ganz anders über ihn als Friedrich II., der ihm auf dem Campo-santo in Pisa die Inschrift setzte: „Algarotto, Ovidii aemulo, Neutonis discipulo, Fridericus rex." Maynard nennt ihn einen glaubens- und sittenlosen Vagabunden.

ques“ entzückten Friedrich, der damals noch Kronprinz war, derart, dass er den Verfasser bei sich haben wollte. D'Argens antwortete: er messe 5 Schuh 7 Zoll und fürchte, unter die Grenadiere gesteckt zu werden. Sobald Friedrich den Thron bestieg, berief er d'Argens an seinen Hof, ernannte ihn zum Kämmerer und Vorstand der schönen Künste an der Akademie. D'Argens vereinte um sich alles, was negativ war; seine Dogmen, äußerte er, hiengen von der Jahreszeit ab; er nannte sich bald den modernen Demokrit, bald einen Epikuräer, bald wollte er Deist sein. Seine Feder war wie seine Rede zügellos; seine Heiterkeit, sein Witz, sein Wohlwollen, seine Dienstwilligkeit, seine ausgebreiteten Kenntnisse, wobei es ihm aber an aller Tiefe gebrach, machten ihn jedoch dem König angenehm, der in der Unterhaltung mit ihm Erholung fand und manchmal sich die Wahrheit sagen ließ. Die vielen Briefe, die er mit ihm wechselte, zeigen, dass er länger als jeder andere Friedrichs Vertrauen genoss.[1])

Akademie. Die neue Gestaltung der Akademie der Wissenschaften ist das Werk des Königs: am Vorabend seines Geburtstages, den 23. Januar 1744, hielt sie ihre erste Sitzung. Protector derselben war Friedrich, zum immerwährenden Präsidenten ernannte er Maupertuis, welcher das Recht erhielt, ausschließlich zu erledigten Stellen vorzuschlagen. Nach seinem Tode wurde seine Stelle d'Alembert angeboten, der sie jedoch ablehnte. Nun verwaltete der König dieses Amt allein und ernannte die neuen Mitglieder, z. B. an Eulers Stelle 1766 De la Grange aus Turin und den Sternkundigen Castillon. Auch Haller, Heyne und Michaelis suchte der König zu gewinnen; der erstere scheute aber seinen Atheismus, Michaelis erhielt 1759 den Preis für seine Arbeit über die „Einwirkung der Ansichten auf die Sprache und der Sprache auf die Ansichten“. Die Akademie bestand aus vier Classen, für Physik, Mathematik, speculative Philosophie und Philologie. Jede Classe zählte sechs Mitglieder, welche in Berlin zu wohnen und jährlich eine oder die andere Arbeit zu liefern verpflichtet waren. Die Denkschriften erschienen in französischer Sprache, in welche die Aufsätze der deutschen Mitglieder übersetzt werden mussten, wodurch sie allerdings einen weiteren Leserkreis fanden.

Denkschriften. Der eifrigste Mitarbeiter war der König selber, der in den Denkschriften seine philosophischen und historischen Arbeiten veröffentlichte, seine Betrachtungen über den Einfluss der Religion, Sitten und Gebräuche, über die Fortschritte seines Volkes in Künsten und Wissenschaften, Bemerkungen über die Regierungsformen, über die Gesetze, über die Selbstliebe.[2]) D'Arget las dessen Aufsätze in den Sitzungen vor. Friedrich II. wurde 1776 Mitglied der Akademie zu Petersburg, und Kaiserin Katharina hinwieder Ehrenmitglied der Akademie in Berlin. Preisschriften wurden mit einer Denkmünze, fünfzig Ducaten wert, gekrönt. 1752 erhielt der spätere Minister Hertzberg den Preis für seine Abhandlung über die erste Bevölkerung in der Mark Brandenburg. — Einer der eifrigsten Mitarbeiter

Merian. war ein Schweizer, Johann Bernhard Merian, geboren 1723 zu Liestal, Sohn des Pastors in Basel, durch Bernoulli an Maupertuis empfohlen und von letzterem 1748 nach Berlin berufen, ein Mann von erstaunlichem Gedächtnis, riesigem Wissen, mit dem er zugleich die Gabe geschmackvoller Darstellung verband, ein Geist von Eifer und Mäßigung zugleich. Die Ästhetik vertrat Schul-

Sulzer. Inspector Sulzer. Als dieser eines Tages auf die Frage, wie es mit den

---

[1]) Epîtres du Roi au Marquis d'Argens et du Marquis au Roy — in den „Oeuvres posthumes“. — Kreiten, l. c. S. 256 ff.

[2]) Preuß, l. c. I, S. 261—266.

Schulen stehe, antwortete: „Besser, denn ehemals; da man von der Idee ausgieng, dass die Menschen von Natur zum Bösen geneigt wären, herrschte ein System der Strenge; aber jetzt, da man erkennt, dass der Mensch von Natur mehr Neigung zum Guten, als zum Bösen habe, wird in den Schulen ein milderes Verfahren befolgt" — schüttelte der König den Kopf: „Mehr Neigung zum Guten? — Ach, mein lieber Sulzer! Er kennt nicht die verdammte Race, zu der wir gehören." [1])

Bauten.

Wie so manche hervorragende Fürsten, war Friedrich II. sehr bauluftig. 1741 wurde der Grundstein zum Opernhaus gelegt, 1742 wurde es mit der Graun'schen Oper „Kleopatra und Cäsar" eröffnet. Seine Inschrift: „Apollini et Musis" ist von Algarotti, der Baumeister ist Knobelsdorf, das Haus fasste 2044 Zuschauer. 1748 wurde das Invalidenhaus eingeweiht, für 600 Mann und 13 Officiere und deren Angehörige, also für 1000 Seelen bestimmt, nämlich für Ausländer, da der Inländer in seiner Heimat den Gnadenthaler bezog. Die Aufschrift „Laeso sed invicto militi" ist von Maupertuis. 1747 wurde in dem alten Dom zum letztenmale gepredigt, 1750 der neue eingeweiht, zugleich zum Erbbegräbnis des regierenden Hauses bestimmt. Bei der Überführung der Särge ließ Friedrich den des großen Kurfürsten öffnen, ergriff die Hand des Ahnherrn und sagte zu seinem Gefolge: „Meine Herren, der hat viel gethan!" — Auch die Katholiken, welche bisher in Berlin nur eine Hauskirche besaßen, kamen zu einem prachtvollen Kirchenbau, wozu aber der König nur einen geeigneten Platz schenkte, das nöthige Geld wurde durch Beisteuern unter den Katholiken Europas zusammengebracht. Rom steuerte 57.580 Thaler, Spanien 18.113 Thaler, der Dominicaner-Orden 5000 Thaler, der Cardinal Quirini 8086 Thaler.[2]) 1773 war der Bau, bei dem der Plan der Kirche Maria rotunda in Rom vorgeschwebt hat, vollendet, von der heil. Hedwig, deren Gebeine aus dem Kloster Trebnitz nach Berlin gebracht wurden, bekam er den Namen. 1771 entstand in Potsdam das Militär-Waisenhaus, 1774 das Armenhaus mit der Inschrift: „Fridericus Rex civibus egenis", 1780 die Gewehrfabrik mit der Aufschrift: „Officina Vulcani, Marti sacra", 1773 das Landarmenhaus in Kreuzberg in Schlesien mit der Inschrift: „Miseris Meliora Friedericus", 1776 das Cadettenhaus in Berlin mit der Inschrift: „Martis et Minervae alumnis", 1775 das Bibliotheksgebäude, „Nutrimentum spiritus". Der König drängte stets zur Vollendung, sich selber, der doch wenig Prachtbauten gesehen hatte und solche nur aus Abbildungen kannte, hielt er für einen Meister vom Fach und griff oft, meist nicht zum Vortheil, in die Pläne seiner Baumeister ein. — Eine halbe Stunde von Potsdam begann 1745 Knobelsdorf ganz nach Friedrichs Entwurf den Bau eines Lustschlosses oder vielmehr Landhauses im königlichen Weinberg, das den Titel Sanssouci oder „Sorgenfrei" bekam und der Lieblingsaufenthalt des Königs wurde, von wo er im Frieden, im Frühling und Sommer, seine Staaten regierte, von dem aus er auch unter dem Namen des Philosophen von Sanssouci seine Schriften datierte. Hier suchte er seine Erholung im Kreise gelehrter Freunde oder Künstler, seine Gemahlin aber durfte Sanssouci nie besuchen: „Der König war kaum Gatte

Hedwigskirche.

Sanssouci.

---

[1]) „Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connaissez pas, comme moi, cette race maudite, à laquelle nous appartenons." Nikolai, Anekdoten, III. S. 274. Berlin 1790.

[2]) Preuß, l. c. I, S. 271.

und hatte keine Kinder." — Müßig zu sein, war übrigens Friedrichs Sache nicht, geistige Arbeit war ihm Bedürfnis.[1])

Die Dichtungen, die hier entstanden, sind meist nur gereimte Betrachtungen; umso fester ist aber des Königs Ruf als Feldherr und Meister in der Heranbildung zum Kriege begründet. Friedrich redete gerne von den Segnungen des Friedens und wie sehr derselbe ein Bedürfnis für sein Volk sei, handelte aber, als ob er jeden Augenblick die Ruhe Europas bedrohen müsse. Die Armee zu vermehren und sie vollkommener zu machen, war seine Hauptsorgfalt, 1750 bestand das preußische Heer aus 122 Bataillonen zu je 880 Köpfen, zusammen 107.000 Mann Fußvolk und 30.000 Reitern, 1752 schon aus 120.000 Mann Fußvolk und 32.500 Reitern, im ganzen also aus 152.500 Mann. Des Königs Wahlspruch war der Grundsatz des Vegetius: der Friede sei das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst. Studium und Ausübung sollten die großen Feldübungen fördern; er selber schrieb für seine Generale ein eigenes Werk: „Tactique", das sie geheim halten mussten, von dem sie nur untereinander sprechen durften. Den kriegerischen Geist des Heeres setzte der König in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit; die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke die Haltung in der Gefahr vor dem Feinde; der Gehorsam bewirke, dass jeder ohne Widerspruch das Gebotene ausführe und niemand verzweifle; die Tapferkeit bewirke, dass die Officiere nur von den Waffen ihr Glück erwarten und ihren Ehrgeiz darin finden, und dass die Soldaten Zutrauen zu sich haben und es als Ehrenpunkt betrachten, niemals zu weichen. Nicht das Feuern gewinne die Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Eine Schlacht gewinnen, heiße den Feind nöthigen, das Feld zu räumen; zu diesem Zwecke haben die Truppen rasch anzurücken, nicht lange zu schießen, sondern sich des Bajonnetts zu bedienen und den Gegner außer Fassung zu bringen und vom Schlachtfeld hinunterzutreiben; die Reiterei kröne das Werk durch die Anzahl der Gefangenen, welche sie einbringe, sie müsse rasch und geschlossen angreifen. Allen Officieren war bei infamer Cassation verboten, sich vom Feinde angreifen zu lassen. Die Ordnung, der Gleichtritt, die Schnelligkeit des Feuerns war musterhaft; nicht bloß die Führer, auch die Gemeinen verstanden im Nothfalle, was zu thun sei. Schon 1747 drückt in seinem Berichte der französische Gesandte Valori sein Erstaunen aus, wie schnell die Verluste gedeckt seien, und wie das Heer sogar jetzt besser sei als früher.[2])

Sorge für das Heer.

Krieg in Frieden.

Geist des Heeres.

Pflicht der Soldaten.

Nicht geringere Sorgfalt widmete der König den Finanzen. Man hatte 1740 gefürchtet, ein Verschwender besteige den Thron, und fand bald, der junge König sei geiziger als sein Vater. Die Sparsamkeit blieb die gleiche,

Finanzen.

[1]) Stenzel, l. c. IV, S. 381.
[2]) Ranke, l. c. III, S. 421—428.

allein ein höherer Geist leitete das Ganze. Das Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben wurde für jedes Jahr zum voraus genau bestimmt. Die Beamten standen unter strengster Aufsicht: Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit wurde von ihnen gefordert; im Sommer um acht Uhr, im Winter um neun Uhr mussten sie in die Amtsstunde kommen und durften dieselbe nicht verlassen, bis alle Geschäfte abgethan waren. Ordnung und Sparsamkeit war aber nicht genug, auch die Quellen des Nationalreichthums sollten reichlicher fließen. Schon Sully hatte Ackerbau und Viehzucht als die beiden Brüste bezeichnet, aus welchen Frankreich seine Nahrung sauge. Colbert sah dann in Gold und Silber den Reichthum der Völker und wandte darum seine Aufmerksamkeit den Fabriken und dem Handel zu, welche die edlen Metalle herbeiziehen; sein Prohibitiv-System sollte das Geld aus dem Auslande anlocken und seinen Abfluss dahin vermindern. Frankreichs Waren mussten schöner und billiger sein, wenn sie die ausländischen verdrängen wollten; sie konnten aber nur billiger geliefert werden, wenn der Städter seine Lebensmittel billig kaufte, und dies war nur dann möglich, wenn die Ausfuhr von Getreide gehindert wurde. Friedrich trachtete, beide Richtungen zu verbinden, Ackerbau und Viehzucht zu fördern und Handel und Fabriken zu heben. Doch blieb er in den Anschauungen Colberts befangen: zur Idee, dass jede Arbeit fruchtbar ist und dass in der Freiheit sich die Kräfte am regsten entfalten, erhob er sich nicht. Die Handelssperre, das Monopolwesen blieb, der König beschränkte und beengte vielfach freien Kauf und Verkauf und hemmte die Kräfte, so sehr er auch das Beste zu thun vermeinte.[1])

Sparsamkeit. Sully. Colbert.

Der König wollte das Los der hörigen Bauern mildern und es war ein hartes, wie aus dem Erlass hervorgeht:[2]) „Ich weiß, dass eins von den zu harten Dingen im Land die Dienste sind, welche die Bauern thun müssen, wobei nichts als ihr Verderben herauskommt; unerträglich ist, dass sie fünf oder sechs Tage in der Woche dienen sollen. So viel Geschrei es geben wird, so soll man doch darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Ämtern als bei den Edelleuten, dass den Bauern ein paar Tage in der Woche abgenommen werden.“ Gfrörer hat schon darauf aufmerksam gemacht, dass das verschriene Mittelalter die Bauern besser behandelte, als es damals in Preußen geschah, das alamannische und bayerische Recht beschränkte die Arbeit der unfreien Kolonen auf drei Tage in der Woche.[3]) Doch der Widerstand derer, welche Vortheil aus der Arbeit des Bauern zogen, war mächtiger als die Mahnung des Königs. Er befahl, jeder Beamte, welcher den Bauern mit dem Stock misshandle, solle sechsjährige Festungsstrafe erstehen, doch die Bauern wurden nachher wie vorher geprügelt.[4]) Auch hinsichtlich der Landwirtschaft trat Unverstand und Vortheil Friedrichs oft richtigen, wenn auch nicht immer klaren Ideen in den Weg. So befahl er, die ledigen Plätze, die Landstraßen mit Bäumen zu bepflanzen. So

Bauern-

[1]) Preuß, l. c. I, S. 282—285.
[2]) Ranke, l. c. III, S. 409.
[3]) Gfrörer, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III, S. 565.
[4]) Stenzel, l. c. IV, S. 34.

Landbau. ergiengen Verordnungen zum Anbau des Waid, des Kümmels, Krapp, Safran, der Luzerne, des Sommer- und Winter-Rübsamens, 1746 der Kartoffeln, des Hopfens. Doch blieb der Landbau wie bei Colbert im Nachtheil gegen das Mercantil-System. Der König beherrschte durch Kornspeicher die Getreidepreise. Manchen seiner Pläne trat die Natur entgegen. Damit kein Geld für Wein und Seide aus dem Lande gehe, ermunterte der König zum Pflanzen der Rebe und des Maulbeerbaumes, aber die Maulbeerbäume wie die Reben verkümmerten. Boden und Sonne förderten sie nicht. Besser gelang es ihm mit

Industrie. der Industrie, hinsichtlich der er nach dem Grundsatze verfuhr, die bestehenden Manufacturen sollten verbessert, diejenigen, welche noch ganz fehlten, eingeführt und fähige Fremde hiefür ins Land gezogen werden. So entstand 1743 in Berlin eine Sammetfabrik nach Genueserart, eine Klöppelei der Brabanter Spitzen. 1753 wurden auf feine Woll- und Flachsgespinste Belohnungen ausgesetzt. Um feinere Wolle zu gewinnen, ließ der König 1748 Merino-Widder aus Spanien kommen. Damit für Messer und Scheren kein Geld ins Ausland gehe, ließ er aus Ruhla und Schmalkalden Schmiede mit ihren Familien kommen. In ähnlicher Weise zog er andere Eisenarbeiter und Elfenbein-Kammmacher ins Land. 1749 entstand eine Zuckersiederei. Seit 1753 nahm er sich des Berg- und Hüttenwesens mit besonderer Sorgfalt an.

Bevölkerung. Die Zahl der Unterthanen macht den Reichthum der Staaten aus — war Grundsatz bei Friedrich Wilhelm I. wie bei Friedrich II. Jener zog die Salzburger, über die weiter unten näher die Rede sein wird, nach Ostpreußen, dieser ließ in den zehn Friedensjahren die Oderbrüche urbar machen und besetzte sie mit Ansiedlern vom Rheinlande und Zweibrücken. 280 neue Dörfer entstanden. Mit Stolz äußerte er, als er 1763 vom Damme aus die blühende Landschaft betrachtete:[1] „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine

Ansiedelungen. Soldaten zu halten nöthig habe.“ — In Pommern zählte man 1755 nicht weniger denn 59 neue Ansiedelungen und bezifferte den Zuwachs auf 50.000 Seelen. Schlesien und Ostfriesland eingerechnet, hatte Friedrich um 1756 mehr denn doppelt so viel Unterthanen als sein Vater, nämlich fünf Millionen.

Zur Erleichterung des Handelsverkehrs geschah vieles. 1743—1745 wurde

Canale. der Plauen'sche Canal gebaut, 8655 Ruthen lang, der aus der Elbe in die Havel bei Plauen führt, zu gleicher Zeit der Finnow-Canal, welcher Havel und Oder näher verbindet, 12.508 Ruthen lang. 1746 fuhr das erste Schiff mit 100 Tonnen Salz aus der Havel in die Oder und Schlesien war jetzt mit der Nordsee, die Elbe mit der Ostsee verbunden. 1740 wurde der Swine-Canal gebaut, Swinemünde wurde zum Hafen geschaffen und die gleichnamige Stadt entstand. Die Stadt Stettin gewann dadurch den Zoll, welchen sie vordem den Schweden bei der Durchfahrt durch die Peene bei Wolgast bezahlen musste, welches viel dazu beitrug, ihren Handel blühender zu machen, und Ausländer dahinzog.[2] Die Emdener Handelsgesellschaft errichtete einen einträglichen Handel nach Sina. Die Zölle wuchsen doppelt so hoch. Durch

Steigen der Einnahme. all dies stiegen die Einnahmen des Königs, wie dieser selber berechnet — die Einkünfte von Schlesien und Ostfriesland nicht mit einbezogen — um 1,200.000 Thaler. „In einem armen Lande“, sagt der König selber,[3] „findet der Regent

---

[1] Preuß, l. c. I, S. 294.
[2] Guerre de sept ans, Chap. I.
[3] Ibid. Chap. I.

seine Hilfsquelle in der Casse seiner Unterthanen, ihm liegt daher ob, durch seine Klugheit und gute Wirtschaft für die außerordentlichen Ausgaben, welche nicht vermieden werden können, zu sorgen. Die Ameisen sammeln im Sommer ein, was sie im Winter verzehren, und ein Fürst muss während des Friedens die Summen zusammensparen, die er im Kriege aufzuwenden hat. Dieser leider so wichtige Punkt war auch nicht vergessen worden und Preußen war in der Verfassung, einige Feldzüge mit eigenem Geld zu thun, kurz, es war bereit, beim ersten Zeichen auf dem Kampfplatze zu erscheinen und sich mit seinen Feinden zu messen."

Rechtspflege.

Nicht minder wichtig war die Thätigkeit des Königs zur Verbesserung der Rechtspflege, denn mit dieser stand es im Argen. Er selber sagt:[1] „Man hatte sich angewöhnt, den Gesetzen mit List auszuweichen. Die Sachwalter trieben ein schändliches Gewerbe. Man brauchte nur reich zu sein, um seine Rechtssache zu gewinnen, und arm, um sie zu verlieren." Der Eifer des Königs für unparteiische Rechtspflege ist unleugbar. Es war ihm Ernst, wenn er in seinem politischen Testamente vom Jahre 1752 sagt: „Ich habe mich entschlossen, den Gang der Prozesse nie zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der Fürst muss schweigen." Er wollte aufrichtig, dass einem jeden ohne Ansehen der Person wahres Recht gespendet werde, und wenn er einigemale in den Gang der Prozesse eingriff, so geschah es nur, weil er überzeugt war, dass das Urtheil ein Unrecht sei.

Missstände.

Auf den königlichen Gütern übten die Amtsleute die Gerichtsbarkeit, auf den adeligen übten Leute die Justiz, die nie das Recht studiert hatten und ihre Stellung missbrauchten, um den armen Bauern den letzten Groschen aus der Tasche zu locken. Die gesetzlichen Gebüren, z. B. für Taufe und Trauscheine, wurden oft um das Fünfzigfache von ihnen erhöht. In einem Gutachten aus jener Zeit heißt es: „Die Rechtspfleger leben vom Raube, der Stock ist das Gesetzbuch der Amtsleute." — Ebenso schlimm war es mit den oberen Gerichten bestellt. Die Einleitung der Prozesse lag oft in den Händen von Leuten, die früher Lakaien gewesen waren.[2] Diese Procuratoren pflegten in den Klageschriften denjenigen von den Räthen zu bezeichnen, welchem die Führung des Prozesses übertragen werden solle. Die Procuratoren und die Richter spielten unter der Decke. „Die Richter", heißt es, „lebten vom Raube und verschleppten die Acten. Es gab zwar Appellations-Instanzen, allein sie waren aus den Vorständen der Gerichtshöfe zusammengesetzt und bekanntlich hackt eine Krähe der anderen die Augen nicht aus." Die Missstände waren so schreiend, dass schon Friedrich Wilhelm I. durchgreifen wollte; allein da dies viel Geld gekostet hätte, so half er sich mit Drohen und Schelten, welches aber dem Eigennutz der Richter gegenüber unwirksam war wie ein Schlag ins Wasser, und mit Ernennung Coccejis zum Justizminister. Die Wahl war gut: Cocceji war ein tüchtiger Jurist, ein Mann von Muth und hoher Begabung, und hatte während dreißigjähriger Wirksamkeit die Gebrechen tief empfunden. Ihm übertrug nun Friedrich II. 1746 — denn in den früheren Jahren nahm der Krieg seine

Gerichte.

Cocceji.

[1] Guerre de sept ans, Chap. I.
[2] Ranke, l. c. III, S 383—401.

Aufmerksamkeit und Mittel in Anspruch — die Reform des Rechtswesens; er solle nicht bei der Rinde des bösen Baumes stehen bleiben, sondern die Wurzel desselben anfassen. Cocceji verlangte die Umbildung der Collegien, die Änderung des Verfahrens und der Gesetzgebung selber. In den Collegien sollen zukünftig nur eine geringe Anzahl von Räthen sitzen, aber nur erfahrene, zuverlässige und gut besoldete Männer. Die Procuratoren sollen aufhören, die Advocaten je nur bei einem Gerichtshofe dienen und ihren Lohn erst nach Beendigung des Prozesses erhalten. Alle Sporteln sollen in eine Gesammtcasse fließen, damit die Richter nicht der Sporteln wegen die Prozesse hinziehen, während sie dieselben beschleunigen sollten. Cocceji drang wegen der Dunkelheit des bestehenden Rechtes auf ein allgemeines Landrecht in deutscher Sprache nach der Vernunft und dem Landesgebrauch: er wolle zum Ruhme des Königs etwas ausführen, was noch keine Macht der Welt zustande gebracht hätte. Der König stimmte zu.

Reform.

Die Reform begann zunächst in Pommern, wo die Missbräuche am schreiendsten waren. Die Stände halfen mit. Zuerst wurden die Justiz-Collegien in Stettin und Köslin neu eingerichtet. Der König befahl, dass die Prozesse in einem Jahre in allen Instanzen zu Ende gebracht werden sollten, und innerhalb eines Jahres wurden in der That 2100 alte Prozesse und darunter einer, der schon über 200 Jahre geschwebt hatte, und über den 70 Bände Acten geschrieben waren, zur Genugthuung der Parteien beendet und von 1794 neuen Prozessen 742 abgethan. Dann wurde in der Kurmark und so fort in den übrigen Provinzen zur Reform geschritten und ihn ähnlicher Weise das gewünschte Ziel erreicht. Damit der Schlendrian nicht aber wieder eintrete, befahl der König, dass ihm über alle im Gange befindlichen Prozesse jährlich Bericht abgestattet werde. Friedrich war mit Cocceji sehr zufrieden, er ernannte ihn zum Großkanzler und verlieh ihm den Schwarzen-Adler-Orden, und widmete ihm ein schönes Lob in seinen Schriften:[1]) er sei ein Mann von unbescholtenem und biederem Charakter, dessen Tugend und Rechtschaffenheit der schönen Tage des römischen Freistaates würdig wären; seiner Gelehrsamkeit und Aufklärung nach schien er zur Gesetzgebung wie ein zweiter Tribonian und zum Glück der Menschen geboren zu sein. Das neue Gesetzbuch für alle Lande der preußischen Herrschaft (Codex Fridericianus) war vollendet und, nachdem die Landstände dasselbe genehmigt hatten, wurde dasselbe bekannt gemacht. „Diese bei der Rechtspflege eingeführte neue Ordnung befestigte das Glück der Bürger, indem sie das Vermögen eines jeden Hausstandes sicherte: forthin konnte jeder unter dem Schutze der Gesetze, welche allein herrschten, in Frieden leben." So war der König. Ein anderer Vortheil war, dass Preußen einen Richterstand von wissenschaftlicher Befähigung und Unabhängigkeit der Stellung erhielt. Friedrich II. verbot ausdrücklich den Kammern, sich in die Rechtspflege zu mengen.

Lob Coccejis.

Außer Schlesien erhielt Preußen 1744 einen Zuwachs an Ostfriesland.[2]) In dieser Landschaft hatte das Haus der Cirksena von Gretsyl nach und nach die fürstliche Gewalt errungen. Emden, Aurich, Gretsyl waren wohlhabende Städte darin. Das altdeutsche Ständewesen war hier noch in voller Blüte. Zur Zeit, da die Niederländer gegen Spanien für ihre Unabhängigkeit stritten, waren die Landesherren spanisch gesinnt und lagen im

Ostfriesland.

[1]) Guerre de sept ans, Chap. I.
[2]) Onno Klopp, Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751.

Streite mit den Ständen. Die Generalstaaten benutzten dies, drängten sich als Vermittler auf, übernahmen die Gewähr der Verfassung, und warfen unter diesem Vorwande Truppen ins Land. Die Landesherren aber suchten sich dieser Bande zu entwinden. Gegen die Holländer ließ der große Kurfürst mit Zustimmung Kaiser Leopolds I. Truppen ins Land rücken und erhielt von diesem die Anwartschaft auf das Fürstenthum, im Falle das Haus der Cirksena aussterbe. Das Welfenhaus, welches durch eine Erbverbrüderung im Falle des Absterbens der Cirksena Ansprüche hatte, war dadurch tief gekränkt. Übrigens bestätigten Joseph I. 1706 und Karl VI. 1715 feierlich die Anwartschaft der Hohenzollern. Karl Edzard, der letzte der Cirksena, lag mit den Ständen fortwährend im Streite. Ein Theil derselben gieng auf seine Seite über, die Ritterschaft und die Stadt Emden aber widerstanden ihm und die Spaltung gieng so weit, dass zuweilen zwei entgegengesetzte Landtage sich versammelten, der eine zu Aurich, der andere zu Emden. Preußen, Holländer, selbst Dänen mischten sich ein. So war der Stand der Dinge, als Friedrich den Thron bestieg. Er unterhandelte insgeheim mit dem Magistrat in Emden und verlangte für Zusicherung aller Privilegien das Versprechen der Huldigung, sobald der Fürst sterbe, während dieser, ein noch junger Mann, die Erbverbrüderung mit den Welfen aufrecht zu erhalten suchte. Am 13. Mai 1744 kamen die Unterhandlungen zwischen Preußen und Emden insgeheim zum Abschlusse. In der Mitternacht des 24. Mai starb der junge Fürst plötzlich hinweg. Am 25. Mai schlugen die preußischen Beamten überall schon den Adler an und verlangten die Huldigung. Der Befehlshaber der Holländer ward aufgefordert, das Land zu verlassen, preußische Truppen rückten ein. Die Dänen, welche eine Tante des Fürsten gerufen hatte, verließen schnell das Land. Am 6. Juni 1744 erschien der preußische Justizminister Cocceji zu Aurich im Namen des Königs und berief die Stände. 180 Bauern als Vertreter ihrer Gemeinden nahmen an den Verhandlungen des Adels theil und alle gelobten, dem König als ihrem Fürsten und Herrn auf Grundlage der alten Verträge treu und hold zu sein. Von Pyrmont aus, wo er damals den Brunnen trank, bestätigte der König ihre Rechte: die Stände sollten sich regelmäßig versammeln; nur die Steuern dürften erhoben werden, die sie bewilligt hätten, und sie sollten von ständischen Beamten verwaltet werden. Bisher hatten die Landesfürsten außer dem Ertrag der Kammergüter nur 12.000 Thaler aus dem Lande bezogen, auf Coccejis Betreiben erhoben sie diese Beisteuer auf 24.000 Thaler. Als aber Cocceji auch Recruten forderte, weigerten sie sich dessen, erklärten sich aber zuletzt bereit, für Erlass der Recrutenstellung weitere 16.000 Thaler zu erlegen. Bald regte sich der Streit der alten Parteien wieder, so dass der Landtag zuletzt den König bat, die Oberaufsicht über das gesammte landschaftliche Cassenwesen zu übernehmen. 1751 kam Friedrich ins Land und

Cirksena.

Tod Karl Edzards 1744.

Preußen im Land.

Huldigung.

wurde von einem Theil der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Manche hegten große Hoffnungen für Gründung einer Flotte und Hebung des Seehandels. Eine Gesellschaft nach Ost- und Westindien wurde auch gegründet und der König gab ihr seine Flagge, aber zur Gründung einer Kriegsflotte that er nichts, da er meinte, es sei dies nicht Preußens Beruf, es würde seine Macht nur theilen, und Truppen in die See gehen lassen, die es höchst nothwendig auf dem Lande brauchte. — Begreiflich ist diese Ansicht als beschränkt getadelt und auf den Grundsatz des Kanzlers Baco hingewiesen worden, dass, wer die Erde beherrsche, auch das Meer beherrsche. Onno Klopp sagt nicht ohne Grund:[1]) „Die Kriegsflotten von Holland und England gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts sind nicht eher groß und mächtig gewesen, als die Handelsflotten zahlreich waren. Erst unter dem beschirmenden Schatten der Kriegsschiffe wuchsen die holländischen und englischen Handelsflotten empor, erdrückten die deutsche Hansa und machten fortan jede Concurrenz, die nicht ihr letztes Wort aus dem Munde der Kanonen sprach, unmöglich. Die Colonien, um derenwillen nach der Meinung des Königs für andere Staaten eine Kriegsflotte nöthiger schien, waren ihnen nicht zugefallen wie ein Geschenk des Himmels, sondern die Anlage und Erwerbung derselben war nur möglich gewesen durch eine Kriegsflotte. Die deutschen Kaufleute dagegen wurden die Krämer der Engländer und Holländer, und darum vergleichungsweise arm."

Ostfriesland war ein Reichsland und seine Besitzergreifung musste vom Kaiser bestätigt werden. Karl VII. starb darüber, der Reichsvicariatshof in München aber ertheilte dem König am 16. September 1745 die Belehnung. Hannover legte Berufung ein. Graf Kaunitz-Rietberg und das Haus Liechtenstein hatten Ansprüche an das Harlinger Land, das Allod der fürstlichen Familie, dessen sich Friedrich, obschon es in der Urkunde von der Anwartschaft ausgeschlossen war, gleichfalls bemächtigt hatte, und klagten beim Reichsgericht. Allein Gewalt gieng über Recht. Friedrich hatte ja vom Kaiser Karl VII. das Jus de non appellando erlangt. Kaiser Franz I. musste ihm dasselbe zugestehen. Preußen löste sich vollkommen los vom Reich. Unter Friedrich II. hörte nun 1750 in den preußischen Kirchen auch das übliche sonntägliche Gebet für den Kaiser auf.

So waltete Friedrich in den acht Friedensjahren. Was er als Ideal eines Fürsten hinstellt,[2]) hat er mit riesiger Arbeitskraft geleistet. „Die Fürsten sollen sein die Seelen ihrer Staaten. Der Schwerpunkt ihrer Regierung lastet auf ihnen selbst, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. — Sie ordnen die inneren Angelegenheiten wie die auswärtigen. Ein solcher Fürst füllt in seiner Person die Posten der ersten Beamten aus: er ist oberster Richter, er

[1]) Onno Klopp, König Friedrich II. Zweite Auflage, S. 201.
[2]) Oeuvres, l. c. III, p. 139. — Wiarda, Ostfriesische Geschichte. 10 Bände. — Snur, Geschichte der Häuptlinge Ostfrieslands. Emden 1846.

iſt General, er iſt Großſchatzmeiſter. Seine Miniſter ſind nur Werkzeuge in der Hand eines geſchickten Meiſters.“ Der Hintergedanke ſeines ganzen Strebens war nur, nach Kräften gerüſtet zu ſein zu einem neuen Krieg mit Öſterreich. Am Schluſſe einer vergleichenden Schilderung von ſeiner und Maria Thereſias Thätigkeit während der Friedensjahre ſagt er: „So bereiteten ſich während des Friedens dieſe beiden Mächte zum Kriege, wie zwei Athleten, welche ihre Waffen ſchärfen und vor ungeduldigem Verlangen brennen, ſich derſelben zu bedienen.“ [1]) —

Wie Maria Thereſia waltet.

Maria Thereſia.

Wir gehen bei dieſen Worten nach Wien über. Der Erfolg hatte Maria Thereſia nicht geblendet, der Jubel der Anerkennung ſie nicht übermüthig gemacht. Der Anker, der ſie feſthielt, wo ſo viele geſtrauchelt wären, blieb ihr tiefes Pflichtgefühl. Fern von ſträflicher Zuverſicht war ſie immer vor ſich ſelber auf der Hut, und fürchtete, auf ihrer ſchweren Laufbahn zu wanken und nach irgend einer Seite hin Unrecht zu thun. Sie griff zu einem eigenen Mittel, ſie bat einen bewährten, kenntnisreichen, charaktervollen Mann gleich beim Beginne ihrer Regierung, täglich bei ihr zu erſcheinen, nicht bloß um über Dienſtſachen mit ihr zu ſprechen, ſondern auch über Angelegenheiten ihrer Familie und ihrer eigenen Perſon. Sie ertheilte ihm während des ſtürmiſchen Landtages zu Preſsburg 1741 den ausdrücklichen Befehl, ihr von da ohne Unterlaſs zu ſagen, wo ſie fehle, die Mängel ihres Charakters zu erforſchen und ihr offen mitzutheilen. Erſt in neuerer Zeit iſt der Briefwechſel, welcher zwiſchen der Kaiſerin-Königin und dem Grafen Tarouca — ſo hieß der Mann, dem dieſer gefährliche Auftrag zutheil wurde — in dieſer Sache geführt wurde, gefunden und veröffentlicht worden.[2]) Durch dieſe Briefe können wir, wie durch Fenſter in ein Haus, in die innerſten Regungen der Seele Maria Thereſias blicken. Der Graf war kein Schmeichler und die Kaiſerin-Königin ließ ſich die Wahrheit ſagen.

Graf Tarouca.

Da ſchreibt Tarouca einmal:[3]) „Es gab Zeiten, in denen Eure Majeſtät mit einer Geduld, welche eher in der Zelle eines Kloſters, als auf dem Throne zu erwarten ſchien, Vorſtellungen hinnahmen, welche Verweiſen nicht unähnlich ſahen. Dann kamen wieder andere Zeiten, in denen jener heldenmüthigen Ausdauer Verdrießlichkeit gefolgt war, ſo daſs es mir nicht gelang, den Blick Eurer Majeſtät ausſchließlich an das gefeſſelt zu halten, was mir als Pflicht auferlegt ward. Hab' ich darüber, meine Königin, mich beklagt, mein Benehmen, meine Offenheit verändert? Zwei mächtige Beweggründe hielten mich aufrecht: mein

Lob und Tadel.

[1]) Guerre de sept ans. Schluſs des erſten Capitels.
[2]) Almanach der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, 1859. Maria Thereſia und Graf Sylva Tarouca. Ein Vortrag von Karajan.
[3]) Ibid. S. 24.

Ehrgeiz und meine Liebe als Unterthan, die nicht so gewöhnlich sind, als man sich einbildet. Der erstere hat mich in hohem Grade gereizt, denn alle Reichthümer, die höchsten Stellungen sind nichts gegen solches Vertrauen! Die zweite aber ist meinem Charakter in so vollem Maße eigen, dass er fast nur aus Liebe und Ehrgeiz zusammengesetzt scheint. Arm vom Hause aus, sowohl als jüngstes Kind der Familie, als durch Wahl und Lässigkeit; meiner Denkungsart nach Philosoph genug, um nicht das Glück im Gelde zu suchen oder in äußerem Prunke; meiner Gesinnung nach etwas hochmüthig; älter durch meine körperlichen Gebrechen als durch vorgerücktes Alter; auf keine lange Lebensdauer zählend, hatte ich hier Gelegenheit gefunden, meinen Grundsätzen und Gefühlen entsprechend wirken zu können, und zwar in höherem Grade, als ich es je gehofft hatte ... In einer Art Leidenschaft befangen für Reitpartien und Carroussels, haben Euere Majestät es einst geduldet, als ich mit moralischen Gegenvorstellungen mich quer über den Weg stellte. ‚Sprechen Sie nur fort', so sagten Sie, ‚wenn ich auch nicht gleich folge, Ihre Worte kommen mir doch später zu Sinn!' So war ich auf die schönste Weise ermuthigt und gieng sodann auf die Umgestaltung oder Mäßigung der Bälle. Gleichzeitig rief ich, kühn gemacht, die Unterredungen über die Ehe ins Leben, welche bei der Kaiserin-Mutter gehalten werden sollten."

Maria Theresia, so hart seine Vorwürfe auch oft lauteten, nennt sich doch „die Schülerin ihres treuen Dieners, ihres Erziehers", und schreibt im Jahre 1766: „Meine besten Freunde sind in diesem Monat geboren, Tarouca am 17., Daun am 24. September. Armer Daun, ich habe ihn verloren, aber mein ältester und meines Vertrauens würdigster Freund lebt noch ganz gut, nicht so seine Schülerin." — Erdrückt von der Last der Geschäfte, schreibt sie zu Neujahr 1766:

Maria Theresia unzufrieden mit sich selbst.

„Ich kenne mich nicht mehr, denn ich lebe wie die Thiere, ohne Beaeiterung, ohne Vernunft. Gott! ich vergesse alles. Um fünf Uhr stehe ich auf, lege mich spät zu Bett und thue doch den ganzen Tag nichts. Ich denke nicht einmal mehr. Meine Lage ist fürchterlich; nur dann lebe ich wieder auf, wenn ich jemanden von meinen alten Freunden erblicke. Ich wünsche Ihnen ein glücklicheres Los, als mir durch mein ganzes Leben hindurch beschieden war." — Obschon die Liebe ihrer Völker und die Bewunderung der Welt, auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ruhmes, fühlte sich doch diese glühende Seele nicht glücklich; denn das, was sie erreichte, stand zu weit hinter dem, was sie anstrebte! So schreibt sie 1767 an Tarouca: „Sie sind glücklich, wenn Sie Ihre Jahre bedenken, Ihre Familie, Ihren Geist. Ihr Kopf hat Ihnen überall genügt. Dass einem nichts missglücke, ist nicht möglich, aber im wesentlichen waren Sie doch glücklich! Welcher Unterschied im Vergleiche mit mir. In allem Wesentlichen fühle ich mich unglücklich und zumeist durch meine Schuld. Ich bin so angegriffen, dass ich noch das bisschen Verstand verliere, das mir geblieben ist, und dass ich schon deshalb mich nothwendig verbergen müsste, wenn nicht ohnedies die entschiedene Neigung zum Rück-

Wunsch abzudanken.

zuge vorhanden wäre." — 1769 schreibt Maria Theresia sogar an ihren Vertrauten: „Mein Los, mein Leben ist zu sonderbar, zu niederschlagend; ich erwarte mein Ende mit mehr Ungeduld als Furcht!" — Welche Schmerzen, welche Sorgen bargen sich nicht unter dem Schimmer der Krone! Ihrem Freunde blieb sie treu, obschon dieser die ganze Schwenkung ihrer Politik, die Verbindung mit Frankreich, in scharfen Worten missbilligte. — Die ganze Glut ihrer Freundschaft und ihres Dankgefühls loderte noch einmal auf, als Tarouca 1771 dem Tode entgegensah. Sie klagt um den ältesten und achtbarsten Freund, den sie jetzt verliere; sie habe keinen solchen Freund mehr und fühle die ganze Bitterkeit des

Schmerzes. Aber jemehr wir aus der gnadenreichen Huld unſeres Schöpfers Gnade empfangen haben, umſo ſchöner ſei die Hoffnung, die ſich uns im Hinblick auf die Barmherzigkeit Gottes eröffne. — Tarouca ſtarb am 8. März 1771. Er war ein Portugieſe, geboren in Liſſabon 1696, ſein Vater kam als Botſchafter 1726 nach Wien und blieb dort bis zu ſeinem Tode 1738. Der Sohn trat 1715 unter Prinz Eugen in die Armee, machte die Schlachten von Peterwardein und Belgrad mit, gewann die Gunſt des großen Feldherrn, wurde von Karl VI. im Staatsdienſte, namentlich in Brüſſel, verwendet und ſtieg zur Würde eines Staatsrathes empor. Leben Tarouca's.

Ein anderer Fund, den Arneth in neuerer Zeit machte, läſst uns in dieſe große Seele gleichfalls einen ſicheren Blick werfen. Es ſind Aufzeichnungen Maria Thereſias aus dem Jahre 1751 und 1756.[1]) Darin ſpricht ſie ihr Bedauern aus, daſs ihr Vater ſie in völliger Unkenntnis der Geſchäfte ließ, weshalb ſie anfangs voll Miſstrauen auf ſich ſelbſt und ihre eigene Befähigung zur Regierung geweſen ſei. Denkſchrift Maria Thereſias.

Sie kannte ihre Miniſter nicht, die untereinander in Zwieſpalt waren: „In dieſen Verhältniſſen befand ich mich, ohne Geld, ohne Credit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wiſſenſchaft, und endlich auch ohne allen Rath, weil jeder Miniſter vorerſt zu erſpähen ſich bemühte, wohin die Sachen ſich wenden würden. So war meine Lage beſchaffen, als ich von dem Könige von Preußen angegriffen wurde. Seine ſüßen Worte und Verſprechungen machten ſogar meine Miniſter irre, indem man nicht glauben konnte, noch wollte, daſs der König feindlich gegen mich handeln würde. Dieſes Vertrauen der Miniſter und insbeſondere Sinzendorffs, dann meine Unerfahrenheit und mein guter Glaube waren Urſache, daſs die Vertheidigungs-Anſtalten in Schleſien und die Nachrückung der Regimenter größtentheils vernachläſſigt wurden und dem König freie Hand blieb, ſich binnen ſechs Wochen Schleſiens zu bemächtigen.“ Bartenſtein rieth zum Widerſtand und die Kaiſerin verſichert, ihm verdanke ſie einzig und allein die Erhaltung ihres Rechtes. Maria Thereſia fährt fort: „Bis zum Dresdener Frieden habe ich herzhaft agiert, alles hazardiert und alle meine Kräfte angeſpannt, weil ja meinen armen Erblanden nichts Unglückſeligeres geſchehen könnte, als in preußiſche Hände zu fallen, wie dann, wenn ich nicht immer geſegneten Leibes geweſen wäre, mich niemand abgehalten hätte, dieſem ſo meineidigen Feinde ſelbſt entgegen zu ziehen. Wie ich jedoch geſehen, daſs ich zum Dresdener Frieden die Hand bieten muſste, ſo habe ich auf einmal meine Denkungsart geändert und dieſelbe allein nur auf den inneren Zuſtand meiner Länder gerichtet, um die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, durch welche die deutſchen Erblande gegen ihre zwei mächtigſten Feinde, gegen Preußen und die Pforte, trotz des Mangels an Geld und an Feſtungen, trotz der Schwächung der Heere, erhalten und beſchützt werden können.“ — „Das Syſtem unſeres Hauſes ändert ſich nun völlig, indem dasſelbe früher das Gleichgewicht gegen Frankreich bildete, jetzt aber hieran nicht mehr, ſondern nur an ſeine innerliche Erhaltung zu denken iſt. Daher war ſchon ſeit dem Dresdener Frieden mein einziges Trachten, mich von der Lage der Länder und ihrer Leiſtungsfähigkeit zu unterrichten und die überall eingeriſſenen Miſsbräuche, welche alles in die ärgſte Verwirrung gebracht, zu ergründen. Geſtändniſſe. Bartenſtein.

[1]) Maria Thereſia nach dem Erbfolgekrieg. Wien 1870. 1. Capitel.

Diejenigen aber, welche mir hievon hätten Kenntnis geben sollen, konnten oder wollten solches nicht thun. Auch darin bin ich Bartenstein alles schuldig, welcher mir viel an die Hand gegeben und das wahre Licht angezündet, wie ich dann auch einige Privatpersonen gefunden, die mir durch Vermittlung des Cabinets-Secretärs Koch vieles beibringen ließen. Dessen Verschwiegenheit hat wenig ihresgleichen, wobei er ungemein ehrlich, christlich und ohne Intriguen ist. Er war mit mir fast auf dem Fuße wie Tarouca, welchen ich nach Herbersteins Tod zu meinem besonderen Vertrauten und Rathgeber gemacht. In Staatssachen habe ich ihn jedoch niemals gebraucht, sondern bin hierin allzeit Bartenstein gefolgt. Dieser und Haugwitz gaben mir für den Staat und die Erhaltung der Monarchie das Nöthige an die Hand, Tarouca und Koch aber dienten nur zu meinem Trost und Rath, zur Erkenntnis und Besserung meiner selbst. So lange ich lebe, werde ich diesen vier Personen, ihren Kindern und Kindeskindern für die Dienste erkenntlich sein, welche sie mir und dem Staate geleistet haben. Auch verpflichte ich meine Nachfolger, das Gleiche an den Nachkommen jener Männer zu thun, solange deren vorhanden sind, indem außer der Belehrung meiner Nachfolger diese vier Personen die Haupturſache sind, weshalb ich die vorliegende Schrift verfaßte, damit ihre Namen bei der Nachwelt verewigt und ihnen an den Ihrigen dasjenige ersetzt werde, wofür ich nicht genug erkenntlich sein konnte."

Hebung der Monarchie.

Fragen wir nach den Maßregeln, durch welche die Kaiserin eine neue Kräftigung der Monarchie zu bewirken hoffte, so bestehen dieselben in größerer Centralisation der Verwaltung, in Trennung der Justiz von der Administration, in der Besteuerung bisher steuerfreier Güter, in Erlassung gemeinsamer Gesetze für alle cisleithanischen Länder, in Erhöhung des stehenden Heeres auf 108.000 Mann, in besserer Einübung desselben, in der Sorge für die Pflege der Invaliden, in der Gründung von Schulen zur Heranbildung tüchtiger Officiere, in dem Bestreben, das Los der Bauern zu erleichtern, und in dem Eifer, durch bessere Einrichtung der Schulen die Bildung des gesammten Volkes zu heben und Industrie und Handel zu fördern. Und wie in allem, so zeigte sich die große Herrscherin auch in dieser Richtung bei einmal gefaßten Vorsätzen gegen alles Widerstreben unerschütterlich und verdient die ehrenden Worte, die der Großkanzler Fürst kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges über sie schrieb: „Als die Kaiserin die Regierung antrat, fand sie alles in der größten Unordnung, und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhelfen. Welcher andere Souverän möchte binnen sieben Friedensjahren vermocht haben, die Dinge auf den Fuß herzustellen, wie wir sie gegenwärtig sehen? Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daſs Maria Theresia eine der größten Fürstinnen der Welt war."

Ihr Rathgeber zu vielen dieser Maßregeln war ein Schlesier, Graf Haugwitz: er hatte ihr Vertrauen gewonnen dadurch, daſs er ihr 1742, nach Abschluſs des Friedens von Breslau, auseinandersetzte, wenn man dem König von Preußen drei oder vier Jahre Ruhe lasse, so werde er mit der Eroberung

Haugwitz.

Schleſiens nicht zufrieden ſein, ſondern ihr auch Böhmen wegzunehmen trachten. Was er vorausgeſagt, traf ein. Jetzt mahnte er ſie beſtändig, dem Frieden nicht zu trauen, ſondern eine genügende Kriegsmacht bereit zu halten, und die zum Unterhalte derſelben nöthigen Summen aufzubringen. Dies ſei aber nur möglich, wenn nicht bloß die Bauern, ſondern auch die Gutsherren zur Theilnahme an der Steuerzahlung herangezogen werden, und eine gleichartige Behandlung aller Staatsangehörigen eintrete. Die Verfügungen über das Militärweſen müſſen aus den Händen der Landſtände genommen und in diejenigen der Regierung gelegt werden. Vierzehn Millionen Gulden ſeien nöthig, um 108.000 Mann auf den Beinen zu halten; die Stände ſollten ſich verpflichten, ſtatt der bisherigen neun Millionen zehn Jahre hindurch weitere fünf Millionen zu zahlen, dafür aber jeder anderen bisherigen Obliegenheit für die Truppen enthoben ſein. Zur Aufbringung der nöthigen Summen ſollte der Wert jedes unbeweglichen Gutes ſowohl, als deſſen Erträgnis durch beeidete Schätzer feſtgeſtellt, die Rente als fünfpercentiges Erträgnis einer Capitalſumme angenommen werden, von welcher der grundbeſitzende Adel den hundertſten, der Landmann aber den fünfzigſten Theil zu tragen habe. Jede Steuerfreiheit des Adels, der Geiſtlichkeit und einzelner Städte habe fortan aufzuhören! — Damit kam die Staatsgewalt in einen ernſten Zuſammenſtoß mit den Ständen. — Dieſe beriefen ſich auf ihr ſeit Jahrhunderten unangefochtenes Recht der jährlichen Bewilligung der Steuern und Truppen. Gute Überzeugung und Eigennutz legten vergebens alle Schwierigkeiten in den Weg, Maria Thereſias Wille war entſchieden! Eine Aufzeichnung und Schätzung alles unbeweglichen Gutes wurde vorgenommen und die Steuerfreiheit einzelner Stände hörte auf.[1])

Centraliſation.

Die öſterreichiſchen und böhmiſchen Länder waren bisher durch abgeſonderte Kanzleien regiert. Unter der öſterreichiſchen Hofkanzlei ſtanden Öſterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Vorarlberg und die Vorlande. Unter der böhmiſchen Hofkanzlei ſtanden Böhmen, Mähren und Schleſien. Beide Hofkanzleien übten Verwaltung und Juſtiz. Die argen Miſsſtände, welche aus dieſer Einrichtung hervorgiengen, führten die Kaiſerin auf den Gedanken, eine größere Verſchmelzung in Bezug auf die einzelnen Ländergruppen, dagegen eine ſchärfere Trennung der Geſchäfte eintreten zu laſſen. An die Stelle der beiden Hofkanzleien traten nun ein Directorium in politicis et cameralibus und eine oberſte Juſtizſtelle, unter welcher die öſterreichiſchen und böhmiſchen Länder ſtanden. Die tüchtigſten Arbeitskräfte ſuchte Maria Thereſia für beide Stellen zu gewinnen. Die Einheit der Rechtsverwaltung legte den Gedanken nahe, die Verſchiedenheit der Provinzialrechte zu beſeitigen und in allen deutſch-öſterreichiſchen Ländern die gleichen Rechtsgrundſätze zur Geltung zu bringen. 1753 ordnete die Kaiſerin die Ausarbeitung eines neuen Civilgeſetzbuches für ſämmtliche deutſch-öſterreichiſchen Provinzen an. Nach zehnjähriger Arbeit kam 1766 der „Codex Theresianus“, 1768 die „Constitutio Criminalis Theresiana“ zuſtande. Auch in den einzelnen Provinzen wurde die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt. Maria Thereſia wollte nicht bloß Gleichförmigkeit der Geſetze, ſondern auch raſche Handhabung derſelben. Ganz charakteriſtiſch iſt der Befehl: „Die Commiſſion für Geſetzgebung ſolle die Mittel finden, wie ubzuthun wären die Vorurtheile, der Schlendrian der ſogenannten abuſiven Gerichtsordnung, und wie die Aufzüge und die angefochtene Unſchuld wider die gewöhnlichen Advocaten-

Einheit der Geſetze.

[1]) Arneth, Maria Thereſia nach dem Erbfolgekrieg, S. 13—14.

künfte für das Künftige können geschützt werden; und wie die gottlosen Leut und Pest eines Staates und einer christlichen Gemeinde können angesehen und bestraft werden." [1]) Die neuen Grundsätze durchzuführen, traten neue Stellen, die Kreisämter, ins Leben. Den Kreishauptmännern trug die Kaiserin auf, sorgfältiges Augenmerk zu richten auf die reine Beibehaltung und Fortpflanzung der katholischen Religion, auf Abstellung alles ärgerlichen und lasterhaften Lebens, die reifere Jugend zum Besuche der Christenlehre anzuhalten und namentlich für die christliche und ehrbare Erziehung der Jugend emsige Sorgfalt zu tragen, Straßen und Wege in gutem Stande zu halten, die Bevölkerung vor Störung der Ruhe, vor Betrug durch falsches Maß und Gewicht, vor Vergewaltigung durch herrschaftliche Beamte zu schützen.

Kreisämter.

Juden.

Wegen Betrügereien hatte sie namentlich die Juden im Verdacht. — 1777 schrieb sie: [2]) „Ich kenne keine ärgere Pest vom Staat als diese Nation, wegen Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leut in Bettelstand zu bringen, alle üble Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheute; mithin sie, soviel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern, mir eine Tabelle einzuhändigen, wie viel Juden hier sind, wo sie wohnen, alle Quatember selbe wiederholen, was zu oder abgefallen." — Nach der Wiedereinnahme von Prag 1744 gab sie den Befehl, mit kommendem Neujahr alle Juden aus der Hauptstadt Böhmens zu entfernen, weil sie überzeugt war, diese hätten es gegen die österreichische Regierung mit dem Feinde gehalten. Man zählte ihrer 20.000. Vergebens waren alle Vorstellungen — die Antwort der Kaiserin war: „Die Juden müssen alle hinaus"; ja sie wollte sie aus ganz Böhmen entfernen. Ende März 1745 mußten die Prager Juden wirklich die Hauptstadt verlassen, sie siedelten sich in den nächsten Ortschaften um Prag an. Die Christen, für welche die Kaiserin zu handeln glaubte, verwendeten sich jedoch am allereifrigsten für die Juden, schließlich aus Interessen des Handels auch die böhmischen Stände, denen Maria Theresia endlich nachgab. [3]) Den Protestanten sicherte die Kaiserin ihre Rechte zu, und dass ihnen die Thüre zu ihr niemals verschlossen sei; verbat es sich aber, dass sie fremde Gesandte zur Verwendung für sie anriefen.

Protestanten.

Stellung zu Rom.

Während des Erbfolgekrieges stand die Regierung auf gespanntem Fuße mit dem Heiligen Stuhl und einige Zeit hindurch sogar außer diplomatischem Verkehr. Nach der Erhebung des Großherzogs von Toscana zur Kaiserwürde fand eine Wiederannäherung statt. Den Vermittler machte der portugiesische Gesandte, Sebastian Josef Carvalho, der spätere Marquis von Pombal. [4]) Ihren religiösen Gefühlen gemäß konnte der Kaiserin eine völlige Wiederversöhnung mit dem Heiligen Stuhl nur angenehm sein. Papst Benedict XIV. hinwieder kam ihren Wünschen entgegen. Er willigte in die Errichtung eines Erzbisthums in Görz und in die Loslösung desselben vom Patriarchat Aquileja; — er willigte in ihr Begehren wegen Verringerung der Anzahl der katholischen Feiertage. Am 9. März 1754 erschien eine Verordnung,

Benedict XIV.

[1]) Arneth, l. c. S. 32.
[2]) Ibid. S. 31.
[3]) Ibid. S. 42—51.
[4]) Ibid. S. 56—57.

wonach an vierundzwanzig früheren Festtagen zwar der Gottesdienst besucht, nach demselben aber jedwede Arbeit erlaubt werden sollé.

Kriegswesen.

Wichtig waren die Verbesserungen im Kriegswesen. Die Kaiserin war lebhaft von den bestehenden Mängeln überzeugt. „Wer würde glauben," sagt sie in ihrer Denkschrift, „dass nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen? Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, beim Exercieren und im Alarm; einer schoss geschwind, der andere langsam, die nämlichen Worte und Befehle wurden bei dem einen so, bei dem andern anders ausgedrückt, und da ist es denn kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser immer geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist."

Urtheil Friedrichs II.

Es wurde bald anders. Wir dürfen hier nur das Zeugnis anführen, welches der Kaiserin ihr genialer Gegner, ein Meister im Kriegswesen, ausstellt: [1]) „Die Kaiserin hatte im vorigen Kriege die Nothwendigkeit einer besseren Kriegszucht eingesehen. Sie wählte thätige Generale und welche geschickt waren, Kriegszucht unter den Truppen einzuführen; die alten und zum Dienst ihrer Stellen untüchtigen Officiere wurden auf Pension gesetzt und an ihrer Statt wurden junge Leute von Stand angestellt, die voll Eifer und voll Liebe zum Kriegsdienst waren. Alle Jahre wurden Lager in den Provinzen errichtet, in welchen die Truppen von Inspections-Bevollmächtigten, die mit den großen Kriegsmanövern sehr wohl bekannt waren, geübt wurden; die Kaiserin begab sich selbst verschiedenemale in die Lager bei Prag und Olmütz, um die Truppen durch ihre Gegenwart und ihre Freigebigkeit anzufeuern. Besser als irgend ein Fürst verstand sie es, jene Ehrenzeichen, auf welche man einen so hohen Wert setzt, geltend zu machen; sie belohnte die Officiere, welche ihr von ihren Generalen empfohlen waren; und so erweckte sie überall Wetteifer. Unter Leitung des Fürsten Liechtenstein bildete sich eine eigene Schule der Artillerie, er brachte dieses Corps auf sechs Bataillone, den Gebrauch der Kanonen aber zu einem bisher unerhörten Grade."

Liechtenstein.

Sorge für die Armee.

In Wien hielt man es nicht für demüthigend, auch vom Feinde zu lernen. Nicht nur wurden häufige Feldlager abgehalten als bestes Mittel zur Heranbildung kriegstüchtiger Truppen, Maria Theresia wohnte selber den Übungen bei: das spornte die Führer und begeisterte das Heer. Der Soldat, der wusste, dass sein Wohl ihr am Herzen liege — nicht bloß die Gewehre, auch Kost und Kleidung wurden besser — begrüßte sie mit dem Rufe: „Mutter". Eine Medaille, ihr zu Ehren geprägt, trug die Inschrift: „Mater castrorum", und sie genoss eine nicht geringere Verehrung bei der Armee, als jene Victoria, die in den stürmischen Zeiten des römischen Kaiserthums zuerst diesen Namen trug und zweimal über die Kaiserwahl verfügte.[2])

Militär-Akademie.

Um ein tüchtiges Officierscorps heranzubilden, stiftete die Kaiserin 1752 die Militär-Akademie zu Wiener Neustadt und eine Vorschule hiezu in Wien für hundert arme adelige Knaben oder Söhne von Officieren. 1754

[1]) La guerre de sept ans, Chap. I, gegen Ende
[2]) Scriptores hist. Augustae. Ed. Keil, II, p. 94.

wurde die Ingenieur-Akademie in Wien gegründet. Diesen Anstalten widmete sie die regste Sorgfalt. Die Grenzer wurden in regelmäßige Truppenkörper eingetheilt, um sie nicht bloß als Schutzwehr gegen die Türken, sondern auch in andern Kriegen mit Vortheil verwenden zu können. Das Los der Invaliden lag der Kaiserin nicht minder am Herzen. Hinsichtlich der Behandlung der Soldaten verordnete sie: „Hart wäre es, wenn man solche Leute als wie Sclaven hielte. Bin völlig der Meinung, dass, je mehr Freiheit gelassen wird, destomehr man auf solche Leute trauen kann." — In jeder Beziehung suchte sie den Soldatenstand auszuzeichnen und zu einem ehrenvollen zu machen — doch war sie weit davon entfernt, eine Überhebung desselben auf Kosten friedlicher Bürger zu gestatten. Der Panduren-Trenck, dem man namentlich gegen Frauen die ärgsten Verbrechen schuld gab, wurde infolge einer kriegsrechtlichen Untersuchung zum Tode verurtheilt. Nur durch die Fürbitte des Kaisers und Karls von Lothringen ließ sich Maria Theresia bewegen, das Todesurtheil in lebenslängliche Haft auf dem Spielberg bei Brünn umzuwandeln. Trenck starb 1749 voll Reue über sein Vergehen.[1]) Die Kaiserin schrieb die schönen Worte: „Die Unschuldigen haben sich nicht zu beklagen, die Schuldigen können nicht genug abgestraft werden, indem ich einen Excedenten nicht einmal würdig ansehe, dass er in einem so venerablen Corps, welches der Schutz der Länder sein soll, begriffen sei, also die Ehre des Militärs selbst es verlangt, dass selbe ernstlich gestraft und nicht ihnen das Wort oder Schutz gehalten wird. Ich bin Mutter von selben Ländern und sind mir alle gleich lieb, wenn ein jeder in seinen Schranken bleibt."

Trenck.

Duelle. Zur Verhinderung der Duelle ergieng der strenge Befehl, dass nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, sondern alle dabei betheiligten Personen, selbst im Falle, dass keiner der Duellanten verwundet werde, durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollten.[2])

Unterricht. Der Roheit und dem oft noch heidnischen Aberglauben des Volkes zu steuern, verordnete Maria Theresia, dass nur anständige und genugsam erfahrene Schulmeister anzustellen seien.[3]) Als sie von großen Missständen im Waisenhause zu Wien vernahm, ließ sie eine Untersuchung einleiten und stellte bald darauf den hochbefähigten und durch rastloses Wirken für die Bildung der Jugend verdienstvollen Ignaz Parhamer, einen Jesuiten, an die Spitze, und bald war das Waisenhaus eine wahre Musteranstalt. In die Bruderschaft für die Christenlehre, die er in Wien stiftete, schrieben sich Maria Theresia, der Kaiser und ihre Kinder ein. Bei den Mittelschulen drang die Kaiserin besonders auf gründliches Wissen im Latein und fehlerlosen Gebrauch der deutschen Sprache. Nutzlose Gedächtnisübungen sollten unterbleiben, dagegen die Jugend an selbständiges Nachdenken gewöhnt werden. 1752 ergieng der Befehl zur Gründung von Schulen, die unseren Realschulen ähnlich sehen. In gewerbereichen Orten sollten die Gewerbsleute durch

Parhamer.

Mittelschulen.

Realschulen.

---

[1]) Dudik, Die letzten Tage des Pandurenobersten Franz Freiherrn von der Trenck. „Österreichische Blätter für Literatur", 1845.

[2]) Arneth, l. c. S. 86—102.

[3]) Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Wien 1860.

theoretische Ausbildung in den Stand gesetzt werden, dereinst in der Praxis Tüchtiges zu leisten; Arithmetik, Geometrie, Physik, Mechanik, Zeichnen, Buchhaltung und Correspondenz, Handelswissenschaft, Geschichte und Geographie, endlich Landwirtschaft wurden als die Lehrfächer bezeichnet.[1])

Universität.

Auf die Universitätsstudien gewann Gerhard van Swieten großen Einfluss. Geboren zu Leyden, ein Schüler Boerhaves, dann neun Jahre hindurch Professor in seiner Vaterstadt, hatte Swieten einen großen Ruf als Arzt, Lehrer und Schriftsteller erlangt. Nach dem Tode ihrer Schwester Marianne, an deren Krankenbett Swieten berufen war, lud ihn Maria Theresia als ihren Leibarzt, als Präfecten der Hofbibliothek und Professor der medicinischen Facultät nach Wien.

Swieten.

Ihr Schreiben an ihn vom 8. Januar 1745 kennzeichnet ihr ganzes Wesen. Sie sieht den Verlust ihrer Schwester als einen der schwersten Schläge an, welche sie bisher betroffen, doch die Gnade Gottes halte sie aufrecht auf dem Wege der Arbeiten, des Kummers und der Thränen, den sie zu wandeln habe; sie unterwerfe sich aber allem geduldig und hoffe nur auf den Lohn in jener Welt. Indem sie Swieten für seine Thätigkeit am Krankenbette ihrer Schwester dankt, drückt sie ihren Wunsch aus, einen Mann von solchem Geist und Charakter in ihrer Nähe zu haben. Wenn er aber seine gewohnte Ruhe ungern aufgebe, wenn seine Gattin eine Abneigung gegen diese Veränderung hege, so wolle sie, die Kaiserin, lieber ihren Vortheil opfern, als ihn unglücklich machen; sie gebe ihm volle Freiheit, obschon eine Ablehnung der Berufung ihr sehr schmerzlich wäre, doch opfere sie ihren Wunsch gerne seiner Ruhe und seinem Glück.[2]) Swieten nahm an und fand in Wien volle Anerkennung und wurde bald mit der Reorganisation der medicinischen Studien, dann mit der Leitung des gesammten Medicinalwesens in Österreich betraut.

Dann gieng es an die Umgestaltung der theologischen und philosophischen Facultäten. Die juridischen Studien wollte die Kaiserin zu solcher Blüte bringen, dass keine Hochschule Europas sich hervorragenderer Rechtsgelehrten rühmen dürfe. Die amtliche und gesellschaftliche Stellung der Professoren wurde erhöht. Die Kaiserin trug auch Sorge für ein neues Universitätshaus, 1756 wurde es in ihrer Gegenwart eröffnet. 1000 Ducaten wurden dabei an arme Studenten vertheilt. Um dem weniger bemittelten Adel Gelegenheit zu bieten, seine Söhne zu verwendbaren Staatsdienern heranbilden zu lassen, gründete die

---

[1]) Helfert, l. c. XIII, bemerkt: „Durch die gebildeten Classen der Bevölkerung, durch die gelehrten Kreise gieng eine geistige Bewegung, welche der Kaiserin durch die Wegräumung so manchen Hindernisses, an dem sie Anstoß nahm, Dank wusste und sich durch die zeitgemäßen Reformen in allen Zweigen der Verwaltung fortwährend angeregt und beschäftigt fand. Die Völker Theresiens hatten zu viel Jammer und Bedrängnis und zu viel Jubel der Errettung mit ihr getheilt, um nicht mit Liebe und Verehrung an ihr zu hängen. Und betrachten wir uns selbst und unsere Zeit. Können wir nicht von unserer Theresia sagen, was die Amerikaner von ihrem Washington sagen, dass ihr Andenken je weiter es in den Hintergrund der Geschichte zurücktritt, destomehr in dem Bewusstsein ihrer Nachkommen hervortritt? Maria Theresia braucht kein Denkmal aus Erz und Stein, weil sie das kostbarste hat in der unauslöschlichen Liebe, in der Erinnerung und Dankbarkeit ihrer Völker."

[2]) Das französische Original bei Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, S. 565—566.

Kaiserin im Lustschloss Favorita die Lehranstalt, die von ihr seitdem den Namen trägt, das Theresianum. Nach dem Plane des Jesuiten Joseph Franz wurde zur Förderung des diplomatischen Verkehrs mit der Türkei 1754 die Orientalische Akademie gegründet. — Auf ihre Muttersprache legte die Kaiserin hohen Wert und der Dichter Gottsched fand 1749 einen so glänzenden Empfang, dass er sich mit der Hoffnung trug, Vorstand der Akademie der Wissenschaften zu werden, deren Gründung damals beabsichtigt war. Doch hemmte Geldnoth die Ausführung des Planes. Wichtig für Erhaltung historischer Denkmäler war 1749 die Gründung des Archives des kaiserlichen Hauses, des jetzigen geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives. Bartenstein war der erste Director.[1])

Theresianum.

Orientalische Akademie.

In Arbeitsamkeit, im Eifer für das Wohl ihrer Unterthanen, in ihrer Leutseligkeit und ihrer Gabe, stets in Fühlung zu sein mit dem Volke, blieb Maria Theresia auch nach der Zeit der Bedrängnis sich gleich. Ihr frommer reiner Sinn blieb unwandelbar wie ihre Gewissenhaftigkeit. Andere glücklich zu machen, war ihr Glück. Darum blieb ihr auch das Volk anhänglich, wenn auch die Lasten des Staatslebens fühlbarer wurden. Alles sah nur auf sie, der Kaiser dagegen ward wenig beachtet. Franz I. war ein einfacher, bescheidener Mann, ein Feind aller Etikette. Bei einer Hoffestlichkeit konnte er einmal in der Ecke des Saales sich setzen und zweien Damen, die ihm Platz machen wollten, sagen: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier warten, bis der Hof sich entfernt. Der Hof sind die Kaiserin und meine Kinder, ich bin hier nur einfacher Privatmann.“ Der Engländer Hanbury meldet über ihn: „In oftmaligem, ungezwungenem Gespräch konnte ich mich überzeugen, dass er geneigter zu dem sei, wozu ihn die Geburt, als wozu das Glück ihn gemacht hat. Schon die Natur bestimmte ihn, Herzog von Lothringen, nicht aber Kaiser von Deutschland zu sein. Drückend lastet seine Würde auf ihm und er fühlt sich unbehaglich bei den ihm in Gemäßheit derselben widerfahrenden Ehrenbezeugungen. Nichts ist weniger vereinbar mit seinem ganzen Wesen als die habsburgische Etikette. Er leidet unter all den Processionen und Ceremonien, die an diesem Hofe so häufig sind. Aber er ist glücklich, wenn er ganz unbeachtet die Hofburg verlassen und sich ohne alle Dienerschaft auf den Wällen der Stadt mit seiner Schwester oder einem seiner bevorzugten Gesellschafter ergehen kann.“[2])

Franz I.

Kaiser Franz I. hatte einen hellen Kopf, er verstand sich gut auf die Finanzen und das Kriegswesen, aber er hatte weder die Arbeitslust, noch die Willensstärke seiner Gemahlin. Er sammelte gerne Medaillen, Münzen, wertvolle Steine, er gieng gern mit Gelehrten um. Sein Liebling war der Director des Münz- und Antikencabinetes, Duval, den er aus Noth und Elend emporgehoben und dessen schönem Talente er die Laufbahn eröffnet hatte. Valentin Duval

Duval.

[1]) Arneth, l. c. S. 109—136.
[2]) Ibid. S. 145—150.

war der Sohn armer Eltern, geboren zu Artonnay in der Champagne 1695, und hütete einem Pächter das Vieh. Wegen eines tollen Knabenstreiches nahm er die Flucht nach Lothringen. Unterwegs bekam er die Blattern, ein barmherziger Schäfer gewährte dem Kranken einen Platz in seinem Stalle, wofür er ihm nachher zwei Jahre die Schafe hütete. Die Bekanntschaft mit einem Einsiedler Palemon in den Vogesen erweckte in ihm den Vorsatz, gleichfalls Einsiedler zu werden. Doch die Stelle wurde durch einen andern besetzt und Duval blieb Hirte. Aber in der Einsamkeit verkam er nicht, seine edel angelegte Natur rang nach geistiger Nahrung. Kaum hatte er lesen gelernt, als er seinen Dienstlohn, den Erwerb auf der Jagd, für Bücher verwendete. Der Fund eines kostbaren Petschafts brachte ihn mit dessen Eigenthümer, einem Engländer, in Berührung, der ihm Bücher lieh und Anleitung gab. Eines Tages ward der Hirtenknabe über Büchern von einer Jagdgesellschaft überrascht. — Franz von Lothringen war darunter. Der Geist und die Kenntnisse des Hirten setzten in Erstaunen und bei dem Prinzen stand der Entschluss fest, dieses Talent nicht ersticken zu lassen. Duval erhielt in dem Jesuiten-Collegium zu Pont-à-Mousson eine glänzende Ausbildung, machte riesige Fortschritte und durfte dann Frankreich, Italien, Belgien, die Niederlande bereisen, um sich für den Lehrstuhl der Numismatik und der Weltgeschichte vorzubereiten. 1719 eröffnete er seine Vorlesungen in Luneville, zu seinen Schülern gehörte auch der ältere Pitt. Duvals Schicksal schien fortan mit dem des Hauses Lothringen verkettet zu sein, mit dem Herzog Franz kam er nach Florenz und später nach Wien. Er hatte ein dankbares Herz, er wurde am Hofe nie ein Schmeichler und lebte nur seiner Wissenschaft. „Wissen Sie, welche Damen soeben an Ihnen vorübergiengen, ohne dass Sie dieselben beachteten?“ — sagte eines Tages Erzherzog Joseph zu ihm, — „meine Schwestern — allerdings sind sie noch keine Antiken.“ — Duval musste in der Burg in der Nähe des Kaisers wohnen; er starb 1775.[1])

Musik.

Wie in Potsdam so wurde auch am Hofe zu Wien das Schauspiel und die Tonkunst gepflegt, namentlich die letztere. Maria Theresia ließ ihren Kindern einen tüchtigen Unterricht in Musik und Gesang ertheilen: in Familien-Concerten spielte Erzherzog Joseph das Violoncell. Am Hofe zu Wien war aber ein inniges zartes Familienleben. Maria Theresia war eine liebevolle Gattin und Mutter. Ihre Ehe war mit Kindern reich gesegnet — das sechzehnte kam 1756 zur Welt — und eine sorgfältigere Mutter war schwer zu finden. Insbesondere galt ihrem Ältesten, dem Erzherzog Joseph, ihre Sorge. Die Anweisung, welche sie dem Feldmarschall Batthyany gab, als sie ihn zum Ajo des siebenjährigen Erzherzogs ernannte, zeugt von hoher Weisheit: sie will, ihr Sohn solle gehorchen lernen, damit er einst verstehe zu herrschen; der Ajo möge namentlich Schmeichler von ihm fernhalten, die ihm von der Hoheit seiner Geburt eine übertriebene Vorstellung beibringen oder über andere spotten und ihnen Übles nachreden; er möge ihn lehren, den wahren und soliden Wert an jedermann zu ehren nicht sein Gemüth zum Nachtheil seines Nächsten zu ergötzen.[2]) —

Erzherzog Joseph.

---

[1]) Seine Arbeiten und die Literatur über ihn sind verzeichnet in Const. Wurzbachs Biographischem Lexikon, Bd. 3.

[2]) Arneth, l. c. S. 154—168.

Deutschland. Die Salzburger Auswanderung.

Deutschland. So gieng es in Österreich. Deutschland erholte sich allmählich von den Wunden des Krieges, geistig lag es aber noch immer im Banne Frankreichs. An den kleinen Höfen ahmte man den französischen nach. Der genialste deutsche Fürst der Zeit, Friedrich II., buhlte ja um die Gunst der Franzosen, hielt nur sie für ein Volk, das Geist und lesenswerte Literatur besitze, und doch schrieb schon Lessing, ein Meister deutscher Prosa, und erschienen 1748 die ersten Gesänge der „Messiade" und tönte Klopstocks Stimme in die Gesänge der Dichter wie eine große Glocke in das Gebimmel der kleinen. Aber Friedrich II. „irrte um Galliens Pindus und die Haine des Dichters rauschten ihm ungehört".

Ausländerei Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche diesen Hang zur Ausländerei geißelten. Ein Wagner aus Quedlinburg schrieb: „Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christo durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen, die nach der langen Nacht der Unwissenheit die ersten, die meisten und die höchsten Erfinder gehabt und in neunhundert Jahren mehr Verstand erwiesen haben, als die übrigen vier Meistervölker zusammen in tausend. Aber herrlich wird ein Volk nur durch Vereinigung des Verstandes mit der Ehrliebe. Verstand allein oder Großmüthigkeit und Landesliebe machen nicht berühmt; die Deutschen aber sind aus gänzlichem Mangel der letzteren in Armut, Ohnmacht der Deutschen. und Verachtung gefallen. Aus dem Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit, oder ist sie schon in uns, so wird sie greulich vermehrt und verhärtet. Hieraus folgt nie unsinnige Afferei, hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche Armut, fremder Nationen Reichthum, Macht, Stolz und Trotz, ihre Verleumdungen und der Deutschen Dummheit, unsere Bettelei, dass wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stets kriegen und Blut vergießen, da wir auf unsere eigenen Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Eintauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt aneinander am Märchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt.

Fluch der Spaltung. Dies Märchen scheut man sich, ans Licht zu setzen wegen der angeerbten sclavischen Niedertracht, wegen Mangels der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich wegen Mangels an Geschichtskenntnis. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Bettel: die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfrauen. — — Die Deutschen setzen ihre Ehre in die Affenkunst der Nachahmung, in Geduld und Demuth. Der Gemüthsunadel löscht in ihnen die Menschheit, die allgemeine Empfindnis, die Selbstliebe und die Selbsterhaltung aus. — Eines Volkes Ehre hängt größtentheils an seiner Muttersprache, diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Über sie muss man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre. Landesehre geht über alle Ehre, ist aller Ehre Grund. Der Mangel nöthiger Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursache des üblen deutschen Namens. In Deutschland wohnt aller Verstand außer den Schulen, bei den Ausländern zuweilen in den Schulen. — Bei diesen sind oft die Gelehrtesten

die Klügsten, in Deutschland ist's umgekehrt: das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsig, prangen mit Statu quo und sind selten klug.“ [1]) — Dies war der Fluch deutscher Zerrissenheit.

Religionshass.

Der confessionelle Hass, der zwei Jahrhunderte hindurch Deutschland durchtobte, schien erloschen. Nur in der Geschichte der Salzburger Auswanderung zeigte sich wieder eine starke Regung der Grundsätze. [2])

Die Salzburger.

Die Salzburger Erzbischöfe wahrten immer strenge den katholischen Glauben. Gegnerische Ansichten verbreiteten zuerst heimlich eingedrungene Wiklefiten und Hussiten. Zur Zeit Luthers war aber die Disciplin unter dem Clerus vielfach gelockert und seine Lehre fand einen empfänglichen Boden. Speratus und Agricola, beide Domprediger, wirkten dafür, der erstere starb als evangelischer Bischof in Pomesanien, der zweite als Prediger in Eisleben Die Bauern erhoben sich für das neue Evangelium, der Cardinal-Erzbischof Matthias Lang musste auf Hohen-Salzburg seine Zuflucht nehmen. 1526 ward aber der Aufstand mit fremder Hilfe bezwungen. Jede Neuerung schien getilgt. Die Bauern konnten insgesammt dem ersten Anschein nach wohl für Katholiken gehalten werden, sie leisteten und vollbrachten äußerlich alles, was einem katholischen Christen geziemt, giengen in die heilige Messe, wohnten Processionen bei, machten sogar Wallfahrten mit, insgeheim aber hiengen viele Luthers Lehre an, hielten Versammlungen, hörten fremde Prediger und genossen das Abendmahl unter beiden Gestalten. In den Unterscheidungslehren meist unklar, unter sich nicht übereinstimmend, waren sie nur einig in Verwerfung der Autorität der katholischen Kirche. Ein Adam von Lasser, Pfleger über das Tefferegger Thal, brachte die Ungebür dieser religiösen Heuchelei und dieser heimlichen Versammlungen zuerst zur amtlichen Kenntnis: sie wurden verboten, aber die Regierung vermochte die Zusammenkünfte in abgelegenen Höfen und Thälern nicht zu hindern und auf der andern Seite bekam jetzt der religiöse Widerstand der Bauern einen politischen Beigeschmack — er wurde Auflehnung gegen den Landesherrn und seine Beamten.

Reformation.

Schaitberger.

Ein regsamer Eiferer, Schaitberger (gestorben 1740), machte es sich zur Aufgabe seines Lebens, die Kirche durch Predigten, Schriften und Lieder unter dem Landvolke zu bekämpfen, die lutherische Lehre dagegen zu verbreiten; zur Auswanderung gezwungen, unternahm er unter Verkleidung Reisen in das Land und fand auch den Weg zu den Vertretern der protestantischen Fürsten am Reichstage zu Regensburg. Eines Rückhaltes sicher, begannen nun die Bauern, sich auch äußerlich der katholischen Kirche zu entfremden. Der religiöse und politische Zwiespalt im Lande nahm zu, bis 1627 Leopold Anton Freiherr von Firmian auf den erledigten Stuhl von Salzburg erhoben wurde. Er war entschlossen, das Reformationsrecht, welches ihm der Westfälische Friede an die Hand

Firmian.

---

[1]) Vergl. Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“, I, S. 27—28. — Menzel K. A., Geschichte der Deutschen, V, S. 400.

[2]) Die Literatur über die Salzburger Emigranten ist reich auch in neuerer Zeit. Gegen Pichler, der im VII. und VIII. Heft seiner „Salzburgischen Landesgeschichte“ diese Zeit unparteiisch behandelt, richtete Pause seine „Geschichte der evangelischen Salzburger im Jahre 1732“, Leipzig 1827, Schulze (Gotha 1838), Redenbacher (Dresden 1853), Obstfelder (Naumburg 1857), Krüger (Gumbinnen), Kessel („Niedner Zeitschrift für Theologie“, 1859). Am besten ist Clarus: „Die Auswanderung der protestantisch-gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732“, Innsbruck 1864.

gab, und welches die protestantischen Fürsten ungescheut übten, geltend zu machen. Das Jahr 1624 galt als Normaljahr und 1624 hatte kein Unterthan im Erzstifte Salzburg sich zu einem anderen als dem katholischen Glauben bekannt. Leopold Firmian berief Jesuiten und ließ durch sie in den verdächtigen Landestheilen Missionen abhalten; zugleich erneuerte er das Verbot häretischer Schriften. Dies führte zur Entscheidung. Die Bauern weigerten sich, die Begrüßungsformel „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu gebrauchen, das Scapulier zu tragen, und lasen zum Trotz die verbotenen Bücher. Nun ließ der Erzbischof 1729 den Bauer Johann Lärchner von Obermays wegen Führung verbotener Bücher zuerst einthürmen, dann wegen kecker Äußerung des Trotzes und Störung des öffentlichen Gottesdienstes des Landes verweisen. Mit ihm wanderte ein Veit Prämbel aus Werfen aus. Beide giengen nach Regensburg und beklagten sich beim preußischen Gesandten Dankelmann, der die Sache sogleich an die evangelischen Stände brachte. Diese nahmen, ohne näher zu untersuchen, die Klage sogleich als begründet an und richteten an den Salzburgischen Gesandten Ziller beim Reichstag eine Beschwerde wegen Verletzung des Westfälischen Friedens und der Reichsverfassung durch fürsterzbischöfliche Beamte. Ziller weigerte sich, die Beschwerde anzunehmen: es sei überhaupt zu wünschen, dass unruhige Köpfe, wie die beiden Auswanderer, mit ihren meistens boshaft und fälschlich erdichteten Beschwerden nicht sogleich Gehör finden. Auch die Kurfürsten von Köln, Bayern und der Pfalz und der Fürstbischof von Bamberg verboten ihren Gesandten, die Beschwerde der Evangelischen in dieser Angelegenheit anzunehmen. Leopold Firmian dagegen verwies jegliche Klage an den Kaiser als den obersten Richter des Reiches.

Die Kunde von den Schritten der evangelischen Stände in Regensburg steigerte die Neigung der Bauern zum Widerstande, sie traten fortan kecker auf. Fremde Sendlinge durchstreiften das Land und hielten die Fäden der Bewegung in der Hand. Als die Obrigkeit einschritt, ergiengen neue Klagen an den Reichstag, und von da eine Vorstellung an den Kaiser, in welcher die Auswanderung der evangelisch Gesinnten oder Abordnung einer kaiserlichen aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzten Commission zu unparteiischer Prüfung der Sache verlangt wurde. Die evangelischen Stände beachteten nicht, dass die Kläger alle heimischen Instanzen übergangen und nicht den Muth gehabt hatten, vor ihren Behörden sich als Evangelische zu erklären. Hilfe wurde von Regensburg versprochen und ein meuterischer Geist, wie 1524 im großen Bauernkriege oder in dem Revolutionsjahre 1848, regte sich unter den Salzburgern. Man sprach davon, den katholischen Landesfürsten zu verjagen und einen evangelischen anzunehmen; dem Bischofe loderten schon die Hosen, und wenn er noch nicht fort sei, so müsse er bald fort. Die Bauern müssten jetzt auch einmal Herren werden, die katholischen Köpfe würden bald unter ihren Füßen umkugeln und im Blute schwimmen. Die friedlichen Unterthanen aber klagten über Bedrängung, über Drohungen der Unruhestifter. Der Erzbischof war in Sorgen, er hatte nur einige hundert Mann reguläres Militär, die Bauern aber hatten jeder seinen Stutzen und sie schossen sicher. Der Fürst suchte deshalb zu beschwichtigen. Strenge Befehle ergiengen an die Geistlichen und Beamten, das Volk nicht zu reizen. Zwei Commissäre wurden in das Gebirge entsendet, um die Beschwerden der Missvergnügten zu vernehmen und allenfalsige Gebrechen abzustellen. Diese Beamten zogen von Gericht zu Gericht und ihre Aufschreibungen sind noch vorhanden. Die Unterthanen wurden aufgefordert, ihre Klagen freimüthig vorzulegen. Ein wildes Treiben entrollt sich

Corpus Evangelicorum.

Auflehnung.

Untersuchung.

da vor unseren Augen von Wühlerei, Bedrohung Schwacher und Schwankender, von Versprechen unter Gebet und Salznehmung, einander beizustehen: der Fürst sei jetzt in der Klemme und müsse ihnen zugestehen, was sie verlangten.[1]) Aus den Äußerungen schlossen die Beamten, die Unzufriedenen seien keine correcten Lutheraner, so wenig als gute Katholiken, sondern nur Unruhestifter und die Religion bloß Vorwand. Dieser Ansicht ist auch der protestantische Kirchenhistoriker Schröckh:[2]) wohl nur ein kleiner Theil dieser Leute verdiene den Namen Evangelische im strengsten Sinne des Wortes; die meisten hätten mehr gewusst, was sie nicht glauben sollten. Gar befremdend war es, als einer dieser Bauern während der Auswanderung einem Prediger auf die Frage, ob er eine Seele habe, die Antwort gab: Das wisse er nicht, der Herr Pfarrer werde es am besten wissen. Nur hätten die Untersuchungsrichter dies amtlich feststellen sollen, denn nur auf die Lutheraner und Reformierten bezog sich die Bestimmung des Paragraphen 30 des Westfälischen Friedens: „Den unmittelbaren Reichsständen gebürt nach der bisher im ganzen Reiche geübten Praxis das Recht, die Religion ihrer Unterthanen zu reformieren, den Unterthanen dagegen wird, im Falle sie von der Religion des Territorial-Herren abweichen, das Recht der Auswanderung zugestanden.“ Paragraph 34: „Unterthanen, welche im Jahre 1624 zu keiner Zeit die öffentliche oder Privatübung ihrer Religion gehabt, sowie diejenigen, welche nach Bekanntmachung des Friedensschlusses in künftiger Zeit etwa eine andere Religion, als die des Landesherrn, bekennen oder annehmen werden, sollen geduldet werden und mit freiem Gewissen, ohne Inquisition oder Störung ihre Privatandacht zu Hause abhalten dürfen“, wobei aber ausbedungen ist: „Derlei Unterthanen sollen aber ihre Pflichten mit schuldigem Gehorsam und Unterwürfigkeit erfüllen, auch zu keinerlei Unruhen Anlass herbeiführen.“ Die Paragraphen 36 und 37 bestimmen weiter: „Wenn aber ein Unterthan, der im Jahre 1624 weder die öffentliche noch die Privatübung seiner Religion gehabt, oder der nach Bekanntmachung des Friedensschlusses seine Religion ändern will, freiwillig auswandern oder von seinem Landesherrn dazu angehalten werden sollte, so soll ihm freistehen, entweder unter Beibehaltung oder nach Veräußerung seiner Güter abzuziehen, die beibehaltenen Güter durch Diener bewirtschaften zu lassen und, so oft die Sache es erfordert, dieselben in Augenschein zu nehmen und sich dahin zu begeben.“ Paragraph 37: „Den Unterthanen, welche nach Bekanntmachung des Friedensschlusses ihre Religion ändern, soll zur Auswanderung der Termin nicht unter drei Jahre festgestellt werden.“

Die Rechtsfrage.

Die Beamten nahmen den Bauern das Versprechen ab, den Obrigkeiten Gehorsam und dem Fürsten den Eid der Treue zu leisten, sich aller Zusammenkünfte, Erregung von Unruhen, Bedrohung der Katholischen und Verführung derselben durch Predigten bis auf die vom Landesherren zu gewärtigende Resolution zu enthalten, wobei ihnen unbenommen bleibe, insbesondere in der Stille, ohne Predigten und gefährliche Zusammenkünfte, ihre Religion abzuwarten.

Die Bauern versprachen das, hielten aber ihr Gelöbnis nicht. Kaum waren die Untersuchungsrichter abgezogen, so wurden die Versammlungen fortgesetzt,

[1]) „Getrauten sie sich unter dem Beistand des heiligen Geistes alles zu erwarten und mit standhaftem Gemüthe zu übernehmen, was ihnen auch immer begegnen möchte, so sollten sie in das Salz tunken und lecken. Darauf tunkete ein jeder mit seinem Finger in das Salz und leckte dasselbe auf, zum Zeichen, dass sie alle eines Herzens und Sinnes waren — und sobald wurden sie auch eingeschrieben.“ Clarus, l. c. S. 171.

[2]) Clarus, l. c. S. 105.

aufregende Predigten gehalten, denjenigen, welche sich der Bewegung nicht anschlossen, mit Todtschlagen, Sengen und Brennen gedroht: die Säbel müsse man schleifen, Pulver und Blei haben. Am 5. August versammelte sich ein großer Theil der Bauern zu Schwarzach; drei lasen hier Predigten aus Büchern vor; auch wurde verabredet, dass keiner von den Gegenwärtigen mehr sich in die Kirche zu einem Gottesdienste begeben, sondern zu Hause verbleiben und lesen, auch wenn ein Kind geboren, solches nur Gott getauft und dabei gelassen werden solle. Nur die Wagrainer meinten, es sei besser, wenn man dem Erzbischofe eine Bittschrift überreiche, und Treue und Gehorsam für den Fall gelobe, dass er ihnen für eine gewisse Zeit die freie Ausübung der Religion gestatte. Vertrauensmänner beschlossen dann für sich, Abgeordnete nach Regensburg zu schicken und die protestantischen Fürsten um Beistand zu bitten. Um ungehindert reisen zu können, trugen diese Abgeordneten Scapuliere um den Hals und Rosenkränze in den Händen, wurden aber in Wildenstein an ihrem Dialecte als Salzburger erkannt und, weil sie keine Pässe hatten, festgenommen. Vor dem Richter erklärten die Verhafteten, sie hätten nie daran gedacht, sich gegen den Fürstbischof zu empören; sie hätten nur in Regensburg den protestantischen Gesandten Beschwerden in Religionsangelegenheiten vorbringen wollen. Der Erzbischof verlangte und der Kaiser gewährte die Auslieferung der Gefangenen gegen die schriftliche Erklärung, dass sie der Freiheit, auswandern zu dürfen, sich zu erfreuen hätten, wenn sie unschuldig befunden würden.

Bauerntag in Schwarzach.

Indes wuchs die Bewegung; Bergknappen, Bauern hielten Vorträge, selbst Frauen wurden von der Predigerkrankheit ergriffen. Wenn die Geistlichen von den angegriffenen katholischen Lehren sprachen, so verließen die Unzufriedenen auffälligerweise den Gottesdienst; sie tauften ihre Kinder selbst und hielten Leichenbegängnisse. Kühne Pläne wurden besprochen: man müsse sich auf schweizerischen Fuß stellen, alle Kirchengelder an sich ziehen, ihre Güter sammt dem Nutzen in Händen behalten, Regimenter bilden, Salzburg aushungern, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Statuen von Heiligen wurden zerschlagen; denen, welche die Kirchen noch besuchten, wurde gedroht. Während sie Gewissensfreiheit verlangten, wollten sie dieselbe anderen nicht gestatten und nannten die Katholischen schäbige Hunde, die bald wie die wilden Thiere in den Wäldern herumspringen müssten. Entweder fehlte den Unzufriedenen ein kühner Kopf, um die Fahne des Aufruhrs offen und mit Erfolg aufzupflanzen, oder von Regensburg aus wurde vor einem voreiligen Losschlagen gewarnt.

Steigen der Bewegung.

Pläne.

Der Fürst rüstete: er war es seinen treuen Unterthanen schuldig. Da aber seine heimischen Mittel nicht ausreichten, so wandte er sich an den Kaiser. Dieser sagte so viele Truppen zu, als begehrt würden, verlangte aber eine ausdrückliche Erklärung über die Verwendung. Der Erzbischof gab die Erklärung ab, er wolle die Truppen nur in der Absicht, um durch den Schrecken, den dieselben verbreiten würden, die Aufrührer m Zaume zu halten und die festen Plätze zu bewachen; eine gewaltthätige Action begehre er nicht, 1000 Mann Fußvolk würden für das Bergland, 200 Reiter für das Flachland genügen. — Auch bat er um ein kaiserliches Patent, welches die Salzburger von Empörung wider ihren Landesherrn abmahne, dessen Bekanntmachung aber ihm überlassen bleiben möge. Der Kaiser bewilligte alles, nur mahnte er, die Lasten der Unterthanen, so viel als thunlich, zu erleichtern, und sich

Karl VI.

in der ganzen Angelegenheit genau an die Reichsgesetze zu halten. Prinz Eugen rieth insbesondere zu behutsamem Vorgehen, damit das Übel nicht schlimmer werde.

Am 22. September 1731 überschritt ein Regiment kaiserlicher Truppen die salzburgische Grenze, bald darauf wurden dreißig Aufwiegler ohne Aufsehen und Geräusch verhaftet. Auf die Nachricht davon rotteten sich da und dort Haufen zusammen, um die Gefangenen zu befreien und die Brücken über die Salzach zu zerstören, aber ohne Erfolg. Am 22. October wurde die Musterung der Schützen angeordnet, und dann denselben befohlen, die Waffen abzulegen. Die Plötzlichkeit der Maßregel verdutzte die Schützen, sie lieferten ihre Waffen ab. Bibeln und Katechismen wurden weggenommen. Hatte man bisher nicht geglaubt, die geistliche Regierung würde je Ernst machen, so zeigte sich jetzt das Gegentheil. Entwaffnung.

Da kam den Unzufriedenen Hilfe von Preußen. Friedrich Wilhelm I. drohte am 23. October 1731, wenn die Verfolgung der Evangelischen in Salzburg nicht aufhöre, so sollten es die Katholiken in seinem Lande empfinden; die Verantwortung dafür falle auf diejenigen, welche es veranlasst hätten. Diese Anwendung des Grundsatzes „haust du meinen Juden, so haue ich deinen Juden" nannte man damals Retorsio juris iniqui. In ähnlicher Weise äußerten sich der König von Dänemark und andere evangelische Stände. Vergebens war salzburgischerseits die Einwendung, man habe es hier nicht mit Lutheranern oder Reformierten, sondern mit Empörern zu thun. Preußen.

Da erließ Leopold von Firmian am 31. October 1731 das vielgetadelte Emigrations-Patent: da er nicht länger die unermüdlichen Störer der Ruhe und Sicherheit des Landes willfahren lassen könne, so verordne er, dass alle und jede, die sich für das Augsburgische oder reformierte Bekenntnis erklären, auswandern müssen, und zwar die nicht ansässigen binnen acht Tagen, alle ansässigen binnen drei Monaten. Der Erzbischof handelte nach dem Grundsatze, den Zündstoff müsse man so schnell als möglich aus dem Lande entfernen, und die Unzufriedenen gebrauchten die Religion nur als Vorwand. So hatte auch Friedrich Wilhelm I. den stillen Mennoniten nur drei Monate Frist zur Auswanderung gewährt, denn sie wären weder Lutheraner noch Reformierte, und streng nach dem Reformationsrechte gehandelt: wem das Land gehört, der bestimmt auch den Glauben seiner Unterthanen. Der Erzbischof gab sich aber eine Blöße, indem er den Angesessenen nicht die gesetzliche Frist von drei Jahren gewährte, demnach alle für Empörer erklärte, während die gerichtliche Untersuchung noch im Gange war. Allerdings hätte während dieser drei Jahre fremdes Militär im Lande bleiben und hätten die treuen Unterthanen die Verpflegung desselben tragen müssen. Dem Kaiser erklärte er, der Westfälische Frieden setze Gehorsam und ruhiges Betragen voraus, Rebellen aber verdienten keine solche Berücksichtigung: noch immer führen sie fort, die öffentliche Ausübung ihrer Religion sich anzumaßen und selbst gegen das Militär gefährliche Drohungen auszustoßen. Es sei falsch, dass die Verhafteten im Kerker umgekommen, Gesunde wie Kranke fänden die gehörige Pflege. Als die Bewohner einiger Gerichte um Milderung des Auswanderungsbefehles baten und Reue „über ihre gehabte Grobheit" bezeugten, verlängerte Firmian für alle Haus- und Hofbesitzer die Frist bis zum Befehl auszuwandern.

Milderung. 23. April 1732, ihre Güter könnten sie bis Michaeli 1734 behalten, müßten sie aber inzwischen durch katholische Unterthanen verwalten lassen. Kinder und Kranke sollten soviel als möglich geschont und geduldet werden, bis alle Unangesessenen abgezogen. Die anderen aber benahmen sich wie zuvor, als ständen keine Truppen gegen sie im Lande, und ergriffen jede Gelegenheit, die alte Kirche Abschub. zu höhnen, die Katholiken zu beschimpfen. Da begann am 20. November die zwangsweise Fortschaffung der Unruhigsten. Die bayrische Regierung machte Schwierigkeiten, sie durchzulassen, sie durften sich in Bayern nicht aufhalten, nicht voneinander absondern, noch weniger sich niederlassen. Um so herzlicher war die Aufnahme in Augsburg und Ulm, doch wurde in letzterer Stadt keiner zur Communion reif befunden, so wenig wußten sie, was lutherische Lehre sei, sie mußten erst im Glauben unterwiesen werden.[1]) Desungeachtet wurde Leopold Anton von Firmian als ein unmenschlicher Hasser der Augsburgischen Confession verschrien.

Zwei Abgeordnete der Unzufriedenen in Salzburg begaben sich nach Berlin. In Kassel sicherte König Friedrich von Schweden, der von Geburt ein hessischer Prinz war, denjenigen, welche mit Eisenwerk umzugehen wüßten, Aufnahme in Schweden zu, denen aber, die sich auf Berechtesgadener Arbeit verständen, Aufnahme in Hessen und zwanzig Freijahre, wenn sie die Reise- Friedrich Wilhelm I. kosten zu decken vermöchten. In Berlin ließ Friedrich Wilhelm I. die beiden Salzburger von seinen Theologen Roloff und Reinbeck zuerst in der Religion prüfen und, als sie gut bestanden, erklärte er, wenn auch etliche Tausend kommen würden, ihnen „aus höchster Gnade, Liebe und Erbarmung Haus und Hof, Äcker und Wiesen zu geben und ihnen als seinen eigenen Unterthanen zu begegnen". Dies zündete. Während der Erzbischof von Salzburg das ganze Corpus Evangelicorum (seit 1553 begannen die protestantischen Reichsstände eine eigene Körperschaft zum Schutze ihrer Glaubensgenossen zu bilden) auf dem Nacken hatte, fand er bei seinen katholischen Mitständen — wie viele Bischöfe und Äbte waren nicht mit hohen Kirchenwürden apanagierte Söhne hoher Familien! — nur wenig Unterstützung und Karl VI. dem Kaiser, der gerade für die Pragmatische Sanction die Zusicherung des evangelischen Ständetages anstrebte, kam der ganze Streit ungelegen. Die Mehrzahl seiner Räthe meinte, Nachgiebigkeit sei der Strenge vorzuziehen, man dürfe den mächtigen König von Preußen nicht reizen, der Fürsterzbischof Dreijährige Frist. möge die dreijährige Emigrationsfrist freiwillig gestatten, ehe er dazu gezwungen werde. Wenn aber die Unzufriedenen noch drei Jahre im Lande blieben, stand zu befürchten, daſs der Geist der Empörung um sich greife. Der beste Ausweg wäre der, wenn die Bauern vor Ablauf der drei Jahre selbst, und zwar freiwillig, auszuwandern verlangten. Der Erzbischof ließ darum unter seinen Bauern bekannt machen: Die Bedingungen des Westfälischen Friedens werde er einhalten, soferne sie sich dessen würdig zeigten; es sei ihnen aber verboten, Proselyten zu werben, religiöse Versammlungen

[1]) Clarus, l. c. S. 369.

zu halten, die Hausandacht jedoch sei ihnen bis zur Auswanderung unverwehrt. Die Bauern antworteten nun, ein Leben ohne öffentliche freie Religionsübung wäre ihnen ärger als der Tod, und sie bäten daher, dass sie auf den Georgentag auswandern, auch mit ihren Gütern dem früheren Edict gemäß verfahren dürften. Der Erzbischof ließ sie ziehen.

Die protestantischen Mächte.

Dänemark, Schweden, Holland, Preußen suchten den Strom der Auswanderung in ihr Land zu leiten; sie klagten insgesammt über die Härte des Fürstbischofes, sie hatten aber insgesammt keinen Grund dazu; sie alle drohten, an den Katholiken Repressalien auszuüben, und verfuhren doch alle härter gegen ihre katholischen Unterthanen als Leopold von Firmian gegen seine meuterischen Bauern. — In Schweden stand Todesstrafe auf Verbreitung der katholischen Lehre; die Holländer nahmen den Katholiken auf ihrem Gebiete Kirchen und Schulen und schlossen sie von allen Stellen aus. In Brandenburg war seit 1653 den Katholiken weder öffentliche noch Privatübung ihrer Religion gestattet, in Pommern nicht einmal die Hausandacht unter Mitwirkung eines herbeigeholten Geistlichen. — Aber die lauen katholischen Stände regten sich nicht für ihre Glaubensbrüder, während die Protestanten sich ihrer Gesinnungsgenossen eifrig annahmen. Übrigens kam der König von Preußen seinen Glaubensgenossen in Thätigkeit zuvor und zog allein den Nutzen aus der Salzburger Bewegung. Ein volkswirtschaftliches Interesse leitete ihn: die Provinzen Ostpreußen und Litthauen waren durch Krieg und Pest verwüstet, meilenweit sah man kein menschliches Wesen, ganze Dörfer waren verödet. Wenn es gelang, den Strom der Auswanderer dahin zu leiten, so waren alle dafür aufzuwendenden Kosten ein gut angelegtes Capital. Zuzügler aus der Schweiz, aus Franken, Halberstadt hatte man bisher zu gewinnen gesucht, aber sie kamen spärlich. Da kam die Salzburger Angelegenheit wie ein glücklicher Fund. Daher die Erklärung des Königs vom 2. Februar 1732, dass er aus christlich-königlichem Erbarmen und Mitleid gegen seine im Erzbisthume Salzburg auf das heftigste bedrängten und verfolgten evangelischen Glaubensverwandten, da dieselben bloß und allein ihres Glaubens willen, und weil sie demselben wider besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen könnten, noch wollten, ihr Vaterland zu verlassen gezwungen würden, ihnen die hilfliche und mildreiche Hand zu reichen und sie in gewissen Ämtern des Königreiches Preußen unterzubringen und zu versorgen sich resolviert habe.[1]) Er stellte an den Erzbischof das Ansuchen, sie als seine Unterthanen ziehen zu lassen.

Die katholischen Mächte.

Preußen.

Der Auszug fand größtentheils 1732 in Zügen von ungefähr 800 Mann statt, man rechnet vierundzwanzig solcher Züge, und 22.151 Salzburger, von welchen 16.313 nach Preußen sich begaben. Einwanderer aus Tirol, Bayern

Auswanderung.

[1]) Clarus, l. c. S. 445.

und dem Schwarzwalde traten an ihre Stelle; die Auswanderer erzielten meist den Preis, zu dem sie ihre Güter selber angegeben hatten. An gesetzlichen Abschoss- und Abfahrtsgeldern blieben ungefähr 1,500.000 Gulden im Lande. Einem Verkehre der Ausgewanderten mit den Zurückgebliebenen ward entgegengearbeitet. Wer noch wegen ausständiger Güter zurückkehrte, hatte sich bei der Behörde zu melden, die ihn beaufsichtigte. Bei den Protestanten fanden die Salzburger auf ihrem Durchzuge nach Preußen die herzlichste Theilnahme und erwarb sich der König von Preußen den Ruhm eines Beschützers des Glaubens; man betrachtete sie als Märtyrer ihrer Überzeugung und wetteiferte in brüderlicher Aufnahme. Die Theilnahme stieg, jeder nachkommende Zug bekam es besser, man gieng den Bekennern unter Glockenklang mit Musik und Gesang entgegen, veranstaltete Sammlungen, viele kamen wohlhabender in Preußen an, als sie Salzburg verlassen hatten. Auch Katholiken und Juden wurden von Theilnahme ergriffen; aus England, aus Holland, aus Dänemark liefen Summen für sie ein, von der holländischen Judenschaft 20.000, im ganzen 900.000 Gulden. Dies ist die letzte große Regung confessionellen Gegensatzes in diesem Jahrhunderte. Fortan ist Toleranz die Losung!

In Berlin.

In Berlin war der Empfang glänzend. Die Schuljugend, die Geistlichen, die angesehensten Einwohner giengen den Bekennern, der König ritt seinen neuen Unterthanen entgegen. Es ist ganz in seiner Art, wenn Friedrich Wilhelm I. sie in seiner Gegenwart über ihren Glauben examinieren ließ, wenn er dann verlangte, sie sollten das Lied singen: „Auf meinen lieben Gott“, und wenn er, als sie es nicht kannten, selber auf offenem Felde mit mächtiger Stimme den Gesang begann; seine Umgebung stimmte ein, militärisch geordnet zog das Volk, tapfer singend, in Berlin ein. Ein Prediger Schönemann begrüßte die Fremdlinge mit dem Liede:

Seid willkommen, liebste Brüder,
Seid willkommen Christi Glieder!
Papstes Joch ist abgethan!
Jetzt seid Ihr in Canaan!

Enttäuschung.

Auf die erste Begegnung überwallender Liebe folgten naturgemäß nicht lange darauf Abkühlung und Enttäuschung. Die Salzburger fanden es bald in Memel, Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, Goldapp, Stallupönen, Ragnitt, Darkehnen, Pilkallen und Schirwindt, wohin man sie versetzte, nicht so ganz canaanmäßig. Auf der Reise in einemfort gefeiert und von einem Rausche der Bewunderung umgeben, waren sie jetzt wieder in die nackte Prosa versetzt. Viele erlagen in den Ebenen an der Ostsee der Sehnsucht nach dem Grün der Thäler, dem Blau der Berge ihrer Heimat, viele erlagen der veränderten Lebensweise. Dagegen hatten die Preußen über Eigensinn, Arbeitsscheue, über Streitsucht, Neigung zum Trunke bei den Eingewanderten zu klagen. Als die Salzburger den Treueid schwören sollten, weigerten sich viele: „Wenn wir schwören wollten, hätten wir es ja auch in unserem Lande thun können. Deswegen sind wir herausgegangen, weil wir nicht schwören wollten. Sind wir treu, so glaube man uns; sind wir nicht treu, so greife man uns!“ — Friedrich Wilhelm I. musste gestehen, es fänden sich viele unter den Salzburgern, die nicht recht einschlagen wollten, und in der Gemüthsbeschaffenheit finde sich zwischen ihnen und den Israeliten beim Auszuge aus Ägypten manche Ähnlichkeit. Manche liefen davon. Doch griff der König nicht sogleich mit seiner wilden Energie durch, denn er

fürchtete dadurch dem Erzbischofe in seinen Behauptungen über die Unzufriedenen Recht zu geben. Schon 1733 ergieng jedoch der Befehl, die Widerspenstigen auf die Festung zu bringen, die Grenze durch Husaren zu bewachen und jeden Entweichenden festzunehmen; wie Göcking behauptet,[1]) ergieng sogar der Befehl, einen solchen kurzweg aufzuhängen. Schließlich siegte die preußische Strenge über der Salzburger Unbändigkeit, die Leopold von Firmian nicht zu bezwingen vermocht hatte: sie wurden arbeitsame und vermögliche Leute. Friedrich II. nennt in einem Schreiben an Voltaire Litthauen das Non plus ultra der civilisierten Welt! —

Frankreich. Ludwig XV. Die Pompadour.

Frankreich.

Wenden wir uns von Deutschland nach Frankreich und fassen wir die dortigen Zustände in den Friedensjahren 1748—1756 ins Auge! Voltaire[2]) sagt von diesen Jahren überhaupt: „Europa sah niemals schönere Tage. Der Handel blühte von Petersburg bis nach Cadix, Kunst und Wissenschaft standen allenthalben in Ehren: alle Nationen tauschten wetteifernd ihre Güter aus. Europa glich einer großen Familie, die nach einem Zwist wieder in Eintracht beisammen ist.“ — In Paris war reges Leben, aber auch in den anderen großen Städten Frankreichs blühte Gewerbe und Handel und entstanden große Spitäler, Theater, Getreidehallen, Börsen. Frankreichs Sprache, Literatur und Mode beherrschten Europa. Die Ausfuhr war stark, in der Anfertigung feiner Tücher und Seidenweberei hatte Frankreich ganz Europa überflügelt. Der große Absatz von Zucker, Kaffee, Seide, Cacao, Indigo machte die Colonien San Domingo, Martinique, Guadeloupe, Isle de France und Bourbon zu wahren Goldgruben des Reiches. Dem äußeren Anscheine nach war alles glänzend und herrlich. Aber nur dem Scheine nach! Im Inneren nagte ein Wurm am Leben der Gesellschaft. Die Regierung war verachtet und ohne inneren Halt. Nie verdiente ein König mehr die Verachtung seines Volkes als Ludwig XV.

Äußerer Glanz.

Lacretelle sagt, man könne in dieser Zeit geradezu von einer Regentschaft der Marquise Pompadour reden. „Man möchte glauben, es sei kein König da, wenn man nicht von Zeit zu Zeit mit seinen Ausschweifungen, seinem knabenhaften Treiben und seinem furchtsamen Eingreifen sich beschäftigen müsste. Die Regierung ist so schwach, dass von ihr gar keine Anregung mehr auf das Volk ausgeht. Die Nation treibt sich umher, spaltet sich, unterhält sich mit Ränken, studiert Systeme, sucht sich eine neue Bestimmung zu bilden, gehorcht nicht mehr recht und ist doch noch nicht im offenen Zustande der Empörung. Die fromme Madame Maintenon, trotz aller Anmuth ihres Geistes, hatte einst Mühe, den alternden und frommgewordenen Ludwig XIV. zu unterhalten; es war viel leichter, einen ausschweifenden König zu fesseln, man musste ihm nur Vergnügen verschaffen und irgend eine leichte Beschäftigung geben. Die Pompadour ver-

Pompadour

[1]) Clarus, l. c. S. 571.
[2]) Siècle de Louis XV., II, Chap. XXXI.

schaffte ihm ein Serail oder ließ ihn sich eines bilden, um eine gefährliche Nebenbuhlerschaft fern zu halten, und wurde durch dasselbe Mittel, das weiland Cardinal Dubois anwendete, erster Minister. Die öffentliche Meinung ist so launisch, daſs die Pompadour der Verachtung entgieng, welche den Cardinal verfolgte. Der Hof hatte anfangs dergleichen gethan, als verachte er die Tochter des unadeligen Poisson. Eine unüberlegte Lebhaftigkeit, ein allzu vertrauliches Verliebtthun, und namentlich eine bürgerliche Ausdrucksweise verriethen das Dunkel ihrer Herkunft, doch die Macht gab ihr bald eine gewisse Würde. Ihre Überzeugung von der Dauer ihrer Herrschaft wuſste sie aller Welt beizubringen. Sehr veränderlich in ihren Neigungen und ihrem Geschmacke, horchte sie mit Begeisterung auf die Philosophen und unterstützte neue Berühmtheiten, alle aufstrebenden Männer wurden ihre Anhänger; Gewinnsüchtige vergrößerten deren Anzahl, denn sie hütete sich wohl, die Uneigennützigkeit der Mailly und der Chateauroux nachzuahmen. Sie machte, es ist wahr, einen glänzenden und selbst wohlthätigen Gebrauch von ihrem Reichthume, sie stattete arme Mädchen aus, sie unterstützte alte Leute mit Almosen, sie baute Dörfer wieder auf, welche durch ein Unglück zerstört waren, indem sie that, als folge sie hierin nur den Lehren der neuen Philosophie. Der Hof pries die Marquise und Anweisungen auf die Staatscasse bezahlten die Zustimmung des Hofes.“ [1])

für die Philosophen.

Ludwig XV.,

Der König verrichtete dabei alle frommen Übungen eines katholischen Christen. Fromm können wir ihn deshalb nicht nennen, wohl aber scheint er geglaubt zu haben, gegen Könige müsse die Religion in gewissen Dingen Nachsicht haben. Die Pompadour aber hielt die Priester für persönliche Feinde, weil ihr keiner die Absolution ertheilen wollte, wenn sie nicht ihr unsittliches Verhältnis zum König aufgebe. Ihre Freunde waren die Philosophen, namentlich Voltaire, der kleine Theaterstücke für sie schrieb, die am Hofe aufgeführt wurden und in denen sie Rollen übernahm, dann Quesnay, der Leibarzt des Königs und Stifter der Schule der Ökonomisten, der Abbé Bernis, der Graf Stainville, später Herzog von Choiseul. Der König beschäftigte sich mit mechanischen Arbeiten, auch mit Buchdruckerei: setzte er doch eigenhändig kleine Gedichte, selbst einige Schriften von Quesnay in seiner Druckerei im Schlosse, um der tödtlichen Langweile an Regentagen zu entgehen, während er gegen jede ernste Arbeit, die seine Stellung als König von ihm verlangte, eine unüberwindliche Abneigung hegte. Er ließ seine Minister gewähren, auch wenn er ganz entgegengesetzter Ansicht war, nur um sich nicht anstrengen zu müssen. Mislang eine Maßregel, so konnte er nachher selber sagen, er habe es vorausgewusst; ja, es freute ihn sogar, wenn seine Voraussagung in Erfüllung gieng. Da seine Minister nicht einig waren, so fehlte es an Einheit im Gange der Regierung. Die widersprechendsten Befehle konnten rasch nacheinander erfolgen. Träge und unfähige Regenten hatte Frankreich auch früher gehabt, aber dieser Mangel wurde ausgeglichen, weil sie sich wenigstens durch einen fähigen Mann leiten ließen. Übrigens fehlte es Ludwig nicht an Verstand,

was er that.

Mangel an Pflichtgefühl

[1]) Lacretelle, l. c. III, X, p. 53.

noch an Gedächtnis, nur an Kraft des Willens, an Schwung der Seele. Wenn er nicht jagte, so war hohes Spiel oder gemeiner sinnlicher Genuſs seine Erholung.

Der Dauphin.

Das Leben in der königlichen Familie war ein trauriges. Der Dauphin kannte sehr wohl die Verirrungen seines Vaters und deren Folgen, aber er seufzte nur in seiner Familie darüber, und der König hielt ihn mit dem Auge der Eifersucht fern von den Geschäften. Der junge Mann war sehr gebildet, sehr gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflicht, aufrichtig in seiner Frömmigkeit, ein unterwürfiger und zärtlicher Sohn, ein treuer Gatte. Die Königin Maria Leczinska, welche nur zu gut wuſste, daſs ihr Vater und ihre Mutter rein vom Wohlwollen Frankreichs lebten, schwieg mit einer Geduld, die an Schwäche grenzte, zu allen Verirrungen ihres Mannes, ihrem Sohne nahm sie aber das Wort ab, daſs er nie einem anderen Weibe als seiner Gattin sein Herz schenken wolle. Im Kreise, der um sie sich sammelte, wehte der Geist der Tugend und der Religion, während in den Gemächern des Königs in Rede und Thun die wildeste Zügellosigkeit herrschte und die schmutzigsten Anekdoten das freudigste Lachen hervorriefen. Der König erschien selten im Kreise seiner Familie und nur mit Bangigkeit sah man ihn kommen. Madame Campan, welche die Prinzessinnen erzog,[1]) erzählt: „Der König dachte nur an das Vergnügen der Jagd; man hätte glauben können, die Höflinge machen einen schlechten Witz, wenn man sie an den Tagen, wo nicht gejagt wurde, ganz ernstlich sagen hörte: ‚Heute thut der König nichts' (Le roi ne fait rien aujourd'hui). Auch die kleinen Reisen waren für den König eine sehr wichtige Angelegenheit. Am ersten Tage des Jahres bemerkte er in seinem Kalender genau die Tage, an denen er nach Compiègne, nach Fontainebleau, nach Choisy fahren wollte. Die größten Staatssachen, die wichtigsten Ereignisse brachten keine Änderung in diese Anordnungen. Noch bestand die Etikette mit all den Formen, die sie unter Ludwig XIV. erhalten hatte, nur fehlte die Würde. Von der alten französischen Munterkeit war keine Rede mehr. Geist und Anmuth durfte man nicht mehr in Versailles suchen, dagegen hatten Witz und Einsicht ihre Stätte in Paris aufgeschlagen.

Die Königin.

Der König.

Kleine Reisen.

Etikette.

„Ludwig XV. sah seine Familie sehr selten. Jeden Morgen stieg er auf einer Geheimtreppe in das Zimmer seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Adelaide; oft brachte er den Kaffee mit, den er selber zubereitet hatte, und trank ihn in ihrem Zimmer. Sie zog sogleich die Glocke, um ihrer Schwester — Madame Victorie — den Besuch des Königs anzuzeigen. Diese erhob sich augenblicklich, um ihrer Schwester — Madame Sophie — zu läuten, welche hinwiederum alsbald an der Glocke für Madame Louise zog, die jüngste Tochter des Königs, welche etwas verwachsen und sehr klein war und durch viele Zimmer springen muſste und athemlos oft nur noch eintraf, um den Vater umarmen zu können, der alsbald zur Jagd gieng. Abends um sechs Uhr unterbrachen die Prinzessinnen die Vorlesung, um sich mit den Prinzen zum König zu begeben. Diesen Besuch nannte man das ‚Stiefelausziehen des Königs' (le débotter du roi) und es war mit gewissen Förmlichkeiten verbunden. Die Tracht war genau vorgeschrieben. Die Kammerherren begleiteten sie mit großen Leuchtern. Der Palast, sonst so still und öde, schien dann auf einen Augenblick belebt. Der König küſste jede Prinzessin auf die Stirn. Der Besuch war aber so kurz, daſs die durch ihn

Seine Töchter.

[1]) Mémoires de Madame Campan, Chap. I, p. 12.

unterbrochene Vorlesung oft nach einer Viertelstunde wieder begann. Die Damen legten ihren Mantel ab, griffen wieder zur Stickerei und ich zu meinem Buch."

Die Großen.

War der König auch ein kläglicher Mann, so gieng doch oft von den Großen ein besserer Ton aus. Aber die von Ludwig XIV. legitimierten Prinzen von Geblüt starben rasch nacheinander weg. Der Herzog von Orleans, der Sohn des Regenten, zog sich aus der Welt zurück und behielt sich nur ein Einkommen von einer Million Livres vor, die er größtentheils unter die Armen vertheilte, während er mit einem einzigen Diener um einen Louisdor täglich im Kloster Sainte-Geneviève lebte, wo er die griechische, syrische, hebräische und chaldäische Sprache erlernte, um die Heilige Schrift besser zu verstehen, über die er Bände von Erläuterungen schrieb. Sterbend bekannte er sich 1752 zu den Ansichten des Thomas von Aquin. — Auch unter dem übrigen hohen Adel war nicht mehr der stolze Geist der Fronde. Viele waren Höflinge, die das leichtfertige Leben des Königs nachahmten, und mit ihrer Kunst, Mädchen zu verführen, prahlten und oft auf den Ruf der tugendhaftesten Frauen muthwillig einen Flecken warfen. Mit Recht bemerkt ein Geschichtschreiber:[1]) „Diejenigen, welche das Volk hochachten sollte, gaben sich alle Mühe, sich verächtlich zu machen, und seit die Regierung die Förderung des Lasters zu ihrer Hauptangelegenheit zu machen schien, gieng die Gesellschaft in schnellem Schritt der Auflösung entgegen."

Orléans le dévot.

Aufstand 1750.

Welche Glut der Anhänglichkeit an den König zeigte sich nicht in Paris und ganz Frankreich, als Ludwig XV. in Metz erkrankte! Welche Verachtung und welcher Hass gegen den König zeigt aber nicht ein Vorfall im Jahre 1750! Von Zeit zu Zeit räumte die Polizei unter dem fremden Gesindel auf, das in Paris sein Brot oder auch das Laster suchte. Aber es verschwanden auch von Zeit zu Zeit schöne Mädchen und bald verbreitete sich das Gerede, der König könne Heilung gegen die Folgen seines ausschweifenden Lebens nur dadurch gewinnen, dass er sich im Blute von unschuldigen Kindern bade. Man sprach von ihm, als einem neuen Herodes, der unschuldige Kinder abschlachten lasse. Als am 23. Mai 1750 eine starke Streifung stattfand und wieder mehrere Mädchen verschwanden, erfüllten die Mütter die öffentlichen Plätze mit dem Geschrei ihrer Verzweiflung. Die Menge gerieth in Wuth, mehrere Polizeidiener wurden erschlagen — das Militär musste feuern, es gab Verwundete und Todte. Der Ruf ertönte: „Auf, nach Versailles und zünden wir das Schloss an!" — Die Pompadour kam gerade zu einem ihrer Freunde nach Paris, um da zu speisen. Ganz bleich sagte ihr dieser: „Bleiben Sie nicht hier, gehen Sie sogleich wieder fort, sonst wird man Sie in Stücke zerreißen!" Sie floh nach Versailles, wo alles in Schrecken war. Der König wollte gerade nach Compiègne aufbrechen, die Frauen baten ihn auf den Knien, es nicht zu thun. Er vermied fortan Paris: „Was soll ich ein Volk ansehen, das mich Herodes nennt!" Der Weg, auf welchem er fortan an Paris vorbei nach Compiègne fuhr, heißt „Chemin de la revolte". Der stolze Ludwig XIV. hatte oft die ersten Bürger der Stadt Paris empfangen — eine solche Zusammenkunft fand jetzt nicht mehr statt. Die Pariser hielten fortan den König nicht mehr bloß für liederlich, sondern auch für feig. Die Nation und das Königthum nahmen Abschied voneinander. Dem König waren die Zügel der Regierung entfallen, die Pompadour hob sie auf. Sie setzte Minister ein und ab. Sie war es, welche Orry die Leitung

[1]) Sismondi, Histoire de France, vol. 29, p. 15.

der Finanzen entriss und dieselbe in die Hände Machaults brachte, diesen 1749 sogar zum Staatsminister, 1750 zum Siegelbewahrer, 1754 zum Marineminister erhob. Als Gegenleistung bezahlte er ihre Schulden aus der Staatscasse. Maurepas, der Kriegsminister, fiel 1749, obschon der König sich an ihn gewöhnt hatte, weil sie glaubte, er sei der Verfasser eines Spottgedichtes, worin es hieß: sie trete auf Lilien umher. D'Argenson hielt sich nur durch seinen Namen. Sie machte kühne Griffe in die Staatscasse, die nicht weniger durch das hohe Spiel des Königs litt als durch Schenkungen, die er auf ihre Anempfehlung an Höflinge machte. Verschwendung.

Die Auflagen stiegen, ein Anleihen nach dem anderen wurde gemacht, und doch verschwanden diese Millionen wie Märzenschnee. Die Geldnoth trieb zu einer Maßregel, in welcher der Staat gegen das herkömmliche Recht sich auf den Boden der Revolution stellte. — Ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben war bei dem Leichtsinn des Königs und der Verschwendungslust der Pompadour, welche den König nur zu unterhalten suchte, um die Herrschaft über ihn nicht zu verlieren, nicht zu erwarten — der Finanzminister Machault beschloss also, durch eine durchgreifende Maßregel die Einnahmen zu vermehren, um nicht immer zu Anleihen greifen zu müssen. Durch Erlass vom Mai 1749 sollte jeder Franzose den zwanzigsten Theil seines Einkommens (l'impot du vingtième) als Steuer erlegen, auch Geistliche und Adelige, welche bisher von Steuern frei waren und nur freiwillige Gaben (don gratuit) erlegten, selbst in den Provinzen, welche das Vorrecht hatten, sich selbst zu besteuern und dieselben selbst zu erheben. Die Rechte der Körperschaften wie der Provinzen waren damit angegriffen, Adel, Geistliche, Parlamente leisteten entschiedenen Widerstand, eine dumpfe Gährung bemächtigte sich der Gemüther. Die Regierung behauptete, die Gesammtheit habe immer mehr Recht als einzelne Körperschaften, und es gebe kein göttliches noch menschliches Gesetz, durch welches jemand der Pflicht überhoben werden könne, zu den Lasten der Gesellschaft seinen Pflichttheil beizutragen.[1]) Das war die Lehre der Philosophen, welche über das Gesetz auch ihren Beifall zu erkennen gaben. Finanzen. Le vingtième.

Die Geistlichkeit insgesammt rüstete sich zum entschlossensten Widerstand, der Adel aber nur in einigen Provinzen. Das Parlament in Paris erhob Einsprache im Namen des Volkes, das schon mit Lasten überbürdet sei. Der König antwortete, am nächsten Tage müsse der Erlass eingetragen sein und um zwei Uhr solle man ihm in Choisy Bericht darüber erstatten. Das Parlament gehorchte, machte aber Vorstellungen wegen der Dauer der Auflage, und dass ihr Ertrag zur Abtragung der Staatsschuld und nicht zur Deckung der laufenden Bedürfnisse verwendet werde. Trotz der neuen Steuer wurden 1749 bis 1750 doch Anleihen im Betrage von fünfzig Millionen Livres abgeschlossen. Das Parlament machte Vorstellungen, doch der König hörte sie nur kaltblütig an und sagte zuletzt, ein längerer Verzug könnte sein Missfallen erregen. Als das Widerstand. Das Parlament.

[1]) Ranke, Französische Geschichte, IV, S. 521.

Parlament noch einmal die Vorstellung machte, die Erhöhung der Staatsschuld lasse sich mit der neuen Steuer nicht vereinbaren, erklärte Ludwig XV. im Tone des Herrn: „Ich habe jetzt Güte und Geduld genug gezeigt, ich will, dass man mir gehorche, und zwar heute noch!“ — Das Parlament trug das neue Anleihen mit dem Beisatze ein, es geschehe auf besonderen Befehl des Königs. Die Stände der Bretagne weigerten sich beharrlich, auf die Forderung des Zwanzigsten einzugehen.

Clerus. Machault rechnete am meisten auf die Geistlichkeit und im Nothfalle auf die Einziehung der Kirchengüter. Die Aufhebung einiger reicher Klöster erschien ihm als das allereinfachste Mittel, den Staatsschatz zu bereichern. 1749 ergieng ein Erlass, welcher die Gründung neuer religiöser Genossenschaften ohne besondere Genehmigung der Regierung verbot und deutlich durchblicken ließ, man sehe im Anschwellen des Kirchengutes ein Übel für den Staat. 17. August 1750 verlangte die Regierung binnen sechs Monaten einen genauen Ausweis über das Vermögen aller Pfründen und den Jahresertrag derselben. Der alte Bischof von Marseille verwahrte sich dagegen: „Bringen Sie uns nicht in eine Lage, in welcher wir Gott oder dem König ungehorsam sein müssten!“ Sechzehn Bischöfe, welche gerade in Paris zu einer Berathung bei Christoph von Beaumont eingetroffen waren, beharrten auf ihrem Rechte, dem Könige freiwillige Gaben (dons gratuits) überreichen, aber zu keiner Steuer gezwungen werden zu können. Die Parlamente, die Philosophen hielten mit der Regierung, seit es dem Clerus galt.

Pompadour. Die Pompadour begrüßte mit Freuden den Plan, ihre Todfeinde zu lähmen.[1]) Sie hatte damals die Ernennung zur Hofdame der Königin (Dame du palais de la reine) und das Recht erlangt, sich in Gegenwart der Königin zu setzen (le tabouret), obschon durch Winkelzüge. Bisher hatte die gute Maria Leczinska sich geweigert, eine Frau, die in ärgerniserregender Weise von ihrem Gemahle getrennt lebe, bei sich zu empfangen, obschon sie an die Unschuld ihres Verkehrs mit dem Könige glauben wolle. 1750 schrieb nun die Pompadour an ihren Mann: „Ich erkenne mein Unrecht und will es wieder gut machen. Nehmen Sie mich wieder auf und Sie werden mich fortan nur bestrebt sehen, die Welt ebensosehr durch die Eintracht, in der wir leben, zu erbauen, als ich dieselbe bisher durch meine Trennung geärgert habe.“ — Es war nur Schein, sie wollte um keinen Preis den Hof verlassen und die Herrschaft über den König aufgeben. D'Etioles verabscheute seine Frau jetzt ebensosehr, als er sie einst geliebt hatte. Es galt aber, einen Brief von ihrem Manne zu erlangen, den sie zu ihrem Zwecke zeigen konnte. Der Herzog von Soubise übernahm es, ihn durch Drohungen und Versprechungen willfährig zu machen, und so schrieb d'Etioles an die Pompadour, er verzeihe ihr aufrichtig, sei aber fest entschlossen, nie mehr mit ihr zusammenzuleben. Der Brief war zart, gemessen und fest. Die Pompadour zeigte ihn, um zu beweisen, dass nicht sie gegen ihren Mann fehle, sondern dass ihr Mann sie verlasse. Es gab fortan Geistliche, welche sie zum Abendmahl zuließen, nur die Jesuiten bestanden darauf, dass sie vom Hofe sich entferne. Die Königin hatte keinen Einwand mehr gegen ihre Ernennung zur Hofdame. Die Pompadour nahm eine Stellung ein, mächtiger als einst die Montespan. Sie war eigent-

[1]) Sismondi, l. c. vol. 29, p. 6—8.

licher Premierminister und mit ihr verhandelten vorher alle Gesandten über die Fragen, welche ihre Regierungen durchsetzen wollten. —

Die Apostel der Irreligiösität. — Diderot.

Die Philosophie.

Während das Königthum die Grundlagen seines Bestandes selber lockerte, und Clerus, Adel und Parlamente um den Bereich ihrer Rechte stritten, gewannen Ansichten Verbreitung, welche bald dem Königthum und dem Clerus ebenso gefährlich wurden, als dem Adel und den Parlamenten, nämlich die der neueren Philosophie. Der Zweifel, die Verneinung untergrub die Wurzeln alles Bestehenden. Es war aber nicht der ruhige Zweifel des Engländers, sondern der leidenschaftliche des Franzosen, der bald selber wieder ein Glaube und unduldsam wie die Mode wurde. Der englische Theismus wurde bei den lebhafteren Franzosen bald ein spöttischer, alles, auf dem das alte Frankreich beruhte, verhöhnender Atheismus. Der Apostel, der anerkannte Führer dieser Richtung war aber Diderot.

Diderot

Für die Jesuiten

In Paris.

Denis Diderot, geboren 5. October 1715, stammt aus einer angesehenen vermöglichen Bürgerfamilie in Langres, die seit mehr denn 200 Jahren das Messerschmiedhandwerk betrieb. Der Vater, ein ehrenhafter strenger Mann, bestimmte seinen Erstgebornen für den geistlichen Stand und so kam Denis schon mit neun Jahren unter die geschickte Leitung der Jesuiten, mit dem zwölften Jahre bekam er schon die Tonsur: er war so eifrig, dass er zu den Jesuiten nach Paris entfliehen wollte. Ein Mitschüler, dem er sein Geheimnis mittheilte, verrieth ihn. Der Vater aber brachte ihn nun selber nach Paris in das Collège Harcourt, wo Diderot bald für einen der ausgezeichnetsten Köpfe, aber auch für einen guten Gesellen galt, der seinen schwächeren Kameraden die Aufgaben machte. Allmählich verlor sich die Liebe zum geistlichen Beruf, aber auch zum Rechtsgelehrten wollte sich Diderot nicht ausbilden: er betrieb mit Eifer alte und neue Sprachen, mathematische und andere Studien, nur von einem Brotfach wollte er nichts wissen. „Wollen Sie Procurator werden, wie ich?“ fragte ihn eines Tages ein Freund seines Vaters in allem Ernst. — „Nein.“ — „Advocat?“ — „Nein.“ — „Arzt vielleicht?“ — „Ebensowenig.“ — „Was denn?“ — „Gar nichts. Ich will studieren, das macht mich glücklich und zufrieden, ich verlange mir nichts anderes.“ — Der Vater ließ ihm sagen, er solle alsbald ein Brotfach wählen oder heimkommen, und beschloss, als der Sohn in Paris blieb, die Hungercur anzuwenden. Diese schlug aber nicht an: hin und wieder sandte die Mutter einen Sparpfennig, hin und wieder gelang es Diderot bei einem Landsmann, der nach Paris kam, ein Anlehen zu erheben, dann suchte er vom Unterrichte zu leben: er bekam oft Geld, Geschenke, Versprechungen, oft auch gar nichts dafür. Der Hunger war oft peinlich, machte aber Diderot auch findig. „Er kannte“, so erzählt sein Biograph,[1]) „dreiundsechzig verschiedene Arten, Geld herauszuschlagen. Er verfasste schöne Reden, das Stück zu fünf Thaler, für

Kein Brotfach.

[1]) Genin in der Biographie générale, Bd. XIV, S. 82.

Geldnoth. ehrgeizige Prediger, die damit glänzen wollten. Aber auch noch tiefer stieg er im Hunger hinab: eines seiner dreiundsechzig Mittel war, einem angesehenen Ordensmann vorzuspiegeln, er wolle die Welt verlassen, habe aber noch Schulden zu bezahlen. Der gute Mönch lieh ihm mehrmals Geld auf seine zukünftige Bekehrung hin, gab aber, als die Forderungen sich gar zu oft erneuerten, nichts mehr her. „Sie wollen mir kein Geld mehr leihen?“ — „Nein, gewiss nicht.“ — „Gut, dann werde ich auch nicht Karmeliter.“ [1]) — Einige Zeit war Diderot Hofmeister bei einem reichen Mann, gab aber schon nach drei Monaten die Stelle wieder auf: „Ich mache Ihre Kinder zu Menschen, aber ich fühle, dass ich selber dabei ein Kind werde.“ Der Freiheitsdrang riss ihn fort.

Dreißig Jahre war Diderot schon alt, da spielte ihm die Liebe einen Streich. Im gleichen Hause mit ihm wohnte eine Witwe Champion mit ihrer schönen, sittsamen Tochter. Diderot wusste sich einzuschmeicheln und das Herz des Mädchens zu gewinnen. Als er bei der Mutter um ihre Hand anhielt, äußerte diese erstaunt: „Was, Sie wollen heiraten? ohne Amt, Stellung und Vermögen? Sie haben ja nichts als ein gutes Mundstück (une langue dorée), mit dem Sie meinem Kinde den Kopf verdreht haben!“ — Diderot reiste, die Einwilligung seines Vaters einzuholen, nach Langres. Der alte Messerschmied behandelte ihn aber wie einen Narren und drohte mit dem Fluche, wenn sein Sohn sich nicht ändere. Als Diderot nach Paris kam, verbat sich die Mutter der Geliebten seine Besuche, pflegte ihn aber doch, als er darüber krank wurde. 1743 kam die Vermählung zustande. Diderot übersetzte für hundert Thaler Stanyans „Geschichte Griechenlands“, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. — Gerüchte vom Geschehenen kamen nach Langres. Der Vater verlangte derb Erklärung. Diderot packte Frau und Kind in eine Kutsche und schrieb: „In drei Tagen wird meine Frau und mein Kind in Langres ankommen. Machen Sie dort mit ihnen, was Sie wollen, und schicken Sie dieselben zurück, wenn Sie satt daran haben.“

Liederlichkeit. Die Abwesenheit seiner Frau benutzte jedoch Diderot, um ein Liebesverhältnis mit einer Madame de Puysieux, einem treulosen, habgierigen, aber geistreichen Weibe, anzuknüpfen. Fünfzig Louisdor scheinen der Preis gewesen zu sein, um den sie mit Diderot lebte, denn dieser sucht jetzt in jedem Jahre um diesen Betrag eine Abhandlung bei einem Buchhändler zu verkaufen. So ward er philosophischer Schriftsteller. Die erste Arbeit ist sein „Essay sur le mérite et la vertu“ [2]) und gibt großentheils die Gedanken einer ähnlichen Arbeit Shaftesburys wieder. Diderot ist hienach Theist: die Tugend ist ihm untrennbar verbunden mit dem Glauben an Gott und es gibt kein Glück ohne Tugend. („Point de vertu sans croire en Dieu; point de bonheur sans vertu!“) Doch ist das Herz des Schriftstellers, man fühlt es aus seiner Kälte heraus, nicht recht bei diesen Grundsätzen. Wärmer strömt ihm die Rede vom Munde in „La promenade d'un Sceptique“ („Der Spaziergang eines Zweiflers“), worin die christliche Kirche wie die Philosophenschulen, aber auch der Glaube an alles Edle und Hohe, gleichmäßig verhöhnt sind. Lust ist das einzig Begehrenswerte, Selbstsucht ist die höchste Macht in allem, was da ist.

Philosophische Schriften.

Theist. Die „Pensées philosophiques“ warf Diderot in drei Tagen aufs Papier, vom Charfreitag bis Ostersonntag; sie sind gegen Pascal gerichtet, namentlich gegen dessen Sittenlehre und die Anschauung, dass in Sachen des Glaubens die Ver-

---

[1]) Villemain, Cours de Littérature, ed. Bruxelles 1852. p. 172.
[2]) Im I. Band der „Oeuvres de Diderot“. Paris 1821.

nunft sich unbedingt der Offenbarung unterwerfen müsse. Diderot scheint noch Theist zu sein, mahnt aber in einemfort: „Erweitert die Anschauung von Gott (Elargissez Dieu), zeigt ihn dem Kinde nicht im Tempel, sondern überall und immer!“ Das Schaffen der Welt zeige nicht weniger klar von einer bewussten Vernunft als das Begreifen der Welt! Die Gottheit sei ebenso unabweislich im Auge einer Milbe als das Denkvermögen in den Werken Newtons. Wegen ihrer lebendigen Darstellung, wegen der Mischung von Phantasie und Witz galten die „Philosophischen Gedanken“ lange für eine Arbeit Voltaires und fanden großen Beifall. Viel schroffer wird die christliche Lehre in der „Introduction aux grands principes ou Réception d'un philosophe“ bekämpft. Der positiven Religion gegenüber preist hier Diderot diejenige, welche er im Grunde seines Herzens geschrieben finde, diejenige, welche dem höchsten Wesen die reinste und würdigste Huldigung darbringe, die nicht auf gewisse Zeiten und Orte beschränkt sei, sondern allen Zeiten und Orten angehöre, die Religion, welche Sokrates und Aristides gelehrt habe, und die in alle Ewigkeit dauern werde, während alle anderen Religionen im Strom der Jahrhunderte untergehen. Der Glaube ist aber sehr mageren Inhaltes, denn der Verfasser erklärt, er glaube an nichts, was nicht bewiesen werden könne. Auf die Frage, ob er an Gott glaube, antwortet Diderot: „Je nach Umständen!“ Auf die Frage nach der Seele antwortet er gleich trostlos: sie könne nichts anderes sein als der Inbegriff unserer Sinneseindrücke; er spreche übrigens nicht gerne von etwas, das er nicht kenne. An der Unsterblichkeit der Seele zweifelt hier noch Diderot, sie habe einen Anfang, also auch ein Ende; nichtsdestoweniger mache ihn der Gedanke der Vernichtung erzittern, darum erhebe er seinen Geist betend zum höchsten Wesen, dass es ihn nicht vergehen lasse, nachdem er die Herrlichkeit der Werke desselben gesehen. Aber schon 1751 bekämpft Diderot offen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit. In welchen niedrigen Seelenstimmungen er sich damals bewegte, zeigt der Schmutzroman „Les bijoux indiscrets“, den er, um die habgierige Puysieux zu befriedigen, 1748 verfasste. Die Bewunderer Diderots haben die Frechheit und Leichtfertigkeit dieser Arbeit mit ihrer Originalität zu entschuldigen gesucht, allein der Stoff ist aus einem Fabliau des dreizehnten Jahrhunderts entlehnt und dort mit unendlich mehr Anstand und Talent behandelt; nur die Plattheit und Langweiligkeit ist Diderots Eigenthum.

Übergang zum Atheismus.

Magerer Glaube.

Ein Engländer, Nikolaus Saunderson, hatte, obschon blind geboren, es doch zum Professor der Mathematik und Physik an der Universität Cambridge gebracht (gestorben 1739). Der Fall erregte in Frankreich Aufsehen, er konnte für einen Beweis von der Unabhängigkeit des Geistes von äußeren Hemmnissen gelten und von der Stärke des Willens. Diderot benützt hingegen den blinden Mathematiker, um den theologischen Beweis für das Dasein Gottes anzugreifen: „Ich bin blind! wenn ihr wollt, dass ich an Gott glauben soll, so müsst ihr mich ihn wenigstens fühlen lassen!“ Mit demselben Rechte könnte ein Sehender sagen: „Wenn ihr wollt, dass ich an Gott glauben soll, so müsst ihr mich ihn sehen lassen.“[1]) — Voltaire, dem Diderot nach Ferney das Sendschreiben über die Blinden schickte, antwortete: „Ich bin nicht der Ansicht Saundersons, welcher Gott leugnet, weil er blind geboren ist. Ich täusche mich vielleicht, aber ich hätte an seiner Stelle ein höchst vernünftiges Wesen anerkannt, welches mir so viel Ersatz für das Gesicht gegeben hat. Es ist sehr anmaßend, zu behaupten, man

Von den Blinden.

[1]) Villemain, l. c. p. 173

ahne, was es ist, und warum es alles geschaffen hat, was vorhanden ist: aber es scheint mir sehr keck, zu leugnen, daſs ein Gott ist." — Diderot antwortete: „Saundersons Ansicht ist ebensowenig die meine, als die Ihrige, aber das kommt vielleicht daher, daſs ich sehe." — So meinte auch Diderot, die Blinden besäßen das Gefühl der Schamhaftigkeit nicht, das in den Augen und nicht in der Seele seinen Sitz zu haben scheine; man sehe also daraus, daſs die Sittlichkeit eines Blinden von der unsrigen verschieden sei, die eines Tauben sei wieder eine andere als die eines Blinden und wahrscheinlich würde ein Wesen, das mehr Sinneswerkzeuge als der Mensch besitze, dessen Moral sehr mangelhaft finden.

In Vincennes.

Das Sendschreiben über die Blinden brachte Diderot in den Thurm von Vincennes. Doch war die Haft nicht hart: er speiste an der Tafel des Gouverneurs, er konnte Besuche empfangen und nach Herzenslust arbeiten. Aber Diderot war es nur wohl in freier Luft. Der Freigeist befragte ein Orakel um den Tag seiner Loslassung: „Ich hatte eine kleine Ausgabe des Platon im Sacke, ich beschloſs, den ersten Satz der Seite, die ich zufällig aufschlage, als maßgebend anzusehen, öffnete das Buch und stieß auf den Satz: ‚Diese Angelegenheit ist derart, daſs sie bald zu Ende gehen wird.' Ich lächelte: eine Viertelstunde darauf meldete mir jedoch der Gefängnisbeamte, daſs ich am nächsten Tag entlassen werde." Die Haft hatte Diderot nicht eingeschüchtert. 1753 erschien seine „Interprétation de la Nature", in welcher er seinen Atheismus vollkommen bloßlegt: Die Materie ist ihm ewig, ohne Anfang und Ende, immer klar in all ihren kleinsten Stofftheilen (Molecules), voll Thätigkeit und Empfindung. Kein Gott hat sie vorweltlich geschaffen, oder thront überweltlich über ihr. Gott und Natur sind Eins. Alle Atome sind lebendig. Die Welt ist auch die Weltseele. Im ganzen All ist nur eine Substanz, die aber in stetem Kreislauf sich bewegt, das Einzelne wechselt, verwandelt sich, das Ganze ist unwandelbar. Geboren werden und sterben heißt nur die Form verändern. Jede Form des Seins hat ihr eigenes Glück und Unglück. Freiheit, freier Wille ist daher nur leeres Wort. Alles vollzieht sich nach dem Gesetze innerer Nothwendigkeit. Persönliche Unsterblichkeit ist ein Traum, die Erde ernährt und verzehrt uns; die einzige Unsterblichkeit ist in der Nachwirkung unserer Thaten. All unsere Erkenntnis stammt aus der Erfahrung, Psychologie ist Nervenphysiologie.[1])

Atheismus.

Wir haben hier die Lehre Moleschotts, nur im französischen Gewande des achtzehnten Jahrhunderts. Gut und Schlecht, Tugend und Laster sind Naturbestimmungen: die Wurzel der Tugend ist die Stimme der Natur, der Mensch strebt nach Glück, das Glück beruht aber allein in der Tugend. Was ist aber Glück, was Tugend? Wir sehen den Verfasser nach dem ersten beständig jagen und die zweite nicht besitzen. Der alte Vater wünschte vor seinem Tode seine Verwandten zu sehen und Diderot sandte Frau und Tochter nach Langres, benützte aber ihre Abwesenheit nur, um ein neues Verhältnis mit einem Fräulein Boland anzuknüpfen, da er die Puysieux als untreu befunden hatte.

Leichtsinn.

Hin und wieder steigen doch Gewissensbisse in Diderot auf und er schreibt eines Tages: „Was ist von einem Menschen zu erwarten, der seine Frau und sein Kind vergessen, der sich in Schulden gestürzt und aufgehört hat, Gatte und Vater zu sein?"[2]) — Sophie Boland war geistreich, gebildet und gutmüthig.

[1]) Weiter ausgeführt sind diese Grundgedanken in der Abhandlung „Sur la Matière et le Mouvement", 1770, in den „Réflexions sur le Livre de l'Esprit", in „Entretien entre d'Alembert et Diderot", „Le Rêve de d'Alembert" u. s. w.

[2]) Mémoires, Corresp. et Ouvrages inédits de Diderot. Paris 1830. 4 vol.

Seine Briefe an sie, 1759—1774, die mit seiner Bibliothek nach Petersburg kamen und erst in neuerer Zeit herausgegeben wurden, sind eine der reichhaltigsten Quellen für die Literaturgeschichte jener Zeit und zeigen uns den redseligen Mann nach seinen guten und schwachen Seiten. Zu den guten Seiten gehörte die Dienstwilligkeit: Diderot konnte schwer eine Bitte abschlagen. Ein unglückliches Mädchen bittet ihn um einen Brief an ihren Verführer und Diderot schreibt ihr sogleich einige so wirksame Zeilen, dass ihr Wunsch in Erfüllung geht. Ein Kaufmann verlangt eine gute Empfehlung seiner Ware und Diderot entwirft sogleich eine, welche guten Erfolg hat. Eines Tages überreicht ein junger Mann Diderot sogar eine Schmähschrift auf ihn selber, er wolle sie dem Herzog von Orleans widmen, bittet ihn aber, die Widmung für ihn gut abzufassen, und Diderot schreibt dieselbe lachend und so einschmeichelnd, dass der Herzog dem armen jungen Menschen 25 Goldstücke spendet.[1]) Diderot war der findige Helfer in der Noth: Panurge, Pansophe, Pamphile nennt ihn Voltaire. Oft wurde er betrogen, fünfzehn Jahre nährte, kleidete, unterrichtete er einen gewissen Glenat, machte ihn zum Vertrauten all seiner Geheimnisse, bis er darauf kam, dass dieser von der Polizei gedungen sei, um über ihn und seine Gesinnungsgenossen und ihr Treiben sichere Berichte abzustatten. Diderots Wohnung war der Zufluchtsort der Bedrängten. —

Dienstwilligkeit.

Die Encyklopädie.

Diderot hatte schon einen Namen, als ihm der Buchhändler Le Breton die Herausgabe der „Encyklopädie"[2]) anbot, das heißt eines großen und umfassenden Werkes, durch welches in alphabetarischer Ordnung das Ganze der Wissenschaften den Ungelehrten auf eine fassliche übersichtliche Weise mitgetheilt werde. Die Engländer waren mit dem Beispiel vorangegangen und die „Cyklopädia" von Chambers (Dublin 1728) hatte Beifall gefunden. Je mehr Diderot bisher verschmäht hatte, sich in die Schranken eines Faches einzuschließen, umso feuriger gieng er auf den Plan ein, den Kern aller Wissenschaften in einem großen Werke mitzutheilen, und dreißig Jahre seines Lebens widmete er diesem Werke, ausdauernd und oft allein die Last desselben tragend. D'Alembert, ein Mathematiker von Namen und ordnender Geist, übernahm die Mitleitung, beide zusammen gewannen die fähigsten Köpfe unter den Gesinnungsgenossen zum Mitarbeiten, Rousseau z. B. schrieb eine Reihe von Artikeln dafür. Wie zur Zeit Ludwigs XIV. gelehrte Gesellschaften, wie die Mauriner, Großes in der Wissenschaft geleistet hatten, so verbanden sich jetzt die Männer der negativen Richtung, um ein gemein-

Encyklopädie.

Plan.

[1]) Michelet, Louis XV., p. 339.

[2]) Der Titel des Werkes ist: „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettres, mis en Ordre et publié par Mons. Diderot, de l'Académie Roy. des Sciences et des Belles-Lettres de Prusse, et quant à la partie mathématique par M. d'Alembert de l'Académie Royale des Sciences de Paris" etc.

sames Bild der Fortschritte des menschlichen Geistes zu entwerfen und der Nachwelt zu überliefern.

1750 erschien der Entwurf von Diderot, worin er insbesondere den Nutzen einer gemeinsamen Behandlung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe hervorhob, und zu gleicher Zeit der „Discours Préliminaire“ (Vorrede) von d'Alembert, der im Geiste Lockes den Ursprung unseres Wissens behandelt und mit großer Feinheit und Schärfe die verschiedenen Stufen des Erkennens beurtheilt. Der erste Band, der 1751 erschien, war dem Minister d'Argenson gewidmet. Das Aufsehen war groß, die gebildete Welt parteite sich für oder gegen. Aber scharfe Köpfe durchschauten auch klar das Ziel des neuen Werkes und traten ihm in den Weg. Am 7. Februar 1752 wurden die beiden ersten Bände mit Beschlag belegt, schon wollte d'Alembert das Unternehmen nach Berlin verlegen, wovon Voltaire jedoch abrieth, weil man dort mehr Bajonnette als Bücher sehe und weil dort Athen nur im Cabinete des Königs sei. Lamoignon de Malesherbes war thätig, den Minister und den Hof zu gewinnen. Die aufgegriffenen Papiere wurden zurückgestellt und die Herausgeber aufgefordert, ein Unternehmen, das der Nation zur Ehre gereiche, fortzuführen. 1756 erschienen Band 4—6, die Herausgeber waren vorsichtiger geworden. Voltaire jammert darüber, d'Alembert tröstet ihn: was in dem einen Artikel unklar, sei in einem anderen, wo es die Behörde nicht suche, umso deutlicher gesagt, die Nachwelt werde schon merken, was man gemeint, und was man gesagt habe. Diderot spricht deutlich im Artikel „Encyclopédie“: „So oft ein nationales Vorurtheil Rücksicht verlangt, so muss man in dem ihm bestimmten Artikel es als wahrscheinlich gelten lassen, in anderen Artikeln aber den Schmutz und Staub wegräumen. Diese Art, die Menschen zu enttäuschen, ist wirksam für gute Köpfe und hat keinen Nachtheil.“ — Nicht bloß religiös-verletzende, sondern politisch tief wirksame Sätze wurden ausgesprochen, so in dem Artikel „Droit“, dass der allgemeine Wille immer gut sei. Die Gegner gewannen wieder Boden, als 1757 Damiens Mordversuch den Hof erschreckte. Ein Erlass verbot alle Schriften, welche die Religion oder das königliche Ansehen antasten. Es regnete Streitschriften, Predigten gegen die Philosophen, sie wurden im Theater verhöhnt. D'Alembert, den der Atheismus Diderots anwiderte und der die Ruhe liebte, zog sich von dem Unternehmen zurück. Die Regierung widerrief März 1759 das Privilegium, den Verkauf der erschienenen oder nachher erscheinenden Bände ward verboten. Doch schien die Gefahr größer, als sie war. Malesherbes, der das ganze Bücherwesen unter sich hatte, bekam Befehl, sich der Papiere Diderots zu bemächtigen, gab aber diesem zuvor einen Wink davon. Als Diderot klagte, wie er denn in vierundzwanzig Stunden die ganze Unzahl von Manuscripten verbergen könnte, gab Malesherbes den Rath: „Schicken Sie dieselben nur zu mir, da wird niemand sie suchen“ — und so geschah es. Die Encyklopädisten hatten ihre Schützer in den höchsten Kreisen. Der Druck wurde fortgesetzt, die Polizei schien nichts davon zu merken. Das Benehmen der Regierung war würdelos und diente nur dazu, auf das Werk aufmerksam zu machen. Katharina bot Diderot an, dasselbe unter ihrem Schutze in Russland zu vollenden, Voltaire trieb, das Angebot anzunehmen. Diderot blieb aus Rücksicht auf die Verleger. Aber welche Enttäuschung, als er bemerkte, dass auch diese ihn betrogen hatten. Erschreckt vom Lärm und den Drohungen milderten sie an vielen Stellen unmittelbar vor dem Drucke den Satz und stumpften die ärgsten Spitzen

d'Alembert.

ab. Auch Diderot wollte jetzt alles aufgeben, er, dessen Ausdauer, Geduld und Arbeitskraft allein das Ganze zusammengehalten hatte. Mit Mühe gelang es, ihn zu beschwichtigen! 1766 erschienen die letzten zehn Bände. Die erste Auflage war 30.000 Exemplare stark, der Druck hatte 1,158.958 Livres gekostet, die Verleger gewannen 263.393 Livres, Diderot hatte ein für allemal 20.000 Livres und für jeden Band noch 2500 Livres. Im Jahre 1774 gab es schon vier Übersetzungen des Werkes.

Ihr Wert.

Der Plan der „Encyklopädie" ist großartig, die Ausführung verschieden, d'Alembert selber bezeichnet sie als sein Harlekinskleid, an welchem manches Stück guten Tuches sei. Voltaire nennt sie einen großen Kramladen und die Verfasser Ladenburschen. Die ersten Theile sind besser als die letzten. Unleugbar enthält das Werk viel Gutes: es sollte das gesammte menschliche Wissen umfassen, neu begründen, alle Vorurtheile zerstreuen, alle Irrthümer ausrotten, um auf Erden Liebe und Eintracht zur Herrschaft zu bringen. Manchem Missbrauch hat das Werk ein Ende gemacht, zum Beispiel der in Europa damals allgemein üblichen Anwendung der Folter. D'Alembert meinte sogar, wenn dem ganzen Brande der Bibliothek in Alexandrien nur ein Werk, wie die „Encyklopädie", entgangen wäre, so würden wir uns über den Verlust trösten können. — Nisard dagegen sagt,[1]) wenn ein ähnliches Unglück käme, und nur die „Encyklopädie" würde gerettet, so könnten wir uns keineswegs trösten, denn man finde nicht Herz und nicht Geist darin, die Rettung eines einzigen classischen Werkes, in dem sich diese finden, wäre viel mehr wert. Die „Encyklopädie" wimmelt von Widersprüchen, die Leser nehmen auf guten Glauben hin und die Verfasser missbrauchen dieses Zutrauen und verkaufen unreife Früchte für gute Ware. Ein blendender Aufsatz folgt dem andern. Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kenntnis sind unleugbar, aber der Leser legt das Buch mit dem Zweifel an allem nieder, was die Grundlage der menschlichen Gesellschaft bildet. Das Urtheil ist schnell fertig, aber es geht nicht in die Tiefe der Dinge. Die gesammte Weltanschauung ist gleich flach und trostlos. — Nisard bemerkt recht gut: „Die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigt sich mit dem Menschen, um seine Natur sittlich zu vervollkommnen, und hebt seinen Blick zum Himmel empor. Die „Encyklopädie" wendet die Vernunft von allem ab, was über sie hinausgeht, und senkt den Blick auf die Erde. Der Schauplatz, wo dieser Geist glänzt, sind die Salons, in welchen bezahlte Phrynen den Vorsitz führten. Unter dem Vorwande, neue Wahrheiten zu suchen, machte man sich hier frei von seinen Pflichten, besprach in der allgemeinen Erschlaffung der Sitten die Aufhebung der Missbräuche und einer verderbte den anderen, während man einander aufzuklären glaubte. Die Geschichte des menschlichen Geistes weist keine Zeit nach, wo der Widerspruch vollständiger war zwischen dem, was man

Sinn des Werkes.

Die Salons.

[1]) Histoire de la Littérature française, IV, p. 504—505.

zu thun vorschützte, und dem, was man wirklich trieb, zwischen den Schriften
Gesicht und Maske. und dem Leben, zwischen der Maske und dem Gesicht. Die Rolle, die man spielte, war Menschenliebe, Verehrung des Rechtes; der Kern war Grundsatzlosigkeit, die augenblickliche Laune gab das Gesetz. Das Gewissen sprach leise, als habe es Angst, selber ein Vorurtheil zu sein. Gut und Bös war eine Sache des Temperaments, die eigenen Laster schrieb man auf Rechnung der Gesellschaft. Wenn man in Büchern öffentlich Unschuld gepredigt hatte, glaubte man im Privatleben von seinen sittlichen Verbindlichkeiten frei zu sein. In den Büchern dieser Schriftsteller ist ein steter Streit zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem, was besteht, und dem, was kommen soll,
Gottlosigkeit. zwischen Religion und Philosophie. Liest man die Briefe dieser Gelehrten, so handelte es sich um lauter persönliche Fragen und tritt eine Eitelkeit der andern entgegen. Die Leute, die so hoch sprechen vom Beruf des menschlichen Geistes, drehen sich da in kläglich engen Kreisen: sie loben einander, ohne dass es ihnen ernst ist; sie liebkosen einander, ohne dass sie sich mögen; sie wetteifern in boshaften Witzen und Schmähungen über ihre Gegner. — Wenn die Schule der „Encyklopädie" etwas Gutes geschaffen hat, so kann man mit vollem Recht sagen, dass es bisweilen im Plane Gottes liegt, das Gute auch durch unwürdige Hände zu vollbringen. Die Encyklopädisten suchten den Menschen Gott zu nehmen, indem sie ihnen entweder vormachten, er sei unerfasslich, oder indem sie die Vorsehung leugneten unter dem Vorwande, man dürfe sie mit den Unregelmäßigkeiten der physischen und den Erbärmlichkeiten in der moralischen Welt nicht vermengen. Man nimmt aber dem Menschen Gott nicht allein, es verschwand auch das Gefühl seiner Wirksamkeit in der Natur, die zu uns von ihm nur dann spricht, wenn wir mit dem Glauben an ihn vor sie hintreten. Wieviele kräftige Seelen, die im Lesen der „Encykkopädie" Gott verloren hatten und nach ihm dürsteten, sieht man aus der glänzenden Aufnahme, welche die Schriften Bernardins de Saint-Pierre fanden, nur weil in ihnen von der Wirksamkeit Gottes in der Natur die Rede war. Seinem Sohne, der ihm aus Paris meldete, er habe die „Encyklopädie" gekauft, schrieb ein verständiger Vater zurück: „Setze Dich auf die ‚Encyklopädie' und lies Bernardin de Saint-Pierre." Die Philosophen sagten allerdings, wenn es auch keinen Gott gebe, wäre der Mensch doch verpflichtet, gut und gerecht zu sein. „Gegen wen", fragt Villemain,[1]) „verpflichtet und nach welchem Gesetze? Gott ist nicht bloß eine Nothwendigkeit als Vergelter des Guten und Bösen, sondern auch als Quelle aller Einsicht und Gesetz aller Gerechtigkeit. Gibt es kein höchstes geistiges Wesen, das vor allem war, hängt die Idee des Wahren und Guten nicht von einer ewigen Idee in Gott selber ab, ist sie nur ein irdisches Übereinkommen, aus

[1]) L. c. p. 174.

unsern Bedürfnissen und Vortheilen entstanden, so ist sie nichts. So verstehe ich den Satz von Malebranche: ‚Gott ist der Ort der Geister, wie der Raum der Ort der Körper ist.‘ Eine absolute Wahrheit setzt ein absolutes Wesen, einen Gott voraus.“

Katharina II.

Obschon er sich alle Mühe gab, gelang es Diderot doch nicht, Mitglied der Akademie zu werden. Als man selbst bei dem König Fürbitte für ihn einlegte, erklärte dieser kurzweg: er hat zu viele Feinde. Dagegen schmeichelte ihm Katharina II. von Rufsland. Als sie hörte, dafs Diderot in Geldnoth sogar seine Bibliothek verkaufen wolle, kaufte sie ihm dieselbe um 15.000 Francs ab, unter der Bedingung jedoch, dafs er für sie dieselbe überwache und einen Jahresgehalt als Bibliothekar von 1000 Francs annehme. Zwei Jahre später liefs sie ihm diesen Gehalt auf einmal auf fünfzig Jahre zum voraus anweisen. Freudig schreibt Diderot: „Ich bin jetzt in meinem Gewissen verbunden, noch fünfzig Jahre zu leben.“ — 1773 folgte er einer Einladung der Semiramis des Nordens nach Petersburg. Er wurde mit grofser Achtungsbezeigung aufgenommen. Diderot hatte unangemeldeten Zutritt zur Kaiserin alle Tage von 3 bis 5 oder 6 Uhr. Katharina schreibt über ihn an Voltaire: „Ich sehe ihn sehr oft, unsere Unterhaltungen nehmen kein Ende und alle Menschen sollten ein Herz haben wie das seinige.“ Diderot schreibt hinwiederum an die Voland: „Das Cabinet der Kaiserin stand mir jeden Tag offen; ich trat ein, man hiefs mich setzen, und ich plauderte mit meiner gewohnten Ungebundenheit. Bei dem Herausgehen mufste ich mir immer sagen: dafs, wenn ich die Seele eines Sclaven in dem Lande freier Menschen gehabt hatte, ich in mir die Seele eines freien Mannes in einem Lande fühlte, das man das Land der Sclaven nennt.“ — Die Kaiserin überhäufte ihn mit Geschenken und einer ihrer Adjutanten mufste ihn bis an die Grenze begleiten, als Diderot das Klima von Petersburg nicht mehr aushielt. Mit Friedrich II. kam er nicht zusammen. Der König stiefs sich am demokratischen Geiste in seinen Schriften: es herrsche darin ein selbstgefälliger und anmafsender Ton. Natürlich unterliefs Diderot in Paris nicht, mit den besten Farben seines Pinsels das Bild der Kaiserin von Rufsland zu verschönern.

Dichtungen.

Als Erzähler und Dichter schwärmte Diderot für das bürgerliche Trauerspiel und den Familien- und Sittenroman der Engländer. Es fehlt seiner Darstellung nicht an einem gewissen sinnlichen Feuer und seinen Dramen nicht an einzelnen rührenden und ergreifenden Scenen. Sein „Familienvater“ wurde häufig aufgeführt und hielt sich namentlich auf der deutschen Bühne und half dem weinerlichen Lustspiel und bürgerlichen Trauerspiele auf die Beine. Doch wird Diderot, indem er natürlich sein will, oft flach, und schwülstig, wenn er erhaben werden will. Immer declamiert er, reines Himmelslicht schimmert selten durch Stellen voll Glut. Unter seinen Erzählungen führt „Jacques le Fataliste“ den Satz durch, dafs alles Menschengeschick vorherbestimmt sei, schildert „Die Nonne“ („La Réligieuse“) den Kampf gegen das Klosterleben, — „Rameaus Neffe“ ist schon aus Goethes Übersetzung bekannt. Am besten gelangen Diderot kleine Erzählungen, hier zeigt sich sein Talent der Detailmalerei mit seiner Gedankenfülle im Bunde sehr wirksam. — Über die Pariser Kunstausstellung 1765 sollte Grimm in seiner Correspondenz Berichte erstatten, gestand aber Diderot voll Sorge, dafs er auch keinen Funken von Verständnis für Malerei oder Bildhauerkunst habe. Diderot machte sich dienstwillig sogleich an die Arbeit und lieferte 1765—1767 die „Salons“, anmuthige und anschauliche Schilderungen

Les Salons.

einzelner Kunstgegenstände. So wurde er der Urheber der französischen Kunstkritik. Doch ist er auch hier wieder oft leidenschaftlich, launisch, declamatorisch, und fährt mit den vollen Segeln der Sophistik.[1])

Charakter. Eine hochbegabte, kenntnisreiche, arbeitsame Natur voll von Widersprüchen, Mann des Gedankens und der Laune, ringend nach Wahrheit und Sophist und Declamator, Kritiker und Enthusiast, gutmüthig wie ein Kind und Lehrer von Sätzen, deren Ausführung Danton zu einem Schreckbilde in der Geschichte machte! Hin und wieder finden sich tief religiöse Stellen in seinen Schriften, die wie das Alpenglühen Erinnerungen an ein sonniges reingestimmtes Jugendleben wiederstrahlen, dann spricht sich wieder die wildeste Erbitterung gegen alle Religion aus, fanatischer Hass gegen das Christenthum! — Diderot war Lebensgeist und Mittelpunkt aller Befeindung der Kirche in jener Zeit, — er that die meiste Arbeit, sah frei von literarischer Eitelkeit am meisten auf die Sache. Im ganzen nie glücklich bei allem Ruhme und allen Huldigungen! Gesteht er doch:[2]) „Unter Schmerzen hilflos geboren werden, ein Spielwerk von Unwissenheit, Noth, Krankheit, Bosheit, Leidenschaft, Schritt vor Schritt zum Kindischsein zurücksinken, verkehren mit Schurken und Narren aller Art; nicht wissen, woher man kommt, wohin man geht, wozu man da ist, — dies nennt man Leben." Sein letztes Wort war: „Der Unglaube ist der Anfang der Philosophie." Er starb 1784.[3]) —

D'Alembert.

D'Alembert. Der andere der Dioskuren war d'Alembert, ebenso ruhig, nüchtern als Diderot ungestüm, leidenschaftlich, phantasievoll. Er war außerhalb der guten Gesellschaft geboren und hatte die Verirrung seiner Mutter die ganze Jugend hindurch zu tragen. Doch hob ihn sein Talent, sein Fleiß und die Stärke seines Charakters rasch zu einer Höhe empor, auf welcher er der Gegenstand der Beachtung der gebildeten Welt wurde.

D'Alembert war der uneheliche Sohn der Madame Tencin, einer Dame, die in den Zeiten der Regentschaft einen Salon hielt, und des Ritters Destouches-Canon. Seine Mutter ließ ihn auf der Treppe der kleinen Kirche Saint-Jean
Jugend. le Rond in der Nacht aussetzen 1717 und kümmerte sich nicht weiter um das arme Kind. Erst später, als d'Alembert schon einen Weltruf hatte, brüstete sie sich, seine Mutter zu sein — da wollte aber der Sohn von der herzlosen Mutter nichts wissen. — Der Polizeibeamte, der das Kind in Windeln fand, gab es aus Mitleid nicht in das Findelhaus, sondern zur Frau eines Glasers, die sich desselben wie eine Mutter annahm, und gegen die d'Alembert sein ganzes Leben

[1]) Sehr anziehend und belehrend sind die Bemerkungen Goethes zu einigen Urtheilen Diderots im Anhang zu „Rameaus Neffe", Bd. XXXVI, der Ausgabe von 1890.
[2]) Mémoires inéd. I, p. 202.
[3]) Naigeon, Mémoires sur Diderot (Edit. Brière).

hindurch sich dankbar bewährte. So entstand sein Name Jean le Rond d'Alembert. Der Vater fühlte Gewissensbisse und setzte dem Kinde einen kleinen Gehalt aus, so dass der Kleine in eine Erziehungsanstalt gebracht werden konnte, wo er so rasche Fortschritte machte, dass ihm der Lehrer bald bedeutete, er könne bei ihm nichts mehr lernen. Mit Eifer warf sich der Jüngling im Collège Mazarin auf die classische Literatur. Die Jansenisten, die an ihm einen zweiten Pascal heranbilden wollten, stellten ihm vergebens vor, dass die heidnische Dichtung das Herz austrockne. Einige Zeit schwankte d'Alembert, ob er Rechtswissenschaft oder Heilkunde als Berufsfach ergreifen solle. Endlich blieb er bei der Mathematik, gegen den Rath seiner Pflegemutter: „Sie wollen eben ein Philosoph werden! Wissen Sie, was ein Philosoph ist? ein Narr, der sich sein ganzes Leben quält, damit man nach dem Tode von ihm rede." D'Alembert hatte nicht das Glück, einen großen Lehrer in dem Fache zu treffen, für das ihn die Natur bestimmt hatte: er war Autodidact und hatte oft den Schmerz, in einem Buche zu finden, dass eine Entdeckung, auf die er stolz war, schon früher von anderen gemacht worden sei. Aber so rasch waren seine Fortschritte, dass er schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung „Über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit" und eine zweite „Über Integralrechnung" überreichen konnte; vierundzwanzig Jahre alt wurde er 1741 schon Mitglied der Akademie. Bald darauf folgten Abhandlungen „Über die Dynamik", „Über das Gleichgewicht und die Bewegung der Flüssigkeiten", „Über die Winde", „Über reine Analysis", folgten „Astronomische Untersuchungen". Die Regierung beauftragte ihn mit einem Gutachten über das Canalsystem Frankreichs. D'Alembert galt als eine Größe in der Mathematik.[1]) Studien.

Für andere wurde er eine Größe durch seine „Einleitung zur Encyklopädie" 1750, von welcher der erste Theil die Natur des menschlichen Geistes untersucht, und von den Kräften zu ihren Äußerungen in Sprache, Wissenschaft und Kunst übergeht. D'Alembert ist allerdings befangen im Wahne der Zeit,[2]) dass alle Vorstellungen des Geistes aus sinnlichen Eindrücken entstehen, allein er spricht darin auch Sätze aus, die nicht im Geiste Diderots sind,[3]) wie z. B. dass die Eigenschaften, die wir an der Materie beachten, nichts mit der Fähigkeit zu wollen und zu denken gemein haben, oder an einer anderen Stelle, dass die sittlichen Wahrheiten ebenso sicher seien als die geometrischen. Im zweiten Theile behandelt er die Forschritte der Wissenschaft bis auf seine Zeit und die Leser wurden von Stolz über die Ent- Discours préliminaire.

[1]) Condorcet, Eloge de d'Alembert.

[2]) Wie Staat und Religion entstehen nach dem Wahne der Zeit, zeigt ein einziger Satz in d'Alemberts Vorrede zur „Encyklopädie": „Die Quelle aller Erkenntnis ist die Erfahrung; die Quelle aller gesellschaftlichen Ordnung ist das Bedürfnis, uns anderer Menschen zu unserem Vortheil zu bedienen. Wer demnach die meiste Kraft hat, reißt die größten Vortheile an sich. Hieraus entsteht Druck, aus dem Unwillen darüber der Begriff von Recht und Unrecht, hieraus das Gefühl der Tugend und das Bedürfnis des Gesetzes. Das Höhere, was sich auf diesem Weg im Menschen entwickelt, ruft den Glauben hervor, als bestehe die Seele nicht wie alles andere aus Materie, sondern sei unsterblich, und als gebe es eine Gottheit." W. Kreiten, Voltaire, 2. Aufl., S. 399.

[3]) Villemain, l. c. 19me leçon.

an gründlicher Kenntnis der Geschichte. Die Philosophen selber erklärten dieses Buch als das schrecklichste, was noch erschienen sei. Ihm folgte der „Geist des Clerus“ [1]) 1770. Diese Schrift wurde vom Parlament verurtheilt, durch den Henker verbrannt zu werden.

Systême de la Nature.

Im gleichen Jahre erschien das „System der Natur“ [2]) — die Lehre des Materialismus in der derbsten und trostlosesten Weise. — Der erste Theil handelt von der Natur und ihren Gesetzen, vom Menschen, von der Seele und ihren Fähigkeiten, von der Unsterblichkeit und von der Glückseligkeit. Der zweite Theil handelt von der Gottheit, von den Beweisen für das Dasein Gottes, von den göttlichen Eigenschaften, von der Einwirkung der Gottheit auf das Glück der Menschen. Der Gedanke des Ganzen ist: Gott und Natur, Geist und Materie sind eins. Das All ist das große wiederkäuende Thier, welches seine Geschöpfe verschlingt, um neue hervorzubringen. Der Mensch ist das Werk der Natur, seine Gedanken, Willensregungen und Handlungen sind nur die nothwendigen Wirkungen seiner Wesenheit. Die Natur handelt nach unverbrüchlichen und ewigen Gesetzen. Was die Menschen Gott nennen, ist nur die Materie selbst und deren unabläßige Bewegung und Thätigkeit, der ewige Kreislauf des Entstehens und Vergehens, in welchem die Theilchen sich bald verbinden und sich bald wieder trennen. Die Formen wechseln, die Summe der Materie bleibt dieselbe. Der Tod ist nur Übergang in eine andere Daseinsform. Man kann nicht von Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit in der Natur sprechen, denn in ihr geschieht alles mit Nothwendigkeit und nach ewigen Gesetzen. Ein Gott über der Welt ist eine willkürliche Vorstellung, geradeso wie wenn der Mensch sich einbildet, er handle aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit, er habe ein selbständiges Ich, während die Seele nur eine Eigenschaft der Materie ist, nur der Körper selbst ist, wenn man ihn ausschließlich nach einigen seiner Verrichtungen betrachtet. Nur die größere Beweglichkeit des Gehirnes erhebt den Menschen über die Thiere und die leblosen Menschen. Auch die sittlichen Eigenschaften hängen vom Temperament, von Erziehung, Klima und Lebensweise ab. Heilung der Seele ist Heilung des Körpers. Es gibt ebensowenig einen angeborenen sittlichen Instinct als es angeborene Ideen gibt. Die Haupttriebfeder unseres Handelns ist die Selbstliebe; der Mensch begehrt von Natur aus das Nützliche und verabscheut das Schädliche. Tugend ist die Kunst, sich glücklich zu machen, indem man zum Glücke der anderen beiträgt. Je aufgeklärter die Menschen sind, umso besser werden sie. In einem Staate von Gottesleugnern werden die meisten glücklichen Menschen sein, — ein Satz, dem die Geschichte widerspricht.

[1]) Esprit du clergé.
[2]) Systême de la Nature ou des Lois du Monde physique et moral. Als Verfasser war ein Mirabaud genannt, der längst verstorben war.

So das „System der Natur" — es machte das größte Aufsehen. Dass Holbach der Verfasser sei, wussten nur die Eingeweihten. Der Inbegriff der Lehren der Philosophie war hier nur consequent, derb und trocken zusammengestellt. Vielen graute vor dem Inhalte. Voltaire bekämpfte diese Lehre, selbst Friedrich II. schrieb dagegen.[1]) Wie in jugendlich frischen Kreisen das Buch ekelerregend wirkte, schildert Goethe in „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben":[2]) „Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen, denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie, und so manches andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von allem, was darin lebt und webt, das Nähere, sowie das Allgemeinere erfahren. Dass hierin wohl manches vorkommen müsste, was den gemeinen Menschen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staate als unzulässig erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer war uns in dieser atheistischen Halbnacht zumuthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand! Eine Materie sollte sein von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiters die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dies alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unseren Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen, als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verlässt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen schweren, zwar bewegten, aber doch dichtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben."

Urtheil Goethes.

Diese schrecklichen Grundsätze auch für den gemeinen Mann, selbst für Diener und Köchinnen, mundgerecht zu machen, gab Holbach 1773 unter dem Namen des Pfarrers Meslier „Den gesunden Menschenverstand" heraus.[3]) Dieses Buch erlangte die weiteste Verbreitung, nicht minder „Das Gesellschaftssystem".[4]) Holbach dachte wie ein Demokrat, wenn er auch wie ein Aristokrat lebte. Die wildesten Grundsätze der Revolution wurden schon in diesen Holbach'schen Clubs ausgesprochen: dass allgemeine Bewaffnung zur Freiheit gehöre, dass Vorstellungen an die Regierung an der Spitze der Bajonnette überreicht werden müssen, dass die Hinrichtung eines Königs dem Geiste einer Nation einen neuen Aufschwung gebe. Es sind dies Äußerungen Diderots, der auch den Wunsch aussprach, mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König zu erdrosseln.[5]) —

Gesellschaftssystems.

[1]) Examen critique du Système de la Nature. Oeuvres de Fréderic, IX, p. 158 ff.

[2]) Buch 11, Bd. XXVI, S. 69.

[3]) Le bon sens ou idées naturelles, opposées aux idées surnaturelles.

[4]) Le système social ou les principes naturels de la morale et de la politique.

[5]) „Et ma main ourdirait les entrailles du prêtre au defaut d'un cordon pour étrangler les rois!"

Helvetius.

Helvetius. Seine Sittenlehre ist aber noch schwunghaft gegenüber der des Helvetius, welchem nur der Umstand einen Namen machte, dass der Geist der Zeit durch und durch negativ Jeden willkommen hieß, der die schon erschütterten Schranken vollkommen niederriss. Je kecker Einer Gott und Sittengesetz leugnete, umso mehr galt er als Philosoph. So gieng es auch Helvetius, der keine Natur von der Begabung Diderots war, in der Literatur nur Befriedigung seiner Eitelkeit suchte und im Leben selber hoch über seine Sittenlehre stand, so dass Rousseau über ihn im „Emil" die Worte schrieb: „Vergebens suchst du dich unter dich selber zu erniedrigen, dein Geist zeugt wider deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verleugnet deine Lehre." [1])

Lebensgang. Claude Adrienne Helvetius ist geboren zu Paris 1715, der Enkel und Urenkel von berühmten Ärzten; sein Vater hatte 1719 dem jungen König Ludwig XV. das Leben gerettet, wurde von da an Leibarzt, Staatsrath und erster Arzt der Königin. Der junge Helvetius zeigte Talent, aber noch mehr Ehrgeiz. Das Lesen der „Iliade" und des Quintus Curtius stimmten ihn kriegerisch. Schon sein Lehrer Poré sagte, dass man mit Lob ihn zu allem bringen könne. Lockes Buch „Über das menschliche Erkenntnisvermögen" befestigte auch ihn in der Anschauung, dass all unser Wissen nur von den Sinnen herrühre. Der Vater bestimmte ihn fürs Finanzfach und sandte ihn zuerst zu einem Verwandten, einem Generalpächter, nach Caen. Hier bestand eine Akademie und Helvetius wollte alsbald ihr Mitglied werden. Er schrieb ein Drama „Fiesco" und erhielt schnell Zutritt auf die Mahnung eines einflussreichen Mitgliedes: man habe genug Phöbuse, aber keinen Plutus (das heißt Dichterlinge, aber keinen Mann von Vermögen). Im dreiundzwanzigsten Jahre ward Helvetius durch die Gunst der Maria Leczinska Generalpächter, was ihm ein Einkommen von 300.000 Francs jährlich eintrug. Alles huldigte nun dem jungen, schönen und reichen Generalpächter, der aber bald in Lebensgenuss übersättigt Ruhm da
Ehrgeiz. suchte, wo er damals am glänzendsten zu erlangen war, in der Literatur. Er gab manchem Dichter einen Jahresgehalt, er huldigte Montesquieu, er drückte Voltaire seine Verehrung aus, er schmeichelte Diderot. Als Generalpächter beschützte er oft die Armen, als Gutsherr übte er viele Wohlthaten. Nach dreizehn Jahren legte er seine Stelle nieder, um ganz nur wissenschaftlichen Beschäftigungen zu leben.

De l'Esprit. 1758 erschien sein Werk „De l'Esprit" nach welchem unsere geistige Thätigkeit ganz von den Sinnen abhängt und der Mensch vom Thiere sich nur durch größere Vollkommenheit seiner physischen Organe unterscheidet und die einzige Triebfeder unseres Handelns unser Interesse ist, die Liebe zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerze. Der Nutzen ist der Grund aller Veränderungen in der sittlichen Welt, wie die Bewegung in der natürlichen. Wir lieben nur uns selber in den anderen. Es gibt nichts absolut Gutes. Recht und Unrecht wechselt nach Zeit und Land. Alle Menschen sind

[1]) Vergl. Louvet in der „Biographie générale", Bd. XXIII, S. 875—886.

gleich, haben dieselben Bedürfnisse. Die Ungleichheit der Talente hängt nur von äußeren Einflüssen ab, dass z. B. Leidenschaften erregt werden, die den Geist befruchten; man wird dumm, sobald man aufhört, von Leidenschaften bewegt zu sein. Die Erziehung macht den Menschen, zu dem, was er wird. Die Völker sind das, was die Gesetzgeber aus ihnen machen. Der Geist ist ursprünglich eine leere Tafel, erst das Leben beschreibt sie. Hunger und Liebe sind die großen Hebel im gesellschaftlichen Leben. Schiller fasst dies System in den Worten zusammen: „Es nährt sich das Getriebe von Hunger und von Liebe." [1])

Aufnahme.

Obschon trocken geschrieben, machte das Buch doch Aufsehen wegen der Keckheit der Sätze. Man erzählt, der Dauphin habe, das Buch in der Hand, entrüstet gesagt, er wolle der Mutter zeigen, was ihr Haushofmeister für Bücher drucken lasse. Der Censor, welcher die Erlaubnis zum Drucke gegeben, verlor seine Stelle. Das Parlament ließ ein Exemplar von Henkershand verbrennen. Der Erzbischof von Paris schleuderte den Bann dagegen. Helvetius schrieb einen Widerruf: „Ich wollte keine der Wahrheiten des Christenthums angreifen, zu dem ich mich aufrichtig nach aller Strenge seiner Lehrsätze und seiner Sittenlehre bekenne, dem ich all meine Gedanken, Ansichten und Fähigkeiten meines Wesens unterwerfe, überzeugt, dass all das fern von der Wahrheit ist, was mit seinem Geist sich nicht verträgt. — Das sind meine wahren Ansichten, mit denen ich gelebt habe, leben und sterben will." — Es war vergebens, gewisse politische Aussprüche reizten insbesondere, wie z. B.: „Hat der Sohn eines Faßbinders Geist, Muth, Klugheit, Thatkraft, unter Republikanern, wo das kriegerische Verdienst den Weg zur Größe öffnet, so kann er ein Themistokles, ein Marius werden, in Frankreich wird er höchstens ein Cartouche." — So nannte er auch die Hinrichtung Karls I. von England ein für das Wohl des Volkes nöthiges Opfer, um in Zukunft Jedem Schrecken einzujagen, der es wagen wollte, die Völker einer Willkürherrschaft zu unterwerfen. Auch Friedrich II. äußerte: „Es ist kein richtiger Gedankengang im Buche, nur verkehrte Sätze und Fehlschlüsse, geschraubte Dinge und vollständige Narrheit, an deren Spitze die französische Republik steht." — Selbst Diderot sprach sich gegen das Buch aus, das so viele falsche Grundsätze und Beweise eines schlechten Geschmacks enthalte. Madame du Deffand aber äußerte, das Buch sage nur das offen heraus, was alle Welt insgeheim glaube. Madame de Grafsigny behauptete, das ganze Buch sei in ihrem Salon zusammengefegt und zusammengestoppelt aus ihren Unterredungen und den Witzen ihrer Gäste. — Voltaire meinte: „Welche Thorheit, am Hofe den Philosophen und unter den Philosophen den Hofmann spielen zu wollen!" Grimm schreibt, sehr vieles im Buche sei aus Gesprächen mit Diderot entnommen. Dass von Robespierre 1792 Helvetius ein elender Schöngeist, ein sittenloses Wesen genannt und seine Büste im Jakobiner-Club in Stücke zerschlagen wurde, ist bekannt.

Widerruf.

Aber auch Freunde fand Helvetius trotz des erbärmlichen Gehaltes seiner Arbeit. So war der Geist der Zeit. Das Buch erlebte fünfzig Auflagen, es wurde in die meisten Sprachen Europas übersetzt. Gottsched meinte in der Vorrede zu seiner Übersetzung, weil von den Katholiken verfolgt, müsse diese Schrift den

[1]) Raumer, Beiträge, II, S. 540.

Protestanten besonders wert sein. Hume und Robertson priesen sie. Helvetius fand 1764 in England eine glänzende Aufnahme, im nächsten Jahre speiste er an der Tafel Friedrichs II. und wohnte in seinem Palast. Friedrich hatte jährlich zwei Millionen Thaler mehr nöthig und Helvetius richtete ihm in Preußen hiezu das französische Accise-System ein. Der König fand den Charakter des Mannes vortrefflich, wenn auch sein Buch ihn nicht überzeugen könne, das Volk aber verwünschte ihn. Hamann schreibt an Jacobi: „Und so hat der Staat seine eigenen Unterthanen für unfähig erklärt, sein Finanzsystem zu handhaben, und auf diese Weise sein Herz, d. h. die Börse seiner Unterthanen, einer Gesellschaft fremder Schwindler anvertraut, die mit allen seinen Zuständen unbekannt sind.“ [1]) — Auch andere deutsche Fürsten gewährten dem Franzosen die schmeichelhafteste Aufnahme.

Du Bonheur.

Nach Frankreich zurückgekehrt, beschäftigte sich Helvetius mit einem Lehrgedicht in sechs Gesängen „Über das Glück“, das unter den Menschen dann erscheinen würde, wenn diese aufgeklärter ihr Interesse mit dem der Gesammtheit zu vereinigen wissen würden. Seine Verse sind noch geschraubter und unklarer als seine Prosa. Voltaire urtheilte darüber: „Plutus ist nur ein Kammerdiener des Apollo.“ Niemand liest es heute mehr zu Ende. Nach seinem Tode erschien seine Schrift „Über den Menschen,“ [2]) seine geistigen Fähigkeiten und seine Erziehung“, in welchem er mit verbissenem Stolz trotz seines Widerrufes auf die Behauptungen in seinem ersten Buche zurückkommt und namentlich seinen Hass gegen das Christenthum ausspricht. Die ihn genau kannten, sagten, er glaube das Gegentheil von dem, was er schreibe, und seine einzige Leidenschaft sei, durch verwegene Behauptungen Ruhm zu erwerben. —

Die Bureaux d'Esprit.

Leben und Sitte.

Die Veränderung im ganzen Leben der Nation war groß. — Glanz nach außen, Mangel an Tiefe im Innern. Diejenigen, welche durch ihren Rang ein Beispiel geben sollten, zeigten, dass sie alle Achtung vor Principien aufgegeben hatten. Das niedere Volk, das gar keine Erziehung hatte, ahmte ihnen nach. Ehrenhaftigkeit war nur noch im Mittelstande, nahm aber auch hier mit jedem Jahre mehr ab. Der Sinn für Sittlichkeit schwand mit jedem Tage mehr. Der Unterschied von Rang und Stand nahm ab.[3]) Alle Classen der Gesellschaft vermengten sich. Die große Rolle spielten aber bald nur die Schriftsteller, sie bemächtigten sich der Gesellschaft, und sobald diese den Reiz geistreicher und witziger Rede empfunden, mochte sie denselben nicht mehr entbehren. Unter Ludwig XIV. kamen die Gelehrten an den Hof, der damals die Welt war. Jetzt nahm die Welt die Schriftsteller in Beschlag: sie verloren an Tiefe, an Kraft, an Würde; aber sie gewannen an Einfluss und Weltläufigkeit. Früher war Versailles, jetzt war Paris der Mittelpunkt

[1]) Preuß, l. c. III, S. 1—35.
[2]) De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation.
[3]) Duclos, Considérations sur les Moeurs de ce siècle. 1751, p. 101.

geistigen Lebens. Man traf sich in den Kaffeehäusern und in den Salons von Damen. Der Genuss des Kaffees hatte sich seit Ludwig XIV. verbreitet und machte das Gespräch geistig angeregter, aber auch die Stimmung reizbarer. Bei der Empfänglichkeit der Franzosen für Schönheit und Geist der Frauen bekamen einzelne Damen, welche Gelehrte in ihren Salons versammelten, großen Einfluss auf die Bildung und die Literatur der Nation. Hier wurden alle wichtigen Fragen durchgesprochen und bildete sich die öffentliche Meinung. Man darf das Treiben in diesen Salons in einer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nicht übergehen.[1] Salonleben. Bureaux d'Esprit.

Zuerst versammelte Madame Tencin hervorragende Männer aus allen Classen der Gesellschaft in ihrem Hause. Claudine, Alexandrine Guerin, Marquise de Tencin (geboren 1681), stammte aus einer angesehenen Familie zu Grenoble, welche sie fürs Kloster bestimmte, für das sie aber weder passte, noch Neigung hatte. Mit ihrem Geist und ihrer Beredsamkeit erreichte sie es, dass sie dasselbe verlassen durfte, und ein Canonicat in Neuville bekam. Aber auch hier behagte es ihr nicht, sie wusste Lossprechung von jedem Gelübde zu erlangen, begab sich nach Paris, wo sie durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Gewandtheit hervorragende Männer eroberte — zuerst Fontenelle, dann Bolingbroke, endlich Dubois, den sie vollkommen beherrschte, und der sie reich und ihren Bruder zum Cardinal machte. Sogar der Herzog von Orleans lag einige Zeit in ihren Banden, doch ihr Eifer für Politik nahm ihm wieder die Neigung zu ihr. Einige Zeit hindurch waren Beförderungen und Ehren nur durch sie zu erlangen. Der Tod Dubois und des Regenten machte ihrem politischen Einflusse ein Ende. Ludwig XV. bekam Gänsehaut, wenn er nur ihren Namen hörte, schwächte aber nicht ihren Einfluss auf die Gesellschaft. Noch immer war sie schön, dass sie Männer fesselte; 1726 erschoss sich ein Staatsrath Fresnay, den sie nicht erhörte, in ihrer Wohnung. Sein Testament enthielt Anklagen gegen sie und sie kam in Untersuchung, aus der sie sich aber glänzend herauszuwinden wusste. 1731 fieng sie wieder in Paris an, ein großes Haus zu machen, die ersten Geister ihrer Zeit trafen sich hier und sie herrschte wie eine Königin über sie. Ihr Eifer war schuld, dass Montesquieus Buch „Über den Geist der Gesetze" schnell in Paris verbreitet wurde. Ihr feiner und zugleich herrischer Geist hielt die Männer in den Schranken, denen sie hin und wieder auch tüchtige Lehren gab. So sagte sie zu Marmontel: „Der ist unglücklich, der alles von seiner Feder erwartet. Ein Schuhmacher kann sicher auf sein Brot rechnen, aber nicht ein Schriftsteller!" — Den Einfluss der Frauen auf die Literatur bezeichnet der Rath, den sie einem andern Schriftsteller gab: „Verschaffen Sie sich lieber Freundinnen als Freunde!" Zu Fontenelle sagte sie, auf seine Brust deutend: „Hier haben Sie kein Herz, sondern nur Hirn." Sie war selbst Schriftstellerin, und einer ihrer Romane[2] wird wegen der Kraft der Leidenschaft, der Einfachheit und der Naturwahrheit der Darstellung und der ergreifenden Wirksamkeit einzelner Scenen heute noch von französischen Literarhistorikern als die beste Leistung der französischen Schriftstellerinnen im achtzehnten Jahrhundert bezeichnet.[3] Die Tencin starb 1749; Tencin.

[1] Henry Martin, Hist. de France, XV, p. 329—330.
[2] Mémoires du comte de Comminges.
[3] Villemain, Tableau du XVIII. Siècle, p. 95. — Asse in der „Biographie générale", Vol. XLIV.

ihr Scepter war schon an die Geoffrin übergegangen, die ihr nachfolgte wie eine Bürgerliche einer Königin.

Geoffrin. Marie Thereſe Rodet, geboren zu Paris 1699, vermählte ſich in ihrem vierzehnten Jahre einem reichen Bürger Geoffrin, der bei ſeinem frühen Tode ihr ein großes Vermögen hinterließ. Sie hatte in ihrer Jugend wenig Bildung erworben, aber angeborener Reichthum und Feinheit des Geiſtes und Umgang mit Gebildeten erſetzten bald dieſen Mangel und ihre Herzensgüte und die edle Art, wie ſie ihren Reichthum verwendete, gewannen ihr raſch Einfluſs. In ihrem Hauſe traf man die erſten Männer Frankreichs, und Fremde meinten, ſie ſeien nicht in Paris geweſen, wenn ſie nicht bei der Geoffrin Zutritt gefunden hatten. Am Montag war bei ihr Diner für Künſtler und Kunſtfreunde, am Mittwoch für Philoſophen. Die Unterhaltung war belebt; noch ehe ſie in Hitze und Streit auszuarten drohte, gab ſie mit feinem Gefühl der Rede eine andere Wendung und hielt die Geiſter in Schranken. Wer einmal bei ihr Zutritt gefunden, der durfte in der Noth ihrer Hilfe verſichert ſein. Sie ſelber ſagte, ſie habe eine Neigung zum Verſchenken (humeur donnante). Eines Tags hört ſie, daſs der Graf Stanislaus Poniatowsky wegen Schulden ins Gefängnis komme; — augenblicklich befriedigte ſie ſeine Gläubiger. Bekanntlich wurde er ſpäter König von Polen. Ein andermal ſieht ſie ihre Milchfrau in Thränen, weil ſie eine Kuh verloren hat. Sie kauft ihr ſogleich zwei, eine um ihren Verluſt zu decken, und die andere, um ſie für ihren Kummer zu tröſten. Auf die armen Gelehrten regnete es Geſchenke, Kleider, Möbel, Geld. Sie gab und ſtachelte andere zur Wohlthätigkeit, ſie ſelber lebte ſehr einfach. Begreiflich, daſs ihr Name durch Europa flog. Als Poniatowsky König wurde, ließ er „ſeiner Mutter“ keine Ruhe, bis ſie nach Warſchau zu ihm zu Beſuch kam. Der ganze polniſche Adel fuhr und ritt ihr entgegen und führte ſie wie im Triumph ins Schloſs. Stanislaus hatte ihr in Warſchau ein Haus bauen laſſen, das ganz demjenigen glich, welches ſie in Paris beſaß, damit ſie ſich heimiſch fühlen ſollte. Katharina II. lud ſie zum Beſuch nach Ruſsland. Aber auch die große Kaiſerin-Königin empfieng ſie in Wien mit Auszeichnung. Maria Thereſia zog ſie zur Tafel und zeigte ihr ihre Gemächer. Die Geoffrin bat, ob ſie in deren Oratorium eine Lücke ausfüllen dürfe, und als Maria Thereſia es ihr gewährte, ſandte ſie ihr ein prachtvolles Gemälde von Carlo Marotto, wofür Maria Thereſia als Gegengeſchenk ein koſtbares Porzellan-Service ſandte. Ganz Paris unterhielt ſich von den Begebenheiten ihrer Reiſe. Die Franzoſen waren ſtolz auf die Auszeichnung, die ihren Schriftſtellern und ihren geiſtreichen Damen von den auswärtigen Mächten zutheil wurden. Wie ſchmerzlich ihr Hingang betrauert wurde, zeigt der Brief d'Alemberts an Friedrich II., worin er ſeine Einſamkeit bejammert, während ihn ſonſt die Freundſchaft der Geoffrin tröſtete, bei der er früher die Abend- und Morgenſtunden zubrachte: — jetzt ſeien alle ſeine Arbeiten nur Flickwerk. — Zutritt in Verſailles hat die Geoffrin nie gefunden, ein Beweis, wie unklug und geiſtlos die damalige Regierung war.[1])

Du Deffand. Minder liebenswürdig und gemüthvoll war Marie de Vichy-Chambrond, Marquiſe du Deffand. Sie ſtammte aus einer edlen Familie in Burgund und äußerte früh ungewöhnliche Gaben, aber auch religiöſe Zweifel. Ihre Verwandten ſandten den berühmten Maſſillon, um ſie zu bekehren, der aber

[1]) Camille Lebrun in der „Biographie générale“, Bd. XX. Thomas ſchrieb eine „Eloge de Mad. Geoffrin“.

wenig ausrichtete und über ihren Geist und ihre Schlagfertigkeit staunte. Ihre Eltern vermählten sie 1718 mit einem Marquis du Deffand. Die Ehe war unglücklich und wurde bald getrennt. Schön und verführerisch stürzte sich die du Deffand in die Genüsse der Welt. Ihr hoher Name, ihre Verwandtschaft, die Überlegenheit ihres Geistes warfen einen Schleier über die Verirrungen ihrer Jugend. Als sie einen Salon eröffnete, fanden sich bald die ersten Männer der Zeit ein. Auch Voltaire gehörte zu denen, welche in Prosa und Versen ihrer Schönheit und ihrem Geiste schmeichelten. Fürsten, fremde Gesandte, Minister, Schriftsteller waren immer in ihrem Hause zu finden. 1753 wurde sie blind. Sie nahm ein Fräulein Clara Francisca d'Espinasse zur Gesellschafterin. d'Espinasse. Die Espinasse war ein uneheliches Kind einer vornehmen Dame, die ihr eine glänzende Erziehung gab, sie als Schützling in ihr Haus aufnahm, ohne sich jedoch je als ihre Mutter zu bekennen. Die Gräfin Alban starb rasch weg, ohne etwas für ihre Tochter thun zu können, und die Espinasse befand sich in der größten Noth, als ihr die du Deffand die Stelle einer Gesellschafterin anbot. Einige Zeit hindurch waren beide mit einander zufrieden.

Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Die du Deffand war geistreich, aber hochmüthig und boshaft. Sie verwandelte Tag in Nacht, schlief den ganzen Tag, und ließ sich während der Nacht vorlesen. Der Dienst war anstrengend. Die Espinasse hatte eine hübsche Gestalt, war aber blatternarbig, aus ihrem seelenvollen Auge und durch ihre melodische Stimme jedoch sprach eine feinfühlige, schwunghafte Seele. Bald gefiel die Vorleserin der Gesellschaft mehr als die Herrin, namentlich war d'Alembert gefesselt von der Dienerin. Mehrere der Gäste kamen eine Stunde früher, als die du Deffand sie erwartete, und blieben im Zimmer der Espinasse. Als die Marquise dies hörte, kam es zum Bruche. Die Espinasse war mittellos, allein durch den Herzog von Choiseul erlangte sie einen Jahresgehalt vom König, die Geoffrin gab ihr einen Gehalt von 3000 Gulden, die Herzogin von Luxemburg kaufte ihr ein ganzes Ameublement und so eröffnete sie 1764 ihren eigenen Salon und bezauberte die Besucher durch die Weite und Feinheit ihres seltenen Geistes. Wenn sie sprach, vergaß man die Häßlichkeit ihres Gesichtes. Sie hatte ein Herz voll Liebe und suchte Gegenliebe, aber immer fand sie sich in der ehrgeizigen Hoffnung betrogen, daß ein hervorragender Mann um ihre Hand werben werde. Zuletzt setzte sie ihre Hoffnung auf den Marquis de Mora, den Sohn des spanischen Gesandten, aber seine Familie und dann sein Tod traten der Vermählung entgegen. Ein Herr Guibert, auf den sie noch Hoffnung gesetzt hatte, gab seine Hand einer anderen, und so viele Enttäuschung verzehrte diese brennende Seele, die Marmontel wegen ihres reichen Geistes und ihrer leicht erregbaren Phantasie eine zweite Sappho nannte. Sie starb 1776. „Ach, wäre sie fünfzehn Jahre früher gestorben," sagte die du Deffand, „sie hätte mir d'Alembert nicht weggenommen." Dieser war der stete Verehrer und in seinem Briefe vom 14. November 1776 an Friedrich II. gesteht er seinen Jammer, wie er sich allein in der Welt finde, auf ewig des vorzüglichsten Gegenstandes seiner Zuneigung beraubt, und wie seine Seele dann in Schmerz in sich zurücksinke, und wie er nur das Leere sehe, das sie umschließe und niederbeuge. In ihren Briefen an Guibert fand er die ihm schmerzliche Bemerkung: „D'Alemberts Gegenwart drückt auf meine Seele und macht mich mit mir selber gram. Ich fühle mich unwürdig seiner Freundschaft und seiner Tugend"; — aber kein Wort, was auf Liebe hinwies. Die du Deffand suchte sterbend Trost in der Religion, nur verlangte sie vom Pfarrer, er solle sie um

nichts fragen, und solle keine lange Rede an sie halten. Sie starb 24. September 1781.[1])

d'Epinay. Aber auch andere Damen eröffneten sogenannte Bureaux d'Esprit. Madame Necker empfieng jeden Freitag Gäste. Madame d'Epinay versammelte fünfundzwanzig Jahre hindurch einen Kreis von Schriftstellern um sich, sie selbst schriftstellerte; ihr Buch, „Conversations d'Emilie", wurde sogar von der Akademie gekrönt als ein sehr nützliches Werk für weibliche Erziehung. Der Stil ist rein, aber etwas kalt. Ihre „Denkwürdigkeiten", ein Roman nach Art von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben", enthalten sehr wichtige Beiträge für die Geschichte der damaligen Geistesrichtung.[2]) Nicht minder ist ihre Schwester, die Houdetot. Gräfin Houdetot (geboren 1730, gestorben 1813), als Dichterin und Freundin geistreicher Gesellschaft bekannt. Rousseau schwärmte namentlich für sie, und das Bild der Julie in der „Heloise" ist durch seine Leidenschaft für sie hervorgerufen. Quinault. Die Schauspielerin Quinault (geboren 1700, gestorben 1783) preist selbst Voltaire wegen ihrer liebenswürdigen und weisen Kritik seiner Dramen. Mitten auf dem Tische, um welchen sie Dichter, Gelehrte, Naturforscher versammelte, war immer ein Tintengeschirr, um witzige Einfälle, Gedichte, die der Augenblick eingab, sogleich niederzuschreiben.

Die Schriftsteller waren also die mächtigsten Männer der Zeit und geistreiche und schöne Damen schwangen über sie wie Feen einen Zauber- Zeitrichtung stab. — Sittlich besser war man hier nicht als in Versailles, aber offener. Dort war der schreiende Widerspruch, indem man sich zugleich auch immer religiös geberdete, hier sagte man sich keck von jeder Religion los. Verachtung der Kirche war zur allgemeinen Leidenschaft geworden. Man war rastlos bemüht, die Seelen, die noch glaubten, dieses ihres Inhaltes zu berauben, ist der Unglaube. in großen Büchern und in kleinen Flugblättern den Unglauben als allein vernünftig, schön und reizend darzustellen. — Philosophie war so viel als nicht an Gott und an Unsterblichkeit glauben und bald wollte jeder ein Philosoph sein. Diejenigen, welche noch am Glauben festhielten, scheuten sich, ihn öffentlich zu bekennen. Dass eine Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen könne, bedachten die wenigsten. Der Adel, welcher das bestimmteste persönliche Interesse hatte, am alten Glauben festzuhalten, gieng im Unglauben voran und machte aus der Gottlosigkeit einen Zeitvertreib für sein müßiges Dasein: Herzoge und Grafen schützten die Schriftsteller, welche am keckſten das Bestehende angriffen: diese wurden von der Regierung geräuschvoll, aber unwirksam angegriffen. Die Verfolgung schien mehr die Absicht zu haben, sie zum Schreiben anzuspornen, als sie davon abzuhalten. Man hat mit Recht bemerkt, dass volle Pressfreiheit der Kirche bei weitem nicht so nachtheilig

---

[1]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. Tome I. — Rousseau, Confessions, livre 11. — Désnoirestierres in der „Biographie générale", Bd. XIII.

[2]) Mémoires et correspondances de Mad. d'Epinay, renfermant un grand nombre de lettres inédites de Grimm, de Diderot et de J. J. Rousseau, ainsi que des détails très-curieux sur les liaisons de l'auteur avec les personnages les plus célèbres du dix-huitième siècle. Paris 1818. 3 vol.

gewesen wäre.[1]) In England sind dieselben Gedanken gegen die Religion ausgesprochen, aber eifrig bekämpft und schließlich von der Gesellschaft verworfen worden — die Regierung hat sich nicht eingemischt. In Frankreich galt der Hass der Kirche, weil sie als die Schützerin der verachteten Regierung dastand. Sobald sie gelähmt war, kam der Staat an die Reihe. Mit unpraktischen Ideen waren alle Köpfe erfüllt, weil alle Theilnahme des Volkes an der Regierung aufgehört hatte. Keine Erfahrung reinigte die Theorien. Die bestehenden Thatsachen wurden gering geschätzt, dagegen beherrschte eine ungemeine Zuversicht auf sich selber alle Köpfe. Sie glaubten, es sei etwas Leichtes, nach ihren Theorien die ganze Gesellschaft umzugestalten und unser Geschlecht neu zu beleben.

Veränderung im Nationalcharakter.

Die ganze literarische Bewegung ist nur ein Zeichen des krankhaften Zustandes, in welchem sich das französische Volk damals befand. — Fremde bemerkten eine Veränderung im französischen Nationalcharakter. Walpole, der Sohn des Ministers, findet bei seinem Aufenthalt in Paris, die fröhliche Beweglichkeit sei verschwunden, ans Lachen dürfe man gar nicht mehr denken. Die Franzosen trügen Philosophie, Literatur und Freigeisterei zur Schau. „Mit ersterer befasste ich mich nie, der zwei anderen bin ich längst müde. Freidenkerei ist Sache des eigenen Beliebens, passt aber nicht für die Gesellschaft. Übrigens hat man entweder Gewissheit erlangt, oder weiß, dass dies nicht möglich ist. Und was andere betrifft, so glaube ich, es stecke ebensoviel Bigotterie dahinter, ob man sie berede, eine Religion anzunehmen oder zu verlassen. Ich speiste heute mit einem Dutzend Gelehrter und das Gespräch wurde, obschon alle Bedienten zugegen waren, selbst über das Alte Testament viel zwangloser geführt, als ich es an meinem eigenen Tisch in England dulden würde, wenn auch nur ein einziger Lakai anwesend wäre.“[2]) — „Die Männer“, fährt Walpole fort, „wollen zuerst Gott und dann den König zu Boden haben, — ein Werk, an dem Jung und Alt, Männer und Weiber auf das eifrigste arbeiten. Die Männer im allgemeinen sind langweilig und geistlos, eitel und unwissend; sie tragen Ernsthaftigkeit zur Schau, weil sie das für philosophisch und englisch halten.“ — Über die Philosophen spricht Walpole schlimm, sie seien oberflächlich, anmaßend, absprechend und fanatisch, kurz im höchsten Grade unangenehm und völlig unerträglich. Sie predigen unaufhörlich, und zwar den barsten Atheismus. Sie hassen die Priester, sähen aber gern einen Altar zu ihren eigenen Füßen, weshalb es viel angenehmer sei, sie zu lesen, als mit ihnen umzugehen. Selbst Voltaire genüge ihnen nicht mehr. Eine ihrer Jüngerinnen habe von ihm gesagt, er sei ein Frömmler, das heißt ein Deist. Viele Männer geberdeten sich nämlich nur als Atheisten, weil es Mode sei, und sie nicht zu widersprechen wagen. Die Wirkung, welche diese Lehren für viele hatten, schildert Walpole bei einem späteren Ausfluge nach Paris 1771: die Kirchen seien leer, sie glichen verlassenen und zur Zerstörung bestimmten Theatern, der Mangel an Andacht sei auffallend, die Geistlichen giengen einher, wie wenn nicht lange mehr ihres Bleibens wäre.[3]) —

Die Philosophen.

[1]) Tocqueville, Das alte Staatswesen und die Revolution. Leipzig 1857. Bd. III, Capitel 2.

[2]) Walpole, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. und Georgs III., S. 122.

[3]) Ibid., Einleitung (Das XVIII. Jahrh. in Walpoles Briefwechsel), S. 125—135.

Noch einmal Voltaire.

Die reichste Thätigkeit unter den sogenannten Philosophen entfaltete
Voltaire. Voltaire.

Wir verließen Voltaire bei der Abreise aus Preußen. Durch seine Ränke, seine Habsucht, seine Bosheit hatte er sich um die Gunst des Königs und um seine glänzende Stellung gebracht. In Preußen geschah ihm, was überall; man bewunderte zuerst sein Genie; sobald man aber seine Bosheit und Verlogenheit kennen lernte, wandte man sich von ihm weg. Dem Rausche der Bewunderung folgte der Hass gegen den ehrlosen Ränkeschmied. Der Abschied vom König 26. März 1753 war kalt: „Also Herr von Voltaire, Sie wollen durchaus abreisen!" — „Meine Angelegenheiten, Sire, meine Gesundheit!" — „Schon gut, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise!" — damit wandte ihm der König den Rücken — und beide sahen sich nie wieder. — Voltaire reiste ungern ab, gar nicht eilig; in Leipzig hielt er sich noch auf, um seinem Hass gegen Maupertuis zu genügen; in Gotha blieb er einige Zeit, um noch Hofluft einzuathmen. Dann kam die Züchtigung in Frankfurt und als Trost für die große Demüthigung der schmeichelhafte Empfang am Pfälzer Hofe in Schwetzingen. Gerne wäre er nach Paris zurückgekehrt und strengte sein Talent, zu schmeicheln und Ränke zu spinnnen, vergebens an, um als Kammerherr am Hofe in Versailles wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Vergebens; seine Nichte konnte ihm nur melden, man betrachte ihn in Versailles als ein räudiges Schaf und wolle nicht, dass er die Ansteckung nach Paris bringe. Also war er verbannt von Paris und Versailles. — Damals beantwortete auch die Nichte, Madame Denis, seinen Vorwurf, sie verbrauche ihm zu viel Geld, mit den harten, aber gerechten Worten: „Was Herz und Gemüth anlangt, sind Sie der niederträchtigste der Menschen. Ich werde aber so gut wie möglich die Laster dieses Herzens verbergen"[1] — er musste also ihr Schweigen mit Geld erkaufen. In Kolmar hielt er sich kurz auf, weil dort bei einem Bruder Schöpflins die „Reichsannalen" gedruckt werden sollten. Um die Geistlichen zu gewinnen, die sein Treiben argwöhnisch beobachteten, ließ er einen Kapuziner zu sich bitten und beichtete diesem, gieng dann zur Kirche und empfieng die heilige Communion. Seine Freunde in Paris lachten über Voltaires „erste Communion" und Friedrich II. ließ ihm Vorwürfe machen über das traurige Ärgernis, das er im Reiche Satans gegeben habe, und Voltaire gab zur Antwort: „Ist es denn ein Verbrechen, dass ein Teufel in die Messe geht, wenn er sich im Pfaffenlande befindet?"[2])

In Senones. Einige Zeit hielt sich Voltaire dann in der Abtei Senones auf deutschem Reichsgebiete auf, genoss die edelste Gastfreundschaft der Benedictiner und ließ es hier sich wohl sein, während er nur Belehrung und Bekehrung anzustreben
Calmet. schien. Augustin Calmet (1672—1757), einer der größten Gelehrten und edelsten Männer des vorigen Jahrhunderts, dessen Werke auch von Protestanten hochgelobt, benützt, ins Deutsche, Holländische, Englische übersetzt wurden,[3]) hatte

---

[1]) Kreiten, l. c. S. 333.

[2]) Ibid. S. 335.

[3]) La Bible en latin et en français avec un commentaire littéral et critique. Paris 1707—1716, in 23 Quartbänden. Viele Auflagen. — Dictionnaire historique et critique chronol., géographique et littéral de la Bible. 1722—1728. — Histoire

ihn früher einmal eingeladen, um für seine historischen Studien die großartige Bibliothek seines Klosters zu benutzen. Der edle Benedictiner war entzückt über den frommen Sinn, den Voltaire kundgab, über die demüthige Art, mit der er, eine Kerze in der Hand, bei der Frohnleichnams-Procession hinter dem Sanctissimum hergieng; er ahnte nicht, dass dies nur Heuchelei sei. Er hatte Voltaire freien Aufenthalt in der Bibliothek gestattet, die reich war an seltenen Büchern und Handschriften; er ahnte nicht, dass Voltaire einige der wichtigsten durch das Fenster einem drunten stehenden Diener zum Forttragen reichen würde. Die fleißigen Mönche lösten Voltaire manche Schwierigkeiten in der Schrifterklärung; sie ahnten nicht, dass ihre Arbeiten von ihm zu Einwürfen gegen die Bibel benützt werden würden. Als man den Abgang der Bücher bemerkte, forderte der Abt vergebens die hinausgegebenen Bücher zurück. Voltaire leugnete mit „seiner gewohnten Wahrhaftigkeit". So lohnte er Gastfreundschaft mit Diebstahl.

In Kolmar überraschte ihn auf ihrer Reise nach Montpellier die Markgräfin von Bayreuth. Voltaire suchte durch sie wieder in ein günstiges Verhältnis zu ihrem Bruder zu gelangen, dem er seine Werke sandte. Friedrich II. sagte darüber zu seinem Secretär d'Arget: „Sollten Sie es glauben! Voltaire hat nach all den Streichen, die er mir gespielt, wieder Schritte gethan, um hieherzukommen! Doch Gott soll mich davor bewahren. Er ist nur gut zu lesen, ihn kennen zu lernen, ist gefährlich!" [1] Wilhelmine.

Von Lyon, wo ihn die Bevölkerung mit Wärme empfieng, aber der königliche Intendant mit Kälte, und ihm der Erzbischof erklärte, er könne einen Mann wie ihn nicht zur Tafel einladen, denn damals drohte ihm eine Untersuchung wegen der „Pucelle", flüchtete Voltaire nach Genf, wo er sich ankaufen wollte. Zwar durfte ein Katholik nicht Bodenbesitzer dort sein, aber Voltaire gab solche Erklärungen, dass die Regierung das bisherige Gesetz übersah. Voltaire wurde nun Besitzer von Ferney und lebte von seinen Ersparnissen wie ein großer Herr, hielt vier Wägen, sechs Pferde, einen Kutscher, einen Postillon, zwei Lakaien, einen Kammerdiener, einen französischen Koch, machte ein vornehmes Haus und baute ein eigenes Theater, auf welchem er seine Stücke aufführte. Genf.

Er war also in Ferney reich, unabhängig wie ein König und bei seiner seltenen Lebenskraft und Frische auch in hohen Jahren für die Zwecke der Partei fieberhaft thätig. Flugschriften, Gedichte, Romane, philosophische Arbeiten strömten aus seiner Feder. — Gedruckt wurden sie bald in der Schweiz, bald in Holland, viele unter fremdem Namen, oft längst Verstorbener, denn Voltaire meinte: „Ich bin ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Märtyrerthum" — und schrieb an d'Alembert: „Melden Sie mir ja, sobald die geringste Gefahr droht, damit ich das Werk in allen öffentlichen Blättern mit meiner gewohnten Unschuld und Ehrlichkeit ableugne." — In streng wissenschaftlicher Form philosophische Ansichten mitzutheilen, war nicht Voltaires Sache — das noch am meisten zusammenhängende Werk ist sein „Philosophisches Wörterbuch". [2] — „Der Patriarch von

sainte de l'ancien et du nouveau Testament et des Juifs. Paris 1718. — Histoire ecc. et civile de Lorraine depuis César jusque 1775. Nancy, 7 vol.

[1] Kreiten, l. c. S. 388.

[2] Dictionaire philosophique.

Ferney" theilt seine Ansichten mit, wie ihn der Augenblick bestimmt, bald in Gedichten, bald in Romanen. Bei seinem Witz, Muthwillen und seiner Laune, bei der Lebendigkeit und der packenden Art seiner Darstellung ist er jedoch mit seinen vielen Schriften viel wirksamer gewesen, als wenn er in einer einzigen, in strengem Zusammenhang seine Anschauungen mitgetheilt hätte.[1]) — Immer frisch und zündend ist er in der Form. Der Inhalt dagegen ist meist nur Wiedergabe der von englischen Deisten schon ausgesprochenen Lehren. Voltaire hat das Erz, welches jene an den Tag brachten, in kleine Münzen umgeprägt und durch die Welt verbreitet.

Lissabon. Tagesereignisse gaben den Anlass zu seinen Schriften. Am 1. November 1755 erfolgte das Erdbeben, welches Lissabon größtentheils zerstörte. Wir wissen aus Goethe, welch tiefen Eindruck es in Deutschland hervorbrachte. Wir lesen in Walpoles „Denkwürdigkeiten", dass es die Gemüther in England mit Schrecken erfüllte: London werde das gleiche Los treffen, denn es fehle nicht an Sündern. Ein verrückter Soldat verkündigte den Untergang der Hauptstadt und die Leute verließen scharenweise London, um die verhängnisvolle Nacht auf Booten, im Feld und in Kutschen zuzubringen. Die Frauen ließen sich Erdbebenmäntel machen, um sich warm zu halten, weil sie außer dem Hause wachen müssten. In Erwartung des Unterganges spielten die Leute, so dass ein Geistlicher ausrief: „Welch gottloses Volk. Ich glaube, dass, wenn die Trompete des jüngsten Gerichts ertönt, sie würden wetten, man blase zu einem Puppenspiel." — Übrigens hatte die Aufregung die Folge, dass die Maskenbälle abgeschafft wurden, um die himmlische Langmuth nicht zu ermüden. — Voltaire gab das Ereignis Anlass,[2]) die Lehre des Leibnitz von der besten Welt zu

Candide. verhöhnen in seinem berühmten Roman „Candide oder die beste Welt", der Geschichte eines westfälischen Barons, der in der Lehre des Leibnitz erzogen, nach Reisen durch die halbe Welt und Schicksalen aller Art zur Ansicht kommt: man muss arbeiten, ohne viel zu grübeln; so allein kann man das Leben erträglich finden. Es geht einmal in dieser Welt alles bunt durcheinander. Es ist nothwendig, dass es Verbrechen und Unglück gibt; gäbe es nur Gutes und nichts Böses, so wäre diese Erde eine andere Erde, eine andere Ordnung der Dinge. Gott hat gemäß seiner unendlichen Macht eine unendliche Menge von Welten geschaffen, deren keine der anderen gleichen kann. Vollkommen ist nur diejenige, welche der Aufenthalt des höchsten Wesens selber ist, dem das Böse sich nicht

Zadig. nahen darf. Dies ist die Lehre in der Erzählung „Zadig oder das Geschick", und in „Memnon oder die menschliche Weisheit" wird geradezu behauptet, unser Erdball sei unter den hunderttausend Millionen der unterste,

L'Ingenu. nahezu eine Art Tollhaus des Universums. — Im „Naturmenschen" ist die Schilderung des Gegensatzes des schlichten gesunden Menschenverstandes zur Verschrobenheit der Sitten und zur Künstelei des Glaubens der Hauptzweck. Ein nach Europa verschlagener Hurone kommt durch das, was ihm in Frankreich begegnet, zur Überzeugung, dass in Staat und Kirche alles auf den Kopf gestellt sei.

Ein Justizmord, den das Parlament in Toulouse 1762 sich zuschulden

---

[1]) Strauß, Voltaire IV.

[2]) Zunächst zu einem Gedicht „Désastre de Lisbonne", dann zu „Candide ou l'Optimisme". Genève 1754.

kommen ließ, gab Voltaire den Anlaſs zu ſeiner beredten Schrift „Über die Toleranz“.[1]) Ein proteſtantiſcher Kaufmann, Jean Calas, wurde gerädert, weil das Volk glaubte, er habe ſeinen eigenen Sohn, der ſich wahrſcheinlich ſelber erhängt hatte, darum umgebracht, weil dieſer habe katholiſch werden wollen. Die ganze Verhandlung war übereilt. Ein jüngerer Sohn des ungerecht Hingerichteten flüchtete nach der Schweiz und durch ihn erhielt Voltaire Nachricht von dem ganzen Prozeſs. Eine fieberhafte Erregung ergriff ihn: er ſchrieb Briefe an alle Welt, und erreichte es wirklich 1765, daſs das Urtheil umgeſtoßen, der Hingerichtete ſammt ſeiner Familie für unſchuldig erklärt und letzterer eine Entſchädigungsſumme von 36.000 Livres zuerkannt wurde. Voltaire findet in ſeiner Schrift die Wurzel der Intoleranz im Chriſtenthum ſelbſt, obwohl er, um ſich zu decken, Jeſus ſelber als Muſter wahrer Duldſamkeit hinſtellt und den Chriſten zuruft: „Wollt ihr würdig ſein eures Meiſters, ſo werdet Märtyrer, aber keine Henker!“ Er preist die Griechen und Römer, die allerdings gegen Andersgläubige duldſam waren, weil ſie deren Götter in ihren Götterkreis aufnehmen konnten; nur gegen die Chriſten waren ſie nicht tolerant, denn hier war der Glaube an einen Gott, der die anderen Götter ausſchloſs. Der Glaube an einen einzigen wahren Gott verwirft die anderen Götter als nichtig, und inſofern iſt allerdings im Chriſtenthume eine gewiſſe Ausſchließlichkeit, aber mit dem Glauben ſoll die Liebe Hand in Hand gehen. Bei Voltaire hat das Wort Toleranz jedoch nur die Bedeutung der Duldung Andersgläubiger, weil es mit allen Religionen Nichts ſei. Er verhöhnt es, andere zu ſeinem Glauben herüberziehen zu wollen, da Gott ſelbſt ſeine Sache am beſten führen werde, weil er innerlich zu gar keiner Kirche ſich bekennt. Über Toleranz.

Ein anderer Juſtizmord gab Voltaire bald Anlaſs, von neuem als Vertreter der Gerechtigkeit gegen Verfolgungsſucht aufzutreten. Bedrohte wandten ſich von allen Seiten an ihn, er verfügte wie ein König über die Philoſophen und ihren Anhang. Vernunft und Toleranz war der Ruf, der von Ferney ausgieng und durch ganz Europa wiederhallte! Voltaire ſchrieb damals an d'Alembert das bittere Urtheil über ſeine Landsleute: „Ich begreife nicht, wie denkende Weſen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die oft zu Tigern werden. Was mich betrifft, ſo ſchäme ich mich, auch nur an der Grenze zu wohnen.“

Fragen wir nach dem Kern der Lehren, welche Voltaire von Ferney aus in ſo vielen Schriften und Flugblättern verbreitete, ſo iſt es zunächſt die Lehre, daſs ein Gott iſt. Doch iſt ihm der Glaube an ihn nicht Bedürfnis des Gemüthes, ſondern Ergebnis des Denkens. Der kosmologiſche und phyſiko-theologiſche Beweis haben für ihn volle Kraft. Alles, was in der Welt iſt, hat Sein und Bewegung nicht von ſich, ſondern von einem anderen und dieſes wieder von einem anderen. Dieſe Betrachtung führt zuletzt auf ein Weſen, welches ſein Daſein aus ſich ſelber hat, nothwendig iſt und immer geweſen, und Urſprung aller Dinge iſt. Ich bin, alſo muſs von aller Ewigkeit her etwas vorhanden geweſen ſein; wäre dies nicht der Fall, ſo wäre das All durch ein Nichts entſtanden. Ich bin bewuſst und vernünftig, alſo muſs es ein ewiges Vernunftweſen geben. Die Atheiſten könne Lehre von Gott.

[1]) Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas. 1762.

man mit dem Worte widerlegen: „Ihr seid, also gibt es einen Gott.“[1] Sehr oft und in verschiedener Weise bringt Voltaire den physiko-theologischen Beweis vor:[2] „Wie wir beim Anblicke einer Uhr auf das Dasein eines Uhrmachers schließen, so müssen wir beim Anblicke der bewunderungswürdigen Welt an einen schaffenden Meister denken — und dieser Werkmeister muss die höchste Weisheit und ewig sein. Die Welt ist mit Intelligenz gemacht, also ist sie von einer Intelligenz gemacht. — Auch der Nützlichkeitsbeweis wird von ihm geführt: „Ohne den Glauben an Gott kann keine Gesellschaft bestehen, er ist also eine Nothwendigkeit; wir wären im Elend ohne Hoffnung, im Laster ohne Gewissenspein. Die Gesetze müssen uns vor offenkundigen Verbrechen schützen, die Religion vor geheimen.“ An den Prinzen Heinrich von Preußen schreibt Voltaire sogar den berühmten Satz: „Wenn Gott nicht vorhanden wäre, so müsste man ihn erfinden; aber die ganze Natur ruft uns zu, dass er vorhanden ist. Sagt uns die Natur, dass ein allmächtiger weiser Gott ist, so lehrt uns die Gesellschaft, dass er ein gerechter Vergelter von Lohn und Strafe sein müsse.“ Mehr wagt Voltaire nicht von Gott auszusagen. Einmal äußert er sich sogar: „Ich glaube, dass es ein intelligentes Wesen, eine bildende Kraft, einen Gott gibt. Über alles weitere tappe ich im Finsteren. Heute behaupte ich eine Idee, morgen zweifle ich daran, übermorgen leugne ich sie, und jeden Tag kann ich mich irren. Alle ehrlichen Philosophen, wenn sie einmal von der Leber weg sprechen, haben mir gestanden, dass es ihnen nicht anders gehe.“[3]

Ursprung des Übels.

Nicht weniger schwankend ist Voltaire in der Frage, woher das Übel in der Welt. Zuerst leugnete er optimistisch das Übel, es gebe eigentlich keines, alle besonderen Übel bilden das allgemeine Beste. Seit 1755 erklärte er die Frage nach dem Übel[4] für ein unentwirrbares Gewirr, aus dem es keine Rettung gebe, als im Glauben an die Vorsehung. Das höchste Wesen sei stark, wir seien schwach, jenes unendlich, wir nothwendig beschränkt. Der einzelne Strahl sei nichts gegen die Sonne, wir müssten uns nur demüthig der höheren Klarheit unterwerfen, die uns in der Dunkelheit der Welt aufhelle. Ob alles gut oder bös sei, wir sollen so handeln, dass alles besser werde.[5] — In der Frage nach der Natur der Seele und ihrer Unsterblichkeit blieb Voltaire in ewigem Schwanken begriffen. Seine eigentliche Herzensmeinung ist:[6] „Wir wissen durchaus nicht, weder was uns leben, noch was uns denken macht. Ob die Seele Geist oder

Natur der Seele.

---

[1] „Vous existez, donc il-y-a un Dieu.“ Homélie sur l'Athéisme.

[2] Im Briefe gegen Holbach, im „Traité de Métaphysique“, im „Philosophe ignorant“. Im „Dict. philos.“ heißt es: „Je ne vois dans la nature comme dans les arts que des causes finales. Il n'y-a-point de nature, il n'y-a-que de l'art.“

[3] „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer, mais toute la nature nous crie qu'il existe.“ Oeuv. (Gothaer Ausgabe), vol. 54, p. 418.

[4] Tout est bien und Tout en Dieu im „Philosophischen Wörterbuch“.

[5] „Que tout soit mal ou bien, faisons que tout soit mieux.“ Désastre de Lisbonne.

[6] Artikel Ame im „Philosophischen Wörterbuch“.

Materie ist, ob sie bei unserer Geburt aus dem Nichts hervorgeht, ob sie nach uns lebt in Ewigkeit — was sind diese Fragen, die so erhaben scheinen? Nichts anderes, als die Frage eines Blinden an einen anderen Blinden, was das Licht sei." — Von der Annahme der selbständigen materiellen Natur der Seele hält ihn die Betrachtung ab, wie Denken und Essen in naher Beziehung stehen;[1] er könne nicht zwei Wesenheiten in sich annehmen, eine, welche denkt, und eine, welche verdaut. Folgerichtig durchgeführt müsste nach Voltaire derjenige, welcher am besten verdaut, auch der beste Denker sein. — Ihn stört ferner die Betrachtung: „Alle, die eine immaterielle Seele annehmen, sind daher auch genöthigt, zu sagen, die Seele denke unaufhörlich. — Aber denken wir auch, wenn wir tief und gesund schlafen? Denkt der Ohnmächtige, der sich in Wahrheit in einem vorübergehenden Tode befindet; wenn aber der Mensch nicht denkt, so ist es ein Widerspruch, in ihm eine Substanz anzunehmen, deren Wesen das Denken ist" — als ob alle Thätigkeit der Seele immer aus der Tiefe auf die Oberfläche des Bewusstseins träte. — Seine ganze Anschauung von der Seele ist flach. — Gern hätte er wieder hie und da an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, denn der Gedanke an eine Vergeltung ist ja nach ihm zu einem gesunden Zustand der menschlichen Gesellschaft ebenso nöthig, als der Glaube an einen Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. „Lande, wer kann," ruft er einmal aus: „wer aber sagt, ihr schwimmt vergebens, es gibt keinen Fuß Land, entmuthigt euch und raubt mir alle Kräfte."[2] — Diese Flachheit der Auffassung hängt mit der Annahme, die Sinneserfahrung sei lediglich Anfang und Grund aller Erkenntnis, mit der Leugnung aller angebornen Ideen zusammen. Eng damit ist die Leugnung der Willensfreiheit verbunden, auf welche Voltaire schließlich kam, nachdem er früher trotz aller Schwierigkeiten an Gott und Vorsehung glaubte. Derselbe Voltaire, welcher im Briefwechsel mit Friedrich II. als Vertheidiger des freien Willens auftrat, belobt in seinen späteren Jahren[3] den vollständigsten Determinismus: „Meine Ideen treten mit Nothwendigkeit in mein Gehirn; wie kann also mein Wille, der von diesen Ideen abhängt, zugleich von einer Nothwendigkeit abhängig und doch unbedingt frei sein." — Ist aber bei der Unfreiheit des Willens, beim Mangel angeborner Ideen nicht jedes feste Princip der Moral in Frage gestellt? — Nein, meint Voltaire. Zwar bringt niemand bei seiner Geburt den Begriff von Recht und Unrecht mit auf die Welt, aber die menschliche Natur ist so eingerichtet, dass allen in einem gewissen Alter diese Wahrheit sich herausbildet.[4] — Natura sibi consona, die Natur steht überall mit sich im Einklang. Das Gesetz der Gravitation wirkt auf alle Sterne; wie es auf einen Stern einwirkt, ja auf die ganze Stoffwelt, so wirkte auch das Grundgesetz der Moral in gleicher Art auf alle Menschen und Völker. Es gebe tausend Abweichungen in der Anwendung und Auslegung dieses Gesetzes, aber der Grnnd sei überall ein und derselbe; er ist die Idee von Recht und Unrecht. Sobald wir wissen, dass zweimal zwei vier sind, haben wir auch den Begriff von Recht und Unrecht. Alle Philosophen von Zoroaster bis auf Shaftesbury sind, so verschieden sie auch sonst denken mochten, in der Sittenlehre immer übereinstimmend gewesen.[5] Die Moral sei dieselbe bei allen Menschen, also komme sie von Gott. Der In-

Unsterblichkeit.

Determinismus.

[1] Philosophe ignorant.
[2] Oeuvres XXXIX. p. 139.
[3] Namentlich im Philosophe ignorant.
[4] Schreiben an Friedrich 11. October 1737.
[5] Philosophe ignorant, Cap. 36.

begriff derselben sei: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. — Thu deinem Nächsten, was du willst, dass er dir thue.“ [1])

Religionshass.

„Die Moral ist ewig,“ meint Voltaire, „aber die Religionen sind Menschenwerk.“ Voltaire spricht sich, wo er kann, gegen jede positive Religion aus, insbesondere gegen das Christenthum. Wo er noch am gemäßigtsten ist,[2]) da stellt er Christus über alle Morallehrer des Alterthums und lässt ihn sagen, er habe nie eine Religion stiften wollen. Schon in seiner „Epistel an Urania“ 1723 fasst er alles zusammen, was er gegen das christliche Dogma zu sagen vermag, indem er es verzerrt. Dort gesteht er offen:

Vernimm, Allmächtiger, zu dem ich flehe,
Vernimm auf deinem Himmelsthron die Stimme,
Die offen dir der Seele Leiden klagt.
Missfallen kann dir mein Unglauben nicht,
Denn offen liegt mein Herz vor deinen Augen:
Der Wahnsinn lästert, ich verehre dich.
Nicht einen Christen zwar darf ich mich nennen,
Denn wär' ich's, würd' ich dich noch lieben können! —

und schließt mit der Moral:

Gedenke, dass des Höchsten ew'ge Weisheit
Mit eig'ner Hand der heiligen Natur
Religion dir tief ins Herz geschrieben.
Glaub' mir, dass deines Geistes lautern Freimuth
Sein ewig unversöhnter Hass nicht trifft;
Glaub', dass vor seinem Thron stets überall
Das Herz des Guten kostbar ist; ja, glaub' mir's,
Dass ein bescheidener Bonz, ein milder Derwisch
Vor seinen Augen eher Gnade finden,
Als ein unbarmherziger Jansenist
Und als ein Priester, den die Herrschgier stachelt.
Und was auch liegt dran, unter welchem Titel
Wir zu ihm flehen? Jede Huldigung
Nimmt väterlich er auf und keine ehrt ihn.
Ein Gott bedarf nicht unsrer Andacht; können
Wir ihn beleidigen, ist's durch böses Thun.
Denn nur nach unseren Tugenden, mit nichten
Nach unseren Opfern, wird der Herr uns richten.

Bei dieser Ansicht vom Christenthum blieb Voltaire, obschon er, um andere zu täuschen, hin und wieder zum Abendmahl gieng, ja sich sogar zum zeitlichen Vater der Kapuziner im Lande Gex ernennen ließ. Es war das eines Mannes unwürdige Possenspiel, wenn er sich, vierundsiebzig Jahre alt, obschon kerngesund, ins Bett legte und für todtkrank ausgeben ließ, nur um durch diese Täuschung die Sacramente zu erlangen, und dann munter aus dem Bette sprang und sich über die Geistlichen und die Sacramente lustig machte. Der Aufenthalt in Ferney ist die Zeit, da ein Angriff gegen die Kirche auf den andern folgte,[3]) unter dem

[1]) Oeuvres XXXVI, p. 102.
[2]) Im Artikel Réligion im „Dictionnaire philosophique“.
[3]) Le Sermon des Cinquantes (1761), Extrait des Sentiments de Jean

gleichen Spiel mit falschen Namen und Büchertiteln: bald sollte Bolingbroke kurz vor seinem Tode seine religiösen Ansichten kurz zusammengefaßt, bald die Almoseniere des Königs von Polen die Erklärung der Bibel zusammengeschrieben haben. Bald ist ihm der göttliche Stifter unserer Religion ein Mythus, bald ein ländlicher Sokrates, doch stellt er den Kongfutse entschieden höher. Was Voltaire an Christus gefällt, ist sein Auftreten gegen die Priester. Übrigens versichert er wiederholt, daſs Jesus kein Christ war, d. h. daſs er keine Religion hat stiften wollen, und daſs er dem Christenthum, wie es seit Constantins Zeiten sich gestaltete, ebenso fern stand, wie dem Zoroaster oder Brahma, daſs das sogenannte Christenthum den Platonismus zu seinem Vater und die jüdische Religion zu seiner Mutter habe. Die ganze Kirchengeschichte ist ihm nur eine fortlaufende Reihe von Verirrungen des menschlichen Geistes; er will herausgebracht haben, daſs dieser Lehre zuliebe ungefähr zehn Millionen Menschen geschlachtet worden seien. Die Unwissenheit geht in diesem Vorwurf mit der Bosheit Hand in Hand. Den Reformatoren wirft Voltaire Unfähigkeit vor: hätten sie etwas getaugt, so hätten sie alle Dogmatik beiseite geworfen und die Moral als die Hauptsache in der Religion vorangestellt. Sie seien Kopfhänger gewesen, hätten finstere Sitten und eine Rede voll Galle gehabt und die Welt in ein Kloster verwandeln wollen. Leo X. wird dagegen von Voltaire gelobt als ein feingebildeter Mediceer; zwar habe der Luxus seines Hofes Anstoß erregen können, aber die Sitten seien auch verfeinert und die Menschen umgänglicher gemacht worden. Mit den Jahren steigerte sich Voltaires Haſs gegen die Kirche und alle ihre Lehren, neues wie altes Testament. Als Buffon zum Beweis einer allgemeinen Flut auf die Massen von Muscheln hinwies, die oft auf der Höhe der Berge gefunden werden, meinte Voltaire, sie rührten wohl von Pilgern her, welche sie, von den Kreuzfahrten heimkommend, dort weggeworfen hätten, oder von Reisenden, die Austern verzehrt hätten. Er kam deshalb in Streit mit Buffon und meinte, dessen Naturgeschichte sei doch nicht so natürlich. Später söhnte er sich mit ihm aus und nannte ihn Archimedes II., wogegen nun Buffon meinte, man werde nie einen zweiten Voltaire finden. In den späteren Briefen an die Vertrauten kommt die Geheimformel: écr . . . . l'inf . . ., d. h. écrasez l'infâme immer wieder vor. Voltaire soll einmal gesagt haben: „Ich habe satt, immer wieder zu hören, daſs zwölf Männer hingereicht haben, das Christenthum zu begründen. Ich habe Lust, zu beweisen, daſs einer genug ist, um dasselbe zu zerstören", ein Beweis, den er schuldig blieb. In der Abhandlung „Gott und die Menschen" stellte Voltaire den Satz auf: „Die Anbetung eines Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Wünsche: die verruchte und verächtliche Theologie entzweit sie. Jaget die Theologen fort und die Welt ist ruhig; laſset sie zu und gebt ihnen Ansehen und die Erde ist überschwemmt mit Blut. Christliche Religion, da sieh deine Wirkung!"

Kampf gegen die Kirche.

Gegen die Reformation.

Streit mit Buffon.

Soviel von Voltaire als „Patriarchen", wie er sich nennen ließ — nun von ihm als politischem Dichter — und seine Wirksamkeit ist hier nicht minder bedeutend.[1]) Freiheit und Gleichheit ist schon in seinen Jugendgedichten seine Losung. Darum hat auch die Revolution ihn als ihren Vorläufer gepriesen und als ersten

Politische Wirksamkeit.

Meslier (1762). Questions sur les Miracles (1765), Examen de Mylord Bolingbroke (1767), Dieu et les Hommes (1769). Collection d'anciens Evangiles (1769), La Bible enfin expliquée (1776), worin der Haſs gegen die Religion sich bis zur Wuth steigert, u. a. m.

[1]) Voltaire als politischer Dichter. Eine historische Skizze von Adolf Ellissen in den „Epigonen", Bd. IV, Leipzig 1847.

Heros ihn ins Pantheon versetzt. Dem Preis der Freiheit gilt eines seiner schönsten Gedichte, die „Ode an den Genfer See“. In einem Gedicht auf die Justizkammer 1716 fordert der junge Dichter sogar zum Losschlagen auf:

Verjährter Wahn, Scheu vor den Schatten,
Weich aus dem Herzen! schnöder Trug,
Fort mit dem Schlaf, dem trägen, matten,
Der uns den Geist in Fesseln schlug.
Flamm' auf, o Volk! ein Wetterschauer;
Im Geist durchbrach ich schon die Mauer
Der Unbill; eine Bresche fiel,
Auf, lass das Reich des Unrechts enden!
Ergreif mit kecken Siegerhänden
Die Freiheit, unserer Sehnsucht Ziel!

Sein Aufenthalt in England gewann Voltaire für die Monarchie, welche von freiheitlichen Einrichtungen umgeben ist. „Frei sein,“ sagt er, „heißt nur, vom Gesetz abhängen. Dass der Mensch frei und dass alle Menschen gleich seien,[1]) das ist das allein naturgemäße Leben. Jeder andere Zustand ist nur ein unwürdiges äußerliches Machwerk, ein schlechtes Possenspiel, in welchem der eine die Rolle des Herrn, der andere die des Sclaven spielt, dieser die Rolle des Schmeichlers, jener die des Versorgers übernimmt. Zeigt mir, dass die Vilains mit Sätteln auf dem Rücken und die Ritter mit Sporen an den Fersen erschaffen waren, so will ich an das göttliche Recht der Ritter glauben. Der Weg zur Freiheit liegt in der Aufklärung.“[2]) Darum begrüßte er den Kampf der Nordamerikaner wider die Engländer, darum pries er Christian VII. von Dänemark, als dieser 1770 uneingeschränkte Pressfreiheit verlieh. Und der König antwortete ihm für die Übersendung einer Ode: „Ihnen gelingt es, die Menschen durch Erleuchtung im freien Denken und Fühlen glücklich zu machen. Mit dem besten Willen in der Welt und der Macht eines Souveräns bin ich nicht so glücklich“ u. s. w. Der Anfang dieser Ode Voltaires an den Dänenkönig zeigt, wie der „Patriarch von Ferney“ sich als ein Gleicher zu den Königen der Erde stellte:

Fürst, dessen Edelsinn die Atmosphäre
Ererbter Despotie im Keime nicht erstickt,
So denkst du mein, am fernen Baltischen Meere?
Wie deines Landes Bürger willst beglückt
Du mich auch wissen? Willst dein Reich erweitern?
Mit deinem Licht auch meine Nacht erheitern?
Nur wenig Erdenkönige möchten dir,
Dem Überschreiter jener Grenzen, gleichen,
Die eng umziehen des Herrscherthrons Revier.
Oft schrieb ich Sinas Kaiser, doch kein Zeichen
Der Gunst, ja keinen Gruß nur sandt er mir.
Zufriedener bin ich mit der hohen Amazone,
Die jetzt an Mustafas, des dicken Sultans, Throne
So mächtig rüttelt. Auch der weise Stanislaus
Und er, der große Fritz (mit dem mein kleiner Strauß

[1]) Das Gespräch zwischen A. B. C.
[2]) „Plus les hommes seront éclairés plus ils seront libres.“

Längst ausgekämpft), sie suchen wohl zu Zeiten
Mit ihrer Güte heim mein niederes Haus,
Und Fama putzt mit so willkommener Kunde Zeilen
Dann schnell die Schweizer Zeitungen heraus.
Mit Ganganelli steh' ich nicht so ganz vorzüglich:
Ob meiner Fahrt nach Preußen sieht der Hirt
Der Gläubigen mich als Ketzer an; er irrt
Und wär' er hundertmal untrüglich.

Gustav III. Gustav III., König von Schweden, dem Voltaire in einer Epistel zum Sturze der Aristokratie (19. August 1773) Glück wünschte, dankte ihm dafür in den Worten: „Sie richten also Ihren Blick dann und wann auch auf das, was hier in unserem Norden vorgeht. Seien Sie überzeugt, daſs wir Schweden wenigstens den Wert ihres Beifalles erkennen und ihn als die kräftigste Aufmunterung ansehen, es in allen Dingen recht zu machen. Alle Tage bitte ich das Wesen der Wesen, zum Heile der ganzen Menschheit und zur Förderung des Reiches der Vernunft und der wahren Weisheit auf Erden Ihre kostbaren Tage zu verlängern. Möge der Himmel Sie unter seine heilige Obhut nehmen." Wir begreifen, wie Voltaire sagen konnte: „Ich spiele Königsspiel und bin dabei der Vierte",[1]) — mit dem Stolze eines Mannes, der sicher ist zu gewinnen. Katharina II. verschwendete Schmeicheleien an ihn und er pries sie dafür wieder als Pallas (!), als Semiramis des Nordens,[2]) von wo jetzt das Licht komme: Katharina II.

Apollos, Mars' und Themis Jüngerin,
Die auf den Thron die schönsten Künste alle
Berief, die so erhaben denkt, wie je
Ein großer Mann nur dachte, und zu denken
Uns andern auch erlauben will, die nicht
Nur über den Despoten von Byzanz,
Nein, über die gehässigeren Tyrannen,
Der Dummheit Vorurtheile, triumphierte,
Leih meiner schwachen Stimme Melodie,
Gib meinem Feuer, dem erlöschenden,
Die erste Klarheit wieder! Ist der Norden
Doch Quell des Lichtes jetzt für uns geworden.

Elisabeth. Allerdings hatte Voltaire auch die Vorgängerin Katharinas, Elisabeth, „die Semiramis des Nordens" genannt, da er für seine Geschichte Peters des Großen viel Geld und schöne Pelze von ihr erhielt. — Daſs die Stimme eines Mannes, um dessen Gunst die Herrscher Europas buhlten, auch in den inneren Angelegenheiten Frankreichs ein großes Gewicht hatte, ist leicht begreiflich. Die Prozesse, gegen welche er auftrat, gaben ihm Anlaſs, gegen die Folter anzukämpfen, „diese Folter. Erfindung, die vortrefflich ist, um dem herauszuhelfen, der von Natur kräftig ist, und den zugrunde zu richten, welcher schwach ist an Leib und Seele", um die Abschaffung des geheimen Gerichtsverfahrens, der Vermögenswegnahme, der verschärften Todesstrafe, ja der Todesstrafe überhaupt zu fordern, „ausgenommen in Todesstrafe. dem Falle, wo sie das einzige Mittel ist, um das Leben vieler gegen einen

[1]) „J'ai brélan de roi quatrième."
[2]) „C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumiére", in der „Epistel an die Kaiserin Katharina II." 1771.

wüthenden Hund zu retten." Als der Kanzler Maupeou die Parlamente angriff, hielt es Voltaire mit der Regierung, weil er in jenen eine fortschrittsfeindliche Körperschaft sah. Dagegen begrüßte er mit Jubel die Schrift Beccarias, des Gesetze. Reformators der Criminalgesetzgebung, „Über die Vergehen und ihre Bestrafung". Voltaire bestimmt die Gesetzgebung als „die Kunst, die Völker glücklich zu machen und zu schützen; Gesetze, die dem entgegenwirken, stehen im Widerspruche mit ihrem Zwecke und müssen darum abgeschafft werden." [1])

Nicht Demokrat. Voltaire nahm sich der Bauern gegen den furchtbaren Druck an, der auf ihnen lastete. Doch war er nicht Demokrat: als Menschen seien wir alle gleich, aber nicht als Glieder der Gesellschaft, auf der Weltbühne spiele jeder seine besondere Rolle. Er erwartete Besserung nicht von unten, sondern von oben. Er wäre zufrieden gewesen, an die Stelle des historischen Adels eine Aristokratie des Geistes zu setzen. Alles für, nichts durch das Volk! 1768 schreibt er: „Was das Volk anlangt, so wird es immer dumm und roh sein. Das sind Ochsen, für welche man ein Joch, eine Peitsche und Heu bereit halten muss." — Die Bewegung wuchs ihm über den Kopf. Voltaire fühlte es wohl und schrieb schon Revolution. 1764: „Alles, was ich rings um mich sehe, wirft den Keim zu einer Revolution, die unfehlbar eintritt, von welcher ich aber schwerlich mehr Zeuge sein werde. Die Franzosen erreichen ihr Ziel fast immer zu spät, endlich aber erreichen sie es doch. Das Licht hat sich immer allgemeiner verbreitet: bei der ersten Gelegenheit kommt es zum Ausbruche und dann wird ein höllischer Lärm entstehen. Glücklich, wer jung ist, er wird noch schöne Dinge erleben." —

Friedrich Grimm.

Grimm. Eine Hauptquelle für die Schilderung geistiger Zustände im damaligen Frankreich ist die Correspondenz von Grimm.[2]) Friedrich Melchior Grimm, geboren zu Regensburg 1723, studierte zu Leipzig unter Ernesti, wollte unter Gottscheds Leitung sich zum Dichter ausbilden, fand aber bald, dass er hiefür keinen eigentlichen Beruf habe. Er wurde Secretär beim kursächsischen Reichstagsgesandten Schönburg, wohnte mit ihm der Wahl Franz I. in Frankfurt bei und begleitete dann dessen Sohn nach Paris, wo er zuerst Vorleser beim Prinzen von Sachsen-Gotha, dann Secretär des Grafen von Friesen, des Neffen und Erben des Marschalls Moriz von Sachsen, und durch diesen in die besten Gesellschaften eingeführt wurde. 1749 kam er mit Rousseau und durch diesen mit Diderot und d'Alembert in Verkehr. Übermäßig gefühlvoll, war er einmal aus Liebe dem Selbstmorde nahe, ein andermal, wie ihn uns Rousseau zeichnet, lag er tagelang in einer Lethargie, dass er nicht sprechen konnte. Im Umgange mit den kaustischen Philosophen verlor er bald diese Sentimentalität. Im Streite

[1]) Commentaire sur le libre des délits et des peines (1766), Lettre à Beccaria sur Morangies (1771), Essai sur les probabilités en fait de justice (1772), Prix de la justice et de l'humanité (1777).

[2]) Correspondance littéraire, philosophique et critique adressée à un souverain d'Allemagne. I. partie 1753 à 1770, publié par Michaud ainé et Chéron, Paris 1813. VI. voll.; II. partie de 1771 à 1782, publié par Salgues. Paris 1812. V. vol.; III. partie 1782—1790 publié par Suard. V. vol. 1813. Nouvelle édition, revue et mise dans un meilleur ordre, avec des notes et éclaircissements, par Tachereau. 15 voll. Paris 1829—1831.

zwischen den Freunden der italienischen und der französischen Musik ergriff er damals Partei für die letztere in einer mit so viel Witz geschriebenen Schrift,[1]) daſs Voltaire beim Lesen ausrief: „Wie maßt sich dieser Böhme an, mehr Geist zu haben als wir!“ — und damit war sein Ruf als Schriftsteller begründet. Der Abbé Raynal nahm ihn zum Mitarbeiter bei der „Literarischen Correspondenz“, das heißt brieflichen Mittheilungen über die laufenden französischen Literatur-Erscheinungen, die alle Monate zweimal an deutsche Fürsten versendet wurden, und bald ward Grimm die Seele des Unternehmens. Von 1753 bis 1790 lieferte er diese Berichte, die scharf, fein, umfassend, selbständig das geistige Treiben in der Hauptstadt allseitig beleuchten. Bücher wie Schriftsteller sind gleich unparteiisch wie anziehend besprochen. Grimm vereint deutsche Gründlichkeit mit französischem Witz und Formgewandtheit. Diese Berichte wurden an die Herzogin von Gotha (wo sie noch vollständig gesammelt sind), an Friedrich II., an die Kaiserin von Rusland, an die Könige von Schweden und Polen, an den Herzog von Zweibrücken, an mehrere Prinzessinnen, auch an nichtfürstliche Theilnehmer versendet und trugen Grimm viel Geld und Ehren ein. Die Stadt Frankfurt wählte ihn zu ihrem Vertreter bei der französischen Regierung. Als aber einer seiner Berichte, welcher über die französischen Minister loszog, diesen in die Hände kam, verlor Grimm seine Stelle. Katharina ernannte ihn dafür zum Staatsrath, der Kaiser zum Reichsfreiherrn. In der französischen Gesellschaft hatte Grimm ohnehin einen festen Halt, seit er sich der Epinay gegen eine Beschuldigung muthvoll angenommen, im Zweikampfe für sie eine Wunde erhalten hatte und schließlich der Erfolg die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigte. Die Zuneigung der Epinay regte aber die Eifersucht Rousseaus auf, sie wurden von da an Gegner. Grimm wurde Cabinetssecretär des Herzogs von Orleans, begleitete dann den Marschall d'Estrées 1756 ins Feld und benutzte seine Stellung, um deutschen und anderen Fürsten wichtige Mittheilungen zu machen. Von da an lebte er als vornehmer Herr in Paris, bis 1790 der französische Staat und die bessere Gesellschaft zusammenbrach. Grimm hatte eine ruhige innere Entwickelung erwartet und jetzt brach das ganze Gebäude zusammen; mit Schmerz zog er sich vom Boden Frankreichs zurück, er starb in Gotha 1807.[2]) —

Grimms Literarische Correspondenz.

Buffon.

Wie die Zeit auch auf Geister von edlerem Streben wirkte, sieht man an Buffon. Jean Louis Leclerc Graf von Buffon, geboren 7. September 1707 zu Montbar, ist der Sohn eines Parlamentsrathes zu Dijon, der ihm eine glänzende Ausbildung geben ließ; seiner Mutter, einer Frau von Geist und Charakter, bewahrte er sein ganzes Leben hindurch ein zärtliches Andenken. Zuerst las er mit Eifer die Classiker, dann schien er Beruf zu haben für Mathematik. Da seine Eltern reich waren und ihn zärtlich liebten, so war er nicht gedrängt zu rascher Standeswahl und benützte seine Freiheit zu Reisen. Mit zwei ihm befreundeten Engländern, einem Herzog von Kingston und dessen gelehrtem Erzieher, machte er eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, Länder, in denen die Erhabenheit der Natur und die Größe historischer Erinnerungen gleich mächtig

Buffon.

[1]) Le petit prophète de Boehmisch-Broda.
[2]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, Vol. VII.

ergreift. Während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in England widmete er sich namentlich der Mathematik, in welcher damals die Akademie zu London so Glänzendes leistete. Nach seiner Heimkehr trat Buffon zuerst mit einer Übersetzung der „Statik der Gewächse“ von Hales und der „Flexionen“ von Newton auf, die mit Genehmigung der Akademie 1735 zu Paris erschienen. Als Besitzer großer Wälder beschäftigte sich Buffon mit der Frage nach dem Wachsthume und der Dauer des Holzes, über welche er sinnreiche Abhandlungen veröffentlichte, „Über die Anziehungskraft“, „Über die Brennspiegel“: es gelang ihm 1747 einen zu bauen, der auf 200 Schuh Entfernung Holz in Brand steckte.

Erste Schriften.

Seine Arbeiten erwarben ihm schon 1739 einen Sitz in der Akademie, im gleichen Jahre erhielt er auch die Leitung des Jardin des Plantes. Hier war er an seinem Platze, jetzt wandte er all seine Kräfte auf Durchführung eines Gedankens. Sein Fleiß war groß und regelmäßig, sein alter Diener mußte ihn jeden Morgen 5 Uhr wecken und keine Einladung konnte Buffon abhalten, eine Stunde weniger des Tages seiner Arbeit zu widmen. Aus dem Jardin des Plantes sollte eine Art Abbild der Natur und Buffon selber wollte ihr Geschichtschreiber werden. Der Größe der Aufgabe entsprach seine Begeisterung; die fünfzig Jahre, die er noch lebte, widmete er nur dem Studium und der Darstellung der Natur; keine Leidenschaft lenkte ihn ab, er wollte nicht wie die Philosophen zunächst die Welt umgestalten, er glaubte am meisten zu nützen, wenn er in seinem Fache Tüchtiges leiste. 1749 erschienen die ersten drei Bände der „Histoire naturelle, générale et particulière“, nach und nach wuchs sie auf sechsunddreißig an.

Im Jardin des Plantes.

Naturgeschichte.

Europa nahm das Werk mit Bewunderung auf, es war wie von einem elektrischen Schlage berührt. Buffon weckte die Liebe zur Erforschung der Natur in allen Schichten der Gesellschaft, man durchwühlte den Boden, um Beweise für oder gegen seine Lehrsätze zu finden und ihm zu übermitteln: aus allen Theilen der Welt sandte man ihm seltene Thiere oder Pflanzen und Steine, und Kisten für ihn wurden von den Kaperschiffen während des Krieges nicht als Beute, sondern wie ein unantastbares Eigenthum behandelt. Die Großartigkeit der Auffassung blendete: die Entwickelung des Erdballs z. B. wie die Richtung der Meeresströmungen, der Zusammenhang Asiens mit Amerika — wie das Verhältnis der Thierwelt zu den Zonen und dergleichen — das waren neue Dinge. Buffons Geist hat immer die Richtung auf das Ganze und weiß aus dem Einzelnen das Allgemeine zu entwickeln. Sein Blick ist scharf und seine Einbildungskraft ist glänzend. Selbst der zweifelsüchtige Hume ward ergriffen: „Ich war infolge meines Nachdenkens in einen Zustand vollkommenen Zweifels gerathen, als ich Buffons Werk in die Hände bekam, und es war für mich eine außerordentliche Überraschung, zu sehen, wie das Genie dieses Mannes Dingen, welche noch niemand gesehen hat, eine bis zur Gewißheit gehende Wahrscheinlichkeit zu verschaffen wußte. Dies erscheint

mir, ich gestehe es gerne, als einer der größten Beweise für die Kraft des menschlichen Geistes.“ [1]) Es war auch insbesondere die Schönheit der Sprache, welche an die großen Schriftsteller der Zeit Ludwigs XIV. erinnerte, der majestätisch hinrollende Strom neuer Gedanken in schönen Bildern, die Feier und Würde des Vortrages, die im Herzen des Hörers Begeisterung entzündete. Manche Behauptung von ihm hat sich seitdem als irrig erwiesen, in manchem ist die Wissenschaft über ihn hinausgegangen: was die Darstellung anlangt, bleibt seine „Naturgeschichte“ ein Meisterwerk, niemand verstand besser die Natur durch die Sprache wiederzugeben, sie gleichsam zu vergeistigen. Man kann nicht schöner als er das erste Erscheinen des Menschen in der Natur schildern, nicht anschaulicher den Löwen, das Pferd, das Kameel, die Wohnstätte dieser Thiere, überhaupt die Verbindung der lebenden mit der leblosen Natur zeichnen, als Buffon es gethan hat. Er ist der Meister des Colorits, der Urheber des pittoresken Stiles in Frankreich.

Buffon hielt die Form der Darstellung für hochwichtig: die Arbeit über die Epochen der Natur soll er achtzehnmal umgeschrieben haben, ehe er sie in die Druckerei gab. Um die Feierlichkeit seines Stiles zu bezeichnen, sagten seine Gegner, er setze sich an den Schreibtisch stets mit Degen und Manschetten. Von Buffon selber rührt das berühmte Wort her „Le style c'est l'homme, „der Stil ist der Mensch“. [2]) Der Stil ist nur das Abbild der Gedanken und ihrer Ordnung und Bewegung, er soll Ideen und nicht Worte festhalten, ein schöner Stil ist nur möglich durch die Menge der Wahrheiten, welche er vorführt. „Wenn du etwas darzustellen hast,“ meint Buffon, „so öffne kein Buch, sondern nimm alles aus deinem Kopfe.“ Gut schreiben heißt zugleich richtig denken, richtig fühlen und es richtig wiedergeben, es heißt zu gleicher Zeit Geist, Herz und Geschmack haben. Der gute Stil setzt die Vereinigung und Übung aller Seelenkräfte voraus. Die Ideen bilden den Kern des Stiles, die Harmonie der Worte ist nur Beigabe und hängt nur vom feinen Gefühle ab. Es genügt ein Ohr zu haben, um Misstöne zu vermeiden, es geübt und durch das Lesen der Dichter und Redner verfeinert zu haben, damit man unwillkürlich in dem schönsten Tonfall oder in rednerischen Wendungen sich ergeht. Die Nachahmung allein hat noch niemals etwas geschaffen, auch ist diese Harmonie nicht Hauptsache. Der Ton ist nur die Naturgemäßheit des Ausdruckes mit dem Gedanken, er darf nie gezwungen sein, er muss aus der Sache selber hervorgehen. Hat man sich zu den höchsten Ideen erhoben und ist der Gegenstand groß, so wird der Ton erhaben sein. — Nur gut geschriebene Werke kommen bis auf die Nachwelt. Die Menge der Kenntnisse, die Besonderheit der Thatsachen, selbst die Neuheit der Entdeckungen sind nicht sichere Bürgen der Unsterblichkeit; wenn die Werke, die sie enthalten, ohne Geschmack, ohne Adel, ohne Genie geschrieben sind, so werden sie zugrunde gehen, weil die Kentnisse, Thatsachen und Entdeckungen wachsen und leicht in geschickteren Händen sich umwandeln. Diese Dinge liegen außer dem Bereiche des Menschen, der Stil kommt dem Menschen selbst. [3]) Der Stil kann nicht gesteigert und über-

Der Stil ist der Mensch.

[1]) Villemain, Tableau du XVIII. siècle, 21. leçon.
[2]) Discours de réception à l'Académie française, 1753.
[3]) „Ces choses sont hors de l'homme, le style est de l'homme même.“

tragen werden; ist er edel und erhaben, so wird der Verfasser zu allen Zeiten gleichmäßig bewundert werden, denn nur die Wahrheit hat Dauer und ist selbst unsterblich.

Die Erde. Die Geschichte der Erde und die Epochen der Natur sind Theorien.[1]) Buffon sagt: „Die genaue Beschreibung und die Kenntnis der einzelnen Thatsachen macht noch nicht die Naturgeschichte aus. Man muss sich über diese erheben, die Thatsachen durch Analogien verbinden und aus diesen allgemeine Gesetze herleiten und so die Kenntnis der zweiten Ursachen anstreben, weil die Kenntnis der Grundursachen für uns nicht erreichbar ist." So kommt er zu seiner Entstehung der Erde, die nach ihm wie die anderen Planeten nur ein losgerissenes Stück vom Sonnenball ist, das sich allmählich abgekühlt hat. Nach 60.000 Jahren hat der Erdball sich so gestaltet, dass der Mensch erscheinen konnte. Buffon leitet das ganze Menschengeschlecht von einem Paare ab, das er im Norden Asiens auftreten lässt, da, wohin auch die Arier ihre erste Heimat verlegen. Nach einer glänzenden Schilderung aller abweichenden und gemeinsamen Merkmale der Racen, stellt Buffon die Einheit des Menschengeschlechtes als Grundsatz auf. Nisard[2]) bemerkt dazu: „Es gibt wissenschaftliche Wahrheiten, die nur den Verstand berühren und die, einmal gewonnen, tief und unbeweglich im Geiste haften, den Gestirnen ähnlich, welche, durch das Fernrohr entdeckt, immer das gleiche Licht ausstrahlen. So sind gewisse Wahrheiten der Physik und Astronomie. Man erlernt sie mit einer geheimen Freude, aber es geht nichts davon aus dem Kopf ins Herz und sie haben keinen schätzbaren Einfluss auf das sittliche Leben. Andere Wahrheiten dagegen wirken auf die Stimmung der Einzelnen, wie auf den Geist der Völker und gleichen unsterblichen Kräften, die, einmal entstanden, nicht mehr aufhören zu wirken. Zu diesen gehört die von Buffon zum erstenmale gefundene und ausgesprochene Wahrheit von der Einheit des Menschengeschlechtes, die neben seinem Denkvermögen das erste Zeichen von dessen Überlegenheit über die Thiere ist: Während nämlich diese an den Boden, auf dem ihre ersten Geschlechter entstanden, gefesselt sind, und sie außerhalb ihrer Heimat entarten, ist der Mensch überall zu Hause, er lebt auf allen Orten der Erde und ist kein anderer im Osten und im Westen, sondern er ist überall derselbe, überall der König der Schöpfung und der Herr der Thiere. Und wenn denn der Mensch der Herr der Thiere ist, wer hat ihn auf die Erde gesetzt und aufrecht gehen und zum Menschen gemacht und ihm die Fähigkeit gegeben, vom Tage seiner Entstehung an, sich gegen die Natur zu vertheidigen und sich zu vermehren, wenn nicht Gott? — Dahin führt uns also durch ihre eigene Kraft jene große Wahrheit, und Buffon selber gesteht gegenüber der Erschaffung des Menschengeschlechtes ganz einfach, dass er keinen besseren Erklärungsgrund für die Gegenwart des Menschen auf der Erde wisse. — Eine der immerdar thätigen Einwirkungen dieser von Buffon gefundenen Wahrheit ist es also, dass sie das Menschengeschlecht in seinen eigenen Augen immer erhebt, durch den Gedanken, dass es allein von keinem der Theile der Erde ausgeschlossen ist, und dass der erste Mensch das einzige Kunstwerk des göttlichen Meisters ist. Das achtzehnte Jahrhundert hatte kein Gefühl für diese Wahrheit. Die Einheit des Menschengeschlechtes führte zu Gott hin, und das passte nicht in den Kram der Vorurtheile jener Zeit, sie wurde kurzweg abgeleugnet. Voltaire stellte

Der Mensch.

von Gott geschaffen.

[1]) Histoire et Théorie de la Terre. Epoques de la Nature. 1778.
[2]) Histoire de la Littérature franç., IV, p. 414.

ihr eine Theorie entgegen, durch die er die Verschiedenheit der Racen mit der Entstehung mehrerer Menschenpaare auf verschiedenen Punkten der Erde erklärte, um damit die Geister von einer religiösen Anschauung zu einer zufälligen Entstehung verschiedener Menschenpaare abzuleiten. Die neue Wahrheit brach sich desungeachtet Bahn, und von dem Tage an, da sie in der Welt erschien, regte sie die Bedenken an, die schließlich zur Emancipation der Neger führten — trotz Voltaire, der sie nothwendigerweise für Sclaven erklärte, und trotz der Politik, die zum Nutzen der Colonien vorschrieb, die Niederhaltung der Schwarzen ja nicht zu mildern. So erkannte Frankreich, von Buffon überredet, dennoch in den Negern Menschen und in der vierten Sitzung der Nationalversammlung stellte ein La Rochefoucauld den Antrag, ihre Befreiung in Erwägung zu ziehen. Man würde Buffon den schönsten Theil seines Ruhmes nehmen, wenn man nicht sagte, dass der Antragsteller durch das rührende Bild geleitet war, welches der Naturforscher vom Charakter der Neger entwarf:[1]) „Ich kann ihre Geschichte nicht schreiben, ohne dass mich ihr Zustand schmerzlich berührt. Sind sie nicht unglücklich genug dadurch, dass sie in Knechtschaft gebracht, dass sie gezwungen sind, immerfort zu arbeiten, ohne je etwas erwerben zu können? Muss man sie noch verwünschen, schlagen und wie Thiere behandeln? Die Menschlichkeit empört sich gegen diese gehässige Behandlung, welche die Gewinnsucht anwendet und jeden Tag erneuern würde, wenn unsere Gesetze nicht der Roheit der Herren einen Zügel angelegt und dem Elende ihrer Sclaven Schranken gesetzt hätten. Man zwingt sie mehr zu arbeiten, spart aber dafür selbst an der gewöhnlichen Nahrung, und entschuldigt dies Benehmen mit der Behauptung, sie ertragen den Hunger sehr leicht, sie essen in drei Tagen nicht so viel, als ein Europäer auf einmal, und sie mögen noch so wenig essen und schlafen, so sind sie doch immer gleich stark und abgehärtet für die Arbeit! Wie können Leute, denen nur ein Funken menschliches Gefühl noch bleibt, solche Grundsätze annehmen und mit solchen Vorwänden die Thaten ihrer Habsucht rechtfertigen!“ —

Voltaire ein Thor.

Negerbefreiung.

Im Gegensatze zu den Philosophen seiner Zeit, welche die Seele nur als eine Eigenschaft der Materie behandelten, geht Buffon von der Ansicht aus, dass die Seele von der Materie ganz verschieden, einfach, untheilbar und unsterblich ist. Eine falsche Zweitheiligkeit nimmt er nur insofern im Menschen an, dass er ein geistiges und innerlich-materielles Princip aufstellt und daher den Kampf in uns selbst ableitet, während die christliche Lehre den Schauplatz dieses Kampfes in den Geist selbst legt und den Geist zum Sieger und Besiegten macht. Die Unsterblichkeit des Geistes betont dieser Naturforscher viel stärker, als selbst das Dasein Gottes. Trotz dieser Anschauung von der ewigen Natur des Geistes nimmt doch Buffon die Sinne als den Ursprung unserer Erkenntnis an, indem er der Zeitströmung, die sich in Lockes Lehre verrannt hatte, huldiget. Von Gott spricht er nur wie nothgedrungen: „Je mehr ich in das Innere der Natur eindringe, umso mehr muss ich ihren Urheber bewundern und anerkennen.“ — Dieser Urheber scheint aber nach des Plinius Ausdruck — die Natur als Meisterin und Werk zugleich zu sein,[2]) denn in den „Epochen der Natur“ sagt er: „Wenn plötzlich der größte Theil der vorhandenen Geschöpfe zerstört würde, so könne man neue Gattungen entstehen sehen, denn die organischen Theilchen (Molécules), die unzerstörbar und immer thätig sind,

Die Seele.

Gott.

[1]) Variétés dans l'espèce humaine.

[2]) „Itemque rerum naturae opus et rerum ipsa natura.“ Villemain. l. c.

würden sich untereinander verbinden und wieder gebildete Körper hervorbringen." Ein Schüler, das Conventsmitglied Herault de Sechelles, behauptete später, Buffon habe ihm einmal im Vertrauen geäußert: „Ich habe immer ‚der Schöpfer' geschrieben, um mich dem Sprachgebrauche zu fügen. Man darf aber nur diesen Ausdruck wegnehmen und an seine Stelle die Kraft der Natur setzen, die Anziehungskraft, die Bewegung, um meine wahre Meinung zu kennen." — Ein eisiger Wind weht darum durch diese Natur, die Buffon mit so viel Farbenreichthum schildert. Weil Gott, weil die Liebe fehlt, tritt ein anderer Mangel ein. — Buffon nimmt Partei für diese oder jene Thiere, er behandelt mit besonderer Gunst z. B. den Löwen, den Hirsch, den Schwan; dagegen sagt er eines Naturforschers wenig würdig: „Diese traurigen Wasservögel, von denen man nicht gerne spricht und deren Menge erdrückend ist." — Nisard bemerkt dazu mit Recht:[1] „Hätte Buffon mit der Herzenseinfalt eines Newton an den Schöpfer geglaubt, so wäre ihm der Wurm ebenso merkwürdig wie der Löwe vorgekommen und der demüthigste Wasservogel wie der Schwan, er hätte nicht die einen mit seiner Abneigung belastet und die anderen durch angedichtete Eigenschaften mit der Ehre, ihm gefallen zu haben. Sein Jahrhundert, stärker als seine Vernunft, hinderte ihn, die Hand zu sehen, welche diese unendliche Mannigfaltigkeit von Geschöpfen ausgegossen, und selbst in die unscheinbaren Infusorien ein Theilchen von jenem Leben gelegt hat, welches selbst die wehrlosesten nicht aufgeben, ohne es zu vertheidigen. Buffon hat diese Schwäche für sein Jahrhundert mit einem Theile seines Genies als Naturforscher bezahlt, nämlich mit der Genauigkeit, und dasselbe Jahrhundert, welches ihm Gott verbarg, hat am allermeisten an seiner Wissenschaft gezweifelt." — Bekanntlich wollten ihn die sogenannten Philosophen nur für einen guten Naturschilderer gelten lassen.

Gebrechen.

Anerkennung.

Trotz ihrer Abneigung stieg Buffons Ruhm mit jedem Jahre, sein Leben verfloss in Ruhe und Ehre. Ludwig XV., der sonst gegen Gelehrte sehr knauserig war, gab Befehl, am Jardin des Plantes nicht zu sparen. Katharina II. sandte dem berühmten Naturforscher ihr mit Diamanten geschmücktes Bildnis. Im Eingange zum Museum wurde noch während Buffons Leben sein Standbild mit der vielsagenden Inschrift aufgestellt: „Majestati naturae par ingenium". Fähige Schüler, wie Bailly, arbeiteten in seinem Geiste fort. Die Schönheit seiner Schreibweise erhielt sein Werk immerdar in Ehren. Buffon starb 16. April 1788, sein Leichenbegängnis war wie das eines Königs. Die französischen Literarhistoriker stellen ihn heute unter die Großen Frankreichs und ziehen ihn in Vergleich mit Aristoteles und Plinius.[2] — Die von ihm angeregte Liebe zu den Naturwissenschaften erlosch nicht, auch während der Stürme der Revolution. —

Vauvenargues.

Vauvenargues.

Zu den Geistern edleren Gehaltes gehört auch Luc de Clapiers, Marquis de Vauvenargues, ein Provençale, geboren zu Aix 1715, der Sohn einer alten, aber verarmten Familie. Ein Verehrer Fénélons, ein

[1] L. c. IV, p. 425.
[2] Villemain, Tableau du XVIII. siecle, p. 194.

Freund der Wissenschaft, mußte er früh in die Armee eintreten; so wollte es der Geist seiner Familie.

Er machte 1734 den Feldzug in Italien mit, war bei seinen Soldaten so beliebt, daß sie ihn, obschon er erst ein Jüngling war, doch ihren Vater nannten, litt 1742 bei Belleisles Rückzug aus Prag sosehr, daß er von da bis zu seinem frühen Tode kränklich blieb, doch machte er als Hauptmann noch die Schlacht bei Dettingen mit. Einem Freunde, der auf diesem Rückzuge erlag, ist seine erste Schrift, eine Lobrede voll Wärme und Kraft, geweiht. Jetzt wollte er in die Diplomatie eintreten, da befielen ihn die Blattern, entstellten sein Antlitz und nahmen ihm nahezu das Augenlicht. Mit der Ruhe eines Stoikers ergab sich Vauvenargues in all diese Schläge: sein einziger Trost war die Hoffnung, seine Anschauungen der Welt mittheilen zu können; 1746 gab er sein erstes und einziges größeres Werk heraus:[1] „Die Anleitung zur Erkenntnis des menschlichen Geistes, nebst Betrachtungen und Grundsätzen." 1747 starb der Vielgeprüfte mit den auch für einen Theisten stolzen Worten: „O Gott, ich glaube, dich nie beleidigt zu haben, ich falle mit der Zuversicht eines reinen Herzens in den Schoß dessen zurück, der mir das Leben gab." — Es ist das Bekenntnis des Glaubens an einen persönlichen Gott, mit welchem Vauvenargues in den tonangebenden Kreisen ziemlich allein stand. Allein er war in seiner Jugend fern von Paris und dessen Unglauben und Verführungen gewesen und gehörte von Natur aus mehr zu den Geistern des siebzehnten als des achtzehnten Jahrhunderts. Eine vollständige Ausgabe seiner hinterlassenen Arbeiten und Briefe erschien erst 1862. Sein Ruf ist seitdem gestiegen, 1856 schrieb die Akademie einen Preis auf seine beste Lobrede aus.[2] Schriften.

Vauvenargues ist eine religiöse Natur, aber doch angeweht vom Geiste seiner Zeit. Gott war sein Trost in seinen Enttäuschungen, in seinen Leiden. Er ist eine positive Natur und rang mit denselben Fragen wie Rousseau, löste sie aber in anderer Weise. 1745 schrieb die Akademie einen Preis aus über das Wort der Schrift (Sprüche 29, 13): „Der Reiche und der Arme begegneten einander — der Herr aber erleuchtet die Augen beider" — also über die Ungleichheit der Stände. Seine Arbeit erhielt den Preis nicht, obschon sie hohen Wert besitzt. Über die Ungleichheit.

Vauvenargues findet die vermeintliche Gleichheit der Wilden als nichtssagend, sie beruhe nur auf allgemeiner Armut und allgemeiner Trägheit. Die Ungleichheit sei ewig, sie beruhe auf der Verschiedenheit der Begabung, sie sei mit dem gesellschaftlichen Leben untrennbar verbunden — sie werde aber gemildert durch allgemeine Rechtsgleichheit, durch die unverletzliche Pflicht der Wohlthätigkeit und die Gewißheit des Ausgleiches in einem anderen Leben. — Eine ähnliche Ansicht hat Voltaire, der sich des strebsamen Jünglings mit Wärme annahm, welchem Vauvenargues, den Patriarchen nur von der schönen Seite kennend, begeisterte Huldigung entgegenbrachte. Voltaire scheint gefühlt zu haben, daß in Vauvenargues etwas Höheres lebe, dessen er selbst verlustig geworden, denn er schreibt an ihn Voltaire.

[1] Introduction à la connaissance de l'esprit humain, suivie de Réflexions et de Maximes, Paris 1746.

[2] Gilbert, Eloge de Vauvenargues, couronné par l'Académie française.

1744: „Wären Sie einige Jahre früher geboren, so wären meine Schriften ein gut Theil besser geworden.“ — Ein geistreicher Franzose [1]) bedauert den frühen Tod Vauvenargues, weil er wahrscheinlich der Vermittler zwischen Voltaire und Rousseau geworden wäre und diese drei zusammen der alles edlere Geistesleben vernichtenden Philosophenpartei Schranken gesetzt hätten. Unter seinen Arbeiten ist eine „Betrachtung über den Glauben“ und ein „Gebet an die heilige Dreieinigkeit“. Voltaire verlangte, er solle sie als unpassend für einen Philosophen unterdrücken. Vauvenargues that es nicht, machte vielmehr die Bemerkung: „Newton, Pascal, Fénélon, Bossuet, Racine, die erleuchtetsten Menschen der Welt, in dem aufgeklärtesten Jahrhundert, haben auf der Höhe ihres Lebens, in der Vollkraft ihres Geistes, an Jesus Christus geglaubt!“ — An einer anderen Stelle bemerkt er: „Die Unerschrockenheit eines Ungläubigen, der aber im Sterben ist, vermag ihn nicht vor Unruhe zu schützen, wenn er erwägt: ich habe mich tausendmal über handgreifliche Dinge getäuscht, kann mich also auch über Religion täuschen. Nun habe ich aber nicht mehr Zeit noch Kraft, in die Sache tiefer einzugehen, und muss doch sterben.“ — Keine Arbeit Vauvenargues ist mustergiltig, weder die über den freien Willen, noch seine Erkenntnislehre, noch ist es seine Sittenlehre, in welcher er den Leidenschaften zu viel Recht zugesteht — er ist noch zu sehr Kind seiner Zeit, er ist sich oft noch nicht klar, er starb ja zweiunddreißig Jahre erst alt; aber Goldkörner finden sich auf jeder Seite, Spuren eines tiefen Geistes, eines edlen Sinnes, welche ihn bei längerem Leben hoch über seine Zeit gehoben hätten. „Vom Herzen gehen die großen Gedanken aus“ [2]) — war einer seiner Sprüche. —

Glaube an Christus.

Jean Jacques Rousseau.

Vauvenargues war nur von Wenigen beachtet; sein milder, edler Geist drückte sich in einfacher schöner Sprache aus. Jetzt trat aber ein Mann auf, der die tiefen Schäden der Gesellschaft in einem Tone besprach, der an das Ohr der großen Menge schlug — im Grunde ein Gegner der Aufklärung, aber ohne die nachhaltige Ruhe und Würde Montesquieus, ein Gegner der Bildung, auf die Frankreich so stolz war und von der er das Unglück der Einzelnen und das Verderben der Gesellschaft herleitete. Die Schäden der Gesellschaft waren aber so empfindlich und die Stimme des Propheten, der da rieth, zur Natur zurückzukehren, so eindringend, dass alles mit Staunen und einem geheimen Grauen zugleich an seinen Lippen hieng. Der Mann traute sich zu, die Vorsehung habe ihm den Beruf gegeben, die entartete Zeit an die Grundgesetze des Lebens zu mahnen — leider strauchelte er selber zu oft unter der Last, die auf seine Schultern gelegt war, und ist sein Leben ein durch Leidenschaften allzu bewegtes.

Rousseau.

Johann Jakob Rousseau, geboren zu Genf am 18. Juni 1712, stammt von einer Pariser Familie, die im Jahre 1534, weil sie der Reforma-

[1]) Henry Martin, Hist. de France, vol. XV, p. 407.

[2]) „Les grandes pensées viennent du coeur.“ Vergl. Villemain, l. c. 15 leç. — Nisard, l. c. IV, Chap. 7.

tion anhieng, nach Genf ausgewandert war. Sein Vater war ein sehr geschickter Uhrenmacher, der sogar nach Constantinopel berufen wurde. Seine Mutter, die Tochter des Predigers Bernard, war eine schöne, geistreiche, allseitig gebildete — vor allem tugendhafte Frau. „Von ihr", schreibt Rousseau, „ist mir nur ein gefühlvolles Herz geblieben; es hatte ihr Leben beseligt, es ist hingegen die Quelle meiner Leiden geworden. — Ich kostete meiner Mutter das Leben und meine Geburt war mein erstes Unglück." — Rousseau wuchs auf, ohne dass Mutterliebe seine Entwicklung überwachte. Der Vater, der in ihm ihr Bild sah, überschüttete ihn mit Zärtlichkeit, aber in unbesonnener Weise. Rousseau erzählt, dass er im sechsten Jahre zu lesen verstand und dass der Vater, um ihm Freude zu machen, ihm Romane vorlas oder ihn vorlesen ließ: „Wir nahmen bald an dieser Übung so lebhaften Antheil, dass wir wechselweise unabläßig lasen, und ganze Nächte mit dieser Beschäftigung zubrachten. Wir konnten niemals eher aufhören, als bis wir einen Band zu Ende gebracht hatten. Mein Vater sagte bisweilen ganz beschämt, wenn er früh morgens die Schwalben zwitschern hörte: „Mache Jakob, dass wir zu Bett kommen, ich bin ein größeres Kind als du." [1]) In der That verdarb der Vater durch ungesunde Nahrung das begabte Kind, das von Leidenschaften jetzt schon wusste, die für sein Alter zu früh waren, und die ihm vom menschlichen Leben nur verkehrte Vorstellungen beibrachten, von welchen Erfahrung und Nachdenken ihn nie mehr zu heilen vermochten. — *Rousseau ist ja bekanntlich der Mann der Utopien.* Von 1719 an kamen bessere Bücher zu seiner Kenntnis, Werke über Geschichte, namentlich *Plutarch*, den der Knabe wiederholt mit seinem Vater durchlas. „Dadurch bildete sich in mir jener freie republikanische Geist, jener hohe und unbiegsame, aller Art von Unterdrückung und Sclaverei widerstrebende Charakter, der mich während meines ganzen Lebens in Lagen, die für den freien Schwung desselben so wenig gemacht waren, geleitet hat. Ohne Unterlass mit Rom und Athen beschäftigt und mit den großen Männern derselben gewissermaßen im Umgang, selbst ein geborner Bürger eines Freistaates, und Sohn eines Vaters, der keine stärkere Leidenschaft kannte, als Vaterlandsliebe, fühlte ich mich mit ihm vom gleichen Triebe beseelt. Ich dünkte mich Grieche oder Römer, ich ward die Person, deren Leben ich las; meine Augen funkelten und meine Stimme erhob sich bei Erzählung der Züge von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mich gerührt hatten. Als ich eines Tages bei Tische die Geschichte des Scävola erzählte, erschrak man nicht wenig, da man mich aus Begierde, die Handlung lebhaft vorzustellen, meine Hand ausstrecken und über ein Kohlenfeuer halten sah." — Hier haben wir den *Ursprung seiner Schwärmerei für die Republik.* Rousseau fährt fort: „Fürstenkinder können nicht mehr mit Sorgfalt inacht genommen werden, als ich während meiner ersten Jahre. Ich war von allen angebetet, die mich umgaben. — So begann sich in mir jenes stolze und zugleich zärtliche Herz, jener weichliche, aber dennoch unbiegsame Charakter zu bilden oder zu äußern, der immer zwischen Schwäche und Muth, zwischen Weichheit und Tugend hin und her schwankt, mich bis an mein Ende mit mir selbst in Widerspruch gesetzt hat und Ursache ist, dass weder Enthaltsamkeit, noch Genuss, weder Vergnügen, noch Weisheit mir recht zutheil geworden sind. — Hier haben wir den *Ursprung der dritten Richtung in Rousseaus Leben, der egoistischen.*

Erste Jugend. Romanlesen. Plutarch. Republikaner. Verzärtelung. Eigenliebe.

Ein Streit des Vaters mit einem französischen Officier unterbrach den Gang

[1]) Confessions, I. Anhang.

dieser Erziehung. Der Vater zog es vor, Genf zu verlassen, als das Gefängnis zu beziehen, und der junge Rousseau wurde mit seinem Vetter Bernard nach Lossay zu einem Prediger in Kost und Erziehung gegeben. Hier auf dem Lande schlug
Liebe zur Natur. die Liebe zur Natur tiefe Wurzel und vier Jahre war hier Rousseau glücklich. „Sanfte, wohlwollende, ruhige Gefühle waren die Grundzüge meines Charakters. Ich kannte keine lebhaftere Begierde, als von allen, die sich mir näherten, geliebt zu werden.“ — Wenn er aber meint: „Nie besaß ein Mensch von Natur weniger Eitelkeit als ich“ — so widerspricht er sich gleich darauf selbst, wo er erzählt, dass er ungerecht angeschuldigt, einen Kamm zerbrochen zu haben, weil er sich weigerte, es zu gestehen, als hartnäckiger Lügner empfindlich
Trotz. gezüchtigt wurde und fortan einen maßlosen Trotz entwickelte. Von da an gieng die Heiterkeit seines kindlichen Lebens zu Ende, mit der Anhänglichkeit und kindlichen Ehrfurcht vor dem Lehrer war es aus. Rousseau und sein Vetter wurden nach Genf zurückgebracht, wo sie zwei Jahre fast ohne Aufsicht trieben, was sie wollten. Kleine Liebeleien, von denen Rousseau schon um diese Zeit erzählt, zeigen, welch feuriges Temperament er hatte.

Berufswahl. Rousseau war jetzt fünfzehn Jahre alt und die Frage nach einer Berufswahl war nahegelegt. Sollte er Uhrmacher, Prediger, Beamter werden? Das Vermögen der Mutter reichte nicht aus, um ihn studieren zu lassen. Die Ver-
Schreiber. wandten thaten ihn nun zu einem Stadtschreiber, damit er dort „das nützliche Handwerk eines Beutelfegers“ erlerne. Rousseau ist aber immer nur der Mann, der thut, was ihm beliebt, nie, was er soll,[1]) und so ließ er es an der nöthigen Gelehrigkeit und Unverdrossenheit fehlen, und nun wurde er als träge und dumm mit Schimpf und Schande fortgeschickt. Die Verwandten thaten ihn jetzt zu einem
Kupferstecher. Kupferstecher in die Lehre, einem groben heftigen Mann, unter welchem der sonst an liebevolle Behandlung gewöhnte Knabe schnell Stumpfheit und Trotz zeigte und sich gewöhnte, sich zu verstellen, zu lügen und sogar zu stehlen. Ein Obergeselle gab ihm Anleitung zu letzterem und Rousseau machte rasche Fortschritte.
Charakter. Er stahl für sich und andere und gesteht dabei: „Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und solange diese in mir toben, ist meinem Ungestüm nichts gleich, ich kenne weder Schonung, Ehrerbietung, noch Furcht, noch Wohlanständigkeit; ich bin frech, unverschämt, heftig, kühn: Schande hält mich nicht zurück und Gefahr schreckt mich nicht ab. Außer dem einzigen Gegenstande, der mich beschäftigt, ist
Hochmuth. das Universum nichts für mich. Aber all dieses dauert nur einen Augenblick, und im folgenden bin ich gleichsam schon vernichtet. Man fasse mich im Augenblick der Stille und ich bin die Trägheit und Furchtsamkeit selbst; alles erschreckt
Muthlosigkeit. mich, ich stutze vor allem; eine Fliege, die vorbeisummt, jagt mir Furcht ein; nur ein Wort, das ich sagen, nur eine Bewegung, die ich machen soll, setzt meine Trägheit in Schrecken. Furcht und Scham spielen sosehr den Meister in mir, dass ich mich vor den Augen aller Sterblichen verbergen möchte.“

Vor dem gänzlichen Versinken von der Erhabenheit des Heldensinns in die Niederträchtigkeit eines Taugenichts ward Rousseau durch die wiedererwachende Neigung zum Lesen gerettet: — er las eine ganze Leihbibliothek aus, er las in der Werkstatt, er las, wenn er Botschaften ausrichten musste. „Auch dieses ist eine meiner Eigenthümlichkeiten. Mitten unter dem Joche einer angenommenen Gewohnheit kann ein Nichts mich davon losmachen, mich verändern, mich an sich ziehen, mich in Leidenschaft setzen, und dann ist alles vergessen. Ich denke an

[1]) Barante, Tableau littéraire du XVIII. siècle, 18. édit. Paris 1860, p. 150.

nichts, als an den Gegenstand, der mich beschäftigt. — Rousseau lebte also wieder in der Welt der Romane und vergaß über erdichteten Zuständen die Wirklichkeit. Begreiflich, daſs der Lehrherr ihn schlug und das Verhältnis zwischen beiden zuletzt unerträglich wurde. Als Rousseau eines Sonntags von einem Spaziergange zu spät zurückkam und das Stadtthor schon geschlossen fand, war die Furcht vor den Schlägen, die ihn am anderen Morgen zu Hause erwarteten, entscheidend. Er gieng nicht mehr zu seinem Lehrherrn, sondern beschloſs, sein Glück in der weiten Welt zu suchen. So endet das erste Buch seiner „Geständnisse“ und Rousseau bemerkt am Schlusse desselben wehmüthig: „Ich hätte in diesem Stande ein guter Christ, ein guter Bürger, ein guter Freund, ein guter Hausvater, ein guter Arbeiter, in aller Art ein guter Mensch werden können: ich hätte meinen Stand geliebt und ihm Ehre gemacht, und wäre nach ruhigem, sanftem Leben friedsam in Mitte der Meinigen gestorben und vergessen worden. Statt dessen, welch ein Gemälde von Unglück habe ich zu entwerfen!“ Flucht.

Froh, sein eigener Herr zu sein, trat Rousseau seine Wanderungen an, den Kopf voll romanhafter Vorstellungen. „Auf jedem Schritt hoffte ich Feste, Schätze, Abenteuer, Freunde zu allen Diensten bereit, Mädchen mir zu gefallen bemüht zu finden. Ich brauchte mich nur zu zeigen, um das ganze Weltall in Bewegung zu setzen.“ — Rousseau sang vor manchem Schlosse, aber keine Prinzessin wollte sich zu ihm herunterneigen. Gute Aufnahme fand er bei Landleuten, dann bei einem wohlwollenden katholischen Pfarrer, der eifrig war, den talentvollen Jungen für die Kirche zu gewinnen. Von ihm bekam Rousseau Empfehlungen nach Annecy an eine fromme mitleidige Dame, eine Frau von Warens, eine Neubekehrte, die vom König von Sardinien einen Gnadengehalt von 2000 Gulden bezog. Rousseau brach sogleich auf. Er war jetzt sechzehn Jahre alt. „Ohne das zu sein, was man einen schönen jungen Menschen nennt, war doch meine kleine Person nicht übel gebildet, ich hatte einen artigen Fuß, wohlgestaltete Beine, etwas Ungezwungenes in meinem ganzen körperlichen Anstand, eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung, einen kleinen runden Mund, schwarze Haare und Augenbrauen, kleine, etwas tiefliegende Augen, aus denen aber das Feuer meines Temperamentes heftig hervorblitzte.“ — Rousseau traf Frau von Warens auf dem Gange in die Kirche; er hatte eine grämliche Betschwester erwartet und fand eine Frau von reizender Schönheit und unerschöpflicher Seelengüte. „Diejenigen, welche keine Sympathie der Seelen gelten lassen, mögen versuchen, zu erklären, wie es zugieng, daſs Frau von Warens bei der ersten Zusammenkunft, mit dem ersten Blick, mir nicht allein die lebhafteste Zuneigung, sondern auch ein unumschränktes und nie zurückgenommenes Vertrauen einflößte“ — Frau von Warens nahm sich „des armen Kleinen“ aufs liebevollste an, und mit ihrem Gelde und ihren Empfehlungen unterstützt gieng Rousseau nach Turin, wo er in einer Missions-Anstalt zum Katholicismus und in den Dienst des Königs übertreten sollte. — Rousseau wurde durch die Gründe seiner Bekehrer nicht gewonnen; sein Wille war aber schwach genug, daſs er dennoch öffentlich zum Katholicismus übertrat. Von den Hoffnungen, die er auf den Übertritt gründete, gieng keine in Erfüllung. Man gab ihm zwanzig Livres, die bei seinem Übertritt gesammelt worden waren, und empfahl ihm, ein guter Christ zu sein. „Von dem eigennützigen Schritt, den ich gethan, blieb mir nichts übrig als die Erinnerung, ein Abtrünniger und Betrogener zu gleicher Zeit gewesen zu sein.“ — Solange das Geld aushielt, trieb sich Rousseau frei in Turin herum, dann trat er in den Dienst einer kranken adeligen Dame. Als nach deren Tod ein silbernes Band fehlte und bei Rousseau Abenteuer. Warens. Gestalt. Bekehrung.

Diebstahl. gefunden wurde, gab dieser an, Marie, ein liebenswürdiges, tugendhaftes Dienstmädchen, das im Hause war, habe es ihm gegeben. Es war eine Lüge und Marie
Verleumdung. ein Mädchen von geprüfter Treue. Um seine eigene Schande zu decken, beharrte Rousseau mit teuflischer Unverschämtheit auf seiner Aussage. „Das arme Mädchen fieng an zu weinen und sagte nichts als die Worte zu mir: ‚Ach, Rousseau, ich traute Ihnen ein besseres Herz zu! Ich werde durch Sie äußerst unglücklich, und doch möchte ich nicht an Ihrer Stelle sein.‘“ Wir müssen jedoch zu Rousseaus Ehre bemerken, dass die Erinnerung an diese Niederträchtigkeit ihn sein ganzes Leben gequält und dass er, um sie zu sühnen, vor aller Welt sie offen gestanden hat. Aber selbst in der Art, wie er diese Schurkerei sich erklärt, zeigt sich uns der Egoist. „Ich schob mein Vergehen auf den ersten Besten, der sich mir darbot. Als ich Marie eintreten sah, hätte mein Herz brechen mögen, aber die Gegenwart so vieler Zeugen überwog meine Reue. Die Bestrafung fürchtete ich weniger, aber ich fürchtete die Schande, und zwar fürchtete ich die letztere mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als irgend etwas von der Welt. Ich hätte versinken, mich in den Abgrund der Erde verbergen mögen, die unüberwindliche Scham siegte über jede andere Rücksicht. Die Scham allein machte mich zu unverschämt.“ [1])

Auch im dritten Buche finden wir Rousseau, wie bisher von einem Gegensatz in den andern überspringend, bald wieder als Achill, dann als Thersites, bald als Held und dann wieder als Taugenichts. Unter den Bekanntschaften, die er in Turin damals machte, war die eines savoyischen Abbé
Gaime. und Erziehers, Gaime, eines jungen einsichtsvollen Geistlichen, der diesem Vagabunden oft den besten Rath gab, und dessen Bild Rousseau im „Landgeistlichen von Savoyen“ verewigt hat.

Den Rath des Abbé, in sein Vaterland zurückzukehren, befolgte Rousseau noch nicht, nahm dagegen Dienste in der Familie der von Solar. Während er bei einem großen Gastmahle aufwartete, kam die Rede auf den Wahlspruch des Geschlechtes: „Tel fiert qui ne tue pas“, den die Anwesenden nicht richtig zu erklären wussten, wohl aber der Diener: „Mancher verwundet, ohne zu tödten.“ Einstimmiges Lob ward Rousseau zutheil. Man beschloss, alles für die Ausbildung des Dieners zu thun: er sollte Secretär werden. Ein Sohn des Grafen gab ihm Unterricht im Latein. Rousseau hätte vielleicht als vornehmer Beamter
Verscherzt sein Glück geendet. Dieser gerade Weg, den man ihm vorzeichnete, entsprach aber seiner Lust nach Abenteuern nicht. Ein leichtsinniger Kamerad aus Genf, den er damals in Turin traf, verleitete ihn, mit ihm in der Stadt umherzustreifen und gegen die Herrschaft trotzig zu sein. Rousseau wurde vergebens gewarnt und gab Lehrer, Beschützer und Aussicht auf ein künftiges Glück auf, um mit seinem Kameraden
leichtfertig. als Landstreicher umherzuziehen. „Berge, Wiesen, Haine, Bäche, Dörfer schwebten meiner Einbildungskraft mit unerhörtem Wechsel und immer neuem Reize vor — und alle die glänzenden Abenteuer, deren Hoffnung in den vergangenen Jahren mich hiehergelockt hatte.“ — Noch näher zeichnet sich Rousseau selber am Schlusse des vierten Buches. „Mein toller hartnäckiger Kopf will sich nicht von den Dingen Gesetze geben lassen; er will lieber schaffen, als Wirkliches verschönern. Wahrhafte Gegenstände bilden sich daselbst höchstens in ihrer eigentlichen Gestalt ab,

[1]) Am Schluss des 2. Buches der Geständnisse.

eingebildete hingegen zeigen sich nicht anders als mit den schönsten Reizen geschmückt. Es muss Winter sein, wenn ich den Frühling malen soll, und um eine schöne Landschaft zu schildern, muss ich von engen Mauern umgeben sein. Steckt man mich in die Bastille, so werde ich sicher das schönste Bild der Freiheit entwerfen."

Die Reisekameraden blieben beisammen, solange das Geld langte, und Rousseau blieb zuletzt nichts übrig, als zur Frau von Warens zurückzukehren. Er nannte sie Mama und sie ihn ihren Kleinen. Jahrelang lebte er nun bei dieser gutmüthigen Frau, die ihn von schlechter Gesellschaft abzubringen und fähig zu machen suchte, in irgend einer amtlichen Stellung sein Brot zu verdienen. Geschäftsmänner meinten aber, Rousseau sei ein unbrauchbarer Mensch. Dann sollte Rousseau Landgeistlicher werden, aber er lernte nichts im Seminar und zeigte nur Sinn für Musik. — Rousseau erwähnt dabei, wie schwierig er arbeite und wie er jedes seiner Bücher vier bis fünfmal habe abschreiben müssen, ehe er es dem Druck übergab: „Nie hab' ich, die Feder in der Hand, meinem Tische und Papier gegenüber, etwas hervorzubringen vermocht. Unter freiem Himmel, zwischen Felsen und Bäumen, oder des Nachts in meinem Bette, wenn ich nicht schlafen kann, entwerfe und schreibe ich in meinem Gehirn; — man kann urtheilen, mit welcher Langsamkeit, zumal wenn man sich hinzudenkt, dass es mir ganz an wörtlichem Gedächtnis fehlt und ich in meinem Leben nicht Verse zu behalten im Stande gewesen bin. Gewisse Perioden habe ich fünf bis sechs Nächte in meinem Kopfe gewendet und wieder gewendet, ehe ich sie zu Papier bringen konnte." — Rousseau verlegte sich nun auf die Musik, und verkehrte deshalb viel mit einem Herrn Lemaitre, einem tüchtigen Componisten. Als dieser nach Lyon reiste, sandte Frau von Warens Rousseau mit ihm als Begleiter. In Lyon ward Lemaitre an einer Straßenecke von Epilepsie befallen. Rousseau bat die Leute, die sich herzudrängten, diesen in sein Gasthaus zu führen, benutzte aber einen Augenblick, wo niemand auf ihn acht gab, und ließ den Armen im Stiche und eilte wieder nach Annecy zur Frau von Warens. Bald aber wurde aus der Mama die Geliebte und Rousseau hat im vierten und fünften Buch seiner Bekenntnisse die Geschichte dieser seiner Leidenschaft mit der vollen Glut und Farbenpracht seiner Phantasie, aber auch rücksichtslos geschildert. Er konnte in seinen Bekenntnissen bei der Nachwelt sich selber an den Pranger stellen, aber er hatte kein Recht, die Schande seiner Wohlthäterin, die ihn jahrelang auf ihre Kosten unterhalten hat, auf die Nachwelt zu bringen. Neben dieser Liebe geht eine Reihe von anderen Liebschaften, die Rousseau noch als alter Mann mit sichtlicher Freude erzählt. — Also auch in reifen Jahren steht Rousseau nicht über den Verirrungen seiner Jugend, und doch scheint er mitten im unreinen Leben zu glauben, er stehe hoch über allen andern an Tugend: wenigstens kann kaum anders der merkwürdige Anfang des ersten Buches der Geständnisse aufgefasst werden, der also lautet: „Ich unternehme eine Sache, wovon man noch kein Beispiel gesehen hat, und deren Ausführung schwerlich jemals einen Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitgeschöpfen einen Menschen in der ganzen Wahrheit seiner Beschaffenheit zeigen; und dieser Mensch soll niemand anderer sein als ich. — Ich und kein anderer. Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich gleiche keinem von allen, die mir vorgekommen sind, und bilde mir ein, keinem auf der ganzen weiten Welt zu gleichen. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch anders. Ob die Natur recht oder unrecht hat, die Form zu zerbrechen, in welche sie mich gegossen, wird man nicht eher unterscheiden können, als nach Durchlesung dieser

Bei Frau von Warens.

Production.

Musik.

Liebe.

Selbsttäuschung.

Blätter. — Mag die Posaune des Gerichts erschallen, wenn sie will: ich werde mich, dies Buch in der Hand, meinem höchsten Richter darstellen. Ich werde freimüthig zu ihm sagen: Sieh, so handelte ich, so dachte ich, der war ich. Ich habe Gutes und Böses mit gleicher Offenherzigkeit niedergeschrieben. Ich habe nichts Nachtheiliges verschwiegen, nichts zu meinem Vortheile hinzugesetzt. Wenn ich irgendwo eine unbedeutende Verzierung eingewebt habe, so ist es nur geschehen, um eine Lücke auszufüllen, wo mich mein Gedächtnis im Stiche ließ. Ich kann als wahr angenommen haben, wovon ich fühlte, dass es wahr gewesen sein könnte; nie aber, wovon ich mir des Gegentheils bewusst war. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich gewesen: niedrig und verächtlich, wo ich dies, gut, edelmüthig und erhaben, wo ich das letztere war. Ich habe mein Inneres enthüllt, wie es dir selbst vor Augen gelegen. Lass, Ewiger, die unzählige Menge deiner Mitgeschöpfe sich um mich her versammeln, sie mögen meine Geständnisse hören, mögen über meine Unthaten seufzen, und über mein Leiden erröthen! Jeder von ihnen lege dann auch sein Herz mit gleicher Aufrichtigkeit enthüllt zu den Füßen deines Thrones, und dann sage einer, wenn er es vermag: Ich war besser als dieser da!" — Wahrscheinlich sollen die Schönheiten seines Buches seine Flecken tilgen. Wie hoch steht da der heil. Augustin in seinen Selbstgeständnissen über den Verirrungen seiner Jugend und wie tief fühlen wir bei ihm in jedem Satz, dass wir keinen Roman, sondern eine wahre große Seelengeschichte vor uns haben! Das Beste war, dass Rousseau neben all diesem abenteuerlichen Treiben und Versuchen, bald als Singmeister, bald als Steuerbeamter eine Rolle zu spielen, doch gründliche Studien machte in Werken tieferer Art, wie Leibnitz, Newton: auch versuchte er zu componieren.

Nach Paris.

Dazwischen kam die erste Reise nach Paris in Begleitung eines Schweizers, der in die französische Armee eintrat, und wobei Rousseau sich einige Zeit mit dem Gedanken trug, mindestens Marschall zu werden. Paris fand er unter seiner Erwartung, auch Versailles. Er hatte zu viel in der Phantasie erwartet und sagt dabei das stolze Wort: „Es ist vielleicht dem Menschen und der Natur kaum möglich, den Reichthum meiner Phantasie zu übertreffen", und äußert gleich nachträglich: „Ich bin beinahe außerstand, nachzudenken, wenn ich still sein soll. Mein Körper muss in Bewegung sein, wenn mein Geist thätig sein soll. Der Anblick der Fluren, die freie Luft gibt meiner Seele Schwung und wirft mich auf gewisse Weise in die Unendlichkeit der Wesen, um sie nach meiner Willkür und ohne Furcht und Zwang zusammenzusetzen, unter ihnen zu wählen und mir das Schönste davon anzueignen. Ich schalte uneingeschränkt über die ganze Natur. Mein Herz schwebt von Gegenstand zu Gegenstand, vermischt, vereinigt sich mit denen, die ihm schmeicheln, nährt sich mit reizenden Bildern und berauscht sich in der Fülle süßer Empfindungen. Wenn ich, um diese Gefühle festzuhalten, mir alles dieses im Geiste ausmale, welche Stärke des Pinsels steht mir dann zugebote! Man will in meinen Schriften diese hinreißende Kraft des Ausdruckes gefunden haben, aber man hätte die Bilder, die ich auf Reisen geschaffen und nie beschrieben, sehen sollen. Aber, warum hätte ich sie denn niederschreiben sollen? — Um mir den Reiz des Genusses der Gegenwart zu rauben, und anderen zu sagen, das ich genoss? Was giengen mich Leser, was Publicum, was die ganze Welt an, so lange ich im Himmel schwebte! Hätte ich Anstalt getroffen zum Schreiben, so würde sich nicht der kleinste Gedanke mehr dargeboten haben. Wie konnte ich vorher wissen, ob ich Ideen haben würde. Sie stellen sich ein, wenn es ihnen, nicht, wenn es mir

beliebt. Sie kommen entweder gar nicht oder drängen sich so haufenweise zu, dass ich der Anzahl oder der Stärke derselben unterliegen möchte. Zehn Bände des Tages hätten nicht hingereicht.“[1]) — So ist Rousseau oft von seinen Ideen mehr besessen, als dass er sie besitzt.

Wird nicht Soldat.

Dass das Soldatenleben nicht für ihn passe, fühlte Rousseau schnell — es hätte seinen Eigenwillen gebrochen. Er verließ Paris bald wieder und schlenderte auf dem Heimwege in seinen Träumereien nach Herzenslust durch das Land. Von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, bittet er eines Tages einen Bauern, ihm für Geld und gute Worte etwas zu essen zu geben.[2]) Der Mann bot ihm schlechte Milch und schwarzes Gerstenbrot an und versicherte, es sei alles, was er habe. Als er aber den Fremden die Milch mit Wollust einschlürfen und das Brot sammt Spreu und allem, was daran hieng, verschlingen sah, sagte er, er sehe, er habe einen guten, ehrlichen jungen Menschen vor sich, der nicht die Absicht habe, ihn zu verrathen, und brachte aus einem Versteck eine Flasche Wein, Weizenbrot, Schinken und wollte schließlich für all das keinen Heller annehmen und gab zu verstehen, dass er seinen Wein aus Furcht vor der Steuer, sein Brot aus Furcht vor der Accise verbergen müsse, und versicherte, er würde der unglücklichste Mensch sein, wenn man argwöhnte, dass er nicht in Gefahr stünde, vor Hunger zu sterben. So war die Lage der Bauern unter Ludwig XV.! Der Eindruck auf Rousseau blieb unauslöschlich: „Dieses war der erste Keim jenes unversöhnlichen Hasses gegen die Erpressungen, denen der unglückliche Arme ausgesetzt ist, und gegen seine Unterdrücker; ein Keim, der nachher in meinem Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen hat. Dieser Mann durfte bei seinem geringen Wohlstand nicht wagen, das Brot, dass er im Schweiße seines Angesichtes gewonnen hatte, öffentlich zu verzehren und konnte seinem Unglücke nur dadurch zuvorkommen, dass er den Schein des allgemeinen Elends, das um ihn verbreitet war, gleichfalls annahm.“ — In Lyon gieng Rousseau das Geld aus — er brachte die Nacht außerhalb der Stadt unter freiem Himmel zu, nahe dem Ufer der Rhone: „Der Abend war unvergleichlich, das lechzende Gras wurde vom Thau erquickt, es gieng nicht der geringste Wind. Die Nacht war ruhig und vollkommen heiter, die Luft frisch, ohne kalt zu sein, die Nachtigallen sangen mich in Schlaf. Mein Schlummer war süß, mein Erwachen war es noch weit mehr, als ich um mich her das Wasser, das entzückende Grün und die herrliche Landschaft erblickte. Frohen Muthes sang ich ein Liedchen, indem ich gegen die Stadt gieng, um mir ein Brot zu kaufen. Da rief mir ein Mönch zu, ob ich Musik verstehe, und als ich es bejahte, schlug er mir vor, Noten abzuschreiben gegen gute Belohnung.“ — Naturliebe, Träumerei, Abenteuer![3]) Rousseau traf Madame Warens wieder, lebte einige Zeit mit ihr auf dem Lande und war einige Zeit hindurch glücklich. Da kam eine Krankheit. Rousseau glaubte sich dem Tode nahe. Fromme Gefühle erwachten, er suchte in der Religion Hoffnung und Trost, sagt aber dabei, er habe am liebsten unter freiem Himmel sein Gebet verrichtet: „Ich habe nie gerne im Zimmer gebetet. Es ist mir, als ob die Mauern und all die kleinen Werke der Menschen sich zwischen die Gottheit und mich in den Weg stellten. Ich musste sie in ihren Werken betrachten, während dass sich mein Herz zu ihr erhob; auch bestand mein Gebet überhaupt mehr in Bewun-

Französische Zustände.

In Lyon.

Krankheit.

Gebet.

[1]) Confessions, livr. IV, gegen Ende.
[2]) Ibid. livr. IV, gegen Ende.
[3]) Ibid. livr. IV, gegen Ende.

derung und Betrachtung als in frommen Bitten; ich wusste, dass bei dem Geber alles wahren Guten das beste Mittel, das zu erhalten, was wir bedürfen, nicht sowohl ist, jene Güter zu erbitten, als sich ihrer würdig zu machen suchen.“[1])

Hypochondrie. Rousseau begann medicinische Bücher zu lesen, bei seiner Neigung zur Hypochondrie und seiner überwiegenden Einbildungskraft glaubte er aber bald, jede Krankheit zu besitzen, von der er gerade las. Schließlich verrannte er sich im Wahne, er leide an einem Herzpolypen. Um sich zu heilen, begab er sich nach Montpellier, wo ihn der Arzt als eingebildeten Kranken behandelte. — Bei der Rückkehr fand er seinen Platz bei der Warens durch einen anderen besetzt. Rousseaus Schmerz war groß, der Aufenthalt im Hause wurde ihm unerträglich. Er gieng

Nach Paris. 1741 wieder nach Paris, um hier der Akademie der Wissenschaften ein neues System der Notenschreibung mitzutheilen. Am 22. August 1742 hielt er darüber eine Vorlesung. Die Akademie fand, das System sei zwar sehr sinnreich, aber nicht brauchbar. Wieder hatte sich eine Hoffnung, auf die er das Glück seines Lebens gründete, als Seifenblase erwiesen. Die verschiedensten

Pläne. Pläne wurden entworfen: er wollte mit einer Flugmaschine, er wollte als Declamator, als Schachspieler, als Operndichter sein Glück machen. Die Oper „Les Muses galantes“ hatte keinen Erfolg. 1743 bekam er die Stelle eines Privat-Secretärs beim französischen Gesandten in Venedig, hielt es aber bei dem rohen und herrischen Manne nicht aus, und war nach achtzehn Monaten schon wieder in Paris. Eine Zeitschrift, die er mit Diderot herausgeben wollte, brachte es nicht über die erste Nummer hinaus.

Übrigens hatte Rousseau Zutritt zu den tonangebenden Kreisen gefunden. Man sah in ihm einen geistreichen leidenschaftlichen Sonderling, dem

Der Bär. es namentlich an feinen Formen fehle — man nannte ihn nur den Bären. Aber in welchem Gegensatze fühlte sich erst Rousseau zu dieser Gesellschaft, die geistreich, gebildet, aber sittenlos, witzig und herzlos war, bei der alles außen glänzte, während innerlich alles faul war — Rousseau mit seinem Hang zum Idealen, der ihm trotz aller Verirrungen geblieben war, und seiner Liebe zur Natur und zur Freiheit! Eines Abends widerhallte der Saal von Gotteslästerungen — Rousseau drohte fortzugehen, wenn man nicht aufhöre: wenn es eine Feigheit sei, zu dulden, dass von einem abwesenden Freunde übel gesprochen werde, so sei es ein Verbrechen, wenn man dulde, dass Gott gelästert werde, der überall gegenwärtig sei.

1749 trat dieser Gegensatz offen zutage. — Rosseau besuchte damals öfter Diderot, während dieser im Gefängnisse zu Vincennes saß. Auf dem Wege dahin las er im „Mercur de France“ die Ankündigung einer Preis-

Preisfrage. aufgabe, welche die Akademie zu Dijon stellte: ob der Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten zur Verbesserung oder zur Verderbnis der Sitten beigetragen habe. Wahrscheinlich meinte die Akademie die Frage so: ob das Wiederaufleben der Studien des classischen Alterthums im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine Verschlimmerung oder Verbesserung der Sitten

[1]) Confessions, livr. V.

zur Folge hatte, denn sonst wäre die Frage eine sonderbare, indem die Literatur eines Volkes ja aus seinem Leben und seiner Geschichte hervorgehe, nicht aber eine von demselben unabhängige Macht sei. Aber Rousseau nahm die Frage wörtlich — galt doch die Literatur in Frankreich als eine Macht an und für sich, herrschte doch Voltaire wie ein König in Ferney. Rousseau war tief ergriffen von der Frage, er bekam heftiges Herzklopfen, der Athem versagte ihm, er musste sich unter einem Baume niedersetzen und vollbrachte dort eine halbe Stunde in solcher Bewegung, dass er, als er sich erhob, seine Kleider von Thränen benetzt fand, ohne dass er sein Weinen bemerkt hatte. So vieles, was er in seinem bewegten Leben bisher empfunden, strömte jetzt in ihm zusammen und mit dem ihm eigenen Talent der Übertreibung führte er jetzt den Satz durch: Kunst und Wissenschaft sind die Ursache des Unglücks der Einzelnen und des Verderbens der Gesellschaft: unsere Seelen entarten in dem Maße, als Künste und Wissenschaften der Vollendung entgegengehen. Sclaverei, Verschwendung, Schwelgerei sind zu allen Zeiten die Strafe gewesen für das stolze Bestreben, aus der glücklichen Unwissenheit, in welche die ewige Weisheit uns versetzt hat, herauszutreten. Die Astronomie ist aus dem Aberglauben entstanden, die Beredsamkeit aus dem Ehrgeiz, alle Wissenschaften aus dem Hochmuth, und ihre Pflege schwächt die kriegerischen Eigenschaften ebensosehr als die sittlichen. Die Buchdruckerkunst, die Ursache schrecklicher und immer wachsender Unruhen in Europa, lehrt nur die Ausschreitung des menschlichen Geistes verewigen. Man zieht jetzt das Talent der Tugend vor; man fragt nicht mehr, ob ein Buch nützlich sei, sondern ob es gut geschrieben sei. Unsere Gelehrten mit ihrem gefährlichen Zweifel untergraben die Grundlagen des Glaubens und vernichten die Tugend: sie lachen höhnisch bei den Worten Vaterland und Religion, sie haben nur einen Glaubenssatz, die Wuth, sich bemerkbar zu machen. In unseren Schulen lernt die Jugend alles, nur ihre Pflichten nicht. Die alten Staatsmänner sprachen von guten Sitten und von Tugend, die neueren nur von Handel und Geld. Es gibt tausend Preise für schöne Reden, aber keinen einzigen für gute Handlungen. Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Scheidekünstler, Musiker, Dichter, Maler, aber wir haben keine guten Bürger mehr. Die einzige Weisheit ist jetzt, sich in sich zurückzuziehen und beim Schweigen der Leidenschaft die Stimme des Gewissens zu vernehmen.[1])

Missverständnis.

Discours.

Wissenschaft gefährlich.

Also die Wissenschaften sind eitel in ihrem Ursprunge und gefährlich in ihrem Wirken. Es war ein Faustschlag ins Angesicht für die Gesellschaft, die so stolz war auf ihr Wissen, auf ihren Unglauben, auf die Bewunderung,

[1]) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en 1750 sur cette question: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Paris. Villemain bemerkt mit Recht: „Die Akademie zu Dijon hätte besser gethan, die Frage so zu stellen: Quelle est l'influence de l'état social et des moeurs sur le progrès ou l'abaissement des lettres et des arts?“

welche Europa auf die französischen Schriftsteller verschwendete, und dennoch erhielt der Verfasser den Preis, aber nur wegen der Form; denn eine so volle und strömende Sprache, so viel Kraft und Feuer des Stiles, eine so blendende Kunst der Sophistik, eine solche Musik der Perioden war etwas Neues. Auch
Beifall. die Gesellschaft spendete ihm Beifall, trotzdem sie das Gefühl hegte, sie vernehme ein unterirdisches Dröhnen wie von einem bevorstehenden Erdbeben.

An Angriffen fehlte es nicht, auf die Rousseau nur noch mit stärkeren Sätzen antwortete: die Wissenschaft ist nur für den Menschen im allgemeinen, für einzelne hervorragende Geister, die anderen brauchen nichts zu studieren als ihre Pflichten und haben dazu Einsicht genug. Die Philosophie ist die Tochter des menschlichen Hochmuths. Das Evangelium hingegen ist das einzig nöthige Buch für einen Christen und das nützlichste unter allen. Der Mensch ist von Natur gut, ehe die schrecklichen Worte Mein und Dein erfunden wurden, ehe es Herren und Sclaven gegeben hat.

Discours sur l'inégalité.

Nicht minder tief geht die Schrift „Über den Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen“ — wiederum Lösung einer Preisfrage der Akademie zu Dijon.[1]) Im Walde von Saint-Germain arbeitete Rousseau diesen Aufsatz binnen acht Tagen gut aus, der in seinem ersten Theil den Urzustand schildert, wie er ihn träumt, und im zweiten die Entstehung des Staates entwickelt. Der Mensch im Urzustand ist kräftig, muthig, geschickt, gesund und gut, voll Mitgefühl, halb ein Thier, es ist jedoch besser, fügt er bei, „einem Schafe zu gleichen, als einem gefallenen Engel“. Zwei Eigenschaften unterscheiden ihn übrigens von den Thieren, der freie Wille und die Möglichkeit, sich zu vervollkommnen. „Es ist traurig, dass wir es zugestehen müssen, diese fast unbeschränkte Thätigkeit ist die Quelle alles Unglücks bei den Menschen.“ — „Wenn die Natur uns bestimmt hat, gesund zu sein, so wage ich, beinahe zu behaupten, dass der Zustand der Überlegung ein Zustand gegen die Natur ist, und dass der Mensch, welcher nachdenkt, ein verkommenes Thier ist.“ Der Erste, der sich Kleider und eine Wohnung machte, gab sich da Dinge, die er nicht nothwendig brauchte, denn er hatte sie ja früher entbehrt. — „Indem der Mensch gesellschaftlich und dienstbar wird, wird er schwach, furchtsam und kriechend.“ — „Der Erste,“ meint er, „der ein Stück Land umzäunte und erklärte: dies gehört mir, und der Leute fand, die einfältig genug waren, es zu glauben, ist der wahre Gründer der bürgerlichen Ordnung gewesen. Wie viele Verheerungen und Kriege, Mord und Elend wären nicht dem menschlichen Geschlechte erspart worden, wenn jemand diese Umzäunung niedergerissen und den anderen zugerufen hätte: Hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid

---

[1]) 1753 stellte sie die Frage: „Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes? — Est elle autorisée par la loi naturelle?“

verloren, wenn ihr vergeßt, daſs die Früchte des Bodens allen angehören und dieſer ſelbſt niemanden zuſteht.“ Dieſer Satz hat eine verhängnisvolle Wirkung bekommen, und iſt der Glaube der Communiſten geworden. Die Menſchen lebten frei, geſund, gut und glücklich; das Übel begann, ſobald die Gleichheit ſchwand und das Eigenthum entſtand. „Die Bearbeitung der Metalle, und der Ackerbau waren die zwei Künſte, deren Erfindung dieſe große Veränderung bewirkte. Das Eiſen und das Getreide haben das Menſchengeſchlecht civiliſiert und die Menſchen zugrunde gerichtet.“ Mit dem Ackerbau ward das Land getheilt und mit dem Eigenthum entſtanden die Geſetze, die Ungleichheit nahm zu, aber auch der Widerſtand der Armen gegen die Reichen. Zu ihrem Schutze führten dieſe die Ordnung des Rechtes und des Friedens ein. „Die Freiheit iſt eine Gabe, die wir von der Natur in unſerer Eigenſchaft als Menſchen haben. Die Eltern haben darum kein Recht, ihre Kinder an einen Deſpoten oder an einen Herrn zu veräußern.“ Die Ungleichheit hat drei Abſtufungen: Einführung von Geſetz und geſetzlichem Eigenthum, Einführung von Behörden, Veränderung der geſetzlichen in eine willkürliche Gewalt. Die Demokratie iſt die beſte Regierungsform, weil ſie ſich am wenigſten von der Natur entfernt. Urſprünglich wurden alle Beamten gewählt, wegen Wahlſtreitigkeiten geſtattete aber nach und nach das Volk den Oberen, ihre Würde erblich zu machen, und ſo wurden die Stellen Eigenthum. Ein unermeſslicher Raum trennt den Naturzuſtand von unſerem jetzigen, geſellſchaftlichen Zuſtand. „Die Seele und die menſchlichen Leidenſchaften ändern ſich unverſehens in dieſem langen Übergang. Während der urſprüngliche Menſch allmählich verſchwindet, zeigt uns die Geſellſchaft nur einen Haufen künſtlicher Menſchen und gemachter Leidenſchaften, welche das Werk von all dieſen neuen Verhältniſſen ſind und keinen wahren Grund in der Natur ſelber haben. Der wilde Menſch lebt nur in ſich ſelbſt, der geſellſchaftliche Menſch lebt nur in der Meinung der anderen.“

Der Naturzuſtand.

Im Naturzuſtande, wie er nach Rouſſeau vor der Gründung des Staates war, finden wir lauter Schilderungen nach Romanen von den Wilden und nach Biographien des Plutarch. Rouſſeau vergaß, daſs dort über die Wilden, hier über die Helden des claſſiſchen Alterthumes ein ideales Licht ausgegoſſen, und daſs die düſteren, ſchlimmen Seiten ganz übergangen ſind. Er ſchildert den Zuſtand der Wilden ſo glänzend und die Verderbnis durch die Verfeinerung des achtzehnten Jahrhunderts ſo grauenvoll, daſs Voltaire ihm zurief: „Wenn man Sie lieſt, ſo wandelt einem die Luſt an, auf Händen und Füßen zu kriechen.“ Später meinte derſelbe: „Was iſt das für eine Philoſophie, die der geſunde Menſchenverſtand von Sina bis Canada verwirft? iſt ſie nicht das Werk eines Bettlers, welcher wünſcht, daſs alle Reichen von den Armen beſtohlen werden, um dadurch eine brüderliche Eintracht unter den Menſchen zu gründen?“ Es iſt der Schrei des Schmerzes und des Zornes, der die niederen Claſſen der Geſellſchaft damals durchdrang, eine Art Kriegserklärung der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden. —

Contract social.

„Der Gesellschaftsvertrag“,[1]) der 1762 erschien, ist nur eine weitere Ausführung des zweiten Theiles von der Beantwortung der Preisfrage über die Ungleichheit unter den Menschen und wurde das Evangelium der Demokratie. In einem Urvertrage hat das Volk, das einen Staat bilden wollte, auf gewisse Privatrechte aller einzelnen verzichtet, aber nicht zu Gunsten des Fürsten, sondern zu Gunsten der Gemeinde: die Gemeinde allein schafft Recht, alles andere ist Usurpation, das Volk allein ist der Souverain, sein Wille allein ist die einzige unveräußerliche Souveränität; der Fürst ist von ihm gewählt, ist nur sein Beamter, den es mit Gewalt ausgestattet hat. Wenn der Fürst mehr sein will, als Beamter, so wird er Usurpator. Die Republick ist eigentlich die einzige rechtmäßige Staatsform. Der Mensch kann nie auf seine Freiheit Verzicht leisten, sonst verzichtet er darauf, Mensch zu sein. Indem die Gesammtheit sich zusammenthut, wird der Staat; tritt sie als solcher in Thätigkeit, so heißt sie Souverain; anderen Staaten gegenüber heißt sie Staatsmacht; die Mittheilnehmer an der höchsten Gewalt heißen Bürger (Citoyen), und Unterthanen, sofern sie den Staatsgesetzen unterworfen sind. Der souveräne Volkswille hat immer Recht; Ziel und Zweck aller Gesetzgebung muss die Freiheit und Gleichheit sein; alles, was sie hindern kann, muss man hinwegräumen. Um Glaubenslehren hat der Staat sich nicht zu bekümmern und nur darauf zu sehen, dass der Glaube an das Dasein Gottes und an ein zukünftiges Leben, in welchem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden, dass der Glaube an die Heiligkeit des Eides und der Staatsgesetze in Kraft bleibe.[2]) Der allgemeine Wille spricht sich in Volksversammlungen aus, und das Volk stimmt von Zeit zu Zeit ab, ob die gegenwärtige Regierungsform und die Gesetze beizubehalten und ob die bisherigen Beamten auch ferner mit der Verwaltung zu betrauen sind. Es gibt keinen anderen rechtmäßigen Willen im Staate, als den der Gesammtheit. Gegenüber der Lehre vom göttlichen Recht und von der unumschränkten Macht der Könige haben wir also hier die Lehre von der Souveränität des Volkes, vom Despotismus der Masse, und diese Lehre in blendender Sprache einem Volke hingeworfen, unter dem die Monarchie sich verächtlich gemacht hatte. Die Blößen der Theorie sind durch die Schärfe der Dialectik, durch den leidenschaftlichen Ton der Darstellung verdeckt. So konnte das Buch der Katechismus der französischen Revolution von 1793 bis zum Sturze der Republik werden. Hat Montesquieu in England die Freiheit verwirklicht gemeint, so erklärt Rousseau entschieden, das englische Volk glaube frei zu sein, es täusche sich aber, es sei nur frei zur Zeit der Parlamentswahlen, nach den Wahlen sei es Sclave; sieht Montesquieu in einem abgeschlossenen Adel die beste Bürg-

Liberté, égalité.

Evangelium der Demokratie.

Gegen Montesquieu.

[1]) Du Contrat social ou Principes du Droit publipue. 1762.

[2]) Religion erscheint ihm für das Staatsleben nothwendig: „Jamais état ne fut fondé, que la réligion ne lui servit de base.“

schaft für Erhaltung der Freiheit, so hebt bei Rousseau die Volksversammlung jede ständische Gliederung auf, der Gesammtwille entscheidet. Es ist das eine sehr klare Theorie, leider hat sie sich in größeren Staaten immer als unausführbar erwiesen und statt zur vernünftigen Herrschaft hat sie immer zur Pöbelherrschaft geführt. Marat und Robespierre hatten immer Rousseau im Munde und Rousseau hätte sich seiner Lehre geschämt, hätte er ihr Treiben noch schauen können. Denn bei all seinen Verirrungen hatte Rousseau doch einen milden Sinn und einen Zug zum Edlen und Großen.

Emile ou de l'éducation.

Nicht minder bedeutsam wurde eine andere Schrift Rousseaus, die er 1762 veröffentlichte, „Emil oder über die Erziehung“. Er wollte mit diesem Werke, das halb Lehrbuch, halb Roman ist, an welchem er zwanzig Jahre nachgedacht und drei Jahre geschrieben hat, zeigen, wie man neue Menschen für die neue große Zeit bilde, und wie man das heranwachsende Geschlecht aus der Unnatur zur wahren Natur wieder zurückführen könne.

Pflicht der Mutter.

War es in jener Zeit Sitte, dass die Eltern sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht kümmern und in ihrer Vergnügungssucht dieselben einfach Fremden überließen, so wendet sich jetzt Rousseau an die Mütter: „Ich wende mich an dich, zärtliche, umsichtige Mutter! die du dich entfernt von der großen Heerstraße zu halten und das Bäumchen vor dem Anfalle der menschlichen Meinungen zu verwahren wusstest! Warte, begieße die junge Pflanze, bevor sie abstirbt, ihre Früchte werden dich einst erquicken! Lege bei guter Zeit ein Gehege um die Seele deines Kindes an, seinen Umfang mag ein anderer bestimmen, aber das Bollwerk selbst musst du allein setzen. Die Pflanzen bildet man heran durch Pflege und die Menschen durch Erziehung.“ [1]) — Und wirklich brachte es auch Rousseau durch die hinreißende und gemüthsfrische Darstellung, in welcher er sein System der Erziehung gleich an einer Persönlichkeit, am „Emil“, schilderte, dahin, dass die Gesellschaft der Bildung des zartesten Alters wieder geziemende Aufmerksamkeit schenkte, dass vornehme Mütter es nicht mehr unter ihrer Würde hielten, ihre Kinder selber zu säugen, dass an die Stelle der Verschrobenheit und Verkünstelung wieder eine naturgemäßere Behandlung der Jugend trat, dass man der Kindheit die Kindlichkeit rettete, dass der Unterricht anschaulich wurde, statt mit unnützem Gedächtniskram die junge Seele zu erdrücken. Nicht ein Naturmensch im Naturzustand, sondern ein natürlicher Mensch im Stande der Gesellschaft sollte gebildet werden! Vieles ist aus Locke entnommen; während aber Lockes Theorie in ihrer farblosen Darstellung nicht wirkte, hat Rousseau mit seiner hinreißenden Beredsamkeit das ganze Erziehungssystem geändert und Männer wie Pestalozzi erweckt.

Bedeutsam wurde dieses Buch aber noch durch etwas anderes, nämlich durch den Kampf, den Rousseau darin gegen den Atheismus und Materialismus seiner Zeit begann. Es ist ein Nothschrei der besseren Menschennatur darin gegen die gräßlichen Lehren jener Zeit, dass der Glaube an einen persönlichen Gott, an Unsterblichkeit der Seele ein Wahn sei. Der Kern seiner Lehre ist

[1]) Emile, livr. I, Anfang.

im vierten Buche, in dem „Glaubensbekenntnisse des Vicars von Savoyen" enthalten.

Profession de foi du vicaire Savoyard.

Wie Marquis Posa die Ansichten Schillers, so spricht der Vicar die Ansichten Rousseaus aus: „Sag' mir, was deine Religion ist, und ich kenne deinen geheimsten Menschen." Es erscheint ihm als die höchste Abgeschmacktheit, die vollkommene Harmonie aus einem blinden Mechanismus der zufällig bewegten Materie herzuleiten. Die Welt wird im Gegentheile durch einen mächtigen und weisen Willen regiert. Die Seele ist unkörperlich, sie ist nichts Materielles, sie überlebt den Körper; das Gewissen ist mehr als eine Angewöhnung von Vorurtheilen.

Gewissen.

„O Gewissen! Gewissen! du göttlicher Trieb, du ewige himmlische Stimme, du sicherer Leiter eines unwissenden und beschränkten, aber verständigen und freien Wesens; du unfehlbarer Richter über Gutes und Böses, wodurch der Mensch zur Ähnlichkeit mit Gott gelangt; du machst die Erhabenheit seiner Natur aus und begründest die Sittlichkeit seiner Handlungen. Ohne dich fühlte ich nichts in mir, was mich über die Thiere zu erheben vermöchte, als den traurigen Vorzug, durch einen Verstand ohne Richtschnur, durch eine Vernunft ohne Grundsatz aus Irrthümern in Irrthümer zu fallen."

Noch wichtiger ist der vielgenannte Abschnitt durch seine Aussprüche über positive Religion und das Evangelium. Rousseau spricht sich darin nicht als positiver Christ aus, wohl aber voll Verehrung für die christliche Religion.

Wir lassen die bedeutsamste Stelle hier folgen:

Evangelium.

„Ich gestehe dir auch, dass die Heiligkeit des Evangeliums ein Argument für mich abgibt, das zu meinem Herzen spricht, und es würde mich schmerzen, wenn ich irgend eine treffende Widerlegung dagegen auffände. Betrachte die Schriften der Philosophen mit allem ihrem Pompe: wie klein erscheinen sie gegen jenes Buch gehalten! Kann ein Buch, das so erhaben und dabei so einfach ist, Menschenwerk sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, ein bloßer Mensch gewesen sein? Ist dies die Sprache eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sectenstifters? Welche Milde, welche Reinheit in seinen Sitten! Welch rührende Anmuth in seinen Lehren! Welche Hoheit in seinen Grundsätzen! Welche tiefe Weisheit in seinen Gesprächen! Welche Geistesgegenwart, welche Bestimmtheit und Genauigkeit in seinen Antworten. Welche Gewalt über die Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo der Weise, welcher ohne Schwäche und ohne Prahlerei so zu handeln, zu leiden, zu sterben versteht? Wenn Platon in seinem idealen Gerechten zeigt, wie derselbe mit aller Schmach eines Verbrechens belastet, jedes Lohnes der Tugend würdig ist, so malt er Zug für Zug Jesum Christum. Die Ähnlichkeit ist so auffallend, dass alle Kirchenväter sie gefunden haben, obgleich ein Irrthum in dieser Hinsicht gar nicht unter die Möglichkeiten gehört. Welche Vorurtheile, welche Blindheit, ja welche Unredlichkeit gehört dazu, wenn man den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohne der Maria zu vergleichen wagen will? Welch ein Unterschied zwischen beiden! Sokrates stirbt ohne Schmerzen, ohne Schmach, er konnte seine Rolle ohne Anstrengung bis zu Ende führen, und hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben verherrlichet, so ließe sich noch fragen, ob Sokrates mit allem seinem Geiste nicht ein bloßer Sophist gewesen wäre. Er war aber der Begründer der

Sokrates und Christus.

Moral, sagt man. Andere aber hatten sie schon vor ihm in Ausübung gebracht. Er lieh dem, was andere gethan hatten, bloß Worte; er brachte ihre Beispiele in Lehren, Aristides war gerecht gewesen, noch ehe Sokrates lehrte, was Gerechtigkeit sei. Leonidas war für sein Vaterland gestorben, bevor Sokrates als Pflicht aufgestellt hatte, sein Vaterland zu lieben. Sparta war mäßig, ehe noch Sokrates der Mäßigkeit Lobreden hielt. Ehe dieser noch seine Erklärung von Tugenden abgegeben hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Menschen. Aber wo hatte Jesus bei seinem Volke diese erhabene und reine Moral gefunden, von welcher er allein Lehrer und Beispiel wurde? Mitten unter dem gewaltigen Wüthen des Fanatismus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heldenmüthigsten Tugend schmückte das niedrigste aller Völker. Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophiert, ist der süßeste, den man sich wünschen kann; der Tod Christi, welcher unter Martern, Ungerechtigkeiten, Spottreden eines ganzen Volkes seinen Geist aufgab, ist der entsetzlichste, den man nur fürchten kann. Sokrates greift nach dem Giftbecher und segnet den, welcher unter Thränen denselben ihm darreicht. Jesus betet unter den fürchterlichsten Todesqualen für seine erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen Weisen bezeichnet, so stellt Christi Leben und Tod einen Gott dar. Wollten wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei nur zum Vergnügen erfunden worden? Mein Freund! es ist nicht wahr, dass man so erfindet! Übrigens sind die Thaten des Sokrates, die niemand in Zweifel zieht, keineswegs so begründet, als die Jesu Christi. Im Grunde heißt es auch nur die Schwierigkeiten bei Seite schieben, nicht aber heben. Noch weit unvereinbarer erscheint es, dass vier Menschen mit solcher Einstimmung dies Buch ausgearbeitet haben sollen, als wenn nur einer den Stoff dazu lieferte. Nie würden jüdische Autoren diesen Ton, diese Sittenlehren gefunden haben, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit aufzuweisen, dass der Erfinder desselben noch bewunderungswürdiger erscheinen müsste, als der Held desselben. Bei allem diesem aber ist das Evangelium auch voll von unglaublichen Dingen, von Dingen, die der Vernunft widerstreben, welche ein denkender Mensch weder begreifen, noch annehmen kann. Was ist zu thun bei so vielen Widersprüchen? Allezeit bescheiden und behutsam zu sein, mein Sohn! Das still zu ehren, was man weder verwerfen, noch begreifen kann, sich vor dem großen Wesen demüthigen, das allein wahr ist."

Gegner. Gegen diese Religion des Herzens wurden gar viele Einwände erhoben. Justus Möser in Osnabrück hob vom rationalistischen und staatsmännischen Standpunkte Bedenken, dass die rohen Massen unmöglich sich von bloßen Naturpredigten rühren lassen, damit würde Moses bei seinen Ziegelbrennern nichts ausgerichtet haben. Die Predigt der Werke Gottes, die wir täglich vor Augen haben, gleiche dem Geschrei eines Kanarienvogels, welchen sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, während einem Fremden im Zimmer die Ohren davon klingen. Der Satz, man könne in allen Religionen selig werden, werde nie großen Eifer für eine Religion erwecken, er ersticke jeden Katechismusunterricht im Keime. Nicht als Theologe, sondern als Jurist müsse er sagen, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu leugnen, das Ansehen der Geistlichkeit herunterzusetzen, sei höchst ungeeignet. „Ich habe die Krankheiten der großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannien heißen, erwogen und daraus geschlossen, dass ihnen eine geoffenbarte Religion zu jeder Zeit nothwendig und heilsam

gewesen ist. Hiernächst habe ich gefunden, dass die christliche Religion zu allen Absichten, welche die Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das vollkommenste hinreiche, und daraus ziehe ich den Schluss, dass wir thöricht thun, ein so vollkommenes Band zu schwächen oder wohl gar zu zerreißen!“ [1]) — Andere warfen die Frage auf, ob diese sogenannte Naturreligion nicht ein bloßer Widerschein dessen sei, was wir im Christenthume erhalten haben. Auch die Protestanten, obschon Rousseau 1754 in Genf zum calvinischen Bekenntnisse zurückgetreten war, wollten von dieser Religion des Herzens nichts wissen. Den Encyklopädisten war dieses Bild Christi zu rein, sie wollten gar nichts von Religion hören.

Rousseau war ohnehin mit den Stimmführern aus einem anderen Grunde zerfallen. 1745 fesselte er sich an ein Schenkmädchen aus Orleans, Therese Levasseur, die so beschränkten Geistes war, dass sie nie die zwölf Monatsnamen wusste; und mit ihr musste er ihren Vater und ihre Mutter zu sich nehmen, und da ihm der Dienst als Schreiber bei einem Generalpächter drückend wurde, sich von Notenabschreiben erhalten. Die Noth wurde arg. Zwei Kinder, die ihm Therese 1747 und 1748 gebar, sandte Rousseau, der so ergreifend über die Pflicht der Kindererziehung schrieb, mit solchem Leichtsinne ins Findelhaus, dass er sie unter anderen Kindern nicht mehr herausfinden konnte. Seit 1755, wo er die Abhandlungen „Über die Ursachen der Ungleichheit“ herausgegeben, beschloss er, selbst ein Vorbild in seinen Lehren zu sein, und da betrachtete er zunächst Therese als seine wahre Gattin. Aber drei Kinder, die sie ihm noch gebar, sandte er dennoch ins Findelhaus, „als Mitglied der Republik Platos, denn die Gesellschaft würde sie doch nur zu Stiefelputzern oder zu Verbrechern herabwürdigen!“ — Einige Zeit hindurch gedachte er das verdorbene Paris zu verlassen und sich in seine Heimat zurückzuziehen, aber davon brachte ihn die Erwägung ab, dass Voltaire in Genf doch zu viel Einfluss besitze. D'Alembert hatte im Artikel „Genf“ in der Encyklopädie die Genfer aufgefordert, ein Theater zu gründen. Rousseau ereiferte in einem Sendschreiben an d'Alembert sich dagegen:[2]) Theater seien nur für große Städte, aber nicht mit einfachen Sitten; hier seien Turnübungen und kriegerische Spiele am Platze. Madame d'Epinay, die seine Liebe zur einsamen Waldnatur kannte, gewährte ihm hochherzig den Aufenthalt in ihrer Eremitage im Walde von Montmorency. Aber hier in schönster Waldeinsamkeit spielte ihm sein Herz wieder einen Streich, welches die geistlose Therese nicht ausfüllen konnte. Er trauerte, dass er nie wahrhaft geliebt habe, dass er alt werde, ohne je jung gewesen zu sein, und dass er sterben müsse, ohne je gelebt zu haben. Die schöne und geistreiche Schwester der Epinay, Madame Houdetot, erweckte die heftigste Leidenschaft, die er im ersten Theile des Romanes, „Die neue Heloise“, in Briefen aushaucht, von denen jede Zeile von innerer Glut zittert. Von der schönen Seele (belle âme), als welche Rousseau Julie, die Heldin seines Romanes, schildert, kommt der Ausdruck Schönseligkeit. Doch bewahrt diese schöne Seele nicht die Hoheit des Weibes, sie fällt, denn des Dichters Phantasie ist unrein. Madame Houdetot wies einen Liebesantrag zurück und nun lohnte Rousseau mit Undank. Der zweite Theil des Romanes ist kalt: Julie wird vermählt an einen Mann, den sie nicht liebt, aber achten muss, und nach und

Die Kinder Rousseaus.

Über Theater.

Die neue Heloise.

[1]) In seinem „Sendschreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben an Herrn J. J. Rousseau“ in Mösers Vermischten Schriften, Bd. I, S. 116. — Vergl. Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, I, S. 209—222.

[2]) Lettre à d'Alembert sur les spectacles.

nach stellt sich die Liebe ein und der Dichter preist das Glück und die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe. Während der erste Theil mit dem Falle, endet der zweite mit der Bekehrung des Mädchens, und der Dichter führt den Plan durch, zur Idylle sei kein Arkadien nöthig. Der Bruch mit der Epinay hatte auch den Bruch mit Diderot und dessen Freunden zur Folge. Statt in sich den Grund zu suchen, kam der eitle und argwöhnische Mann auf den schwarzen Gedanken, es bestehe eine Verschwörung gegen ihn, den die folgenden Ereignisse nur noch stärkten.

Verfolgung.

Der Erzbischof von Paris trat gegen das Buch auf: vom Standpunkte der Offenbarung konnte er sich natürlich nur gegen diesen Cult des Herzens, gegen diese Gefühlsreligion aussprechen, er sah im „Emil" einen Angriff auf die herrschende Kirche. Aber auch das Parlament vereinigte sich mit der Kirche, auch es hielt die Religion für bedroht, und verdammte, wie der Erzbischof, das Buch und der Generalprocurator erließ einen Verhaftsbefehl gegen dessen Verfasser. Am 9. Juni 1762 ergieng der Parlamentsbeschluss gegen Rousseau und am 9. August des gleichen Jahres gegen die Jesuiten. Um wegen der letzteren Maßregel nicht in Verdacht zu kommen, glaubte das Parlament durch sein Einschreiten gegen Rousseau seinen Eifer für die Kirche kundgeben zu müssen. — Das Buch ward verbrannt, Rousseau aber gelang es, in die Schweiz zu entfliehen.

Genf.

Aber auch in der Heimat Genf, wo der Flüchtling Ruhe zu finden hoffte, wurde der „Emil" öffentlich verbrannt und ein Verhaftsbefehl gegen den Verfasser erlassen. Ebensowenig konnte Rousseau in Bern Schutz finden; er gieng nach Neufchatel, wo ihn Friedrich II. schützte, und wo er einige Zeit ganz dem Genusse der Natur sich wieder hingeben konnte. Von hier sandte er „Die Briefe vom Berg" gegen die Regierung zu Genf, gegen welche selbst ein Theil der Bürger für Rousseau sich in Waffen erhob. Vorher schon war der „Brief an Christoph von Beaumont" erschienen, in welchem Rousseau mit hinreißender Beredsamkeit die Sorbonne wie das Parlament anfuhr, Gewissensfreiheit und Glaubensduldung predigte, die Dogmen und Disciplin der katholischen Kirche mit den schärfsten Waffen angriff, und mit einem seltenen Talent der Controverse und Polemik sich als den Kämpfer der Wahrheit und seine Gegner als in Lüge und Heuchelei Befangene darstellte. Katholiken und Protestanten waren diesmal jedoch einig gegen ihn; bald machte das Volk Angriffe auf sein Haus und Rousseau musste nach der Peters-Insel im Bieler See flüchten, wo er sich jedoch nur einen Monat lang seiner Schwärmerei für die schöne Natur hingeben konnte, denn die Genfer Regierung verwies ihn des Landes. Selbst Voltaire hielt es mit den Gegnern und bezeichnete Rousseau in einem Gedichte „La guerre civile de Genève" als den Feind des menschlichen Geschlechtes. Von allen Seiten verfolgt, trug sich Rousseau mit dem Plane, nach Berlin zu fliehen, da bot ihm der philosophische Geschichtschreiber Hume seine Gastfreundschaft in England an. Gerne kam der berühmte Flüchtling der Aufforderung entgegen. Der Prinz Conti hatte ihm die Erlaubnis erwirkt, Paris berühren zu dürfen, wo er trotz des vom Parlamente erlassenen Verhaftsbefehles im December 1765 ungehindert die Besuche Vornehmer und Neugieriger empfangen konnte und von wo er im Februar 1766 die Reise nach England antrat. —

Lettres de la Montagne.

Rousseau in England.

England.

Mit Rousseau gehen wir jetzt nach England hinüber und fassen hier zunächst die Zustände unter dem I., II. und III. Georg ins Auge. Den Adel finden wir lebenslustig und ausgelassen, wie in den fröhlichen Tagen Karls II. Im Mittelstande finden wir noch vielfach puritanische Strenge. Die Lockerheit im Leben des Adels nahm noch zu unter Georg III., so sehr auch dieser König streng auf Anstand und Sittlichkeit hielt und selber das zurückgezogenste häusliche Leben führte.

Sitten locker.

Ehe.

Im Jahre 1771 schwebten nicht weniger als fünfundzwanzig Ehebruchsprocesse vor dem geistlichen Gerichte, mehr als früher in einem halben Jahrhundert zusammengenommen. Der Bischof von Llandaff brachte, um dem Unfuge zu steuern, eine Bill ins Oberhaus, worin er sich auf die Thatsache stützte, dass während der siebzehn Jahre seiner Regierung mehr Ehescheidungen vorgekommen seien, als während der ganzen Dauer der englischen Geschichte. Walpole schreibt darüber: „Wenn es so fortgeht, so wird bald ein Viertel unserer Pairinnen mit der Hälfte unserer lebenden Pairs verheiratet gewesen sein.“ [1]) Trotzdem, dass der Adel sich durch lockeres Leben in den Augen des Mittelstandes herabsetzte, hielt er streng auf seinen Stammbaum. Georg II. pflegte zu sagen, der beste Edelmann sei Lord Denbigh, weil er von den Grafen von Habsburg abstamme. Lord Chesterfield wollte aber noch höher hinaus: er hängte unter seinen Ahnenbildern zwei alte Köpfe auf und schrieb darunter Adam von Stanhope und Eva von Stanhope.[2]) Jagen, wetten und spielen und Ausschweifungen aller Art — war das Treiben des Adels. Walpole schreibt 1756: „Wenn Thorheit und Verschwendung andeuten, dass eine Nation auf dem Gipfel ihres Ruhmes steht (wie aber andere behaupten, dass sie Vorboten ihres Unterganges sind), so befanden wir uns nie in blühenderem Zustande. Glauben Sie nicht an die Seelenwanderung? sind Sie nicht überzeugt, dass dieses Geschlecht mitten inne steht zwischen Sardanapal und Heliogabal?“ Die Folgen dieses lockeren Lebens blieben natürlich nicht aus. Die Zahl der Selbstmorde, ungewöhnlicher Verbrechen und Geistesstörungen ist in dieser Zeit sehr groß. Im Zusammenhange mit diesem fieberischen Treiben nahm die Unsicherheit auf den Straßen und selbst in London zu. Die ersten wurden von Räubern zu Pferd, Straßenritter genannt, unsicher gemacht. Unter der Regierung Georgs I. wurden reichen Leuten in London Zettel an die Thüre gesteckt, die ihnen bei Todesstrafe verboten, anders als mit einer Uhr oder mit weniger als zehn Guineen im Sacke zu reisen. Diese Unsicherheit dauerte bis in die achtziger Jahre. 1774 schreibt Walpole:[3]) „Unsere Straßen werden so sehr von Räubern beunruhigt, dass es fast gefährlich ist, sie bei Tag zu betreten. Vorgestern hätten wir bald unseren ersten Minister Lord North verloren. Die Räuber schossen nämlich auf seinen Postillon und verwundeten ihn schwer. Kurz, alle Freibeuter, die nicht in Indien sind, haben sich auf die Heerstraße begeben.“ — 1782 schreibt derselbe

Adelsstolz.

Lockeres Leben.

Selbstmorde.

Wahnsinn.

Unsicherheit.

---

[1]) Walpole, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. und Georgs III. Einleitung, S. 113.

[2]) Ibid. S. 75—76.

[3]) Denkwürdigkeiten, Einleitung S. 147.

Walpole von dem abscheulichen Kriegszustande, in welchem man sich infolge der ungeheueren Menge von Dieben und Straßenräubern und ihren muthwilligen Grausamkeiten befinde: „Da wir jetzt für die Verbrecher, die früher nach den Colonien verwiesen wurden, keine Unterkunft mehr haben, so beschloss man, sie über die Dauer der Strafzeit auf Schiffen einzusperren. In diesen Anstalten werden minder erfahrene Spitzbuben zu Meistern herangebildet und kommen nach Vollendung ihrer Studien so gefährlich heraus, wie wenn sie sich auf einer unserer Universitäten zu Doctoren der Rechte, der Arzneikunde oder Gottesgelehrtheit hätten machen lassen. — Da sie jedoch keinen Beruf haben und sich über ihren Charakter nicht ausweisen können, so finden sie keine Anstellung und müssen auf Kosten des Publicums leben. Kurz, das Übel ist so schreiend, dass man sich nur wohlbewaffnet abends auf die Straße wagen kann. Man kann sich einen Begriff machen, wie verdorben wir sind, da der Krieg nicht die Hälfte unserer Auswürflinge verzehrt und das Pressen ihre Zahl nicht vermindert hat! Aber kein Wunder: wie sollen die Sitten des Volkes sich bessern, wenn in den höheren Kreisen solche Ausschweifung herrscht?“ — Diese Schilderung ist nicht übertrieben, wurde doch damals selbst in das Haus des Kanzlers eingebrochen und das große Siegel von England gestohlen; wurde doch das Silbergeschirr des Ministers Pitt die Beute einer Diebsbande; wurde doch in den Palast des Erzbischofs von Canterbury eingebrochen; ja in einem der belebtesten Theile London, in der Nähe der königlichen Palastwache, wurde der Postwagen angehalten und ausgeplündert! Wie in Italien wurden Straßenräuber als kühne und edle Geister Gegenstand der Balladen. Die Gerichte räumten auf. 1766 wurden bei den Assisen nicht weniger als 223, 1786 von einem einzigen Gerichtshofe 133 Todesurtheile gefällt. Den Hinrichtungen namentlich berühmter Räuber wohnten Tausende von Menschen bei. Jonathan Wild, der 1725 am Galgen zu Tyburne endete, hatte sogar den Beinamen des Großen. Räuber.

So waren die Männer. Bei den adeligen Frauen dieser Zeit finden wir, dass sie sich sehr mit Politik befassten. Lady Maria Wortley schildert folgenden ergötzlichen Zug: „Bei der letzten hitzigen Verhandlung im Hause der Lords wurde einstimmig beschlossen, dass keine überflüssigen Zuhörer eingelassen werden sollten. Das schöne Geschlecht wurde daher ausgeschlossen und die Gallerie einzig zum Gebrauche der Mitglieder des Unterhauses bestimmt. Trotz dieser Entscheidung nahm sich eine Schar von Frauen vor, bei dieser Gelegenheit zu zeigen, dass weder Männer noch Gesetze ihnen widerstehen könnten. Diese Heldinnen waren: Lady Huntingdon, die Herzoginnen von Queensbury und Lancaster, Lady Westmoreland, Lady Cobham, Lady Charlotte Edwin, Lady Archibald Hamilton und ihre Tochter, Frau Scott und Frau Pendarvis, und Lady Francisca Saunderson. Ich führe sie deshalb alle mit Namen auf, weil ich sie als die kühnsten Vertheidigerinnen und hingebendsten Märtyrinnen der Freiheit betrachte, die mir je vorgekommen sind. Sie erschienen um neun Uhr morgens an der Thüre des Hauses und wurden von Sir William Saunderson ehrerbietig benachrichtigt, der Kanzler habe ihre Zulassung verboten. Die Herzogin von Queensbury als Oberbefehlshaberin rügte diese Grobheit von Seiten eines bloßen Rechtsgelehrten und ersuchte Sir William, sie heimlich die Treppe hinaufzuführen. Nach einigen bescheidenen Weigerungen betheuerte er endlich mit einem Schwur, er werde sie nicht einlassen. Ihre Gnaden erwiderten ebenso barsch, sie würden dem Kanzler und dem ganzen Hause zu Trotz dennoch hineinkommen. Bei der Nachricht davon beschlossen die Pairs, sie auszuhungern; es wurde Be- Die Frauen.

fehl ertheilt, die Thüren geschlossen zu halten, bis sie die Belagerung aufgehoben hätten. Jetzt bewiesen die Amazonen, wie gut sie selbst zum Infanteriedienste taugten; denn sie hielten ohne irgend eine Erfrischung oder Erleichterung bis fünf Uhr abends aus, indem sie die Thüren von Zeit zu Zeit mit Schlagen, Stoßen und Klopfen bestürmten, und zwar so heftig, daſs die Redner im Hause kaum gehört wurden. Als die Lords noch immer nicht nachgaben, ließen die zwei in Kriegslisten erfahrenen Herzoginnen eine halbe Stunde lang das tiefste Stillschweigen eintreten, und der Kanzler, welcher daraus mit Bestimmtheit auf ihre Entfernung schloſs, ertheilte nun, da auch die Gemeinen mit Ungeduld Zutritt wünschten, Befehl zur Öffnung der Thüre. Kaum war sie aufgegangen, so stürzten die Damen, ihre Mitbewerber wegdrängend, alle auf einmal hinein und besetzten die vordersten Bänke der Gallerie. Hier blieben sie bis nach elf Uhr, wo die Sitzung aufgehoben wurde, indem sie während der Verhandlungen nicht bloß durch Lächeln und Winken, sondern durch lautes Gelächter und andere Merkmale der deutlichsten Art Beifall und Missfallen zu erkennen gaben."[1]) — Als es sich 1784 um die Wahl von Fox handelte, erzählte Walpole: „Die alten Weiber hassen ihn, aber die meisten hübschen Frauen in London verwendeten sich unermüdlich für ihn, namentlich die Herzogin von Devonshire. Ihr namentlich, der Beherrscherin des Reiches der Mode, hatte er seine Wahl zu verdanken. Sie warb in eigener Person Stimmen für ihn, brachte mehr als einmal arme Handwerker in ihrer Kutsche auf den Wahlplatz und erkaufte sogar die Stimme eines trotzköpfigen Fleischers durch einen Kuſs." Angelica Kaufmann nannte sie das größte Ideal einer Grazie, das sie je gesehen, und ein Irländer rief, indem er ihr Antlitz anschaute: „Ich könnte an ihren Augen meine Pfeife anzünden!"[2]) —

Historiker, Lyriker, Dramatiker und Romanciers Englands.

Litteratur. Die Politik nahm fast alle Talente in Anspruch. Das Zeitalter der beiden ersten George ist daher der Literatur ziemlich ungünstig. England empfieng in dieser Zeit seine Anregung von Frankreich, dem es früher dieselbe gegeben hatte. Die berühmten Geschichtschreiber dieser Zeit arbeiteten nach französischen Grundsätzen. Robertson und Gibbon sind Schüler Voltaires.

Geschichte.

Robertson. William Robertson, geboren 1721 zu Bosthwick, Sohn eines presbyterianischen Predigers, widmete sich dem gleichen Berufe mit großem Eifer, wurde Pfarrer, war dabei ein Gegner der Jakobiten so sehr, daſs er 1745 sich als Freiwilliger einreihen ließ. 1759 erschien seine „Geschichte von Schottland während der Regierung Maria Stuarts und König Jakobs VI.", die noch während seines Lebens vierzehn Auflagen erlebte. 1769 folgte seine „Geschichte Karls V." in drei Bänden, 1777 seine „Geschichte Amerikas" in zwei Bänden, 1791 seine „Untersuchung über die Kenntnis Indiens bei den Alten". Robertson ist klar, scharfsinnig und hat sich in den Quellen, soweit sie damals erreichbar waren, wohl umgesehen. Was ihm fehlt, ist Phantasie: er ist kritisch, hat aber weniger die Gabe der Darstellung. Er starb 1793.[3])

[1]) L. c. S. 69.
[2]) L. c. S. 195.
[3]) History of Scotland during the reigns of Mary and of King James VI.

Gibbon

Eduard Gibbon, geboren 1737 zu Putney in der Grafschaft Surrey, stammte aus einer alten, reichen Familie, die aber nie sich besonders hervorgethan hatte. Sein Großvater war Tuchhändler und einer der Directoren der Südsee-Gesellschaft, bei der er 100.000 Pfund verlor, aber auch wieder zu gewinnen verstand. Der Vater saß im Parlament und war ein eifriger Gegner Walpoles. Gibbon war als Knabe sehr schwächlich, aber von einer unwiderstehlichen Liebe zur Lectüre getrieben, die er für alle Schätze Indiens nicht aufgeben mochte. Im fünfzehnten Jahre schon beschäftigte er sich mit einer „Geschichte des Sesostris"; als er die Universität Oxford 1752 bezog, hatte er schon eine große Zahl von Geschichtswerken durchgearbeitet. Dort las er auch Bossuets „Geschichte der Veränderungen des Protestantismus" und ward davon so überzeugt, dass er zur katholischen Kirche übertrat. Sein Vater zürnte darob und, um ihn dem Einflusse eifriger Katholiken zu entziehen, sandte er ihn zu einem Prediger nach Lausanne. Nach achtzehn Monaten kehrte Gibbon zu seinem alten Glauben wieder zurück, oder vielmehr bekannte er, er sei nicht mehr Katholik; denn er war, wie Bayle, ein Zweifler geworden. Wie er selber sagt, beschleunigte das traurige Leben und der schlechte Tisch in dem Hause, wo er sich aufhalten musste, seine Bekehrung. Gibbon hatte von der Natur eines Märtyrers für seine Überzeugung offenbar nichts in sich und wir begreifen jetzt, wie er die Begeisterung der Christen der ersten Jahrhunderte in seinem großen Werke verkennen mochte. Fünf Jahre wandte er in Lausanne voll Eifer auf das Studium der Geschichte, wurde vertraut mit der lateinischen und griechischen, insbesondere mit der französischen Literatur: er schrieb besser französisch als englisch, aber auch ganz in der negativen Richtung. In Lausanne fasste Gibbon eine Leidenschaft für Fräulein Curchod, war aber nicht beständig. Sein Vater wollte von der Heirat nichts wissen, da die Geliebte des Sohnes zwar schön und geistreich, aber nicht reich war. Gibbon zeigte auch in der Liebe so wenig Stahlkraft als in der Religion: „Nach einem peinlichen Kampfe", sagt er, „ergab ich mich in mein Schicksal; ich seufzte wie ein Liebhaber und gehorchte wie ein Sohn. Meine Wunde vernarbte allmählich durch die Zeit, durch die Entfernung und eine neue Lebensweise. Meine Heilung wurde beschleunigt von der Ruhe und Munterkeit des theuren Mädchens und meine Liebe verwandelte sich allmählich in Freundschaft." Fräulein Curchod wurde die Gemahlin Neckers. Gibbon lebte jetzt einige Zeit in England auf dem Gute seines Vaters: „Ich rührte nie eine Flinte an", sagt er über sein Leben hier, „ich stieg nie zu Pferd und meine philosophischen Spaziergänge endeten bald bei einer Bank, wo ich im Schatten las oder nachdachte. Robertson und Hume waren die Bücher, mit denen ich mich hier namentlich beschäftigte. Die vollendete Darstellung, die nervige Sprache, die schönen Perioden Robertsons entflammten mich zur ehrgeizigen Hoffnung, ich könnte eines Tages in seine Spuren treten. Die ruhige Philosophie, die unnachahmlichen, nachlässigen Schönheiten seines Freundes und Nebenbuhlers zwangen mich oft, das Buch mit einem gemischten Gefühl von Entzücken und Verzweiflung wieder zuzumachen." 1759 trat Gibbon zum erstenmal mit einer kleinen Schrift in französischer Sprache „Essai sur l'étude de la littérature" vor die Öffentlichkeit. Er vertheidigte darin die Studien des classischen Alterthums gegen die

wird Katholik,

wieder Protestant.

Studien in Lausanne.

Liebt die Curchod,

aber nicht ernstlich.

till his accession to the crown of Scotland, 1759. — History of Charles V., with a Sketch of the political and the social state of Europe at the time of his accession, 1769. — History of America, 1777. — Historical disquisition concerning the Knowledge, which the ancients had of India, 1791.

Angriffe d'Alemberts, in der Sprache ahmte er Pascal und Montesquieu nach. Im gleichen Jahre — England war damals im Kriege mit Frankreich und die Milizen mussten Übungen machen — wurde sein Vater Major eines Miliz-Bataillons und der Geschichtschreiber selbst erster Hauptmann: „Ich wurde dadurch Engländer und Soldat", meint Gibbon. „Die Einrichtungen und die Bewegungen eines Bataillons gaben mir eine richtige Vorstellung von der Phalanx und der Legion, und die Stelle als Hauptmann bei den Grenadieren war für den Geschichtschreiber des römischen Reiches nicht ohne Nutzen." — Macaulay[1]) bemerkt zu diesem Geständnis: „Wir hegen nicht den geringsten Zweifel, dass seine Campagne, wenn er auch nie einen Feind sah, und seine Theilnahme am Parlamente, wenn er auch nie eine Rede hielt, von weit mehr Nutzen für ihn waren als Jahre der Einsamkeit und des Studiums für ihn gewesen wären. Wenn die Zeit, die er auf der Parade und am Officierstisch in Hampshire oder auf der Schatzbank und bei Brookes während der Stürme verbrachte, welche Lord North und Lord Shelburne stürzten, in der Bodleianischen Bibliothek verbracht worden wäre, so möchte er einige Ungenauigkeiten vermieden, er möchte seine Noten mit einer größeren Anzahl von Citaten bereichert, aber er würde niemals ein so lebensvolles Gemälde von dem Hofe, dem Lager und dem Senate hervorgebracht haben."

Hauptmann in der Miliz.

Die Übungen unterbrach die Lectüre des Horaz und Homer. Kaum war Friede geschlossen, so reiste Gibbon nach Paris, wo er in den Salons der Geoffrin, bei Helvetius und Holbach eine glänzende Aufnahme fand, dann nach längerem Aufenthalt in Lausanne nach Rom. „Ich bin kein Enthusiast, aber nach fünfundzwanzig Jahren kann ich die heftige Aufregung, welche der Eintritt in die ewige Stadt hervorrief, nicht vergessen und nicht schildern. Nach einer schlaflosen Nacht eilte ich sogleich auf die Ruinen des Forums."

In Paris.

In Rom empfieng seine Seele den Plan zu seinem großen Geschichtswerk: „Es war in Rom am 15. October 1764, ich saß träumend zwischen den Ruinen des Forums, im Tempel des Jupiter sangen Barfüßermönche gerade die Vesper. Da regte sich in mir der Gedanke, eine ‚Geschichte über den Verfall und den Untergang Roms' zu schreiben." Die Vorbereitungen dazu waren lange. 1765 war Gibbon wieder in England. „Kneipe, Wein, schlechte Gesellschaft und tägliche Übung waren mir zuwider, ich gab meine Entlassung ein."

In Rom.

Nach kleineren Arbeiten erschien 1776 der erste Band seines Hauptwerkes,[2]) das von Marc Aurel bis auf Constantin den Großen geht. Die Großartigkeit des Planes, die Sorgfalt in der Ausführung, die schöne Sprache ernteten verdientes Aufsehen. Seine Nebenbuhler Robertson und Hume überschütteten ihn mit Lob. Seine Abneigung gegen das Christenthum, sein Mäkeln an der Zahl der Märtyrer, an der Reinheit ihrer Begeisterung erfuhren aber auch den verdienten Tadel. Watson hat an dem berüchtigten fünfzehnten und sechzehnten Capitel die besten Ausstellungen gemacht. — Gibbon ist ein Bewunderer des Glanzes und der Größe des Römerreiches. Den Wurm, der daran fraß, sieht er nicht, den Mangel an Selbständigkeit der Individuen merkt er nicht. Was er preist, war dem Tode verfallen. Für die neuen Keime eines unendlich edleren

Decline and Fall of the Roman Empire.

Gebrechen.

[1]) Im Essay über Mackintosh. Essays, II, S. 272 (Tauchnitz edition).
[2]) The History of the decline and fall of the Roman Empire, 12 voll.

Lebens, welche die junge christliche Kirche in sich barg, hat Gibbon keinen Sinn; daſs sie verfolgt wurde, findet er ganz in der Ordnung. Für den Geist des Mittelalters hat er gar kein Verständnis. Umso beifälliger wurde er 1778 in Paris aufgenommen bei den Philosophen, die nur Hass gegen das Christenthum athmeten und Grundsätze der Leichtfertigkeit ausschwitzten. Die du Deffand fand aber, wie sie an Walpole schreibt, Gibbon sei ungemein gelehrt, ungemein unterhaltend, aber ob er Geist in dem Maße besitze, wisse sie nicht. Im gleichen Jahre kam Gibbon in das Unterhaus. Die Regierung wusste, daſs er conservativ sei, und hoffte an seiner Beredsamkeit eine Stütze zu finden und bot ihm eine Stelle an: „Gestern morgens," schreibt er, „als ich eben ein Heer von Barbaren vernichtete, wurde ich durch ein Klopfen an meiner Hausthür unterbrochen und bald darauf trat mein Freund ins Zimmer und bot mir einen unabhängigen Sitz im Parlamente an." — Mit der Unabhängigkeit war es aber nicht weit her. Dadurch, daſs Gibbon immer für die Regierung stimmte, namentlich während des amerikanischen Krieges, und Lord North unterstützte, wurde er einer der Lords des einträglichen Handelsamtes. Gegen alles Erwarten blieb Gibbon stumm. „Ich bin noch ein Stummer," schreibt er, „denn das Reden ist schwerer als ich mir gedacht habe. Die großen Redner erfüllen mich mit Verzweiflung und die schlechten mit Abscheu." — Dann spricht er wieder: „Die Klugheit gebietet mir, im niederen Rang der Stillen zu bleiben. Die Natur oder die Erziehung hat mich nicht mit jener Energie des Wortes ausgerüstet, von der der Dichter sagt: ‚Vincentem strepitus et natum rebus agendis'. — Meine Furchtsamkeit wurde in mir noch verstärkt durch den Stolz und der Erfolg meiner Schriften entmuthigte mich, meine Stimme zu versuchen. Dennoch habe ich trotz dieses Ruhigsitzens von den Verhandlungen einer freien Versammlung viel gewonnen. Die letzten acht Sitzungen waren eine wahre Schule politischer Wissenschaft, die für einen Geschichtschreiber die erste und wesentlichste ist." Die großen Fragen aber schlugen nur an seinen Kopf, nicht an sein Herz. Die Freiheit, für die er in seinen Schriften schwärmt, entlockte seinem Munde kein Wort, als sie in Gefahr war. Gibbon hat ein kaltes, eigensüchtiges Herz.

In Paris.

Im Parlament.

leistet er nichts.

Gründe.

Der Sturz des Ministeriums nahm ihm auch seine Stelle als Lord im Handelsamt. Gibbon zog sich nach Lausanne zurück, wo er sein Geschichtswerk vollendete. „In der Nacht vom 27. Juni 1787 schrieb ich die letzten Zeilen der letzten Seite meines Werkes in meinem Gartenhaus. Nachdem ich meine Feder niedergelegt, machte ich einige Gänge in der Akazien-Allee, von wo man das Feld, den See und die Berge übersieht. — Die Luft war mild, der Himmel rein, die Silberscheibe des Mondes spiegelte sich im Wasser. Stille herrschte in der ganzen Natur. Eine Regung der Freude ergriff mich in diesem Augenblick, der mir meine Freiheit wiedergab und vielleicht meinen Ruhm begründen sollte. Aber mein Stolz war bald gedemüthigt und eine leise Wehmuth beschlich mich beim Gedanken, daſs ich jetzt Abschied nehmen sollte vom lieben und angenehmen Gefährten meines Lebens und daſs, wie lang auch mein Geschichtswerk dauern möge, doch die Tage seines Verfassers sehr wenige mehr sein werden." Gibbon starb in London am 16. Februar 1794, siebenundfünfzig Jahre alt. Seine Grabschrift sagt, er sei unter den Geschichtschreibern, welche den Verfall und Untergang des römischen Reiches schilderten, der erste, ein Urtheil, das die Nachwelt bestätigt hat, trotz der vielen Fehler, die er machte.[1])

[1]) Miscellaneous Works, 5 voll., 1815, enthalten seine vielen kleinen Schriften.

Poesie. In der schönen Literatur durchbrach England die Fesseln des sogenannten Classicismus, die Grundsätze und Regeln der französischen Schule, die drei Einheiten, die rein technische Anweisung Popes, und fand den Weg aus steifer Künstelei zur Naturwahrheit, zu den alten und ewigen Gesetzen echter Kunst. Macaulay schildert die literarische Stimmung in England in dieser Zeit mit den Worten: „Es war in einer kalten und dürren Zeit, dass die Saaten der reichen Ernte, die wir eingebracht haben, zuerst gesäet wurden. Während die Poesie jedes Jahr schwächer und mechanischer wurde, während die eintönige Versification, welche Pope eingeführt hatte, nicht mehr durch seinen glänzenden Witz und seine Gedrängtheit des Ausdruckes gehoben, am Ohre des Publicums verhallte, zogen die Werke der alten Meister mehr und mehr von der Bewunderung auf sich, die sie verdienten. Die Stücke Shakespeares wurden besser gespielt, besser herausgegeben und besser gekannt — als sie jemals gewesen waren. Unsere schönen alten Balladen wurden wieder mit Vergnügen gelesen, und es wurde zur Mode, sie nachzuahmen. Viele dieser Nachahmungen waren gänzlich wertlos. Aber sie zeigten, dass die Menschen endlich angefangen hatten, die Trefflichkeit zu bewundern, mit der sie wetteifern konnten. Eine literarische Revolution stand augenscheinlich bevor. Es war eine Gährung in den Geistern der Menschen, ein unbestimmtes Verlangen nach irgend etwas Neuem, eine Geneigtheit, alles mit Freude zu begrüßen, was auf den ersten Anblick den Anschein von Originalität trug. Ein reformierendes Zeitalter ist zu jeder Zeit fruchtbar an Betrügern. Derselbe aufgeregte Zustand der öffentlichen Stimmung, welcher die große Trennung von dem römischen Stuhle hervorbrachte, erzeugte auch die Ausschweifungen der Wiedertäufer. Dieselbe Bewegung in dem öffentlichen Geiste Europas, welche die Missbräuche des alten französischen Regierungssystems stürzte, erzeugte die Jakobiner und die Theophilanthropen. — Macpherson und della Crusca verhielten sich zu den wahren Reformatoren der englischen Poesie, wie Knipperdolling zu Luther oder Cloots zu Turgot. Der Erfolg der Fälschungen Chattertons und der noch weit verächtlicheren Fälschungen Irelands bewies, dass die Leute angefangen hatten, die alte Poesie sehr, wenn auch nicht weise, zu lieben. Das Publicum war nie geneigter, Geschichten ohne Beweis zu glauben und Schriften ohne Verdienst zu bewundern. Was nur irgend die traurige Eintönigkeit der correcten Schulen unterbrechen konnte, war willkommen.“ [1])

Lowth. 1753 erschien von Lowth (geboren 1710, Professor in Oxford, seit 1777 Bischof in London) das Werk „Über die heilige Dichtkunst der Hebräer“,[2]) welches das Wesen der hebräischen Poesie, die Kraft und Erhabenheit ihrer Bilder,

[1]) Essays, I, p. 323. (Tauchnitz edit.)

[2]) De sacra poesi Hebraeorum, Oxford 1753, 1778 sein Isaiah, a new translation.

den Parallelismus der Glieder und die gesammte Eigenthümlichkeit hebräischer Dichtung naturgemäß schilderte und dadurch auch eine neue Art, die alttestamentlichen Schriften zu erklären und zu würdigen, hervorrief. Herders „Geist der hebräischen Poesie" wäre ohne Lowths Werk unmöglich gewesen.

Wood. 1775 veröffentlichte Robert Wood (geboren 1716, gestorben 1771), nachdem er Italien, Griechenland und Kleinasien bereist hatte, seinen „Versuch über das Originalgenie des Homer",[1]) welchem er Homer aus seiner Zeit und seinem Land zu würdigen und in allem als naturwahr und treu und zugleich darzustellen versuchte, dass man Homer oft wegen Schönheiten gelobt, an die er nie dachte, und Fehler an ihm getadelt hat, die er nie begieng. Goethe bemerkt in „Wahrheit und Dichtung": „Wir sahen nun in jenen Gestalten nicht mehr ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen."

Percy. Die gleiche Wirkung brachte die Sammlung der englischen und schottischen Balladen von Bischof Thomas Percy (geboren 1728, gestorben 1811), „The reliques of ancient English poetry", London 1765, drei Bände, hervor. Man schöpfte auch hier wie aus der Bibel aus einer reinen Quelle der Natur und fand, Genius und Gefühl sei an kein Land, kein Klima und — keine Form gebunden.[2]) Heldensinn spricht aus den Balladen, Liebe aus den Liedern. Görres bemerkt mit Recht:[3]) „Nirgends spricht das Selbst der Zeit sich in ganzer Eigenthümlichkeit so scharf und klar und gediegenen Gepräges aus, als eben in der lyrischen Poesie, die wie Pulsschlag, Zeichen und Maß des innersten Lebens ist, und wie der Lichtträger das Licht, das er am Tage eingesogen, in der Nacht ausströmt, so die Eigenthümlichkeit der Gegenwart in sich aufbewahrt und sie auf die Ferne überträgt. Während die großen epischen Ströme den Charakter eines ganzen weit umfassenden Flussgebietes in Zeit und Geschichte spiegeln, sind diese lyrischen Ergüsse die Brunnen und die Quellen, die mit ihrem Adernetze das ganze Land durchtränken und die Geheimnisse seiner innersten Eingeweide zutage bringen und in den Liedern sein wärmstes Herzblut ausprudeln."

Blair. Hugo Blair, geboren 1718, gestorben 1800, genannt der Quintilian von Edinburg, verlangte in seinen „Lectures on rhetoric and belles lettres", 1783, von der Dichtung die Sprache der Leidenschaft und individuelle Gestaltung; Homer ist bei ihm der Dichter aller Dichter. Und

Young. Young, der Verfasser der „Nachtgedanken", betont in seiner Schrift „Über den Geist der Originalwerke", dass wir, um Homer nachzuahmen, am Busen der Natur trinken müssen. Das Genie binde sich nicht an die Regel des Herkommens, an die Gesetze der Gelehrsamkeit, sondern es sei in uralter Regel seine eigene Kraft. Shakespeare und Milton wurden von ihm wieder hochgestellt. „Gieng Shakespeare auch alle andere Gelehrsamkeit ab, so besaß er doch zwei Bücher, welche viele Tiefgelehrte nicht kennen, Bücher, die nur der letzte Brand vernichten kann: das Buch der Natur und das Buch des Menschen. Er wusste diese auswendig und schrieb in seinen Werken die vortrefflichsten Seiten ab." — Auch das Studium der griechischen Baukunst, wie es Stuart und Revett in ihren „Antiquities of

[1]) An Essai on the original genius and writings of Homer with a view of the ancient and present state of Troad. London 1775, in 4.

[2]) Die Grundsätze Percys beurtheilt bei Talvy, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, 1841, S. 411.

[3]) Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, Frankfurt a. M. 1817, S. 4.

fesseln uns die beiden Mädchen, die ihn leidenschaftlich lieben, namentlich Clementina, die eine seiner zartesten und schönsten Schöpfungen ist. Auch im Auslande fesselten diese Erzählungen, trotz der Absichtlichkeit des Moralisierens, durch die tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, durch die erhabene Ansicht der Sittlichkeit, durch die Wahrheit der Charakteristik, durch die merkwürdige Kunst der Anordnung im großen und kleinen. Der Zweifler und Atheist Diderot schreibt darüber: „Dieses Werk hat in mir eine Wehmuth zurückgelassen, die mir gefällt und die von Dauer ist. Bisweilen merkt man's an mir und fragt mich: ‚Was haben Sie denn? Sie sind nicht wie sonst. Was ist Ihnen zugestoßen?' Man fragt mich nach meinem Befinden, nach meinen Eltern und Bekannten. O, meine Freunde! ‚Pamela', ‚Clarissa' und ‚Grandison' sind drei große Dramen. Weggerissen von dieser Lectüre durch ernste Beschäftigung, empfand ich gegen alles einen unüberwindlichen Ekel, ließ meine Arbeit liegen und griff wieder zur Erzählung von Richardson. Hütet euch, diese bezaubernden Bücher zu öffnen, wenn ihr etwas zu thun habt." — In seiner Lobrede auf Richardson vergleicht ihn Diderot mit Moses, Sophokles und Euripides. Rousseau stellt ihn Homer an die Seite. Gellert pries und übersetzte „Pamela" und „Grandison". Lessing hebt die bezaubernden Reize dieser gefälligen Dichtung hervor und neben der Lebendigkeit findet man überall die Originalität und Naturwahrheit der Darstellung; man findet nirgends bloß den Redner, sondern immer auch den Menschen.

Das Ausland.

Gegner.

So glänzend die Begabung, so edel die Absicht Richardsons ist, so wohlthätig er wirkte, so fehlte es nicht an Gegnern. Horace Walpole spricht „von erbärmlichen Jammergeschichten, ‚Clarissa' und ‚Grandison', welche die große Welt nach den Ideen eines Buchhändlers schildern und Romane sind, wie ein methodistischer Prediger sie versalbadern würde".[1]) Aber an dem Einseitigen und Lehrhaften wurde ein großes Dichtertalent seiner Begabung sich bewußt und zog gegen Richardson in all seinen Leistungen mit dichterischer Kraft und geistreicher Ironie zu Felde. Wir meinen Henry Fielding, welcher der Ansicht war, der Roman dürfe nicht nur höchste Vollkommenheit oder höchste Verderbtheit schildern, sondern die Menschen geben, wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Gebrechen. Sehen wir in Richardson den ernsten Puritaner, so finden wir in Fielding einen leichtsinnigen Edelmann aus jener Zeit. Beide verachteten einander im Herzen gründlich. Richardson nannte Fielding gewöhnlich und gemein, und Fielding Richardson pedantisch und weitschweifig. Fieldings Gestalten sind Gegenbilder seines Wesens, naiv, launig, eine edle Heiterkeit ist über sie ausgegossen.

Fielding.

Fielding stammt aus vornehmer Familie, von einem jüngeren Zweige der Earls of Denbigh. Geboren 1707 zu Sharpham-Park, der Sohn eines Generals, besuchte er die Schule von Eton, wo er mit Fox, Pitt und Lyttleton befreundet wurde. Dann verlegte er sich in Leyden auf das Studium des Rechts und Walter Scott meint, wenn er auf dieser Bahn fortgegangen wäre, hätte das Königreich einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten gewonnen, aber die Literatur einen Mann von Genie verloren. Weil es dem Vater in kurzer Zeit nicht mehr möglich wurde, ihn ferner zu unterstützen, finden wir den jungen Fielding bald im Strudel des Londoner Lebens. Jung, schön, kräftig, vergnügungslustig, immer unverwüstlich heiter, gutmüthig und leichtsinnig, wie er sagt, blieb ihm nichts übrig, als Kutscher oder Schriftsteller zu werden, und so entschloss er sich für

[1]) Pipitz und Fink, Walpoles Denkwürdigkeiten, Einleitung S. 73.

das letztere und schrieb 1727—1736 eine Reihe von Lustspielen und Possen, die gut bezahlt wurden, auch gefielen, die aber gewöhnlich in Eile entworfen, sich nicht bis auf die Gegenwart erhalten haben. Fielding schrieb ungemein leicht und schnell. Da er vergebens in Robert Walpole einen Beschützer erwartete, so griff er ihn zuletzt in Theaterstücken, wie in Broschüren an, was die Verordnung zur Folge hatte, dass der Lordkanzler die Aufführung jedes Stückes verbieten könne, welches die Ruhe und Ordnung störe. 1736 machte Fielding eine gute Heirat, auch erbte er durch den Tod seiner Mutter ein Jahreseinkommen von 200 Pfund, aber niemand war weniger geeignet, mit seinem Vermögen zu haushalten. Er lebte einige Zeit glänzend auf dem Gute seiner Frau, hielt Pferde und Wagen, große Dienerschaft, offene Tafel u. s. w., wie er im „Tom Jones" den Squire Western schildert, und in drei Jahren war sein und seiner Frau Vermögen vergeudet. Fielding musste nach London zurück und suchte als Rechtsgelehrter sich durchzubringen, hatte auch bei seiner ungewöhnlichen Begabung Erfolg, allein sein leichtfertiges Treiben hatte seine Gesundheit untergraben und so musste er wieder mit Pamphletschreiben und Dichtungen sein Leben fristen. 1742 erschien die „Geschichte des Joseph Andrews"[1]) als Gegenstück gegen „Clarissa", 1750 „Tom Jones", 1751 „Amelia". Sie machten ihn rasch berühmt. Laharpe nennt „Tom Jones" den ersten Roman der Welt. Fielding malt immer nach der Natur, man nennt ihn darum auch den Urheber des realistisch-nationalen Familienromans oder des englischen Sittenromanes. Der Absatz war so reißend, dass ihm der Buchhändler statt der vertragsmäßigen 100 Pfund nachträglich 600 Pfund zahlte, dass er für „Amelia" 1000 Pfund erhielt. „Tom Jones" ist das heiterste Kind seiner Laune, obschon entstanden unter Geschäften und Schwierigkeiten aller Art, denn nach dem Sturze des Ministeriums Walpole war es dem Jugendfreunde Fieldings möglich geworden, ihm eine einträgliche Friedensrichterstelle in Wessex zu verschaffen. Auch erhielt er vom Minister Newcastle 600 Pfund für einen Plan, dem Diebswesen in London ein Ende zu machen. Bessere Tage kamen und die Zeit schien vorüber, wo er in Schuldhaft sitzen musste. Allein der Tod hatte schon seine Hand auf ihn gelegt. Fielding starb in Lissabon, wohin er auf den Rath der Ärzte gezogen war, 1754.[2])

In Richardsons Weise schrieb ein geniales Mädchen weiter, dessen erste Leistungen heute noch in der englischen Literatur hochgeschätzt sind. Wir meinen Francisca Burney, die spätere Madame d'Arblay, geboren 1752, die Burney.
Tochter eines Musiklehrers, der von Zeit zu Zeit in seinem Hause größere Concerte gab, in denen sich die ersten Schriftsteller und Staatsmänner einfanden. Niemand ahnte, dass die stille und schüchterne Francisca eine so feine Gabe der Beobachtung und der Darstellung besitze. Heimlich schrieb sie einen Roman „Evelina", mit Mühe fand sie einen Verleger, der 20 Pfund gab, ihr Name war auf dem Titel nicht genannt. Sie war krank vor Schrecken, als 1778 das Buch im Druck erschien. Tagelang wurde es zu Tod geschwiegen, nach und nach begannen aber Stimmen des Lobes in Zeitungen und auf einmal war es das geluchteste, in den Händen aller Damen und bewundert von Staatsmännern und Gelehrten. Burke wie Sheridan lobten es. Johnson that wie verliebt in seine

[1]) History of Joseph Andrews. 1742.

[2]) Arthur Murphy, An essay on the life and genius of the author, im ersten Band der sämmtlichen Werke. — Döring, Lebensbeschreibung englischer Dichter und Prosaisten.

kleine Charaktermacherin. Bald erfuhr das Publicum den Namen der bescheidenen Verfasserin und rasch stand Francisca auf der Höhe des Ruhmes. Vier Jahre später, 1782, erschien „Cäcilia", die für den besten Roman des Zeitalters galt. Die Burney erhielt dafür das höchste Honorar, das bis jetzt für einen Roman bezahlt wurde, 2000 Pfund. Die Königin wollte sie zu ihrer Vorleserin haben und Miss Burney nahm die Stelle an und bekleidete dieselbe fünf Jahre — es war die unglücklichste Zeit ihres Lebens: sie durfte nichts schreiben und hatte keine Umgebung, die sie geistig hob. Krankheit zwang sie, die Stelle niederzulegen. Sie vermählte sich später mit einem französischen Emigranten, General d'Arblay. Macaulay, welcher aus Anlass der Herausgabe ihrer Briefe 1843 einen Essay über sie veröffentlichte, bemerkt, dass alle ihre Gestalten Humor haben, das heißt eine, bis zu einem ganzen krankhaften Grad entwickelte Neigung, wie nämlich die Engländer das Wort Humor verstehen, nach dem bekannten Verse des Dichters Ben Johnson: „Wenn eine ganz besondere Eigenschaft einen so einnimmt, dass sie sämmtliche Affecte, Geisteskräfte, die Einer hat, zusammenfließend einen Weg macht gehen, das nennt man billig einen Humor dann", und dass sie große Kunst besitze, diese ungewöhnlichen Charaktere zusammenzubringen, von denen jeder durch eine eigene Grille beherrscht wird. Er betont ferner, dass das Erscheinen der „Evelina" eine wichtige Epoche der englischen Literaturgeschichte bezeichnet, denn es sei die erste von einem Frauenzimmer geschriebene Erzählung, welche ein Gemälde von Leben und Sitten enthielt, die wirklich lebten oder zu leben verdienten. Dann rühmt er die Reinheit des Tones. Dass bei religiösen Leuten ein Roman, wie die von Smollet, ein Gegenstand des Schauderns waren, das ist begreiflich, wie dass eine Leihbibliothek für einen immergrünen Baum teuflischer Erkenntnis erklärt wurde. „Miss Burney zeigte zuerst, dass eine Erzählung geschrieben werden könne, in welcher sowohl das modische, als das gemeine Londoner Leben mit vollem komischem Humor dargestellt war, und die doch nicht eine einzige mit strenger Sittlichkeit oder selbst mit jungfräulicher Zartheit unverträgliche Zeile enthielt. Sie beseitigte den Vorwurf, der auf einer höchst nützlichen und genussreichen Schriftgattung lag. Sie vindicierte das Recht ihres Geschlechtes zu einem gleichen Antheil an einem schönen und edlen Gebiete der Literatur. Mehrere hochgebildete Frauenzimmer sind ihrer Bahn gefolgt. Gegenwärtig bilden die Romane, die wir englischen Damen verdanken, keinen kleinen Theil des literarischen Ruhmes unseres Landes. Keine Classe von Schriften zeichnet sich ehrenwerter durch feine Beobachtungsgabe, durch Anmuth, durch feinen Witz, durch reines Sittengefühl aus." [1])

Humor.

Oliver Goldsmith ist der Abkömmling einer sächsischen Familie, die in Irland wohnte, der Sohn eines Geistlichen, geboren zu Pallas 1728 und zuerst gebildet in einer Dorfschule von einem alten Soldaten, der ihm neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen einen unerschöpflichen Vorrath von Gespenstergeschichten und Feenmärchen beibrachte. Auch verstand sich Oliver früh auf irische Musik und irische Verse. Der Knabe besaß viele Fähigkeiten, nur fehlte es ihm an festem Willen, der sie alle auf ein Ziel leitete. Im siebzehnten Jahre kam er auf die Hochschule zu Dublin, vernachlässigte aber die Studien, machte die Prüfung schlecht, verstand jedoch umso besser Karten und irische Lieder zu spielen. Zum Geistlichen brachte er es nicht, eine Stelle als Hauslehrer musste er bald aufgeben. Ein Verwandter streckte ihm 30 Pfund vor, damit er nach Amerika aus-

Goldsmith

[1]) Macaulay in seinem Essay über Madame D'Arblay, Schluss.

wandern könne. Aber Oliver versäumte den Augenblick, da das Schiff abfuhr, indem er mit lustiger Gesellschaft einen Ausflug machte. Er sollte nun Rechtsgelehrter werden, verspielte aber das Geld, das ihm ein Verwandter dazu vorgestreckt hatte. Da beschloss er, Arzt zu werden, und gieng mit Unterstützung eines Verwandten zuerst nach Edinburg und dann nach Leyden, aber er war viel weniger in den Hörsälen, als in Wirts- und Spielhäusern, und schied, siebenundzwanzig Jahre alt, von der Universität ohne Doctorgrad, ohne nöthige Kenntnisse. Sein einziges Vermögen war eine Flöte und seine Zuversicht gründete sich auf sein Talent und seine Kunst, irische Lieder zu spielen. Mit einem einzigen Hemd durchreiste Goldsmith Frankreich, die Schweiz und Oberitalien und erbettelte sich seinen Unterhalt an den Pforten der Klöster oder half sich mit seinem Flötenspiel: „Sobald ich mich bei sinkender Nacht einem Hause näherte, so spielte ich eine meiner lieblichsten Melodien und das verschaffte mir in der Regel nicht allein ein Obdach für die Nacht, sondern auch Unterhalt für den folgenden Tag.“ 1736 landete er ohne jede Barschaft in Dover; von seinen Reise-Erinnerungen war diejenige die sicherste, dass es kein Land in Europa gebe, in dem er nicht Schulden habe. Er wollte Schauspieler werden, aber er gefiel nicht. Er schloss sich einer Bettlerbande an. Er wurde Unterlehrer in einer Schule und sein Lohn war die Kost und der dritte Theil eines Bettes. Ein ehemaliger Mitschüler nahm sich seiner an, und Oliver rieb Arzneien und fertigte Anzeigen davon in Zeitungen. 1758 war er nahe daran, eine Stelle als Arzt bei der ostindischen Gesellschaft zu bekommen, wenn die Prüfung nicht gar so schlecht ausgefallen wäre. Jetzt fieng er an, um Taglohn zu schriftstellern für Zeitungen, er verfasste Briefe über englische Geschichte, Skizzen aus der Londoner Gesellschaft. Die Bücher giengen ab, wenn sie auch noch so oberflächlich waren, denn Goldsmith schrieb rein und gefällig, seine Erzählungen waren anziehend, seine Schilderungen malerisch. Er wurde mit Johnson, mit dem Maler Reynolds, mit Burke bekannt. Ein Buchhändler warf ihm für Theilnahme an einer Zeitschrift einen Jahresgehalt von 100 Pfund aus. Goldsmith legte sich jetzt den Titel Doctor bei, den er in Padua erworben haben wollte, zeigte sich aber in seinem Benehmen nicht klüger und stürzte aus einer Verlegenheit in die andere. Johnson erzählt: „Eines Morgens ließ mir der arme Goldsmith sagen, er sei in der größten Noth und da er nicht zu mir kommen könne, so bitte er mich, zu ihm zu kommen. Ich schickte ihm augenblicklich eine Guinee und machte mich alsbald auf den Weg. Seine Hauswirtin hatte ihn festnehmen lassen, weil er den Hauszins nicht bezahlte, was ihn sehr zornig machte. Als ich kam, war mein Geld schon gewechselt und stand eine Flasche Madeira und ein Glas vor ihm. Ich steckte den Stöpsel auf die Flasche und fieng an wegen der Mittel zu reden, um dem Schuldgefängnisse zu entgehen. Goldsmith sagte mir, er habe einen Roman fertig, den er mir zeigte. Ich las einige Stellen darin und sie gefielen mir. Seiner Hausherrin sagte ich, ich würde bald wieder zurück sein, gieng mit dem Roman zu einem Buchhändler und bekam 60 Pfund dafür.“ Dieser Roman ist: „Der Landprediger von Wakefield“, einer der besten, die je geschrieben wurden, und trotz aller Unwahrscheinlichkeiten und Fehler im Plane ein Lieblingsbuch, nicht bloß der Engländer, sondern aller Nationen, und dies mit umsomehr Recht, als es nach Goethes Urtheil ganz sittlich ist und das unbedingte Vertrauen auf Gott bestätigt und ohne jede Spur von Frömmelei und Pedanterie den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt. Der Roman erschien jedoch nicht sogleich, denn der Buchhändler hatte ihn nur Johnson zulieb gekauft und ließ

The vicaire of Wakefield.

das Manuscript liegen. Schnell wurde Goldsmith jedoch jetzt durch das Gedicht: „Der Reisende“ berühmt, das schönste, das seit Pope erschienen, wie die Kritiker meinten, und als dann der „Landprediger“ herauskam, erwarb er ihm so viel Theilnahme, dass man von den Charakterfehlern des Verfassers nicht zu reden wagte. Nicht minder Ruhm erwarb im Jahre 1770 das schöne Gedicht: „Das verlassene Dorf“.[1] Nun versuchte sich Goldsmith auch als Dramatiker. „Der gutmüthige Mann“ trug ihm 500 Pfund ein; das Lustspiel: „Sie lässt sich herab, um zu erobern“ wurde ein Zugstück. Nebenbei fertigte er Lehrbücher für den Schulgebrauch — eine „Geschichte von Rom“ für 600 Pfund, eine „Geschichte von Griechenland“, die ihm 250, und eine „Naturgeschichte“, die ihm 800 Pfund eintrug. Johnson sagte: „Goldsmith versteht von der Naturgeschichte soviel, dass er eine Kuh von einem Pferd zu unterscheiden vermag, desungeachtet wird er eine Naturgeschichte schreiben, die anziehend ist, wie ein Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht‘“.[2] Diese Lehrbücher wurden einst viel gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt, jetzt sind sie nicht mehr brauchbar, und zeigen nur, wie weit es ein Mann von Geist und feinem Gefühl in einem Fache bringen kann, für welches er nicht geboren ist. Johnson meinte, Goldsmith wisse selbst nicht mehr, was in seinen Büchern alles stehe. Was er schrieb, war klar und anschaulich, in der Unterhaltung war er aber leer und geschwätzig. Garrick sagte: „Oliver schreibt wie ein Engel und spricht wie ein Papagei.“ Trotz des für seine Zeit großen Einkommens war Goldsmith doch immer in Verlegenheit, denn er war edelmüthig bis zum Verschwenden, sinnlich, leichtsinnig, immer ein Kind und zugleich ein leidenschaftlicher und ungeschickter Spieler. 2000 Pfund war er schuldig, und diesmal drückte es auf sein Gemüth, und ein Fieber, in dem er sein eigener Arzt sein wollte, wurde tödtlich. Er starb 8. April 1774, sechsundvierzig Jahre alt. In der Grabschrift, die ihm Johnson in Westminster setzte, nennt er ihn Arzt, Dichter, Geschichtschreiber, der jedes Fach verschönerte, dem er seine Feder lieh.

Lehrbücher.

Frühes Ende.

Die Derbheit, die Naturwüchsigkeit, aber auch die Kraft der Schilderung vertritt in seinen Romanen Tobias Smollet, ein Schotte, geboren 1721, zuerst Mediciner in Glasgow, doch hatte er mehr Vorliebe für Literatur, in welcher er es aber lange zu keinem Erfolge bringen konnte. Eine Oper blieb liegen, obschon Händel sie in Musik gesetzt hatte; einem Trauerspiele versagte Garrick seinen Beifall. 1741 gieng Smollet als Schiffsarzt mit der Flotte, die Carthagena angreifen sollte, und durchreiste dann einen großen Theil von Amerika. Nach seiner Rückkehr fand er den Jakobitenaufstand niedergeschlagen, ward aber durch das, was er hörte, so ergriffen, dass er seinen Schmerz in einem Gedichte aushauchte, das zum Schönsten gehört, was er schrieb.[3] Rasch nacheinander erschienen jetzt seine Romane, 1748 „Roderich Random“, 1751 „Peregrin Pickle“, 1754 „Ferdinand Fathom“, 1762 „Lancelot Greaves“, 1771 „Humphrey Clinker“. Die Helden dieser Stücke sind in der Regel derb, aus dem Leben gegriffen, Abenteurer, die durch alle Länder fahren. Ein Abenteuer reiht sich an das andere; nicht eine bestimmte Idee, sondern nur eine bestimmte Person hält die komischen Situationen zusammen. Der Verfasser hat einen scharfen Blick, aber nur für oberflächliche Merkmale und nicht für die Tiefe. Nach Art der

Smollet.

---

[1] The traveller. — The deserted village.
[2] Macaulay in seinem Essay über Oliver Goldsmith.
[3] The Tears of Scotland.

holländischen Maler ahmt er die gemeine Natur nach. Wenn die Geschichte stocken will, muſs ein schmutziger Einfall weiter helfen. Smollet arbeitete sehr schnell und so war es ihm möglich, „Don Quixote“ und die Werke Voltaires zu übertragen, die Geschichte Humes über England fortzuführen, und zwei Bände über die gesammte englische Geschichte herauszugeben, die bei aller Lebendigkeit der Darstellung den Anforderungen der heutigen Wissenschaft nicht mehr entsprechen.[1])

Sternes (1713—1768) humoristische Romane zeigen dagegen einen wunderbaren Zartblick in die kleinsten Zusammenhänge der menschlichen Existenz und eine seltene Gabe, sich in das Kleinleben der Menschen liebevoll zu vertiefen, der Humor darin ist unnachahmlich, alle seine Helden sind Sonderlinge und all seine Dichtungen seltsame Schöpfungen. Sterne.

Laurence Sterne ist ein Irländer, geboren 1713 in Clonmel, der Sohn eines armen Officiers. Zwei Mitglieder seiner Familie waren hohe Würdenträger der Kirche, daher ward er für den geistlichen Stand bestimmt. 1733 kam er auf die Universität Cambridge, wo er sich aber mehr durch lustige Einfälle, als durch Eifer und Fortschritte hervorthat; 1738 erhielt er die Weihen und bald darauf die Pfarre Sutton und eine Präbende zu York. 1741 vermählte er sich mit der schönen Elisabeth Lumley, die Liebe verflog aber bald und Sterne machte seiner Frau stets den Vorwurf, sie verstehe ihn nicht, während diese über seine Sonderbarkeiten und Mangel an haushälterischem Sinne klagte. Übrigens war Sterne eifrig im Predigen, so daſs man oft meinte, er wolle seine Perücke den Zuhörern ins Gesicht werfen; seine Anreden waren kurz, aber voll Feuer und Gefühl, eigenthümlich, ohne Gemeinplätze. Einige ließ er drucken, doch kamen sie erst durch den Erfolg seiner dichterischen Werke zu Ansehen. In geselligen Kreisen ward Sterne wegen seiner immer frohen Laune und seines sprudelnden Witzes gesucht, sein Ruf litt aber dadurch, daſs er nicht immer gute von schlechter Gesellschaft zu unterscheiden wuſste. Leicht erregbaren Herzens hegte Sterne bald diese bald jene Flamme. 1759 gab er auf eigene Kosten, weil er keinen Verleger fand, die zwei ersten Bände seines „Tryſtam Shandy“[2]) heraus, die ihn rasch auf die Höhe des Ruhmes trugen. 1760 wurde er in London als Englands Rabelais von Gelehrten und Künstlern wie Staatsmännern gefeiert; man riſs sich um ihn, er genoſs in vollen Zügen die Bewunderung, die man ihm entgegenbrachte, seine komischen Einfälle machten ihn zum Löwen des Tages. In Regellosigkeit, in Unerschöpflichkeit der Laune, in Frische des Gefühles, in Reichthum des Witzes hat er manches Ähnliche mit Jean Paul, doch steht er ihm an Reinheit des Gefühles nach. Der Witz ist nicht verbissen wie bei Swift, sondern gutmüthig. Er überströmt von Liebe. Sterne lacht unter Thränen. Goethe nennt ihn eine schöne, freie Seele, preist das Hohe und Wohlwollende seiner Ironie, die Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit. — Ein Jahr vor seinem Tode erschien „The sentimental Journey“, „Die empfindsame Reise“ (wie Lessing das Sentimental übersetzte), „eine ruhige Reise nach Natur und solchen Regungen, welche aus ihr entspringen und uns treiben, unsere Mitmenschen, ja die ganze

[1]) Complete History of England from the earliest times to the treaty of Aix-la-Chapelle. London 1756. 6 vol.

[2]) The life and opinions of Tristram Shandy, gentleman.

Welt zu lieben, mehr als wir pflegen", — das Wanderbuch eines Humoristen, welches die Bibel der „empfindsamen Welt wurde und der Grund der Stiftung des Lorenzodosen-Ordens in Deutschland, seine beste Leistung, am freiesten von seinen Fehlern, Lüsternheit und Affection, es übersprudelt von zarten Gefühlen und feinem Witze. Sterne starb in London 1768.

Drama. Wie der Roman so wurde auch das Trauerspiel bürgerlich. George Lillo, Eduard Moore, Cumberland, sind in dieser Richtung thätig; statt der Verse brauchte man im Drama jetzt die Prosa. Aber eine Entwickelung, wie das bürgerliche Trauerspiel durch Lessing in Deutschland erlangte, hat es damals in England nicht gefunden. In der Posse und dem Lustspiele sind Foote, Garrick, Colman, Goldsmith, Sheridan von Bedeutung. Foote und Sheridan. Garrick waren zugleich große Schauspieler. Sheridan Richard (geboren zu Dublin 1751, gestorben zu London 1816) ist einer der größten Lustspieldichter, sein Witz ist glänzend, seine Charaktere und Situationen sind wahr. Der Dichter hat zugleich die Tendenz, die gesellschaftliche Lüge und Heuchelei seiner Zeit zu geißeln in „The rivals" und „The school for scandal". Wichtig war namentlich die Wiedererweckung Shakespeares, die sich an das Garrick. zweite Shakespeare-Jubiläum 1769 knüpfte. Garrick war insbesondere dafür thätig, dass Englands größter Dichter den Engländern wieder bekannt wurde; er, welcher 1741—1776 die Bühne beherrschte, wusste durch seine Darstellungen das Gefühl für die volle Größe des Dichters zu verbreiten. Der Wahn, als sei Shakespeare roh und barbarisch, weil er die dramatischen Einheiten nicht festhalte, verschwand vor der Bewunderung der riesigen Größe des Dichters. Von England verbreitete sich die Liebe zu Shakespeare nach Deutschland, wo er aber noch viel tiefer gewürdigt wurde, als in seiner Heimat. Sein Einfluss auf die Entwickelung des deutschen Dramas ist nicht hoch genug anzuschlagen.

Epos und Lyrik. In dem Epos und der Lyrik zeigen Thomson und Young noch Eigenthümlichkeiten nach der alten Schule. Doch ist Thomson in seinen „Jahreszeiten" ein Meister in frischen, lebendigen und ergreifenden Naturschilderungen, nur fehlt im Ganzen die fortschreitende Handlung. Lessing behauptet, dass kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn.

Thomson. James Thomson, geboren zu Ednam in Schottland 1700, Sohn eines presbyterianischen Predigers, sollte ebenfalls Prediger werden, hatte aber mehr Neigung, Verse zu machen, die er am Ende jeden Jahres regelmäßig verbrannte, nicht ohne wieder in einem Gedichte den Grund der Vernichtung anzuzeigen. Ein Lehrer, dem er Stellen aus seinem Gedichte „Der Winter" mittheilte, fand hier Proben eines nicht geahnten Dichtergeistes und ermuthigte ihn, in dieser Bahn fortzufahren. Aber mit der Ansicht der Presbyterianer ließ sich das Leben als Dichter nicht vereinigen und Thomson sagte darum der Theologie Lebewohl und gieng 1725 nach London, wo 1726—1730 die einzelnen Gesänge seiner „Jahres-

zeiten“[1]) erschienen, die ihn rasch berühmt machten und in fast alle Sprachen Europas übersetzt wurden und seitdem eines der beliebtesten Volksbücher in England sind. Ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur durchweht sie, eine hinreißende Pracht der Darstellung ziert sie, die Kraft der Sprache entzückt uns, neben tiefem Gefühl tritt uns überall der sittliche Ernst des Presbyterianers entgegen, nie entgleitet seiner Leier ein üppiger entweihender Gedanke, nur ist Beschreibung die Hauptsache, während sie nach der Natur der Dinge Nebensache sein soll. Keine Handlung bringt Abwechslung in die Schilderung. Das Ganze ermüdet zuletzt und nicht mit Unrecht meint Lessing, ein bloß malendes Gedicht sei ein Gastgebot aus lauter Brühen. Über alle seine Leistungen setzte Thomson sein Gedicht „Liberty“; er war ein feuriger Patriot, sonst im Leben ein sehr einfacher und unansehnlicher Mann. Mit all seinen Dramen, in denen er überall Naturschilderungen anzubringen suchte, hatte er Erfolg. Der Schlussgesang in seinem Maskenspiele „Alfred“ wurde das Lieblingslied der Engländer.[2]) Das allegorische Gedicht „Das Schloss der Trägheit“[3]) in der Manier der „Feenkönigin“ von Spenser hat neben vielem Gemachten vollkommen gelungene Stanzen. Er starb 1748.

Young. Eduard Young zeichnet sich in seinen „Nachtgedanken“[4]) aus durch Tiefe und Wahrheit der Empfindung, welche diesem Buche nicht bloß in England, sondern auch in Frankreich, Deutschland, Italien, schnell Beifall verschafften. Young ist geboren 1684 zu Upham und gestorben 1765 zu Welwym. Seine früheren Leistungen zeigen eher etwas Gemachtes, als Glut des Herzens, und in einer Wüste von Gemeinplätzen findet man selten eine erfrischende Oase — voll eigenthümlicher dichterischer Schönheit.[5]) Young suchte zu Geld und Stellung zu kommen und erreichte auch sein Ziel. Allein 1736 trafen ihn schwere Schläge: seine Tochter, deren Gemahl und seine eigene Gattin starben rasch nacheinander. Der Schmerz darüber war tief und fand in gedankenreichen Versen über die Hinfälligkeit des Irdischen, über Tod und Unsterblichkeit seinen Ausdruck. Die Inbrunst des Herzens, fern von aller Künstelei, machte die „Nachtgedanken“ zu einem Lieblingsbuch in jener Zeit. Der Seelenschmerz hatte Young zum wahren Dichter gestempelt, nur ist der Schmerz oft zu wortreich, der Vers oft zu schwerfällig, man wird gerührt, man ermüdet aber auch. Wir finden dieselbe melancholische Stimmung in den „Nachtgedanken“ wie in dem „Ossian“ von Macpherson, und ein Zug zu Trauer und Wehmuth lag in der Zeit.

Das Streben nach Naturwahrheit machte in dieser Zeit selbst in der Gartenkunst dem französischen Geschmack ein Ende. Händel hat durch seine tiefe Kraft und großartige Naturwahrheit auch in der Musik der neuen Richtung die Bahn gebrochen. — Wie sehr man für Ursprüngliches schwärmte, zeigt das Gelingen eines merkwürdigen literarischen Betruges. James Mac-

---

[1]) The Seasons.

[2]) Wegen des stolzen Refrains:

„Rule Britannia, rule the waves.
Britons never shall be slaves.“

[3]) The castle of Indolence.

[4]) The complaint or night-thoughts.

[5]) The Last Day, the force of religion, or the vanquished love. The love of fame, the universel passion. Auch seine Dramen wollen nicht viel heißen.

Macpherson. Macpherson gab 1760 die ersten fünfzehn Gesänge des vermeintlichen Dichters Ossian[1]) heraus. Ossian oder Oisin soll ein keltischer Dichter, der Sohn des Ossian. Königs Fingal und ein Zeitgenosse des römischen Kaisers Caracalla gewesen sein. Diese Gedichte, denen bald große Nachträge „Fingal" und „Temora"[2]) folgten, wurden mit stürmischem Beifalle in England aufgenommen und bald in alle Sprachen Europas übersetzt.

Man glaubte einen Schwanengesang, ein Echo aus einer anderen Welt zu vernehmen; man las mit Entzücken immer wieder die Thaten und Reden dieser Helden, die aus dem Dunkel vergangener Jahrhunderte mit leisen Geisterschritten vorüber schwebten; man pries den Helden, welcher den ewigen Lichtglanz der Sonne und den blauen Pfad ihres Laufes so herrlich besang, und den Mond, den zierlichen Wanderer der Nacht, und die Sterne, die funkeln und erglänzen in der blauen Schale der Luft, während ewige Nacht sein Auge bedeckte. Wie süß ist seine Wehmuth, wenn er die hingegangenen Helden und den König von Selma preist und schildert, wie durch die leeren Vorhöfe der heulende Wind braust und wildes Gras den Sitz des Königs verbirgt und Moos die Waffen der Helden bedeckt, und das Auge der Schönen erloschen ist; oder wenn er der entschwundenen Jugend mit den Worten gedenkt: „Unsere Jugend ist gleich dem Traume des Jägers am Hügel der Heide. Er schläft ein in den milden Strahlen der Sonne, aber erwacht mitten im Sturme; die rothen Blitze fliegen um ihn und die Bäume schütteln ihre Häupter im Winde. Er blickt zurück mit Freude nach dem Tage der Sonne und den lieblichen Träumen seiner Ruhe." Der Ton der Erhabenheit und der Wehmuth paßte so vortrefflich zur sentimentalen Stimmung, von der das Zeitalter ergriffen war. Je beengter man sich in der Gegenwart fühlte, umso inniger versenkte man sich in diese Heldenwelt der Vorzeit, in diese lieblichen und erhabenen Naturschilderungen. Als Bonaparte, vom italienischen Feldzuge zurückgekehrt, durch Talleyrand vor der französischen Regierung feierlich aufgeführt wurde, sprach der Redner, um den Gedanken an den Ehrgeiz des jungen Generals zu unterdrücken, davon, daß der Sieger in so vielen Schlachten den Ossian liebe, weil er über die Erde erhebe. Hoch und nieder schwärmte für diese Dichtung.

Ob echt? Aber auch die Kritik bemächtigte sich ihrer. Ihre Echtheit ward mit Recht bezweifelt und Macpherson vergebens aufgefordert, die Originale aufzuweisen. Die Schotten und Iren hingegen waren stolz auf diesen großen Dichter keltischer Nation und das nationale Gefühl machte den Streit umso hitziger. In der That war Macpherson ein großartiger Fälscher. Er hatte in seiner Jugend Gedichte herausgegeben, welche wenig Anklang fanden.[3]) Jetzt gab er unter fremdem Namen, dem des alten Dichters Ossian, seine eigenen Dichtungen heraus und Johnson. sie wurden von England bewundert. Doch der Kritiker Johnson klagte ihn öffentlich als Fälscher und Betrüger an. Aber Macaulay bemerkt mit Recht: „Johnson verachtete den ‚Fingal' gerade aus dem Grunde, welcher manchen geistvollen Mann bestimmte, ihn zu bewundern; er verachtete ihn, nicht weil er aus Gemeinplätzen

[1]) Fragments of ancient poetry, collected in the Highlands and translated from the gaelic or erse language 1760.

[2]) Fingal, an epic poem in eight books, with other lesser poems 1762. — Temora, an epic poem in eight books, with other poems 1763.

[3]) The Highlander, 1758. The Hunter.

bestand, sondern weil er einen oberflächlichen Anschein von Originalität hatte.“ — Johnson machte eine eigene Reise nach den Hebriden und kam mit der Nachricht zurück, nirgends habe er Gesänge Ossians, wie die von Macpherson veröffentlichten, gehört, mit so vielen Barden er auch verkehrte; in einem Lande, in welchem sich nicht fünf Linien alter Schrift fänden, könnten sich nicht alte epische Gedichte erhalten haben. Macpherson kümmerte sich wenig mehr um die Ossianischen Gedichte: er gieng als Secretär des Statthalters nach Florida und machte sich dort viel Geld; nach seiner Rückkehr gab er Streitschriften zu Gunsten des Ministeriums heraus und erhielt einen Jahresgehalt von 200 Pfund; er übernahm die Vertheidigung des Nabob von Arcot bei der Ostindischen Compagnie und wurde so reich, daſs er sich ein großes Gut in seiner Heimat kaufen konnte. 1780—1790 saß er im Palament. Daneben schien nur Geschichte ihn noch zu beschäftigen.[1]) Er starb 1796 als reicher, angesehener Mann.

Laing.

Aber die Ossianische Frage ruhte nicht. Malcolm Laing, ein Niederschotte, wies nach, wie im vermeintlichen Ossian Bilder aus der Bibel, aus Homer, Virgil und anderen griechischen, lateinischen und späteren Dichtern entlehnt seien. Ein Verein von Gelehrten machte sich 1797 an die Frage im Auftrage der Akademie in Edinburg und veröffentlichte 1805 ihr Urtheil nach der gewissenhaftesten Untersuchung. Die Frage: „Gab es in Hochschottland ossianische Dichtungen, und welches ist ihr Wert?“ beantwortete sie mit Ja, solche Dichtungen erhabenen und rührenden Inhaltes bestünden. Die zweite Frage jedoch „Sind die von Macpherson herausgegebenen Dichtungen echt?“ beantwortete sie nicht bejahend, erklärte aber, in alten Versen ähnliche Wendungen und Ausdrücke, aber nie ein ganzes Gedicht gefunden zu haben, das einem der Lieder Macphersons gleiche, dieser scheine Bruchstücke verbunden, Lücken ausgefüllt, harte Ausdrücke gemildert, manches verschönert zu haben. — Viele Schotten waren empört über diese vermeintliche Schädigung des Nationalruhmes. Ein Neffe Macphersons gab nun 1807 das vermeintliche Original heraus,[2]) aber jetzt wurde die Niederlage erst vollständig. Das Original war von Macphersons Hand geschrieben, es wimmelte von Sprachfehlern, von Verstößen wider den Geist und die Form anerkannt alter Dichtungen. Es war klar: er hatte seine eigenen Gedichte ins Gaelische zurück übersetzt. Der Ossian war sein Eigenthum, aber er hatte gewisse Wendungen, Namen, Bilder, Verse aus alten Volksliedern beibehalten und darum konnten so viele Schotten behaupten, sie hätten diese Dichtungen in ihrer Jugend gehört. Fingal war ein alter König, aber in Irland, er hauste zu Almhuin in Leinster um 253. Oskar war der Sohn Oisins oder Ossians. Die Schotten wanderten 258 und 503 aus Irland in den Norden der britischen Insel ein, der von ihnen den Namen Schottland erhielt, und so kamen die Sagen und Lieder von Fingal und Ossian mit ihnen. Die Bruchstücke der alten Dichtungen sind einfach, kühn, oft derb, und verhalten sich zu den Macphersonischen wie ein starkes Bauernmädchen zu einer feingebildeten Stadtdame.[3]) Der wehmüthige Ton, die Erhabenheit der Bilder, die Frische, die Innigkeit der Naturempfindung ergriff wie die

[1]) An Introduction to the History of Great-Britain and Ireland. London 1771. — History of Great-Britain from the Restoration to the accession of the House of Hanover. London 1775.

[2]) The poems of Ossian, in the original gaelic, with notes and observations, by Arthur. 5 voll. London 1807.

[3]) Talvy, Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macpherson'schen Ossians insbesondere. Leipzig 1840.

Anwendung poetischer Prosa. Man war entzückt, die Empfindsamkeit des eigenen Herzens in so entfernter Zeit wieder zu finden.

Macpherson hatte einen Nachahmer, dessen Betrug aber nicht das gleiche Glück zutheil ward. 1768 wurde in Bristol eine neue Brücke eingeweiht und bald darauf erschien eine in alterthümlichem Stile geschriebene Erzählung von der Einweihung der alten Brücke. Man forschte nach dem Verfasser und kam auf Chatterton. einen sechzehnjährigen Knaben, Thomas Chatterton, den Sohn des Küsters an der Hauptkirche, der auf der Freischule große Gaben, aber auch ein verschlossenes hochstrebendes Gemüth, bald düsteren Ernst, bald enthusiastische Heiterkeit gezeigt hatte. Er gestand, er habe diese Papiere aus einer alten Kiste in der Kirche genommen, und man glaubte es, weil man von einer solchen Kiste wusste und sein Vater da angestellt war. Selbst Kenner ließen sich täuschen, so geschickt vermochte er die alte Sprache und die alte Schrift nachzuahmen. Der Erfolg machte ihn kühn. Er gab jetzt Gedichte eines Mönches Rowley aus dem fünfzehnten Jahrhunderte heraus, die durch Tiefe des Gefühles und Kühnheit der Phantasie großes Aufsehen erregten. „Die Schlacht von Hastings" ist ein Gemälde voll Kraft der Darstellung, reich an glänzenden Situationen. „Die Tragödie von Ella" steht an poetischem Pathos den Griechen nicht nach. Chatterton gieng nach London, wo Buchhändler ihm glänzende Anerbietungen machten. Allein der Betrug ließ sich auf die Dauer nicht durchführen, da zu viele Schriften aus dem fünfzehnten Jahrhunderte vorhanden waren, die Vergleichungspunkte darboten. Horace Walpole, an den sich der junge Dichter gewendet hatte, empfieng ihn kalt, seine Gönner wurden lau. Chatterton gerieth in Noth und machte im achtzehnten Jahre seinem Leben durch Gift ein Ende, 25. August 1770. Coleridge hat dem Wunderknaben von Bristol ein schönes Denkmal gesetzt.[1])

Das Herübernehmen altbritischer und altnordischer Sagen findet sich auch Gray. in den schwunghaften Oden Grays. Seine „Elegie auf einem Dorfkirchhofe" ist eine der Perlen englischer Dichtung.[2]) Seine Briefe aus Italien gehören zu den Glover. geistreichsten Reisebeschreibungen. — Glovers Ballade „Admiral Hosiers Geist"[3]) gilt heute noch als classisch, während man sein Epos „Leonidas", das 1737 zum erstenmale erschien, nicht einmal mehr in gleiche Reihe mit Lucan und Silius Italicus stellt. Übrigens weht eine edle Begeisterung darin. Der Verfasser (1712—1785), ein Kaufmann, saß als eifriger Whig im Parlamente.

In der eigentlichen Dichtung war diese Zeit arm, erst in William Cowper. Cowper trat eine wirkliche Kraft auf. An die Stelle der falschen Correctheit setzte er wieder die wahre Begeisterung. „Meine Beschreibungen, pflegte er zu sagen, sind alle der Natur entnommen und nicht eine stammt aus der zweiten Hand. Wenn ich das Herz schildere, spreche ich aus der eigenen Erfahrung und entnehme nichts aus Büchern." — An Pope tadelte er, dass alles Manier sei, dass er die Poesie zum Handwerk werden ließ. Er will lieber in seinem Stile herb und in seinen Versen rauh sein, als diese Milchrahmglätte an sich haben. Stärke des Gedankens und Wärme des Gefühles ist ihm eigen. Die Religion ist es, welche ihn in Begeisterung versetzt.

---

[1]) Monody of the death of Chatterton (Poet. works).
[2]) Elegy written on a Country-churchyard.
[3]) Admiral Hosiers Ghost.

Das Schicksal des Dichters berührt uns schmerzlich. Er stammt zwar aus vornehmer Familie (geboren 1731 in Berkhamstead), sein Oheim war Großkanzler. Nach dem frühen Tode seiner Mutter kam aber der feinfühlige Knabe in eine Erziehungsanstalt, wo er von seinen Kameraden derart mißhandelt wurde, daß er vor vielem Weinen fast seine Augen verlor. Das machte ihn furchtsam, trübsinnig, und dadurch wieder wurde er der Gegenstand, an welchem sich der Übermuth auch an der Schule von Westminster austobte. Cowper mußte nun das Recht studieren, so wollten es die Verwandten, die über hohe Stellen verfügten. Schon 1754 war er Advocat, aber er hatte keine Neigung für das Rechtsfach. Dagegen schriftstellerte er viel und seine ersten Arbeiten zeigen viele Feinheit und Beobachtungsgabe. Durch den Einfluß seiner Verwandten wurde Cowper Secretär des Hauses der Lords, aber er war so schüchtern, daß, als er vor dem Oberhause die Titel der Actenstücke vorlesen sollte, dies ihn zur höchsten Verzweiflung und zum Versuche eines Selbstmordes trieb. Er legte seine Stelle nieder und wurde bald darauf irrsinnig und zwar litt er an religiösem Wahn: er fürchtete (als strenger Calvinist) von der Gnade Gottes in diesem und von der Seligkeit in jenem Leben ausgeschlossen zu sein. Diese Krankheit währte 1763—1765, 1773—1776, dann 1780 sechs Monate lang, dann 1794 bis zu seinem Tode 1800. Cowper zog sich in ein einsames Dorf zurück, wo er streng religiösen Übungen oblag, und die Gedanken und Gefühle, die in ihm aufstiegen, in so kräftiger Sprache wiedergab, daß alles in seiner Hand Farbe und Leben gewinnt. Eine ältere Freundin seines Hauses pflegte ihn, und deren Stricknadeln, die er besang, sind unsterblich geworden. Seine Gedichte sind durchaus religiöse Hymnen (auch die Hymnen der Madame Guyon hat er übersetzt): Irrthum, Wahrheit, Hoffnung, Liebe, Bekehrung. Dabei ist Cowper großer Naturmaler, aber seine Schilderungen sind durch tiefe Gedanken vergeistigt. Nach dem Tode seiner Pflegerin schrieb Cowper sein ergreifendstes Gedicht „Der Verworfene.“ [1])

Es schildert einen Matrosen, der im Sturm ins Meer fällt und durch Schwimmen sein Schiff vergebens zu erreichen sucht und zuletzt in den Abgrund versinkt. Der Matrose ist die Seele, das Schiff ist das Heil, die Gnade. Wenige Tage nach Abfassung dieses Gedichtes endete der Verfasser. „Wie ist Ihnen?“ fragte ihn einer seiner Verwandten. „Ich fühle eine unaussprechliche Verzweiflung“ — war sein letztes Wort. Cowper ist nie affectiert. So schwach sein Charakter im Leben war, so männlich sind die Gedanken in seinen Schriften, so kräftig die Sprache. In seinen Briefen wechseln Stellen voll des heitersten Humors mit Stimmungen der tiefsten Wehmuth. Daß er zu scherzen verstand, zeigt seine ergötzliche und volksthümlich gewordene Ballade: „The diverting history of John Gilpin“. Sein Hauptwerk hat den Titel: „Die Aufgabe“, „The task“. Eine Freundin stellte ihm nämlich die Aufgabe, ein Gedicht in Blankversen auf das Sopha zu machen, und Cowper schuf eines der besten Lehrgedichte. Cowper hat trotz seines stillen Wesens namentlich dazu beigetragen, die Herrschaft des französischen Geschmackes in England zu brechen. Macaulay stellt darum in seinem herrlichen Aufsatze über Byron [2]) Cowper mit Alfieri zusammen: „Der Dienst, den diese beiden Männer der Literatur ihres Landes leisteten, ist groß. Der innere Wert ihrer Gedichte ist bedeutend. Das Beispiel von Auflehnung gegen ein verkehrtes System, das sie gaben, ist unschätzbar. — Die Rolle, die

[1]) Cast-away.
[2]) Macaulay, Essays.

sie durchführten, war aber mehr die des Moses, als die des Josua: sie öffneten das Haus der Knechtschaft, aber sie betraten das Land der Verheißung nicht."

Burns. Dies gelang einem schottischen Gärtnerssohn, Robert Burns, den Goethe zu den ersten Dichtergeistern rechnet, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat, und der die ganze Fülle seines Daseins in seine Lieder auszuhauchen verstand. Doch war er eine kurzlebende Erscheinung und fuhr vorüber wie ein Blitz in der Nacht.

Robert Burns ist der Sohn eines armen Gärtners, geboren zu Doonholm unweit Ayr im südwestlichen Schottland. Der Vater war ein würdiger gediegener Charakter, von der frommen Mutter hörte der Knabe eine große Zahl von Sagen und moralischen Liedern. Früh begeisterte ihn die Geschichte von William Wallace, dem Retter Schottlands. Hinter dem Pfluge dichtete der Knabe schon in der Mundart seines Volkes. Von einem wandernden Schulmeister erlernte der talentvolle Jüngling die englische Schriftsprache, etwas Französisch und Geometrie; der Lehrer erzählte später in London, er habe mit so vielen Menschen verkehrt, aber nie edlere Gespräche gehört, als am Herde dieses armen Gärtners. Der Vater hatte Unglück mit seinem Pacht, Burns erzählt von Zahlungsbefehlen, über die sie alle weinen mußten. Robert konnte sich nicht, wie er wünschte, ausbilden; er sollte zuerst Flachshechler, er mußte dann Bauer werden. Sein Leben ist ein Trauerspiel. Die Hochlandsmarie, die ihn liebte und die er durch seine Lieder unsterblich machte, sank früh ins Grab. Die Pachtung, die er mit seinem Bruder nach dem Tode des Vaters übernahm, hatte durch die Noth der Zeit einen üblen Verlauf. Schon wollte sich Burns nach Jamaica einschiffen, als eine Einladung nach Edinburg, wo seine zauberischen Lieder Herzen gerührt und Freunde gefunden hatten, ihn zurückhielt. 1786 fand er in Schottlands Hauptstadt eine glänzende Aufnahme. Herzoginnen zogen ihn zur Tafel, Gelehrte, Künstler feierten ihn um die Wette. Eine neue Ausgabe seiner Lieder fand reißenden Absatz. Burns konnte eine ansehnliche Pachtung übernehmen, Freunde verschafften ihm nebenbei eine einträgliche Stelle als Steuereinnehmer. „Mein Baum war schön", meint der Dichter, „die Knospe grün, die Blüte hold und süß; frisch fiel der Thau, die milde Sonn' meine Zweige sprossen ließ. Doch ach, des Unglückes Nordsturm hat meine Blüte entblättert!" Der Dichter paßte nicht zum Pächter, noch weniger zum Steuereinnehmer und Aufseher gegen den Schmuggel. Als Schotte war er der hannöverischen Dynastie abgeneigt; vom Zeitgeiste angeweht, schwärmte er für die französische Revolution und wußte seine Gedanken nicht zu verbergen und kam in Untersuchung. Unmuth, den er beim Becher zu vernichten suchte, Unglück und das Feuer seiner Seele zehrten sein Leben auf: er erlag im siebenunddreißigsten Jahre dem Fieber.[1]) — So früh er auch starb, so hat er doch auf die Verjüngung der Dichtung seiner Heimat einen tiefen Einfluß geübt, weil er nur Selbstgefühltes aussprach. Jedes schottische Herz schlägt jetzt noch hoch bei seinem Namen. „Er war", so sagt sein Biograph Lockhart, „eine warme freundliche Seele,

[1]) Carlyle hat ihm einen seiner schönsten Essays gewidmet in seinen „Critical and miscellaneous works" und einige feurige Sätze in „On heroes, heroworship and the heroic in history". London 1846, 295—303. Lockhart gab 1828 seine Lebensbeschreibung heraus. Ins Deutsche sind Burns Lieder sehr schön von Heintze und Kauffmann übersetzt.

so voll von eingeborenen Reichthümern, von solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen. Das frühe Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme der Winde wird ein Psalm in seinem Ohre. Wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahinwandern, denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. — Eine wahre Poetenseele, sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik. — Auch über die niedrigsten Regionen des Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüthes und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit empor, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken."

Der siebenjährige Krieg.

Die Ruhe, welche der Friede von Aachen der kriegsmüden Menschheit gewährte, war nur von kurzer Dauer, er hatte nämlich die Gründe, welche Ursache. die Mächte 1740—1748 unter die Waffen gerufen hatten, nicht behoben, er hatte die Streitfragen nicht ausgeglichen. Die Parteien hatten, an Kräften erschöpft, vielmehr einen Waffenstillstand geschlossen und den Austrag des Streites auf eine günstigere Gelegenheit vertagt. Spanien war unzufrieden, weil es Gibraltar, Majorca, Minorca nicht erlangt hatte. Sardinien fand sich in seinen Erwartungen getäuscht. Maria Theresia konnte die Einbußen in Italien und Schlesien kaum verschmerzen. Friedrich II. sah in jedem Versuche Österreichs, zu erstarken und sichere Verbündete zu finden, nur eine Bedrohung seiner eigenen Macht. Sagte er doch selber:[1]) „Der Dresdener Friede hob die Ausübung der Feindseligkeiten auf, aber er entwurzelte nicht den Keim der Zwietracht, der zwischen Österreich und Preußen aufwuchs. So viel Verstellung auch der Wiener Hof äußerlich annahm (?), so hatte doch der Verlust von Schlesien seinem Herzen eine zu schmerzhafte Wunde geschlagen, als daſs nicht die Wirkung seiner Erbitterung und seines Hasses wider Willen ihm hätten entwischen und endlich ganz öffentlich ausbrechen sollen. Der Krieg zwischen diesen beiden Mächten war also nicht beendigt worden, sondern hatte nur eine andere Gestalt angenommen. Zwar schlugen die Heere nicht mehr offen im Felde gegeneinander, aber die Feindseligkeiten giengen im Innern der Cabinete fort." — Am meisten Schwierigkeiten wider einen dauernden Frieden thürmten sich zwischen England und Frankreich auf, denn in Eile oder in Nachlässigkeit hatten die Bevollmächtigten in Aachen nur die unsichere Bestimmung festgestellt, „daſs die Grenze beider Gebiete in Nordamerika sein solle, wie sie vor dem Kriege war. Nun war sie aber schon ein Vierteljahrhundert lang ein Gegenstand des Streites gewesen und beeilten sich also in diesem schwankenden Zustande eines angenommenen Friedenszustandes und einer angenommenen Gebietsgrenze beide Theile, im voraus so viel Gebiet als möglich in Besitz zu nehmen, ohne ihre betreffenden Regierungen allzusehr bloßzustellen."[2]) Von den An-

[1]) Guerre de sept ans. Oeuvres posthumes, III, p. 24—30. Berlin 1788.

[2]) Georg Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution. Aus dem Englischen von Drugulin. I, Leipzig 1852. I, S. 23.

siedlungen in Nordamerika, die schwach und verstreut und miteinander nur wenig verbunden, von England gering geachtet, der übrigen Welt fast unbekannt waren, die aber einer riesigen Zukunft entgegengiengen, nahm der Streit, der unter dem Namen des siebenjährigen Krieges sich über die vier Welttheile ausdehnte und Ströme Blutes kostete, seinen Ausgang. Wir wenden uns daher zunächst über das große Wasser zu den weiten Länderstrecken, über welchen jetzt siegreich das Sternenbanner weht! —

Nordamerikas Colonien geben Anlaß zum Kriege.

Nord-amerika.

Das Land, das jetzt mit volkreichen Städten bedeckt, von Eisenbahnen durchzogen, nicht bloß die Heimat der Freiheit, sondern auch des Reichthumes ist, war damals noch wenig bewohnt, größtentheils von Wäldern bedeckt, Jagdgrund der Indianer. Nur an der Ostküste waren englische und französische Ansiedelungen. Unter den englischen war die älteste Virginien, zu Ehren der jungfräulichen Königin vom kühnen Raleigh 1585 so benannt. Die Urbarmachung des Landes machte aber erst unter Jakob I. wirkliche Fortschritte. Er ertheilte zwei Gesellschaften, von denen die eine die Compagnie von London, die andere die von Plymouth, später von Neu-England hieß, alle Länder der neuen Welt, auf welche die Engländer vermöge der ersten Entdeckung rechtliche Ansprüche machten, und zwar vom vierunddreißigsten bis fünfundvierzigsten Grad der Breite und im Binnenlande von Meer zu Meer, und zwar sollten die Colonisten und ihre Nachkommen in jeder Beziehung Engländer bleiben und innerhalb der amerikanischen Ansiedelung alle Freiheiten und Sonderrechte genießen, als wären sie im Mutterlande geblieben. Folgenschwere Worte!

Vir-ginien.

Gesetz Jakobs I.

Zwei Räthe sollten die Angelegenheiten der Colonien ordnen, der eine mit dem Sitze in England, der andere in Amerika, beide aber nach königlichem Befehl verfahren. Gegen ein Fünftel des Ertrages könnten die Ansiedler die Minen in selbständiger Weise bearbeiten. Jakob I. schrieb selber ein Gesetzbuch für Virginien. Auf Meuterei, Empörung, Mord und Blutschande stand der Tod. Lehre und Gottesdienst der bischöflichen Kirche war anbefohlen.[1]) Die ersten Ansiedler waren oft Männer von normännischem Adel, doch meist Leute, die sich in England nicht halten konnten, und suchten wie die Portugiesen und Spanier in der neuen Welt raschen Gewinn. Jamestown (erbaut 1607) hieß zu Ehren des Königs die erste Niederlassung, sie wollte nicht recht gedeihen. Ein Hauptmann, John Smith, rettete sie durch Umsicht und Thatkraft mehrmals vom Untergange. Liederliche Leute aller Art wurden, um sie aus England wegzubringen, nach Virginien verbannt, die mochten natürlich nicht arbeiten, nur schnell reich werden und genießen. Der Ackerbau wurde vernachlässigt und in der Noth um Lebensmittel Druck auf die Indianer geübt. Der Tabak gedieh reichlich und Neger, welche zuerst holländische Schiffe brachten, wurden für den Tabak-

An-siedler

[1]) Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, I, S. 6—8.

bau theuer bezahlt und verhalfen zu großem Gewinn. Aber bald war es nothwendig, zu bestimmen, wie viel Äcker mit Getreide und wie viel mit Tabak bepflanzt werden sollten. Da es an Frauen fehlte, ließ man Mädchen aus London kommen und wurde für je eine 150 Pfund Tabak bezahlt. Mit Indianern mochten sich die Engländer aus Stolz nicht vermischen und so kam es natürlich zu Feindseligkeiten zwischen beiden. Smith gerieth einmal in die Gewalt der Indianer. Er erzählt:[1]) „Ich wurde auf- und abgeführt im Indianerland und als Wunder vorgezeigt. Endlich mußte ich vor dem Kaiser Pohatàn erscheinen. Mehr als 200 furchtbar aussehende Hofherren standen herum und besahen mich wie ein Ungeheuer. Pohatàn saß auf einer Art Bettgestelle, in Häuten gekleidet, von dem Schwänze allenthalben herabhiengen. Oben saß ein junges Frauenzimmer im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren. Auf beiden Seiten des Hauses standen lange Reihen von Männern; hinter ihnen Weiber, Kopf und Schultern roth angestrichen. — Viele trugen weiße Vogelfedern auf dem Kopfe und Schnüre weißer Kügelchen oder Perlen um den Hals. Bei meinem Eintritt erhoben sie ein furchtbares Geschrei. Die Kaiserin brachte Wasser, um mich zu waschen, und einen Bund Vogelfedern, um mich abzutrocknen. Nachdem ich in ihrer barbarischen Weise gegessen und getrunken hatte, hielten sie eine lange Rathsversammlung. Endlich wurden zwei große Steine vor Pohatàn gebracht, ich dahin geschleppt, mein Kopf dazwischen gelegt, um mit Keulen zerschlagen zu werden. Pocahontas, die Lieblingstochter des Kaisers, bat um mein Leben, — es wurde ihr abgeschlagen. Da umschlang sie meinen Kopf mit ihren Armen, um mich vom Tode zu erretten. Alsbald begnadigte mich der Kaiser und befahl, ich solle ihm Hackbeile, der Tochter Glöcklein, Kügelchen und Knöpfe machen. Die Leute glaubten, ich könnte alle Arbeiten verrichten, gleich wie sie selbst. Ihr eigener Kaiser machte sich seine Kleider, seine Schuhe, Pfeile und Töpfe; er pflanzte, jagte und arbeitete wie jeder seiner Unterthanen." — Die Retterin ließ sich später taufen und heiratete den Engländer John Rolf, und ihre Nachkommen sind heute noch zahlreich im Lande.

Frauen. Indianer. Pohatàn. Pocahontas.

Nach Pohatàns Tod brach aber Feindschaft zwischen Indianern und Weißen aus. 1622 wurden 327 Bleichgesichter getödtet. Ein Ausrottungskrieg begann gegen sie und jetzt sind nur wenige Nachkommen der Indianer mehr im Lande. Die Gefahr dieses Kampfes gab Stahlkraft. Selbstgefühl kam mit dem Wohlstande, der bei der üppigen Fruchtbarkeit leicht gewonnen wurde. Die Colonie blühte rasch empor, durch zahlreiche Einwanderungen verstärkt. 1619 trat in Jamestown der erste Landtag zusammen. Der Statthalter vertrat den König, sein Rath das Oberhaus, die Abgeordneten, zwei von jedem Burgflecken, bildeten das Unterhaus. Rath und Abgeordnete trafen sich jährlich zur allgemeinen Versammlung (General assembly). Schwurgerichte bestanden wie in England. Vergehen und Verbrechen wurden strenge bestraft, mit Tod, wer Gott lästerte, den König und den Rath verspottete, wer zu den Indianern hielt oder stahl. Jakob wurde sorglich und erklärte den Freibrief für erloschen. Der Landtag dagegen schränkte 1624 rückhaltslos die Gewalt des Statthalters ein. Indes geriethen die Stuarts

Krieg. Verfassung.

[1]) Neumann, l. c. I, S. 12—13.

im Mutterlande in Kampf mit den Puritanern. Die Land-Aristokratie in Virginien hielt es mit dem König. Viele Cavaliere fanden hier eine Zuflucht. Karl II. wurde als König anerkannt, doch wusste das lange Parlament den Widerstand zu brechen, ertheilte aber dafür Virginien alle Freiheiten der Engländer und bestätigte alle früheren Freibriefe: jeder Freie hat Stimme, wer Abgaben zahlt, soll auch gleiche Rechte haben. Nach der Restauration huldigte Virginien wieder schnell dem König. Es gab hier Cavaliere und Rundköpfe, doch die ersten behielten die Oberhand. Nur von einem englischen Bischofe Ordinierte durften predigen. Kein Sectierer durfte sich niederlassen; wer einen Quäker ins Land brachte, sollte 5000 Pfund Tabak zahlen. Dagegen wurde den Statthaltern keine bestimmte Soldung ausgesetzt, damit sie immer vom Volke abhängig seien. Karl II. zeigte sich wenig dankbar. Er verschenkte an Hofleute Landstrecken, die früheren Ansiedlern gehörten. Er gab zwei Lieblingen ganz Virginien zur Nutznießung und Ausbeutung.[1]) Parteien. Virginien.

1684 brach ein Aufstand in Virginien aus. Ein Rechtsgelehrter, Bacon, vertrieb die königlich-gesinnten Behörden. Die königliche Partei legte auch nicht die Hände in den Schoß, sondern griff unter der Führung eines Berkeley zu den Waffen. Ein erbitterter Kampf erfolgte, bis königliche Truppen landeten und die Ruhe wieder herstellten. 1692 wurde unter dem Schutze von Wilhelm und Maria eine gelehrte Schule gegründet. Reichthum und Bildung gaben den Land-Edelleuten ein gewisses Übergewicht; John Adams ausgenommen, sind die fünf ersten Präsidenten alle aus Virginien und hatten ihre Gewalt zwei Legislaturen hindurch, während Adams nur vier Jahre amtete. Neben diesem Landadel gab es einen tüchtigen Bauernstand, aber auch Weiße im Dienste der Reichen. Die Hauptlast der Arbeit fiel jedoch auf die Neger, deren ein Herr oft 500—1000 besaß. Reichthum.

Der Landschaft Karolina gaben flüchtige Hugenotten von ihrem Verfolger Karl IX. den Namen. 1660 jedoch schenkte Karl II. acht Lords, darunter seinem Minister Clarendon, die Ländereien zwischen dem einunddreißigsten und sechsunddreißigsten Grad nördlicher Breite als unumschränktes Eigenthum, aber unter der Oberhoheit der Krone, „zur Urbarmachung und Verbreitung des Christenthums". Um Ansiedler anzuziehen, versprachen diese Großen vollkommene religiöse und staatliche Freiheit, so dass kein Ankömmling wegen auswärtiger Schulden während fünf Jahren gerichtlich belangt werden dürfe. Die Folge davon war, dass wegen ihres Glaubens Verfolgte aus allerlei Ländern sich ansiedelten, aber auch Spieler und Verschwender, dass Karolina bald als die Schande Amerikas, als die Zuflucht aller Missethäter und Freibeuter galt.[2]) Locke entwarf 1669 auf den Wunsch seines Freundes Shaftesbury eine „Verfassung für Karolina", wo- Karolina. Acht Eigenthümer. Locke.

[1]) Neumann, l. c. I, S. 5—25.
[2]) Ibid. I, S. 31.

durch eine allzu zahlreiche Volksherrschaft vermieden werden sollte. Von den acht Eigenthümern sollte der älteste lebenslänglicher Pfalzgraf der Provinz sein und die sieben andern die höchsten Staatsämter bekleiden. Seltsamerweise gestattete Locke, der doch sonst das Halten eines Sclaven für eines hochherzigen Engländers unwürdig erklärte, jedem Ansiedler in Karolina unbedingte Herrschaft über seine Neger-Sclaven, welcher Religion diese auch seien. Den acht Eigenthümern gefiel diese Verfassung (und sie ernannten Locke zum Danke dafür zum Landgrafen), nicht aber den Colonisten. 1719 erklärten die von Süd-Karolina die Gewalt der Eigenthümer für willkürlich und ungesetzlich, und diese waren froh, ihr Anrecht wieder an die Krone zu verkaufen. Nord- und Süd-Karolina wurden 1729 getrennt, über beide setzte die Regierung Statthalter, deren Rath im Vereine mit den Abgeordneten des Volkes die gesetzgebende Versammlung bildete. Reis, Theer und Indigo waren die Hauptquellen des Reichthums dieses Landes.

Nord- und Süd-Karolina.

Georgien, die südlichste, aber auch jüngste Ansiedelung, entstand erst unter Georg II. durch Jakob Oglethorpe, General und Parlamentsmitglied, der im Eifer, die Qualen des englischen Gefängniswesens aufzuheben, im Parlament den Vorschlag machte, die menschenleeren Bezirke von Süd-Karolina zu besiedeln und zum Zufluchtsort für zahlungsunfähige Schuldner aus England und verfolgte Protestanten aus Deutschland zu machen.[1]) Das Unterhaus bewilligte für diesen Zweck 36.000 Pfund. Georg II. stellte 1732 für 21 Edelleute, als die Vormünder der Armen, einen Freibrief aus. Das Gesellschaftssiegel stellt eine Gruppe arbeitender Seidenwürmer dar, mit der Losung: „Nicht für sich, sondern für andere." Mährische Brüder und Protestanten aus Salzburg bildeten bald den besten Kern der Ansiedler. Aus den Gefängnissen Englands hingegen kamen viele verwilderte Menschen. Auch Juden wurden zugelassen, Katholiken aber wurden nicht geduldet. Die Sclaverei war grundsätzlich ausgeschlossen, weil sie ebenso gegen die Bibel als gegen das englische Grundgesetz verstoße. Doch hielt sich diese Verordnung nicht gegen das Beispiel der Nachbarstaaten, und Georgien hatte bald nach Karolina die meisten Neger. Auf die Bitte Oglethorpes, Christenthum und Sittlichkeit unter den Verwilderten anzubauen, kamen die Wesleys nach Georgien, die auch die umwohnenden Indianer zu bekehren suchten. Aber ein Häuptling sagte zu ihnen: „Wie ist es möglich, euren Glauben anzunehmen! Die Christen betrinken sich, die Christen schlagen die Leute, die Christen lügen und stehlen."

Georgien.

Die Spanier rechneten Georgien zu Florida, dem sein Entdecker, Ponce de Leon, wegen des blühenden Pflanzenwuchses diesen Namen gegeben hatte, und fielen darum, so oft sie im Kriege mit England waren, ins Land ein, wobei sie nicht unterließen, die Neger zur Freiheit und zum Kampfe gegen ihre Herren aufzurufen, die umso gefährlicher wurden, da sie achtmal stärker als die weiße Bevölkerung waren. 1752 traten die Eigenthümer ihre Rechte wieder an die Krone zurück, und diese führte einen Statthalter, einen Rath und eine Abgeordneten-Versammlung wie in Süd-Karolina ein. Der Gründer dieser Colonie, Lord Oglethorpe, starb 1785 in London, im hohen Schmerz darüber, dass seine Ansiedlung vom König, dem er treu anhieng, sich losgerissen hatte. Himmel und Boden in Georgien sind ähnlich wie in Süd-Karolina, nur ist der Sommer heißer. In dieser Colonie fehlte es anfangs an Geistlichen, darum

Florida.

Oglethorpe.

[1]) Mahon, History, V, p. 77—78.

finden wir die Civilehe eingeführt. Erst im achtzehnten Jahrhundert entstand eine Druckerei, früher wurden die Gesetze durch Ausrufer bekannt gemacht.

Neu-England. Neu-England verdankt seinen Ursprung den Puritanern, die, von der Staatskirche verfolgt, ihre Heimat verließen. Zuerst flohen sie nach den Niederlanden, bald hieß es aber: „Wir müssen unsere Kinder vor dem lasterhaften Leben der hiesigen Leute bewahren; sie sollen den Sabbath heilig halten und nicht schänden wie unsere neuen Mitbürger; wir müssen darauf denken, Gottes Wort und das Reich Jesu Christi in ferne Gegenden zu verbreiten, welche frei sind von aller Verderbnis. Am geeignetsten hiezu ist die neue Welt.“ [1]) — Unter Gebet und Segen ihres Predigers fuhren 41 Männer mit Frauen und Kindern, im ganzen 102 Personen aus Delfthaven am 22. Juni 1620 ab; am 11. November stiegen sie an der Küste Amerikas, unfern Cap Cod, ans Land; am 10. December 1620, welcher Tag jetzt als Vor- und Altvatertag von den Amerikanern gefeiert wird, wählten sie den Platz zur Ansiedelung. Am 25. December legten sie den ersten Grund zu Plymouth. Feierlich gelobten sie in Gegenwart Gottes und eines jeden vor dem andern, sich zu einem staatlichen Gemeinwesen zu vereinigen, um Ordnung und Erhaltung aller hiezu nothwendigen Mittel zu erzielen. „Wir werden zu dem Ende von Zeit zu Zeit solche gerechte und billige Gesetze, Beschlüsse, Constitutionen und Ämter aufrichten und festsetzen, welche für das allgemeine Wohl der Colonie füglich und passend befunden werden. Wir versprechen hiemit, diesen Ordnungen allen schuldigen Gehorsam und Unterthänigkeit zu leisten.“ Ein John Carve wurde zum Statthalter ernannt, denn ein Nehemia sei besser, als ein ganzer Sanhedrin. Bald war ein Wall zum ersten Schutz errichtet. Das Land ist fruchtbar und reich an herrlichen Waldungen. Die Nachrichten von der guten Ernte des nächsten Jahres lockten zurückgelassene Freunde an, und alle, die bis 1625 einwanderten, werden heutzutag unter die Vorväter Neu-Englands gerechnet. Mit Muth, Beharrlichkeit und Gottvertrauen wurde der Kampf gegen die Natur und die Wilden bestanden. Die Kämpfe deutet auch das Colonialsiegel an, welches einen aufrechtstehenden Indianer mit dem Bogen in der Hand und das Motto enthält: „Kommt und helft uns.“

Landung.

Im Jahre 1629 begann die erste Ansiedelung zu Salem in Massachusetts oder der Bucht der blauen Hügel, durch königlichen Freibrief, welcher aber auch milde und nachsichtige Behandlung der Indianer gebot. Dem Statthalter ward aufgetragen, die Ansiedler streng zur Arbeit anzuhalten, insbesondere die Jugend, damit sie nicht auf Abwege gerathe. Widerspenstige sollten aus der Colonie entfernt werden. Die Strenge religiösen Sinnes bezeichnet auch die Verordnung, dass Sonnabend um drei Uhr alle Arbeit aufhören müsse, damit sich jeder würdig auf den Sabbath vorbereiten könne. Die Ansiedlung gedieh rasch, da die Luft gesund, der Boden fruchtbar ist. 1640 rechnete man schon 4000 Familien, 1766 200.000 Einwohner in vierzehn Grafschaften vertheilt und darunter 4000 Waffenfähige. 1630 wurde Boston gegründet, vorzugsweise von Leuten aus Boston in Lincolnshire. Zu hervorragenden Einwanderern zählt Sire Henry Vane, welcher jedoch, der Irrlehren geziehen, bald wieder nach England zurückkehrte, wo er, bis Cromwell das lange Parlament auseinanderjagte, eine Rolle spielte und nach der Restauration unter dem Beile des Henkers 1662 sein Haupt verlor. Den Vorwurf der Irrlehre zog er sich zu als Beschützer einer Frau Hutchinson, welche alle äußerlichen religiösen Formen und frommen Werke verwarf und bloß

Massachusetts.

Henry Vane.

Hutchinson.

[1]) Neumann, l. c. I, S. 44—57.

auf innere Heiligung durch die Gnade drang. Die strengen Geistlichen von Massachusetts stießen sie aus der kirchlichen Gemeinschaft aus und sie wurde auf der Flucht ins holländische Grenzgebiet von den Indianern sammt ihrer aus sechzehn Personen bestehenden Familie ermordet.

Williams. Ein walisischer Geistlicher, Roger Williams, der den Katechismus und jedes öffentliche Glaubensbekenntnis verwarf, denn jeder möge glauben und lehren nach Belieben, wurde gleichfalls aus Massachusetts verwiesen. Ein Indianerhäuptling, Massasoid, nahm ihn und seine Familie in Schutz und überließ

Rhode-Island. ihm 1636 Rhode-Island. Bald kamen Gesinnungsgenossen und die Ansiedlung, in der man keine presbyterianische Tyrannei kenne, nichts von Zehnten, kaum etwas von Abgaben wisse, überhaupt nicht von dem überströmenden Feuer der sogenannten gottseligen Magistratspersonen verzehrt werde, blühte schnell auf. Wer sich niederließ, durfte nur in bürgerlichen Angelegenheiten der städtischen Gemeinde Gehorsam geloben. Sämmtliche Familienväter traten monatlich zusammen, um über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Durch Henry Vane erlangte die Colonie 1643 einen Freibrief, wonach sämmt-

Providence. liche Providence-Ansiedlungen eine demokratische Regierung haben, errichtet und geführt auf der Grundlage der freiwilligen Zustimmung aller oder der Mehrheit der Bewohner. Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt. Das

Demokratie. Stadtsiegel bestand in einem Bündel Pfeile mit der Inschrift: „Die Liebe überwindet alles, Liebe heißt des Gesetzes Erfüllung.“ Doch war Williams nicht vom Geiste der Liebe geleitet, als er indianische Kriegsgefangene verkaufen ließ, weil die Juden Ähnliches gethan.[1]) Unter den freisinnigen Grundsätzen, welche Williams aussprach, ist auch der: „Menschliche Gesetze über Glaubenssachen sind ein Eingriff in die Rechte Gottes, sie sind null und nichtig, kein Mensch braucht sich nach ihnen zu richten“; ferner der Satz: „Gesetze, welche auf dem Grunde der Religion einen Unterschied machen zwischen Menschen, sie unfähig für diese oder jene Ämter erklären, sind tyrannisch und verderblich.“

Maine. Die Landschaft Maine wurde nach der Königin Henriette von England, die Prinzessin von Maine in Frankreich hieß, benannt. Karl I. schenkte sie dem Seefahrer Georges, er und seine Erben sollten für ewige Zeiten Landeseigenthümer sein. Da aber dieser Freibrief wie für Newhampshire mit einem früheren in Widerspruch war, so erhob Massachusetts Ansprüche auf beide Länder. Kurz vor

New haven. der Revolution 1638 gründeten Puritaner Newhaven, sie wollten neue Ansiedlungen begründen, frische Länder erwerben, und nur Gesetzen gehorchen, die sie selber aufgestellt. 1662 wurde Newhaven mit der 1636 von Hooker und Haynes

Connecticut. am Connecticutflusse[2]) gegründeten Niederlassung vereinigt.

Puritaner. In diesen puritanischen Niederlassungen findet sich ein eigenes Gemisch von biblischen und angelsächsischen Grundsätzen. Die Puritaner in Plymouth waren insbesondere von ihren Geistlichen geleitet, meist tüchtigen und entschlossenen Männern, welche bei der Ausrodung des Urwalds wie im Kampfe gegen die Wilden vorangiengen. Von den Satzungen der anglikanischen Kirche wollten sie nichts wissen, die Bibel und die apostolische Kirche waren ihre Richtschnur. Nur Taufe und Abendmahl galten als Sacramente, die Ehe bloß als ein bürgerlicher Vertrag, der von weltlichen Beamten abgeschlossen

[1]) Neumann, l. c. I, S. 52—62.
[2]) Ibid. I, S. 68—88.

wurde. Streng ward der Sabbath gehalten, mit öffentlichem und Privat-Gottesdienst, nur Werke der Nothwendigkeit und der Gnade sollten unternommen werden. In den Predigten wurden alle bürgerlichen Interessen und staatlichen Ereignisse ausführlich verhandelt. Die Beschlüsse der Gemeinde und der gesetzgebenden Versammlungen wurden an Sonn- und Feiertagen von den Kanzeln herab verkündigt. — Die Ansiedelungen von Massachusetts, von Plymouth, Connecticut und Newhaven thaten sich als vereinigte Colonien von Neu-England zu einem Bunde zusammen. Ihre Gesetze und Ordnungen wurden 1656 in London gedruckt, sie sind sehr streng. Auf Gotteslästerung und Gottesleugnung steht der Tod. Der Sohn, der seinen Eltern nicht gehorcht und ein verbrecherisches Leben führt, muss sterben, desgleichen wer behauptet, dass jemand Gewalt und Gerichtsbarkeit über Connecticut besitze. Wer seine Frau schlägt, verfällt in eine Strafe von zehn Pfund; wer Karten oder Würfel in die Herrschaft bringt, wird mit fünf Pfund bestraft. Jeder Vollbürger soll bei Gott schwören, dass er dieser Herrschaft getreu bleiben und Jesus Christus als den alleinigen König erkennen wolle. Von einem König von England scheint also die Ansiedlung nichts wissen zu wollen; so heißt es, dass von einem Beschlusse der allgemeinen Versammlung keine Berufung stattfinden könne, dass der Statthalter dem Volke verantwortlich sei, dass die Versammlung nur nach eigenem Beschlusse vertagt oder aufgelöst werden könne. Gegen Andersgläubige sind diese Gesetze unduldsam; denn es heißt: wer Quäker ist, wird verbannt und darf unter Todesstrafe nicht zurückkehren; desgleichen darf kein katholischer Geistlicher sich im Lande aufhalten; kommt einer, so wird er verbannt, kehrt einer wieder, so wird er hingerichtet. Jede Stadt, jeder Gerichtsbezirk ist befugt, solche Gesetze und Anordnungen zu machen, wie sie das Wohl des Bezirkes erheischen, nur müssen sie mit den Landes-Verordnungen übereinstimmen. Die Abgeordneten vom Repräsentantenhaus werden jährlich gewählt. Wichtig ist die Verordnung, dass die Gemeinde-Bevollmächtigten, wenn sie unwissende Kinder finden, diese ihren Eltern wegnehmen und auf deren Kosten erziehen dürfen. Jeder Ort hatte seine Schule und Städte mit hundert Familien eine Anstalt für gelehrte Sprachen. Bei Anlegung einer neuen Stadt wurde immer eine Anzahl Äcker für die öffentlichen Schulen ausgeschieden. 1636 wurde in Cambridge schon eine Hochschule, das Harvard-Collegium, errichtet, weil ein gelehrter Geistlicher, John Harvard, ihm bedeutende Summen und seine kostbare Bibliothek übermachte. In Newhaven entstand 1700 das Yale-Collegium für den Unterricht der Jugend in den Künsten und Wissenschaften, nach dem reichen Wohlthäter Elihu Yale so benannt. 1639 entstand in Neu-England die erste Buchdruckerei. So haben denn Gemeindeschulen, Volksversammlungen, Predigten, allgemeine Wehrpflicht das Mögliche gethan, um den Neu-Engländer geweckt (smart) zu machen.

Strenge. Neu-England. Demokratie. Unduldsamkeit. Bildung. Universitäten.

Maryland. Maryland hat von der Königin Henrietta Maria den Namen. Karl I. schenkte 1632 dieses Gebiet dem Lord Baltimore unter der Bedingung des Fünftels von allen edlen Metallen, mit dem Rechte, eine Regierung zu errichten und mit Beirath und Zustimmung der Freien alle billigen Anordnungen zu treffen. Virginien erhob Einsprache gegen die Losreißung dieses Gebietes. Da Baltimore Katholik war, so wanderten namentlich Katholiken in diese Niederlassung, doch erhielten sie keine besonderen Vorrechte. Religionsfreiheit war gestattet unter der Beschränkung: Jedermann, welcher die heilige Dreifaltigkeit oder eine der in ihr begriffenen Personen leugnet oder lästert, soll mit dem Tode bestraft werden. Die vom Eigenthümer Berufenen bildeten die erste Kammer, die von den Ansiedlern Berufenen die zweite. Jeder Ankömmling erhielt fünfzig Morgen Landes. Während der Revolution wurden die Katholiken und Anglikaner bedrängt, nach derselben in ihre Rechte wieder eingesetzt. Die Baltimores traten später zum Protestantismus über und ließen Maryland durch Abgeordnete regieren, welche für ihre Verfügungen die königliche Genehmigung einholen mussten. Bald wurden auch hier Neger eingeführt, aber auch Verbrecher aus England, um dort die Gefängnisse zu leeren, 320 Mörder und Diebe sollen jährlich aus dem Mutterlande eingebracht worden sein.

Verfassung.

New-York. New-York hieß zuerst Neu-Belgien. Ein kühner Engländer Hudson, im Dienste der Niederländer, suchte 1609 eine nordwestliche Durchfahrt nach Sina und Japan und fuhr den Manhattan hinauf, welcher von ihm den Namen Hudson empfieng und untersuchte das umliegende Land. Bald ließen sich Holländer an der Küste nieder, die Tauschhandel mit den Indianern trieben. Es entstand ein Neu-Amsterdam, ein Fort Oranien. Im Kriege 1664 fielen diese Besitzungen in die Hände der Engländer, im Frieden von Breda wurden sie ihnen für immer abgetreten. Karl II. schenkte seinem Bruder das Gebiet vom Connecticutflusse bis zum Delaware; dem Herzog von York und Grafen von Albany zu Ehren ward Neu-Amsterdam jetzt New-York, und Fort Oranien Albany genannt. New-Jersey verkaufte der Herzog von York an Lord Berkeley und Sir Georg Carteret, die Landschaft bekam den Namen Jersey zu Ehren Carterets, weil er die Insel Jersey in den Bürgerkriegen gegen das Parlament vertheidigt hatte. Berkeley verkaufte wieder seinen Antheil an die Quäker, so entstand ein West- und ein Ost-Neu-Jersey. Carteret dagegen verkaufte zur Zeit der Königin Anna seine Rechte zurück an die Regierung, welche beide Jerseys wieder unter einem Statthalter, Rath und Landtag vereinigte. Den Bewohnern waren alle Freiheiten der anderen englischen Unterthanen verheißen.

Jersey.

Den überall verfolgten Quäkern ward es bald in West-Neu-Jersey zu enge, da erhielt ihr Führer William Penn[1]) zur Tilgung gewisser Forderungen an den Staat von Karl II. 1681 ein Gebiet, 330 Meilen lang, 200 breit, jenseits des Delaware angewiesen, das mit allen Segnungen der Natur ausgestattet war. Ob der herrlichen Waldungen nannte es der neue Lehensherr Sylvania, der König setzte den Namen Penn voran und so entstand der Name Pennsylvanien. Im Freibrief wurde Penn das Land als unbedingt freies Lehen übergeben, er könne, aber nur auf Grundlage des englischen Rechtes mit Zustimmung der freien Bewohner die geeigneten Anordnungen treffen und Abgaben erheben. Die Krone gedenke ohne Zustimmung des Eigenthümers und der Versammlung in Penn-

Penn.

Pennsylvanien.

[1]) Vergl. Bd. X, S. 560, 561 dieses Werkes.

sylvania keine Steuern zu erheben, ausgenommen das englische Parlament würde derlei Bestimmungen treffen. Penn stellte den Grundsatz auf: Wer an Gott und die Tugend glaubt, kann Bürger Pennsylvaniens werden, und behielt sich bloß den Bodenzins von je einem Schilling für 100 Morgen vor. Das Land solle regiert werden von ihm oder seinem Stellvertreter und von Abgeordneten der Bewohner, die einen Rath und eine allgemeine Versammlung bilden. Diese Abgeordneten sollen durch Kugelung gewählt werden. Keine Abgabe darf ohne Ermächtigung der allgemeinen Versammlung erhoben werden; wer sie dennoch bezahlt, ist als Feind und Landesverräther zu behandeln. Die Kinder der Reichen wie der Armen sollen mit dem zwölften Jahr ein nützliches Handwerk erlernen, damit niemand müßig gehe. Alle Gefängnisse müssen Arbeitshäuser sein. — 1682 kam Penn selber mit zahlreichem Gefolge von Quäkern. Um seinen Bau nicht auf der Grundlage des Unrechtes zu errichten, kaufte er den Indianern das Land ab. Die Eingebornen wurden an friedliches Verhalten gemahnt: „Der große Geist, welcher alle Menschen geschaffen und die geheimsten Gedanken erkennt, weiß, dass ich und meine Freunde ernstlich gesonnen sind, mit den Eingebornen in Freundschaft zu leben und friedlichen Verkehr mit ihnen zu unterhalten.“ [1]) — Auch die Indianer hielten gewissenhaft den Frieden. Hauptstadt wurde Philadelphia = Bruderliebe. Rasch geschah diese Ansiedelung; 1750 zählte sie schon 500.000 Bewohner, die ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung friedlich nebeneinander wohnten, die fleißigsten und gesittesten waren die Quäker, ebenso übten sie am meisten Gastfreundschaft. Sclaverei sollte grundsätzlich ferngehalten werden. Penn war feingebildet und schriftstellerte, begreiflich — dass wir in Philadelphia schon 1687 eine eigene Druckerei, 1729 eine eigene Zeitung, Bibliothek und gelehrte Schulen finden.

Ordnung.

Die Zunahme an Bevölkerung verdoppelte sich je in zwanzig Jahren. 1750 zählte man in den dreizehn Staaten 1,040.000 Weiße, 220.000 Schwarze, im ganzen 1,260.000 Bewohner; 1770 zählte man 1,850.000 Weiße, 462.000 Schwarze, im ganzen 2,312.000 Bewohner; 1790 zählte man trotz der Verluste des Befreiungskrieges 3,177.257 Weiße, 752.069 Schwarze, im ganzen 3,929.326 Bewohner.[2]) Die Vermehrung der Schwarzen schien edler denkenden Naturen eine Versündigung an der Menschheit, für welche die Strafe nie ausbleiben werde. Ein Quäker, seines Handwerks ein Schneider, John Woolman, zog predigend durch das Land: ein Volk, welches gewohnt ist, mäßig für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten und seine Kinder in Genügsamkeit und Fleiß zu erziehen, führt ein glücklicheres Leben als diejenigen, welche sich durch Sclavenarbeiten erhalten lassen. Freie Männer finden Genugthuung an der Ausbildung und Versorgung ihrer Familien; aber Neger, welche arbeiten, um andere, die sie als Eigenthum ansprechen, zu erhalten, und die lebenslänglich nichts als Sclaverei erwarten, besitzen keinen solchen Antrieb zum Fleiße. Menschen, die Gewalt besitzen, wenden sie nur zu oft unrecht an, während die Freiheit das gleichmäßige Recht aller

Bevölkerung.

Sclaven.

[1]) Neumann, l. c. I, S. 95—103.
[2]) Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution, I, S. 106—107.

ist. Die Sclaven erscheinen nur wie ein schwerer Stein für diejenigen, welche sich damit belasten. Die Bürde wird immer schwerer und schwerer werden, bis sich die Zeiten auf eine unangenehme Weise ändern.[1])

Mutterland. England war das Mutterland, die Colonien wurden gehalten wie Töchter, aber wie unmündige, und doch eilten sie rasch der Selbständigkeit entgegen, und weiterblickende Geister selbst in Europa sahen den Tag der Unabhängigkeit kommen. „Colonien", schrieb Turgot 1756, „gleichen Früchten, welche nur bis zu ihrer Reife am Baume festhängen; sobald Amerika für sich selbst sorgen kann, wird es das thun, was Karthago gethan hat."[2]) — Der Drang nach Freiheit hatte die Mehrzahl der Ansiedler über den Ocean geführt und dieser Geist blieb bei ihren Nachkommen. Die englischen Beamten berichteten: „Die Bewohner der Colonien sind meist in republikanischen Grundsätzen erzogen, alles wird nach republikanischen Grundsätzen betrieben; in den nördlichen Staaten ist kaum noch ein Schatten des königlichen Ansehens vorhanden."[3]) — Die Amerikaner dagegen beschwerten sich, dass England ihnen nur Statthalter sende, die zu unwissend, schlecht und herabgekommen wären, um in der Heimat angestellt zu werden, so dass Amerika zum Hospitale Großbritanniens für seine dienstunfähig gewordenen Parlamentsglieder werde. Die Regierung verlangte einen feststehenden Gehalt für ihre Statthalter, und die gesetzgebenden Versammlungen, welche die Steuern bewilligten und ausschrieben, wollten den Gehalt nur Jahr für Jahr bewilligen, um den Statthaltern die Hände zu binden. Aber die Regierung forderte, da die Auslagen für die Colonien stiegen, feste Gehalte und zur königlichen Verfügung stehende Staatseinkünfte. Früher hatten die Ansiedelungen wenig gekostet und das Mutterland entschädigte sich dafür durch einen gewissen Handelszwang. Die Amerikaner durften Häute, Felle und für den Schiffsbau nöthige Stoffe nur nach dem Mutterlande abführen, nur von daher Hüte, Filze, Wolle, wollene Zeuge und Eisenwaren annehmen, obschon ihr Land reich war an Erzen; sie durften keine Stahlhämmer, Draht-, Blech- und Eisenmühlen anlegen. Dies ward in Amerika bitter empfunden, je mehr die Bevölkerung stieg: man wollte es in Armut erhalten, um es in Abhängigkeit zu behaupten. Schon Penn meinte: „Diese Beschränkung ist von den gefährlichsten Folgen, indem sie verhindert, dass wir das anfertigen, was wir zu unserem eigenen Gebrauch bedürfen. Sie ist ein Angriff auf die Rechte der königlichen Unterthanen in Amerika." — Brennender wurde die Frage der Stellung zum Mutterlande, seit jeder Krieg mit Frankreich auch einen Kampf gegen dessen Colonien in Nordamerika zur Folge hatte.

Beschwerden der Amerikaner.

Damit kommen wir an die Ansiedler romanischen Stammes in Canada

---

[1]) Bancroft, l. c. I, S. 120.
[2]) Oeuvres de Turgot, II, p. 602.
[3]) Bancroft, l. c I. S. 54.

oder Neufrankreich, das im Norden von Labrador und der Hudsonsbay, Canada.
im Süden von Louisiana und Illinois, gegen Osten vom Nordmeer und den englischen Pflanzungen begrenzt wurde, im Westen an die Jagdgründe der Indianer stieß, und vom Lorenzostrom durchschnitten ward. Der Boden ist fruchtbar, die Wälder sind reich an Wild, Flüsse und Seen wimmeln von Fischen. Die Lage und das Klima war das günstigste — unter geschickter Unterstützung von Seite der Regierung hätte Nordamerika französisch werden können, wie es jetzt angelsächsisch ist. Die Bewohner hatten die französische Lebendigkeit und den deutschen Ernst; sie waren sparsam und doch gastfrei, vorsichtig, aber treu und bieder, wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen, voll Selbstgefühl, aber leicht durch freundliche Worte zu lenken, arbeitsam und fröhlich, es gab keine Bettler unter ihnen. Sie waren Katholiken und hiengen fest an ihrem Glauben. Den Hugenotten hatte Ludwig XIV. den Zutritt verwehrt; auch als sie um Erlaubnis baten, sich in Louisiana anzusiedeln, wagte der Regent nicht, es zu bewilligen. Der Kampf mit der Natur und den Indianern hatte die Kraft verstärkt, viele zogen die Jagd dem Ackerbau, das unstete abenteuerliche Leben dem säßigen vor. Durchschnittlich tapfer, fürchteten sich die Canadier nicht vor überlegener Anzahl der Feinde. Ihrer waren 1750 im ganzen nur 80.000, die Ausfuhr betrug ungefähr, 1,700.000 Francs, die Einfuhr 5 Millionen, während die englischen Colonien auf 37 Millionen Ausfuhr und 24 Millionen Francs die Einfuhr berechneten. Das Land zählte nur drei Städte, Quebek, Montreal und Troisrivieres und etliche Burgen; alle übrigen Ansiedelungen waren Pfarreien (paroisses), oft stundenlang, da die einzelnen Häuser inmitten der Gärten, Äcker und Waldungen lagen und unter der Leitung von Dorfschafts-Hauptmännern (Capitaine de milice) standen. Ein Oberst der Landwehr (Colonel de milice) stand über jedem der drei Bezirke. Die Leitung des Ganzen hatte der Statthalter (Gouverneur). Es gab freie Grundbesitzer und Lehensträger, die ihren Herren (Seigneurs) eine kleine Steuer in Geld oder Vieh entrichten und den Vorkauf des Getreides gewähren mußten, den Sechstheil aller veräußerten Häuser u. dgl.[1]) —

Die Indianer Nordamerikas.

Nach Süden und Westen waren Angelsachsen und Romanen von den Eingebornen, auch Indianer und Wilde genannt, umgeben. Es war der große Algonkinstamm, zu welchem die begabten Lenne-Lennapes, die Mohikaner, Algonkins.
die Shawanoes, Miamis, Illinois, die Schwarzfüße, die Kena- oder Blut-

[1]) Dussieux, Le Canada sous la Domination française. Paris 1855. — Garneau, Histoire du Canada. Quebec 1846.

Indianer gehörten. Umschlossen von den Algonkins, am Lorenzo, wohnte das
Irokesen. Volk der Irokesen, dessen Hauptmasse im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Bund der sechs Nationen bildete, nämlich: 1. die Ganeagaono oder das Volk mit dem Feuerstein, auch Mohawks genannt; 2. die Nundawaono oder das Volk des großen Hügels; 3. die Gueugwehono oder das Volk des schmutzigen Landes; 4. die Onundaga oder das Volk auf den Hügeln; 5. die Oneida oder das Granitvolk; 6. die Tuscarora. Zu den Irokesen gehörten noch die Huronen und die Wyandots. —
Dakota. Westlich und südlich von den Algonkins wohnte der Stamm der Dakota, oder der sieben Rathsfeuer, die auch Sioux oder Nadowessier genannt werden und den Völkerbund der sieben Nationen bildeten. Zu ihnen gehörten die Jowas, Missouris, Otoes, Osagen, Mandans, die Crows- oder Krähen-Indianer. — Südwestlich von den Dakotas wohnten die Pawnies, zu denen die Cherokes, die Chactaws, die Creeks, die Natchez und andere gehörten.[1]) Die meisten dieser Stämme sind jetzt verschwunden oder im Untergehen begriffen, die Berührung mit den Weißen wirkte tödtlich auf sie. „Die Civilisation", sagt ein Amerikaner, „ist eine Sonne, welche den Schatten nach vorne wirft."

Gestalt. Der Indianer Nordamerikas ist schlanken, nervigen Körpers mit stolzer Haltung, seine Farbe ist kupferroth, sein Blick ist scharf und rücksichtslos; die Sinne sind wunderbar ausgebildet, besonders Gesicht und Geruch; sie sind sehr geschickt im Schwimmen, Klettern, Laufen, Tragen großer Lasten, sie vermögen durch Fußspuren den Weg des Feindes durch Wald, Morast und Gewässer zu verfolgen. Die Frauen sind von feiner Gestalt, zarten Zügen, gesund und schön.
Charakter. Der Grundzug seines Charakters ist Stolz und Ernst, der sich in einer gewissen Ruhe und Gleichgiltigkeit gegen Erwerb und Schmerz kundgibt. Er begreift die Rastlosigkeit des Europäers nicht, der keine Ruhe hat und andern keine Ruhe läßt. Ein Engländer macht über sie die Bemerkung:[2]) „Es ist nicht möglich, zu begreifen, wenn man sich nicht lange unter den Amerikanern aufgehalten hat, wie sehr der Grad der Cultur ihre Gefühle und ihr moralisches Dasein einschränkt. Kaum kennen sie die Vergnügungen der Liebe: sie sehen sie hingegen als er-
Trägheit. niedrigend für einen Jäger und Krieger an. Die Unthätigkeit und Trägheit dieses ersten bewegenden Princips unseres Daseins macht ihre Einbildungskraft kalt, unfruchtbar und stumm: nichts spricht zu ihnen, nichts erhitzt, nichts belebt sie. Ob sie gleich oft müßig sind, so fühlen sie doch nie den Überfluss an Leben, woraus bei uns die Langweile, die Quelle sovieler nützlicher Arbeiten und Entdeckungen, hervorgeht. Ruhig auf ihren Bärenhäuten, wenn Hunger, Jagd, kriegerische Wuth oder Wahnsinn und Trunkenheit sie nicht in Bewegung setzen, scheinen

---

[1]) Heckewelder, Narrative of the mission of the united brethren among the Delaware and Mohegan Indians. Philadelphia 1826. — Schoolcraft. Historical and statistical information resp. the history of the Indian tribes of the U. S. Philad. 1851. — Catlin, Letters and notes on the manners, customs and conditions of the North-American Indians. London 1841.

[2]) Bei Crevecoeur, Reise in Oberpennsylvanien und dem Staate Newyork, übersetzt von Tiedemann. Berlin 1802.

sie ohne Leidenschaften und ohne Wünsche zu sein, und ebensowenig Gedanken zu haben, als befänden sie sich im tiefsten Schlafe, oder wären unter dem Eise des Alters begraben. Der einzige Genuss, wovon sie eine Idee haben, von dem sie gerne reden, ist die Ruhe oder die allerhöchste Unthätigkeit. „Ach, mein Bruder," sagten mir kürzlich verschiedene Oberhäupter, die bei mir zu Mittag aßen, „du wirst nie wie wir das Glück kennen lernen, nichts zu denken und nichts zu thun; dies ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach unserem Tode sein. Wer hat deinen Leuten", fuhren sie fort, „den Wunsch, besser gekleidet, besser gespeiset zu sein und ihren Kindern so und so viel Geld zu hinterlassen, in den Kopf gesetzt? Fürchten denn sie, Sonne und Mond möchte nicht aufgehen? Der Thau der Wolken möchte aufhören, zu fallen, die Flüsse vertrocknen, wenn sie nach Westen gegangen sein werden? Sie ruhen nie wie die Quelle, die aus dem Felsen springt, wie das Wasser unserer Strömungen und Wasserfälle; kaum haben sie ein Feld eingeerntet, so bearbeiten sie schon ein anderes; nachdem sie einen Baum umgehauen und verbrannt haben, machen sie sich sofort an einen anderen und, gleich als wäre der Tag der Sonne nicht lang genug, habe ich ihrer gesehen, die im Mondscheine arbeiteten. Was ist denn ihr Leben gegen das unserige, weil die Gegenwart ihnen nichts ist? Es kommt; aber die Blinden, sie lassen es gehen! Wir hingegen leben nur von der Gegenwart, wenn wir von unseren Jagden und Kriegen zurückgekommen sind. Die Vergangenheit, sprechen wir, ist nichts wie der Rauch, den der Wind vertreibt und die Luft verschlingt; die Zukunft aber, wo ist die? Weil sie noch nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Lasst uns also den heutigen Tag genießen, morgen wird er schon weit von uns sein!" — Ebenso setzt der Indianer seinen Stolz darein, sich gegen Schmerzen unempfindlich zu zeigen. Wurde ein Indianer gefangen und sieht er dem Tode entgegen, so zeigt er keine Furcht, singt vielmehr zum Herrn des Lebens, er möge ihn ansehen als einen tapferen Krieger; unter den peinvollsten Qualen verzieht er seine Miene nicht, als ob er den Schmerz nicht empfände. Der Wehrhaftmachung gehen wie bei Spartanern Proben in Ertragung der Schmerzen voraus. Es ist des Mannes unwürdig, dem Schmerz zu erliegen! Der Indianer liebt den Ruhm, der Stolz der Kinder wird früh geweckt, man stachelt sie mit Lob.

Ruhe Hochgenuss.

Stolz.

Ruhmliebe.

Jagd und Krieg ist der Beruf des Mannes: jeder Indianer strebt nach Kriegsruhm, der durch listige Überraschung des Feindes wie durch Muth und Tapferkeit erworben wird. Je größer die Zahl der getödteten Feinde, desto glänzender der Ruhm. Dem stürzenden Feinde wird die Kopfhaut rasch abgeschnitten (der Scalp) und als Siegeszeichen aufbewahrt. Zum Scalpieren lässt der Indianer einen Schopf Haare auf dem Scheitel stehen: „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, steht alles auf beiden Seiten gleich und so würde es auch unedel sein, wenn ein Krieger seinen Feinden auf den Fall, dass diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selber zu erlangen strebt." — Die Sitte, die gefangenen Feinde zu verzehren, bestand, hat aber jetzt aufgehört, das in jedem Menschen schlummernde Mitgefühl wurde durch den Umgang mit den Europäern geweckt. In ihren Sagen stellt der große Geist den Indianer zur Rede, warum er sich am Menschen sättige, ob es kein Wild in den Wäldern, keine Fische in den Flüssen gebe. Der Indianer entschuldigt sich, das Fleisch des Feindes sei besser, als Elen- oder Büffelfleisch, sättige man sich an dem, welchen man hasste, so befriedige man seine Rache und seinen Hunger zugleich. Ein anderer antwortet: „Ich denke mir auch: wie könntest du von einer

Krieg.

Der Scalp.

Menschenfresserei.

Zunge essen, die geredet hat wie die deinige, von einem Herzen, welches gleich dem deinigen seine Weiber und Kinder geliebt hat, vom Fleische eines Menschen, der, wäre er auf dieser Seite des Flusses geboren, dein Nachbar, vielleicht gar dein Freund gewesen wäre. Der Wolf frisst nie den Wolf, der Fuchs würde lieber sterben, als vom Fuchse speisen, und du Mensch wolltest deinesgleichen verschlingen. Muss dein Hass und deine Rache nicht befriedigt sein, da du das Blut hast zur Erde fließen lassen, welches seine Glieder belebte, und jetzt die Fliegen tränkt? Warum gehst du, wenn dich hungert, nicht in den Wald, um Früchte zu suchen? So denke ich — aber meine Gesellen nennen mich schwach und feig." —

Waffen. Die Waffen waren aus Holz, Stein und Knochen vor Ankunft der Europäer, nämlich Bogen und Pfeil, Keule und Beil; jetzt sind Tomahawk (Streitaxt) und Schlachtmesser aus Eisen schreckliche Waffen in der Hand des Indianers; nicht minder weiß er die Flinte zu gebrauchen.[1])

Jäger. Der Indianer lebt von Jagd und Fischfang, das Fleisch wird geräuchert, gedörrt oder frisch gekocht; an Viehzucht und Landbau gewöhnt er sich nur schwer. Die Rothhäute sind weniger den Feuerwaffen als dem Pfluge der Weißen erlegen. Es hat unter ihnen nicht an Männern gefehlt, welche dieses wohl einsahen.

Ein Oneida-Indianer sprach in der Rathsversammlung seines Stammes:

Nicht Ackerbauer „Woher die Abnahme der Indianer und außerordentliche Zunahme des Weißen? Daher, dass sie die Erde zu bauen wissen. Brüder und Freunde, das ist noch das Mittel, das unsere Unfälle heilen kann. Aber damit es wirke, müssen wir alle einig sein, gleich den Fingern derselben Hand, gleich den Rudern desselben Canots, sonst werden unsere Anschläge, unsere Hoffnungen mit dem Blasen des Windes dahinfahren. Lasst uns jagen, um diese unschätzbare Übung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht; und lasst uns endlich den Boden, worauf wir geboren sind, bebauen! Lasst uns Ochsen, Kühe, Schweine und Pferde anschaffen! Lasst uns lernen das Eisen zu schmieden, welches die Weißen so mächtig macht! Dann werden wir sie in Schrecken zu halten wissen; wenn Hunger und Mangel wie sonst an unsere Thüren klopfen, werden wir mit den Mitteln versehen sein, sie zu bändigen und zu befriedigen! Ich erinnere mich, dass Koreyhunsta, ältestes Oberhaupt der Missisaes, allemal Thränen vergoss, wenn er von Hotschelaga zurückkam; und

gehen zu grunde. fragte man nach der Ursache, so antwortete er: ‚Siehst du nicht, dass die Weißen von Körnern, wir aber vom Fleisch leben? dass dies Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? dass jedes dieser wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? dass das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat? wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu erhaschen? dass die Körner da, wo die Weißen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? dass der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden ist, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie soviele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese

[1]) Crevecoeur, l. c. S. 50.

Jäger sich nicht entschließen, auch zu säen.' Die Worte des Koreyhunsta sind schon unter den Völkerschaften Perod, Nattit, Narraganset und manchen anderen wahr geworden; gehet hin, die Plätze zu sehen, welche sie bewohnten, ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal mehr die geringsten Spuren ihrer Dörfer, wo sonst alles Freiheit und Leben verkündete. Die Wohnungen der Weißen sind an ihre Stelle getreten, diese ackern mit ihren Pflügen die Erde um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht Zukunft. bauen, so macht euch gefaßt, dasselbe Schicksal zu erfahren. Ach, warum habe ich nicht die Flügel des Adlers, ich möchte mich so hoch als unsere Berge emporschwingen, und dann sollten meine Worte, getragen vom Winde, bei allen Völkerschaften erschallen, die unter unserer Sonne wohnen! Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eisen dieses Tomahawks in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergessen, was ich euch noch zu sagen habe. Ihr seid verloren, tapfere Oneidas, wenn ihr fortan nichts als Jäger sein wollt. Die heutige Sonne ist nicht mehr die gestrige; ihr seid verloren, wenn ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erstickt, um eure Ohren dem Rufe der gebieterischen Nothwendigkeit zu öffnen! Freunde und Brüder, wie ist's möglich, diese Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da sie doch so laut spricht, wie der Donner! Dies spricht zu euch durch meinen Mund. Ein Carabiner ist gut, ein Pflug aber noch besser; ein Tomahawk ist gut, aber eine Axt mit tüchtigem Stiele noch besser; ein Wigwam ist gut, aber ein Haus und eine Scheune sind noch besser."

Die Indianer sind gastfreundlich: sie würden sich lieber mit leerem Magen niederlegen, als sich nachsagen lassen, sie hätten die Rücksicht gegen den Fremdling nicht beobachtet. „Sei willkommen, wo du auch herkommst", heißt es; erst wenn der Fremde Hunger und Durst gestillt hat, erlaubt sich der Indianer die Frage nach dem Namen und nach dem Zweck der Reise. Sie glauben, der Herr des Lebens habe die Güter der Erde zum Besten aller erschaffen, allen stehe ein Antheil daran zu.[1]) So rachsüchtig der Indianer ist, so kommt es doch häufig vor, daß er einen gefangenen Feind an Kindesstatt annimmt: „Sei guten Muthes, tröste dich über den Verlust deiner Angehörigen und die Entfernung von deinem Lande; betrachte von heute an mein Feuer als dein eigenes und meinen Kessel wie deinen." Gastfreundschaft.

Die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit ist unauslöschlich und so kann, wenn man von einer Verfassung reden will, dieselbe nur als demokratisch bezeichnet werden. An der Berathung wichtiger Fragen haben alle Familienglieder gleichen Antheil. Jeder Stamm, ja jedes Dorf hat einen Häuptling (Sachem), aber derselbe darf nicht wagen, Zwang und Strafen anzuwenden, sondern nur Vorstellungen und freundliche Ermahnungen. Bei der Berathung sitzen die Alten in der ersten, die Krieger in der zweiten, Weiber und Kinder in der dritten Reihe. Jeder kann sprechen, die Rede darf von den Anwesenden nicht unterbrochen werden. Die Versammlung hört schweigend zu und längere Stille herrscht, ehe ein anderer Redner sprechen darf. Selbst im gewöhnlichen Gespräche gilt eine Unterbrechung für unan- Politisches Leben.

[1]) Klemm, Allgemeine Culturgeschichte, II, S. 94.

ständig. Der Indianer geizt nicht bloß nach dem Ruhm, daſs er ein tapferer Krieger, ſondern auch, daſs er ein guter Redner iſt. Geſetze und Urkunde werden mündlich fortgepflanzt, Verträge und Beſchlüſſe der Volksverſammlung müſſen die Frauen dem Gedächtnis einprägen, einzelne Sätze einzelne Mitglieder des Hauſes bei Leibesſtrafe auswendig wiſſen. Doch haben ſie
Schrift. auch eine Art Bilderſchrift auf Baumrinde, durch welche ſie Thatſachen mittheilen, wie groß z. B. die Zahl der Feinde, wo ſie auf dem Zuge zur Nacht zuſammentreffen, welche die Eingeweihten ſogleich ſicher zu deuten vermögen. Von Gegenden, die ſie bereisten, verſtehen ſie auch eine Art Landkarte in den Sand oder auf Hirſchhaut zu zeichnen.[1]) Sie verſtehen bis 100.000 zu zählen, haben aber keine beſonderen Zahlzeichen, ſondern nur einfache Striche. Sie berechnen nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten, die Jahre nach Schneen oder Herbſten; ſie beſtimmen den Tag nach dem Stande der Sonne; ſie
Zeitrechnung. haben zwölf Monate, welche ſie nach gewiſſen Erſcheinungen bezeichnen, ſo heißt der Juni der Monat, wo die Hirſche roth werden; der Auguſt der Monat, wo das Welſchkorn in der Milch ſteht, der October der Erntemonat. Die Indianer haben als geübte Redner auch das Talent lebhafter Erzählung. Ihre Lieder ſind einfach und reich an Wiederholungen, ſie feiern das Andenken tapferer Krieger und klagen um gefallene Helden. — Die Sprache iſt
Sprache. maleriſch, formenreich, nahezu jeder Stamm hat ſeine beſondere Sprache, ja bei einigen Stämmen finden wir eine eigene Sprache für das Familien- und eine eigene für das öffentliche Leben. Sie ſind ſehr ſinnig in zuſammengeſetzten Wörtern und Namen, die hervorragenden Männern gegeben werden. Jeder erhält bei der Wehrhaftmachung einen eigenen Namen nach ſeinen körperlichen oder geiſtigen Eigenſchaften.

Der Mann lebt der Jagd und dem Krieg, er iſt der Herr, die Frau
Das Weib. die Dienerin, ihr liegt die Sorge für den Haushalt und die Kinder ob. Die Ehe iſt auflösbar, der Mann nimmt das Weib auf Probe, verläſst ſie aber nicht, wenn ſie ſich gut beträgt, namentlich, wenn ſie Kinder gebärt. Vielweiberei iſt geſtattet. Die Formen der Brautwerbung und Vermählung ſind einfach. Der Indianer iſt eiferſüchtig, Untreue kann mit Tod beſtraft werden. Die Mädchen heiraten ſchon mit zwölf Jahren, mit dreißig Jahren ſind ſie alte Frauen.

Vor der Ankunft der Weißen kannten die Indianer kein berauſchendes Getränk, nachher ſind ganze Stämme dem Ge-
Rum. brauch ſtarker Getränke erlegen. Franklin ſchreibt 1750: „Der Rum hat bereits die ganzen Stämme vernichtet, welche früher die Meeresküſte bewohnten.“ — Dagegen kannten ſie das Rauchen narkotiſcher Kräuter,
Tabak. bevor ſie mit dem Tabak bekannt wurden. Bei Berathungen wird geraucht. Eine beſonders große mit Adlerfedern verzierte Pfeife wird bei Friedensſchlüſſen

[1]) Klemm, l c. II, S. 187.

herumgereicht, alsdann wieder sorgfältig eingehüllt und in der Hütte des Häuptlings bewahrt. Hauptschmuck ist der Wampum, ein Arm- oder Halsband aus schön gefärbten Holzstücken oder Muschelschalen. Je bunter diese Perlen sind, umso kostbarer der wollene Gürtel, auf welchen sie aufgelegt sind. Sie werden wie bares Geld angenommen. Bietet man Freundschaft oder Frieden an, so sendet man einen Wampumgürtel, statt des Tributes wird oft eine Zahl von Wampumgürteln gefordert. Zeichen und Farbe sind bedeutsam, ein weißer Gürtel bedeutet Frieden, ein schwarzer Krieg. — Stößt der Häuptling, an den eine Botschaft gesendet wird, den Gürtel wie eine Schlange von sich, so bedeutet dieses Feindschaft. Zu Botschaften werden zwei entsendet, einer, dass er die Kunde überbringe, der andere, dass er beachte, ob nichts vergessen werde. Früher hatten die verschiedenen Stämme am Missouri einen Marktplatz, wo sie im Frieden zusammentrafen. Bei Festlichkeiten finden Tänze statt, die aber nicht bloß zur Belustigung dienen, sondern von denen auch einige, wie der Tanz der Derwische, einen religiösen Charakter haben. Wampum.

Die Indianer Nordamerikas glauben an Unsterblichkeit der Seele und an den großen Geist Manitu. Unsterblichkeit.

Ein Mohawk-Indianer schilderte Crevecoeur das Jenseits also: „Dort ist weder Tag, noch Nacht, die Sonne geht nicht auf noch unter, es ist weder warm noch kalt, man hat nie Regen, Pfeile oder Tomahawks gesehen. Der Hunger und Durst kamen einst vor Alters einmal dahin, aber die Oberhäupter stürzten sie in den Fluss, wo sie noch sind. Ach, das gute Land! Hat man Lust, zu rauchen, die Pfeife findet man überall, man darf sie nur in den Mund nehmen. Will man unter einem Baum ruhen, man darf nur den Arm ausstrecken und ist sicher, überall die Hand der Freundschaft zu finden. Weil die Erde immer grün ist und die Bäume stets belaubt sind, so braucht man weder Bärenhaut noch Hütte. Will einer reisen, die Flüsse bringen ihn hin, wohin er will, ohne Ruder und Schaufel. Ach, das gute Land! ‚Willst du essen,' spricht der Hirsch zum Hungrigen, ‚nimm bloß mein rechtes Schulterblatt und lass mich in den Wald gehen, da wird es wieder wachsen und im künftigen Jahre werde ich wiederkommen und dir das linke anbieten.' Da spricht der Biber: ‚Schneide meinen schönen Schweif ab, ich kann ihn entbehren, er wächst wieder.' O das gute Land! man thut nichts, als essen und trinken, rauchen und schlafen. Ohne dass sie sich salben mit Bärenfett, sind die Weiber darin schön und glänzend." [1]) Bei den Schwarzfüßen herrscht der Glaube, die abgeschiedenen Seelen müssen einen steilen Berg erklimmen, auf dessen Gipfel sie eine Ebene erblicken, die von Wild aller Art wimmelt. Die Bewohner dieser Ebene heißen diejenigen Indianer willkommen, welche ein gutes Leben geführt haben, stürzen aber die Bösen, welche ihre Hände mit dem Blute ihrer Landsleute befleckt haben, ohne weiteres in den Abgrund hinunter. Paradies.

Nicht minder allgemein ist bei den Nordamerikanern der Glaube an den Manitu oder großen Geist und dass er den Menschen, seinen Kindern, zwei Arten von Früchten gab, schwarze und weiße, aber von den schwarzen ihnen zu essen verbot. Sie gehorchten, aßen nur von der weißen Frucht, Manitu.

[1]) Klemm, l. c. II, S. 166.

verzehrten sie aber gänzlich. Als er wieder von ihnen fortgieng, verzehrten sie vor Verlangen nach Speise auch die schwarze Frucht. Bei seiner Rückkehr war er darüber außerordentlich erzürnt und sagte ihnen, dass in Zukunft die Erde schlechte Früchte hervorbringen und sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden.

Erste Menschen.

Die Onondaga haben die Sage, Manitu machte zwei Bilder aus Thon, welche er durch den Hauch seines Mundes austrocknete und belebte. Das eine erhielt den Namen Pegih-Sagat = erster Mann, das andere Sanna-Telu = Gefährtin. Bei den Delawaren herrscht die Ansicht, eine Frau sei aus dem Himmel gestoßen, und von den Zwillingen, welche sie gebar, sei das Land bevölkert worden. In einer anderen Sage wird geklagt über bärtige Männer, die von Osten kommen und die Bäume fällen werden und dass Manitu dem Vordringen der bärtigen Männer nicht vorbeuge. Manitu entschuldigt sich, es gebe eine Macht, die höher sei als die seinige, nämlich das unerbittliche, unveränderliche Schicksal. Wo Manitu auftritt in den Sagen, hat er die Gestalt eines Menschen. Doch werden ihm wenig Opfer gebracht, wenn man nicht die Selbstpeinigungen, denen sich junge Leute auszusetzen pflegten, wobei sie sich Füße, Arme, Brust und Rücken mit Stacheln durchbohrten, als Opfer für den großen Geist annehmen will.[1])

Schicksal.

Geister.

Dagegen sucht der Indianer die Seelen der Abgeschiedenen und andere Geister sich gnädig zu stimmen. Den Abgeschiedenen gibt er Lieblingsgeräthe und Speisen ins Grab mit, damit sie ihr gewohntes Leben fortsetzen können. Neben ihnen gibt es aber noch eine Menge Geister: die Sonne, welche die Erde erhellt und erwärmt, den Mond, die Sonne der Nacht, dessen Kind der Tagesstern ist, den Nordstern, welcher nicht geht; all diese Himmelskörper denkt sich der Indianer beseelt. Der Donner ist das Flügelgeräusch des gewaltigen Vogels, der aus der wüsten See, die ursprünglich alles bedeckte, die Erde hervorhob und alle Thiere aus ihr hervorrief. Der Blitz ist nur das Feuer seiner Augen, wenn er umherblickt. Gewisse Thiere glaubt der Indianer namentlich von Geistern bewohnt, die Schlange, das Eichhorn, die Eule, und der Zauberer tritt mit dieser Geisterwelt in Verkehr, nicht der Häuptling. Wir finden also bei den Indianern keinen besonderen Priesterstand, noch ist der Häuptling auch zugleich der Oberpriester. Die Zauberer sind zugleich Ärzte, da die Geister es namentlich auf die Gesundheit des Menschen abgesehen haben. Die Ärzte kennen die einheimischen Heilkräuter, wenden den Aderlass und andere Mittel an, auch thierischen Magnetismus, aber all das unter Beschwörungen, Zaubergesängen, an deren Schluss sie in Zuckungen verfallen und Geschrei und Schaum ausstoßen. Götzenbilder finden wir keine bei den Nordamerikanern, wohl aber heilige Bäume und Berge, Zauberpfeifen und Zaubertrommeln.

Zauberer.

So war der geistige Zustand der Indianer, als die Weißen kamen. Jene nahmen diese anfangs freundlich auf und es blieb Frieden, wenn sie nicht gereizt wurden. — Doch war der Verkehr immerhin schwierig, da der Indianer verschlossen ist und die gleichgiltigste Miene zur Schau tragen

[1]) Lüken, Die Traditionen des Menschengeschlechts, S. 182.

kann, wenn er schon gereizt ist und auf Rache denkt. Wo es zum Streit kam, wurde derselbe von den Indianern mit List und Grausamkeit geführt. Die Krankheiten, welche übrigens die Weißen brachten, und der Brantwein wurden verderblicher für die Eingeborenen, als die Waffen der Fremden. Ihre Anzahl schmolz sichtlich zusammen. Da kamen die Irokesen auf den Gedanken, dem Kampfe der Stämme untereinander ein Ende zu machen, denn sonst würden die steten Kriege den gänzlichen Untergang der Indianer nach sich ziehen. Um dies zu verhindern, solle eine Nation das Volk des Friedens in der Mitte sein und die anderen an der Feindschaft verhindern.

Abnahme der Indianer.

Irokesen.

Was sie in ihrer bilderreichen Art also ausdrückten: „Es soll eine Nation die Frau sein, die wollen wir in die Mitte nehmen; die anderen kriegführenden Nationen aber sollen die Männer sein und um die Frau herumwohnen. Niemand soll die Frau antasten, noch ihr etwas zu Leide thun, und wenn es jemand thäte, so wollen wir ihn sogleich anreden und zu ihm sagen: ‚Warum schlägst du die Frau?‘ dann sollen die Männer über den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die Frau soll nicht in den Krieg ziehen, sondern soviel wie möglich den Frieden zu erhalten suchen. Wenn also die Männer um sie herum sich einmal miteinander schlagen und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben, selbige anzureden und zu ihnen sagen: ‚Ihr Männer, was macht ihr, dass ihr euch so herumschlagt? es wird uns fast bange. Bedenkt doch, dass eure Weiber und Kinder umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen?‘ und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören und ihr gehorchen.“ Die Delawaren ließen sich's gefallen, die Frau zu werden, und die Irokesen schlugen ihnen vor: „Wir ziehen euch an mit einen Weiberrock, der bis auf die Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen. Wir hängen euch eine Kürbisflasche mit Öl und Medicin an den Arm; mit dem Öl säubert ihr den anderen Nationen die Ohren, damit sie aufs Gute und nicht aufs Böse hören; die Medicin braucht ihr bei den Völkern, die auf thörichte Wege gerathen sind, damit sie zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden. Wir geben euch einen Welschkornstengel und eine Hacke in die Hand.“ — Die Delawaren sollten also das Volk des Ackerbaues sein, und ihnen wurde dann der große Friedensgürtel anvertraut, und in der That blieben die Delawaren die Friedensvermittler bis 1755, in welchem Jahre die Irokesen selber sie zum Krieg gegen die Weißen reizten. — „Warum wollt ihr der Frau den Rock wegnehmen? Thut ihr es, so sollt ihr wissen, dass darin Geschöpfe stecken, die euch beißen werden.“ So begann der Krieg, von dem wir zu dieser Schilderung der Bewohner Nordamerikas ausgegangen sind. —

Friedensvolk.

Die Delawaren.

Der Grenzstreit. Georg Washington.

Der Friede zu Aachen hatte bestimmt, die Grenze zwischen den französischen und englischen Besitzungen in Nordamerika sollte sein wie vor dem Kriege. Akadien war seinen alten Grenzen nach Großbritannien zugefallen, Frankreich aber behauptete, Akadien umfasse nur die Halbinsel, desgleichen hatte Frankreich das ganze Becken des Lorenzo und Mississipi in Anspruch

Grenzstreit.

genommen. England war vom Gegentheile überzeugt. Für Pennsylvanien und Newyork war die Besetzung des Ohiothales eine Lebensfrage; es hieß, das Land im Westen der großen Gebirge sei der Kern der britischen Besitzungen, und von Virginien aus wurden schon Anstalten zu einer Ansiedelung getroffen. Der französische Statthalter aber sandte 1749 300 Mann ab, um das Ohiothal zu erforschen und zu besetzen. Eine Inschrift wurde am südlichen Ufer des Flusses eingegraben, dass das Thalbecken des Ohio Frankreich gehöre, und das königliche Lilienbanner wurde an den Bäumen angeschlagen. Die Engländer hingegen schoben, um ihr Akadien zu sichern, englisch-protestantische zwischen die katholisch-französischen Ansiedelungen und verlangten unbedingten Treueid von den Franzosen, welche 1730 dem Könige von England nur als Souverän von Akadien geschworen und dagegen das Versprechen der Duldung in der richtigen Übung ihrer Religion und die Befreiung vom Waffentragen gegen die Franzosen oder Indianer erhalten hatten. Den Micmac-Indianern, welche ihre Ansiedelungen belästigten, geboten die Engländer, das Land zu räumen. Der Häuptling antwortete dem Statthalter Cornwallis: „Das Land, worauf du schläfst, ist mein; ich bin darauf gewachsen, wie das Gras, ich bin von Vater auf den Sohn darauf geboren, es ist ewig mein", und bedrohte Halifax und forderte die Akadier auf, der englischen Unterthänigkeit zu entsagen und in den französischen Besitzungen Schutz zu suchen. Darauf zündeten die Bewohner von Chiegnecto ihre Häuser selber an und flohen auf französisches Gebiet. Bei diesem Orte kam es zwischen Indianern und Engländern August 1755 zum ersten Gefecht und die letzteren erbauten zur Deckung die Festung Lawrence am Messagouche. So war das erste Blut in diesem Streite geflossen.

1755 erstes Gefecht.

Jetzt fanden Verhandlungen in Paris statt. Die Engländer jedoch forderten alles Land im Süden des Lorenzo, die Franzosen beschränkten Akadien auf den zwischen Cap St. Mary und Cap Canseau am atlantischen Meere liegenden Landstreifen. Da gab es also keinen Ausgleich, Frankreich gieng jedoch ungern und nur zögernd dem Kriege entgegen. Indes kam es in der Nähe von Quebek zwischen einem französischen und englischen Schiffe zum Kampfe und bald darauf im Ohiothale zu einem ernsteren Gefechte.

Indianer.

„Wo liegt denn das Land der Indianer?" rief entrüstet ein Delawarenhäuptling aus;[1]) „die Franzosen verlangen alles auf der einen Seite des Flusses, die Engländer alles auf der anderen." — Die Franzosen wie die Engländer suchten jetzt die einzelnen Indianerstämme für sich zu gewinnen, diese aber hegten mehr Besorgnis vor der stets wachsenden Macht der Franzosen. Die Delawaren, die Miamis und die sechs Nationen schlossen einen Bund und sandten die Botschaft: „Gute Brüder von Virginien, wir müssen uns als verloren betrachten, wenn unsere Brüder, die Engländer, uns nicht beistehen und Waffen geben." Von

[1]) Bancroft, l. c. I, S. 76—81.

England kam zwar Befehl, die Franzosen zurückzuwerfen und Forts im Ohiothale zu errichten, aber keine wirkliche Hilfe, denn die Colonien sollten die Kosten ihrer Vertheidigung selber tragen. 1758 drangen 1100 Franzosen in das Ohiothal. Ein Häuptling forderte sie auf, zurückzukehren: „Dies ist unser Land und nicht das eure. Ihr sowohl wie die Engländer seid weiß; wir wohnen in einem Lande zwischen euch, daher gehört das Land weder dem einen, noch dem anderen von euch, aber das große Wesen über uns hat es zur Wohnstätte für uns gegeben.“ — Der französische Befehlshaber fuhr aber den Wilden, indem er dessen Wampumgürtel zur Erde warf, mit den Worten an: „Kind, du redest thöricht, dass dieses Land euch gehöre; nicht so viel davon als das Schwarze deines Nagels gehört euch. Es ist mein Land, ich will es haben; es mag sich dagegen auflehnen, wer da wolle.“ [1]) Die Wilden sandten an die Engländer um Hilfe und von Virginien ward der einundzwanzigjährige Georg Washington an die Franzosen gesendet, warum sie im tiefen Frieden in britisches Gebiet eingefallen seien.

Washington.

Hier tritt uns denn zum erstenmale die Gestalt dieses großen und guten Mannes entgegen, welcher der Befreier seines Vaterlandes und der Begründer seiner Größe werden sollte.

Georg Washington ist der dritte unter sechs Söhnen des Gutsbesitzers Augustin Washington, geboren 22. Februar 1732 im Kirchspiel Washington, welches sein Urgroßvater Georg angelegt hatte. Die Washington zogen mit Wilhelm dem Eroberer 1066 aus der Normandie nach England, waren Lehensmänner der Bischöfe von Durham, hielten treu zu den Stuarts und nach einem misslungenen Aufstandsversuche für Karl II. zur Zeit der Republik wanderte der Urgroßvater unseres Helden nach Virginien aus. Sein gleichnamiger Urenkel, der dem Namen des Geschlechtes den Glanz unsterblichen Ruhmes verleihen sollte, hat in der Dorfschule lesen, schreiben und rechnen und dann in Bridges-Greek etwas mehr Mathematik, sonst aber nie griechische und lateinische, überhaupt nie eine fremde Sprache gelernt, eigentlich keine höhere Schulbildung genossen. Er sollte ein guter Pflanzer werden, mehr nicht, der im Stande wäre, seine Besitzung ergiebig zu bebauen. Die Grundlagen aller höheren Bildung und aller Größe legte aber seine Mutter früh in sein Herz, den Geist der Wahrhaftigkeit, der Seelenreinheit und des Edelmuthes. Klarheit des Verstandes, Genauigkeit, Pflichtgefühl zeichneten ihn frühe aus; das Jugendfeuer zeigte sich nur in körperlichen Übungen, er galt als der beste Ringer, Renner, Stangenwerfer, Reiter in der Umgebung. Mathematik war seine Freude, er wurde ein tüchtiger Feldmesser. Lord Fairfax, in dessen Hause er das feinere gesellschaftliche Leben Englands kennen lernte, hatte seine Freude an dem herrlichen Jünglinge und übertrug ihm die Ausmessung seiner großen Besitzungen jenseits der Blauen Berge. Nahezu vier Jahre, nur von einem Neger begleitet, brachte Washingthon bei dieser Arbeit im Flussgebiete des Shenondah, im Urwalde zu, fern von den Versuchungen der Welt unter den Eindrücken einer großen Natur. Bibel und Natur waren die Quellen, aus denen seine reine Seele ihre Nahrung sog. Auf Empfehlung des Lords Fairfax wurde Washington Feldmesser der Grafschaft und einer der vier Generaladjutanten oder Majore, die in Virginien ernannt wurden, als der Krieg mit den Franzosen bevorstand.

Bildung.

Die Mutter.

Feldmesser.

Major

[1]) Bancroft, l. c. I, S. 89—90.

Ein Holländer Braam gab ihm den ersten Unterricht in der Fechtkunst und in der Kriegswissenschaft; es war wenig, aber Washingtons Emsigkeit und sein methodischer Geist ergänzte das Fehlende. Einundzwanzig Jahre war Washington alt, als ihm der Statthalter die Sendung an die Franzosen im Ohiothale anvertraute, welche ebensoviel physische als moralische Stärke, ebensosehr Muth als Umsicht erforderte. 30. October 1753 trat Washington mit Braam, der etwas Französisch verstand, mit Gist, der das Ohiogebiet früher schon durchstreift hatte, und vier Dienern den Weg an, durch den Urwald, durch Schluchten, über Berge und Flüsse, unter Regen, Schnee und Hagel, bis zur Gabel oder der Stelle, wo der Monongahela und der Alleghany sich vereinigen, die ihm zur Anlegung einer Stadt wie geschaffen schien. Dann war der Häuptling der Delawaren der Führer. Es gelang Washington, den Häuptling der Huronen auf der englischen Seite festzuhalten. Zu Waterford traf er den französischen Befehlshaber, der ihm offen erklärte, dass Frankreich entschlossen sei, sich des Ohiogebietes zu bemächtigen, er werde jeden Engländer gefangen nehmen, den er antreffe. Der Heimweg war gefährlicher: Wilde belauerten ihn, auf fünfzehn Schritte feuerte einer auf Washington; man musste nach dem Compass die nächste Richtung einschlagen, das Treibeis gieng auf dem Alleghany, Gist erfroren Hände und Füße, Washington wäre beinahe ertrunken. Am 16. Januar 1754 war er wieder in Williamsburg beim Statthalter. Das war jetzt gewiss: der Krieg war unvermeidlich. Sein Tagebuch über die Reise ward veröffentlicht und trug ob der Ruhe, Umsicht und des Scharfblicks der Bemerkungen seinen Namen über die Grenzen der Heimat.

Gesandter.

Die Ohiogesellschaft begann alsbald an der Gabel eine Befestigung anzulegen, die Franzosen kamen aber, nahmen 33 Engländer gefangen, besetzten den Posten und nannten ihn Fort Duquesne (April 1754). Schon war Washington mit 160 Freiwilligen auf dem Marsche zur Verstärkung, da erhielt er die Botschaft und den Nothruf eines Häuptlings: „Komm bald, sonst sind wir verloren und werden nie wieder zusammentreffen; ich spreche dies im Kummer meines Herzens.“ — Eben lagerte er auf der großen Wiese, als ihm Gist meldete, ein französischer Posten, der ihn auflauere, stehe in der Nähe. Mit 40 Mann brach Washington noch in der Nacht des 27. Mai unter Regen auf, die Franzosen zu überfallen. Er schoss zuerst seine Flinte ab, als er Feuer commandierte. Zehn Franzosen fielen, und darunter der Führer Jumonville, einundzwanzig wurden gefangen, nur einer brachte Kunde vom Unglücke nach Fort Duquesne. In Frankreich klagte alles über Bruch des Völkerrechtes, die Befehle jedoch, die bei Jumonville sich fanden, bewiesen, dass die Franzosen es den Engländern geradeso gemacht hätten und dass Washington nur seinem Gegner zuvorgekommen sei.

Kampf am Ohio.

Dringend bat Washington um Verstärkung gegen den bevorstehenden Rachezug der Franzosen, er bekam wenig Hilfe, und diejenige, welche aus Karolina unter einem königlichen Hauptmanne zu ihm stieß, schwächte seine Macht durch Streitigkeiten. Es geschah, was unter Washingtons alleinigem Oberbefehle nicht geschehen wäre: die Engländer wurden von französischer Übermacht umschlossen und nach

hartem Kampfe zur Unterhandlung gezwungen. Sie durften frei nach Virginien zurückkehren, dafür ſollten aber auch die franzöſiſchen Gefangenen vom 28. Mai die Freiheit erlangen. Waſhington verſprach, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Franzoſen zu Feld zu ziehen. In der Capitulation war der Tod Jumonvilles als Meuchelmord bezeichnet. Waſhington verſtand gar nicht franzöſiſch und Braam verſtand es ſchlecht, und ſo war es möglich, daſs jener dieſe Urkunde dennoch unterſchrieb. Aus Verdruſs darüber, daſs der Statthalter ſich nicht an den Vertrag hielt und die franzöſiſchen Gefangenen nicht frei gab, legte Waſhington ſeine Stelle nieder und zog ſich nach Mount-Vernon zurück, auf das Landgut ſeines 1752 verſtorbenen Bruders, der ihn zum Verwalter und Erben eingeſetzt hatte, im Falle die einzige Tochter ſterbe, wie auch wenige Jahre ſpäter geſchah. — Auf Mount-Vernon.

Der erſte Congreſs zu Albany. Benjamin Franklin.

Die Nähe der Gefahr trieb zur Thätigkeit — 19. Juni 1754 kamen zum erſtenmale — bisher ſtand jedes Land für ſich und kein gemeinſames Band vereinigte ſie — Abgeordnete aller Colonien nördlich vom Potomac zuſammen, um über gemeinſchaftliche Mittel zur Abwehr zu berathen. Abgeordnete der ſechs Nationen ſchilderten die Nothlage in den Worten: „Seht die Franzoſen an, ſie ſind Männer, ſie befeſtigen ſich überall. Aber wir ſagen es mit Scham: Ihr ſeid wie Weiber, ohne alle Feſtungswerke. Von Canada hieher iſt es nur ein Schritt und die Franzoſen können leicht kommen und euch aus der Thüre werfen.“ — Da trat der Abgeordnete von Philadelphia mit dem Entwurfe eines gemeinſchaftlichen Schutz- und Trutzbundes, alſo auch einer Bundesverfaſſung, hervor: der König ſolle einen Statthalter ernennen für alle dreizehn Landſchaften, der die Executive und bei allen Geſetzen ein Veto habe, die Colonien ſollen durch ihre geſetzgebenden Körper einen großen Rath auf je drei Jahre wählen, von welchem allein Geſetzvorſchläge ausgehen können. Der Statthalter ſolle nach Anhören des großen Rathes die Officiere, der große Rath dagegen alle Beamten ernennen. Statthalter und großer Rath zuſammen ſchlagen Geld, entſcheiden über Krieg und Frieden mit den Indianern, über Handelsangelegenheiten, über Ankauf von Ländereien, die nicht innerhalb der Grenzen der Colonien ſind, über neue Anſiedelungen, heben Soldaten und rüſten Kriegsſchiffe aus und ſchreiben gleichmäßige Steuern aus. Die Zahl der Mitglieder für den großen Rath ſoll nicht weniger als zwei und nicht mehr als ſieben ſein und nach der Höhe der Beſteuerung jeder Landſchaft bemeſſen werden. Der große Rath kommt wenigſtens einmal im Jahre zuſammen, wählt ſeinen Sprecher, und kann ohne ſeine Zuſtimmung weder aufgelöst, noch vertagt, noch gezwungen werden, länger als ſechs Wochen zuſammenzubleiben. Ort und Zeit ſeiner Wiederverſammlung beſtimmt er ſelber. Sitz der Bundesregierung ſoll, weil in der Mitte liegend, Philadelphia ſein. — Den Demokraten erſchien der Plan zu königlich, der Congreſs. Unionsentwurf.

Regierung aber zu demokratisch, sie fürchtete, eine gemeinsame Verfassung sei nur der Anfang der Losreißung vom Mutterlande. Den Antrag der Regierung dagegen, die Statthalter sollten mit den Räthen in den einzelnen Provinzen Rücksprache nehmen und die nothwendigen Hilfsgelder auf den Reichsschatz ziehen, der sie später durch eine vom Parlament ausgeschriebene Steuer zurücknehmen würde, missfiel allen Abgeordneten — denn wer nicht im Parlamente vertreten sei, könne auch nicht vom Parlamente besteuert werden.

Franklin.

Der Abgeordnete von Philadelphia war Benjamin Franklin, der neben Washington am meisten zur Befreiung seiner Heimat beigetragen und nach ihm den schönsten Kranz des Ruhmes sich erworben hat. Er ist aber nicht wie jener ein Abkömmling einer altadeligen Familie, Franklins Vorfahren betrieben das Schmiedehandwerk in Northamptonshire. Josiah Franklin, ein Presbyterianer, wanderte unter Karl II. 1682 mit Weib und Kindern nach Boston aus, wo er Seifensiederei betrieb. Als letztes unter siebzehn Kindern wurde ihm hier 17. Jänner 1706 ein Benjamin geboren. Die Eltern waren fromm und arbeitsam, der jüngste Sohn sollte Geistlicher werden — aber einmal hatte der Vater die Mittel nicht, ihn studieren zu lassen, dann schien ihm der Sohn auch nicht den echten geistlichen Sinn zu haben, denn zu dem Vater, der die Gewohnheit hatte, alle Tage lange Tischgespräche und Segenssprüche herzusagen, sagte Benjamin eines Tages, als die Fleischvorräthe für den Winter eingesalzen wurden: „Lieber Vater, wäre es nicht besser, wir sprächen den Speisesegen jetzt ein für allemal über den ganzen Vorrath, dann könnten wir viele Zeit ersparen!“ — Dagegen war Benjamin der beste Segler, Schwimmer, Fischer. Lange schwankte der Vater, was er aus dem Knaben machen solle; zum Seifensieder und Lichterzieher war er nicht zu gebrauchen, aber auch nicht zum Drechsler, Lohgerber, Messerschmied. Dagegen schien er von einer wahren Lesewuth wie besessen, er hatte bald alle

Jugend.

Bücher durchgelesen, die in Boston aufzutreiben waren — namentlich fesselten ihn Reisebeschreibungen, eine Übersetzung des Plutarch und der „Denkwürdigkeiten des Sokrates“ von Xenophon. — Die sokratische Art, etwas zu beweisen, hat er sich insbesondere angeeignet und in seinen Schriften später mit Meisterschaft gehandhabt. Schließlich kam der Vater zu dem Entschlusse, ihn beim ältesten Sohne, der eine Buchdruckerei besaß, in die Lehre zu geben. Die Brüder kamen bald in Streit, der ältere war als Lehrherr hart und strenge, wurde aber vom jüngeren bald übersehen; der jüngere sprühte von Talent, der ältere wollte ihn nicht aufkommen lassen. Benjamin schrieb mit verstellter Hand Aufsätze für die Zeitung, welche sein Bruder herausgab, und warf sie in den Briefkasten des Blattes; sein Lehrherr, der den wahren Verfasser nicht errieth, lobte die Arbeiten, druckte sie und misshandelte zuletzt aus Neid den Bruder, als dieser vorlaut sein Geheimnis verrieth. Andere Umstände kamen hinzu, die ihm den Aufenthalt in Boston verleideten.

Verirrung.

Franklin gerieth in böse Gesellschaft, auf schlechte Bücher und in Verirrungen und verlor allen religiösen Glauben, während Washington sein ganzes Leben hindurch vom Gedanken an Gott beherrscht war, im Namen Gottes sich jeden Morgen erhob und jeden Abend niederlegte und im Namen Gottes den Befehl zur Schlacht gab und sein Leben wie ein klarer schöner

Strom dahinfloſs. Franklins Leben war ſtürmiſch, aber er kam auch wieder zur richtigen Einſicht und hatte die Kraft, zum Guten umzukehren. Er hat den Gang ſeines Lebens ſelber ſo ſchön beſchrieben, daſs es jedem anderen ſchwer wird, etwas außer mit ſeinen eigenen Worten darüber zu ſagen. „Nicht ohne Schwierigkeit bildete er ſein Genie, nicht ohne Anſtrengung wendete er ſich der Tugend zu, nicht ohne hartnäckige Arbeit wurde er ſeinem Lande und der Welt nützlich.“ [1])

Heimlich verließ Franklin ſeine Familie, die darüber untröſtlich war, und entzog ſich den Verpflichtungen gegen ſeinen Bruder, indem er ſich im September 1723 nach Newyork einſchiffte und, als er dort keine Arbeit fand, in einer ſchlechten Barke nach Philadelphia fuhr. Dort fand er eine Stellung bei einem Buchdrucker, fand ſein geiſtig reges Weſen, ſein Wiſſen, mit dem ſich eine hübſche Geſtalt, ein offenes ſchönes Geſicht verbanden, bald Anerkennung. Der Statthalter, William Keith, wollte ihn an Pennſylvanien feſſeln und machte ihm den Vorſchlag, ſelbſtändig eine Buchhandlung und Buchdruckerei zu errichten, und verſprach ihm die Mittel zu einer Reiſe nach London, damit er dort in ſeinem Geſchäfte ſich weiter ausbilden und Typen kaufen könne. Der Fremdling war nur allzu geneigt, ſelbſtändig zu werden, hatte er ſich doch bereits mit einem ſchönen Mädchen verlobt, die allerdings auch ſpäter ſeine Gattin wurde. Doch vor ſeiner Abreiſe nach Europa wollte er ſich noch mit ſeiner Familie verſöhnen: ſie nahm ihn gut auf, namentlich die Mutter. Der Vater aber verweigerte entſchieden ſeine Zuſtimmung zum Plane Keiths, denn er traute ſeinem Sohne noch nicht hinlängliche Feſtigkeit des Charakters zu, und hatte Recht, wie das Geſtändnis Franklins bezeugt, der ſeine Verirrungen in London, wo er ſich 1724—1726 aufhielt, offen erzählt.

Flucht. In Philadelphia, in London.

Die Verirrungen ſeiner Freunde, die Täuſchungen Keiths gaben ihm Gelegenheit, über ſeine eigenen Fehler nachzudenken, und er kam zur Überzeugung, daſs die Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit, die Unbeſcholtenheit in dem Verkehre unter den Menſchen von der größten Wichtigkeit für das Lebensglück ſeien, und faſste ſogar ſchriftlich den Vorſatz, ſich niemehr, ſo lange er leben werde, davon zu entfernen. In dieſem Entſchluſſe beſtärkte ihn der Vers der Bibel: „Das ganze Leben iſt in deiner rechten und das Glück in deiner linken Hand.“ Und er blieb ſeinem Vorſatze treu und machte ſich auf, ſeine Fehler wieder gut zu machen. Die Gebete ſeines Vaters, die Mahnungen ſeiner edlen Mutter waren alſo nicht vergebens geweſen. — Der Glaube an Gott kehrte in ſein Herz zurück und blieb fortan unerſchüttert, und noch im letzten Jahre ſeines Lebens trug er im amerikaniſchen Convent darauf an, daſs täglich gebetet werden ſolle: „Ich habe lange genug gelebt, um zu ſehen, daſs Gott die Angelegenheiten der Menſchen regiert, und je länger ich lebe, umſo überzeugendere Beweiſe von dieſer Wahrheit ſehe ich. Wenn ohne ſein Wiſſen nicht ein Sperling zur Erde fallen kann,

Verirrung. Sinnesänderung. Glaube.

[1]) Mignet, Vie de Franklin, Introd.

ist es da wahrscheinlich, dass ohne seine Hilfe ein Reich ins Leben zu treten vermöge?" — Nicht minder gelangte Franklin zur Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele. Und während er früher auf den Satz verfallen war, Tugend und Laster seien leere Unterscheidungen, die an und für sich nicht bestehen, so kam er jetzt zur Überzeugung von der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen in diesem und jenem Leben. Je mehr er von diesen ewigen Wahrheiten sich überzeugte, umso mehr drängte es ihn auch wieder zur Übung des Guten, zum Streben nach Selbstvervollkommnung.

Vorsätze. „Ich wünsche zu leben, ohne irgend einen Fehler zu irgend welcher Zeit zu begehen, und mich von allen denen frei zu machen, zu welchen natürlicher Hang, Gewohnheit oder Gesellschaft nicht hinreichend sind."

Klar und beharrlich gieng er jetzt an die Bekämpfung seiner Neigungen und Gewohnheiten, wie Ignatius von Loyola, überzeugt, dass man eine nach der anderen unterdrücken müsse. Wie ein Kaufmann über Gewinn und Verlust, so führte er Buch über den Stand der Tugenden, die er sich angeeignet, der Fehler, die er dann wieder begangen hatte. Obenan stand als erste Tugend die Mäßigkeit, weil sie den Kopf kalt und die Gedanken frei zu erhalten sucht, was nothwendig ist, wenn man immer wachsam, immer auf der Hut sein will; und er stellte als Regel den Satz auf: „Iss nicht, bis du zum Vieh wirst, und trink nicht, bis dir der Kopf glüht." — Als zweite Tugend fasste er das Schweigen auf oder vielmehr: „Sprich nur, was dir oder anderen nützlich ist"; — als dritte Tugend die Ordnung: „Jede Sache hat ihren bestimmten Platz, jeder seiner Angelegenheiten wolle er einen Theil seiner Zeit widmen." Als vierte die Entschließung, das auszuführen, was er zu thun sich vorgenommen habe. Fünfte und sechste Tugend war ihm Genügsamkeit und Fleiß, die siebente die Aufrichtigkeit, das heißt keine Winkelzüge zu gebrauchen, von Unschuld und Gerechtigkeit seine Gedanken leiten und seine Reden durchdringen zu lassen. Als neunte Tugend galt ihm Gelassenheit, das heißt für Beleidigungen nicht Groll zu hegen und die Extreme zu vermeiden; als zehnte Reinlichkeit; als elfte Ruhe, das heißt sich nicht durch Kleinigkeiten und durch gewöhnliche und unvermeidliche Begegnisse in Aufregung bringen zu lassen. Als zwölfte die Keuschheit — die vor Dumpfheit des Kopfes und Schwäche des Körpers bewahre und vor der Gefahr, seinen Frieden, seinen und anderer guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Als dreizehnte Tugend stellte er sich die Demuth zum Ziele, mit der Losung: „Ahme Jesu und Sokrates nach." — Zum positiven Glauben ist Franklin niemehr gekommen, und nie zu einem Gefühle vom Unterschiede der Bekenntnisse; verlangte er doch später als Gesandter in Paris vom päpstlichen Nuntius, er möge einige protestantische Theologen weihen, welchen der Erzbischof dieses Sacrament versage, wenn sie Georg III. nicht den Treueid schwören wollten, — worauf der Nuntius entgegnete, die Sache sei unmöglich, wenn die Herren nicht Katholiken werden wollten.

Selbstvervollkommnung.

So waren seine Vorsätze und sie gehörten nicht zu jenen, mit welchen nach dem Worte des Dichters die Hölle gepflastert ist, denn sein Wille war stark. Er verstand wahrhaft die Kunst, sich zu vervollkommnen. „Er war nüchtern und wurde mäßig; er war arbeitsam und wurde unermüdlich; er war sinnreich und wurde geschickt; er war verständig und wurde weise. Seine natürliche Heftigkeit ver-

wandelte sich in berechnende Geduld. Er änderte seine stechende Bitterkeit in eine liebenswürdige Heiterkeit um, die sich auf alle Dinge übertrug und keinen Menschen beleidigte. Was sich von List in seinem Charakter befand, hielt sich in den Grenzen einer nützlichen Scharfsichtigkeit. Er durchdrang die Menschen und täuschte sie nicht; es gelang ihm, ihnen nützlich zu sein, indem er sie verhinderte, sich zu schaden.“ [1]) Er wurde glücklich und der Wohlthäter seines Vaterlandes und eine Zierde der Menschheit und äußerte oft in seinen späteren Tagen, dass die Sittlichkeit die allein vernünftige Berechnung für das Wohl des Einzelnen und die einzige Bürgschaft für das Wohl des Staates sei, und dass die Schurken Ehrenmänner aus Schurkerei würden, wenn sie die Vortheile der Tugend kennen würden.

Buchdrucker.

Im Jahre 1729 kehrte Franklin nach Philadelphia zurück und hielt anfangs mit einem Genossen, später ganz allein eine Buchdruckerei; er erwarb sich durch seinen Fleiß, seine Kenntnisse, die Anmuth seiner Unterhaltung, die Sicherheit seines Urtheiles, allgemeine Achtung; er blieb, als auch das Geschäft gut gieng, ein einfacher Mann, der das nöthige Papier auf einem Karren durch die Straßen in seine Druckerei führte und sein Tagewerk nicht schloss, bis er all seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte. Er wurde der Buchdrucker der Landesversammlung. Er gründete eine eigene Papierfabrik. Eine Zeitung, die er herausgab, wurde bald das bedeutendste Blatt in Amerika. Bisher hatten die Colonisten ihren Kalender aus dem Mutterlande bezogen, jetzt verfaßte Franklin 1732 zuerst einen Kalender in Amerika unter dem Namen Richard Saunders und theilte in dieser Jahresschrift, die in 10.000 Exemplaren abgieng, eine wahre Mustersammlung einfacher und nützlicher Wahrheiten seinen Landsleuten mit. Sie ist ein einziges Musterbild von populärer Weisheit und ist berühmt geworden unter dem Namen „Die Weisheit des guten Richard oder der Weg zum Glück“.[2]) 1730 heiratete Franklin seine frühere Verlobte. Die Ehe war glücklich, Miß Reaver wurde seine zärtliche und treue Gefährtin und half mit in dem Geschäfte, kaufte alte Lumpen zur Papierfabrication, falzte die Broschüren, während ihr Mann setzte oder schrieb. Wie einfach Franklin lebte, beweist der Zug, dass er zu seinem Frühstück Milch ohne Thee nahm in einer irdenen Tasse für sechs Pfennige und zinnernem Löffel, und dass es ein Ereignis im Hauswesen war, als die Frau ihrem Manne unter dem Vorwande, er verdiene es so gut wie einer seiner Nachbarn, einen silbernen Löffel und eine Porzellantasse aufstellte. Franklin wurde Generalpostmeister für Virginien, hob den Verkehr zum Vortheile des Landes, erwarb ein großes Vermögen und trat dann im sechsundvierzigsten Jahre von seinem Geschäfte zurück, um sich ganz nur der Wissenschaft und dem Vaterlande zu weihen.

Schriftsteller.

Studien.

Der Mann war unermüdlich von vier Uhr morgens bis zehn Uhr abends thätig. Er lernte nebenbei wie spielend französisch, spanisch, italienisch, lateinisch; er las die bedeutendsten Werke, die in diesen Sprachen geschrieben sind; er stiftete eine Gesellschaft, in welcher Fragen der Sittlichkeit, der Politik, der Staatskunst und der Naturwissenschaft verhandelt wurden; er war Veranlassung, dass eine große Bibliothek in Philadelphia gegründet wurde und eine Akademie

---

[1]) Mignet, Vie de Franklin.

[2]) Packender kann man nicht mit dem Volk reden, als wie Franklin, wenn er z. B. sagt: „Der Hochmuth frühstückt mit dem Überfluss, speist zu Mittag mit der Armut und ißt zu Abend mit der Schande.“ — „Die Erfahrung hält eine Schule, in welcher die Stunden theuer sind; sie ist auch die einzige, in der die Unsinnigen sich unterrichten können.“ — „Verschwende die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist.“

zur Erziehung der pennsylvanischen Jugend, dass ein Hospital entstand, eine Feuerwehr, dass die Straßen gepflastert und erleuchtet wurden. Namentlich war sein Studium in den Naturwissenschaften bedeutsam. Er war ein scharfer Beobachter der Natur, zog sichere Schlüsse aus den Beobachtungen und suchte diese gleich wieder zu verwerten. Aus den verschiedenen Tönen größerer und kleinerer, stärkerer und schwächerer Gläser zog er Schlüsse, welche ihn zur Erfindung der Glasharmonica führten. Aus seinen Fahrten auf dem Meere schöpfte er die Gewissheit, dass die Temperatur des fließenden Wassers höher ist als die des stillstehenden. Er erfand einen bessern Ofen. Damals beschäftigte die Elektricität die Gelehrten. Man kannte schon verschiedene Arten derselben, man hatte den Conductor gefunden, man verstand mit der Elektrisiermaschine kleine Vögel zu tödten und Spiritus anzuzünden. 1726 kam man auf die Leydener Flasche. Franklin kam mit seinem durchdringenden Scharfsinn zuerst zur Überzeugung, dass die spitzigen Körper besser als die runden die Fähigkeit besitzen, die elektrische Kraft an sich zu ziehen, dass letztere in allen Körpern verbreitet und, wo sie mehr angehäuft sei, nach einem Gleichgewicht strebe. Er schloss ferner, der Blitz sei dasselbe, was das elektrische Fluidum, aus dem Lichte, das beide geben, aus dem Zickzack und der Schnelligkeit ihrer Bewegung, daraus, dass sie durch Metalle geleitet werden, aus dem Schlage bei ihrer Explosion, aus ihrem Bestehen im Wasser und Eis, aus dem Zerreißen der Körper, durch welche sie fahren, aus dem Tödten der Thiere, aus dem Schmelzen der Metalle, aus dem Entzünden der brennbaren Stoffe, aus dem Schwefelgeruch, der beiden gemeinsam ist. Da nun das elektrische Fluidum von spitzigen Körpern angezogen wird, so lag der Gedanke an den Blitzableiter nahe.[1]) Franklin machte sogleich 1752 einen Versuch: er baute einen Drachen mit einer eisernen Spitze, ans Ende des Drachen setzte er einen hanfenen Strang und an das Ende des Stranges (der Hanf ist ein Leiter der Elektricität) einen Schlüssel, in welchem sich die Elektricität sammeln konnte, und an den Schlüssel eine seidene Schnur, da Seide kein Leiter der Elektricität ist. Bei einem Gewitter ließ sein Sohn, der mit im Geheimnis war, den Drachen auf einer Wiese steigen, während Franklin selber in einiger Entfernung ihn ängstlich beobachtete. Einige Zeit hindurch bemerkte er nichts, schon fürchtete er, sich getäuscht zu haben. Da spannte sich plötzlich die Schnur. Franklin trat hinzu, hielt den Knöchel seines Ringfingers an den Schlüssel, erhielt einen Funken und einen starken Schlag. Was er vermuthet hatte, war jetzt Gewissheit! Wie es in Franklins Wesen lag, jede Lehre sogleich ins Leben umzusetzen, so gab er den Rath, öffentliche Denkmäler, Häuser, Schiffe durch spitzige Eisenstangen zu schützen, welche die Elektricität anziehen und in die Erde oder in das Wasser ableiten können. Auch bestimmte er, dass solche Eisenstangen dreimal so weit im Umkreise schützen, als sie hoch seien.

Elektricität.

Blitzableiter

Der Ruf dieser Entdeckung, welche dem Himmel den Blitz entriss, flog durch die Welt. Der Versuch wurde nachgeahmt zu Montbard von Buffon, zu Saint-Germain von Delor in Gegenwart Ludwigs XV., zu Turin von Beccaria, zu Petersburg von Richmann, der aber durch einen zu starken Schlag den Tod fand, welchen Franklin auch hätte finden können. Europa

[1]) So erzählt Franklin selber in einem Briefe an einen Freund.

wie Amerika bedeckten sich mit Blitzableitern. Franklins Abhandlung „Über die Elektricität" — auch das Nordlicht leitete er von elektrischen Entladungen ab — wurde ins Französische, ins Deutsche, ins Englische übersetzt. Der berühmte Naturforscher Davy nennt den Stil und die Manier seiner Abhandlung fast ebenso bewunderungswürdig wie die Lehre selbst, die sie enthält. Die gelehrten Gesellschaften Europas ernannten ihn zu ihrem Mitglied, die Akademie in London sandte ihm eine goldene Medaille.

Unterhandlungen.

So war der Mann, welcher jetzt im Congresse zu Albany eine gemeinsame Regierung für alle dreizehn Colonien vorschlug, aber auch zugleich den Antrag machte zur sofortigen Errichtung zweier neuen Colonien im Westen, die eine am Eriesee, die andere im Ohiothale, mit der Gewalt der Selbstleitung und Regierung: das große Land hinter dem Apalachengebirg werde in kurzer Zeit ein wichtiges und volkreiches Gebiet werden. Sein Vorschlag erschien in England, wo man die Lostrennung der Colonien befürchtete, zu demokratisch, vielen in Amerika hingegen zu königlich. Man beschloss in England, 3000 Mann unter Braddock, einem erfahrenen strengen Officier, zur Besitznahme des Ohiothales zu entsenden; er solle zugleich die Einziehung gemeinschaftlicher Staatseinkünfte in den Colonien erzwingen. Zugleich sandte das schwankende Ministerium friedliche Versicherungen nach Paris, wo man Frieden zu behalten wünschte und an Duquesne den Befehl sandte, Blutvergießen wo möglich zu vermeiden und sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Der König erklärte sich bereit, dem Frieden alles, nur nicht seine Ehre und den seinen Unterthanen gebürenden Schutz zu opfern, und schlug vor, das Ohiothal in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich vor dem letzten Kriege befunden. England machte den Gegenvorschlag, das Ohiothal in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich zur Zeit des Utrechter Friedens befunden, Frankreich solle all seine Forts bis zum Wabash abtragen, Niagara und Crownpoint der Erde gleich machen, die Halbinsel Neu-Schottland mit einem zwanzig Meilen breiten Landstreifen an der Bai von Fundy und am atlantischen Meere abtreten und das Land bis zum St. Lorenzo zu einer Wüste machen. Zugleich rüsteten beide Theile und die Ereignisse machten diesen wenigstens auf Frankreichs Seite ernstgemeinten Unterhandlungen ein schnelles Ende.

Braddock.

Was Ludwig XV.,

was England erklärt.

Zum Schutze des Gebietes sandte Frankreich im Frühling 1755 eine Flotte mit bedeutenden Kriegsvorräthen nach Canada ab. Alsbald entschloss sich das englische Cabinet zu einem ähnlichen Schritt: Admiral Boscawen erhielt den Befehl, mit vier Kriegsschiffen, die zwei Regimenter an Bord hatten, die Franzosen vom Einlaufen in den Lorenzo zu hindern. Der Engländer war früher an Ort und Stelle, dennoch gelang es den Franzosen, unter dem Schutze eines dichten Nebels die Mündung des Stromes zu erreichen. Nur zwei Schiffe waren zurückgeblieben, der „Alcide" und „Lys". Sie stießen auf zwei englische Schiffe unter dem Befehl des Lord Howe. — „Sind wir im Frieden oder im Krieg?" fragte

See-gefecht am Lorenzo.

der französische Befehlshaber. Die Engländer behaupten, Howe habe geantwortet, er habe das Signal des Admirals abzuwarten, rathe dem Franzosen aber, sich auf den Kampf vorzubereiten;[1]) und die Franzosen sagen,[2]) die Antwort habe gelautet: „Friede, Friede!“ bis Boscawen das Zeichen zum Kampfe ertheilte. Nach einem kurzen Gefecht musste sich der „Alcide“ und der „Lys“ ergeben. Dieskau aber landete glücklich zu Quebek. —

Kampf im Ohiothal.

Braddocks Niederlage.

Dem unglücklichen Gefechte zur See folgte bald ein für die Franzosen glückliches zu Land. Braddock war im April in Newyork gelandet: er gedachte im Juni Fort Duquesne, dann Niagara zu nehmen und den Franzosen in Canada einen Streich zu spielen. Franklins Eifer und Umsicht verschaffte ihm die nöthigen Transportmittel, für dessen Warnungen vor den Hinterhalten der Indianer blieb jedoch Braddock vollkommen taub: „Die Wilden mögen für Eure rohe amerikanische Miliz wohl gefährlich sein, aber es ist ihnen unmöglich, auf die regulären disciplinierten Truppen des Königs einen Eindruck zu machen.“

Auch Washington, der sich auf Braddocks ausdrücklichen Wunsch, ohne eine Stellung im Heere einnehmen zu wollen, dem Stabe angeschlossen hatte, warnte vergebens. Wie wenn er in den Ebenen Flanderns wäre, zog Braddock im Parademarsch, die Musik voran, in langer schmaler Linie über Berge und durch Wälder, ohne Kundschafter vorauszusenden, ohne sich die Flügel durch Schützenlinien zu decken. Zwei Meilen vom Fort Duquesne in einem dichten Wald standen Franzosen und Indianer im Hinterhalt und sendeten, von den Bäumen gedeckt, ihre sicheren Schüsse auf die Engländer, besonders auf die Officiere, von welchen in kurzer Zeit sechsundzwanzig fielen und siebenunddreißig verwundet wurden. Die gemeinen Soldaten erschreckte das Kriegsgeschrei und die Kampfweise der Indianer, sie weigerten sich zuletzt, den Officieren zu folgen. Braddock bewies vergebens hohen Muth. Mehrere Pferde wurden unter ihm erschossen, tödtlich verwundet wurde er zuletzt vom Schlachtfelde getragen. „Wer hätte das gedacht! Wir werden ein andermal besser mit ihnen umzugehen wissen!“ war sein letzter Trost, während seine Unbesonnenheit den Verlust von 700 Todten und Verwundeten herbeiführte.[3]) Washington leitete den Rückzug und rettete den Rest. Er war der einzige berittene Officier, der nicht verwundet wurde, obschon er die Befehle des Generals bald dahin, bald dorthin brachte, zwei Pferde unter ihm erschossen und seine Kleider von vier Kugeln durchrissen wurden. Ein indianischer Häuptling zielte auf ihn und befahl seinen Kriegern, das Gleiche zu thun, sagte aber, da er ihn dennoch immer unverletzt auf dem Schlachtfelde hin- und herfliegen sah: „Ein mächtiger Manitu behütet sein Leben.“ — „Der Tod“, schrieb Washington, „streckte meine Gefährten auf allen Seiten um mich nieder, aber ich bin durch die allmächtige Fügung der Vorsehung gerettet worden.“ — Ein

Washington.

[1]) Mahon, l. c. Chap. XXXII.
[2]) Flassan, Histoire de la Diplomatie française, vol VI, p. 34.
[3]) Bancroft, l. c. I, S. 157.

Prediger sagte im nächsten Monate: „Ich mache das Publicum auf den heroischen Jüngling Oberst Washington aufmerksam, den, wie ich mich der Hoffnung nicht enthalten kann, die Vorsehung auf eine so auffallende Weise zu irgend einem wichtigen Dienst für sein Vaterland bewahrt hat.“ [1]) — Auf der Flucht überließen sich die englischen Soldaten rücksichtslos den größten Gewaltthaten gegen die Amerikaner, obschon deren Freiwillige sie deckten. Franklin bemerkt in seiner Selbstschilderung mit Recht: „Die Niederlage Braddocks und die darauffolgende unaufhaltsame Flucht bis nach Philadelphia gaben unserer hohen Idee von der Vortrefflichkeit der regulären britischen Truppen den ersten Stoß, und die abscheulichen Misshandlungen der unschuldigen Einwohner während des ganzen Marsches mussten natürlich die Folge haben, dass wir einen solchen Beistand nicht für wünschenswert halten konnten.“ Folgen der Niederlage.

Übrigens galt es jetzt, Thatkraft zu zeigen, denn entlang der ganzen Westgrenze wüthete der Krieg. Virginien ernannte Washington zum Oberbefehlshaber seiner Freiwilligen. — Der Mutter, die ihn vor den Gefahren warnte, entgegnete er: „Ich würde es für eine Schande halten, den Befehl, den mir die allgemeine Stimmung des Landes auflegt, zurückzuweisen“ — und es gelang ihm die Westgrenze von Virginien zu sichern und in die Freiwilligen kriegerische Zucht zu bringen. Auf seinen Antrag gieng im virginischen Bürgerhause ein Gesetz durch, welches den Kriegsgerichten die Macht verlieh, Ungehorsam, Aufstand, Ausreißerei, Spielen, Trinken, Fluchen und liederliches Leben mit schweren Strafen zu belegen. Nicht minder thätig zeigte sich Franklin in Pennsylvanien. Grenzkrieg. Washington.

Auf seinen Antrag hin wurden 50.000 Pfund Sterling bewilligt, um die Grenze mit einer Linie von kleinen Festungen zu schützen. Der frühere Buchdrucker und Grübler entfaltete jetzt die Talente eines Feldherrn und Staatsmannes. Er vertrieb mit einer Schar von 500 mit Äxten und Schwertern bewaffneten Freiwilligen die Indianer und deckte die Grenze durch kleine Bollwerke, welche sich gegenseitig unterstützten. Bei seiner Rückkehr wurde auch er zum Obersten ernannt. Ihn befragte die englische Regierung, als sie mit ihrem Unionsplan hervortreten wollte. Franklin rieth ab, denn das Volk wäre ja von jeder Theilnahme an den großen Rath ausgeschlossen. Auch war er gegen die Besteuerung durch das Parlament, solange das amerikanische Volk darin nicht vertreten sei. Er hob die Beschwerden der Amerikaner hervor, dass sie einmal Steuer zahlen müssten den englischen Landeigenthümern, dass sie zum Vortheil Englands das Land bebauen müssten und keine Fabriken anlegen dürften. Der ganze Reichthum der Colonien fließe demnach England zu. Wenn aber Amerika eine billige Anzahl von Vertretern zugestanden werde, so müssten auch die Handelsschranken fallen, und die Engländer die Amerikaner nicht wie Unterthanen, sondern als gleichberechtigte Mitbürger behandeln. Es wäre zum Vortheil Englands wie Amerikas, England würde um so viel Länder größer und kräftiger. Es werde dann den großen Franklin. Colonien und Parlament.

[1]) Bancroft, l. c. I, S. 109.

Gesammtstaat wenig kümmern, ob ein Kaufmann, ein Hutmacher, ein Schmied, in Alt- oder Neu-England reich werde. Auf diesen versöhnlichen Antrag, der aber die ganze Politik des Mutterlandes in der Folge umgestaltet hätte, wollte jedoch die englische Regierung nicht eingehen; sie sandte neue Truppen unter Loudun und hielt militärisch die Einheit und ihr Recht fest. Im October kam es am Eriesee zu Gefechten, in welchen der Franzose Dieskau fiel.[1])

Akadien. Kurz vorher hatte die englische Regierung eine sehr harte Maßregel gegen die Akadier durchgeführt, die älteste französische Colonie, welche im Frieden zu Utrecht an Großbritannien abgetreten worden war. Die Akadier sprachen noch immer französisch und hiengen an der katholischen Religion und an den Sitten ihrer Väter. Ihre Pfarrer waren auch ihre Beamten, ihre Richter und ihre Notare. Das Leben war einfach, die Sitten rein. Alle — und man zählte ihrer ungefähr 17.000 — bildeten eine große Familie. Einem jungen Paare halfen die Nachbarn beim Aufbau des Hauses und beim Ausroden des Waldes zu Ackerland. Wegen ihrer Weigerung, den unbedingten Treueid zu schwören, und wegen ihrer Anhänglichkeit an französische Sprache und Sitte und an die katholische Religion, waren sie der englischen Regierung immer verdächtig und wurden von ihr mit Härte, wie eine geringere Kaste, behandelt. Jetzt wurde ihnen zunächst befohlen, ihre Boote und Schießgewehre auszuliefern; — sie thaten es ohne Einrede, erklärten sich sogar bereit, den unbedingten Unterthaneneid zu schwören. Dann wurde ihnen September 1755 erklärt, die Regierung habe beschlossen, sie aus ihren Besitzungen zu entfernen; ihr Geld und so viel von ihren Hausgeräthschaften als ohne Unbequemlichkeit für die Schiffe fortgeführt werden könne, dürften sie mitnehmen. Ein Schrei der Verzweiflung erhob sich unter den Armen als sie ihre Heimat verlassen sollten. Aber sie hatten keine Waffen: Transportschiffe führten sie in die englischen Colonien, während ihr Vieh als Beute weggenommen, ihre Häuser verbrannt wurden, ihre Gärten und Äcker verwilderten. Viele starben auf den Schiffen, andere verkümmerten hilflos an der Küste, wo man sie abgesetzt, andere flohen in die Wälder und fanden mehr Erbarmen bei den Rothhäuten als bei den Weißen.[2]) —

Frankreich und England rüsten. Kampf um Minorca.

Schwüler Zustand Also ohne Kriegserklärung waren in der That Frankreich und England im Kriege miteinander. Auf die Nachrichten aus Amerika rüstete England eine neue Flotte aus. Die Verhaltungsbefehle an Admiral Hawke waren anfangs schwankend: er solle seine Flotte üben im Canal; wenn er auf französische Linienschiffe stoße, solle er sie angreifen, kleinere Kriegsschiffe und Kauffahrer aber nicht belästigen.[3]) Bald aber ward ihm der Befehl nachgesendet, alle französischen Schiffe, Kriegs- wie Handelsfahrzeuge, auf welche er zwischen Cap Ortegal und Cap Clear treffe, zu vernichten, und in kurzer Zeit waren 250 Handelsschiffe von englischen Kreuzern aufgebracht. Ein Schrei des Zornes durchhallte Frankreich: in Zeiten des tiefsten Friedens seien Kauf-

[1]) Franklin. l. c.
[2]) Bancroft, l. c. I, S. 168—173. — Garnau, Histoire du Canada, III.
[3]) Mahon, l. c. Chap. XXXII.

farteischiffe im Werte von 300 Millionen Livres weggenommen worden, England betreibe ein Seeraub-System im großen, welches eines civilisierten Volkes unwürdig sei. In einem Schreiben an Georg II. verlangte Ludwig XV. volle Vergütung für die Beleidigungen, die der Flagge Frankreichs geschehen seien. Auf beiden Seiten wurde mit fieberhafter Thätigkeit gerüstet. Ein Vorgefühl blutiger Ereignisse durchdrang die Welt. Auch die äußere Natur schien die Unruhe, die in der Menschheit herrschte, zu theilen. Der Erdboden war in stetem Zittern.

Erdbeben 1755

Man spürte die Schwingungen eines Erdbebens von Danzig bis Marokko. In Teplitz strömten die heißen Quellen plötzlich so viel Wasser aus, dass in einer halben Stunde alle Bäder der Stadt überflossen. In England sah man an Teichen und Flüssen das Wasser plötzlich anschwellen und dann wieder zurücktreten. Am ärgsten ward Portugal betroffen. Der erste November des Jahres 1755 war der Festtag Allerheiligen, den die ganze Natur durch Ruhe, Stille und Schönheit zu feiern schien. Die Kirchen waren voll von Andächtigen, als plötzlich vier Minuten nach neun Uhr ein heftiger Stoß alle Gebäude erschütterte und nach wenigen Minuten ein zweiter und dritter Stoß über 30.000 Menschen unter den Trümmern begrub. Mit dem Krachen der zusammenstürzenden Häuser mischte sich das Wehgeschrei der unter ihren Trümmern Begrabenen. Wer fliehen konnte, floh. Aber die Erde bewegte sich, wie wenn sie lebendig wäre. Der Strom stieg zwanzig Fuß hoch über seine gewöhnliche Höhe und verschlang, was er in den Straßen fand. Über 3000 Menschen sollen in ihm ihr Grab gefunden haben. Im Hafen wurden die Schiffe aneinander und in Trümmer geschlagen. Der vierte Theil der Häuser war zusammengestürzt. In einigen Orten brach Feuer aus und ein Sturm beflügelte die Flamme. Drei Tage hindurch brannte die Stadt, bis das Feuer in sich selber erlosch. Viele verbrannten. Denen, die noch lebten, drohte Hungersnoth; denn auch die Kornspeicher waren ein Raub der Flammen geworden. Aus den Gefängnissen waren die Missethäter entkommen, raubten, mordeten und unterhielten das Feuer. Gegen die armen Bewohner schienen sich alle Elemente verschworen zu haben und vierzig Tage und Nächte hindurch zitterte der Boden, so dass die Überlebenden nur unter Zelten, nicht mehr in Häusern zu wohnen wagten. Nicht bloß Lissabon, sondern auch Setubal, Porto und Algarve hatten gleich sehr gelitten. Der Schaden ward auf siebzig Millionen Gulden berechnet. Der König schrieb an seine Schwester, die Königin von Spanien: „Da stehe ich nun, ein König ohne Hauptstadt, ohne Unterthanen, ohne Kleider.“ — Der königliche Palast war beim ersten Stoß zusammengestürzt. Zum Glück war die königliche Familie gerade auf ihrem Landsitz in Belem. Der Schreck war groß, alles zitterte und weinte in der Umgebung des Königs. „Was ist zu thun!“ rief er, „um dieser Strafe der göttlichen Gerechtigkeit zu begegnen?“ — „Herr!“ rief sein Minister Pombal ruhig, „die Todten muss man begraben und für die Lebenden sorgen“,[1]) und entfaltete alsbald eine Umsicht und Thatkraft, die ihm das unbedingte Vertrauen des Don José erwarb. Er eilte sogleich auf den Schauplatz der Verwüstung, er ließ rund um die Stadt Galgen aufrichten und mehrere hundert Räuber und Mörder aufhängen. Seine Kutsche war mehrere Tage hin-

zerstört Lissabon 1. Nov.

[1]) „Senhor, enterrar os mortuos e cuidar nos vivos.“ — Schäfer, Geschichte von Portugal, V, S. 248.

durch sein Schreib- und Schlafcabinet. Um der Pest vorzubeugen, ließ Pombal die Todten schnell ins Meer versenken und Lebensmittel herbeischaffen, um die Leute vor der Hungersnoth zu retten, und entwarf rasch den Plan zu einer schönen, neuen Erbauung der Stadt.

Rüstungen. Den Winter 1755—1756 rüstete Frankreich mit Aufgebot aller Kräfte eine Flotte, zugleich wurde ein Landheer längs der Nordküste zusammengezogen. Ein panischer Schrecken kam über England; man fürchtete eine Landung. Burke sagt: „Die Nation zitterte im schmählichsten Schrecken, der zu öffentlich war, um verborgen zu bleiben, und zu verhängnisvoll, um in seinen Folgen je vergessen zu werden." Nur drei Regimenter, heißt es, seien im Lande vorhanden. Georg II. verlangte darum von Hessen die durch Vertrag vom letzten Jahre ausbedungenen 12.000 Mann. Er forderte von Holland die 6000 Mann Hilfstruppen, welche dasselbe durch alte Verträge im Falle einer feindlichen Landung zu stellen verpflichtet war. „Wir ließen uns zuerst in einen Krieg ein," schrieb Lord Mulgrawe, „und fiengen dann an, uns zu rüsten." Frankreich hatte damals jedoch nicht den Plan, ein Heer nach Irland oder Schottland zu werfen und eine neue Erhebung der Stuart'schen Partei zu bewirken, es wollte England nur über den eigentlichen Angriffspunkt irre machen. Mehrere Schiffe giengen nach den Antillen, andere unter Montcalm nach Canada, zwölf Kriegsschiffe dagegen mit 30.000 Mann und einem entsprechenden Geschwader brachen am 12. April 1756 von Toulon Minorca. nach der Insel Minorca auf, wo sie am 17. landeten. Dieser wichtige Hafen im Mittelmeere war 1708 von den Engländern mit 2000 Mann unter Stanhope in Besitz genommen und im Frieden von Utrecht an sie abgetreten worden. Die Besitznahme durch die Engländer war ein steter Dorn in den Augen der Franzosen. Die Südküste Frankreichs schien immer bedroht.

Die Täuschung der Engländer gelang aber jetzt den Franzosen vollkommen. Die Engländer hatten nur 2800 Mann auf der Insel. Von den Officieren, welche sie befehligen sollten, waren 35 auf Urlaub, insbesondere fehlte es ihnen an Ingenieuren. Das englische Ministerium war gewarnt worden,[1]) die Transportschiffe in Toulon seien auf zu kurze Zeit mit Lebensmitteln versorgt, als dass sie nach Amerika bestimmt sein könnten. Es ließ erst am 7. April zehn Kriegsschiffe, welche in schlechtem Zustande und armselig bemannt waren, nach dem Mittelmeere abgehen. Admiral der Franzosen war La Galissonnière, der beste Seemann. Das eigentliche Unternehmen auf die Festung war dem Herzog von Richelieu. Richelieu, dem Genossen der Ausschweifungen des Königs, übertragen. Man nahm diese Ernennung mit Ungunst auf und befürchtete ein Unglück. Die Pompadour soll auch in der Überzeugung von seiner Unfähigkeit die Ernennung betrieben haben, weil sie seinen Einfluss auf Ludwig XV. fürchtete und sein Verderben wünschte. Doch bewährte Richelieu größere Fähigkeit, als man ihm zutraute. Die Franzosen nahmen am 18. April Ciudadela und rückten dann auf

[1]) Mahon, l. c. Chap. XXXIII.

Mahon los, die Hauptstadt der Insel, welche ihnen die Engländer überließen; denn sie wollten nur die Citadelle San Felippe behaupten, die in Felsen gehauen und von tiefen Gräben geschützt, mit achtzig Minengängen versehen, keiner europäischen Festung nachstand. Die Vertheidigung wurde von Blakeney mit Umsicht geleitet. Da erschien Byng mit seiner Flotte am 19. Mai in Sicht von San Felippe. Am 20. stellten sich beide Flotten einander gegenüber auf, und von ihrem Kampfe hieng jetzt das Schicksal der Belagerung ab. An Zahl der Schiffe waren sich beide gleich. Die englischen waren aber einmal jämmerlich schlecht bemannt und mussten schon in Gibraltar repariert werden. Ein Bataillon sollte Byng aus Gibraltar mitnehmen, aber der Commandant weigerte sich, es abzugeben, sonst wäre die Besatzung zu schwach. Der Widerstand der Franzosen war sehr hartnäckig. Der englische Unterbefehlshaber West drängte zwar die ihm gegenüberstehenden Schiffe aus der Linie, vermochte aber kein einziges zu nehmen. Byng ließ es an kühnem Muthe fehlen, er fürchtete für seine Flotte. Die Engländer konnten nicht mit San Felippe in Verbindung treten. Byng hielt am andern Tag einen Kriegsrath,[1]) erklärte, die Schiffe befänden sich in einem schlechten Zustande, die Franzosen seien an Mannschaft und schwerem Geschütz überlegen, und schlug vor, Minorca seinem Schicksal zu überlassen und nach Gibraltar, welches des Schutzes gleichfalls bedürfe, zurückzukehren und dort die Ankunft von Verstärkung abzuwarten, denn er habe keine Landungstruppen, und was er an Mannschaft habe, sei zur Sicherheit der Flotte unentbehrlich. Auch wenn er einen Sieg zur See erringe, hätte er keine Mannschaft für das Fort. Der Kriegsrath stimmte einmüthig bei. Die Flotte fuhr gegen Gibraltar ab, La Galissonnière verfolgte nicht, um die Belagerung zu decken, und Richelieu setzte den Angriff mit Umsicht und Muth fort. Täglich wurden 4400 Kugeln und Bomben in die Stadt geschleudert. Als der spanische Wein Unordnungen unter den Soldaten hervorrief, erklärte Richelieu, wer sich betrinke, dürfe am Sturme nicht theilnehmen; da wirkte das Ehrgefühl so mächtig, dass man keinen Franzosen mehr berauscht sah.

Byng. Seeschlacht. Rückfahrt nach Gibraltar.

In der Nacht vom 27. Juni führte Richelieu die Seinen zum Sturm. Fünf Bollwerke wurden erstiegen. Am 29. übergab Blakeney die Festung gegen freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Diese Eroberung machte Frankreich wie freudetrunken. Richelieu wurde als Held hochgefeiert, während der eigentliche Eroberer La Galissonnière auf dem Heimwege starb.

San Felippe ergibt sich.

Richelieu eilte, sich zu sonnen in der Anerkennung seines Königs, fand aber eine kalte Aufnahme. „Herr Marschall," redete ihn Ludwig XV. an, „ich freue mich, Sie zu sehen. Wie haben Sie die Feigen auf der Insel Minorca gefunden? Sind sie wirklich so schmackhaft, als das Gerücht ausgibt?" — Auch erhielt Richelieu das Commando in Deutschland nicht.

Viel schlimmer ergieng es dem Admiral Byng. Das Ministerium suchte seine eigene Sorglosigkeit dadurch zu decken, dass es ihn wegen Vernachlässigung seiner Pflicht in Anklagestand versetzte. Der Zorn des Volkes verlangte ein Opfer. Das Kriegsgericht sprach Byng von Verrätherei und Feigheit frei, erklärte aber, er habe nicht sein Äußerstes gethan, um San Felippe zu entsetzen. Demgemäß wurde er zum Tode verurtheilt und am 14. März erschossen.

Byng.

[1]) Mahon, l. c. Chap. XXXIII.

Er starb wie ein muthiger Mann, überzeugt, dass ihm Unrecht geschehe. Voltaire bemerkte witzig: „In diesem Lande pflegt man von Zeit zu Zeit einen Admiral zu erschießen, um die andern zu ermuthigen.“[1] —

Die Parteibildung in Europa.

England und Frankreich waren im Krieg miteinander. Letzteres konnte zur See nicht vollständig überwunden werden; da es so reiche Hilfsmittel besaß, vermochte es immer wieder eine Flotte zu schaffen, und konnte mit seinem Landheer König Georg sein Hannover wegnehmen. Begreiflich, dass England um Verbündete ausschauen musste und dass, wenn der Kampf ein langwieriger wurde, auch Frankreich nicht ohne Verbündete bleiben konnte: Alle Cabinete waren deshalb bald in Bewegung und es fragte sich, ob die alte Verbindung, Preußen und Frankreich einerseits, Österreich, England, Russland andererseits, sich wiederholen werde.

Österreich und England

Wir sahen früher, wie ungehalten Maria Theresia über den Frieden von Aachen war, wie sie England grollte, weil dieses zuletzt geholfen, sie einiger Provinzen zu berauben. Die Überzeugung stand in ihr fest, dass ihre Politik in den richtigen Geleisen sich nicht bewegt habe und dass man einen festen Plan hinsichtlich der Allianzen befolgen müsse, da man zu den beiden bisherigen gefährlichen Feinden, Frankreich und der Türkei, in Zukunft noch einen dritten höchst gefährlichen in Preußen gegen sich habe. Darum stellte Maria Theresia 1756 an die Mitglieder der Conferenz die Frage, welches politische System Österreich in Zukunft zu befolgen habe.

Der Kaiser.

Die Antworten waren verschieden.[2] Der Kaiser erklärte, man solle sich auf seine innern Kräfte verlassen und diese ausbilden, seine alten Freunde behalten und neue erwerben. Die Mehrzahl meinte, England sei nebst Russland der einzige Staat, dessen Freundschaft für Österreich von höchstem Wert sein müsse, und zwar sei Russland, weil alles von der Gesinnung und vom Leben der Kaiserin und ihres Ministers abhänge, ein unzuverlässiger, England aber,

---

[1] Walpole stellt in seinen „Denkwürdigkeiten“ (II, S. 220—221) das Urtheil gegen Byng als ein Unrecht dar und sagt über das Ende: „Sein Benehmen war fortwährend heiter, standhaft, würdig und verständig. Während er sich als Opfer betrachtete, betrug er sich wie ein Held. Er war in der That der einzige Mann, den seine Freunde nicht zu ihren Zwecken zu erniedrigen vermochten. Alle ihre Vorstellungen, zu entweichen, wies er mit Unwillen zurück; er verschmähte es, der Verleumdung einen solchen Anhaltspunkt zu geben. Von seinem Schicksale sprach er mit Gleichmuth. Er nahm ruhigen Abschied von den Freunden, hielt die Officiere keinen Augenblick auf, gieng geradewegs auf das Verdeck, setzte sich mit ungezwungenem Anstand auf einen Stuhl und entsprach der Bitte, sich ein Tuch gefallen zu lassen (was er früher nicht wollte) mit dem nämlichen Gleichmuth: ‚Wenn es den Soldaten bange macht, mir ins Gesicht zu blicken, so mag es geschehen; mir werden sie nicht bange machen.‘ Er gab selber das Zeichen, erhielt einen Schuss in den Kopf und einen ins Herz und fiel auf der Stelle. — Es war ein vollständiges Trauerspiel: es gab einige Zwischenfälle, einen Mord und einen Helden.“

[2] Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg, 1748—1756, Bd. IV, 10. Cap.

weil sein Vortheil damit verbunden sei, ein verlässlicher Bundesgenosse. Nur das jüngste Mitglied der Conferenz, Graf Kaunitz, sprach eine Ansicht aus, die von der bisherigen Politik vollständig abwich: Allerdings sei England ein natürlicher Freund, aber im Falle eines Krieges gegen Preußen sei auf seinen Beistand nicht zu rechnen, ebensowenig auf den von Holland. Sachsen sei nicht im Stande, an einem Kampfe gegen Preußen augenblicklich theilzunehmen. Auf Russland lasse sich nicht fest rechnen. Preußen sei nebst der Pforte der gefährlichste Nachbar, seine Kriegsmacht sei derjenigen der Kaiserin, wenn nicht überlegen, doch zum mindesten gleich. Seine Übermacht müsse aber beschränkt und das Verlorene wieder hereingebracht werden, dies sei aber nur möglich durch Beihilfe Frankreichs. Mit dieser Macht müsse man deshalb gute Beziehungen pflegen. Also Kaunitz. Doch wurde zunächst nur der Beschluss gefasst, eine innere Kräftigung der Monarchie anzustreben, Russland im Bündnis mit Österreich zu erhalten und Frankreich nach und nach hineinzuziehen. — Kaunitz hatte übrigens der Kaiserin-Königin aus der Seele gesprochen.

Kaunitz. Ansicht.

Anton Wenzeslaus Graf Kaunitz-Rietberg, geboren 1711, gebildet in Leipzig, 1737 als Reichshofrath in Regensburg verwendet, 1742 von Maria Theresia nach Turin als Botschafter entsendet, erwarb das Vertrauen seiner Herrin durch den Scharfsinn, der in seinen Depeschen lag. Als Bevollmächtigter beim Congress zu Aachen verfocht er die Sache Österreichs aufs kräftigste und kam schon damals zur Überzeugung, Österreich dürfe sich nicht auf das Bündnis mit England verlassen, sondern müsse suchen, Russland und Frankreich zu gewinnen, um im Vereine mit diesen Mächten Preußen zu erdrücken. Das war aber bloß seine Ansicht, noch nicht die der Regierung, welche vielmehr noch gute Beziehungen mit England zu haben und Georg II. in das mit Russland 1746 abgeschlossene Bündnis hineinzuziehen suchte, das zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe von Preußen sicher stellen sollte. Doch entschloss sich Georg II., wohl dem Vertrage selber, nicht aber den geheimen Separat-Artikeln beizutreten. In seinem und Österreichs Interesse betrieb die englische Regierung jedoch seit 1750 noch einen andern Plan, nämlich die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König. Maria Theresia gab ihre Zustimmung, wenn die Wahl nicht durch allzugroße Opfer, namentlich durch Erniedrigung der Kaiserwürde, erkauft werde. England unterhandelte nun mit einzelnen Kurfürsten. Ihre Forderungen waren ungebürlich groß. Insgeheim stachelten zum Widerstand nicht bloß Frankreich, sondern noch vielmehr Preußen, welches alles zu vereiteln trachtete, was eine Kräftigung Österreichs und Deutschlands durch dasselbe herbeiführen konnte.

Georg II. Josephs Königswahl.

Die Stellung Preußens zu Österreich blieb also auch nach dem Frieden von Dresden immer eine gespannte. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens kaum verschmerzen und Friedrich II. glaubte nie, dass sie ihn verschmerzen könne. Hinter allem Austausch von Höflichkeiten lag Verdacht und Argwohn. Als ihm sein Gesandter aus Wien meldete, wie wohlwollend, wie freundlich ihn die Kaiserin aufgenommen habe, antwortete der König: „Ich weiß genau, was ich in Bezug auf ihre Gesinnung gegen mich halten soll. Am Altare könnte sie mir schwören, meine Freundin sein zu wollen, so würde ich ihr nur solange glauben, als sie keine Gelegenheit und keinen günstigen Augenblick fände, um mir zu schaden.“ — Die Lage, in die er sich zu Österreich selber versetzt hatte, rief diesen Argwohn in Friedrich II. hervor. In der Ausführung des Dresdener Friedens glaubte man in Wien immer, auf die feindliche Gesinnung des Königs von Preußen zu stoßen.

Friedrich II. Maria Theresia.

Königswahl. Da jetzt von ihm als Zeichen der Freundschaft die Beistimmung zur Wahl des Erzherzogs als römischen Königs erbeten wurde, erklärte Friedrich II., man solle die Großjährigkeit des Erzherzogs erst abwarten, denn der Kaiser befinde sich ja noch in den besten Jahren, ganz Europa und namentlich Deutschland sei in vollständiger Ruhe, und wenn der Kaiser unversehens sterben solle, so könne ja das Reich nicht von einem unmündigen Kaiser gelenkt werden. An sämmtliche Kurfürsten schrieb Friedrich II., die Wahl eines römischen Königs sei noch nicht zeitgemäß und es seien vor der Wahl noch eine Menge Vorfragen zu erledigen.

Maria Theresia. Maria Theresia hörte aus all diesen Gründen nur das Nein heraus und war darum von neuem im Glauben an die feindselige Gesinnung des Königs gegen sie befestigt. Seinem Einflusse schrieb man die hohen Forderungen zu, welche der Pfalzgraf für seine Stimme erhob, und den stolzen Ton, mit welchem Georg II. dem österreichischen Gesandten erklärte, wenn die Kaiserin die gebotenen Opfer nicht bringen, wenn sie nicht sogleich die Wahl des Erzherzogs Joseph zum König vornehmen lassen wolle, so werde er ihr seine Freundschaft entziehen und sich mit Frankreich vergleichen.[1]) — Um so hohen Preis mochte Maria Theresia die Königswahl nicht erkaufen. Die Drohung des englischen Gesandten schreckte sie nicht, in den Straßen Wiens werde gar bald das Gras wachsen, wenn die Kaiserkrone auf ein anderes Fürstenhaus übergehe. Zunächst suchte sie selber mit Frankreich ein freundlicheres Verhältnis anzubahnen.

Frankreich. Deshalb wurde der französische Geschäftsträger Blondel, welcher nach dem Frieden zu Aachen gewisse Dinge in Wien bereinigen sollte, von der Kaiserin-Königin mit vieler Rücksicht aufgenommen und sogar zu kleineren Hoffesten eingeladen, bei welchen sie einen vertrauteren Kreis um sich versammelte und nur noch den Nuntius, die Gesandten Englands, Hollands und Venedigs einlud. Vor

Blondel. Blondel äußerte sie offen ihre Unzufriedenheit mit den Seemächten und ihren Wunsch nach einer dauernden Aussöhnung mit Frankreich und ihr Vertrauen auf Kaunitz. Blondel ward dadurch gewonnen, aber auch als vor einem Bestochenen vom preußischen Gesandten vor ihm in Paris gewarnt. Blondel kam mit dem besten Eindrucke und mit der Überzeugung nach Paris zurück, daſs Kaunitz der Leiter der österreichischen Politik in der Zukunft sei. Nach ihm kam als französischer Botschafter der Marquis de Hautefort und fand die schmeichelhafteste

Kaunitz. Aufnahme. Dagegen wurde Kaunitz als österreichischer Botschafter nach Paris entsendet; insbesondere erhielt er die Weisung, den Bestrebungen Preußens ent-

Paris. gegenzutreten, welches stets bemüht sei, Frankreich mit Mistrauen gegen Österreich zu erfüllen, sich selbst aber dem Cabinete von Versailles unentbehrlich zu machen. Er fand beim König, bei der Pompadour wohlwollenden Empfang, aber es ist falsch,[2]) wenn behauptet wird, er habe bald sein Ziel erreicht und die Pompadour den König für einen Bund gegen Preußen insgeheim gewonnen. „Die Stimmung für Österreich", so berichtet Kaunitz, „wolle sich nicht bessern, Preußen fahre fort, seine Feindschaft gegen Maria Theresia offener als je zur Schau zu tragen und Frankreich sei mit ihm nach wie vor aufs engste verbunden: Preußen sei umso mächtiger, als auch England für dasselbe arbeite. Da nun überdies bei dem baldigen Tode des jetzigen Sultans ein Krieg mit der Pforte zu fürchten sei, so bleibe kein anderes Mittel zur Befestigung der eigenen Sicherheit übrig, als endlich den Verlust Schlesiens gänzlich zu vergessen, dem König

---

[1]) Arneth, l. c. S. 314.
[2]) Vergl. die hier so wichtigen Mittheilungen Arneths, l. c. S. 326.

von Preußen diesfalls alle Sorge zu benehmen und ihn auf diese Weise dereinst in die Allianz Österreichs mit den Seemächten zu ziehen. Erst im August 1751 kam Kaunitz auf den Gedanken, sich des Einflusses der Pompadour, die viele Güte für ihn hatte, zu bedienen, zur Erreichung seiner politischen Zwecke, aber er setzte in dem Berichte wieder zweifelnd hinzu: „All diese Güte hat freilich keinen Einfluss auf die eigentlichen Geschäfte, aber derartige persönliche Zuneigungen verderben doch nichts und können bei günstiger Gelegenheit von bedeutenden Folgen sein."

Spanien.

Bessere Fortschritte als in Paris machte dagegen die österreichische Diplomatie an anderen bourbonischen Höfen und zwar zunächst in Madrid. Ferdinand VI. (1746—1759) hegte bessere Gesinnungen gegen Österreich als sein von der bösen Elisabeth geleiteter Vater Philipp V. Als er gemüthskrank wurde, leitete ihn seine Gemahlin Maria Magdalena Barbara von Braganza, die Tochter König Johanns V. von Portugal, aber sie verehrte Maria Theresia und hielt ein Bündnis für beide Staaten vortheilhaft.

Die Braganza.

Großen Einfluss hatte noch ein Castrat Farinelli aus Neapel, dessen Stimme einen wunderbaren Zauber ausübte. Nachdem er in London und Paris durch seinen Gesang alles hingerissen hatte, entzückte er auch Madrid, und als er zum erstenmale in der Nähe des kranken Philipp V. sang, ward dessen sonst finsterer Blick wieder heiter, der König stand auf, ließ sich ankleiden und unterschrieb, was man ihm vorlegte. Täglich musste Farinelli nun an den Hof kommen, stets dieselben vier Arien singen, und die Wirkung war immer gleich beruhigend. Ähnlich ergieng es Ferdinand VI. in seiner Krankheit. Farinelli wurde ein mächtiger Mann, doch verwendete er seinen Einfluss stets nur zum Wohle Spaniens. Die Minister Carvajal und Enjenada suchten mit der Königin die Wunden zu heilen, welche die Eroberungssucht der Elisabeth von Parma dem Lande geschlagen hatte. Ordnung kam in die Finanzen, der Handel hob sich, Spanien kam wieder zu einer Flotte. Umso wichtiger war nun für Österreich der Vertrag, welchen Rigazzi 1752 in Aranjuez abschloss, wonach beide Mächte sich zur Aufrechthaltung des Friedens und zu gemeinschaftlichem Auftreten gegen Jeden verpflichteten, welcher ihn zu brechen versuche.

Ferdinand VI.

Vertrag von Aranjuez.

Im Falle eines bewaffneten Angriffes solle ein Staat dem andern mit 12.000 Mann und 4000 Reitern unterstützen. Für Triest und Belgien war es von Bedeutung, dass dem österreichischen Handel im Vertrage jede Begünstigung zuerkannt wurde. Die Ehe Ferdinands VI. war nicht mit Kindern gesegnet, wohl aber die seines Bruders, des Königs Karl von Neapel. Nun wurde eine Doppelheirat verabredet, Erzherzog Joseph sollte mit der ältesten Tochter des Königs beider Sicilien, und der älteste Sohn des Königs mit einer Erzherzogin vermählt werden. Diese enge Verbindung mit den spanischen Bourbonen wirkte aber wenig zu Gunsten Österreichs in Versailles, wo damals eine gewisse Kälte gegen die Spanier herrschte. Das Vertrauen der

Karl von Neapel.

Pompadour hatte für Kaunitz und die Sache Österreichs zunächst keinen weiteren Vortheil; es scheint, sie wagte damals nichts für Österreich zu thun, obschon sie den Preußenkönig gründlich hasste. Voltaire hatte ihr nach seiner Beschimpfung in Frankfurt aus Rache die Spottgedichte Friedrichs II. auf sie mitgetheilt.

Kaunitz Staatskanzler.

1753 kehrte Kaunitz nach Wien zurück, wo ihm Maria Theresia die Leitung der Geschäfte übertrug. Uhlefeld und Bartenstein dankte sie für ihre bisherigen treuen Dienste durch glänzende Beweise ihrer Gnade: der eine wurde oberster Hofmeister, der andere Vicekanzler der böhmischen Krone; auf die äußeren Angelegenheiten hatten sie jedoch keinen Einfluss mehr, deren Leitung übernahm jetzt Kaunitz vollständig. Dadurch kam Verschwiegenheit und System in die österreichische Politik. Kaunitz war ein Mann von hohem Scharfsinn und großer Willenskraft und wusste einen Plan beharrlich zu verfolgen. Maria Theresia hatte seinen Wert erkannt, trotz der Sonderbarkeiten, wegen deren sich viele an ihm stießen: er war weichlich, putzsüchtig, ängstlich für seine Gesundheit besorgt, er konnte den Namen Tod nicht hören; wollte man ihm melden, jemand sei gestorben, so musste man ihm sagen: er wird nimmer kommen. Er scheute die freie Luft, während Maria Theresia selbst im Winter das Zimmer gerne offen hatte; wenn aber der Staatskanzler kam, schloss sie mit eigener Hand aus Achtung vor seinen Eigenschaften die Fenster. Wenn Kaunitz sich in Paris aufhielt, kam er viel mit den tonangebenden Schriftstellern zusammen; trotzdem er manche ihrer Ansichten theilte, hatte er doch die Überzeugung vom hohen Werte der Religion für das gesunde Leben eines Volkes. Österreich aus seinen Verwicklungen frei, nach außen mächtig und den gefährlichsten seiner Feinde unschädlich zu machen, war das beharrliche Ziel seiner eifervollen Thätigkeit.

Wandlung der Politik

Die Wandlung der österreichischen Politik gieng übrigens langsam vor sich, es ist falsch, dass sie mit seiner Rückkehr nach Wien auf einmal eingetreten sei. Der Vortheil wie die Ehre Österreichs war ihm maßgebend in der Wahl der Allianzen. England glaubte ihn damals noch auf seiner Seite zu haben.[1]) „Er ist überzeugt," so meldet der englische Gesandte aus Wien, „dass Österreich Freundschaft oder Hilfeleistung niemals vom Hofe zu Versailles zu gewärtigen habe, dass die Kaiserin das Band der Freundschaft mit ihren alten und natürlichen Verbündeten immer fester und fester knüpfen müsse. — Er besitzt nicht allein natürliche Gaben ersten Ranges, sondern sie sind auch in hohem Grade ausgebildet. In seiner Jugend lernte er viel und mit großem Fleiße; seit jener Zeit wurde er fortwährend in den verschiedensten Angelegenheiten verwendet. Er spricht gut und mit großer Präcision des Ausdruckes, so gut, dass ich ihn im Verdacht habe, er liebe es, sich selbst sprechen zu hören. — Jedermann sagt von ihm, dass er ein ehrlicher Mann sei und die Interessen seiner Kaiserin wahrhaft im Herzen trage." — In der That zeigt auch die geheime Anweisung, welche Kaunitz seinem Nachfolger in Paris, dem Grafen Georg Starhemberg, mit-

Georg Starhemberg.

[1]) Arneth, l. c. IV, S. 351.

gab, dass er damals eher schlimmer als guter Dinge sich von Frankreich versah.[1]) Das sorgfältigste Augenmerk, heißt es dort weiter, sei beim Wiener Hof darauf gerichtet, mit sämmtlichen Mächten in gutem Einvernehmen zu bleiben und den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten. Diese friedfertige Gesinnung erstrecke sich sogar auf den französischen und preußischen Hof, „ungeachtet uns ihre widrigen und mit der Beobachtung der Treue und des Glaubens nicht zu vereinbarenden geheimen Absichten und Unterbauungen durchaus nicht verborgen sind und ungeachtet bei den meisten Höfen das unbegründete Vorurtheil obwaltet, als ob wir die Staatsangelegenheiten so zu führen wüssten, dass wir in einen baldigen Krieg mit dem König von Preußen gerathen, und neue Gelegenheit finden möchten, die verlorenen schlesischen Lande wieder unter unsere Botmäßigkeit zu bringen. Wir sind gewohnt und unsere christliche Gesinnung erfordert es, das Versprochene heilig zu erfüllen, und unser Gewissen vor Veranlassung eines Krieges und häufiger Vergießung von Menschenblut rein zu halten. Wir verabscheuen alle politischen Maßregeln, welche nur auf Ungerechtigkeit, Eigennutz und Vergrößerungssucht gebaut sind. Solange also der genannte König seinen Verbindlichkeiten genügt und nicht selbst ein neues Kriegsfeuer anbläst, hat er so wenig als jede andere Macht etwas Feindliches von uns zu besorgen." — Die damalige Einigung zwischen Preußen und Frankreich fand nämlich in einem 1754 abgeschlossenen Handelsvertrage und in ihrer gemeinsamen Thätigkeit gegen die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König Ausdruck. Starhemberg fand gleichfalls bei der Pompadour wohlwollende Aufnahme, aber vom Abschluss eines Bündnisses zwischen Frankreich und Österreich konnte keine Rede sein. Es herrschte allgemein die Überzeugung, bei dem bevorstehenden Kriege werde Österreich an der Seite Englands stehen. Und als Starhemberg beim französischen Minister anfragte, ob im Falle eines Krieges mit England Frankreich den Frieden von Aachen brechen und Belgien angreifen werde, gab dieser zur Antwort, man könne es den Franzosen nicht verdenken, wenn sie sich durch Bekämpfung der Verbündeten Englands für die zu besorgenden Nachtheile schadlos halten!

England.

Also war Österreich an England angewiesen. Allein im Verkehr beider Cabinete herrschte eine große Gereiztheit. Die Engländer sahen es nicht gerne, dass die Österreicher 1752 im Vertrage mit Spanien gleiche Handelsvortheile mit ihnen und den Holländern erhielten. Maria Theresia war empört darüber, dass England hinsichtlich der Forderungen in der Barrièrenfrage[2]) sich auf die Seite Hollands stellte. 1701 beim Abschlusse der großen Allianz sagte Leopold I. den Generalstaaten allerdings eine Barrière wider Frankreich zu, aber England und Holland bestimmten 1706 allein, wie diese beschaffen sein solle, und 1716 wurde Belgien an Karl VI. nur unter den drei lästigen Bedingungen zurückgestellt: 1. dass holländische Truppen, ungefähr 12.000—14.000 Mann, die Grenzfestungen Frankreichs gegen Belgien zu besetzen haben; 2. dass aus den Einkünften der österreichischen Niederlande jährlich eine halbe Million Thaler auf Besoldung dieser holländischen Truppen verwendet werden, und dass im Falle einer Verzögerung oder Weigerung dieselben von den Zahlungspflichtigen sogar mit Gewalt hereinzubringen seien; 3. dass die Schelde geschlossen bleibe und Antwerpen den Handelsstädten Amsterdam und Rotterdam keine Concurrenz mache. Welche demüthigende Bedingungen für den Stolz eines Kaisers und für den auf-

Barrièren-vertrag.

[1]) Mitgetheilt bei Arneth, l. c. l. c. IV, S. 354 ff.
[2]) Vergl. Bd. X, S. 319, 320, 673, 770, 784, 788, 789 dieses Werkes.

strebenden Unternehmungsgeist Belgiens! Wie ungern hat Karl VI. dem Andringen der Seemächte die Ostendische Handelsgesellschaft geopfert. Nun hatten im österreichischen Erbfolgekrieg in diesen Festungen die Holländer ihre Pflicht nicht gethan, ja sogar mehrere ohne Schwertstreich an die Franzosen übergeben. Wir finden es daher begreiflich, dass Maria Theresia vom Barrièrenvertrag jetzt nichts mehr wissen wollte, dass sie erklärte, sie lasse sich durch keine auswärtige Macht in ihrem Souveränitätsrecht beschränken, sie habe die Pflicht, ihre Unterthanen zu schützen, und könne sich nicht herbeilassen, den Wohlstand des eigenen Landes untergraben zu helfen. Dabei forderte England in fast drohendem Tone von Österreich, wie von einem Schützling, dass es 25.000—30.000 Mann nach den Niederlanden entsende, während in Wien die Ansicht obwaltete, der Streit wegen der amerkanischen Colonien liege Österreich zu fern und es habe nöthiger, all seine Macht gegen einen Anfall Preußens zu sammeln, als seine Streitkräfte in die Ferne zu senden, zumal es in dieser Frage keine ausgiebige Hilfe von den Seemächten zu erwarten habe. England hatte nur Forderungen; das Höchste, was es anbot, war, dass es den König von Preußen zur Neutralität bestimmen wolle. —

Vertrag zu Westminster 16. Januar 1756.

Der englische Gesandte Holderneſſe bezeichnete die Lage mit den Worten: „Unser Feind ist Frankreich, Österreichs Feind ist Preußen. Es wird uns nur gegen Frankreich helfen, wenn wir uns zu seinem Verbündeten wider Preußen machen und wenn wir ihm helfen, das wieder zu erobern, was es im letzten Kriege verloren hat. Von unserer Seite wäre es sicher eine Narrheit, auf solche Entwürfe einzugehen.“ [1]) Kaunitz glaubte, dass Österreich im bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben könne, entweder mit England oder Frankreich halten müsse, jedenfalls aber einen Angriff von Seite Preußens zu bestehen haben werde, und beschloss, da der größere Vortheil im französischen Bündnis lag, einen kühnen Versuch mit Frankreich zu machen. Die Schwierigkeiten waren groß, denn es galt, gegen eine Anschauung zu kämpfen, welche seit zweihundert Jahren bei den Franzosen eingewurzelt war, nämlich gegen die Überzeugung, dass Österreich der natürliche Feind Frankreichs sei.

Antrag in Paris.

Starhemberg sagte am 29. August 1755 der Pompadour, er habe dem Könige wichtige Mittheilungen zu machen. Der König bestimmte den Abbé Bernis, den Abkömmling einer adeligen Familie aus der Provence, der früher als Dichter bekannt, dann durch Begünstigung der Pompadour in die diplomatische Laufbahn gekommen war, zu seinem Vertrauensmann. Die Verhandlungen begannen am 3. September 1755 zu Babioles, dem Landgute der Pompadour bei Sevres. Starhemberg erklärte: die Kaiserin wünsche

[1]) La Cour de Russie, p. 131.

zwar den Frieden zu erhalten, sehe aber den Krieg unvermeidlich kommen, der sie in die schmerzliche Lage versetze, gegen Frankreich zu kämpfen. Das Interesse der katholischen Religion und die Ruhe Europas verlangen jedoch gebieterisch, dass Bourbon und Habsburg Hand in Hand miteinander gehen. Die Kaiserin mache daher einen Versuch, die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen. Sie sei bereit, dem Bunde mit England zu entsagen, wenn König Ludwig XV. sich von Preußen zurückziehe. Frankreich wünsche sich nach den Niederlanden hin auszudehnen, die Kaiserin sei bereit, Mons abzutreten und Luxemburg zu schleifen und das übrige Flandern an Don Philipp abzugeben, wenn er dagegen zu Gunsten Österreichs auf Parma, Piacenza, Guastalla verzichte. Der Bewerbung des Prinzen Conti um die Krone Polens wolle die Kaiserin förderlich sein, da Ludwig XV. so viele Vorliebe für diesen Prinzen hege. Österreich verspreche ferner, Frankreich mit Russland auszusöhnen. Eine neue Ordnung der Dinge müsse begründet und Preußen unschädlich gemacht, dagegen könnten Frankreichs Verbündete, Schweden und Sachsen, durch Theile Preußens vergrößert werden. Über die Kosten der Ausführung des Planes könne man sich verständigen.

Das waren hochwichtige Vorschläge und mit großer Offenheit vorgelegt. Antwort. Bernis war über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, erschrocken und bat den König, alles dem Ministerium vorzulegen. Es verstieß gegen die Grundanschauung der Franzosen, was hier geboten war. Darum gieng auch der geheime Rath, welchen Ludwig berufen hatte (Argenson, als eifriger Anhänger Preußens, war nicht zugezogen worden), der Entscheidung aus dem Wege. Man suchte Zeit Zögerung. zu gewinnen.[1]) Die Antwort sprach nur die Freude des Königs aus über die Erklärung der Kaiserin, dann die Weigerung, zu irgend einem feindseligen Schritte gegen Preußen die Hand zu bieten oder einen solchen auch nur stillschweigend zu gestatten; endlich verlangte sie Belege dafür, dass zwischen Preußen und England geheime Unterhandlungen stattfänden, zum Schaden der katholischen Religion, zum Nachtheile Österreichs. Dieses suchte die Verhandlungen nur nicht abbrechen zu lassen, ließ aber durchblicken, es könne den Versprechungen Frankreichs niemals trauen, so lange man besorgen müsse, dass es mit Preußen in näherer Verbindung, als mit Österreich bleibe. Die Schwierigkeit dieser Verhandlungen Schwierigkeiten. bezeichnet Kaunitz in einer späteren Denkschrift selber mit den Worten: „Der Anfang war erfüllt mit Zweifel und Misstrauen, mit Unentschlossenheit und Ungewissheit der peinlichsten Art. Von England verlassen, oder doch zum mindesten überzeugt, dass wir von dort nichts zu hoffen haben gegen des Hauses Österreich geborenen Feind, besorgten wir jeden Augenblick, von Frankreich zu der im Aachener Frieden verabredeten Garantie gegen England aufgefordert, oder im günstigsten Falle zu einer für die Gegenwart unvortheilhaften, für die Zukunft aber verderblichen Neutralität gezwungen zu werden. Denn indem sie all unseren Feinden freien Spielraum wider uns gegeben hätte, würde sie uns unserer alten Freunde unwiderruflich beraubt haben.“[2])

---

[1]) Die Memoiren von Duclos sind hier bedeutsam.
[2]) Arneth, l. c.

Wendung. Frankreich schlug am 28. December einen Neutralitätsbund vor und in Wien bekam man Zeit, die Frage nach allen Richtungen hin zu untersuchen. Im Januar aber fieng Frankreich an, vorwärts zu drängen und hitzig zu werden. Der Grund lag einmal in der Weigerung Englands, die weggenommenen Schiffe zurückzustellen, dann in der bitter empfundenen Nachricht, Preußen habe den 16. Jänner 1756 ein Bündnis mit England geschlossen.

Preußen. Friedrich II., hat die Geschichte dieses Bündnisses selber erzählt.[1]) Danach war er anfangs entschlossen, beim bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben. Sein Bündnis mit Frankreich gieng dem Ende entgegen, aber im französischen Ministerium waren viele für Erneuerung desselben. Friedrich sollte nach ihrem Plane Hannover angreifen und dadurch Georg II. zum Nachgeben zwingen. „Herr Rouillé, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte einst zu dem Herrn Hannover. von Knyphausen, in der Absicht, den König dahin zu bringen, zu dieser Diversion etwas beizutragen: ‚Schreiben Sie, mein Herr, dem König von Preußen, dass er uns in der Unternehmung auf Hannover beistehen solle. Es gibt dabei etwas zu plündern: der Schatz Georgs II. ist gut gefüllt. Der König braucht ihn nur wegzunehmen. Das, mein Herr, ist ein guter Fang.‘ Der König ließ ihm antworten: Über dergleichen Anträge möge man vielleicht sehr schicklich mit anderen in Unterhandlung treten. Der König hoffe aber, dass aufs künftige Herr Rouillé so geneigt sein werde, einen Unterschied unter den Personen zu machen, mit welchen er Geschäfte hätte. Diese Unterhandlungen wurden indes zu Ende des Jahres England. 1755 lebhafter. Auch England wandte sich an Preußen: es solle an den Maßregeln theilnehmen, welche die allgemeine Ruhe und Sicherheit begründen und beschützen könnten. Dieser Antrag war sehr wichtig in seinen Folgen: die Lage Preußens war damals so beschaffen, dass der Entschluss, welchen er fasste, Einfluss auf Krieg oder Frieden hatte. Erneuerte man den Vertrag mit Frankreich, so musste man das Kurfürstenthum Hannover angreifen; und das hieß sich die Macht der Engländer, der Österreicher und der Russen auf den Hals ziehen. Schloss man ein Bündnis mit England, so war es wahrscheinlich, dass die Franzosen den Krieg nicht nach Deutschland bringen würden. Preußen würde aber dann mit Großbritannien und Russland in Verbindung stehen: und dadurch schien die Kaiserin-Königin genöthigt zu werden, in Frieden zu bleiben, so groß auch ihr Verlangen sein würde, Schlesien wieder zu erobern, und so viele Zurüstungen sie auch gemacht hätte, um, sobald es die Gelegenheit gestatten würde, auf dem Kampfplatze aufzutreten. Indes, ehe sich der König erklärte, hielt er es für dienlich, sich von der Denkungsart des russischen Hofes Gewissheit zu verschaffen.“[2]) Von allen Seiten her kamen günstige Nachrichten, England und Russland seien vollkommen im Einverständnisse. Namentlich war die Erwägung maßgebend, die Russen müssten sich an die Engländer halten, denn diese hätten am meisten Geld, sie zu erkaufen.

Vertrag von Westminster. So wurde denn in London am 16. Januar 1756 ein Vertrag unterzeichnet, worin beide sich gegenseitig ihr Gebiet gewährleisteten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen den deutschen Boden betreten zu lassen.

---

[1]) La guerre de sept ans, Chap. III.
[2]) Ibid. Chap. III.

In einem geheimen Artikel ward verabredet, dass die österreichischen Niederlande von der Gewährleistung für Deutschland ausgeschlossen seien.

Friedrich glaubte durch diesen Vertrag sich den Frieden zu sichern, während die Nachricht von demselben in Versailles eine tiefe Erbitterung gegen ihn hervorrief. Einen Monat vorher war nämlich als außerordentlicher Bevollmächtigter der Herzog von Nivernois, ein Staatsmann und Schöngeist, in Berlin eingetroffen, um das Bündnis von Versailles, dessen Dauer zu Ende gieng, zu erneuern, noch mehr aber, um Preußen mit in den Entwurf hineinzuziehen, welchen Frankreich gegen das Fürstenthum Hannover im Sinne hatte. Zugleich sollte er die Mittel auseinandersetzen, durch welche Frankreich Preußen vor einem russischen Angriffe zu sichern gedachte, endlich ihm die Oberherrschaft über die neutralen Inseln Tabago, Lucie, St.-Vincent antragen, zu deren Eroberung ihm Frankreich leicht verhelfen könne. Diese Inseln waren von Frankreich 1740 dem Marschalle von Sachsen geschenkt worden,[1]) England hatte es jedoch übel vermerkt und verlangt, dass dieselben öde bleiben und weder von Engländern noch Franzosen angebaut werden. Friedrich II. nahm die Sache als einen Scherz auf: Frankreich möge seine Augen auf einen anderen werfen, der sich besser dazu schicke, der Erbe der Insel Barataria zu werden.[2]) Er lehnte gleichfalls die Erneuerung des Bündnisses ab, zeigte Nivernois den eben abgeschlossenen Vertrag von Westminster und suchte denselben als ganz unschuldig und für Frankreich unschädlich und durch die Rücksichten auf sein eigenes Land geboten darzustellen. In Versailles hatte man aber das Gefühl einer Demüthigung: die Sendung des Herzogs von Nivernois sei dadurch lächerlich gemacht, zugleich sei Frankreich um die Frucht aller Bündnisse betrogen, welche es zu Gunsten Preußens mit anderen deutschen Fürsten abgeschlossen. Man sprach nur von Abtrünnigkeit des Königs von Preußen, der wieder einmal den treuen Bundesgenossen, der ihm zum Aufsteigen verholfen, im Stiche gelassen habe. Schon wollte man den Gesandten abberufen, nur Belleisles Warnung vor vollständigem Bruch mit der einzigen Macht, welche doch immer gegen Österreich in Deutschland benutzt werden könne, war schuld, dass man Nivernois in Berlin ließ, bis Balori, früher ein Vertrauter Friedrichs, daselbst ihn ablöse. —

Zorn in Paris.

Sendung Nivernois'.

Der Vertrag von Versailles 1. Mai 1756.

Ludwig XV. selber war aber tief verletzt und Bernis stellte jetzt schon die Frage, ob Österreich dem Bündnisse mit England entsagen werde, wenn Frankreich Preußen aufgebe; König Ludwig XV. wolle mit Maria Theresia ein Bündnis auf dauernder und unveränderter Grundlage abschließen für die Ruhe Europas, das Wohl beider Staaten und den Nutzen der katholischen Religion. Vorbedingung aber sei vollständige Gegenseitigkeit, das heißt dass Österreich sich zu allem demjenigen anheischig mache, was es selber von Frankreich gegen Preußen verlange.

Verhandlungen.

Reciprocität.

[1]) La guerre de sept ans, Chap. III.
[2]) Ibid. Chap. III.

Nun ward zwischen Bernis und Starhemberg über die oberwähnten österreichischen Vorschläge unterhandelt. Frankreich sprach die Grafschaft Flandern, das Gebiet von Tournay, das ganze Land zwischen der Schelde und dem Meere für Don Philipp an als Entschädigung für Parma, Piacenza und Guastalla. Hinsichtlich Polens beabsichtigte es nichts, als die Erneuerung seiner Freiheit und seines Wahlrechtes. Es wünsche Aussöhnung mit Rußland, Spanien und Neapel. aber auch daß Spanien und Neapel damit hineingezogen werden. Es verlangte, wenn Österreich gegen England nicht offensiv vorgehen könne und wolle, so müsse auch Frankreich nichts gegen Preußen auferlegt werden. Doch ließ man durchblicken, daß allenfalls Geldhilfe verabreicht werden könne, damit Österreich mit Hilfe Rußlands sich Schlesiens wieder bemächtige. Starhemberg berichtete Vorsicht. nach Wien: „Man will uns nicht in eine ganz gesicherte Lage versetzen, welche Frankreich nur Besorgnisse einflößen könnte; man besorgt in Versailles immer, wenn die Macht Preußens völlig vernichtet sei, so möchte Österreich seine alte Verbindung mit den Seemächten wieder anknüpfen und deren Streitkräfte mit den seinigen gegen Frankreich vereinigen.“ [1]) Österreich antwortete, es werde gegen England und Hannover in gleicher Weise verfahren, wie Frankreich gegen Preußen.

Rußland. Indes kamen wichtige Nachrichten aus Rußland. Elisabeth haßte Friedrich aus demselben Grunde, aus dem die Pompadour seine Todfeindin war, weil er ihre Schwächen nicht geschont hatte. Friedrich verspottete ihre Herrschaft unter dem Namen Unterrock II. Er nannte seine Hündin Pompadour, er sprach davon, daß Preußen kein Land für Seladons und Schäferinnen sei, er nannte Ludwig XV. nur einen anderen Sardanapal. In ähnlicher Weise sprach er über die Kaiserin von Rußland und ihre Liebhaber — er konnte seine Zunge nicht beherrschen und geschäftige Hände meldeten jedes Angst vor Preußen. böse Witzwort nach Petersburg. Das russische Volk selber aber sah voll Mißtrauen das Aufsteigen Preußens. Der Senat zu Petersburg stellte im Mai 1753 den Grundsatz auf, einer ferneren Zunahme der preußischen Macht sich zu widersetzen und die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraftanstrengung zu unterdrücken. Im August 1755, da Georg II. Preußen noch als Verbündeten Frankreichs ansah und einen Angriff auf Hannover fürchtete, suchte er durch die Vorstellung, Rußland werde bloß eine asiatische Macht bleiben, wenn es still sitze und dem König von Preußen Gelegenheit lasse, seine ehrgeizigen Vergrößerungspläne auszuführen, Elisabeth gegen Preußen unter die Waffen Petersburger Bund. zu bringen.[2]) Ein Vertrag ward auf vier Jahre geschlossen, wonach die Kaiserin sich ganz ernstlich verpflichtete, an der Grenze von Livland gegen Litthauen ein Heer von 55.000 Mann und 40 bis 50 Schiffe bereit zu halten, die zur Verfügung des Königs von England ständen. Dagegen machte dieser sich verbindlich, von dem Tage an, wo diese Truppen über die russische Grenze giengen, jährlich 500.000 Pfund Hilfsgelder zu bezahlen und ein

[1]) Vergl. die Mittheilungen Starhembergs bei Arneth, l. c. Cap. XV.
[2]) Arneth, l. c. S. 433.

Geschwader in die Ostsee zu senden, wenn der Krieg ausbreche; aller Ertrag der Plünderung solle den russischen Truppen zugute kommen.[1]) Für den Fall, dass Frieden bliebe, versprach England für die nächsten vier Jahre je 100.000 Pfund. Der Vertrag war offenbar für einen Krieg gegen Preußen geplant, mit dem seit 1753 kein gesandtschaftlicher Verkehr mehr stattfand.

Über die Stimmung in Petersburg geben die Berichte des englischen Gesandten Williams hinlänglichen Bescheid. Selbst die Großfürstin Katharina, die doch durch Friedrich nach Petersburg gekommen war, nennt ihn hier „den schlechtesten Menschen, den es auf der Welt gibt".[2]) Ob es ihr nun Ernst war oder nicht? fürs letztere spricht der Umstand, dass sie von England Geld wollte: „Sie könnte sehr viel für uns thun, sagte sie, wenn sie Geld hätte, denn ohne Geld kann man hier nichts thun. Sie müsse sogar die Kammerfrauen der Kaiserin bestechen. Wolle der König ihr Geld leihen, so werde sie ihm einen Schuldschein ausstellen und es zurückzahlen, sobald sie könne, und sie werde jeden Heller für das Interesse Englands verwenden. Doch brauche sie gegenwärtig 20.000 Ducaten." — Sie bekam diese Summe. Auch Bestuscheff versprach, gegen 1500 Pfund jährlich die Sache Englands zu unterstützen. Selbst der eifrigste Gegner Englands im Rathe der Kaiserin, Woronzow, ließ Williams andeuten, er habe mit Englands Geld einen Palast angefangen zu bauen und könne ihn seit vier bis fünf Jahren nicht fortsetzen; für eine gewisse Geldsumme würde er dankbar sein. Williams war hoffnungsselig. Die Russen nahmen sein Geld, thaten aber, was sie wollten. Nur mit Mühe ließ sich die Kaiserin bewegen, den Vertrag mit England zu unterschreiben, und that es nur unter der ausdrücklichen Bedingung, der Vertrag gelte nur dann, wenn der König von Preußen den König von England oder dessen Bundesgenossen angreife. Unter dem Bundesgenossen war nur Österreich verstanden. Also Krieg für Österreich gegen Preußen! Als die Nachricht vom Abschlusse eines Bündnisses zwischen England und Preußen in Petersburg eintraf, erregte sie große Erbitterung: England habe kein Recht dazu; ja die Czarin ließ erklären, sie begehre kein Geld aus England, und bald darauf wurde in Petersburg der Beschluss gefasst: Nachdem die dermalige Macht- und Vergrößerungsbegier des Königs von Preußen dem Staatsinteresse Russlands und seiner künftigen Sicherheit widerstreite, so sei keine Gelegenheit zu versäumen, um ihn je eher desto besser auf seine frühere Landesgrenze zu beschränken. Dem österreichischen Gesandten Esterhazy[3]) wurde eröffnet, Russland wolle noch im gegenwärtigen Jahre mit 80.000 Mann den Krieg gegen Preußen beginnen und die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Maria Theresia Schlesien und Glatz wieder erobert habe. Dem mit Frankreich abzuschließenden Neutralitäts- und Offensivvertrag werde Russland bereitwillig beitreten. Kaunitz hatte jetzt die Pflicht, die russische Hitze zu mäßigen, sie konnte ihm seinen Plan hinsichtlich Frankreichs verderben und dort einen Umschlag der Stimmung hervorrufen, ehe er durch einen Vertrag Frankreich gebunden hatte.

Katharina.

Bestucheff.

Woronzow.

Kriegslust.

Hier kam am 1. Mai 1756 der berühmte Vertrag zustande, welcher von Versailles den Namen hat, obschon er im Schlosse Jouy abgeschlossen

Vertrag von Versailles.

[1]) Raumer, Beiträge, II.
[2]) La cour de Russie, p. 137.
[3]) Vergl. die Mittheilungen aus seinem Bericht bei Arneth, l. c S. 435.

wurde. Derselbe ist zunächst ein Neutralitäts-Vertrag: die Kaiserin erklärt, dass sie keinen Antheil an dem Streite zwischen England und Frankreich nehme, und Frankreich verspricht, während dieses Krieges unter keinem Vorwande die Niederlande oder irgend ein anderes Besitzthum der Kaiserin-Königin anzugreifen. — Diesem schloss sich ein Vertheidigungs-Bündnis an, worin zunächst der Westfälische und alle bisherigen Friedens- und Freundschaftsverträge bestätigt wurden, dann die beiden Monarchen sich die gegenseitige Vertheidigung ihrer in Europa gelegenen Staaten versprachen, und zu diesem Ende sich, im Falle eines Angriffes, zur Stellung eines Hilfscorps von 24.000 Mann verpflichteten, wovon dreiviertel in Fußvolk, einviertel in Reiterei bestehen solle, doch sei der gegenwärtige Krieg zwischen Frankreich und England ausgenommen. Im Falle der angegriffene Theil Geldhilfe vorziehe, so seien statt 1000 Mann Fußvolk 8000, statt 1000 Reitern 24.000 Gulden monatlich zu bezahlen. — Nun folgte ein dritter Vertrag mit fünf geheimen Artikeln:[1]) 1. Wenn im gegenwärtigen Kriege französische Besitzungen in Europa von einer anderen Macht als England angegriffen werden, so ist Österreich zur Hilfe bereit; das Gleiche verspricht Frankreich, wenn infolge des gegenwärtigen französisch-englischen Krieges irgend eine Macht die Lande der Kaiserin-Königin angreift. 2. Einladungen, dem Defensivvertrage beizutreten, sollen ergehen an den römischen Kaiser als Großherzog von Toscana, an den König von Spanien, den König beider Sicilien, den Infanten Don Philipp, Herzog von Parma, Piacenza, Guastalla, und an andere Fürsten, über welche man später übereinkommen wird. 3. Beide Mächte werden durch einen besonderen Vertrag zur Beseitigung jedes Streites alles das untereinander beilegen, was etwa noch nicht durch den Aachener Frieden geschlichtet ist. 4. Während des gegenwärtigen Krieges werden beide Mächte keinen Vertrag mit einer anderen Macht schließen oder erneuern, ohne einander vorher vollständig davon Mittheilung zu machen. 5. Diese Artikel sollen gleichzeitig mit der Neutralitätsacte und dem Defensivvertrag ratificiert werden.

Bedeutung. Dies ist der berühmte Vertrag von Versailles. Da unter den von neuem bestätigten Verträgen auch der über die Pragmatische Sanction ist, und da Schlesien nach der Pragmatischen Sanction zu Österreich gehörte, so scheint es, dass Frankreich im Vertrage die Verbindlichkeit übernahm, für Rückerstattung dieser entrissenen Provinz zu wirken. Maria Theresia soll ausgerufen haben: „Noch nie habe ich während meiner Regierung einen Vertrag mit so freudigem Herzen unterzeichnet wie diesen!“ Ludwig XV. zeigte sich in der ganzen Verhandlung sehr eifrig, die Pompadour, welche ihn in einer der Verbindung günstigen Stimmung zu erhalten suchte, sah das Gelingen des Ver-

[1]) Im Original bei Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges, S. 584—586. Articles sécrets du traité d'union entre S. M. l'Impératrice, Reine d'Hongrie et de Bohème, et S. M. très-chretienne.

trages als ihr Werk an. Gerüchte von Verhandlungen kamen nach London. Keith, der englische Gesandte in Wien, begehrte Aufklärung und endlich eine Audienz bei der Kaiserin. „Nicht ich", sagte diese auf den Ausdruck seines Befremdens, „habe das alte System verlassen, sondern Großbritannien verließ mich und zugleich das System, indem es den Bund eingieng mit Preußen. Bei der ersten Nachricht hievon war ich wie vom Schlage gerührt. Ich und der König von Preußen sind einmal ganz unvereinbar und keine Rücksicht der Welt kann mich je bewegen, in irgend ein Vertragsverhältnis zu treten, an welchem er theilnimmt. — Ich bin weit von französischer Gesinnung entfernt und ich leugne nicht, dass der Hof von Versailles mein bitterster Feind war. Aber ich kann auch nicht verhehlen, dass die Abtretungen, zu denen mich England bei den Friedensschlüssen zu Dresden und Aachen gezwungen, mich völlig machtlos gemacht haben." — „Wollen Sie, die Kaiserin und Erzherzogin, sich so weit erniedrigen, sich selbst in Frankreichs Arme zu werfen?" — „Nicht in Frankreichs Arme will ich mich werfen, sondern nur ihm mich zur Seite stellen!" — Der Bruch mit England war entschieden.[1] „Wir haben den Rubicon überschritten, schrieb damals Kaunitz, das übrige muss die Vorsehung thun."[2] — Kaunitz hielt England und Preußen gegenüber jetzt an der Neutralität fest und suchte Russlands Hitze, das schon 1756 losschlagen wollte, zu mäßigen. Er hoffte, Frankreich auf der neuen Bahn noch weiter zu führen, ein allzufrüher Angriff hätte es scheu gemacht. Wenn Friedrich II. selber angriff, dann mussten die Gegner des französisch-österreichischen Bundes in Frankreich verstummen.

Antrag Englands.

Wendung der Politik.

In einer Denkschrift[3] hat Kaunitz die Gesichtspunkte der österreichischen Politik auseinandergesetzt: „Der König von Preußen, mit Frankreich verbündet und von England gesucht, sah das Haus Österreich sich selbst überlassen und erwartete nur den Augenblick, in welchem es mit Frankreich oder der Pforte in Streit gerathen würde, um es zu vernichten. Frankreich, in der alten Bahn fortwandelnd, arbeitete systemmäßig an der Schwächung Österreichs, dessen Bund mit den Seemächten ihm immer ein Grund der Eifersucht war. England, einzig und allein mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt, hielt das Bündnis mit Österreich nur zu dem Zwecke aufrecht, sich desselben als eines Werkzeuges zu bedienen, das man nur schärft, wenn man dessen bedarf. Österreich und Preußen gedachte es gegen Frankreich zu verwenden, daher die steten Rücksichten für Preußen und die Opfer, welche es zu seinen Gunsten von Österreich verlangte. Holland, von der Schuldenlast erdrückt, dachte nur durch Niederhaltung des Handels in Belgien und durch den Barrière-Vertrag Vortheil zu ziehen und suchte den Bund bloß, um die ganze Last desselben auf die Schultern Österreichs zu wälzen. In Italien war die Ruhe durch die Pläne der Bourbonen bedroht und Sardinien, auf Österreichs Kosten emporgewachsen, harrte nur der günstigen Gelegenheit, um ihm den Rest seiner Besitzungen zu entreißen. Dänemark und Schweden waren durch Hilfsgelder an Frankreich gekettet. Nur Russland wurde durch unwandelbare Interessen an Österreich gebunden, aber es bedurfte Hilfsgelder, um handeln zu können. Und mit solchen Verbündeten sollte sich Österreich gegen Preußen, Frankreich und die Pforte vertheidigen — ein einziger konnte all seine

Kaunitz.

[1]) So der Bericht Keiths, den schon Coxe benutzte (l. c. XV, S. 69).

[2]) Schreiben an Karl von Lothringen, mitgetheilt im „Bullet. de l'Académie de Bruxelles" von Gachard, XVII, 1, p. 313—397.

[3]) Mitgetheilt bei Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg, Bd. IV, S. 497—501.

Streitkräfte beschäftigen; wenn zwei es angriffen, konnte keiner seiner Verbündeten es vom Untergange erretten. So war unsere Lage, als der Krieg in Amerika ausbrach. Man war nicht abgeneigt, England zu helfen, verlangte aber Sicherung des eigenen Bestandes. England antwortete nicht, Österreich schien ihm gleichgiltig und durch Preußen ersetzbar zu sein. Die Niederlande waren jedenfalls für uns verloren. In solchem Falle blieb uns nur ein Mittel übrig, Frankreich für unsere Erhaltung zu interessieren."

Österreich und Frankreich.

Die Beziehungen zu Frankreich wurden mit jedem Tage inniger. Ludwig wünschte den Bund unabänderlich zu machen und alle Hindernisse zu beseitigen, welche seine Dauer gefährden könnten. Kaunitz schrieb der Pompadour: „Nur Ihrem Eifer, nur Ihrer Weisheit verdankt man alles, was bisher zwischen den beiden Höfen geschah" — woraus die Sage von Briefen der Kaiserin an die Pompadour entstanden ist. Maria Theresia hat ihr nie geschrieben, während Friedrich II. seiner Zeit der Chateauroux Schmeicheleien schrieb. Auch hatte Friedrich II. seinem Gesandten, dem geschickten Knyphausen, den Auftrag gegeben, die Pompadour durch Schmeicheleien zu gewinnen und ihr politische Geheimnisse zu entlocken; sie blieb jedoch auf der Seite Österreichs. Ludwig XV. zeigte sich geneigt, zur Schwächung Preußens beizutragen, nur zu werkthätiger Theilnahme an einem Angriffskriege gegen dasselbe wollte er sich nicht herbeilassen. Dies war zusehr gegen die bisherige Politik und den Geist der Nation, welche in Österreich bisher den Feind Frankreichs sah. Dafür erklärte sich Ludwig bereit, während der ganzen Dauer des Krieges England zu beschäftigen, dass dieses an Preußen keine Hilfstruppen senden könne, ferner 25.000 bis 30.000 Mann gemietete Truppen im deutschen Reiche zu erhalten, deren sich Österreich nach Gutdünken bedienen könne. Die Kaiserin dagegen sollte sich verpflichten, für Abtretung von Parma, Piacenza, Guastalla dem Infanten Don Philipp die ganzen Niederlande mit Ausnahme eines Theiles zu überlassen, der künftighin an Frankreich kommen sollte. Dafür wolle Frankreich während des Krieges jährlich zwölf Millionen Gulden an die Kaiserin zahlen. Bei der Abtretung der Niederlande war vorausgesetzt, dass Maria Theresia schon wieder im Besitze Schlesiens sei.

Argwohn Friedrichs II.

Während dieser Verhandlung kam Friedrich, trotz der Versicherung Englands von den guten Beziehungen zu Russland, zur Einsicht, dass Schicksalsfäden gegen ihn gesponnen würden. Aus den Mittheilungen des bestochenen österreichischen Secretärs bei der Gesandtschaft in Berlin, Maximilian von Weingarten,[1]) entnahm er, dass Russland und Österreich übereingekommen seien, im nächsten Frühjahre gegen ihn loszuschlagen. Im höchsten Vertrauen, von sehr guter Hand — es soll der Thronfolger Peter gewesen sein[2]) — kamen ihm ähnlich lautende Nachrichten aus Petersburg zu. — So weit war es noch nicht, aber der Argwohn ließ ihn mehr annehmen, als vorhanden war.

Weingarten.

---

[1]) Über Weingarten vergl. Arneth, l. c. IV, S. 475—479: seine Verleitung durch den geheimen preußischen Cabinetsrath Eichel, seine Reue, seine Schwermuth, seine Flucht. Sein älterer Bruder Leopold, ein treuer Mann, suchte ihn vergebens zu retten.

[2]) So behauptete schon Fischer, Geschichte Friedrichs II., Halle 1787, S. 391, und jetzt Schäfer, l. c. I, S. 187.

Rußland und Österreich unterhandelten noch immer auf Grundlage des Vertrages von 1746. Österreich konnte nur wünschen, daſs Friedrich II. den Friedensstörer mache, dann war Rußland vertragsmäßig zur Theilnahme am Kriege gebunden und Frankreich wurde dazu fortgerissen. Der preußische Gesandte in Dresden hatte den Cabinetssecretär Menzel bestochen, daſs er ihm Nachrichten, welche aus Petersburg und Wien kamen, mittheile. Von Wien aus wurde schon 1754 der sächsische Hof vor dieser Verrätherei gewarnt. Menzel hat, wie sich später herausstellte, echte und unechte Nachrichten mitgetheilt, so daſs nicht ohne allen Grund die Vermuthung ausgesprochen werden konnte, er sei ein Doppelspion gewesen, habe Friedrich und dessen Feinden zu gleicher Zeit Dienste geleistet und der Schlaue sei in seinen eigenen Stricken durch einen noch Schlaueren gefangen worden.[1] Menzel.

Friedrich entschloſs sich rasch zum Kriege, lieber zuvorkommen war immer sein Grundsatz;[2] warten hieße den Feinden Zeit geben, ihre Rüstungen zu vollenden, so daſs es dann von ihnen abhienge, welche Unternehmungen sie zu wagen für gut finden würden. Entschluſs zum Krieg.

Die Russen konnten vor dem nächsten Frühjahr nicht auf dem Kriegsschauplatze eintreffen und es war immerhin möglich, daſs der König die Österreicher schlug. Sachsen kam bei seinem Entschluſs namentlich in Betracht: „Der Kurfürst war einer der eifrigsten Anhänger der Kaiserin-Königin; die sächsische Armee war allerdings schwach, 18.000 Mann, konnte aber während des Winters auf die Zahl von 40.000 Mann gebracht werden. Verschob der König also den Krieg, so gab er diesem Nachbar Zeit, sich furchtbar zu machen. — Überdies erleichterte man den Feinden durch Unthätigkeit das Mittel, mit vereinten Kräften auf die Staaten des Königs zu fallen und sie zum Schauplatz des Krieges zu machen.“[3] Friedrich II. gedachte, den Kurfürsten zum engsten Anschluſs an ihn zu zwingen und zu den höchsten Anstrengungen zu nöthigen, oder aber sein Heer schnell zu zerschmettern und Sachsen als erobertes Land zu behandeln; jedenfalls sollte ihm der Kurstaat die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes liefern. Aber der König wollte auch vor der Welt den Schein haben, als sei er zum Kriege genöthigt worden. Sein Gesandter in Wien muſste anfragen, ob etwa die Ansammlung von Truppen in Böhmen und Mähren die Bekriegung Preußens bezwecke. Kaunitz entgegnete, die militärischen Vorkehrungen könnten den König umsoweniger befremden, als er selbst mit solchen den Anfang gemacht habe.[4] — Klinggräff begehrte, mit dieser Antwort nicht zufrieden, Audienz bei der Kaiserin und erhielt bei dieser am 25. Juli die Antwort: „Die bedenklichen Umstände der Weltangelegenheiten ließen mir die Maßregeln, welche ich ergriff, als nöthig erscheinen für meine Sicherheit und die Vertheidigung meiner Verbündeten; übrigens bezwecken sie niemandem zu schaden.“ — Friedrich II. fand diese Antwort unbestimmt und zweideutig; er beruft[5] sich auf das Schreiben des sächsischen Gesandten Flemming aus Wien nach Dresden: „Graf Kaunitz hat Gründe. Sachsen. Anfrage in Wien. Maria Theresia.

[1] Gfrörer, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III, S. 708.
[2] Melius praevenire quam praeveniri
[3] La guerre de sept ans, Chap. III, gegen Ende.
[4] Arneth, l. c. IV, S. 479—486.
[5] La guerre de sept ans, Chap. III.

den Vorsatz, durch seine Antworten den König in Unruhe zu setzen und ihn dahinzubringen, dass er die ersten Feindseligkeiten begehe."

Der englische Gesandte Mitchel warnte Friedrich II. vor einem übereilten Schritte; dieser entgegnete, er lasse sich keine Nasenstüber bieten. „Diese Dame will Krieg," sagte er, auf das Bild Maria Theresias deutend, „und sie soll ihn bald haben. Ich kann nichts dagegen thun, als meinen Feinden zuvorkommen" — gegen Ende August werde die Armee losschlagen. Dennoch musste Klinggräff noch einmal bei Maria Theresia anfragen: sie habe einen Bund mit Russland geschlossen, den König anzugreifen; da er nun von Truppenbewegungen in Böhmen und Mähren höre, so verlange er eine entschiedene Erklärung, ob man im Krieg sei oder im Frieden, und nicht eine Antwort im Orakelstile; er nehme den Himmel zum Zeugen, dass er an dem Unglücke, das aus den gefährlichen Plänen gegen ihn hervorgehe, unschuldig sei. — Inhalt und Form, ward schriftlich geantwortet, sei für die Kaiserin verletzend. Ihrer Erklärung habe es nicht an Deutlichkeit gemangelt; sie sei ohne Zweifel berechtigt, die obwaltenden Zeitverhältnisse und die ihr drohenden Gefahren selbst zu beurtheilen. Ein Vertrag mit Russland, wie der vom König bezeichnete, bestehe nicht und habe auch früher nicht bestanden. — In der That, ein solcher Vertrag bestand nicht, wohl aber die Absicht, dem König Schlesien zu entreißen, wenn er wieder den Frieden breche. In einem Schreiben an Starhemberg spricht die Kaiserin [1]) am gleichen Tage den Sinn ihrer Antwort dahin aus: ein Angriff Friedrichs beuge ihr den Muth nicht, zumal sie überzeugt sei, dass es doch früher oder später zu einem Kriege mit Preußen kommen werde und sie gegen den Friedensstörer der Hilfe Russlands und Frankreichs sicher sein dürfe. Die Wiedereroberung Schlesiens, die Schwächung des gefährlichsten Feindes, die Sicherung des Friedens wiege den Verlust einer Schlacht oder die zeitweilige Besetzung Böhmens wohl auf. —

Letzte Anfrage

und Antwort.

Friedrich II. fällt in Sachsen ein.

Am 25. August 1756 erhielt Friedrich II. die Antwort aus Wien, am 26. gab er Marschbefehl. Von seinen Brüdern hatte er keinen zu Rathe gezogen, sie missbilligten das Unternehmen. Seine Vertrauten waren Retzow, Schwerin und Winterfeld. „Ich bin fest entschlossen," sagte der König, „mit den Waffen in der Hand den Anschlag der gegen mich verschworenen Feinde zu vereiteln, alle Vorkehrungen sind getroffen und nur das steht noch in Frage, wie der Krieg am vortheilhaftesten zu führen sei."

Kriegsrath.

Schwerin war bedenklich. Retzow meinte, wenn der König die Axt erhebe, so werde der Wiener Hof die Sturmglocke läuten und ganz Europa unter die Waffen rufen und Preußen müsse dann bei aller Tapferkeit doch erliegen. Nur Winterfeld war eifrig: gerade deshalb, weil die Zahl der Feinde groß, die Russen noch fern, die Österreicher noch nicht vollständig gerüstet seien, müsse man den Krieg in des Feindes Land spielen. Ein schöner, stattlicher Mann, voll Feuer und Leben, eifersüchtig auf die Gunst Friedrichs erpicht, wusste niemand die Gedanken des Königs besser zu errathen und ihnen zu schmeicheln als Winter-

Winterfeld.

[1]) Ausführlich mitgetheilt bei Arneth, l. c. S. 485.

feld. Darum wurde er auch schnell befördert und war, obschon erst siebenundvierzig Jahre alt, schon Generallieutenant. Kundigere hielten ihn für den Urheber des Krieges und hassten ihn gründlich. Warnery bemerkt über ihn:[1] „Winterfeld war ein Freund der Schmeichelei, misstrauisch machte er den einen gegen den andern in der Armee und führte eine vorher unbekannte kriechende Miene ein, die sehr nach Sclaverei schmeckte. — Er hatte große Entwürfe in seinem Kopfe und zog in seines Herrn Dienst so viele ungarische Officiere, als er nur konnte, obgleich der größte Theil nichts taugte. Da er nun unsere Armee für unüberwindlich hielt, so dachte er an nichts weniger, als eine Abtheilung nach Ungarn ziehen zu lassen und daselbst die Missvergnügten und Protestanten aufzuwiegeln, um sich der österreichischen Botmäßigkeit zu entziehen; alsdann glaubte er, dass in wenigstens zwei Jahren die deutsche Regierungsform verändert und Friedrich Kaiser sein sollte." — Schwerin gab seine Einsprache gegen den Feldzug erst auf, als Friedrich die Menzel'schen Papiere vorwies; da rief er aus: „Da es doch zum Kriege kommen soll, so lasst uns lieber heute noch aufbrechen, das kornreiche Sachsen nehmen und von dort aus in Böhmen einrücken."

Friedrich meinte, Sachsen sei ein Theilnehmer an dem großen Bunde gegen ihn, und war in dieser Hinsicht in einer großen Täuschung befangen. Maria Theresia hat 1750—1756 kein Schutz- und Trutzbündnis mit Sachsen geschlossen;[2] — es war überhaupt ihre Art nicht, Reichsfürsten durch Unterhandlungen im Wahne zu bestärken, sie seien selbständige politische Mächte. Sachsen parteilos.

Der sächsische Gesandte meldete aus Paris, am 1. Mai 1756 sei zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia ein Vertrag unterzeichnet worden, durch den man den Frieden in Europa gesichert zu haben glaube, die Freude darüber sei groß in Frankreich. Bald darauf, als die Aussichten minder schön wurden, fragte er, ob es nicht angemessen erscheine, das bestehende gute Einvernehmen mit dem Wiener Hof zu benützen, um durch dessen Vermittlung eine Annäherung Sachsens an Frankreich zu bewirken; er erhält in Paris vom Minister die Andeutung, dass, wenn der Wiener Hof in Paris den Wunsch ausdrücken würde, Sachsen zum Verbündeten zu haben, der französische Hof geneigt sei, Hilfsgelder zu zahlen — und bekommt zur Antwort: „Wir wollen jeden Verdacht einer Parteinahme vermeiden. Das Glück unserer Lage besteht darin, das wir vermieden haben, uns hier oder dort in enge Verbindungen einzulassen, die uns hätten genieren und in der Folge gar vielleicht zu gefährlichen Vorschritten verleiten können." — Hier tritt die vollkommene Unschuld, aber auch politische Unfähigkeit des Ministers Brühl zutage, der in ernster Zeit es mit niemand verderben will und wie der Strauß den Kopf ins Gebüsch steckt, um die Gefahren nicht zu sehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass, wenn Sachsen sich mit Frankreich verbunden, Friedrich es nicht gewagt hätte, das Land zu überziehen, denn in der Rechtfertigung seines Verhaltens bemerkt er ausdrücklich: „Frankreich hatte keinen Vertrag mit dem König von Polen, durchaus keine Verbindung, welche es verpflichtete, ihm zuhilfe zu eilen." — Er griff also Sachsen an, weil er es als gegen ihn mit Brühls Unfähigkeit.

[1] Campagnes de Frédéric, p. 212. — Preuß, Friedrich der Große, II, S. 78.

[2] Das Verdienst, die Unschuld Sachsens in dieser Hinsicht unwiderleglich nachgewiesen zu haben, gebürt dem Verfasser der „Geheimnisse des sächsischen Cabinets 1745 bis 1756". Stuttgart 1866. 2 Bände.

Rufsland und Österreich zum Angriff verbündet ansah, was aber durchaus irrig war, und weil ein Angriff ihm Vortheil brachte. So sagt er selber in seiner Vertheidigung: [1]) „Hätte ich die Königin von Ungarn in Schlesien angreifen wollen, so lag die Unmöglichkeit vor, ihr großen Schaden zu thun, auch würde ich dem König von Polen, meinem gefährlichsten Nachbar, die Zeit gegeben haben, mit Hilfsgeldern eine Armee von 40.000 Mann aufzustellen. Übrigens, wenn es möglich war, einen Erfolg zu haben, so war es von der sächsischen Grenze aus, wo die Elbe und die Verbindung mit den Marken mir das Mittel bot, meine Armee zu erhalten. Dies waren in Wahrheit die Ursachen, welche mich veranlafsten, diesen Plan allen anderen vorzuziehen. Wie konnte ich voraussehen, dafs Frankreich 150.000 Mann ins Reich senden würde; wie voraussehen, dafs sich das Reich gegen mich erklären, dafs Schweden an dem Kriege theilnehmen, dafs Frankreich an Rufsland Hilfsgelder zahlen, dafs die Engländer Hannover preisgeben, dafs die Holländer ruhig durch die Franzosen und Österreicher sich einschliefsen lassen, dafs die Dänen den Russen und Schweden vorzugehen gestatten, mit einem Worte, dafs mich die Engländer verlassen würden!" — Mit andern Worten, wenn der König die Gefahren, die er als bestehend voraussetzte, die er aber durch sein Wagnis erst erweckte, vorausgesehen hätte, so würde er die Sache zweimal überlegt haben. Der Geist der Eroberung liefs ihn die Sachlage misskennen. [2])

Absicht Friedrichs.

August III.

August III. war alles eher als ein gefährlicher Feind. Die Sorglosigkeit, Unfähigkeit und Verschwendung seines Ministers Brühl war eine unerhörte. Die Rüstungen Preufsens schienen patriotischen Sachsen schon im Juni gefahrdrohend, dafs sie zur Gegenrüstung aufforderten. Die Halbbrüder

---

[1]) Apologie de ma conduite politique, p. 279. Sachsen war allen Verhandlungen zwischen Österreich, Rufsland und Frankreich fremd. Bei Hoch und Nieder herrschte allerdings grofse Abneigung gegen Preufsen. Arneth sagt, l. c. IV, S. 488, mit Recht: „Man hätte ja ganz ohne Gedächtnis sein müssen für die Misshandlungen, mit welchen Friedrich in dem kurzen Winterfeldzuge des Jahres 1745 Sachsen heimgesucht hatte, wenn man daselbst anders für ihn gefühlt hätte. König August und seine Familie konnte nur aufs tiefste verletzt sein durch die Demüthigungen, mit welcher König Friedrich während der ganzen Dauer seiner Regierung ihnen gegenüber nicht sparsam gewesen war. Bringt man noch aufserdem die Beunruhigung in Anschlag, in welcher Friedrich seine Nachbarn und besonders Sachsen durch die Sorge vor seiner wirklichen oder vermeintlichen Vergrößerungssucht, sowie durch gar manche willkürliche Maßregel erhielt, so wird es begreiflich erscheinen, dafs in dem vertraulichen Schriftwechsel des sächsischen Hofes mit seinen Gesandten nicht selten Ausdrücke vorkamen, die nicht gerade schmeichelhaft für den König von Preufsen klangen."

[2]) Ganz richtig bemerkt der Verfasser der „Geheimnisse des sächsischen Cabinets": „Wäre ein jeder Fürst berechtigt einen Krieg anzufangen, bloß um feindseligen Absichten anderer Mächte zuvorzukommen, so wäre ja ein Friedenszustand überhaupt nicht denkbar. — Vom Standpunkt der politischen Klugheit allein würde Friedrich II., vorausgesetzt, dafs er keine Eroberungspläne gehabt, seines Losbruchs im Jahr 1756 wegen ebenso zu verdammen sein wie vom Standpunkt der politischen Moral. Denn wie das Bündnis von Westminster das von Versailles zustande gebracht hatte, so hat erst die preufsische Schilderhebung diejenige europäische Coalition geschaffen, welcher Friedrich zuvorkommen wollte. Er hat also gerade das wirklich in das Leben gerufen, was er verhindern, die Gefahr muthwillig heraufbeschworen, welcher er vorbeugen wollte. Und wenn der König von Preufsen, nachdem er sich und den von ihm beherrschten Staat mehr als einmal an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, dennoch schliefslich durch den Tod der Kaiserin Elisabeth seinen ursprünglichen Einsatz zurückgewonnen hat, so hat er dies nicht seiner Schilderhebung 1756, sondern den russischen Verhältnissen zu danken." L. c. I, S. 336.

des Königs sagten ihm die Entwaffnung der Armee und die schmachvolle Erniedrigung voraus: es sei ruhmvoller, eine Armee durch das Schwert als durch Waffenstreckung zu verlieren. Müsse man auch fallen, so sei es doch noch ein Trost, dem Feinde Abbruch gethan und für das allgemeine Beste gelitten zu haben. — Vergebens! Erst am 19. August erhielten die Befehlshaber versiegelt die Weisung, ihre Truppen nach Dresden zu führen, wenn die Preußen die Grenze überschreiten würden. Die für die Mobilisierung nöthige und so bescheidene Summe von 4000 Thalern fand sich nicht in der Kriegscasse. Der sächsische Gesandte entschuldigte sogar seinen Hof in Berlin wegen Zusammenziehung der Truppen bei Pirna! Sorglosigkeit.

Wie war dagegen auf preußischer Seite alles wohl erwogen, vorbereitet, aus einem Guss und thatkräftig! Man kannte die Befangenheit des Feindes und rechnete auf seine Bethörung. Während Schwerin mit 20.000 Mann, welche er bei Glatz zusammengezogen hatte, über Nachod in Böhmen einbrach, zog das Hauptheer in drei Abtheilungen in Sachsen ein — die erste unter Ferdinand von Braunschweig über Halle, Leipzig, Dippoldswalde, die zweite unter Friedrich selber über Pretsch und Torgau auf Dresden los, die dritte brach unter Braunschweig-Bevern in die Lausitz ein. Böhmen war das Ziel, durch Sachsen gieng der Weg. Podewils sagte dem sächsischen Gesandten in Berlin am 28. August: der Wiener Hof zwinge den König, nach Böhmen zu marschieren, den Weg müsse er durch Sachsen nehmen, die Truppen würden übrigens Mannszucht und Ordnung bei diesem Durchzug, der nur ein transitus innoxius sei, bewähren. Damit stimmte aber nicht, dass beim Einmarsch in Leipzig die Stadtsoldaten entwaffnet, das Zeughaus geplündert und die kurfürstliche Casse mit Beschlag belegt wurde, dass in Stolpen der Befehlshaber verwundet und gefangen genommen wurde.[1]) Von Pretsch erließ Friedrich II. ein Schreiben[2]) an August III., worin er sein Vorgehen mit dem Bunde Österreichs mit Russland entschuldigte. Wenn die Kaiserin jetzt die nöthige Sicherheit gewähre, so werde er wieder alles auf den Friedensfuß setzen. Nicht Ländersucht leite seine Schritte, nicht Ehrgeiz, sondern die Nothwendigkeit, sein Volk zu schützen und jenen Entwürfen zuvorzukommen, die mit jedem Tage gefährlicher würden, wenn nicht das Schwert den gordischen Knoten zerhaue. „Das ist die Erklärung, die ich Euer Majestät zu geben vermag. Ich werde Ihre Staaten schonen, sobald es meine Lage gestattet. Ich werde auf Sie und Ihre Familie alle Rücksicht nehmen, die man einem großen Fürsten (pour un grand prince) schuldig ist, welchen ich schätze und welchen ich nur deshalb beklage, weil er allzusehr den Rathschlägen eines Menschen sich hingibt, dessen böse Gesinnungen ich nur zu genau kenne und dessen schwarze Anschläge ich durch schriftliche Zeugnisse darthun könnte.[3]) Während meines ganzen Lebens habe ich mich stets zu den Grundsätzen der Ehre und der Rechtschaffenheit bekannt und mit Berufung auf diesen Charakter, auf den ich weit mehr Wert lege, als auf den Titel eines Einmarsch. Transitus innoxius. Erklärung Friedrichs II.

[1]) Gretschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, III, S. 96.

[2]) Im Original Bd. I, S. 408 der „Geheimnisse des sächsischen Cabinets".

[3]) „Qu'il se livre trop aux conseils d'un homme, dont les mauvaises intentions Me sont trop connues et dont je pourrais prouver les noirs complots papier sur table."

Königs, den ich nur durch den Zufall der Geburt besitze, versichere ich Euer Majestät, dass, wenn auch auf mein Verfahren, namentlich anfangs, ein mir ungünstiger Schein fallen mag, Euer Majestät dennoch, selbst im Falle, dass es nicht zu einer gegenseitigen Verständigung käme, in meinen Maßregeln mehr Rücksicht auf Ihr und Ihrer Familie Wohl wahrnehmen werden, als gewisse Personen Ihnen eingestehen wollen, die zu tief unter mir stehen, dass ich sie bei Namen nennen sollte."

Friedrich wollte also August III. gewinnen durch Aussicht auf Theilung der Beute, dann einen Wechsel der Politik durch Entfernung Brühls erzielen und damit Anschluss Sachsens an Preußen zum Kampfe gegen Österreich.

Zu einer Verständigung kam es jedoch nicht. Die Minister riethen dem Kurfürsten, mit seinen zwei ältesten Söhnen ins Lager nach Pirna zu eilen, um von da den Weg über Böhmen nach Polen einzuschlagen. Zum einzig richtigen Entschluss, mit der Armee, ehe die Preußen sie einschlossen, nach Böhmen zur Vereinigung mit den Österreichern aufzubrechen, erhob sich August III. nicht!

Antwort Augusts III.

Er berief sich in der Antwort an Friedrich darauf, dass die Streitigkeiten zwischen Preußen und Österreich ja Sachsen gar nicht berührten; es sei eine eigene Art friedlichen Durchzugs, wenn man Cassen mit Beschlag belege, Officiere gefangen nehme. Der König möge ihm Näheres über die schwarzen Pläne mittheilen, vor denen er ihn warne. Auch eine Sendung Winterfelds nach Struppen zu August konnte diesen nicht für den Anschluss an Preußen gewinnen, er beharrte bei der Neutralität und Friedrich II. bei der Nothwendigkeit, seine Soldaten könnten nicht über Sachsen hinaus nach Böhmen fliegen. — Am 9. September kam Friedrich nach Dresden, am 10. ließ der neuernannte Commandant der Stadt, Wylich, das Archiv im Schlosse, dessen wichtigste Urkunden man zu retten versäumt hatte, gewaltsam eröffnen, obschon die Kurfürstin mit ihrem Körper die Schranke zu decken versuchte, und vierzig Bündel Acten nach Berlin schaffen. Friedrich suchte diese Maßregel zu rechtfertigen.[1]) „Indes ließen die Sachsen ganz Europa von ihrem Geschrei erschallen; sie verbreiteten über den Einmarsch der Preußen die beleidigendsten Gerüchte; es war nothwendig, das Publicum wegen all dieser Verleumdungen aus dem Irrthum zu bringen; denn wenn dieselben nicht widerlegt wurden, so erhielten sie zuletzt Glauben und erfüllten Europa mit Vorurtheilen gegen das Betragen des Königs. Seit langer Zeit besaß derselbe die Abschriften von den Verträgen des Königs von Polen und von den Berichten seiner Gesandten an den auswärtigen Höfen. So vollkommen auch diese Schriften die Unternehmungen der Preußen rechtfertigen, so konnte man doch keinen Gebrauch davon machen, denn die Sachsen hätten sie für unterschoben erklärt, daher war es nothwendig, sich die Urkunden selber zu verschaffen. Ein Auszug daraus wurde von Herzberg zu einer Staatsschrift: „Gründliche Nachricht von den

Das Archiv.

[1]) La guerre de sept ans, Chap. IV, Anfang. Friedrich II. ließ jetzt ein von ihm in Hertzfelds Feder dictiertes Memoire drucken: „Memoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre sa Majesté le roi de Prusse avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves."

gefährlichen Absichten der Höfe zu Wien und zu Dresden verwendet." Brühl bemerkt jedoch mit Recht: „Er hat keinen Beweis dafür finden können, dass wir einem Bündnis gegen ihn beigetreten sind!" [1]) —

Die Schlacht bei Lobositz. Das sächsische Heer muss die Waffen strecken.

Weder die Sachsen noch die Österreicher waren zum Kampfe bereit, Friedrich hatte in der That beide überrascht. Browne stand mit einem Heere Browne. von 20.000 Mann im Norden Böhmens, hatte aber seine Artillerie noch nicht beisammen, auch konnte er sich nicht von seinen in Kolin befindlichen Magazinen entfernen; er rieth darum den Sachsen, zu ihm nach Böhmen durchzubrechen, ehe sie von den Preußen vollständig eingeschlossen wären, und ihre Lebensmittel, die schon knapp zu werden begannen, vollständig aufgezehrt hätten. Es mangelte bei der Brühl'schen Finanzwirtschaft in der That schon den Sachsen im Lager an Lebensmitteln, es gebrach der Königin, die in Dresden zurückgeblieben war, an allem, so dass sie Mangel litt und zum Ausrufe kam, sie glaube, das Brot, das sie esse, das Hemd, das sie auf dem Leibe trage, sei nicht bezahlt. Browne sandte Geld, soviel er entbehren konnte. Maria Theresia schickte 150.000 Gulden. Browne wünschte, dass die Sachsen sich im Lager nur solange behaupteten, bis er seine Armee beisammen habe, dann wolle er zum Entsatze herbeieilen.

Bei der Armee in Pirna war die Gesinnung gut, der Muth, alles zu wagen und zu dulden, groß. Es fehlte nur an August und Brühl. Jener war nicht dazu angethan, in einer solchen Lage Begeisterung zu erwecken, und August III. dieser sperrte seinen Fürsten von aller Berührung mit den höheren Officieren ab, in Furcht, er möge die Wahrheit hören und seinen erbärmlichen Minister davonjagen. Vom 3. September bis 12. October war August III. im Lager, aber er verließ fast nie sein Zimmer im Herrenhause zu Struppen; ein einzigesmal stieg er zu Pferd, um nach Königstein zu reiten; er redete mit niemandem, selbst nicht mit seinem Feldmarschall; Brühl verhinderte es, dass er ein Wort über Politik oder über den Zustand des Heeres mit ihm wechselte. Auch die Söhne des Königs — der eine im dreiundzwanzigsten, der andere im sechsundzwanzigsten Lebensjahre — waren von der Armee ferngehalten und mussten jedesmal das Zimmer verlassen, wenn Brühl zum Vortrag kam. Dabei war der König sehr niedergeschlagen, magerte sichtlich ab. Es fehlte das Feuer der Seele bei ihm. So kam denn, was kommen musste.

Die Preußen umschlossen die Sachsen immer mehr. Ein Kriegsrath Die Sachsen in Pirna. verneinte am 10. September die Frage, ob noch ein Rückzug nach Böhmen möglich sei, es bleibe der Armee nichts übrig, als im Lager das Äußerste abzuwarten. Wenn der König entschlossen gewesen wäre, hätte er noch immer

[1]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets, II, S. 2.

die Umschließung durchbrechen und die Armee nach Böhmen retten können. Übrigens scheint viele die Ansicht geleitet zu haben, die Stellung der Sachsen sei so fest, dass die Preußen sie nicht bewältigen können; ihr muthiger Widerstand werde jedenfalls die öffentliche Meinung Europas zu Gunsten ihres misshandelten Landes gewinnen; indes habe Browne Zeit, seine Armee zu sammeln und zum Entsatze herbeizueilen.[1])

Unterhandlungen.

Deshalb begannen neue Unterhandlungen. Ein Graf Bellegarde ward zu Friedrich entsendet. Dieser meinte, die sächsische Armee wolle sich schon ergeben. „Das sächsische Lager umschließt keine Schurken", entgegnete Bellegarde. Dagegen bot August gegen Zusicherung vollständiger Neutralität an, den Durchmarsch preußischer Truppen in keinerlei Weise zu hindern; wolle Friedrich II. diesem Versprechen nicht Glauben schenken, so sei er bereit, den Preußen während der ganzen Dauer des Krieges Wittenberg, Torgau, ja sogar Pirna einzuräumen und überdies für die Sicherheit des preußischen Heeres Geiseln zu stellen, dagegen müsse er darauf bestehen, dass seine Regimenter in die Quartiere, welche sie vorher innegehabt, mit Ausnahme der drei genannten Orte zurückkehren. Das war viel, aber nicht genug für Friedrich II., er wollte die Macht Sachsens ganz auf seiner Seite haben. Die Pflicht gegen den Staat, an dessen Spitze er stehe, zwinge ihn, nichts in seinen Städten zu lassen, was ihm hinderlich sein könnte. Als August entgegnete, der König von Preußen scheine seine Sicherheit in der Vernichtung der sächsischen Armee zu suchen, schrieb Friedrich II. zurück: „Ihr Los muss sich unwiderruflich mit dem meinigen verbinden; ich versichere Sie bei allem, was heilig ist, wenn das Schicksal mich im gegenwärtigen Kriege begünstigt, soll Eure Majestät keine Ursache haben, mit mir unzufrieden zu sein; trifft mich aber ein Unglück, so soll Sachsen dasselbe Los theilen wie Preußen und meine übrigen Staaten."[2]) Winterfeld kam im Namen des Preußenkönigs zu August III. Die Verhandlung fand unter vier Augen statt, ist aber längst kein Geheimnis mehr: Sachsen ward für Eintritt in das Bündnis gegen Österreich Theilung der Beute versprochen.[3]) August III. lehnte ehrenhaft diesen Preis des Treubruches ab: „Wie soll ich meine Waffen gegen eine Fürstin kehren, die mir keinen Grund dazu gegeben hat!" Arnim kam von Seite Augusts zu Friedrich, versprach Neutralität, ein Krieg Sachsens gegen Österreich jedoch verstoße gegen das Rechtsgefühl seines Herrn; was müsste Friedrich II. selber von der Aufrichtigkeit Augusts III. denken, wenn dieser anders handelte. „Ja, mein lieber Herr," entgegnete der Preußenkönig, „das ist alles gut und schön, aber ohne die Vereinigung unserer Truppen sehe ich keine Garantie für die Zukunft. Der König von Polen braucht ja nur einen Vertrag mit mir abzuschließen, der unsere Interessen freundschaftlich vereinigt. Sachsen muss mein Los theilen und dieselbe Gefahr laufen wie meine eigenen Staaten. Bin ich glücklich, so wird Ihr König reichlich entschädigt werden. Ich werde an seine Interessen wie an die meinigen denken und, was die Meinung der Welt anbetrifft, so werden wir den Vertrag mit einer Menge schöner Redensarten ausschmücken. Übrigens ist die beste Entschuldigung die Nothwendig-

[1]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets, II, 5. Studie.

[2]) Die Originale dieser Briefe sind abgedruckt in den „Geheimnissen des sächsischen Cabinets", Bd. II, 6. Studie.

[3]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets, S. 87—88.

keit, in welcher man sich befindet, nicht anders handeln zu können. — Ich kann die sächsischen Truppen nicht in meinem Rücken lassen, ohne einen großen Fehler zu begehen. — Ich muss diese Truppen haben, sonst gibt es keine Sicherheit. Ich spiele ein großes Spiel (je joue gros jeu). Die Waffen sind Wechselfällen ausgesetzt: eine Niederlage und ich werde euch auf dem Halse haben. — Ich muss unbedingt Ihre Truppen haben, so oder so. Ich bin durchaus nicht pressiert. Ich kann hier wenigstens 24.000 Mann lassen, welche ich dem Grafen Browne gegenüber nicht brauche.“[1]) — Damit brachen die Verhandlungen ab. Friedrich II. war unerbittlich und August III. wich auch Drohungen nicht.

Zunächst kam es am 1. October 1756 in Böhmen zur Schlacht von Lobositz, einem kleinen Städtchen zwischen Theresienstadt und Aussig. Browne hatte 35.000 Mann zusammengebracht und rückte vor, um den umzingelten Sachsen Luft zu machen. Friedrich II. aber ließ 30.000 Mann vor dem Lager vor Pirna zurück und gieng mit dem Reste seines Heeres den Österreichern entgegen, die er unter dem Schutze eines dichten Nebels in der Frühe des 1. October angriff. Die Schlacht dauerte sieben Stunden, blieb aber unentschieden, jeder Theil schrieb sich den Sieg zu. Die Österreicher verloren 2000 Mann, die Preußen 7000, beide Theile wichen zurück, Browne über die Eger, Friedrich II. nach Sachsen. Der rechte Flügel der Kaiserlichen war taktisch geschlagen, Browne war aber nicht strategisch geschlagen, da er alsbald wieder seinen Zug nach Schlesien fortsetzen konnte.[2]) Lobositz 1. Oct. 1756.

Ein Mitkämpfender schreibt über die Schlacht: „Der König hatte die Nacht benützt, um die Höhen des Thales von Welmina mit den aus den sächsischen Zeughäusern entführten Geschützen zu besetzen; er errichtete daselbst mehrere Batterien schwerer Artillerie. Sein Fußvolk kam aus jenem Thal hervor und stellte sich gleichzeitig auf den Höhen zur Rechten und zur Linken in Schlachtordnung auf. Sie wurde durch zehn Cavallerie-Regimenter unterstützt. Diese Infanterie machte die größten Anstrengungen gegen unsern rechten Flügel. Um sieben Uhr früh entspann sich das Gefecht. Die Kanonade des Feindes war entsetzlich, doch unsere Reiterei hielt sie mit bewundernswerter Ruhe aus. Da zeigte sich die feindliche Reiterei und entwickelte sich eine neue Art des Angriffs. Unsere guten alten Kürassiere, welche niemals Geometrie studiert hatten, stürzten sich geschlossen auf diese Schüler des Euklid, durchbrachen mit dichten Säbelhieben ihre Reihen und jagten sie von dannen. Die feindliche Reiterei sammelte sich unter dem Schutze ihrer Kanonen zu einem zweiten Angriff, wurde aber zum zweitenmale geworfen und so übel zugerichtet, dass sie sich schließlich hinter ihr Fußvolk zurückzog und nicht wieder erschien. ‚Wo ist meine Cavallerie?‘ fragte der König. ‚Dort liegt sie‘, entgegnete ihr Anführer Kyaw, welcher vergebens einen zweiten Angriff widerrathen hatte.[3]) Der Feind suchte nun mehrmals unser Fußvolk zurückzudrängen, ward aber immer zurückgeschlagen. Wohl nie ist ein Gefecht mit größerer Ordnung, Lebhaftigkeit und Muth geführt worden. — Als aber der König endlich

[1]) Der Wortlaut der Unterredung in den „Geheimnissen des sächsischen Cabinets“, II, S. 93—102.

[2]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets, II, S. 183.

[3]) L. c. S. 179—181.

sah, dass er nirgends durchbrechen könne, verdoppelte er seine Anstrengungen gegen eine Höhe zu unserer Rechten, welche von Kroaten und einiger Infanterie besetzt war. Es gelang ihm, durch glühende Kugeln die kleine Stadt Lobositz in Brand zu stecken und infolge dieses Zufalls die Truppen, welche auf der gedachten Höhe standen, zwischen das Feuer des Angriffs und die Brunst von Lobositz zu bringen. Dadurch zwang er sie, sich in die Ebene zurückzuziehen und ihm jene Stellung zu überlassen. Sie thaten es Schritt für Schritt und in bester Ordnung und das ist es, worauf sich der Triumph des Königs beschränkt, den er mit dem Verlust von 7000 Mann seiner besten Truppen bezahlt hat. Das Feuer hörte gänzlich auf von beiden Seiten um drei Uhr nachmittags und beide Armeen verblieben während des ganzen Tages und der darauffolgenden Nacht in den Stellungen, welche sie vor der Schlacht innegehabt. Am andern Morgen bei lichtem Tage setzte sich unser rechter Flügel in Marsch nach dem Lager von Budin, der linke folgte, wir wollten uns unseren Lebensmitteln wieder nähern. Man hat von keiner Seite Kanonen oder Fahnen verloren." — Browne meldete nach der Schlacht den Sachsen, wie ungemein hartnäckig gestritten wurde, wie die Reiterei sich insbesonders hervorgethan und wie ihn nichts hindere, dem Feinde wieder unter die Augen zu treten, und wie es bei der auf den 11. October verabredeten Unternehmung bleibe, wie es ihm aber lieb wäre, wenn sie auf den 12., 13., 14. oder 15. verschoben werden könne wegen auffallenden übeln Wetters oder der Umwege.

Browne an die Sachsen.

Friedrich ließ über seinen Scheinsieg in Dresden zwölf blasende Postillone einreiten und vor dem königlichen Schlosse Victoria schießen. Doch meldete er Schwerin: „Es sind nicht mehr die alten Österreicher, die ich bei Lobositz fand. Ich habe aus dem gestrigen Treffen ersehen, dass sie uns in Vorpostengefechte zu verwickeln suchen und dass wir uns hüten müssen, sie voreilig anzugreifen. Sie sind weit klüger als sonst und, glauben Sie mir auf mein Wort, es wird unzählige Menschen kosten, sie zu schlagen, wenn wir ihnen nicht anders eine überwiegende Masse von grobem Geschütz entgegenzustellen vermögen." Seinen eigenen Truppen spendete Friedrich II. hohes Lob: „Nie thaten meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit, seit ich die Ehre habe, sie zu befehligen, Fußvolk wie Reiterei."

Lob der Österreicher.

Friedrich II. kehrte zurück, um die Sachsen in Pirna zur Übergabe zu zwingen. Der Hunger war sein Helfer, den Sachsen giengen die Lebensmittel aus, mit Noth reichten diese bis zum 12. October. Eine dringende Bitte gieng an Browne um Hilfe ab. Er versprach in der Nacht vom 11. October auf den Höhen von Schandau sich einzufinden; die Sachsen sollten in der gleichen Nacht eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen, die ihnen gegenüberstehenden Preußen angreifen; er werde den Sachsen auf das erste Zeichen zuhilfe kommen. Die Österreicher waren in der festgesetzten Zeit am bestimmten Orte, aber die Sachsen kamen nicht. Browne wartete den 12., 13., ja bis Mittag am 14., dann zog er sich, ein Unglück vermuthend, zurück in sein Lager nach Budin, da er sein kleines Heer nicht länger der Gefahr aussetzen durfte.

Unglück der Sachsen.

Er hatte richtig geahnt: alles war den Sachsen entgegen. Rutowski hatte nicht Schiffe genug auftreiben können und dadurch war das Unternehmen um vierundzwanzig Stunden verspätet. Ein starker Regen hatte den Strom geschwellt

und den Weg kaum gangbar gemacht. Die Preußen drängten nach, vor sich fanden die Sachsen, als sie den Strom überschritten hatten, wieder Preußen, achtundvierzig Stunden hatten sie in strömendem Regen zugebracht, seit zweiundsiebzig Stunden hatten sie kein Brot, kein Fleisch, lebten bloß von Krautstrunken, Kürbisranken und gekochtem Puder, der mit Schießpulver gesalzen war. Bisher hatte die Mannszucht den Unmuth über den Minister niedergehalten, der nichts gethan und alles versäumt hatte, der nicht zu befehlen verstand und dennoch alles leiten wollte. Man sandte an August III. auf Königstein, dass man mit dem Feinde unterhandeln müsse. Der Kurfürst antwortete: „Der Feind ist nicht unüberwindlich, Gott und der Feldmarschall Browne werden sicherlich mit Euch sein! Alles beseelt meinen Muth! Ich beklage, dass ich mich habe bereden lassen, mich hier einzuschließen. Ich würde Euer Schicksal gern getheilt haben. Denkt an alles, was wir immer dem Feinde geantwortet! Denkt an seinen unerträglichen Hochmuth, wenn er eine ganze Armee die Waffen strecken sähe vor einigen Verschanzungen. Jede solche Übergabe würde uns um Ehre und guten Namen bringen.“ August an sein Heer.

Leider versäumte August, sich an die Spitze der Seinen zu stellen! Diesen war der Muth gebrochen, trotzdem eben ein Bote von Browne eintraf, dass er in der Nähe stehe: auch die Vereinigung mit Browne helfe nichts, wenn dieser nicht Brot, Fourage, Pferde für das Geschütz und Munition mitbringe. Die Reiterei sei außerstande, sich zu schlagen, man zähle nur noch 12.000 Kampffähige, sechs Wochen hindurch habe man sich gegen einen überlegenen Feind behauptet und der Ehre genügt. Jetzt wäre jeder Angriff nur nutzloses Blutvergießen. Der Kurfürst beharrte auf seiner Meinung, sie sollten angreifen, er wolle lieber mit ihnen sterben, als eine solche Schmach überleben. Vergebens! Die Officiere ließen ihm sagen, wenn der Kurfürst es schriftlich befehle, so werde man mit dem Kopf gegen den Lilienstein rennen, jeder Angriff werde aber die Truppen nur auf die Schlachtbank führen und könne die Lage nur verschlimmern, der Kurfürst selber in Gefangenschaft gerathen. Da erließ August III. die Antwort: „Man muss sich der Vorsehung unterwerfen. Wie Ihr mir durch den Generalmajor Dyherrn zu erkennen gegeben, will man mich zwingen, härtere Bedingungen anzunehmen, je nachdem sich die Umstände verschlimmert haben. Ich will nichts davon hören. Ich bin frei in meinem Hause, so will ich leben, so sterben. Das eine und das andere mit Ehren. Ich überlasse Euch das Schicksal meiner Armee. Euer Kriegsrath möge entscheiden, ob Ihr Euch kriegsgefangen ergeben oder ob Ihr durch Schwert oder Hunger umkommen wollt. Möge die Menschlichkeit, wenn möglich, Eure Entschließungen leiten. Wie sie auch ausfallen mögen, ich habe nichts damit zu thun (elles ne me regardent plus), und ich mache Euch nur dafür verantwortlich, dass Ihr Eure Waffen nicht gegen mich und meine Freunde kehrt“ u. s. w.

Von Browne traf ein Schreiben ein vom 15. October 1756, dass er sich bis zum 14. nachmittags drei Uhr auf den Höhen von Schandau gehalten habe. „Da ich aber von der ganzen Sachlage unterrichtet worden, so habe ich mich nach drei Uhr in Marsch gesetzt. Meine Arrièregarde ist heftig angegriffen und bis zum Dorfe Lichtenhain verfolgt worden. Ich habe ohngefähr siebzig Todte und Blessierte, der Feind dürfte nicht weniger verloren haben. Es ist unnöthig, dass Ew. sich die Mühe geben, von meinen Truppen Browne hält Wort.

in Ihrer Capitulation zu sprechen, denn wenn die Preußen mich auch mit ihrer ganzen Armee verfolgen wollen, so würde mich das in diesen Bergen, Thälern und Defiléen nicht in Verlegenheit setzen, denn sie würden hier nichts als Schläge davontragen." Die Österreicher hatten ihr Wort getreulich gehalten. Dass es so schlimm kam, daran waren die Sachsen schuld.

Schuld des Unglücks.

Friedrich selber bemerkt:[1] „Diese so übel angeführte Unternehmung veranlasste die beleidigendsten Vorwürfe, welche die sächsischen und die österreichischen Generale sich einander machten; im Grunde hatten sie beide Unrecht. Bloß der sächsische General, welcher den Entwurf, auf diese Art zu entkommen, gemacht hatte, war strafbar; ohne Zweifel hatte er eine fehlerhafte Karte zu Rathe gezogen, er hatte sich nie in den Gegenden befunden, deren Lage ihm daher unbekannt war." Er bemerkt spöttisch weiter: „Denn welcher vernünftige Mensch wird zu seinem Rückzug ein Defilée wählen, welches durch steile Felsen geht, welche der Feind besetzt hält? Diese Gegenden, welche vermöge ihrer Lage den Bewegungen ganz entgegen waren, welche die Österreicher und Sachsen hierselbst zu machen hatten, verursachten einzig und allein das Unglück, welches die letzteren daselbst erfuhren."

Um seine Truppen nicht in Hunger und Elend umkommen zu lassen, musste August III. einwilligen, dass sich seine Soldaten zu Kriegsgefangenen ergaben und das Gewehr streckten. — An Keith meldete Friedrich II.: „Die Sachsen stehen auf einem Terrain von 1200 Schritt Länge und 500 Schritt Tiefe, sie haben weder Lebensmittel noch Zelte, ihre Nachhut und Equipage ist geplündert, unsere Truppen haben sie eingeschlossen."

Capitulation.

Winterfeld und Rutowski vereinbarten die Capitulation, während die Preußen Brot lieferten: die Armee ergebe sich kriegsgefangen (1), aber weder Generale, noch Feldwebel und Gemeine dürften zum Dienste gezwungen werden (8); die Officiere versprechen aber, bis zur Herstellung der Ruhe nicht gegen den König von Preußen zu dienen (4); es stehe ihnen dafür frei, im Kurfürstenthum oder außerhalb desselben ihren Aufenthalt zu nehmen. Die Officiere behalten ihre Degen, Gewehre und Lederwerk der Gemeinen dagegen werden auf die Festung Königstein gebracht, desgleichen die Feldstücke (6). Für Unterhalt der Officiere wie der Gemeinen wird gesorgt werden (9 und 10). Der König war mit dem Vertrage nicht zufrieden, und schrieb an den Rand[2] zu 1: „Will der Kurfürst mir seine Armee übergeben, so braucht sie nicht kriegsgefangen zu werden"; zu Paragraph 4:[3] „Diejenigen, welche in meinen Dienst treten wollen, haben sogleich volle Freiheit"; zu Paragraph 6: „Lederwerk, Mantel und Fahnen können auf den Königstein kommen, aber ja nicht Kanonen"; zu Paragraph 8: „Darein hat sich niemand zu mengen, man wird keinen General zwingen, wider seinen Willen zu dienen"; zu Paragraph 9: „Es versteht sich von selbst, dass ich diejenigen bezahle, welche mir dienen, die Generale wird man als Männer von Ehre behandeln, es wird leicht sein, für ihren Unterhalt zu sorgen." Als Paragraph 14 setzte Friedrich

[1] La guerre de sept ans, Chap. IV.

[2] Vertrag und Randbemerkungen abgedruckt in den „Geheimnissen des sächsischen Cabinets", II, S. 236—240.

[3] Geheimnisse des sächsischen Cabinets, II, S. 251.

bei: „Der Königstein muss während dem ganzen Verlaufe des Friedens neutral bleiben.“ Rutowski schrieb darunter: „Ich bin bevollmächtigt, die Armee das Gewehr strecken zu lassen; ich kann sie aber weder von dem Eide, den sie geschworen, lossprechen, noch sie einen andern Eid schwören lassen: alles andere ist dem König von Preußen überlassen.“ Friedrich war mit den Bedingungen des Friedens nicht zufrieden, dies bezeugen seine Anmerkungen, folgerecht hätte er ganz einfach den Vertrag zurückstellen sollen; da er es nicht that, so bestätigte er die Sachsen im Glauben, der Vertrag sei angenommen. Rutowski.

Am 17. fand die Waffenstreckung statt. Ein Augenzeuge, Graf Vitzthum, bemerkt darüber: „Dieser Fürst hat damit angefangen, die Officiere von ihrer Truppe zu trennen, und ihnen anzubieten, in seinen Dienst zu treten. Nur fünfunddreißig haben Dienst genommen; darunter nur neun geborne Sachsen, die übrigen waren Schlesier, Pommern, Brandenburger, folglich geborene Unterthanen des Königs von Preußen. Die Soldaten und Unterofficiere hat er sich berechtigt geglaubt, zu seinem Dienste zu zwingen. Er war selbst gegenwärtig, als man die Soldaten genöthigt, ihm den Eid zu leisten. Er hatte seine Bataillone in Reihen formiert, welche von Zeit zu Zeit mit geladenen Kanonen geschlossen waren. Durch diese Reihen mussten die Sachsen, nachdem man sie zuvor entwaffnet, defilieren. Gegen diejenigen, welche den sogenannten Eid der Treue, den ihnen ein Auditor vormurmelte (marmoter), nicht nachsprechen wollten, brauchten die preußischen Soldaten ihre Fäuste. Der Bruder des Königs, Prinz Ferdinand, und der Prinz Moriz von Anhalt haben sich besonders hervorgethan durch ihre Bemühungen, die Sachsen mittelst Stockschlägen zur Eidleistung zu bewegen. — Wundersam, dass der König von Preußen nur dann auf die Treue der Soldaten rechnen zu können glaubt, wenn sie einen Eid geleistet unter Anrufung des Wesens, dessen Dasein der König öffentlich leugnet! Der König hat sich selbst so weit vergessen, einen jungen Edelmann, der als Fähnrich im Regimente Brousatz gestanden, eigenhändig mit dem Stocke zu schlagen und ihm dabei zu sagen: er habe weder Ehrgeiz, noch Ehre im Leib, da er nicht in den preußischen Dienst treten wolle.“ Waffenstreckung. Treue der Sachsen.

Am 18. wurde in gleicher Weise mit dem Überreste der Truppen verfahren. — Man versicherte ihnen, ihr Kriegsherr habe sie an den König von Preußen überlassen. Sie glaubten es nicht, sie wollten keinen Eid leisten. Viele blieben standhaft, sie wurden dafür als Kriegsgefangene in preußischen Festungen eingesperrt. Der König bildete aus den Sachsen zehn neue Regimenter, insofern sie preußische Uniform bekamen. Moriz von Dessau hatte ihm vorgestellt, die Sachsen würden sich an den Dienst eines protestantischen Fürsten gegen die katholischen Österreicher leicht gewöhnen, wenn er sie nur regimenterweise beisammen ließe. Friedrich II. hielt es für unnöthig, die gemeinen Soldaten dienstwillig zu machen dadurch, dass er ihnen vorstellte, er kämpfe für den Protestantismus gegen den Katholicismus. Er meinte: so gut die Sachsen unter August gegen ihn, ebenso könnten sie unter preußischen Officieren für ihn sich todtschlagen lassen. Es war die Verachtung des gemeinen Mannes, die er mit so manchen Fürsten des vorigen Jahrhunderts theilte. Er sollte sich bitter täuschen. Diese braven Sachsen zeigten, dass sie ein Pflichtgefühl und eine Treue besaßen, die sie ehrenwert macht. Von den neuen preußisch-sächsischen Regimentern kam keines über 200 Mann stark in seinem Garnisonsort an. Sie entflohen, wo sie konnten, compagnieweise, unter dem Rufe: „Es lebe unser König!“ Sie flüchteten nach Polen, Ungarn und Österreich. Drei Unterofficiere, Richter, Seeher und

Knabe, bewiesen in der Leitung der Flucht unter Gefahren aller Art einen seltenen Muth und militärisches Geschick. Prinz Xaver bildete aus flüchtigen Sachsen im Elsass ein Corps von 10.000 bis 12.000 Mann. Friedrich hob 9000 andere junge Leute zur Ergänzung der Fahnenflüchtigen in Sachsen aus, aber auch sie desertierten, wo sie konnten. Er vermengte nun die sächsischen Bataillone mit den preußischen, doch auch dies stellte sich als nachträglich heraus, zumal der Kurfürst erklärte, dass die Sachsen, die unter dem König von Preußen Dienste nähmen, des Hochverrathes schuldig seien, und den Vertrag von Lilienstein für ungiltig erklärte. Friedrich sah dies alles als Folge feindseliger Gesinnung des sächsischen Hofes an und gab den Generalen und Officieren keinen Heller. Auch die Gelder für den Hofhalt der Königin und des Kurprinzen wurden ganz zurückgehalten, die Minister entlassen, den Räthen kein Gehalt mehr ausbezahlt. Die Waldungen wurden niedergehauen, das Wild weggeschossen, die Porzellanvorräthe an den Meistbietenden verkauft. Mit einem Wort, der Wohlstand Sachsens wurde für preußische Zwecke verbraucht.

August III.

August III. war mit seinem jüngern Sohne und seinem Minister Brühl am 19. October nach Warschau abgefahren. Es war der einzige Vortheil, den er aus seinem polnischen Königthum zog, dass er jetzt, während sein Stammland in Feindesgewalt war, einen anständigen sichern Aufenthalt hatte. Gern hätte er die Republik zu einer Kriegserklärung gegen Preußen fortgerissen, allein Friedrich

Polen.

baute vor. In einem Aufrufe an die Polen erklärte er: die Verbindung mit dem sächsischen Haus sei eine vorübergehende und werde nach dem Tode des jetzigen Königs erlöschen; dagegen hänge die Republik mit Brandenburg durch das unzerreißbare Band gemeinsamer Interessen zusammen. Preußen sei das beste Bollwerk gegen alle, welche die Unabhängigkeit Polens anzutasten versuchen

Brühl.

würden. — Kläglich war es vom Minister Brühl, dass er jetzt die Schuld des Unglückes in Rundschreiben und Zeitungsberichten auf die sächsischen Generale schob, welche durch ein bloßes Vorurtheil sich hätten bestricken lassen, das Heranziehen des österreichischen Feldherrn nicht wahrzunehmen. Begreiflich, dass die Generale mit mehr Recht alle Schuld des Unglücks auf Brühl warfen, welcher, wenn er nicht versäumte Magazine anzulegen, die Armee und den Staat gerettet hätte.[1])

---

[1]) Friedrich August III. ist wegen seines Verhaltens bei Pirna viel getadelt worden. Seine Muthlosigkeit ist in grellem Abstand von der Kühnheit seines Vorfahren Friedrichs August des Starken. Kein geringer Theil der Schuld fällt jedoch auf seinen Minister Brühl, der, um bei der Macht zu bleiben, seinen Herrn von allem Verkehr abschloss. Es fehlte August III. nicht an Begabung. Der englische Gesandte Hanbury-Williams schreibt 1747: „Was den König selber betrifft, so ist er sehr artig und wohlerzogen und seine natürlichen Anlagen sind keineswegs unbedeutend. Ich habe sehr oft, viel öfter als irgend ein anderer Gesandter, die Ehre mit ihm zu sprechen und muss gestehen, dass ich an diesem Hofe niemand getroffen habe, der über Geschäfte besser spricht und richtiger urtheilt: allein er will bei der Politik nie lange verweilen." Den feinen Sinn für Kunst theilte August mit seiner Familie. Früher stand Sulkowski auf dem Gipfel der Macht, verlor sie aber, als er sich vom König entfernte, um Feldzüge am Rhein und in Ungarn mitzumachen. Das hatte sich Brühl wohl gemerkt, er wich nie aus der Nähe des Königs und widmete allem, was August III. sagte oder that, die größte Aufmerksamkeit, obgleich er sonst träge war. Brühl stammte aus gutem Hause, war aber früher bloß Page; er besaß keine ausgezeichneten Kenntnisse, aber gute Fähigkeiten. Sein Hauptfehler war Verschwendung; er hielt dreihundert Bediente und ebensoviele Pferde und hatte zwölf Landgüter. Er war jedoch nicht bösartig und hatte keinen Zug von Härte oder Grausamkeit. Die Armee war gegen den Minister erbittert. Eine Schar von Officieren wollte sich dem König zu Füßen stürzen und den Minister verklagen. Lynar sollte an seine Stelle treten. Brühl erfuhr davon und

Der passive Widerstand Sachsens hat übrigens Friedrichs Plan, rasch über die ungerüsteten Österreicher herzufallen — und vor den Thoren Wiens den Frieden zu dictieren, vereitelt, und ganz Europa gegen ihn unter die Waffen gebracht. Eine unwiederbringliche Zeit gieng dadurch für Friedrich verloren. Die Österreicher hatten sich indes gerüstet. Friedrich konnte nicht in Böhmen, er musste in Sachsen überwintern. Schwerin musste sich nach Schlesien zurückziehen, der günstige Augenblick, die kühnen Pläne Winterfelds zu verfolgen und sich durch einen Stoß ins Herz gegen Österreich die Kaiserkrone zu erringen, war vorüber. —

Folgen des Angriffes auf Sachsen. Der Winter 1756—1757.

Der Eindruck, den Friedrichs Gewaltschritt machte, war tief und reichte weit. Ganz Europa gerieth in Erstaunen und Entrüstung. Selbst sein guter Freund, der französische Gesandte Valori, schrieb:[1] „Alle Welt ist bestürzt. Wie wird Friedrich sein Verfahren vor Europa rechtfertigen können? Werden die Stände des Reiches nicht empört sein über diesen Gesetzesbruch? Wie wird er den Sturm beschwören können, den er über sein Haupt zusammengezogen hat? Sein unerhörtes Verfahren in Sachsen, für dessen Rechtfertigung ich in seinem Manifest auch nicht einen einzigen stichhaltigen Beweis finden konnte und darüber, dass er einen Krieg unternommen hat, dem er nie auch nur einige Farbe von Billigkeit wird geben können, sein unerhörtes Verfahren in Sachsen gibt seinen Feinden gutes Spiel und erhebt die ganze Welt gegen ihn." — Valori hatte Recht. Die Kaiserin von Russland[2] ließ dem Kurfürsten von Sachsen erklären, dass sie das Unglück, welches ihn betroffen, aufrichtig mitfühle und sich eine besondere Pflicht daraus mache, ihm wegen der gegen seine Erbstaaten geübten Gewaltthätigkeit eine Genugthuung

Valori.

Czarin Elisabeth.

---

wusste es zu hindern. — Dass der König sich nicht an die Spitze des Heeres stellte und nach Polen floh, hatte die Sachsen sehr geschmerzt; er hat dies nie wieder gut machen können. Polen trug dem Könige nichts ein, kostete vielmehr wegen der Jahresgehalte, die August allzu großmüthig dort austheilte.

Die Kurfürstin und Königin Maria Josepha war eine Tochter Kaiser Josephs I. und sehr fromm. Sie blieb in Dresden mit der königlichen Familie und wehrte sich nach Kräften, als Marschall Keith im Archiv die Urkunden holen sollte, die Friedrich nöthig hatte, um zu beweisen, dass ein Bund gegen ihn schon bestehe; sie sagte Keith vor der Archivthüre sitzend, sein Herr habe versprochen, keine Gewalt zu brauchen; „ganz Europa werde sich gegen diesen Schimpf auflehnen und dann werden Sie das Opfer werden; verlassen Sie sich darauf, der König ist der Mann dazu, Sie seiner Ehre aufzuopfern". Keith stutzte und kam um weitere Befehle ein; als man sie ihm wiederholte, bemächtigte er sich der Schriften. Was Friedrich zu finden hoffte, fand er jedoch nicht. Die Königin starb am 17. November 1757 und sah zu ihrem großen Schmerze noch, wie Friedrich sich der Cassen bemächtigte und aus dem Land die Mittel zog, seinen Krieg zu führen.

[1] Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges, I, S. 71—72.

[2] Stuhr, l. c. I, S. 70.

zu verschaffen, die weniger nach Maßgabe des zugefügten Schadens zu bestimmen sei als nach der Abscheulichkeit des durch den König von Preußen rücksichtslos begangenen Friedensbruches. Sie gab zu erkennen, wie sie erwarte, dass die Kaiserin-Königin ähnliche Gesinnungen theile, und wie sie, wenn auch der König von Preußen aus Furcht vor der vereinigten Macht Österreichs und Russlands von ferneren Gewaltschritten sich sollte abhalten lassen, aber dennoch in dem Besitz der sächsischen Lande sich halten wolle, es für das Interesse der beiden kaiserlichen Höfe halte, die Gelegenheit zu ergreifen, der Macht des Königs von Preußen angemessene Schranken zu setzen, wie es die ganze unparteiische Welt nur gerecht und vernünftig finden würde. Schließlich wurde der König von Polen aufgefordert, auf den Beistand von Russland und Österreich zu rechnen, sich nicht durch den König von Preußen einschüchtern, noch zum Nachgeben und Eingehen auf Bündnisse mit ihm sich bestimmen zu lassen. Maria Theresia schrieb an Ludwig XV.: „Die angeblichen Bewegungsgründe zu dem mehr als feindlichen Einmarsche in das Kurfürstenthum Sachsen lassen sich darauf zurückführen, dass wir uns nicht, ohne Vorbereitungen zu treffen, durch den König von Preußen haben wollen zuvorkommen lassen. Aber der eigentliche Grund, den er sehr zu verbergen trachtet, beruht in dem Ärger über das Neutralitäts- und Vertheidigungs-Bündnis, auf welches wir mit Frankreich eingegangen sind; es ist ihm dadurch alle Hoffnung benommen, uns in die Unruhen wegen Amerikas und in einen Krieg, der daraus in Europa entstanden sein würde, verwickelt zu sehen, um aus Veranlassung desselben seinen hinlänglich angedeuteten Plan, in die Niederlande einzufallen, auszuführen, und so die günstigste Gelegenheit zu ersehen, unserem erhabenen Hause den Todesstoß, den sein unversöhnlicher Hass uns schon seit langer Zeit bereitet, zuzufügen, auch seinem unbegrenzten Ehrgeiz ein weites Feld zu eröffnen und endlich ganz Deutschland in Fesseln zu legen."

Maria Theresia.

Ludwig XV.

Noch andere Hebel wirkten bei Ludwig XV. Die Dauphine, die Mutter Ludwigs XVI., war eine Tochter Augusts III., sie warf sich dem König zu Füßen und beschwor ihn, er möge ihre Eltern in dieser Bedrängnis nicht verlassen. Der ganze Hof zeigte Theilnahme. Der König versprach alles, er werde wie die Kaiserin so seine übrigen Verbündeten unterstützen; Befehl ergieng, ein Heer von 24.000 Mann bei Metz zusammenzuziehen; der König wollte den Krieg auf dem Festlande in großem Maßstabe führen. Da Friedrich II. dem französischen Gesandten in Dresden, dem Grafen Broglie, der für die kurfürstliche Familie viele Theilnahme an den Tag legte, verwehrte, an den bei Pirna eingeschlossenen August III. ein Schreiben seines Königs persönlich zu überbringen, so ward dies als Verletzung der heiligsten Satzungen des Völkerrechtes behandelt und Valori aus Berlin abberufen. Friedrich rief dafür Knyphausen aus Paris ab und gab Broglie Befehl,

bricht mit Friedrich.

von Dresden zu August nach Warschau zu gehen. Aller Verkehr zwischen beiden Höfen war somit abgebrochen. Dennoch empfand es Ludwig tief, dass 1757 Friedrich II. allein von allen Fürsten ihm gelegentlich des Mordanfalles von Damiens kein Zeichen der Theilnahme und des Abscheues vor der That gegeben.

Gährung in Frankreich.

Mit dem Mordanfall hatte es folgende Bewandtnis: Die Regierung war damals mit dem Clerus und mit den Parlamenten und letztere waren untereinander im Hader und dieser Streit hat nicht wenig dazu beigetragen, den Gedanken, dass die Nation hoch über der Dynastie, über dem Clerus und den Parlamenten stehe, wach zu halten. Der Erzbischof Beaumont von Paris gebot, in gewissen Fällen Sterbenden das Sacrament zu verweigern. Das Parlament dagegen verbot die Sacraments-Verweigerung, weil dadurch die öffentliche Ordnung gestört werde. Der Bischof erklärte, er habe seine Rechte von Gott; das Parlament sagte, sie widersprechen den Gesetzen des Reiches. Der König nahm es dem Parlamente übel, dass es sich in diese Angelegenheit gemischt habe. Das Parlament nahm es dem König übel, dass er es hemme, die Grundgesetze des Reiches zu vertheidigen. Seine Vorstellungen haben ein Feuer, eine Zähigkeit, dass man den Einfluss von Montesquieus Werken wohl spürt. Der König verbannte die Gegner unumschränkter Gewalt und setzte eine königliche Kammer ein, bei welcher jedoch die Advocaten keinen Prozess führen wollten, so dass Ludwig sich genöthigt sah, die Parlamente zurückzurufen. Dazu kam die Geldnoth. Der Kampf in Amerika, auf Majorca, die Rüstungen zum Continentalkrieg verschlangen große Summen, die Regierung forderte ein neues Zwanzigstel von allem Einkommen, zu dem Zwanzigstel von 1746, bis zur Wiederkehr des Friedens. Das Parlament erhob Einsprache, betonte, dass alle Parlamente in Frankreich nur ein vielgegliedertes Ganzes seien. Der König erzwang 13. December 1756 die Eintragung seines Willens durch ein ‚Lit de Justice'. Man schrie in den Straßen gegen die Pompadour und den Tyrannen der Franzosen. Ludwig XV. sagte damals zur Marquise: „Der Clerus wie die Parlamente sind mir mit ihren Klagen zuwider, aber der Clerus ist doch noch immer anhänglich an den König, diese Parlamente aber sind wahre Herde des Republicanismus; übrigens, so lange ich lebe, hält die Staatsmaschine noch aus."

Clerus und Parlament.

Geldnoth.

Lit de justice.

Begreiflich war die Aufregung groß: im Volke hieß es, ein Aderlass sei nöthig, aber ein rechter, eine Revolution, aber eine gründliche; alle Bourbonen müsse man fortjagen. Es waren theure Zeiten; unter dem Volke hieß es, der König gewinne durch die Hungersnoth, er bekomme dann seine Mädchen billiger, und man redete von 1740. Es gibt Naturen, welche einer allgemeinen Aufregung bedürfen, damit der Sturm das Segel ihrer Seele schwelle. Eine solche war Damiens, ein halb wahnwitziger Mensch, aus Artois, wo es nicht an harten Köpfen fehlt, wie Calvin und Robespierre zeigen. Als Bedienter da und dort,

Damiens.

während ihn selber die Noth quälte, hatte Damiens so viel gegen den König gehört, dass er jetzt, zweiundvierzig Jahre alt, beschloss, ihm ein Denkzeichen zu geben, wenn er auch dafür sein Leben hingeben müsse. Der 5. Januar 1757 war ein kalter trüber Tag, der König schritt eben durch die Marmorhalle zu Versailles, Attentat. um nach Trianon zu fahren, als er einen Stoß bekam. Er deutete auf einen kleinen mageren Mann: „Dieser Trunkenbold hat mir einen Stoß gegeben." — Ein Leibwächter schlug Damiens den Hut herunter: „Wer wagt es, bedeckt zu sein in der Nähe des Königs!" [1]) Eben in den Wagen steigend, sagte der König: „Oder hat mich ein Dorn gestochen?" — er griff in die Seite und zog die Hand blutig heraus: „Dieser Herr da hat mich verwundet, man halte ihn fest, tödte ihn aber nicht!" und kehrte in seine Gemächer zurück. Die Leibwächter packten und banden Damiens, der mit größter Ruhe und Zuversicht sagte: „Ja, ich bin Geständnisse. es, ich habe es gethan für Gott und das Volk, für die Religion." — „Was verstehen Sie darunter?" — „Ich meine, dass das Volk stirbt, dass Frankreich zugrunde geht." — „Für welchen Glaubenssatz?" — man dachte an Jansenisten oder Jesuiten. — „Mein Glauben ist das Elend des Volkes in drei Viertheilen von Frankreich." — „Man gebe acht, dass der Dauphin morgen nicht ausgeht." — „Nenne deine Mitschuldigen, dann wird dich der König begnadigen." — „Er darf es nicht, ich will in Schmerzen und Qualen sterben wie Jesus Christus. — Ich habe dem König nur eine Warnung geben wollen,[2]) ich hätte ihn leicht tödten können."

So war es in der That. Man fand bei ihm ein Messer mit einer langen und kurzen Klinge, er hatte nur mit der kurzen gestochen. Er hätte Zeit gehabt, einen zweiten Stich anzubringen, er hatte sein Federmesser zugemacht. Die Wunde oberhalb der fünften Rippe war nur ein Viertel Zoll tief, die Ärzte sagten: „Wäre es nicht der König, so könnte der Mann morgen schon ausgehen." Aber Ludwigs Angst. Ludwig fürchtete, das Messer sei vergiftet, und bekam klägliche Angst. Man fragte Damiens, er schwor bei seiner Seele, beim lebendigen Gott, das Messer sei nicht vergiftet. Man wandte die Folter an, er blieb bei seiner Aussage. Aber Ludwig hatte Höllenangst. „Ein Priester, ein Priester!" — schrie er. Ein Hauskaplan hörte ihn schnell Beichte und ertheilte ihm die Absolution. Ein Jesuite kam, der König beichtete nochmals und ausführlich und bat dringend um die Lossprechung. Der Jesuite verlangte aber die Entfernung der Maitresse und das Aufgeben des lasterhaften Lebens. Alles zugestanden. Ludwig sandte nach dem Dauphin und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter: „Regiere besser als ich!" — Ein Beichtvater musste beständig um ihn sein. Die Scene von Metz 1744 wiederholte sich. Machault ertheilte der Pompadour Befehl, Versailles zu verlassen, ihre Anhänger mieden sie — aber sie gieng nicht, sie ließ es auf das Hinauswerfen ankommen — und indessen änderte sich die Sachlage.

Ludwig wurde in wenig Tagen wieder gesund und erklärte den Ministern, dass er sich selbst wieder mit der Regierung befassen wolle. Seiner Reue schämte er Keine Umkehr. sich, und alle, die ihn nach seinem Gefühle schwach gesehen, hasste er, namentlich d'Argenson, welcher viele Hingebung für den Dauphin bewiesen und beantragt hatte, dass bis zur vollständigen Wiederherstellung des Königs sämmtliche Minister im Zimmer des Kronprinzen arbeiten sollten. Mehrere Tage besuchte der

---

[1]) Vergleiche die Auszüge aus dem Verhöre bei Michelet, Histoire de Louis XV., p. 372—393.

[2]) „Donner un avisement au Roi."

König die Pompadour nicht, eines Morgens aber, als er an ihrer Treppe vorbeigieng, zog ihn mehr die Gewohnheit als die Neigung in ihre Wohnung. Sie empfieng ihn mit Thränen und Klagen über d'Argenson. „Gut," sagte der König, „ich habe ihn längst satt, aber jagen wir auch den Machault mit fort!" — Der war der Feind der Geistlichkeit und bei der königlichen Familie übel angeschrieben, seine Entlassung sollte den Sturm beschwichtigen. Sechzehn Räthe traf das gleiche Los. Die Pompadour aber saß fester denn je, Abbé Bernis, der ihr treu geblieben war, bekam an Rouilles Stelle im Juni das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Pompadour. Bernis.

Alle Parteien warfen sich jetzt auf Damiens. Wer hatte ihn gesendet? Vergebens betheuerte er unter Folterqualen, so schrecklich, dass die menschliche Natur kaum im Stande schien, sie auszuhalten, dass er keine Mitwisser habe. Cui prodest! fragten die Parteien. Da einten sich die Anhänger des Parlaments und die Jansenisten dahin, die Schuld auf die Jesuiten zu wälzen; denn wäre Ludwig XV. erlegen, so wäre im Dauphin ein Freund des Ordens ans Ruder gekommen. Dieser falsche, aber eifrig verbreitete Verdacht war ein schwerer Schlag für die Jesuiten. Indem die Richter ihre Liebe zum König glänzen ließen, ließen sie zugleich ihrem Hasse gegen die Jesuiten freien Lauf. Aber es war nicht möglich, zu beweisen, dass Damiens das Werkzeug einer Partei sei, er beharrte darauf, keine Mitschuldigen zu haben. Was hätte die Pompadour nicht gegeben, um die Jesuiten hineinzuziehen! Damiens Prozess. Jesuiten. Damiens.

Damiens war wahnwitzig, er hätte ins Irrenhaus gepasst. Im Verhör log er nur, sofern er sagte, er habe keine Familie, denn er wollte Frau und Kind retten. Als dies am Tage war, sprach er über alles offen. „Ihr waret ja in guten Häusern und bekamt das Elend des Volkes nicht zu spüren", fuhr ihn der Richter an. — „Wer nur an sich denkt, der ist zu nichts gut", antwortete der Angeklagte. Einmal klagte er einen Chirurgen an, er sei schuld an seinem Verbrechen, weil er ihm nicht zu Ader gelassen habe. Als die Vorfragen beendet waren, kam der Prozess zur Entscheidung vor die Pairs und die Prinzen des Hauses. Sie verurtheilten den Unglücklichen zur Strafe Ravaillacs, d. h. er solle zuerst mit glühenden Zangen gezwickt, dann Blei in die Wunden gegossen, endlich solle er von Pferden zerrissen werden. Die ganze unschuldige Familie des Damiens, Vater, Frau und Tochter, wurden in die Verurtheilung insofern miteinbezogen, als sie bei Todesstrafe Frankreich verlassen mussten. Ludwig XV. wies ihnen Lebensunterhalt an, Damiens selber wollte er anfangs nach Bicêtre senden, kam aber wieder davon ab und nahm die barbarische Hinrichtung vor Gott und der Nachwelt auf sein Gewissen. Am 28. März 1757 fand sie statt, nachdem man ihn vergebens vorher noch gedrängt hatte, Geständnisse zu machen — er habe keine Mitschuldigen, es bestehe keine Verschwörung. Damiens wurde zuerst die Hand verbrannt, mit welcher er das Messer geführt hatte, dann ward er mit glühenden Zangen an der Brust, den Armen und Beinen gezwickt und in die Wunden siedendes Öl, Blei, Pech, brennender Schwefel gegossen. „Gott, gib mir Stärke, Herr, hab' Erbarmen!" schrie der Unglückliche in einemfort. Dann sollten ihn vier Pferde in Stücke reißen, sie vermochten es nicht. Er bat um den Gnadenstoß. Aber dann wäre den vornehmen Damen und Herren, die für Zuschauerplätze sich viel hatten kosten lassen, ihr Vergnügen abgekürzt worden! — Er musste noch länger leiden, — endlich schnitt man ihm die Sehnen entzwei, die Pferde rissen ihn in Stücke, welche verbrannt wurden. Die Asche wurde in die Seine gestreut. Ein viertel sieben Uhr abends hatte die Sache ein Ende. Übrigens hatte Damiens

eigentlich dem König Nutzen gebracht, die Parlamente bezeugten der Krone ihre Hingebung, man beeilte sich, die Steuern zu zahlen, die Gunst des Volkes schien sich Ludwig zuzuwenden und alles nur den Sieg seiner Waffen im bevorstehenden Kriege zu wünschen!

d'Estrées in Wien.

Vom September 1756 bis zum Februar 1757 unterhandelte Marschall d'Estrées, welcher zum Heerführer für den Krieg in Deutschland ernannt war, in Wien über den gemeinsamen Feldzugsplan.[1]) Er war zwar angewiesen, jede Spur des Mistrauens, wie es bisher zwischen den Höfen von Wien und Versailles geherrscht habe, verschwinden zu machen, aber von London wie von Berlin aus wurden immer Keime des Argwohns ausgestreut, bei dem Franzosen, der Hof von Wien hege doch noch immer Anhänglichkeit für den König von Großbritannien, bei Kaunitz, Frankreich sei doch nicht recht geneigt, zur Schwächung Preußens mitzuwirken. Kaunitz verlangte die vertragsmäßigen 24.000 Mann, welche zu den Österreichern in Böhmen stoßen sollten. In Versailles meinte man, diese 24.000 Mann seien doch zu sehr unterwegs gefährdet, und wollte man zwei Heere nach Deutschland senden. Kaunitz war besorgt, die Franzosen möchten sich mitten im Reiche festsetzen wollen! Im Februar einigte man sich dahin, dass zwei französische Heere, zusammen 105.000 Mann in Deutschland einrücken sollten; das kleinere habe im April Geldern und Wesel zu belagern, das größere von Düsseldorf in Hannover vorzudringen und dasselbe zu besetzen, dann Magdeburg zu belagern, wo Österreicher und Russen sich mit ihm vereinigen sollten. So der Kriegsplan. Um in Wien alle Besorgnis zu zerstreuen, ergieng im Juni 1757 an die französischen Heerführer die Weisung, nicht im Namen der Krone Frankreichs, sondern im Namen der Kaiserin-Königin aufzutreten, denn der allerchristlichste König wolle nur als Bundesgenosse der Kaiserin und als Bürge des Westfälischen Friedens am Kampfe theilnehmen; daher sollten alle von den französischen Truppen besetzten Orte den Beamten der Kaiserin zur Verwaltung übergeben werden. —

Kriegsplan.

Russland und Österreich.

Russland.

Die Kaiserin Elisabeth war Feuer und Flamme gegen Friedrich II. von Preußen und Kaunitz hatte bisher ihren Eifer zügeln müssen. Doch vertraute er nicht allzusehr auf die Hilfe von da, und mit Recht, denn die Kaiserin lebte so, dass niemand an eine lange Dauer ihrer Regierung glaubte, und der Thronfolger Peter war ein erklärter Bewunderer Friedrichs und seine Gemahlin Katharina hieng an England und Preußen. Überdies war der russische Nationalgeist mit in Anschlag zu bringen, der Österreich nicht auf

[1]) Eingehend sind diese Verhandlungen mitgetheilt bei Stuhr, l. c. I, S. 75—102.

Kosten Rußlands erhöht wissen und einen erklecklichen Gewinn herausschlagen wollte, wenn man einmal Krieg führe. Rußland solle Preußen gegen Litthauen und Semgallen an Polen geben. In Polen selber lagen Fragen, die Rußland von einem innigen Bunde mit Österreich wie mit Frankreich fern halten mußten.

Hören wir Gesandtschaftsberichte! Seit dem Herbste 1756 stand ein russisches Heer in Livland marschbereit. Aber was wurde nicht alles aufgeboten, um es wirkungslos zu machen! Schon die Wahl des Apraxin zum Feldherrn war bedeutsam. Der englische Gesandte schreibt September 1756:[1] „Apraxin ist sehr faul, ungemein dick, ausschweifend und kümmert sich um nichts und hat nie einen Feind gesehen." Am 11. November: „Noch ist Apraxin nicht abgereist und Bestuschew hat uns offen gestanden, er sei schuld daran und werde uns noch bessere Dienste leisten. Apraxin hat sich dafür gewinnen lassen, sich selber alle möglichen Hindernisse zu schaffen und seine Abreise hinauszuschieben. Der König von Preußen kann sicher sein, daß der Großkanzler nicht einen Groschen von seinem Gelde anrühren wird, bis er ihm nicht die wesentlichsten Dienste geleistet hat." Friedrich II. hatte nämlich durch Williams dem Großkanzler für gute Dienste 100.000 Thaler anbieten lassen und dieser alsbald erklärt: „Von dieser Stunde an bin ich des Königs Freund. Hätte ich dies zwei Monate früher gewußt, so hätte ich vieles für den König thun lassen."[2] Übrigens bekam er diese Summe nicht, denn Friedrich fand in Dresden Briefe, deren Veröffentlichung Bestuschew vernichtet hätte. Wie ein Damoklesschwert schwebte die geheime Drohung, diese Briefe bekannt zu machen, über dem Haupte des Großkanzlers und er that deshalb zum Vortheile Friedrichs II., was er vermochte; zunächst richtete er die Anweisung für Apraxin so ein, wie der Preußenkönig sie nur wünschen konnte. Friedrich selber erzählt vom Großfürsten: „Als Fürst von Holstein hatte er einen unauslöschlichen Haß gegen Dänemark eingesogen wegen der schreienden Ungerechtigkeiten, die seiner Familie von den Dänen angethan waren. In Sorge nun, die Angelegenheiten Preußens möchten eine Wendung nehmen, daß es sich mit Dänemark verbinden müsse, bot er Friedrich II. seinen Einfluß und seine guten Dienste an, damit sich dieser ja mit den beharrlichen Feinden Holsteins in keinen Bund einlasse. Der König nahm das Angebot an und versprach, nie einen Vertrag mit Dänemark zu schließen, und obschon diese Willfährigkeit dem König im Augenblicke keinen Vortheil brachte, so wird man doch sehen, daß diese innige Beziehung die großen Entwürfe der Österreicher vereitelte."[3] — An einer anderen Stelle gesteht Friedrich, am Rückzuge Apraxins nach dem Siege über Lehwald sei der Großfürst schuld. Wie trieb dieser Russe ein Spiel mit seiner Kaiserin! Apraxin ließ sich von ihr, bevor er zur Armee abzieng, die feierlichste Versicherung geben, daß sie alles, was er thun werde, im voraus billige, und daß sie ihn für nichts verantwortlich mache, wenn etwa auch die Ausfälle sich unglücklich ergeben möchten![4] Im Februar traf er in Riga ein, im April hatte er noch nicht Anstalt getroffen, die Armee in Bewegung zu setzen. Solchen fremden Officieren, die ein Recht hatten, nach dem Grunde seines

Apraxin.

Bestuschew.

Großfürst Peter.

Apraxin.

[1] La Cour de Russie, p. 148.
[2] Raumer, Beiträge, II, S. 399. — La Cour de Russie, p. 49.
[3] La guerre de sept ans, Chap. III.
[4] Stuhr, Forschungen, I, S. 183.

unerklärlichen Benehmens zu fragen, sagte er, er habe einen ganz geheimen Plan, den er niemandem entdecken dürfe. Der Franzose Hospital meinte, hinter dem Scheine der Klugheit verberge sich Furcht. Mit Unrecht! Es war Verrath. Der Kern des russischen Heeres war übrigens tüchtig. Derselbe Marquis de l'Hospital, der länger im Hauptquartiere sich befand, schreibt: „Die Fußtruppen sind sehr gut, die Reiterei ist es aber nicht in dem Maße. Was den die Armee bildenden Menschenschlag betrifft, so ist derselbe vorzüglich, seine Unerschrockenheit und sein Gehorsam gegen die Befehle der Kaiserin sind bekannt. Die Leute reißen weder aus, noch fürchten sie den Tod. Es fehlt den Officieren an Erfahrung und Dienstkenntnis, so dass große Gefahr vorhanden ist, dass sie von den kriegsgewohnten und ausgebildeten preußischen Truppen geschlagen werden. Wenn jedoch der Krieg von einiger Dauer sein sollte, so kann es nicht fehlen, dass die russischen Heere ihren Nachbarn furchtbar werden müssen.“[1] — Friedrich II. war auch sehr in Sorge vor den Russen. Zum englischen Gesandten Mitchel sagt er:[2] „Es handelt sich um nichts weniger als um den Fortbestand des Hauses Brandenburg; habe ich nicht Grund genug, unruhig zu sein? Ich habe Frankreich und Österreich auf dem Halse; was soll werden, wenn ich mich auch noch gegen Russland vertheidigen muss! Wenn nun die Kaiserin Elisabeth sterben oder sich ruhig verhalten möchte, so hätte ich von meinen Feinden nichts zu befürchten.“ Der König rieth dem englischen Gesandten, Apraxin zu bestechen, damit er sich ruhig verhalte.

Das Heer.

Elisabeth hatte 22. Januar 1755 mit Maria Theresia einen neuen Vertrag geschlossen gegen den gemeinsamen Feind und Störer der Ruhe, gegen welchen sie die Waffen nicht niederlegen wollten, bis Schlesien und Glatz unter die Herrschaft der Kaiserin-Königin zurückgeführt, und seiner Macht und seinen ungerechten Anschlägen geeignete Schranken gesetzt seien. Zunächst ward das Vertheidigungs-Bündnis von 1746 erneuert. Dann verpflichteten sich beide Kaiserinnen, 80.000 Mann regulärer Truppen während der ganzen Dauer des Krieges gegen den König von Preußen zu verwenden, Russland auch noch 40 Schiffe und 40 Galeeren in der Ostsee. Beide Theile handeln nach gemeinsamem Kriegsplane und jeder sendet zur Armee des anderen einen General, der im Kriegsrathe Sitz und Stimme hat. Die Kaiserin von Russland wird ihre Armee so schnell als möglich in Preußen einrücken lassen, da der König die Kaiserin bedrängt. Die Österreicher hingegen werden den Heranzug der russischen Armee nach Kräften befördern. Kein Theil schließt ohne Zustimmung des anderen Waffenstillstand oder Frieden.“[3] In Separatartikeln war Frankreich der Zutritt zum Bunde vorbehalten und versprachen sich beide Kaiserinnen, gemeinsam dahin zu wirken, dass der König von Schweden mit seinen Truppen zur Niederschlagung des Königs von Preußen mitwirke; für seinen Theil am Kriege solle er entsprechende Vortheile erlangen. Beide Kaiserinnen setzten alles daran, um dem König von Polen wieder zum Besitze seines Kurfürstenthumes Sachsen zu verhelfen und zu einer angemessenen

Neuer Vertrag von 1755.

Eifer Elisabeths.

[1] Stuhr, l. c. S. 286.

[2] La Cour de Russie, p. 155.

[3] Der französische Vertrag, abgedruckt bei Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges, I, S. 591—595.

Entschädigung auf Kosten des Königs von Preußen. So lange der Krieg dauert, wird Maria Theresia jährlich an die Kaiserin Elisabeth eine Million Rubel zahlen. Unterzeichnet ist der Vertrag von Estherhazy, Bestuschew und Woronzow. Der Wille der Kaiserin Elisabeth war also entschieden für Maria Theresia gegen Friedrich II.

Aber der Bund brach in Trümmer, sobald die Kaiserin mit Tod abgieng, denn der Thronerbe Peter war, wie schon bemerkt, ein Gegner desselben, sprach im Staatsrathe dagegen, bis ihm die Kaiserin bedeutete, es geschehe alles auf ihren Befehl und sie leide es nicht, dass man ihre Willensmeinung in Zweifel ziehe, worauf Peter antwortete, da bleibe ihm nichts übrig, als zu gehorchen und zu schweigen. Allerdings war der Großfürst ein unbedeutender Mensch. In den Memoiren der Kaiserin Katharina[1]) heißt es über seine tägliche Beschäftigung: „In dieser Zeit und lange nachher war das Hauptspielzeug des Großfürsten in dieser Stadt eine enorme Menge kleiner Puppen und Soldaten aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte; man konnte sich kaum zwischen den Tischen bewegen. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Stücken von Messing untereinander verbunden; an diese Stücke Messing waren Schnüre befestigt, und wenn man diese anzog, machten die Stücke Messing einen Lärm, welcher einem Kleingewehrfeuer glich. Die Hoffeste feierte er mit großer Genauigkeit, indem er diese Truppen losschießen ließ. Außerdem löste man täglich die Wachen ab, das heißt, man nahm von jedem Tische Puppen, welche dazu bestimmt waren, auf die Wache zu ziehen. Bei dieser Parade war er in Uniform, gestiefelt und gespornt, im Ringkragen und mit der Schärpe zugegen. Diejenigen von seinen Dienern, welche zu diesem Exercitium zugelassen wurden, mussten ebenso erscheinen. Alle diese Spielsoldaten waren in preußischer Uniform." Diese Vorliebe des Thronfolgers für Preußen war den Russen zuwider. Von der kindischen Art seiner Beschäftigung, von seiner Kleinlichkeit, von seinem Mangel an richtigem Urtheile und gesundem Verstande redete man allgemein. Was sollte für ein Herrscher aus einem Prinzen werden, von dem seine Gemahlin schreibt:[2]) „Als ich eines Tages zu demselben Zwecke das Zimmer seiner kaiserlichen Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine todte Ratte, die er, mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung, in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Cabinetes hatte aufhängen lassen. Ich fragte, was dieses bedeute, worauf er erwiderte, die Ratte habe eine verbrecherische Handlung begangen, welche nach den Kriegsgesetzen mit Hinrichtung bestraft werde; sie sei über die Wälle einer Festung von Pappe gesprungen, die auf dem Tische in diesem Cabinete stand, und habe zwei aus Teig verfertigte Schildwachen, die auf den Bastionen im Dienste gewesen, aufgefressen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgesetzen verurtheilen lassen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwischt und sie sei sofort erhängt worden, wie ich sie sehe, und solle drei Tage vor den Augen des Publicums ausgestellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, über die Albernheit dieses Vorganges in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch großes Missfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, zog ich mich zurück und verschanzte mich, als Frau, hinter meine Unkenntnis der Kriegsgesetze. Allein er ließ nicht nach, mich wegen meines Lachens zu schelten." —

Peter kindisch.

Albernheit.

[1]) Deutsche Ausgabe, S. 219.
[2]) Memoiren Katharinas. Deutsche Ausgabe, S. 175.

Der zweite Versailler Vertrag.

Zweiter Vertrag von Versailles.

Viel bedeutsamer als der russische war der Versailler Vertrag, welchen abzuschließen nur Starhembergs Klugheit und Beharrlichkeit gelang. Er hat in der Geschichte den Namen des zweiten Vertrages von Versailles und wurde am 1. Mai 1757, dem Jahrestage, abgeschlossen, da im ersten Vertrage die Häuser Bourbon und Habsburg sich nahe traten,[1]) nachdem zwei Jahrhunderte hindurch ihre Feindschaft Europa so oft erschüttert und so manches Schlachtfeld mit Blut geröthet hatte. Im Eingange verbinden sich beide, der Macht des Königs von Preußen solche Schranken zu setzen, daſs er nicht mehr im Stande sei, Böses zu thun. Da die im ersten Vertrage zugesicherte Hilfe nicht mehr genüge, so verpflichtet sich der König von Frankreich, 4000 Bayern und 6000 Wirtemberger in seinem Solde zum Heere der Kaiserin-Königin stoßen zu lassen und 105.000 Mann eigene Truppen zu ihrem Dienste während des ganzen Krieges zu verwenden, desgleichen alljährlich zwölf Millionen Gulden in monatlichen Fristen, vom 1. März 1757 an gerechnet, an sie zu erlegen. Diese Zahlung soll erst aufhören, wenn die Kaiserin in den friedlichen und sicheren Besitz des Herzogthumes Schlesien und der Grafschaft Glatz und des Fürstenthumes Crossen gelangt ist. Damit Friedrich Europa nicht ferner beunruhigen könne, verpflichten sich beide Höfe, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie ihn gezwungen haben, unwiderruflich die Herzogthümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, die Grafschaft Glatz, die Herrschaft Halle, das früher schwedische Vorpommern und alles, was er aus der Erbschaft der alten Herzoge von Cleve besitzt, herauszugeben. Das ist das Mindeste, was dem König von Preußen entzogen werden wird, und dieses Maß darf nicht herabgesetzt werden. In dem Grade, als sie im Kriege wider Friedrich II. Dienste leisten, sollten Schweden, die Niederlande, Bayern, Sachsen und die Pfalz auf Kosten Preußens Vergrößerungen erhalten, Sachsen insbesondere als Entschädigung für die an ihm verübte Unbill und als Bürgschaft für die Zukunft das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis, auch soll der Erwählung eines Prinzen zum König von Polen kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Beide Mächte zahlen zu gleichen Theilen Hilfsgelder an Schweden und Sachsen, an letzteres so viele, als zum Unterhalte von 10.000 Mann nöthig sind. Die Kaiserin-Königin wird mindestens 80.000 Mann eigene Truppen gegen Friedrich II. verwenden, auch verpflichtet sie sich, sobald sie in den gesicherten Besitz von Schlesien und Glatz getreten ist, an die Krone Frankreich zu Eigenthum und mit vollem Hoheitsrechte abzutreten die Herrschaften Chimai und Beaumont, die Städte und Häfen Ostende und Nieuport,

Ziel und Mittel.

[1]) Die Literatur darüber verzeichnet bei Schäfer, l. c. I, S. 280—586.

Ypern, Furnes, Mons, die Festung Knock und eine Meile Gebiet im Umkreis dieser Städte und Festungen mit dem Rechte freien Durchzuges auf den großen Straßen und freier Schiffahrt auf den Canälen und Flüssen, welche dahin führen. Dagegen wird der König die Vorrechte und guten Gewohnheiten der genannten Städte bestätigen, allen Beamten und Pfründenbesitzern ihren Gehalt belassen und alle Schulden, welche die Kaiserin auf genannte Orte gemacht hat, übernehmen. Maria Theresia wird sobald als möglich die nöthigen Maßregeln zur Wahl ihres Erstgeborenen zum römischen König ergreifen und Frankreich sie darin unterstützen. Beide schützen die katholische Kirche im Reiche, ohne aber die Rechte und Freiheiten der beiden protestantischen Religionen zu verletzen, und laden damit die Krone Schweden, als Mitbürgin der Verträge von Osnabrück und Münster ein, dem vorliegenden Artikel beizutreten. Ist Maria Theresia in den sicheren Besitz von Schlesien und Glatz gelangt, so wird sie gegen Austausch der italienischen Fürstenthümer Parma, Piacenza und Guastalla ihre sämmtlichen Besitzungen in den Niederlanden, die der Krone Frankreich verheißenen ausgenommen, an den Infanten Don Philipp abtreten, unter denselben Bedingungen, unter denen sie obgenannte Orte an den König abtreten wird; sie behält sich nur für sich und ihre Erben Sitz und Stimme auf dem Reichstage und das Präsentationsrecht für das Reichskammergericht, die Verleihung des Ordens vom goldenen Vließ und Wappen und Titel des Hauses Burgund vor. — Stirbt aber der Infant kinderlos oder erlischt sonst seine Nachkommenschaft in weiblicher und männlicher Linie, so fallen die Niederlande an die Kaiserin-Königin oder deren gesetzliche Erben zurück. In diesem Falle wird jedoch Stadt und Gebiet von Tournay an Frankreich abgetreten. Die Kaiserin-Königin verspricht, sobald alle Bestimmungen zu ihren Gunsten vollzogen sind, bei künftigen Friedensverhandlungen dahin zu wirken, dass Minorca an Frankreich abgetreten wird und die Bestimmungen des Utrechter Friedens über die Befestigungen und den Hafen von Dünkirchen aufgehoben werden. — Beide Höfe verpflichten sich, befreundete Mächte zum Beitritte einzuladen, dass sie die Bestimmungen dieses Vertrages gewährleisten, nämlich den römischen Kaiser und Großherzog von Toscana, die Kaiserin von Russland, die Krone Schweden, dann den König von Polen, die Kurfürsten von Bayern und der Pfalz und andere Mächte, über welche man sich vereinigen wird.

Bedeutung.

Dies der berühmte Vertrag von Versailles, den Kaunitz mit Recht als ein Meisterstück des Grafen Georg von Starhemberg pries, der in der That als ein Sieg österreichischer Diplomatie über die französische bezeichnet werden muss. Denn der Vortheil war darin auf Seite Österreichs: französisches Geld, welches bisher deutsche Fürsten zum Kampfe gegen Habsburg verlockte, wurde jetzt verwendet im Dienste der Einheit des Reiches gegen einen übermächtigen unbändigen Genossen des Reiches. Wenn der Vertrag

sein Ziel erreichte, so war Österreich nicht bloß um ein deutsches Gebiet reicher und mehr abgerundet, sondern auch die Kaisermacht stärker, Preußen allerdings auf seine frühere Machtstellung hinabgedrückt. Daß Maria Thereſia das reiche Belgien zu opfern bereit war, hat darin seinen Grund, daß es den französischen Angriffen zunächst ausgesetzt, schwer zu vertheidigen, dagegen immer geeignet war, das Reich in einen Krieg zu verwickeln. Hatte Friedrich II. sich 1741 mit den Franzosen verbunden, um ihr Schlesien zu entreißen, so verband sich Maria Thereſia mit denselben Franzosen, um das ihr gewaltsam entrissene liebe Erbe wieder zu gewinnen. —

Der Reichstag und die Reichsarmee.

Kaiser und Reich.

Die Frage liegt nahe, wie Kaiser und Reich sich zum Einbruche Friedrichs in Sachsen und zum französisch-österreichischen Bündnisse verhielten. Schon am 13. September 1756[1]) ergieng vom Kaiser Franz Stephan eine Vorladung an Friedrich II., wegen Vergewaltigung und Beraubung Sachsens sich vor dem Reichsgerichte zu stellen, und ergiengen Abberufungsschreiben an alle Befehlshaber und Kriegscommissäre der wider den Kurfürsten im Anzuge begriffenen kurbrandenburgischen Völker, an der Empörung und am Landesfriedensbruch sich nicht zu betheiligen, den strafmäßigen Befehlen des Königs nicht zu gehorchen und dessen Fahnen zu verlassen. Alle Fürsten und Stände wurden gewarnt, den König öffentlich oder geheim zu unterstützen. Schriften für und gegen den König erschienen: die ersteren warnten vor dem Ehrgeize und der Herrschsucht Maria Thereſias, vor den allergefährlichsten Plänen des Dresdener Hofes, letztere vor preußischen Vorspiegelungen. Am 10. Januar 1757 erfolgte die Abstimmung über des Kaisers Antrag auf Reichskrieg und Stellung des dreifachen Aufgebotes sämmtlicher Reichskreise, während Hannover auf Vermittelung des Friedens antrug. Für den Reichskrieg, bis der König von Polen in den Besitz seiner Lande wieder eingesetzt und entschädigt sei, und ihm und jedem bedrückten oder bedrohten Mitstande hinreichende Genugthuung widerfahren sein werde, stimmten im Kurfürsten-Collegium: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Bayern, Pfalz und Sachsen, dagegen aber, wie leicht begreiflich, Brandenburg und Hannover. Im Reichsfürstenrathe stimmten für den Reichskrieg alle katholischen Stände und die protestantischen Pfalz-Zweibrücken, Brandenburg-Anspach, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Gottorp, Schwarzburg und Hessen-Darmstadt; für Vermittelung des Friedens sprachen Sachsen-Gotha und Weimar, Wirtemberg, Brandenburg-Culmbach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Baden, Nassau, die weströmischen, fränkischen und westfälischen Grafen. Der Reichskrieg und

Reichskrieg.

[1]) Vergl. A. K. Menzel, Deutsche Geschichte, V, S. 440–450.

das dreifache Aufgebot wurden also beschlossen, zumal Baden, Wirtemberg, Brandenburg-Culmbach vom hannoverischen Antrage wieder abfielen.

Werth der Reichshilfe.

Die Gefahr, welche durch diesen Entschluss für Friedrich entstand, war übrigens nicht so groß, wie es zuerst schien. Den meisten Fürsten war es mehr um die französischen Hilfsgelder, als um eifrigen Krieg für Kaiser und Reich zu thun und im protestantischen Volke wussten preußische und englische Agenten die Besorgnis zu erwecken, mit dem Bunde zwischen Maria Thersia sei es auf die Unterdrückung des Protestantismus abgesehen. In Sachsen und Wirtemberg wurde in den protestantischen Kirchen vor katholischen Umtrieben für den König von Preußen gebetet. Am französischen Hofe war dies wohl bekannt und fürchtete man sogar, dass Friedrich II. durch Erregung religiöser Begeisterung unter den Protestanten einen allgemeinen Volksaufstand in Deutschland hervorrufe.[1]) Am stärksten sprach sich diese Abneigung, gegen Friedrich zu streiten, in Wirtemberg aus, dessen Herzog für 6000 Mann, welche er zum Kriegsdienste stellte, von Frankreich innerhalb fünf Jahren 1,500.000 Livres erhielt. Als der Herzog Karl 3200 Mann in Stuttgart, 1757, zusammenzog, um sie gegen Friedrich zu entsenden, sparten die Bürger weder Geld noch Wein; die Soldaten empörten sich, sprengten das Pulvermagazin in die Luft, 2000 Mann brachen nach Franken zu einer preußischen Freischaar durch und traten dann in die Dienste Friedrichs II. Der Herzog sammelte neue 6000 Mann und im Elsass wurden 20.000 Franzosen zusammengezogen, um die Wirtemberger von einem Aufstande abzuschrecken; die 6000 brachen jetzt nach Böhmen auf, aber in Geislingen mussten wegen einer neuen Menterei fünfzehn erschossen werden; in Böhmen meuterten sie wieder, in der Schlacht bei Leuthen giengen sie offen zu den Preußen über und ihr Abfall trug nicht wenig zum Siege Friedrichs bei. Darum tadelt auch der französische Berichterstatter über diese Schlacht den österreichischen Feldherrn: er habe das Schicksal eines Flügels der Armee Truppen anvertraut, deren er nicht vollkommen sicher war. — Neben der religiösen Besorgnis wirkte in diesen Truppen der alte Hass gegen die Franzosen, an deren Seite sie gegen Friedrich II. kämpfen sollten, während seine Siege sie begeisterten. Bei der Buntheit der Zusammensetzung der Reichsarmee konnte von einer strammen Zucht in derselben keine Rede sein. Darum gab auch ein Agent nach der Schlacht bei Roßbach der französischen Regierung den wohlgemeinten Rath:[2]) „Die Wiederherstellung der Reichsarmee wird unter allen Umständen den französischen wie den österreichischen Interessen zuwider sein. Diese Truppen besetzen die schönsten Länder von Deutschland und zehren sie aus, ohne sie zu decken; sie denken an nichts, als daran, die Lebensmittel zu vertheuern und dem König von Preußen Recruten zu verschaffen. Die Armee ist nichts als ein Schattenbild, welches die Reichsfürsten, in Furcht davor, ihre Rechte zu verlieren, und in der Absicht, dass dem Hofe von Wien dadurch kein Vortheil erwachsen sollte, vorspiegeln. Eine Armee, welche das Unglück hätte, sich auf jene stützen zu müssen, kann auf Bloßstellung ihrer Flanke rechnen. Sie verzehrt, kostet und fordert zweimal mehr als jede geregelte Truppe; man scheut sich überdies nicht, in Beziehung auf den eingetretenen endlichen Erfolg zu erklären, dass man gar nicht in der Absicht,

Glaubenskrieg.

Geist der Reichsarmee.

[1]) Vergl. die Daten, welche Stuhr hierüber gesammelt hat, l. c. I, S. 315—336
[2]) Stuhr, l. c. I, S. 333.

sein Leben preiszugeben, sich habe anwerben lassen. Befragt, was denn bei Roßbach die Auseinandersprengung der Scharen veranlaßt habe, antworteten die Leute fast einstimmig, dass ihre Officiere sie zuerst verlassen hätten." — Ganze Compagnien giengen unter ihren Hauptleuten mit fliegenden Fahnen zu den Preußen über. Als die Truppen des Markgrafen von Baden zur Reichsarmee stoßen sollten, brach ein Aufruhr aus und giengen auf einmal 500 Mann davon, um über Fürth zu den Preußen zu stoßen. Jetzt wird der Rath begreiflich, welchen Seydlitz[1]) seinem König gab, dass man von Seite Preußens die Reichstruppen so wenig als möglich zum ernsten Kampfe nöthigen dürfe, da sie meist ungern gegen Preußen fochten, genöthiget aber sich äußerst brav schlugen; deshalb solle man ihnen gerne den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges lassen, oder, noch besser, Gefangene zu machen suchen, welche größtentheils sogleich freiwillig in die Reihen der Preußen traten. Friedrich II. meinte einst im Scherze, er werde selber noch als Kurfürst von Brandenburg sein Contingent zum Reichsheere stoßen lassen.

Die katholischen Fürsten.

Selbst auf die katholischen Fürsten konnte sich Österreich nicht verlassen. Die Truppen des Kurfürsten von Köln zeigten keine Lust, gegen Preußen oder Hannover zu streiten, der Kurfürst von der Pfalz durchaus keinen Eifer. In München wurde man sorglich, Beistand gegen einen Fürsten zu leisten, dessen Rache sehr gefährlich werden könne und dessen Zorn ebenso schnell wie hart treffe. Zwei Minister zeichneten dem preußischen Gesandten zu Regensburg, F. v. Plotho, den Plan vor, durch Entsendung preußischer Truppen an die bayerische Grenze dem Kurfürsten entweder wirkliche Furcht einzuflößen oder ihm wenigstens den Vorwand vorhandener Gefahr darzubieten.[2])

Unleugbar kannte Kaunitz die Unzuverlässigkeit dieser deutschen Hilfsarmee, welche unter einen Prinzen Wilhelm von Hildburghausen gestellt wurde, ganz wohl, es war ihm aber um den Schein zu thun, als ob die Macht des Reiches vereinigt dem gemeinsamen Feinde sich gegenüber stelle, der Krieg sollte um keinen Preis den Charakter eines Religionskrieges bekommen.

Schweden.

Daher war es ihm auch von Bedeutung, dass Schweden als Garant des Westfälischen Friedens und der dadurch bedingten Freiheit der drei Religionsbekenntnisse im deutschen Reiche am 21. März 1757 dem Bunde gegen Friedrich beitrat. — Wird Schweden von Preußen nicht angegriffen, so gewährleistet ihm Österreich den Besitz von Pommern in den Grenzen des Stockholmer Vertrages von 1720; wird aber Schweden von Preußen angegriffen, so soll es Pommern in der Ausdehnung erhalten, wie es ihm der Vertrag von St.-Germain en Laye verhieß.[3]) Die schwedische Aristokratie war der Königin Ulrike Eleonore gründlich abgeneigt, der Verdacht wurde angeregt, sie wolle Schweden von Preußen abhängig machen und das schwedische Pommern ihrem Bruder in die Hände spielen. Gegen billige Hilfsgelder versprach der Reichsrath, mit 25.000 Mann in Preußen einzufallen. Graf Goëß schloss im Namen der Kaiserin-Königin mit Schweden ab. Auch Mecklenburg-Schwerin schloss sich dem großen Bunde gegen Friedrich an. —

[1]) Varnhagen v. Ense, Leben des Generals Freiherr von Seidlitz, S. 140.
[2]) Stuhr, l. c. I, S. 318.
[3]) Koch-Schoell, l. c. III, S. 34.

Das Kriegsjahr 1757. Prag. Kolin.

Also Feinde genug! Kaunitz schrieb damals an Esterhazy: [1]) „Mit Gottes Hilfe werden wir dem hochmüthigen König in Preußen so viele Feinde auf den Hals ziehen, dass er darunter erliegen muss." — Lobredner Preußens haben herausgerechnet, dass dieses mit fünf Millionen Einwohnern und einem Einkommen von zwölf Millionen Thalern sich damals gegen hundert Millionen erwehrt habe. Richtiger ist die Rechnung, dass 150.000 Mann gegen 430.000 Mann zu Felde standen. Aber die Höhe der Gefahr darf nicht nach der Zahl der Gegner bemessen werden, denn trotz des bitteren Hasses dreier Frauen, unter denen allein Maria Theresia durch die edelsten Tugenden glänzt, war der Bund doch locker, die Übereinstimmung der handelnden Führer gering und die Gebrechen in der französischen, russischen und deutschen Reichsarmee groß, während die Preußen die bestgeübten Krieger jener Zeit, von einem genialen Feldherrn geführt, das unbedingte Werkzeug seines Willens waren. Friedrichs Pläne blieben in seiner Brust verschlossen oder wurden nur wenigen Verschwiegenen mitgetheilt, während ihm bestochene Verräther geschäftig jeden Plan seiner Feinde in die Hände spielten oder sein Scharfsinn sie zu errathen verstand. So schaffte ihm auch jetzt Verrath den Kriegsplan, den man in Wien entworfen, in die Hände — den Feldzug frühzeitig zu eröffnen, mit drei Armeen in Sachsen und Schlesien einzufallen, Franzosen und die Reichsarmee sollten über Eger und das Voigtland kommen, Browne solle über Friedland auf Bunzlau und Glogau vorgehen und Niederschlesien erobern, Piccolomini Oberschlesien in Besitz nehmen. Die Voraussetzung, dass er sich nur vertheidigungsweise verhalten werde, wusste Friedrich bestens zu hegen, während er wohl einsah, dass er rasch angreifen und die Österreicher schlagen müsse, ehe die Franzosen und Russen zur Stelle seien, dass er verloren sei, wenn er sich auf die Vertheidigung beschränke; ein rascher Zug auf Prag bringe Verwirrung in die Aufstellung seiner Feinde, gebe ihm Übergewicht an Ansehen und Macht; eine glückliche Schlacht entscheide vielleicht über den ganzen Krieg. „Nichts war wichtiger", schreibt Friedrich selber, [2]) „als diesen Entwurf geheim zu halten; wenn er gelingen sollte, musste man die Kenntnis, ja die Vermuthung davon den Feinden entziehen und auch dem sächsischen Hofe, welcher die Preußen verrieth, und endlich selbst der Armee, damit er nicht aus Unbedachtsamkeit bekannt werde. Um nun jedermann hiebei irre zu führen, ließ man die Stadt Dresden befestigen, mit Palissaden versehen, um sie in Vertheidigungszustand zu setzen. Zu gleicher Zeit wählte der König verschiedene vortheilhafte Lager um Dresden herum, als wenn er sich zur Vertheidigung in Bereitschaft setzte. Dies wurde sogleich nach Polen und

Machtstellung.

Österreichischer Kriegsplan.

Plan Friedrichs.

[1]) Arneth, Maria Theresia und der siebenjährige Krieg, I, S. 158
[2]) La guerre de sept ans, Chap. VI, am Anfang.

Böhmen gemeldet. Um die feindlichen Heerführer einzuschläfern, unternahm man einige Streifungen."

Die List gelang vollkommen, selbst der vorsichtige Browne ließ sich täuschen und glaubte, als ihm der bevorstehende Einbruch der Preußen gemeldet wurde, es sei dies nur ausgesprengt, um die wahren Absichten des Königs zu verdecken.[1]) Während er alle Mittel sammelte, ergieng sich Friedrich in Bildern seines Sieges oder einer Niederlage. Er spricht seine Hoffnung aus, mit den Österreichern bald fertig zu werden, diesmal zu zeigen, was die Preußen vermögen, aber er sorgt auch alles vor für den Fall einer Niederlage, dass z. B. die königliche Familie und der Schatz nach Küstrin gebracht werde, und erlässt die geheime Verfügung: „Geschehe es, dass ich getödtet würde, so müssen die Dinge ihren Gang gehen ohne die mindeste Veränderung und ohne dass man bemerke, dass sie in anderen Händen sind, und in diesem Falle müssen Eidesleistungen und Huldigungen beschleunigt werden, sowohl hier als in Preußen und vor allem in Schlesien. Wenn ich das Missgeschick hätte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, dass man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme, noch dass man die geringste Erwägung anstelle über das, was ich etwa aus meiner Haft schreibe. Wenn ein solches Unglück mir zustieße, will ich mich für den Staat opfern und muss man meinem Bruder gehorchen, welcher so wie alle meine Generale und Minister mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen, dass man weder eine Provinz, noch ein Lösegeld für mich anbietet und dass man den Krieg fortsetzt und seine Vortheile verfolgt, ganz, als wäre ich nie auf der Welt gewesen."[2]) — Es kam nicht so gut, nicht so schlimm, doch ganz anders, als er vor seinem Einbruche in Böhmen erwartet hatte, zu dem er am 16. April die Befehle gab. Da war ein sicherer Plan, ein fester Wille und unbedingt gehorchte die Mannschaft.

Geheime Instruction.

An Geist, an Wille, an Thatkraft fehlte es seiner großen Gegnerin nicht: man staunt über ihre Thätigkeit in dieser Zeit.[3]) Aber sie war eine Frau und konnte sich nicht an der Spitze der Armee in die Schlacht wagen. Während sie sonst die Talente der Männer so gut abzuwägen und am gehörigen Orte zu verwenden verstand, ließ sie die Zuneigung zu ihrem Schwager Karl von Lothringen diesmal einen Missgriff begehen, vor dem man sie vergebens warnte. Einem Feldherrn, wie Friedrich, war Karl von Lothringen nicht

Maria Theresia.

---

[1]) Arneth, l. c. I, S. 168.

[2]) Die geheime Instruction für den Grafen Fink, mitgetheilt bei Schäfer, l. c. 1304—1305.

[3]) Der englische Gesandte und Dichter Sir Charles Hanbury-Williams weiß die seltene Vereinigung von Geist, Schönheit, Hoheit, Thatkraft bei Maria Theresia nicht besser zu bezeichnen, als damit, dass er an drei Göttinnen der alten Mythologie zugleich erinnert:

O regina Orbis prima et pulcherrima, ridens
Es Venus, incedens Juno, Minerva loquens.

gewachsen, es fehlte ihm an Schnellblick und rascher Entschließung, er war nicht beliebt bei der Armee. Im Erbfolgekrieg hatte er sich anfangs hervorgethan, seinen Rheinübergang kann auch Friedrich nur loben, aber damals stand Traun ihm zur Seite, dagegen hatte er später durch Niederlagen bei Chotusitz, Striegau, Soor die gute Meinung seiner Soldaten eingebüßt. Maria Theresia wollte aber ihrem Schwager Gelegenheit geben, diese Scharten auszuwetzen; sie dachte hoch von seiner Befähigung und hielt jene Niederlagen nur für Unglücksfälle. Der Mißgriff war umso größer, als der geeignete Führer schon an der Spitze der Armee stand, Graf Browne, der, umsichtig und kühn, den richtigen Gedanken hegte, durch raschen Angriff Friedrich zur Vertheidigung zu zwingen und ihn durch Abschneiden der Hilfsmittel abzumatten. Maria Theresia gab nun Browne ihrem Schwager zur Seite, jener aber stellte sich, wenn auch mit bösen Ahnungen, unter die Befehle des Prinzen, denn Einheit der Leitung ist nothwendig.

Karl von Lothringen.

Browne.

Durch ein Fußleiden zulange in Wien zurückgehalten, war Karl noch nicht bei der Armee angelangt, als die Preußen schon in vier Heeressäulen in Böhmen einbrachen: Schwerin aus Schlesien über Trautenau und Nachod, Braunschweig-Bevern aus der Oberlausitz über Reichenberg, Prinz Moriz von Dessau über Komotau, der König selber über Peterswalde. Prag war das Ziel, auf welches sie unaufhaltsam vordrangen. Die großen Magazine, die in den Grenzbezirken angelegt waren, um den in Sachsen einfallenden Truppen Lebensmittel nachzuliefern, Millionen an Wert, giengen verloren. Als Karl von Lothringen am 30. April zu Tuchomierschitz bei der Armee anlangte, traf er sie in vollem Rückzug. Die Losung des Prinzen war Vertheidigung, Browne wollte offene Feldschlacht, zuletzt verlangte er nur 4000 Mann, um mit dem Feinde anzubinden. Die anderen Generale sowie der Prinz waren dagegen. Browne fügte sich wie einer, der dem Schicksal mit gebrochenem Herzen sich beugt. Auch Prag wollte Karl räumen, nur um die Armee zu retten, da erklärte aber Browne, der Verlust Prags sei der Untergang der Monarchie, die Kaiserin müsse dann aus Wien fliehen, und erbot sich, die Stadt mit 8000 Mann zu vertheidigen. Nun wurde beschlossen, bei Prag zu bleiben. Die Österreicher nahmen Stellung auf der Ostseite von Prag, Karl wollte die durch die Märsche ermüdeten Truppen ausruhen lassen und die Verstärkung abwarten, welche unter Daun heranrückte. Vor einem Angriffe hielt er seine verschanzte, von sumpfigen Wiesen umgebene Stellung für gesichert.

Einmarsch der Preußen.

Aber Friedrich wollte den Gegnern nicht Zeit lassen, Verstärkung an sich zu ziehen. „Frische Fische, gute Fische!“ hieß es. Ein großer Sieg, und Friedrich konnte auf den Wällen von Wien den Frieden dictieren. Deshalb ordnete der König schon am Morgen des 6. Mai, kaum Schwerin mit seinem Corps bei ihm eingetroffen war, den Angriff. In ihrem Sicherheitsgefühl hatten die Österreicher die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt. Allmählich erstiegen die Preußen die Höhen, nachdem sie die Hindernisse des Bodens überwunden; da empfieng sie aber ein mörderisches Feuer. Browne eilte mit seinen Grenadieren herbei, warf die Preußen zurück, welche mehrere Fahnen und 14 Kanonen verloren, wurde aber von einer Kugel schwer verwundet und bewußtlos vom Schlachtfelde getragen. Niemand war mehr hier, der die Schlacht zu leiten wußte. Durch das Vor-

Schlacht bei Prag 6. Mai 1757.

bringen der Grenadiere entstand eine Lücke, in welche der König seine Reiterei
Schwerin. warf, gegen welche die österreichische nicht stand hielt. Indes führte Schwerin sein Fußvolk wieder die Höhe hinan, indem er an der Spitze, die Fahne in der Hand, ihm Muth zu machen suchte, stürzte aber, von fünf Kugeln durchbohrt, zu Boden. Ein wilder Kampf entbrannte, der mit dem Rückzuge der Österreicher endete. Auch ihre Mitte und ihr linker Flügel stritt lange mit höchster Tapferkeit, aber ohne eigentliche Oberleitung, denn Prinz Karl war, als er die fliehende Reiterei vergeblich zum Stehen zu bringen suchte, vom Brustkrampfe befallen und bewusstlos weggetragen worden. Als er sich wieder erholt hatte und auf das Schlachtfeld zurück wollte, hatten die Preußen schon die Höhen vor Prag erstiegen, und riss ihn der Strom der Flüchtigen in die Stadt. Der Sieg gehörte den Preußen. Die Verluste waren groß, 13.000 Mann auf jeder Seite. Die Österreicher hatten Browne verloren, die Preußen Schwerin, von dem Friedrich bei der Schilderung dieses riesigen Kampfes sagt, er sei allein mehr als 10.000 Mann wert gewesen und sein Tod habe die Lorbeeren des Sieges, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war, welken gemacht.[1])

Prag beschossen. Erst am folgenden Tage, als der König Prag zur Übergabe auffordern ließ, erfuhr er, dass Prinz Karl mit 40.000 Mann sich darin eingeschlossen hätte. Zu einer förmlichen Belagerung hatte Friedrich nicht Mittel genug, er beschloss also, die Stadt durch Aushungerung zu bezwingen, und ließ sie vom 29. Mai an beschießen, um die Magazine zu zerstören. Nie wurde Bresche geschossen, nie Sturm gelaufen. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, die Magazine in die Mitte der Stadt zu bringen, wohin keine Bombe und keine Kugel dringen konnte. So erreichte der Feind, obschon vom 30. Mai bis 19. Juni 23.063 Bomben, 58.367 Kugeln in die arme Stadt geworfen wurden,[2]) die 848 Häuser theils verbrannten, theils zertrümmerten, seinen Zweck nicht, die Preise der Lebensmittel blieben mäßig. Doch bald meldete Karl nach Wien, dass nur bis zum 20. Juni die Lebensmittel reichen könnten.

Stimmung in Wien Die Trauer der Kaiserin, der Schrecken über die Niederlage war groß, nicht minder die Verwirrung und Unentschlossenheit. Man glaubte schon Wien bedroht und dachte an Rettung der Archive. Gegen Kaunitz, den Anstifter des Krieges und den Urheber des französischen Bündnisses, sprachen viele Stimmen. Er war 6. Mai nach Böhmen abgereist, um den Generalen den Kopf zurechtzusetzen, unterwegs hatte er vom Unglück bei Prag gehört und sich sogleich zu Daun begeben, der mit einer Heeresabtheilung gerade auf dem Marsche nach Prag in Böhmisch-Brod eintraf und vom Staatskanzler die erste Nachricht von der Schlacht vernahm. Sogleich beschlossen sie, Daun solle sich nach Kolin zurückziehen, die Vorräthe decken, Verstärkungen an sich ziehen, um dann die Rettung der in Prag eingeschlossenen Armee zu versuchen.

Deutschland. Die Kunde von der Prager Schlacht machte tiefe Wirkung in Deutschland. Friedrich II. stand in einem Siegesglanze da, wie nie früher, nie später. Seine Gegner zitterten vor dem, was er auszuführen im Stande

[1]) La guerre de sept ans, Chap. VII.
[2]) So berechnet Pelzel, Geschichte der Böhmen, II, S. 914.

sei. Man verbreitete damals einen Brief, welchen er an seine Gemahlin geschrieben haben soll, worin die stolzen Worte: „Jetzt sehe ich mich als Herrn eines neu eroberten Königreichs; die Hälfte meines Heeres wird hinreichen, um die Feinde bis ans Ende der Welt zu jagen, und mit dem anderen Theile werde ich die Reichskreise im Zaume halten und Deutschland von den Franzosen befreien, mit denen ich sehr leicht fertig zu werden gedenke.“[1]) — Alle Feinde Österreichs regten sich, die falschen Anhänger zeigten ihre wahre Gesinnung. Bayern wollte sich neutral erklären, Wirtemberg vom Bunde zurücktreten, Mainz verbot seinen Unterthanen feindselige Reden gegen den König von Preußen, Kurpfalz gedachte den Bund mit Frankreich und Österreich zu widerrufen. In Paris sprach sich die öffentliche Stimme lebhaft gegen die Politik der Regierung aus. Nur Ludwig XV. zeigte sich standhaft:[2]) er beschloss, der Kaiserin neue Hilfstruppen zu senden; er schrieb ihr, sie möge bauen auf seinen Wunsch, das Bündnis mit ihr unauflöslich zu machen, sowie er selber ihrem Muthe, ihrer Weisheit, ihrer Treue vollständig vertraue. An Muth, an Treue fehlte es übrigens der vielgeprüften Frau auch nicht.[3]) Ludwig XV.

Ihre und Österreichs Hoffnung beruhte jetzt auf Daun. Leopold Graf von Daun, aus einem am Niederrhein und der Eyffel blühenden Geschlechte abstammend, der Sohn des Wirich Daun, der sich durch die unerschrockene Vertheidigung von Turin, 1706, und darauf durch die Eroberung von Neapel berühmt gemacht hatte, war geboren 1719 und zuerst für den Dienst der Kirche bestimmt, von dem ihn aber seine unwiderstehliche Neigung zur Kriegswissenschaft wegführte. Im österreichischen Erbfolgekriege stritt er mit Ruhm bei Czaslau, Braunau, Dingolfing, Landeck, dann in Schlesien und den Niederlanden. Kein Gegner Friedrichs II. forschte emsiger nach dem Grunde seiner Siege und wog besser den Geist seiner Einrichtungen ab und war eifriger, Verbesserungen in der Heereseinrichtung einzuführen, und so entstanden die Cadetten- und Ingenieurschulen auf seine Anregung hin. 1754 wurde Daun Feldmarschall, 1756 Vorsitzender des Hofkriegsrathes. Weil er Friedrichs Bedeutung als Feldherr kannte, war Daun vorsichtig ihm gegenüber, denn das Schicksal der Monarchie stand jetzt in Frage. Als der König 20.000 Mann unter Bevern gegen ihn sandte, zog sich Daun aus Kolin, dann aus Kuttenberg bis Goldsch-Jenikau zurück. Zwar giengen durch den Rückzug Magazine verloren, aber Bevern folgte, kam auch weiter ab vom Heere des Königs. Als er sein Heer auf 50.000 Mann verstärkt sah und Maria Thersia ihm die Ermächtigung ertheilt hatte, aus eigenem Antriebe und ohne frühere Anfrage zu verfügen, was er für gut halte, und die Versicherung gab, dass sie einen ungünstigen Erfolg ihm nimmermehr zur Last legen werde, und die Nachricht vom Mangel an Mundvorrath in Prag zur Entscheidung drängte, da setzte sich Daun gegen Prag in Bewegung, um eine Schlacht herbeizuführen. Am 13. Juni stritt seine Vorhut mit dem Heere Beverns und auf die Nachricht davon kam Friedrich II. selber mit 32.000 Mann, vereinigte sich Daun.

[1]) Stuhr, l. c. I, S. 247—248.
[2]) Arneth, l. c. I, S. 188—189.
[3]) Das merkwürdige Schreiben hat zuerst Arneth mitgetheilt, l. c. I, S. 499—500.

mit Bevern und beschloss, mit 50.000 Mann den Österreichern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Während Friedrich Dauns feldherrliche Befähigung gering anschlug, beurtheilte der französische Berichterstatter Marainville denselben besser, indem er ihn als einen Militär von tüchtigem Urtheil bezeichnet, der nach richtigem Grundsatze verfahre und einen trefflichen Blick habe, auch weise und besonnen und mit großer Vorsicht handeln werde.[1]) Der König gedachte gegen die Österreicher, welche auf den Höhen standen, die südlich der Heerstraße von Kolin über Planian sich erheben, die schiefe Schlachtordnung anzuwenden, in der Mitte und am rechten Flügel den Kampf zu versagen, dagegen mit seinem linken Flügel den rechten der Österreicher zu überwältigen und ihre Schlachtordnung aufzurollen. In der Frühe des 18. Juni rückten die Preußen die Höhen beim Dorfe Kreschor hinan; in der „goldenen Sonne" zwischen Planian und Kolin gab der König seine letzten Anordnungen. Auf der Höhe von Kamhajek aber beobachtete Daun den Anzug seiner Gegner, merkte, dass es seinem rechten Flügel gelte, und verstärkte diesen sogleich. Die Schlacht begann um ein Uhr, der erste Angriff der Preußen glückte, sie nahmen das Dorf Kreschor. Aber hinter demselben war die Stärke der Österreicher, welche ihre Gegner sechsmal die Höhen hinunterwarfen. Ihr Geschütz schmetterte ganze Reihen nieder und immer stellten sich die Preußen wieder in Ordnung und stiegen zu neuem Angriff hinan. Die ganze Schlachtlinie sollte nach der ersten Anordnung des Königs sich links hinziehen, und Moriz von Dessau, wenn Kreschor genommen, dem linken Flügel die Hand bieten. Statt dessen rückte Moriz gerade vor auf die österreichische Front und ließ sich General Manstein, statt ohne zu fechten, bloß in unzertrennlicher Verbindung mit der ganzen Schlachtlinie sich fortzubewegen, auf dem rechten Flügel in ein ernstliches Treffen ein, das nicht mehr abgebrochen werden konnte. Dadurch entstanden Lücken, welche der König durch Herbeiziehung der Reserve auszufüllen suchte. Die Reihen der Preußen lichteten sich. Daun benütze jetzt, wie Friedrich selber gesteht, „als großer Heerführer" die Fehler seiner Feinde.[2]) Die sächsischen Reiter brannten vor Rachbegier und hieben unter dem Rufe: „Das ist für Striegau!" in die preußischen Reihen ein. Die Vierecke lösten sich. Friedrich hatte keine Reserven mehr. Die Verluste der Preußen waren entsetzlich, 326 Officiere, 13.773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, sammt 22 Fahnen und 45 Geschützen; das erste Bataillon Garde allein verlor 24 Officiere und 475 Mann, während der Verlust der Österreicher bloß 8000 Mann betrug. Der König mochte nicht glauben, dass der Sieg nicht noch gewonnen werden könne, sammelte 40 Mann nebst einige Fahnen um sich, in der Hoffnung, ein großer Theil der Flüchtigen werde sich wieder anschließen, und führte sie mit klingendem Spiele gegen eine Batterie. Die meisten entliefen, ohne dass es Friedrich gewahr wurde; gelassen ritt er weiter, bis ihm einer zurief: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?" — Jetzt hielt der König an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und ritt langsam nach dem rechten Flügel und ordnete den Rückzug gen Prag an, der in Ordnung vor sich gieng. Daun untersagte die Verfolgung und hielt seine Mannschaft zusammen. Man erzählt, der König habe den Soldaten, um sie zum siebenten Angriff zu gewinnen, zugerufen: „Ihr Racker, wollt Ihr denn ewig leben!" — Ein Grenadier soll erwidert haben: „Fritz, für acht Groschen ist es heute genug." Doch ist dies

Schlacht bei Kolin 18. Juni 1757.

[1]) Stuhr, l. c. I. S. 264.
[2]) Preuß, Friedrich der Große, II, S. 53—54.

weder mit der Klugheit des Königs noch mit der Disciplin in der Armee leicht zu vereinbaren. — Andere Nachrichten besagen, dass Daun schon den Befehl zum Rückzug nach Suchdol gegeben, der sächsische Oberst Benkendorf denselben aber zurückgehalten habe. Gewiss, der Entscheid war lange schwankend, es war beiderseits ein gewaltiges Ringen um den Sieg. Mehrere kaiserliche Generale wurden verwundet, Daun selber zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, zwei Schüsse bekam er, ohne jedoch das Schlachtfeld zu verlassen.

Maria Theresia.

Wir können uns die Spannung in Wien auf die Schlacht und den Jubel über den Sieg, der die Monarchie rettete, wohl denken. Maria Theresias Herz überwallte von Gefühlen des Dankes gegen Gott und der Erkenntlichkeit gegen ihre Tapfern. Jedem Krieger ward für Lebenszeit doppelte Löhnung zugesichert und ein außerordentliches Geschenk für den Schlachttag selber verliehen. Den Unterofficieren wurde Beförderung auf kleine bürgerliche Ämter in Aussicht gestellt. Die Officiere erhielten Beförderungen. Am 22. Juni wurde der Maria-Theresien-Orden zur Belohnung kriegerischer Verdienste der Oberofficiere ihrer Armee und fremder Officiere gegründet, die in ihr als Freiwillige dienen. Er ist eine der gefeiertsten Auszeichnungen und hat schon die Brust manches Helden geschmückt. Daun erhielt das erste Großkreuz, weil er die Ordensproben vor der ganzen Armee abgelegt habe.

Ihr Orden.

Daun.

Bis zu seinem Tode bekam Daun jedes Jahr am 18. Juni ein Zeichen der Huld seiner Kaiserin. So schrieb sie ihm einmal: „Lieber Graf Daun! Unmöglich kann ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne Ihm meinen gewiss herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist Ihm ihre Erhaltung schuldig und ich meine Existenz und meine schöne und liebe Armee und meinen einzigen und liebsten Schwager. Dies wird mir gewiss, solange ich lebe, niemalen aus meinem Herzen und Gedächtnis kommen, im Gegentheil, dass es jährlich frischer und fühlbarer wird und dass niemalen selbiges genug an Ihm und den Seinigen werde erkennen können. Dies ist der Tag auch, wo mein Name für das Militär soll verewiget werden, auch Seiner Hände Werk, und ist Er wohl billig, leider mit Seinem Blute, mein erster Chevalier worden. Gott erhalte Ihn mir noch lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militärs und meiner Person als meinen besten und wahrsten guten Freund. Ich bin gewiss, solange ich lebe, Seine gnädigste Maria Theresia." — Napoleon sprach über Ähnlichkeiten im Gang der Schlachten von Austerlitz und Kolin, als er am 5. October 1809 das Grabmal Dauns in der Augustinerkirche in Wien besah.[1])

Trauer der Preußen.

Die Niedergeschlagenheit bei den Preußen vor Prag war dagegen groß. „Ich war Zeuge", sagte Retzow, „von der außerordentlichen Bestürzung der sämmtlichen dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Muth und die Disciplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Der sonst so sanftmüthige Prinz von Preußen brach jetzt in lautes Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus. Ein Vorwurf, der, so gerecht er auch an sich war, ihm in der Folge das unverdiente Unglück zuzog, welches seinen frühen Tod beförderte." — Viele mochten nicht an die Niederlage glauben, bis sie Friedrich selber, von Arbeit und Wachen erschöpft und gesenkten

[1]) Preuß, l. c.

Schuld der Niederlage.

Blickes, nur von einem Pagen begleitet, in das Lager reiten sahen. Friedrich schob die Schuld der Niederlage zuerst auf Moriz von Dessau, dann auf Manstein. Jener rechtfertigte sich alsbald vor dem Könige und sein Neffe, damals sein Adjutant, hat später Berenhorst mitgetheilt, dass der König selber während der Schlacht, als er den Angriff auf den linken Flügel schon für gelungen hielt, auf den Dessauer zugeritten sei und Front gerufen und, als dieser meinte, das könne unmöglich gut ablaufen, den Degen gezogen und ihm drohend zugerufen habe: „Will Er gehorchen oder nicht!“ — Sonach wäre Friedrich II. selber schuld an der Niederlage. In seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ ist Manstein der Sündenbock, der mit seiner hitzigen Tapferkeit zur Unzeit bei Prag seine Brigade ins Gefecht geführt habe und bei Kolin wieder in den nämlichen Fehler gefallen sei. Manstein fiel, tapfer kämpfend, auf dem Rückzuge aus Böhmen und konnte sich nicht mehr vertheidigen. An Lord Marishal schrieb Friedrich der geringen Zahl seiner Truppen die Niederlage zu: „Ich hätte mehr Fußvolk nehmen müssen, 23 Bataillone reichten nicht hin, um 60.000 Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Die Erfolge geben oft ein schädliches Vertrauen, wir werden unsere Sache ein andermal besser machen.“ [1])

Prag frei.

Die Schlacht von Kolin entschied über den Besitz Böhmens, das fortan aufhört, Kriegsschauplatz zu sein. Friedrich II. hob die Einschließung von Prag auf. Mit einem Theile des Heeres brach er gegen Dresden auf, um den Franzosen und dem Reichsheere entgegenzuziehen, den anderen übergab er seinem Bruder August Wilhelm, damit er das rechte Elbeufer und die Straßen nach der Lausitz decke und gegen den Winter Schlesien vertheidige. Die Österreicher waren allzusäumig, den Sieg bei Kolin durch die rasche Verfolgung des Feindes auszubeuten und für Friedrich recht verderblich zu machen. Erst am 20. Juni griff Karl von Lothringen das preußische Rückzug. Lager unter Keith auf dem Weißen Berge an und zwang ihn zum Rückzug nach Lobositz, erst am 23. kam Daun mit Karl in Prag zusammen, um sich über die ferneren Unternehmungen zu besprechen.

Der vielgeäußerte Wunsch, Karl möge vom Commando unter einem ehrenvollen Vorwande entfernt werden, gieng nicht in Erfüllung. Er und Daun blieben bei der Armee und Eifersucht waltete zwischen beiden und theilte das Browne. Heer. Browne war zweiundfünfzig Jahre alt, als er am 26. Juni in Prag seinen Wunden und dem Schmerz über sein unverschuldetes Missgeschick erlag, ein Verlust für das Heer, wie es seit Eugens Tod keinen erlitten hatte. So ward es dem König möglich, sein Heer, seine Magazine unbehelligt nach Sachsen zu bringen.

Prinz von Preußen.

Nicht so glücklich ergieng es seinem Bruder, der den Befehl hatte, sich bis zum 15. August in Böhmen zu halten. Er gieng jedoch soweit zurück, dass der König zur Überzeugung kam, er sei seiner Aufgabe nicht gewachsen, er habe Geist und ein gutes Herz, aber keine Entschlossenheit. Zwar war Winterfeld dem Prinzen als Rathgeber beigegeben, aber von ihm als Anstifter des verderblichen Krieges gehasst. Von dem österreichischen Heere gedrängt, gab der Prinz Gabel preis, wo Pettkanin nach muthiger Vertheidigung sich kriegsgefangen geben musste,

[1]) Preuß, l. c. S. 54. — Sybels „Historische Zeitschrift“, XV, S. 317.

verlor er Zittau, die Goldgrube Sachsens. Desertion riss ein. Da kam Friedrich in Eile herbei, um das Heer zu retten, nachdem er Moriz von Anhalt zur Deckung der Elbe zurückgelassen hatte. Seinem Bruder wie dessen Generalen, Winterfeld ausgenommen, ließ der König sagen, sie verdienten alle, den Kopf zu verlieren. Noch härtere Dinge mussten sie mündlich hören. Der Kummer darüber beschleunigte den Tod des Prinzen, der schon kränkelte. August Wilhelm, der Urgroßvater des jetzigen Königs von Preußen, starb am 12. Juni 1758 in Oranienburg. Sein Bruder Heinrich hat ihm, „dem Manne der Wahrheit", ein ehrendes Denkmal gesetzt und eine schwärmerische Zuneigung bewahrt. Friedrich fehlte, dass er den Bruder auf einen Posten stellte, dem er nicht gewachsen war; er grollte ob der 10.000 Mann, welche auf dem Rückzug verloren giengen, der also mehr als ein Schlachtfeld gekostet hatte; er grollte wahrscheinlich noch über die Klagen des Prinzen nach der Schlacht bei Kolin.

Der König brach jetzt gegen die Österreicher auf, die er zu einer Schlacht zu verlocken suchte; sie hielten sich aber ruhig in ihrer festen Stellung. Sie mochten auf ein neues Kolin hoffen und er es fürchten und so zog er denn, nachdem man vierzehn Tage hindurch beobachtend einander gegenüber gestanden hatte, mit klingendem Spiele nach Ostritz ab. Der Boden Böhmens war frei. Friedrich aber ist fortan auf die Defensive beschränkt. —

Unthätigkeit der Russen. Kläglichkeit der Franzosen. Rossbach. Leuthen.

Die Russen.

Apraxin.

Von allen Seiten kommen jetzt schwere Schläge. Friedrich hatte gehofft, dass der Einfluss seines Freundes, des Großfürsten Peter, mächtig genug sein werde, einen Angriff der Russen zurückzuhalten. Apraxin, der russische Feldherr, war auch äußerst beflissen, dem zukünftigen Kaiser zu Gefallen zu handeln, ohne die gegenwärtige Kaiserin zu verletzen. Um sicher zu sein, hatte er sich unbedingte Vollmacht erbeten, und Elisabeth ihm die Versicherung ertheilt, dass sie alles, was er thun werde, im voraus ohne alle Einschränkung billige und dass sie ihn für nichts verantwortlich mache, wenn etwa auch die Ausfälle sich unglücklich ergeben möchten.[1]) So war denn Apraxin gedeckt und that lange nichts, obschon er ein tapferes Heer besaß. „Die Fußtruppen sind sehr gut", schreibt der französische Gesandte. „Der Menschenschlag ist vorzüglich, seine Unerschrockenheit und sein Gehorsam gegen die Befehle der Kaiserin sind bekannt. Die Leute reißen weder aus, noch fürchten sie den Tod."

Schon seit Februar lag Apraxin ruhig in Riga. Fremden, die ihr Erstaunen über seine Unthätigkeit äußerten, theilte er im Vertrauen mit, er wolle mit zusammengehaltener Kraft in Preußen eindringen und er hege einen ganz geheimen Plan, den er niemand entdecken könne. Friedrich II. hatte ihn wie

[1]) Stuhr, l. c. I, S. 285.

Bestuschew durch den englischen Geschäftsträger bestochen. Erst als die Kaiserin ihm mit Absetzung drohte, setzte sich Apraxin in Bewegung.[1]) Am 28. Juni
Fermor. überschritt General Fermor die preußische Grenze, zwang 5. Juli mit Hilfe
Memel. der Flotte Memel zur Übergabe und ließ die Bürgerschaft der Kaiserin den Treueid schwören. Die englische Flotte, auf deren Erscheinen Friedrich gerechnet hatte, kam nicht, weil die Russen erklärten, sie würden dies als offene Kriegserklärung betrachten, was England damals seines Handels wegen vermeiden wollte. Friedrich II. konnte den 100.000 Russen nur 28.000 Mann unter dem
Lehwald. sechsundsiebzigjährigen Feldmarschall Lehwald entgegenstellen, welcher den günstigen Augenblick, sich zwischen die heranziehenden, noch getrennten russischen Heeres-Abtheilungen zu werfen und sie einzeln zu schlagen, versäumte, obschon ihm der König den Befehl ertheilt hatte, den ersten Besten, der ihm entgegenkomme, am Ohr zu nehmen und den andern ein Beispiel zu geben. Am 18. August vereinigte sich Apraxin mit dem Fermor'schen Heer bei Insterburg, und nahm
Groß-Jägersdorf. dann 28. August Stellung bei Groß-Jägersdorf. Hier griff 30. August Lehwald mit 24.000 Preußen kühn 80.000 Russen an, warf die Reiterei und die erste Linie des russischen Fußvolkes, musste aber vor der massenhaften Artillerie mit einem Verlust von 4600 Mann und 28 Geschützen das Schlachtfeld räumen — er zog sich in eine feste Stellung nach Wehlau.

Statt vorzudringen und seinen Sieg zu verfolgen, denn das ganze Land
Apraxin. lag offen vor ihm, zog sich jedoch Apraxin, als wäre er geschlagen worden, alsbald wieder über die Grenze zurück, unter dem Vorwande, es mangle an Lebensmitteln. Damals wurde der englische Geschäftsträger Williams abberufen. Der Großfürst versicherte ihn noch seiner Freundschaft und seiner Anhänglichkeit an England, und dass der gemeinsame Feind — das heißt Österreich — dies schon eines Tages merken solle. In ähnlicher Weise schrieb ihm die Großfürstin Katharina. Esterhazy und del'Hospital hingegen klagten über das Verhalten Apraxins, forderten und erhielten seine Absetzung. Er wurde schleunigst nach Petersburg abberufen, und Bestuschew wie die Großfürstin sahen sich durch seine Papiere, die man mit Beschlag belegt hatte, bloßgestellt.[2]) Katharina bat darin den Feldmarschall, Preußen zu schonen. Aus dem Ganzen gieng hervor, dass Friedrich gegen die drei Großmächte sich nicht behaupten könnte, dass seine Rettung nur von der Unthätigkeit Russlands abhienge.

Schweden. Die Nachricht von der Niederlage bei Kolin ermuthigte auch die Schweden zum Krieg. 22.000 Mann wurden in Stralsund versammelt, im September überschritten sie die Peene und erhoben starke Brandschatzungen. Mit Mühe hielt sich Stettin, sie besetzten Demmin, Anclam, Angermünde, Pasewalk, nahmen 23. September die Festung Peenemünde. Der Weg nach der Mark Brandenburg stand offen vor ihnen. Friedrich II. besaß kein anderes Heer, das er ihnen entgegenstellen konnte. Durch diese Vorgänge lässt es sich er-
Vertrag mit Schweden. klären, dass 22. September in Stockholm ein neuer Vertrag geschlossen wurde, nach welchem Schweden außer den bisherigen Hilfsgeldern noch für dieses Jahr weitere 4,200.000 Livres und für die folgenden 3,150.000

[1]) La cour de Russie, p. 154.
[2]) Ibid. p. 157.

Livres erhalten und die eine Hälfte davon Frankreich, die andere Österreich zahlen sollte; stelle es aber statt 20.000 Mann deren 25.000, so solle es jährliche Hilfsgelder im Betrage von 4,200.000 Livres erhalten. Ja Bernis wollte sogar, die Hilfsgelder für Russland sollten eingestellt, dafür aber auf Schweden übertragen werden, damit dieses 40.000 Mann aufbringen könne. Bernis.

Ernste Nachrichten geboten Friedrich, nach Westen sich zu wenden, gegen die Franzosen, welche Hannovers sich bemächtigt, das dort stehende Heer gezwungen hatten, sich aufzulösen, und jetzt gegen Magdeburg vorrückten und diese Stütze preußischer Macht bedrohten.

Nach dem Londoner Vertrag übernahm England jährlich eine Million Pfund an Friedrich II. und sollte ein verbündetes Heer gegen die Franzosen Hannover decken. Den Oberbefehl über dieses Heer hatte Georg II. seinem Lieblingssohne Cumberland zugedacht, welcher aber nicht unter der Aufsicht von Pitt Feldherr sein wollte und darum seinen Vater bestürmte, Pitt um jeden Preis zu entlassen.[1]) Die Vorstellungen seines Lieblings siegten über die Klugheit, Pitt wurde entlassen. Er nahm das Bedauern der Nation mit sich und einige Zeit regnete es goldene Kapseln, in denen ihm die ersten Städte des Reiches das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Das Heer aber, welches Cumberland befehligte, nahm eine starke Stellung bei Bielefeld und Herford. Es bestand aus 57.000 Mann, darunter 26.000 Hannoveraner und 10.000 Preußen; die übrigen waren Hessen 12.000, Gothaer 2000, Braunschweiger 6000, Bückeburger 1000. England. Cumberland. Pitt.

Gegen sie rückten die Franzosen heran — 100.000 Mann unter Soubise, einem Prinzen des Hauses Rohan, welcher den eigentlichen Oberbefehlshaber, den noch in Wien bei der Kriegsberathung verweilenden Marschall d'Estrées, vertrat. Sie sollten die preußischen Besitzungen am linken Rheinufer wegnehmen, Hannover besetzen und Magdeburg erobern. Einige tausend Österreicher stießen zu ihnen, die aus den Niederlanden kamen. Friedrich hatte befohlen, die Plätze Mörs und Cleve aufzugeben, die Festungswerke von Wesel zu sprengen und nur Geldern zu behaupten. Die Franzosen besetzten Wesel am 6. April und schlossen Geldern ein, im Mai sollten sie schon das ganze linke Ufer der Weser von dem Feinde gesäubert haben. Am 27. Mai traf Estrées bei der Armee ein und übernahm Soubise den Befehl über 20.000 Mann, die zwischen der Lippe und Ruhr standen. Die Befehlshaber waren angewiesen, nicht im Namen des Königs von Frankreich, sondern im Namen der Kaiserin zu handeln, deren Verbündeter jener sei,[2]) und insbesondere die Furcht der Protestanten vor Religions-Beunruhigungen zu beschwichtigen. Franzosen. Estrées.

Hunderttausend Mann Franzosen! Wer sollte nicht Heldenthaten erwarten, rasches Vordringen, heiße Schlachten! Nichts von alledem! Langsames Vor- Unthätigkeit.

[1]) Mahon, l. c. Chap. XXXIV.
[2]) Stuhr, l. c. I, S. 107.

Gründe. bringen, Zaudern tritt uns überall entgegen. Der Grund lag am Feldherrn, am Heere, an der Regierung.

Estrées. D'Estrées passte besser in eine Militärkanzlei als auf das Schlachtfeld, er war der Mann des Rathes, aber nicht der That. Eine Feder aus dem Lager schildert ihn vortrefflich: „Er hat nie einen bestimmten Plan für den Feldzug gehabt, noch überhaupt einen solchen haben wollen; er hat stets nur Schwierigkeiten, die er zu überwinden, gesehen, und er hat die ganze Zeit, in der ein anderer sie überwunden hätte, damit vertrieben, sich Sorgen zu machen und sich zurückschrecken zu lassen. Das Unglück liegt in seinem Charakter. Er ist wider seinen eigenen Willen Intendant, Munitionär, Generalmajor, General der Artillerie, dass er nicht Zeit hat, Heerführer zu sein.“ [1]) Seine Berichte klagen in einemfort über schlechte Wege, über Mangel an Lebensmitteln. Man hatte versäumt, Magazine zuvor anzulegen. Die Regierung war schwankend in ihren Befehlen, ob zuerst links nach Westfalen oder rechts gegen Hessen ein Zug zu unternehmen sei. Übrigens hätte unter einem wagsamen Führer im fruchtbaren Deutschland die Armee Lebensmittel genug gefunden, aber sie war durch ihren Tross sich selbst und der Bevölkerung zur Last. Man war mit hohen Stellen verschwenderisch umgegangen. Im Heere befanden sich 41 General-Lieutenants, 52 Brigade-Generale, lauter Marquis und Herzoge, dann die Prinzen von Geblüt und eine Menge vornehmer Freiwilliger. Diese alle hatten ihre Frauen, ihre Sängerinnen, Tänzerinnen, Haarkräusler, Köche bei sich, und die Frauen wieder ihre Zofen, ihre Modehändlerin, ihre Salben und Wohlgerüche — man sprach von 12.000 Wagen für sie beim Tross. Um zehn Uhr ließen sich die Officiere, jeder vor seinem Zelte, den Zopf flechten und einpudern, von Haarkünstlern, welche den Degen an der Seite trugen. Das nahm viele Zeit hinweg. Die putzsüchtigen Officiere waren meist recht jung; es gab Oberste, die erst fünfzehn Jahre alt waren. Was die Oberen thaten, machten die Gemeinen nach, auch sie wollten ihren Putz, ihre Mädchen. Die Armee lag müßig, kein großes Unternehmen gab den Geistern Spannung. Alle Zucht schwand. „Unsere Truppen“, heißt es, „gehen mehr dem Raub als den Flintenschüssen nach.“ D'Estrées sah sich genöthigt, in wenigen Monaten 1000 Plünderer und Nachzügler aufhängen zu lassen.

Der Sieg bei Prag umgab Friedrich II. mit einem Ruhm, dass d'Estrées sich scheute, den Preußen nahe zu kommen. Mai, Juni, Juli vergiengen, ohne dass etwas Entscheidendes geschah; erst die Kunde von Kolin und die Nachricht, dass ihm die Absetzung bevorstehe, trieb den Franzosen zur That. Er sandte rechts den Herzog von Orleans mit einem Corps gegen Hessen-Kassel und der alte Landgraf musste nach Hamburg fliehen, [2]) er ließ links Ostfriesland und Cumberland. Emden, er rückte in die Mitte gegen Cumberland vor. Dieser war noch weniger ein Feldherr als d'Estrées, er wich fortwährend vor ihm zurück, selbst die haltbarsten Pässe vertheidigte er nicht, sogar die günstigste Gelegenheit zu siegen, benützte er nicht. Unwillig rief Friedrich 5000 Preußen von seinem Heere nach Magdeburg ab. Aus Furcht, umgangen zu werden, zog sich der Engländer gegen Hameln zurück, wo er sich zu halten gedachte, ward aber 26. Juli 1757 Hastenbek. beim Dorfe Hastenbek zum Schlagen gezwungen. Sein linker Flügel kam anfangs ins Gedränge, siegte aber schließlich durch die Tüchtigkeit der Hannoveraner

[1]) Stuhr, l. c. S. 116.
[2]) Ibid. I, S. 118.

und des einundzwanzigjährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. Doch Cumberland hatte den Kopf verloren und gab das Schlachtfeld vorzeitig auf und die Franzoſen, die ſelber doppelt ſo viel verloren hatten und ſich ſchon zurückziehen wollten, ſahen auf einmal durch den Rückzug des Feindes, daſs ſie die Schlacht gewonnen hätten.

Am Tage nach der Schlacht erhielt d'Eſtrées ſeine Abberufung. Am 4. Auguſt übernahm Richelieu den Oberbefehl, der Sieger von Minorca, der ebenſo emſig war, den Feind bis über die Elbe zu drängen, als in den Gebieten, die er durchzog, durch Erhebung von Kriegsſteuern ſeine eigene Caſſe zu füllen. Eine Stadt nach der andern zeigte den Franzoſen ihre Unterwürfigkeit an, Cumberland wich wie betäubt von Stellung zu Stellung zurück bis nach Kloſter Zeven zwiſchen Bremen und Hamburg. Die Armee, der Kriegsgefangenſchaft drohte, war empört über den Feldherrn. Da vermittelte Friedrich V. von Dänemark einen Waffenſtillſtand, der Cumberland Rettung und Richelieu bei der Erſchöpfung ſeiner Armee und der in ihr eingeriſſenen Zuchtloſigkeit Ruhe bot und Muße, die Mannszucht wieder herzuſtellen. Am 8. September wurde die „Convention von Kloſter Zeven" unterzeichnet. Die Feindſeligkeiten ſollen aufhören. Die Truppen von Heſſen-Kaſſel, Braunſchweig-Wolfenbüttel, Sachſen-Gotha und Lippe-Bückeburg gehen in ihre Heimat; Cumberland mit ſeinen Hannoveranern zieht ſich über die Elbe nach Sachſen-Lauenburg zurück, nur in Stade dürfen 4000—6000 Mann verbleiben. Richelieu behält bis zum Abſchluſſe des Friedens Hannover, die Kurlande mit den Herzogthümern, Bremen und Verden, mit Ausnahme von Stade und einem noch näher zu beſtimmenden Umkreiſe. So die Convention, den Namen Capitulation hatte Cumberland entſchloſſen zurückgewieſen. Eine Convention bedarf jedoch der Beſtätigung des Monarchen. Georg II. verwarf ſie, er empfieng den heimkehrenden Cumberland mit den bitteren Worten: „Da iſt mein Sohn, der mich ruiniert und ſich ſelber beſchimpft hat." Cumberland legte alle ſeine Stellen nieder und ſtarb im Dunkel und in Kummer, 1765, ſechsundvierzig Jahre alt. So erreichte den unbarmherzigen Schlächter von Culloden ſeine Strafe. Friedrich II. aber rief aus, England habe ihn zugrunde gerichtet, ohne ſich ſelbſt etwas zu nützen.

Richelieu.

Kloſter Zeven.

Convention.

Ende Cumberlands.

Ludwig XV. war voll Eifer für den Krieg. Eine zweite Armee von 25.000 Mann wurde im Elſaſs zuſammengezogen, Soubiſe kam an ihre Spitze. In Thüringen vereinte ſie ſich mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburgshauſen, um in das Kurfürſtenthum Sachſen und Friedrich in die Flanke zu fallen.

Die Reichsarmee.

Als Friedrich mit 22.000 Mann über die Saale zog, um auf das Reichsheer und die Franzoſen unter Soubiſe zu ſtoßen, ließ er das Hauptheer, welches die Lauſitz und Schleſien vertheidigen ſollte, unter dem Herzog von Braunſchweig-Bevern zurück: er ſollte ſich in guten Stellungen

Bevern.

halten, in keine Schlacht sich einlassen, wenn nicht der Vortheil augenscheinlich auf seiner Seite sei, und die Armee bis Ende September erhalten, wo der König von seinem Zuge gegen die Franzosen zurückgekehrt sein werde.

Winterfeld. Winterfeld war ihm als Rathgeber zur Seite gestellt, der aber als Spion und Schmeichler des Königs und Anstifter des unheilvollen Krieges allen höheren Officieren verhaßt war. Bevern zog sich nach Görlitz zurück und bezog auf dem linken Ufer der Neisse ein festes Lager. Winterfeld bezog auf dem Moys. rechten Ufer zwischen den Vorstädten von Görlitz und dem Dorfe Moys ein Lager. Bevern hielt diese Stellung für gefährlich, allein Winterfeld beharrte eigensinnig darauf und hielt die Österreicher für viel zu träg und furchtsam. Diese überfielen jedoch unter Nadasdy kühn sein Lager und erstürmten das Dorf Moys. Winterfeld bekam einen Schuss in die Brust, dem er am nächsten Tage erlag. Die Preußen verloren 2000 Mann, 8 Kanonen und mussten ihr Lager in Brand stecken. Die Folge war, dass Bevern sich nach Liegnitz in Schlesien zurückzog, die Österreicher rückten ihm nach. Er lagerte zuletzt bei Breslau, sie ihm gegenüber bei Lissa.

Diesen Schlag empfand Friedrich bitter. „Nie mehr finde ich wieder einen Winterfeld!“ rief er. Später äußerte er: „Er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, er war mein Freund.“ Friedrichs kranker Bruder jedoch rief: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, dass ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist“ — und noch in seinen letzten Augenblicken sagte er: „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat, aber Winterfeld ist derjenige, der es mir verkürzte.“ — In Bülows Leben des Prinzen Heinrich heißt es kurzweg von ihm: „Winterfeld fiel als Opfer des Krieges, dessen Anstifter er gewesen.“

Friedrich denkt an Selbstmord. Immer schwerer begannen die Folgen seiner Politik sich zu gestalten, immer düsterer wurden seine Aussichten — und Friedrich begann sich ernstlich mit dem Gedanken des Selbstmordes vertraut zu machen. An Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit des Geistes glaubte er ohnehin schon lange nicht mehr. Was Wunder, dass er, dessen ganzes Leben ein Spiel auf Leben und Tod war, wenn die Würfel schlecht fielen, durch einen Schuss oder durch Gift sich von dem Gefühl der Schande des Erliegens zu befreien hoffte![1])

Gift — sechs Pillen in einem Glase — trug er immer bei sich, man fand es nach seinem Tode noch ganz eingepackt.[2]) Gegen den vollen Ernst seines Vorsatzes spricht nur, dass er zu viel von seinem Vorsatze schrieb. Gfrörer[3]) macht die gute Bemerkung: „In der Oper singen die Helden, ehe sie sterben, aber nicht im Leben. Gefäße, die laut tönen, sind leer, und wer sich eine Kugel durch den Kopf schießen will, spricht nicht auf offenem Markte davon. Die Epistel ist auf Effect berechnet und sollte die Welt in Erstaunen setzen.“ — In einem Sendschreiben an den Marquis d'Argens vom 23. September kündigt nämlich der König seinen demnächst erfolgenden Selbstmord an. Müde des Geschickes, das ihn verfolge, müde, sich unter der Last des Unglückes zu beugen, verkürze er die Bahn,

---

[1]) Preuß, l. c. II, S. 78.
[2]) Ibid. II, S. 315.
[3]) Gfrörer, Achtzehntes Jahrhundert, IV, S. 250.

welche ihm allzu freigebig die Natur vorgezeichnet, und stürze in den Kahn, der den Bauer wie den Fürsten in die Wohnungen ewiger Ruhe hinübertrage. In ähnlicher Weise schrieb er an seine Schwester Wilhelmine, die so eifrig für ihn Ausreißer aus der Reichsarmee warb und Zeitungsartikel schrieb, und machte ihr Herz von Sorgen schwer. Das Sendschreiben an d'Argens theilte er auch Voltaire mit, und der spielte sogleich den Sittenrichter und schrieb ihm in Voltaire. hohen Worten einen Verweis:[1]) „Sie lieben den Ruhm — werden ihn aber auf diesem Wege verlieren. — Niemand wird Sie für einen Märtyrer der Freiheit halten. — An den Höfen hält man Ihren Einmarsch in Sachsen für einen Bruch des Völkerrechts — man wird dann sagen, dass Sie an sich selber diesen Bruch bestraft haben, — ihn als voreilige Verzweiflung tadeln. — Was ich hier sage, ist die volle Wahrheit, der Salomo des Nordens wird sich noch mehr in der Tiefe seines Herzens sagen. Hören Sie doch Ihre höhere Vernunft, die Ihnen sagt, dass Sie nicht erniedrigt sind und es nicht werden können, dass, da Sie Mensch sind wie andere, Ihnen in jedem Falle übrig bleibt, was andere Menschen glücklich machen kann, Güter, Würden, Freunde. Wer nichts als König ist, kann sich sehr unglücklich fühlen, wenn er seine Länder verliert, aber ein Philosoph kann entbehren. Ihnen bleiben genug Länder übrig, um noch ein angesehener Hohn. Fürst zu sein. Wenn Sie jedwede Größe verschmähen wollten, wie Karl V., wie die Königin Christina, wie König Kasimir und so viele andere gethan haben, so würden Sie dieser Rolle besser als jene alle gewachsen sein; es wäre eine neue Größe für Sie. Endlich mögen alle Ausgänge sich schicken, nur nicht der verhasste und klägliche, den Sie erwählen wollen. Würde es der Mühe lohnen, ein Philosoph zu sein, wenn Sie nicht als Privatmann zu leben oder als Fürst nicht das Missgeschick zu ertragen verständen?" — So viel Sätze, so viel Stiche für Friedrich! Voltaire will eigentlich sagen: Markgraf von Brandenburg können Sie ja nachher noch immer sein. Warum spielen Sie denn den Philosophen, wenn Sie ein paar Schicksalsschläge nicht ertragen können; nehmen Sie die Früchte Ihres Thuns mit Ruhe hin, wie andere Menschen es auch thun können. — Im Grunde seines Herzens hatte eigentlich Voltaire eine boshafte Freude über das Unglück des Königs. So schreibt er an d'Alembert sogleich: „Er wird seine Erbstaaten verlieren, sammt denen, die er erobert hat. — Ich habe die Rache genossen, den König zu trösten — das genügt mir. — Verloren ist er, wenn kein Wunder geschieht. Jetzt mag er im Ernst den Philosophen spielen, welcher zu sein er sich stets gebrüstet hat." — Zum Glück für seinen Ruhm rief den König die Macht des Lebens bald von diesen Selbstmordgedanken und seichten Versen auf die Bahn der Thaten.

In seiner Bedrängnis hielt es der König nicht unter seiner Würde, der von ihm vielgeschmähten Pompadour zuerst 500.000 Thaler, dann das Fürstenthum Neuchâtel und Valangin anzubieten, wenn sie für ihn einen Frieden auf ehrenvollen Bedingungen vermittle. Seine Schwester Friedens- Wilhelmine, dann der Graf von Neuwied waren in dieser Angelegen- angebote. heit besonders thätig. Unter den angebotenen Präliminarien waren Hauptpunkte, dass keine preußische Provinz abgetreten werden dürfe, dass ein Waffenstillstand eintreten müsse, um mit den Verbündeten sich verständigen

[1]) Oeuvres de Voltaire, 76, p. 49.

zu können, dass diese miteingeschlossen seien, dass Friedrich bereit sei, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern. Die Anträge waren nicht nur bald in Wien bekannt — Loudons Husaren fiengen nämlich einen Courier mit bedeutsamen Briefen auf —, sondern wurden auch in Paris entschieden abgewiesen.[1] Der Unterhändler Barbut aber wurde in die Bastille gesperrt und blieb über ein Jahr in Haft und von Ludwig XV. kamen der Kaiserin die entschiedensten Versicherungen zu, unerschütterlich an der Allianz festzuhalten.

Ludwig XIV.

Voltaire gab der Markgräfin von Bayreuth den Rath, Friedrich solle sich an den Herzog von Richelieu wenden, von dem er wisse, dass er die Grundsätze seines Großoheims, des Cardinals, hege, dass nämlich zwischen Österreich und Frankreich eine naturgegebene Feindschaft auf Leben und Tod herrsche und zwischen beiden ein Bündnis auf die Dauer unmöglich sei, ja für die Würde des französischen Volkes verletzend sei.

Richelieu bestochen,

Friedrich richtete nun ein äußerst schmeichelhaftes Schreiben an den liederlichen Richelieu: „Ich wende mich an Sie infolge der Hochachtung, die Sie jedermann einflößen, der Sie, wenn auch nur oberflächlich, kennt. Es gilt nur eine Kleinigkeit — Frieden zu schließen, wenn man nur will. Ich zweifle nicht, dass Ihr König, Ihrer schnellen Erfolge sicher, Sie auch in den Stand gesetzt hat, an dem deutschen Frieden zu arbeiten. Ich schicke daher einen Mann zu Ihnen, dem Sie völlig vertrauen können. — Wer Bildsäulen in Genua verdient, wer ungeachtet der größten Hindernisse die Insel Minorca erobert hat und im Begriffe ist, Nieder-Sachsen zu unterwerfen, kann nichts Glorreicheres thun, als Europa den Frieden zu verschaffen. Das wird der schönste Ihrer Lorbeeren sein." — Die Schmeichelei war stark und wirkte nebst einem Geschenk von 100.000 Thalern — Deutschland war eine wahre Goldgrube für diesen Franzosen, der nach seiner Rückkehr nicht bloß eine Million Schulden bezahlen, sondern auch prachtvolle Bauten aufführen konnte.[2] Richelieu antwortete artig, versprach das Beste, verkehrte häufig mit Vertrauten des Königs, mit ihm selber in Briefen, von denen jede Zeile eine andere Chiffre hatte.

ein Verräther.

Frankreichs Schwert schien von da an wie stumpf gegen Preußen, seine Berichte nach Versailles überströmen von Klagen über Mangel an Lebensmitteln, an guten Wegen, über Regen, über die Unmöglichkeit, dieses Jahr noch etwas Wichtiges vorzunehmen. Er entsendet, als der Befehl kommt, die Armee des Soubise zu verstärken, die schlechtesten Regimenter diesem zuhilfe, er schließt mit Friedrich für Lieferung von Lebensmitteln im Halberstädtischen einen Waffenstillstand vom 17. October bis 15. April. Friedrich weiß, dass er dieses Mannes sicher ist, und lässt zur Deckung des Magdeburgischen nur 4000 Mann zurück. Geschickt wurden Berichte vom bevorstehenden Frieden zwischen Ludwig XV. und Friedrich verbreitet, um Österreich missmuthig zu machen und seine Verbindung mit Frankreich zu lösen.[3] Der König von

Arglist Friedrichs.

[1] Stuhr, l. c. I, S. 52.
[2] Mémoires de Richelieu, IX, p. 175.
[3] Stuhr, l. c. S. 219 und 361—362.

Frankreich zeigte jedoch Entschlossenheit, er erklärte, nicht Frieden schließen zu können ohne Zustimmung seiner hohen Verbündeten.

Friedrich brach von Dresden nach Erfurt auf, um auf das Heer unter Hildburghausen und Soubise zu stoßen. Diese rückten heran, um den König auf sich zu ziehen, damit die Österreicher ihre Kraft auf die Mark richten könnten. Die verbündete Armee wich jedoch nach Gotha zurück. Friedrich schrieb: „Ich kann die Leute hier zu nichts bringen", ließ Seydlitz mit 15 Schwadronen zur Beobachtung zurück und kehrte um gen Berlin, in welches soeben eine Abtheilung Kroaten eingedrungen war. Feldmarschall-Lieutenant Andreas von Hadik war es, der am 5. September Bautzen überfiel und 400 Mann gefangen nahm und 16. October zu einem Handstreich vor den Thoren von Berlin stand mit 3500 Mann und Geschützen, das Köpeniker Thor sprengte, zwei von den fünf Bataillonen der Besatzung zusammenhieb und mit einer Brandschatzung von 250.000 Thalern vor dem mit sieben Regimentern anrückenden Moriz von Dessau wieder abzog, obschon Friedrich befohlen hatte: „Diese Leute müssen unser sein, lebendig oder todt." Die Kaiserin lohnte den kühnen Mann mit Ertheilung des Großkreuzes ihres Ordens und später mit dem ungarischen Krongut Futak.

Krieg in Thüringen.

Kroaten in Berlin.

Einige Tage nahm Friedrich in Hertzberg Stellung, Nachrichten abwartend, ob er sich nach Schlesien oder gegen die Franzosen in Thüringen wenden solle. Da bat Keith in Leipzig um schnelle Hilfe gegen Soubise, der die Saale wieder überschritten hatte, und Friedrich brach eilig nach Leipzig auf, sammelte da am 28. September ein Heer von 28.000 Mann und bezog bei Roßbach ein Lager. Die verbündete Armee bestand aus 33.000 Franzosen und 10.000 Reichskriegern, war also nochmal so stark als die preußische und dies gab Hildburghausen, der ohnehin schon längst von Wien aus zu einer Schlacht gedrängt wurde, Muth, seinen Mitanführer Soubise zum Kampfe zu ermuntern, obschon er früher bemerkt hatte, mit 25.000 Mann kaiserlicher Truppen gedenke er viel mehr auszurichten als mit 50.000 Mann Reichstruppen oder Franzosen. Es wurde beschlossen, die Preußen auf ihrer linken Flanke zu umgehen und dann im Rücken anzugreifen. Als der König eine Rückzugsbewegung gegen Merseburg machte, hatten die Franzosen Sorge, er möchte ihnen entfliehen und die Gelegenheit entreißen, Lorbeeren zu gewinnen. Wären sie ruhig stehen geblieben, so hätte sie der König mit seiner Minderzahl nicht anzugreifen gewagt und ihnen Sachsen überlassen müssen wegen der Gefahr, Schlesien zu verlieren. Hastig zogen sie nun in langen Heersäulen und einem weiten Bogen um den linken preußischen Flügel herum, während Friedrich vom Dache des Herrenhauses zu Roßbach ihrem Marsche zusah. Der Plan war gut, aber die Ausführung ungeordnet. Es war am 5. November, zwei Uhr mittags, als der König den Befehl zum Aufbruche gab. Im Augenblick war die Armee auf dem Marsche, der durch einen Hügel verdeckt wurde. Um drei ein halb Uhr stürzte sich Seydlitz mit seinen Husaren auf die Verbündeten, und seine leichte Reiterei warf nach kurzem Kampfe die Küraſſiere mit ihren großen Pferden. Da kam den Verbündeten unerwartet das preußische Fußvolk den Janushügel herunter und ihr schweres Geschütz bestrich deren lange Heeressäulen. Eine unnennbare Verwirrung entstand hier. Die Artillerie konnte

Roßbach.

5. Nov. 1757.

sich aus den Colonnen nur schwer herauswickeln, die Bataillone nur schwer formieren. Bloß die Österreicher und einige Schweizer Regimenter leisteten muthigen Widerstand. Von den Reichstruppen schossen viele in die Luft, warfen dann die Flinte weg und liefen davon. Alle Ordnung hörte auf. In anderthalb Stunden war der Sieg entschieden, die früh einbrechende Nacht machte der Verfolgung ein Ende. 5000 Mann, darunter 5 Generale und gegen 300 Officiere, wurden zu Gefangenen gemacht, 67 Geschütze, 7 Fahnen, 15 Standarten wurden erbeutet. Die Preußen hatten 165 Todte und 375 Verwundete, von der verbündeten Armee fand man über 2000 Verwundete und 700 Todte. „Unser größtes Glück war, dass es Nacht geworden ist, sonst wäre nichts davon gekommen", so berichtet Hildburghausen.

Napoleons Urtheil.

Napoleon, welcher das Schlachtfeld von Rossbach besichtigte, bemerkt in seinem Abrisse der Kriege Friedrichs II.:[1]) „Das Ergebnis des Kampfes bei Rossbach ist nicht außerordentlich. 22.000 bis 26.000 auserlesene, gut geleitete Preußen mussten 45.000—50.000 Mann von der Reichsarmee oder von den Franzosen dieser Zeit schlagen, die so klägliche Anführer hatten. Aber eine Schmach und erstaunlich ist, dass diese von nur 6 Bataillonen und 45 Escadronen geschlagen worden sind. Nur ein solches Heer mit solchen Führern, die so verweichlicht und so kopflos waren, konnte einen solchen Flankenmarsch in der Nähe des Feindes machen, der eine gute Stellung hatte. Die Anordnung, welche der König traf, liegt in der Natur der Sache, verdient weniger Lob, als seine Gegner Tadel verdienen, denn sie ist ihm eingegeben worden durch ihren dummen Aufmarsch, der durch kein kampfbereites Beobachtungscorps gedeckt war, der keine Vorhut und keine Schützenlinie auf der Seite hatte, so dass in einer neblichten Jahreszeit und in einem Lande, wo viele Hügel sind, jeden Augenblick ein Überfall zu erwarten war."

Die Franzosen.

Friedrich behandelte die gefangenen französischen Officiere besonders freundlich, er lud sie zu Tisch, entschuldigte sich mit der Dürftigkeit, er habe sie nicht so zahlreich und nicht so bald erwartet, er könne sich nicht gewöhnen, sie als seine Feinde zu betrachten, er habe kein Misstrauen in sie; dieser Sieg betrübe sein Herz, er werde keine Freudenfeste darüber anstellen lassen; sie seien schlecht geführt worden und hätten von ihrer Tapferkeit keinen Gebrauch machen können. — Was Friedrich mit diesen schönen Worten anstrebte, erreichte er: das französische Volk ward für ihn gewonnen. Duclos sagte in seinen Memoiren: „Nach den Siegen bei Rossbach und bei Leuthen hat man in den Gesellschaften, auf den Spaziergänzen, in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preußen als Franzosen angetroffen. Die Wenigen, die noch für Frankreich fühlten, durften es kaum wagen, damit laut zu werden."

Stimmung in Deutschland.

In Deutschland hatten sich die Franzosen durch ihre Plünderungen und Ausschweifungen verhasst gemacht. St.-Germain selber, welcher während der Schlacht mit einer Abtheilung bei Schortau stand, sagt in einem Briefe an einen Freund: „Ich bin Anführer einer Bande von Dieben und Meuchelmördern, die man rädern sollte, die sicher beim ersten Schusse davon laufen und immer bereit sind, zu meutern. — Das Land ist auf dreißig Meilen in die Runde geplündert und verheert, wie wenn das Feuer vom Himmel darauf gefallen; kaum haben unsere Nachzügler und Marodeurs die Häuser stehen lassen."[2]) — Die

[1]) Montholon, l. c. V, p. 214.
[2]) La guerre de sept ans.

Bauern fiengen die flüchtigen Franzosen in den Wäldern auf. Der Sieg über diese Franzosen wurde leicht begreiflich in ganz Deutschland mit Freuden begrüßt. Das Reichsheer war schon lange ein Gegenstand des Spottes. — Kaunitz sah den Grund der Niederlage in der zweideutigen Haltung Richelieus. Auch Maria Theresia schob die Schuld der Niederlage nicht auf Hildburghausen, sondern auf die Franzosen.[1])

„Die Schlacht bei Rossbach verschaffte dem König nur die Freiheit, in Schlesien neue Gefahren aufzusuchen" — sagt Friedrich II. Trübe Nachrichten waren aus Schlesien eingetroffen, dieses Land schien verloren. Nadasdy hatte am 27. October die Laufgräben vor Schweidnitz eröffnet und als die regelmäßige Belagerung ihm zu lange gieng, in der Nacht des 11. November einen Sturm unternommen. Der Befehlshaber verlor den Kopf und übergab sich mit den 6000 Mann kriegsgefangen, 180 Geschütze, große Vorräthe und 230.000 Thaler fielen in die Hände der Österreicher, die Festung selber deckte die Pässe nach Böhmen und gab den Österreichern einen festen Halt in Schlesien. Maria Theresia trieb zur Eroberung der Hauptstadt und so kam es zu einer Reihe von Kämpfen, die unter dem Namen der Schlacht bei Breslau bekannt sind. Am 22. November griff Nadasdy den linken Flügel Beverns bei Kleinburg an. Die Stellung der Preußen war sehr fest, Ziethen insbesondere sehr thatkräftig, mit einem Verluste von dreizehn Kanonen wurden die Österreicher zurückgeworfen. Auch der rechte Flügel der Preußen war siegreich, ihre Mitte aber ward zurückgedrängt. In der Nacht griff Ziethen den rechten Flügel der Österreicher an, Bevern den linken, um sie über die Lohe zurückzutreiben. Es gelang nicht. Diese Kämpfe hatten Bevern 9000 Mann gekostet, mit den übrigen 18.000 zog er durch Breslau, wo er 5000 Mann zurückließ mit dem Befehle, sich bis aufs äußerste zu behaupten, auf das rechte Oderufer, um sie über Glogau dem König zuzuführen. Friedrich hatte für die Behauptung von Schlesien ihn mit seinem Kopfe verantwortlich gemacht; die Stadt kam 24. November ohne Gegenwehr in die Gewalt der Österreicher: der Commandant Lestwitz hatte den Kopf verloren, die Soldaten giengen zum Theile zu den Österreichern über. Der Glaube war allgemein, Schlesien sei für Friedrich verloren. Als Bevern bei einem Ausritte von Kroaten gefangen genommen wurde, glaubte selbst Karl von Lothringen,[2]) er habe sich absichtlich fangen lassen, weil ihm bange war vor dem Zorne des Königs. Bevern wurde nach Wien gebracht, dort frei gelassen und später von Friedrich, dessen Vertrauen er nie verloren, zum Befehlshaber von Stettin ernannt.

Schweidnitz.

Schlacht bei Breslau.

Bevern.

Maria Theresia hielt ihr liebes Schlesien, von dem sie sich mit so schwerem Herzen getrennt hatte, wieder für gewonnen. Schon am 22. September hatte sie die Bewohner von Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz ihrer Gnade versichert und erklärt, dass, da der König von Preußen im vorigen Jahre zum viertenmale ihre Erblande angefallen, er sie damit vor Gott und den Menschen von den Verpflichtungen des Friedensvertrages befreit habe und ihr das Recht gebe, die abgetretenen Länder wieder zu erobern. Demnach habe sie den Generalen den Befehl gegeben, niemanden zu stören oder zu beschweren, einen jeden ohne Unterschied der Religion des kaiserlichen Schutzes genießen zu lassen und die ordentlichen Steuern einzuziehen. Der Regierungswechsel wurde allgemein als

Schlesien huldigt Maria Theresia.

[1]) Arneth, l. c. V, S. 251.
[2]) Ibid. V, S. 252—256.

selbstverständlich hingenommen. Bei der Huldigung in Breslau verglich ein Prediger die Landeshauptstadt mit einer verlaufenen Magd[1]) und wandte auf sie die Bibelstelle an, wo Gott zu Hagar sagt: „Kehre wieder um zu deiner Frau und demüthige dich unter ihrer Hand." — In Wien war alles voll rosiger Zuversicht, dass der blutige Krieg seinem Ende nahe. Nur Maria Theresia zeigte Maß in ihrer Freude und war nicht ohne Sorge für die Zukunft.

Friedrich kommt.

Ihre Ahnung war nur zu richtig. Friedrich zog in Eilmärschen vom Schlachtfelde von Roßbach nach Schlesien. Keith musste einen Streifzug nach Böhmen wagen, um die Österreicher auf sich zu ziehen und ihm den Weg durch die Lausitz offen zu halten. Das Heer, das er von Roßbach herbeiführte, war durch das Gefühl des Sieges gehoben und diese Stimmung theilte sich bald auch den Resten des schlesischen Heeres mit, so sehr sie auch vorher entmuthigt und durch die vorangegangene Niederlage befangen waren. Alles wandte der König an, um die niedergedrückten Gemüther aufzufrischen. Nur ein großer Sieg konnte ihm Schlesien wiedergewinnen und er war entschlossen, die Österreicher anzugreifen, selbst wenn sie, wie er sagte, auf den Thürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberg ständen. Ihre Stellung war fest und wahrscheinlich wäre Friedrich erlegen. Sie fehlten, da sie in die Ebene ihm entgegen herabstiegen und ihre Schlachtlinie zu weit — zwei Stunden von Nippern bis über Gohlau an das Schweidnitzer Wasser — ausdehnten. Dass sie diesen Gegner zu gering anschlugen, ist rein erdichtet,[2]) sie kannten die schreckliche Bedeutung ihres Feindes und sein kühnes Wagen nur zu gut. Und nie hat Friedrich wohl mehr seine Kühnheit, alles auf einen Wurf zu setzen, zu siegen oder zu sterben, seine Willensstärke

Hohes Spiel.

gezeigt, als in diesem Kampfe. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst," redete er die versammelten Officiere an, „die dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens: alles dieses hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muss diesen Schritt wagen oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seiner Batterie begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diese Gesinnung dem Heere bekannt. Ist einer unter ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann heute noch seinen Abschied von mir erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden."[3]) — Keiner trat zurück. — „Das Regiment Cavallerie," schloss der König, „welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich alsbald nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonsregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borden von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder." Beim Aufmarsche sangen einige Colonnen fromme Lieder. Ein General fragte, ob die Soldaten schweigen sollen. „Nein," sagte der König, „lasse Er sie, mit solchen Leuten wird mir Gott den Sieg verleihen." Ein Zeichen, wie in solcher Noth auch negativen Geistern das Gefühl kommt, dass die Entscheidung unseres Schicksales von einem höheren Wesen abhängt.

---

[1]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, V, S. 458.
[2]) Arneth, l. c. V, S. 261—266.
[3]) Preuß, l. c. II, S. 105—106.

Friedrich rückte am 5. December mit 32.000 Mann und 96 leichten und 70 schweren Geschützen gegen die Österreicher, 80.000 Mann mit 210 leichten Geschützen. Nachdem er einen sächsischen Posten unter Nostitz, der tapferen Widerstand leistete, geworfen, glaubte Lucchesi auf dem rechten Flügel, ihm gelte der Anprall und bat um Verstärkung, die Karl ihm sandte. Friedrich richtete aber seine ganze Kraft gegen den linken österreichischen Flügel unter Nadasdy. Es war die schiefe Schlachtordnung.[1] Leuthen.

Friedrich kannte hier jeden Fleck Erde, jede Wellung des Bodens, er hatte hier oft Übungen veranstaltet, während die Österreicher mit der Örtlichkeit wenig vertraut waren. Einmal waren die Preußen durch einen Hügel, wie durch einen Vorhang gedeckt, so wenig sichtbar, dass man meinte, sie zögen ab, und Daun rieth, sie ziehen zu lassen. Auf einmal stieß ihre ganze Kraft gegen den linken Flügel unter Nadasdy und da waren zum Theil jene meuterischen Wirtemberger, deren preußische Gesinnung wir oben schon kennen lernten und von deren Verbindungen der Kaiser[2] noch kürzlich seinen Bruder gewarnt hatte. Diese Wirtemberger wollten als Protestanten nicht gegen die Preußen kämpfen, sie thaten keinen Schuss, giengen zu ihnen über oder flohen und brachten die Bayern, die neben ihnen standen, und zwei österreichische Bataillone in Verwirrung. So entstand eine Lücke in der Schlachtordnung. Karl hatte zwar angeordnet, die Wirtemberger in der zweiten Linie aufzustellen, aber es war nicht geschehen. Der französische Berichterstatter Obrist Marainville ist überzeugt,[3] dass Friedrich nicht angegriffen hätte, sondern lieber nach Parchwitz zurückgezogen sein würde, wenn er nicht die an Tüchtigkeit den Österreichern nicht gleich kommenden Bayern und die Wirtemberger und die Schlachtordnung nicht zu ausgedehnt gefunden haben würde. Um 1 Uhr begann der volle Angriff auf den linken Flügel, vorn, im Rücken, in der Flanke, mit Übermacht und nach kurzem tapferem Widerstande wurde die Stellung genommen und die ganze österreichische Schlachtordnung aufgerollt. Athemlos kamen die Regimenter heran, welche man nach dem rechten Flügel entsendet hatte, sie konnten sich aber nicht mehr formieren, die Linie ward

---

[1]) Archenholz sagt von ihr: „Nur die Preußen konnten mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit dieses Manöver ausführen. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht aufeinander zu schieben und so die gedrängte Menschenmasse bewegen zu lassen. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnisweise nur einen geringen Raum ein und zeigt in der Ferne einen höchst unordentlichen aufeinander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knäuel in der größten Ordnung und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist." — Das ist unklar. Napoleon hat einen eigenen Abschnitt: „Fréderic a-t-il créé un nouvel ordre de bataille? Qu'est ce que l'ordre oblique?" in den „Mémoires", die Montholon herausgab — Mémoires de Napoléon. V, Paris, p. 335—347 —, und sagt dabei: „Ohne Zweifel ist diese Schlacht geeignet, ein unsterbliches Zeugnis für die Willensstärke Friedrichs zu geben und setzt seine große Begabung zum Heerführer in ein helleres Licht, aber sie hat nichts mit dem Manöver in Potsdam gemein. Er verdankte diesen Sieg einzig der Überraschung, er gehört in die Reihe der Glücksfälle. Wenn der Herzog von Lothringen einen einzigen Posten vor seiner Front gehabt hätte, so hätte er erfahren müssen, dass der König nach rechts seine ganze Kraft hinwerfe, durch einen Sumpfboden ziehe, der unwegsam schien, um seinen linken Flügel anzugreifen; er hätte seine Reserve herbeigezogen und zu gleicher Zeit hätte er seinen rechten Flügel und seine Mitte vorrücken lassen, hätte die preußische Armee in die Flanke gefasst, während sie angriff, und hätte sie geschlagen. Es ist ein Missgriff, eine Überraschung als eine beharrliche Schlachtordnung aufzuführen."

[2]) Arneth, l. c. V, S. 262—267.

[3]) Stuhr, l. c. I, S. 383—384.

auseinander gesprengt, die Unordnung war unaussprechlich. Die Massen zogen sich dann um das lange Dorf Leuthen zusammen und hier wurde der Kampf entsetzlich.[1]) Ein wirtembergisches Regiment bewies hier die ganze Kampfzähigkeit dieses Stammes, der früher den Vorstritt in den Schlachten des Reiches beanspruchte. Haus um Haus musste erstürmt werden, dann der ummauerte Kirchhof und dann brach das Geschützfeuer die Linien der hinter dem Dorfe aufgestellten Österreicher. Die Schlacht war für sie verloren, 10.000 waren todt oder verwundet, 12.000 wurden gefangen, 116 Kanonen, 51 Fahnen wurden ihnen weggenommen. 17 Generale und fast alle Officiere waren getödtet oder verwundet. Die Preußen hatten 6300 Todte und Verwundete. Eine der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts war geschlagen. Die Nacht machte dem Widerstande und der Verfolgung ein Ende. Man legte sich nieder, wo man eben stand, Stille trat ein, wo eben noch ein Kanonendonner hallte. Ein preußischer Grenadier stimmte das Lied an: „Nun danket alle Gott" — und aus tausend Stimmen erschallte der Siegesgesang. So ist der Mensch: man hatte Brüder erschlagen — und dankte nun Gott dafür. — Friedrich aber, durch seinen Sieg verwegen gemacht, versuchte noch einmal die Glücksgöttin: er ritt im Dunkel mit geringer Begleitung nach Lissa und hier ins Schloss, das von österreichischen Officieren wimmelte. Man war beiderseits überrascht. Der König grüßte: „Bon soir, messieurs! Sie haben mich nicht so rasch erwartet." Ein ehrfurchtsvolles Ah war die Antwort. Keiner wagte Hand an ihn zu legen, so sehr hatte sein Sieg ihre Geister gefesselt. Bald kamen preußische Reiter nach — und nun waren sie seine Gefangenen.

Karl von Lothringen.

Während Jubel im' preußischen Lager, herrschte Schmerz und Sorge im österreichischen Hauptquartiere zu Neukirch. Prinz Karl zitterte vor dem Anbruche des Tages, da er fürchtete, die Truppen nicht mehr in Ordnung zu bringen und von der Rückzugslinie auf Schweidnitz abgeschnitten zu werden.[2]) Früh 7 Uhr giengs über die Lohe, um 5 Uhr war man aber schon wieder in Schlachtordnung. Der Rückzug gieng über Schweidnitz nach Böhmen, wo von 80.000 Mann nur noch 37.000 ankamen, entmuthigt, in einem erbarmungswürdigen Zustand.

Breslau.

Ein neuer Fehler war, dass Karl 16.000 Mann nach Breslau verlegt hatte, das nicht haltbar war und nach zehntägiger Belagerung mit den großen Vorräthen an Lebensmitteln und Geld sich ergeben musste. Die Österreicher hatten von Schlesien jetzt nur noch die Festung Schweidnitz.

Der Jammer in Wien war groß, die Stimmung gegen Karl von Lothringen erregt. Er legte den Oberbefehl nieder und gieng als Statthalter nach Brüssel, wo er sich bald den Namen des guten Herzogs verdiente. 1780 sagte Friedrich II. auf die Nachricht von seinem Tode: „Sein Rheinübergang war schön, aber der arme Prinz hieng von zu vielen Leuten ab; ich dagegen handelte nur immer nach meinem Kopfe, bisweilen nur zu sehr für mein Heil. Er war schlecht bedient, man gehorchte ihm nur wenig; ich habe das eine vermieden und war des anderen sicher, dass man mir gehorche."[3])

Folgen des Sieges

Der Sieg bei Leuthen rettete Friedrich und erhielt ihm Schlesien. Er hatte allen Grund gegen seine Tapferen dankbar zu sein, insbesondere gegen

---

[1]) Vergl. den Bericht des Fürsten von Ligne, der als junger Officier der Schlacht beiwohnte. L. c. I, S. 65.

[2]) Arneth, l. c. V, S. 265—268.

[3]) Mahon, l. c. Chap. XXXIV.

Moriz von Dessau, gegen welchen er bei Kolin den Degen gezückt hatte. „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Schlacht, Herr Feldmarschall!“ redete er auf dem Siegesfelde den Helden an. „Sie haben mir bei der Schlacht geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat.“ — Der Sieg bei Leuthen ward aber in England noch mehr gefeiert, als in Preußen. England. London wurde beleuchtet. Die Engländer, welche Friedrich als Religionsfeind betrachteten, waren wenige, die Mehrzahl hielt ihn für den Helden des protestantischen Glaubens. Diese Ansicht war so verbreitet, dass König Georg II., obschon er sie im Herzen nicht theilte, sie zur Stütze seiner Forderungen an das Parlament bei Eröffnung desselben (December 1757) machen konnte: „Eine andere große Angelegenheit, die mir am Herzen liegt, ist die Erhaltung der protestantischen Religion und der Freiheiten von Europa und in dieser Absicht zu meinen Verbündeten zu stehen und sie zu ermuthigen. Für diese Sache werde ich keine Lasten scheuen“, und dergleichen.

Die Sorge um sie und Cumberlands Misserfolge brachten das englische Volk in solche Erregung, dass ein Ministerium Pitt unumgänglich nothwendig wurde, so wenig auch der König den stolzen aufstrebenden Mann leiden mochte, der ihm durch das Geschrei des Volkes aufgedrungen war. Pitt hingegen, der wirken wollte, gab seine Abneigung gegen den Herzog von Newcastle auf, der den Schatz übernahm, während er selber Staatssecretär wurde mit der Leitung im Hause der Gemeinen und der obersten Leitung des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Die neue Regierung zeigte Entschiedenheit und Kraft und hob den Volksgeist und errang in kurzer Zeit große Erfolge zu Land und zur See. Die Engländer siegten in Amerika, eroberten Ostindien und hatten Glück in Deutschland. So sehr Pitt früher gegen die hannöverische Politik geeifert hatte, so beredt versicherte er jetzt seinen Landsleuten, er würde Amerika in Deutschland erobern und es sei der Engländer unwürdig, ihrem König in einer englischen Angelegenheit sein angestammtes Fürstenthum rauben zu lassen.[1]) Pitt Minister 29. Juni 1757.

Zunächst suchte Pitt den Hannoveranern und Preußen durch einen Angriff auf La Rochelle Luft zu machen. Am 8. September 1757 giengen 100 Fahrzeuge mit 10.000 Landungstruppen unter Admiral Hawke und General Mordaunt zur See. Der Zug misslang durch die Uneinigkeit der Führer und die Säumigkeit des Admirals, der dafür vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Ein junger Officier, der dabei vergebens sich 500 Mann und 3 Schiffe erbeten hatte, mit denen er La Rochelle zu überrumpeln sich verbürgte, James Wolfe, wurde deshalb von Pitt stets im Auge behalten und später befördert. Um Spanien auf die Seite Englands zu ziehen und seine Hilfe für die Wiedereroberung Minorcas zu gewinnen, bot ihm Pitt damals Gibraltar an, fand aber kein geneigtes Ohr. Umsomehr Glück hatte der Minister in Deutschland. Georg II. hatte in Wien vergebens um die Neutralität Hannovers während des Krieges angesucht, bald La Rochelle. Gibraltar.

[1]) Macaulay, Essays, Pitt. — Mahon, l. c. Chap. XXXIV.

Die combinierte Armee.

wurde das englisch-hannöverische Heer so stark, dass es die Franzosen vollauf beschäftigte, und es ihnen unmöglich machte, an eine Belagerung Magdeburgs oder an einen Zug nach Sachsen oder nach Böhmen zur Vereinigung mit den Österreichern zu denken. Von Friedrich II. ward der Prinz Ferdinand von Braunschweig als Befehlshaber der verbündeten Armee erbeten, nachdem die Convention von Kloster Zeven wegen der Räubereien der Franzosen für ungiltig erklärt worden war. Friedrich II. war die Wahl eines ihm treuergebenen Generales, eines eifrigen Freimaurers, der zugleich sein Schwager war, mehr als erwünscht. Prinz Ferdinand war damals achtunddreißig Jahre alt, auf der Höhe seiner Kraft, dabei gemessen, verschwiegen, muthvoll und fest, aber zugleich gewandt im Umgange und geschickt, das Vertrauen der Mannschaft zu gewinnen. Am 23. November übernahm Ferdinand zu Stade den Oberbefehl und ward als Retter empfangen, und meldete an Richelieu, dass Georg II. die Convention von Kloster Zeven wegen Vertragsbruches für null und nichtig erklärt und ihn ermächtigt habe, die Waffen gegen die französische Armee zu ergreifen.[1]) Rasch giengs voran, am 4. December ward schon Lüneburg besetzt und musste die französische Armee sich hinter die Aller zurückziehen. Der Winter hemmte die weiteren Bewegungen. Das französische Heer, welches von 134.000 auf 80.000 herabgebracht war, dehnte seine Winterquartiere von Goslar über Braunschweig und Wesel bis Celle und Ostfriesland aus. Es war im kläglichsten Zustande. Clermont berichtete darüber an den König: „Ich habe Euer Majestät Heer in drei Classen gefunden. Die eine befindet sich über der Erde, besteht aus Dieben und Landstreichern und geht ganz in Lumpen: die zweite befindet sich unter der Erde und die dritte in den Krankenhäusern. Ich erbitte mir nun Euer Majestät Befehle, ob ich die erste Classe zurückführen oder hier so lange bleiben soll, bis sie sich mit den beiden anderen vereinigt hat.“[2]) — Richelieu wurde 16. Januar abberufen. Clermont, der an seine Stelle trat, war Abt von St.-Germain de Prés, weshalb die Pariser witzelten, er predige wie ein Soldat und schlage sich wie ein Apostel! Der Verhöhnte war übrigens ein wohlmeinender Mann. Als Prinz des königlichen Hauses, hoffte man in Versailles, werde er durch sein Ansehen am leichtesten im Stande sein, die verschwundene Zucht in der Armee und das vermisste Ehrgefühl unter den Officieren herzustellen und dem deutschen Volke die Überzeugung zu verschaffen, wie es der ernstliche Wille des Königs von Frankreich sei, dass seine Truppen ein gutes und anständiges Benehmen inne hielten,[3]) und zugleich den Fürsten und Ständen Gewähr zu leisten, dass der König nur von dem Eifer für die deutsche Freiheit, die ihm über alles wert sei, beseelt werde! Das war eine schwere Aufgabe. Im Heere war ein beispielloser Leichtsinn und eine Verwilderung ohne gleichen eingetreten. Der Gehorsam war dahin; Officiere verließen hin und wieder ihre Wachtposten, um in der Nähe ein Menuet zu tanzen! — Die Gemeinen wurden nicht richtig bezahlt und plünderten, brannten und schändeten. —

Ferdinand von Braunschweig.

Die Franzosen.

Clermont.

---

[1]) Schäfer, l. c. I, S. 462—497.
[2]) Mahon, l. c. Chap. XXXV.
[3]) Schreiben des Kriegsministers bei Stuhr, l. c. II, S. 44.

Das Kriegsjahr 1758.

Ferdinand von Braunschweig ließ dem neuen Oberbefehlshaber nicht lange Zeit, die Armee wieder zur Ordnung zu bringen, er eröffnete schon Mitte Februar 1758 den Feldzug mit 30.000 Mann und bemächtigte sich Verdens und Hoyas. Friedrichs II. Bruder, Prinz Heinrich, rückte mit 8600 Mann über die Ocker in das Hildesheimische und bedrohte die Rückzugslinie der Franzosen. Diese leisteten, entmuthigt, wenig Widerstand, schon nach viertägiger Belagerung ergab sich Minden. Clermont räumte Hameln, Rinteln, zerstörte die Brücke über die Weser und kam mit Verlust von 15.000 Mann, von Vorräthen und Gepäck nach Wesel und von da auf das linke Rheinufer und nahm Stellung zwischen Maas und Rhein, gedeckt durch Wesel, Düsseldorf und Kaiserswerth. Ferdinand nahm Quartiere auf dem rechten Rheinufer. Soubise setzte mit seiner Heeresabtheilung Hanau in Vertheidigungszustand. Clermont klagte in einemfort, dass seine Truppen unbekleidet, schlecht ausgerüstet, ermattet, des Krieges überdrüssig und zuchtlos seien, dass unter den Officieren, von den höchsten angefangen, ein schlechter Geist herrsche.[1])

Londoner Subsidienvertrag.

Indes wurde 11. April 1758 in London ein Subsidienvertrag zwischen Georg II. und Friedrich II. abgeschlossen, wonach England an Preußen jährlich 4,000.000 Thaler (670.000 Pfund) zahlte und der König von Preußen sich verpflichtete, diese nur zur Erhaltung und Vermehrung seiner Streitkräfte zu verwenden, welche zum Besten der gemeinen Sache dienen sollten, und beide Theile sich versprachen, keinen Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsvertrag, noch irgend eine andere Übereinkunft mit den Mächten, welche an dem gegenwärtigen Kriege theilgenommen haben, anders als gemeinschaftlich und nach gegenseitigem Einvernehmen abzuschließen.[2]) Zugleich erklärte König Georg II., er wolle 50.000 Mann auf Kosten der britischen Krone und 5000 auf seine Kosten als Kurfürst von Hannover unterhalten, die im Einvernehmen mit dem König von Preußen den Krieg fortführen sollten. Desgleichen werde der König von England nicht bloß den Krieg in Amerika fortführen, das heißt die Kräfte Frankreichs beschäftigen, sondern auch einen ansehnlichen Theil seiner Landmacht und die Canalflotte zur Beunruhigung des Feindes in einer nützlichen Diversion verwenden und zu diesem Zwecke auf der Insel Whigt ein Lager bilden. Pitt befürwortete diese Anträge in einer glänzenden Rede und das Parlament bewilligte mit allen gegen drei Stimmen den Subsidienvertrag und die für das Heer in Deutschland nöthigen Summen im Betrage von 1,830.454 Pfund (38.000 Hannoveraner, Braunschweiger, Bückeburger und 12.000 Hessen).

Frankreich möchte Frieden.

Was Clermont von der Armee berichtete, machte tiefen Eindruck in Versailles. Gerne wäre man des ganzen Krieges losgewesen, aber man fand den Weg nicht, davon loszukommen. Die Nachricht vom Londoner Subsidien-

[1]) Stuhr, l. c. II, S. 56.
[2]) Schäfer, l. c. I, S. 546—574. — Arneth, l. c. V, S. 345.

vertrage reizte hinwieder zur Fortsetzung des Krieges: es gehe deutlich daraus hervor,[1]) dass Preußen und England den Schauplatz des Krieges nach Frankreich verlegen wollten, man müsse darum den Rhein behaupten; gewinne man Zeit, so erlange man Sicherheit. „Aber der König will seine Bundesgenossen nicht feig verlassen; es sind außerdem auch die Könige von England und Preußen neuerdings miteinander übereingekommen, auf keinen einseitigen Vergleich ohne Beistimmung des anderen, sei es in ihrer Eigenschaft als Könige oder als Kurfürsten einzugehen. So hängt es also nicht von uns, noch von unseren Bundesgenossen ab, jene in diesem Augenblicke von einander zu trennen. Es gibt kein anderes Mittel, zum Frieden zu gelangen, als das, sich in den Stand zu setzen, den Krieg mit Kraft zu führen."

Der Krieg im Westen.

Clermont bekam also Verstärkung, aber auch Mahnung, eine Schlacht zu liefern. Doch er war nicht der Mann kühnen Wagens. Ganz anders Ferdinand von Braunschweig, der mit 30.000 Mann bei Emmerich in der Nacht des 1. Juli den Rhein überschritt und die Franzosen, welche nur bei Rheinbergen kurze Zeit standhielten, vor sich hertrieb. Endlich stellt sich Krefeld. Clermont mit 47.000 Mann bei Krefeld 23. Juni zur Schlacht auf einem Boden, der, durch viele Gräben, Weidendickicht und Gehöfte beschützt, gegen 100.000 Mann vertheidigt werden konnte. Dennoch wagte Braunschweig, denn er kannte seinen Mann, nicht bloß den verwegenen Angriff, sondern die Umgehung des linken Flügels, wo Rochambeau und St.-Germain ihn eineinhalb Stunden tapfer aufhielten, aber nicht unterstützt wurden. Zwei Drittel der Armee waren gar nicht zum Schuss gekommen und ein ernster Angriff wäre sicherlich verderblich für die Hannoveraner geworden. Doch Clermont zog sich eilig mit einem Verluste von 4000 Mann zurück, die Gegner hatten nur 1700 verloren und nahmen jetzt Düsseldorf und Roermonde. Clermont wurde nun wegen erwiesener Unfähigkeit abberufen — er war ein Nachkomme des großen Condé. Also auch dieser edle Name wie so viele andere war jetzt herabgesetzt. Graf Starhemberg, ein scharfer Beobachter, schrieb damals aus Versailles: „Statt einer Besserung wird es hier von Tag zu Tag ärger. Denn hier wird alles nur durch Cabalen, Ränke und persönliche Interessen geleitet, die größten und wichtigsten Geschäfte werden mit unbegreiflichem Leichtsinne vernachlässigt, die unbedeutendsten Dinge dagegen gleich den wichtigsten Angelegenheiten behandelt. Von einem Tage zum anderen ändert man die gefassten Beschlüsse. Alle Anstalten werden verzögert oder nur sehr unvollkommen getroffen, statt wirkliche Thaten zu vollziehen, nur hochtönende, jedoch an und für sich nichts bedeutende Reden geführt. Jeder will das Amt des anderen und keiner sein eigenes, wie es sich gebürt, besorgen. — Man darf sich von Frankreichs Mithilfe noch weniger Nutzen als bisher versprechen und muss, wenn wir ohne seine Mitwirkung den Krieg nicht fortführen können, auf einen baldigen Frieden denken."[2])

Der ganze Krieg war gegen den Sinn des französischen Volkes, und die Art, wie er geleitet wurde, nur geeignet, den kriegerischen Geist niederzuhalten. Contades. Contades kam an die Stelle Clermonts, ein alter, geübter Soldat, aber ohne

[1]) Schreiben von Bernis an Clermont bei Stuhr, l. c. II, S. 79.

[2]) Der Gesandtschaftsbericht, zum erstenmal veröffentlicht bei Arneth, l. c. V, S. 379—380. — Schäfer, l. c. II, 1, S. 37—53.

höhere Begabung; er sollte Düsseldorf wiedergewinnen, dann die Maas, den Niederrhein, den Main behaupten, im übrigen aber bis zum Ende des Feldzuges soviel wie möglich in Feindesland und auf Kosten des Feindes leben und sich verpflegen.[1]) Soubise drang mit 18.000 Mann gegen Kassel vor. Bei Sanderhausen stand der Prinz von Isenburg mit ungefähr 7000 Mann, der sich nach sechsstündigem Gefechte mit dem französischen Vortrab unter Broglie zurückzog. Soubise nahm jetzt Nordheim, Minden und Göttingen. Nun sah sich Braunschweig, weil in der Flanke bedroht, und Contades sich gegenüber, der durch sächsische Soldtruppen verstärkt war, genöthigt, über den Rhein zurückzukehren, was er in geschickter Art 8. bis 10. August bei Grieth ausen vollbrachte. Wenige Tage darauf giengen die Franzosen über den Rhein und breiteten sich bis zur Lippe aus. — Bereits waren 12.000 Mann englische Hilfstruppen unterwegs, die am 12. August in Bocholt zum Heere Braunschweigs stießen, dem es gelang, die Vereinigung der beiden französischen Armeen unter Soubise und Contades zu verhindern. Er sandte Oberg mit 15.000 Mann ab, um die Hessen unter Isenburg an sich zu ziehen und Soubise von Kassel abzuschneiden. Soubise aber erhielt Verstärkung unter Chevert und warf Oberg 7. October bei Lutternberg an der Werra zurück. Chevert hatte den Sieg gewonnen, aber Soubise bekam den Marschallsstab. Indes nahte der Winter. Soubise räumte Hessen und nahm Quartiere zwischen Lahn und Main. Contades gieng nach einem vergeblichen Versuch gegen Münster auf das linke Rheinufer zurück. Braunschweig lagerte sein Heer in den Bisthümern von Paderborn, Münster und Osnabrück. Also auch der französische Feldzug des zweiten Jahres war ohne erheblichen Erfolg. So viel Geld und Mannschaft war vergeudet.

Sanderhausen.

Lutternberg.

Wie ganz anders, wie großartig gieng es auf dem östlichen Kriegsschauplatz zu! Da waren nicht abstehende, sondern frische Kräfte thätig im Streit für zwei gewaltige Naturen: Maria Theresia, die durch den Adel ihrer Seele jeden bezauberte, der mit ihr in Berührung kam, und Friedrich II., der durch seinen Genius die Krieger fesselte und zum Siege oder in den Tod trieb. Wie ward da beiderseits im Winter gerüstet, um im Frühjahr um Sein oder Nichtsein zu ringen, wie nach allen Seiten ausgespäht, um eine glückliche Gelegenheit sogleich an der Stirnlocke zu ergreifen: Friedrich in sich verschlossen und seine Pläne nur eröffnend, wenn er den Befehl zur Ausführung gibt — Maria Theresia mittheilsam wie eine Frau, und so kennen wir ihre Schmerzen, ihre Klagen, ihre Schwankungen, wie ihr schließlich festes Beharren.

Krieg im Osten.

Maria Theresia.

Da klagt sie über den König von Preußen: „Unter gesitteten Völkern haben von jeher die Einwohner auch im Kriege bei Haus und bei Hof bleiben können. Türken und Tataren führen zwar dieselben in die Sclaverei, der König in Preußen macht es aber noch ärger, denn er raubt fremde Unterthanen und zwingt sie, Eid und Pflicht zu brechen, Soldaten zu werden und gegen ihre eigenen Landesherren zu streiten. Sein ganzes Militär ist eine solche künstliche Maschine, welche jeden gemeinen Soldaten auch wider Willen nützlich und fechtend macht. Alle anderen Mächte werden durch den Krieg und öftere Schlachten ent-

Klage über Friedrich.

[1]) Stuhr, l. c. II, S. 117—152. — Schäfer, l. c. II, S. 241—281.

blößt; der König allein hat das Mittel erfunden, durch den Krieg seine Truppen zu ergänzen.“[1]) — Dann klagt sie über Rußland, über die unsichere Gesinnung der moskowitischen Heerführer, über die Verrätherei Bestuschews. Letzterer wurde auch 25. Februar 1758 verhaftet, seiner Würden und Ämter entsetzt, als Hochverräther zum Tode verurtheilt, jedoch von Kaiserin Elisabeth mit Verweisung auf ein Landgut im Inneren Rußlands begnadigt. Woronzow, sein Nachfolger, pflegte eifrig die freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich. Da man unter Bestuschews Papieren Beweise gefunden hatte, daß er sich mit dem Plane trug, Katharina als Vormünderin des jungen Kaisers Paul mit Übergehung des Thronfolgers Peter zur Regierung zu bringen, so neigte sich letzterer einige Zeit hindurch gleichfalls den Österreichern zu. Die Kaiserin Elisabeth selber war beharrlich für den Krieg gegen Preußen; sie gewährte schnell den Wunsch, ein russisches Hilfscorps von 30.000 Mann nach den österreichischen Erblanden abzusenden. Das andere Heer unter Fermor brach am 6. Januar von Memel auf, besetzte am siebenten Tage Königsberg, wo die Huldigung für die Kaiserin gefordert wurde — und setzte sich im eigentlichen Königreich Preußen fest. — Getäuscht wurde Maria Theresias Hoffnung auf Frankreich, schmerzbewegt sagte sie einmal zu Stainville, sie sehe wohl, die Vorsehung habe sie dazu bestimmt, ein unglückliches Schicksal in Geduld zu ertragen, sie sei entschlossen, sich der gemeinsamen Sache als Opfer darzubringen. Zwar der Eifer Ludwigs XV. für den Krieg war entschieden, nicht minder war die damals tonangebende Pompadour für die dauernde Verbindung mit Österreich thätig. „Ich hasse den Sieger mehr als je“, schrieb sie nach der Schlacht bei Leuthen an Kaunitz. „Ergreifen wir zweckmäßige Maßregeln, zermalmen wir zu Staub diesen Attila des Nordens, und Sie werden mich ebenso zufrieden sehen, als ich jetzt übler Laune bin.“[2]) — Aber was vermochten König und Pompadour gegen den Geist des Volkes, gegen die Abneigung der Armee! Bernis beugte sich vor den Schwierigkeiten und rieth, Frieden zu schließen und mit einem Waffenstillstand zu Land und zur See zu beginnen. — Europa erwarte diesen Frieden von der Weisheit des Königs und der Mäßigung des Wiener Hofes.[3]) Bald meldete sein Gesandter Stainville, Frankreich könne sich an der directen Kriegführung gegen Preußen nicht mehr betheiligen, aber es sei auch nicht mehr im Stande, die im geheimen Vertrage bestimmten Gelder zu bezahlen, die Summe müsse verringert werden. Ein Hilfscorps nach Böhmen, 24.000 Mann stark, ward anfangs versprochen, aber es kam nicht. Hinsichtlich der Kriegführung selber wichen die Grundanschauungen beider Mächte sehr voneinander ab. Maria Theresia wollte ihre Macht zunächst nach Schlesien wenden, Frankreich dagegen drang darauf, daß zuvor Sachsen den Preußen entrissen werde. Die Kaiserin kam zuletzt zur Überzeugung: „Wir müssen operieren, als ob es gar keine Franzosen mehr gäbe, und uns nicht um ihretwillen unsere eigenen Angelegenheiten verderben lassen. Daun muß Vollmacht erhalten, zu thun, was er fürs Beste hält, und deshalb benachrigt werden, daß er von jenen Herren nichts zu erwarten und demgemäß seine Maßregeln zu treffen habe.“ Maria Theresia setzte zuletzt ihre Anforderung von zwölf Millionen Livres auf acht Millionen

über Rußland. Bestuschew. Fermor. Über Frankreich. Der Kriegsplan. Daun.

[1]) Schreiben bei Arneth, l. c. V, S. 279.
[2]) Ibid. V, S. 282—286.
[3]) Ibid. V, S. 295.

herunter und schrieb selber an den König, daſs sie auf das Hilfscorps nach Böhmen verzichte. Nur Kaunitz erhielt ihren Muth zu Zeiten aufrecht. Aber es gab schmerzliche Stunden. Schließlich kam die Überzeugung hinzu, an welchen Gebrechen ihre Armee, ihre Verwaltung selber noch leide.[1]) „Die Mittel, abzuhelfen," schreibt sie 1758, „sind nicht leicht, absonderlich in dieser Krisis die Verwirrung noch größer. Das ist alsdann auch die wahre Ursache meines so großen Kummers und meiner Betrübnis und warum ich mich täglich verstecke, weil ich meine eigenen Wunden nicht allen entdecken kann, noch will, darum rede ich auch sehr ungern mit anderen, weil ich nicht allzeit stark genug bin, mich zu überwinden und meine Unterdrückung sehen zu lassen." Bittere Stunden.

Der österreichische Kriegsplan war, Schweidnitz, das von Friedrich belagert wurde, zu entsetzen, und dann mit einer Armee in Schlesien, mit einer zweiten in Sachsen zu operieren, zu welcher die Reichsarmee stoßen sollte, während mit der ersten ein russisches Hilfscorps von 30.000 Mann sich zu verbinden bestimmt war. Zum Oberbefehlshaber ward Daun ernannt, welcher seine Streitkräfte in Böhmen sammelte. Friedrich hatte nämlich Bewegungen gemacht, welche auf einen Einfall in Böhmen schließen ließen. Daun nahm also eine mehr defensive Stellung und suchte Böhmen durch Verhaue zu schützen. Loudon sollte die Landshuter Zugänge decken. Jahnus stand zu gleichem Zwecke im Glatzischen, Deville im österreichischen Schlesien. Der Prinz von Pfalz-Zweibrücken sollte mit der Reichsarmee, 32.000 Mann, in Böhmen sich mit 15.000 Österreichern vereinigen und diese dann durch das Voigtland in Sachsen eindringen, wo Prinz Heinrich mit 40.000 Mann stand. Friedrich II. hielt das Vorrücken der Russen nicht für so nahe, gegen die Schweden hatte er Lehwald aufgestellt, wider die Franzosen hielt er sich durch die hannöverisch-englische Armee unter Braunschweig gedeckt. Der Vertheidigung zog er immer den Angriff vor, der ihm mehr Glückswechsel und mehr Gelegenheit bot, seine Gaben zu entfalten. Nicht auf Böhmen, wo Daun stark verschanzt stand, hatte es der Preußenkönig jetzt abgesehen, sondern auf Mähren, und zwar auf Olmütz. Konnte er diesen Platz rasch erobern, so vermochte er von da aus die Österreicher auf dem eigenen Gebiete zu beschäftigen und mit der Hauptmacht die Russen zu schlagen, alsdann umzukehren und vor Wien den Frieden zu dictieren.[2]) Denn er hoffte, Daun werde, um Olmütz zu retten, seine feste Stellung verlassen und ihm Gelegenheit zu einer siegreichen Schlacht bieten. Das Gelingen des Planes hieng vom baldigen Fall von Schweidnitz, von der Geheimhaltung und von der Schnelligkeit der Ausführung ab. Kriegsplan für 1758. Daun. Friedrich.

Schweidnitz, obschon von Thürheim tapfer vertheidigt, musste sich früher ergeben, als man erwartet hatte. Am 15. April wurde nämlich ein Fort von den Preußen im Sturme genommen und jetzt war die Festung Schweidnitz.

[1]) Arneth, l. c. V, S. 300.
[2]) Ibid. V, S. 303—312. — Stuhr, l. c. II, S. 1—39.

nicht mehr haltbar. Von 9000 Vertheidigern zogen nur noch 1500 aus der Festung. Ein Versuch, die Stadt zu entsetzen, war nicht ohne eine Schlacht möglich, und diese wagte Daun mit seinen noch wenig geübten Truppen nicht anzubieten. — Friedrich II. jedoch brach, als Schweidnitz gefallen, alsbald nach Neisse auf, gewann den Österreichern einen Vorsprung ab, am
Olmütz. 5. Mai standen die Preußen vor Olmütz.

Der Schrecken in Wien war groß, man sah die Feinde schon an der Donau und drang in die Kaiserin, sich nach Graz zu flüchten.[1]) Doch diese erklärte, sie werde erst abreisen, wenn sie Friedrich vor den Thoren sehe. Bald zeigte es sich jedoch, dass der gefürchtete Feind sich verrechnet habe. Olmütz ergab sich nicht in wenig Tagen, wie er erwartet hatte; es war mit allem Nöthigen wohl versehen, mit Schießbedarf, Lebensmitteln, tapferer Mannschaft (9000 Mann) und einem entschlossenen und umsichtigen Befehlshaber, Feldzeugmeister Marschall. Erst nach vierzehntägiger Einschließung konnte die Beschießung beginnen und zweiundvierzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben war noch wenig Aussicht auf Eroberung des Platzes. Ingenieur Balbi hatte solche Fehler gemacht, dass Friedrich II. meinte, Vauban und Coëhorn würden ihn mit Eselsohren beschenken.

Indessen rückte Daun heran, die Preußen zu umschließen, sie an Ausbeutung und Verheerung des Landes zu verhindern und ihnen bei günstiger Gelegenheit eine Schlacht zu liefern. Die Stellungen, die er wählte, waren schwer angreifbar; es gelang ihm sogar, Verstärkung nach Olmütz zu werfen. Pulver und Lebensmittel giengen den Preußen auf die Neige, sie waren im Rücken bei Tag und Nacht von leichten Truppen umschwärmt, während aus der Festung glückliche Ausfälle gemacht wurden. Die Lage des Königs wurde sorgenvoll. Das Schicksal des Feldzuges hieng zuletzt von der Ankunft von 4000 Wagen mit Lebensmitteln, Schießbedarf und Geld ab, welche, von 9000 Mann gedeckt, von Neisse aufgebrochen waren und sehnsüchtig erwartet wurden. Dass sie nicht kamen, Olmütz nicht fiel, Friedrich dagegen eilig abziehen musste, das hat der Mann bewirkt, der fortan als sein ebenbürtiger Gegner auftritt, Gideon Loudon. Ohne Zweifel wäre die Wagschale zu Gunsten Österreichs gesunken, hätte man früher dieses Genie, mit dem zugleich ein reiner Charakter verbunden war, zu würdigen verstanden.

Gideon Loudon. Gideon Loudon ist ein Livländer.[2]) Die übliche Angabe, seine Familie sei im siebzehnten Jahrhundert aus Schottland eingewandert, ist haltlos, da der Familienname schon im dreizehnten Jahrhundert in den livischen Adelsregistern erscheint, auch die Namensschreibung und das Wappen der fraglichen schottischen

[1]) Arneth, l. c. V, S. 347—350.

[2]) Der Name wird auch geschrieben: Lowdon, Louwdon, Lauwdohn, Laudohn, Laudon. Eine kriegswissenschaftliche Darstellung des Helden von Wilhelm v. Janko „Laudons Leben" erschien in Wien 1869. Frühere Biographien gaben Pezzl, Krsowitz, Hormayr, Kunitsch, Schweigerd. Eine eingehende Charakteristik bei Julius Eckard „Russische und Baltische Charakterbilder". Leipzig 1876.

und livischen Familie verschieden sind. Der Adel der Familie ist alt, das Vermögen aber sehr bescheiden; „sie lebten schlecht und recht nach der Väter Sitte, bauten das Gut, ihr Vergnügen war Hühner- und Hasenjagd", die nachgebornen Söhne suchten Kriegsdienst. Am 2. Februar 1717 wurde Gideon Loudon auf dem livländischen Gute Tootzen geboren. Sein Vater, Otto Gerhard, war verabschiedeter Obristlieutenant. Livland war nach schrecklichen Kriegen an die Russen gekommen, die Jugend Loudons fällt also in eine Zeit der Noth und Verarmung, da die Städte zerstört, Kirchen und Schulen verbrannt, die Straßen eingegangen waren. Es gab keine Universitätsstudien im Lande, ja nicht einmal mehr einen Gymnasial-Unterricht. Was Loudon in seiner Jugend wußte, lernte er von den Eltern oder von den Geistlichen des Ortes, eine Schule hat er nie besucht, das Leben hat ihn belehrt und sein Wissenstrieb war immer lebendig. Die Eltern gewöhnten ihn an Selbstüberwindung; die Mutter, deren er noch in alten Tagen mit dankbarer Liebe gedachte, lehrte ihn besonders den Jähzorn bekämpfen. Loudon war ernst und schweigsam, gottesfürchtig und wahrhaftig. Eine Tante klagte, er sei gegen Damen immer rauh und unmanierlich gewesen. Als zweiter Sohn ohne Anspruch auf das Familiengut, gieng Loudon, sechzehn Jahre alt, in das Pleskow'sche Infanterie-Regiment und gehörte sechs Jahre, 1732—1739, dem russischen Kriegsdienste an. Es waren harte Jahre: ohne Zuschuß von Haus aus, unter Leuten, bei denen nicht die abendländischen Begriffe von Ehre walteten, die einzig ihre Erholung im Brantwein oder bei Dirnen suchten, blieb der Jüngling rein und verlor sein edleres Streben nicht, und verstand die Lücken seiner Bildung auszufüllen. 1733 machte er den Feldzug nach Polen mit und unter Münnich den Sturm auf den Hagelsberg bei Danzig, bei dem alle Officiere seiner Abtheilung fielen und er — der junge Cadet — an der Spitze der Übriggebliebenen den Sturmlauf fortsetzen mußte; sein zarter Körper erlag beinahe den Anstrengungen dieses Feldzuges. 1736 machte er den Feldzug nach der Krim mit und war bei dem Sturm bei Perekop und Asow, dann bei der Belagerung von Oetschakow, in der Schlacht bei Stawuschane. Loudon brachte es aber trotz aller Tapferkeit und Gewissenhaftigkeit nicht weiter als zum Premierlieutenant — selbst eine Reise, die er nach Petersburg machte, war erfolglos. Krumme Wege zu gehen, war wider seine Natur; sein einfaches, keusches, stolzes Wesen fiel unangenehm auf, gegenüber dem charakterlosen Treiben der frivolen genußsüchtigen Hauptstadt. Nur ein Mann warf einen richtigen Blick in den Reichthum dieser frischen Natur, ein Österreicher, namens Hochstetten, der früherer Hofmeister des Ministerial-Secretärs Baron Binder in Wien gewesen war. Er rieth Loudon, in die Dienste der großen Kaiserin zu treten, und gab ihm Empfehlungen an Kaunitz und Binder mit. In Berlin riethen ihm aber (1746) Kameraden, lieber dazubleiben und in preußische Dienste zu treten und den König um eine Hauptmannsstelle zu bitten. Friedrich II. sah jedoch den blassen, ernsten, rothhaarigen Livländer einen Augenblick scharf an, gieng dann an ihm vorüber und sagte zu seiner Umgebung: „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht."[1]) Er sollte es bitter büßen, eine Perle so hochmüthig weggeworfen zu haben.

Jugend. Schule. Feldzüge. Bei Friedrich II.

In Schönbrunn harrte Loudon im Vorsaal auf Audienz bei der Kaiserin, als ein ihm unbekannter freundlicher Mann auf ihn zutrat und ihn um Namen und Stand und um sein Anliegen befragte und nach längerem Gespräche sich

[1]) „La physiognomie de cet homme ne me convient pas."

In Schönbrunn. mit der Versicherung von ihm entfernte, er werde ihm Zutritt bei der Kaiserin verschaffen. Loudon wurde schnell vorgelassen und fand den freundlichen Mann an der Seite der Kaiserin und hörte, dass er kein Geringerer sei, als der Kaiser Franz. selbst. Alsbald erhielt der Livländer eine Stelle als Hauptmann bei den Panduren Trencks und die Weisung, sogleich nach Bayern aufzubrechen. Trenck lernte Trenck. die Fähigkeiten des Livländers bald schätzen, so dass er bei einer Revue auf die Frage des Generals: „Was haben Sie da für einen jungen Hauptmann?“ die Antwort gab: „Er ist noch jung, aber er verdient bereits, ein Regiment zu commandieren“, doch sein Herz hat er bei dem rohen sittenlosen Treiben nie gewonnen. 1743 wurde Loudon bei Zabern im Elsass auf den Tod verwundet und nur durch die Geschicklichkeit eines französischen Arztes gerettet. Mit dem wilden Pandurenoberst gerieth Loudon in einen Streit, der mit seinem Austritt aus dem Corps endete. Trenck verfolgte ihn dafür, wollte sogar in seinem Prozess eine Reihe seiner Unthaten auf Loudon wälzen. Dieser wusste sich aber namentlich durch Vorzeigen der Befehle des Obersten glänzend zu rechtfertigen und wurde freigesprochen, während Trenck zu lebenslänglicher Haft auf den Spielberg verurtheilt wurde. Doch eine Anstellung erhielt Loudon erst 1748 als wirklicher Grenzer. Hauptmann beim Liccaner Grenzregiment und acht Jahre lebte er in dem abgeStudien. legenen Gospich, meist brütend über Plänen und Karten, keinen Spazierritt machend, ohne das Terrain zu prüfen, und sich die möglichen Aufstellungen des Feindes und die beste Art, ihm zu begegnen, erwägend. Wenn seine Gattin — Clara von Hagen — über die ewigen Karten klagte, pflegte Loudon zu entgegnen: „Das brauche ich, wenn ich einmal Feldmarschall bin.“ Aber von einer solchen Stelle schien er weiter entfernt als je. Denn 1754 brach ein Aufstand unter den Grenzsoldaten aus — nur Loudon, der trotz seines strengen Wesens außerordentlich beliebt war, wusste seine Mannschaft in Ruhe zu erhalten und mit ihrer Hilfe die Aufständischen zur Ordnung zurückzuführen. Für seine dabei bewiesene Umsicht und Mannhaftigkeit ward ihm kein Lohn, wohl aber Verfolgung seines Obristen zutheil. Als Loudon 1756 am Kriege theilnehmen wollte, bekam er zur Antwort: „Sie taugen nicht zum Kriege, noch können Sie sich die nöthige Feldequipage schaffen.“ Als er deshalb nach Wien gieng, fuhr ihn der Feldmarschall Neipperg mit den Worten an: „Was wollen Sie denn, auch ohne Sie kann der Preußenkrieg geführt werden.“

Sein Freund Hochstetten rettete ihn, dem schon Dienstentlassung drohte, durch Fürsprache bei Kaunitz, der, an dem gedankenreichen und wortkargen Manne Gefallen findend, bei Maria Theresia für ihn ein Wort einlegte. Sofort wurde Loudon an die Spitze eines Corps von Liccanern gestellt, die ihn kannten und liebten. Jetzt war er im rechten Fahrwasser. Browne lernte den Kroatenführer, der so kecke Streiche mit so viel Schlauheit und Glück Obrist ausführte, bald schätzen, er beförderte ihn zum Obristen. Loudon schlug sich wie ein Löwe bei Prag, er war der unermüdliche Verfolger Keiths, als die Preußen abziehen mussten; niemand, selbst Ziethen, übertraf ihn im Vorpostendienst. Niemand wusste den Feind besser zu necken, Magazine wegzunehmen, Geldtransporte, Depeschen abzufangen und ihm in steten Scharmützeln große Verluste beizubringen. Als Meister des kleinen Krieges stellte ihn selbst Friedrich, unter Vorwürfen an die Seinen, zum Muster hin. Als das Patent, das seine Ernennung zum Obersten enthielt, von Preußen abgefangen wurde, sandte es ihm Friedrich II. mit einem Glückswunsche zu. Der Prinz von Hildburghausen schrieb über ihn an den Kaiser: „Es ist zu bedauern, dass nur ein Loudon vor-

handen und dieser nicht in viele Stücke zu vertheilen ist, denn wahrlich, dieser hat mit seinen wenigen Husaren mehr ausgerichtet, als alle andern." — Loudon hatte dem Prinzen vor der Schlacht bei Rossbach gerathen, die Preußen in der Nacht zu überfallen und sie gar nicht sich formieren zu lassen, der Prinz aber geantwortet, „dass die Herren Franzosen bei Nacht nicht gerne marschierten". Bei Rossbach kam Loudon gar nicht zum Gefechte; die Erbärmlichkeit der Reichsarmee schilderte er in bitteren Zügen, die Ausgelassenheit der Franzosen widerte ihn an, ihn, den Mann der sittlichen Zucht und Strenge. Als ihm eine neue Beförderung zutheil ward, jammerte Loudon, dass er unnütz daliege. Im März 1758 erhielt dieser Bayard der Armee das Maria-Theresien-Kreuz.

Auch Daun lernte den Mann bald schätzen, obschon sie Gegensätze waren, wie Fabius und Hannibal. Wenn der Transport das Lager der Preußen erreichte, so war Olmütz verloren; er kam nicht an — und Olmütz war gerettet. Beharrlicher verfolgt der Indianer nicht die Spur seines Feindes, als Loudon dies that; bei Domstadtl vernichtete er die Mehrzahl der Bedeckung und eroberte oder zerstörte den größten Theil der Wagen, obschon der König Ziethen mit 3000 Reitern zur Sicherung dem Zuge entgegengesandt hatte. Ziethen wurde abgeschnitten und musste sich unter fortwährenden Gefechten nach Troppau flüchten. Loudon aber erhielt für diese Leistung den Rang eines Feldmarschall-Lieutenants.[1] Domstadtl.

Friedrich II. hatte einen Fehlgriff gemacht. „Es ist keinem Zweifel unterworfen," schrieb Kaunitz an Starhemberg, „dass er das Mittel gefunden, zwei bis drei Monate Zeit zu verlieren, seine Armee sehr zu erschöpfen, die Festungen von Munition zu entblößen und seine Reiterei sammt dem schlesischen Fuhrwesen zugrunde zu richten." Aber das Unglück gab immer wieder Friedrich neue Spannkraft. Im nämlichen Schreiben gesteht Kaunitz: „Man muss ihm das verdiente Lob zollen, dass kein Mensch besser und rascher gelernt hat, eine Belagerung aufzuheben." Der König theilte schnell den versammelten Generalen und Stabsofficieren das Unglück mit und in ihrer Tapferkeit liege jetzt das einzige Rettungsmittel; er drohte jedem Officier, der sich muthlos zeige und seine Mannschaft nicht ermuntere, mit Entlassung und Festungshaft. Da der Rückzug nach Schlesien versperrt war, so schlug der König den Weg nach Böhmen ein, über Konitz, Trübau und Zwittau. Der Rückzug ist ein Meisterstück. Der König war immer zum Schlagen bereit und gelangte mit allem Geschütz und Gepäck über Königgrätz und Friedland glücklich nach Landshut, obschon Loudon drängte und Daun folgte. Schwerlich wäre der Rückzug von so geringen Verlusten begleitet gewesen, wenn Loudon an der Stelle Dauns den Oberbefehl geführt hätte, denn er war kalt und vorsichtig und ruhig in der Gefahr wie Daun, aber dabei kühn und entschlossen, und während er sonst so ruhig und kalt war, in der höchsten Noth von einem Feuer beseelt, welches seine Umgebung mit fortriss. Daun war allzu vorsichtig und verstand nie, den Erfolg eines Sieges auszubeuten; immer stolz und abgemessen, wusste er nie die Liebe der Mannschaft zu erwerben, während Loudon trotz seiner unerbittlichen Strenge von der Armee angebetet wurde.[2]

Fehler Friedrichs.

Rückzug.

Nach Böhmen.

Daun und Loudon.

---

[1] Arneth, l. c. V, S. 352–378.

[2] Für Daun wurde eine Denkmünze geschlagen, auf der es heißt: Germanorum Fabius Maximus, cunctando vicisti, cunctando vincere perge. Das Dankschreiben der Kaiserin (abgedruckt bei Arneth, l. c. I, S. 376—377) an ihren Feldherrn ist warm: „Meine Freude ist um so reiner und vollkommener, je mehr ich die Größe der Gefahr erkannte."

Die Russen.

Zum Glücke für Friedrich II. säumten die Russen mit ihrem Vormarsche, sonst wäre er diesmal zwischen zwei Feuer gekommen und verloren gewesen. Der Zug der Moskowiter gieng sehr langsam voran, woran einmal das Parteitreiben in Petersburg, dann der Mangel an Lebensmitteln in den polnischen Provinzen schuld war.

Nach Königsberg besetzten die Russen Elbing (4. März), Danzig verschloss ihnen die Thore. Die Bürgerschaft fürchtete, die Russen nicht mehr fortbringen zu können, wenn sie einmal in den Mauern wären, und zeigte sich zum Widerstand auf Leben und Tod entschlossen. Die Weichsellinie war jetzt in der Gewalt der Russen, aber erst die Drohung der Kaiserin trieb Fermor. Fermor nach langem Zögern über den Strom. Nun erklärte er, ohne das Corps von 30.000 Mann, das zum Einmarsch in Mähren bestimmt war, nicht operieren zu können. Die Schweden wünschten, dass die Russen ihnen helfen, Stettin zu besetzen, diese aber gönnten ihnen ebensowenig Stettin, als die Schweden ihnen Danzig. Fermor wünschte eine Seehafenstadt zu haben, um zur See sich Lebensmittel beschaffen zu können, denn zu Lande hatte dies die größte Schwierigkeit, wegen der schlechten Wege und der Mordbrennerei Verwüstungen. der Kosaken, welche das Landvolk anreizten, den Flammen preiszugeben, was als Nahrung für Menschen und Pferde benützt werden konnte. Zwar ließ er vielen auf Klage die Ohren abschneiden, aber er vermochte die Ausschweifungen dieser Wildlinge nicht zu hemmen, es ward nachher wie vorher gemordet, geschändet, geraubt, gebrannt, das Land glich bald einer Wüste. Fermor selber ließ übrigens die Stadt Küstrin, wohin die Landleute ihre Habseligkeiten gebracht hatten, in Brand schießen, ohne einen Nutzen davon zu haben, denn die Festung vermochte er doch nicht zu nehmen. Friedrich kam durch das, was er hörte und sah, durch die Klagen der Landleute in eine äußerst gereizte Stimmung; er befahl, keinem Russen in der Schlacht das Leben zu schenken. „Die Preußen geben kein Quartier", tönte durch die Linie. — „Wir auch nicht", antworteten die Russen.

Testament.

Der König rechnete auf einen Kampf der Verzweiflung und gab seinen Generalen die Weisung, was zu geschehen habe, wenn er in der Schlacht erschossen werde.[1]) Schon am 10. August hatte er an seinen Bruder Heinrich, der Vormund des jungen Königs mit unumschränkter Gewalt sein sollte, ein Schreiben gerichtet und ihm befohlen, im Falle seines Todes mit solchem Nachdruck zu handeln, dass der Feind keine Änderung im Oberbefehle wahrnehme. „Mein gegenwärtiger Plan ist folgender: die Russen womöglich aufs Haupt zu schlagen, alsdann Dohna sofort wieder gegen die Schweden zu schicken und selbst mit meinem Corps zurückzukehren, entweder der Lausitz zu, wenn der Feind von dieser Seite eindringen sollte, oder wieder zur Armee in Schlesien zu stoßen und 6000—7000 Mann nach Oberschlesien zu entsenden, um Deville zu verjagen, der es beunruhigt; was Euch betrifft, Euch nach den sich darbietenden Umständen handeln zu lassen, da man

[1]) Déposition testamentaire. Oeuvres, IV, p. 261.

die Entwürfe des Feindes nur stören muſs, bevor er sie zur Reife bringen kann. — — In der Politik ist es gewiſs, daſs, wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind, matt und erschöpft durch den Krieg, der erste sein wird, Frieden zu begehren. Ich schmeichle mir, daſs man im Laufe des Winters dahinkommen wird."

So langsam die Russen herzogen, so schnell kamen die Preußen heran, in Eilmärschen, durch Sand, in der Augusthitze. Fermor stand von der Beschießung von Küstrin ab und zog sich in eine für ihn uneinnehmbar geltende Stellung bei Zorndorf zurück, in einer Moorwildnis, gedeckt durch Sumpf und Wald und einen kleinen Fluſs, die Mützel. Seine Stärke war das Fußvolk. Seine Schlachtordnung war ein großes Viereck, etwa eine Stunde lang, eine halbe breit, in der Mitte das Gepäck. Diese Stellung im Viereck war eine Erfindung Münnichs gegen die heranstürmenden Schwärme der türkischen Reiterei. Der Russe hält Stand, Napoleon nannte ihn eine wandelnde Festungsmauer, man muſs ihn tödten, er flieht selten. Friedrich hielt den Sieg für leicht. Keith hatte vergebens gewarnt, er lasse den russischen Soldaten nicht Gerechtigkeit widerfahren, er werde aber schon anderer Meinung werden, wenn es zur Probe komme. Des Königs Übergang über die Oder, die Umgehung des russischen Lagers, die Aufstellung zur Schlacht ist meisterhaft. Der Kampf, der von dem Orte Zorndorf den Namen hat, begann am 25. August morgens um neun Uhr, 32.000 Preußen mit 117 Geschützen gegen 52.000 Russen mit 180 Kanonen. Der Angriff galt dem rechten russischen Flügel, die Wirkung von 40 Geschützen auf die dichtgedrängten Massen war entsetzlich — doch die Lücken füllten sich immer wieder, kein Mann wankte, alle wollten siegen oder sterben. Da entstand im Aufmarsch der preußischen Linie eine Lücke, in welche sich die Russen mit wildem Geschrei stürzten; 15 Bataillone wichen und 15 Kanonen wurden den Preußen entrissen. Doch das Vordringen der Moskowiter selber geschah in Unordnung. Dies bemerkte Seydlitz, warf die russische Reiterei und stürzte sich dann auf das Fußvolk. Der König hatte ihm schon früher befohlen, vorzurücken, und als dies nicht geschah, weil Seydlitz seine Reiterei nicht unnütz dem Kanonenfeuer aussetzen wollte, den Befehl „bei Verlust des Kopfes" wiederholen lassen. „Sagen Sie dem König," entgegnete Seydlitz, „nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daſs ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache." — Die Russen wurden durchbrochen, niedergehauen oder in Sümpfe gedrängt. Gnade wurde nicht gegeben, noch verlangt. Ein Augenzeuge [1]) schreibt über diese noch nicht erlebte Schlachtscene: „Sie standen wie Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie die Patronen verschossen. — Waren ganze Linien zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Scharen, die gleichsam auch so abgefertigt zu sein wünschten. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuſs mitten durch den Leib war nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte!" So wurde der rechte russische Flügel vernichtet. Die Verwirrung war entsetzlich und von der Roheit der gemeinen Russen jener Zeit erhalten wir ein Bild, wenn wir bei demselben Schriftsteller weiter lesen: „Viele geriethen unter die Bagage, die Marketenderwagen wurden geplündert und der Brantwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die russischen Officiere die Fässer in Stücke, die Soldaten warfen sich der Länge nach auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andere

Zorndorf.

Seydlitz.

[1]) Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, 1758.

massacrierten ihre Officiere und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten."

Es war mittags ein Uhr und wurde kurze Rast gehalten, dann gab Friedrich den Befehl zum Angriff des linken russischen Flügels, den der fähige Browne befehligte. Es war ein heißer Tag. Vor der russischen Reiterei wichen 13 preußische Bataillone und alles stand in Gefahr. Da war es wieder Seydlitz, der rettete und mit 31 Schwadronen die russische Reiterei auf das Fußvolk warf, bis das preußische Fußvolk herankam und die Russen gegen die Mützel drängte. Doch die Brücken waren abgebrochen — nun begann der Kampf mit blanker Waffe, da die Munition ausgieng, Mann gegen Mann, die einen trieb Verzweiflung, die anderen Rache; man stritt mit unaussprechlicher Erbitterung, bis die Nacht herniedersank und Ermüdung dem Kampfe ein Ende machte. Über 30.000 schliefen den ewigen Schlaf. Die Russen hatten 19.000 Todte und Verwundete und hatten 3000 Gefangene und Vermisste und 103 Kanonen verloren, die Preußen zählten 10.000 Todte und Verwundete, 1400 Gefangene und Vermisste und hatten 26 Kanonen eingebüßt. Fermor hielt um Waffenruhe an, um die Todten zu begraben und die Verwundeten aufzulesen. Es wurde ihm entgegnet, dies sei ohnehin Sache des Siegers. Der König begrüßte Seydlitz als den, welcher am meisten zum Siege beigetragen habe. Dieser aber schob die Ehre der gesammten Reiterei zu. Am anderen Morgen kam es nur zu einer kurzen Kanonade, da der Infanterie die Munition ausgegangen war. In Nacht und Nebel zog sich dann Fermor gen Landsberg zurück, die Russen, die sich übrigens gleichfalls den Sieg zuschrieben, hatten keine Lust, sich weiter zu schlagen. Der russische General Panin bemerkte gut: „Wir haben zwar den Wahlplatz behauptet, allein todt, verwundet oder betrunken." Nach fruchtloser Belagerung Kolbergs gieng dann Fermor über die Weichsel in die Winterquartiere zurück. Der König ließ jedoch 17.000 Mann unter Dohna gegen sie zurück und brach mit 28.000 Mann nach Sachsen. Sachsen auf.

Prinz Heinrich.

Hier hatte sich Prinz Heinrich zu vertheidigen, worin der feingebildete Herr ebensoviel Geschick hatte, als sein königlicher Bruder zu kühnen Angriffen. Durch Fermors Eigenwilligkeit, der leicht hätte nach Berlin vordringen können, durch Dauns zu weit gehende Bedachtsamkeit war die beste Gelegenheit, dass Österreicher und Russen sich vereinten und Friedrich erdrückten, verloren gegangen. Wenigstens hätte Daun Dresden und ganz Sachsen von den Preußen befreien können, aber er wollte nicht von Stolpen vorandringen, und der Pfalzgraf von Zweibrücken nicht von Pirna und so blieb Prinz Heinrich, den die Reichstruppen vorn anzugreifen, den Daun im Rücken zu fassen Gelegenheit hatten, unbehelligt in Gaming. Während der Abwesenheit Friedrichs hatte man außer der Besitznahme der kleinen Festung Sonnenstein am 5. September nichts erreicht. Allerdings war der Geist der Reichsarmee nicht der beste, so dass der Anführer dem französischen Bevollmächtigten offen gestand, zwei Drittheile würden zu den Preußen übergehen, wenn man ihnen das möglich mache![1]) Durch sein kühnes Vorgehen, durch

[1]) Stuhr, l.c. II.

seine Siege über die verhaßten Franzosen und Russen war Friedrich der Held für viele Deutsche geworden. Allein Daun hätte auch ohne die Reichsarmee Kraft genug gehabt, Sachsen zu befreien, hätte er vor zu viel Bedenken nicht die Kraft zur That verloren. Endlich am 11. September sollte die Elbe überschritten und Prinz Heinrich angegriffen werden. Da lief die Nachricht ein, der König sei schon in Dresden eingetroffen und Daun zog sich vorsichtig in seine feste Stellung bei Stolpen zurück. Wie kühn war dagegen Friedrich in seinen Entschlüssen, wie rasch in seinen Bewegungen. Dauns Zögern.

Eben hatte der König 24 deutsche Meilen in sieben Tagen zurückgelegt und sein Heer war schlagfertig, wenn auch in abgenützten Kleidern, „Grastenfel, die aber beißen!“ „Wir“, schrieb der König, „sind im Stande, uns zu schlagen und tüchtig zu schlagen, wenn nur die dicke Excellenz von Kolin ihren Kragen dazu hergeben will.“ Das aber wollte Daun nicht, seine Stellung war so günstig, daß Friedrich klagte, er wolle sich an ihm nicht die Nase einrennen. Alle Versuche, Daun aus seiner Stellung herauszulocken, schlugen fehl. Aber auch die Mahnungen seiner Kaiserin schlugen fehl, die mit gleicher Ungeduld, wie Friedrich, nur aus anderen Absichten, auf sein Zögern hinsah. Wenn das Jahr nur mit einer bedeutenden That, etwa der Eroberung von Neisse, abschlösse! Endlich brach Daun auf, aber nur um bald wieder festzusitzen bei Kittlitz in einer Stellung, welche die Straßen nach Sachsen, Böhmen und Schlesien beherrschte. Jetzt brach auch der König auf und lagerte sich bei Hochkirch, in leicht angreifbarer Stellung wie zu Füßen seines Gegners, auf den Schrecken seines Namens vertrauend. Keith warnte: „Wenn die Österreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie, gehangen zu werden!“ — „Es steht uns zu hoffen“, entgegnete Friedrich stolz, „daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten“ — eine Verachtung des Feindes, die sich schwer rächen sollte. Diesmal waren es nicht bloß einzelne Führer wie Loudon und Lacy und Montazet, sondern die Stimmung der ganzen Armee, welche, des ruhig Daliegens satt, eine Schlacht verlangte: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle davongejagt zu werden, wenn wir diesen herausfordernden Trotz der Preußen ungestraft lassen.“ Daun beschloß einen Überfall: mit der blanken Waffe sollte der rechte Flügel der Preußen unerwartet angegriffen, Hochkirch genommen werden: sei dieser Flügel geschlagen, so sollte der Angriff auf den linken beginnen. Um den Feind zu täuschen, blieben die Zelte stehen, das Lager besetzt, wurden die Wachfeuer unterhalten, Holz gehauen, wie um Verschanzungen zu machen; während Wege gebahnt wurden, riefen einander und sangen die Arbeiter, — all dies, um den Aufmarsch den feindlichen Vorposten zu verdecken. Dennoch bemerkten diese etwas Ungewöhnliches; Seydlitz und Ziethen warnten den König dringend; es wurde auch an einige Brigaden Befehl gegeben, aufzustehen, die Pferde zu satteln, gegen Morgen aber der Befehl zurückgenommen; der Soldat überließ sich dem Schlafe. Wenn Vorräthe eingetroffen, wollte der König am 14. October eine andere Stellung beziehen. Friedrich und Daun. Hochkirch.

Es war vier Uhr in der Frühe des 14. October, als die Österreicher stille dem rechten Flügel der Preußen nahten. Wie die Glocke auf dem Thurme zu Hochkirch fünf Uhr schlug, begann der Überfall mit solcher Gewalt, daß die Freibataillone vor Hochkirch im ersten Anlauf niedergehauen oder gegen das Dorf zurückgeworfen wurden. Viele wurden im Schlafe niedergestoßen, andere stürzten, 14. Oct. 1758.

noch nicht angekleidet, dem Feinde entgegen. Das Kriegsgeschrei hallte durch das Lager, der erste Kanonenschuss weckte den König. Ziethen hatte, vor einem Überfall besorgt, nicht absatteln lassen und griff mit seiner Reiterei an. Der Hochkirch. Kampf wogte um Hochkirch hin und her, bis es halb sechs Uhr den Österreichern gelang, die dortstehende große Batterie von 26 Geschützen zu nehmen. Arenberg. Jetzt griff Arenberg den linken Flügel der Preußen an und durchbrach ihn nach heftigem Kampfe. Aber da zeigte sich die Disciplin der preußischen Armee in der glänzendsten Weise: rasch waren die Reihen hinter dem Dorfe geordnet, und nun griff ein Bataillon nach dem andern die Österreicher in Hochkirch an. Vom Besitze des Ortes hieng die Entscheidung ab — mit erbitterter Tapferkeit wurde darum gerungen, bis es schließlich in der Hand der Österreicher blieb. Um zehn Uhr war der Sieg entschieden. Die Preußen machten einen geordneten Rückzug, eine halbe Meile davon standen sie wieder in Schlachtordnung. Daun ließ nicht verfolgen, er kehrte in sein Lager zurück — aber mit 101 eroberten Geschützen, 28 Fahnen, 2 Standarten. Die Preußen hatten 9000 Todte und Verwundete, die Österreicher 5600. Unter den gefallenen Officieren der Preußen war der Feldmarschall Keith und der Prinz Franz von Braunschweig, tödtlich verwundet war der Fürst Moriz von Dessau.

Die Nachricht vom Siege traf in Schönbrunn am Abend des 15. October ein, als eben die Großen des Reiches Maria Theresia zu ihrem Namenstage beglückwünschten. Alle eilten in die Schlosskapelle, um Gott für den Sieg zu danken. Um den Sieger zu lohnen, widmete die Kaiserin 250.000 Gulden zu einem Familien-Fideicommiss. Arenberg wurde Großkreuz ihres Ordens, Loudon. aber auch Loudon, von dem Daun in dem Schreiben, worin er seiner Herrin den Sieg meldete, bemerkte: „Man muss diesen Sieg der Tapferkeit und Ausdauer von Dero Truppen, ganz besonders aber der Infanterie und den Granitzern, unter Anführung des Generals Loudon zuschreiben."

Letzterem ward der Auftrag zutheil, dem nach Schlesien Abziehenden zu folgen, und er hat ihn nicht wenig belästigt. Als Loudon infolge furchtbarer Anstrengungen schwer erkrankte, sandte Maria Theresia ihren Leibarzt van Swieten: als er genas, berief sie ihn nach Wien, wo ihm ein glänzender Empfang zutheil wurde; er erhielt sammt seinem Bruder und seinen Neffen den Reichsfreiherrnstand und das Incolat des böhmischen Herrenstandes, was ihm aber noch wichtiger, den Oberbefehl über eine Abtheilung von 18.000 Mann für das nächste Kriegsjahr. Für Prunk und Feste war übrigens Loudon wenig geeignet; als die Kaiserin während eines Festabends sich mit ihm unterhalten wollte, fand ihn Arenberg mit Mühe in der dunkelsten Ecke des Nebengemaches und er brachte ihn zu Maria Theresia mit den Worten: „Er war wie immer hinter der Thüre, ganz beschämt darüber, dass er so viel Verdienste hat." [1]) Gellert,[2]) welcher nach dem Kriege in Karlsbad mit ihm viel verkehrte, schilderte Loudon also: „Ernsthaft, bescheiden, halb traurig, der wenig redete, aber ernsthaft und wahr redete, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und mit

[1]) „Le voilà comme toujours derrière la porte tout honteux d'avoir tant de mérite."

[2]) Gellert'sche Briefe, herausgegeben von Eberle. Leipzig 1828.

seinem ganzen Betragen, seiner Art, sich zu kleiden, eben diese gefällige Einfachheit und Anständigkeit zeigt, die in seinen Reden herrscht. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen, hager, hat nachsinnende, tief im Kopf eingeschlossene lichtgraue Augen oder auch fast bläuliche und etwas röthliche Augenbrauen. — Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes und Erlaubtes gehört, und immer gemerkt, dass er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche. (Loudon war nämlich zur katholischen Kirche übergetreten.) Ich musste ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine beständige Klage, dass er nicht studiert habe. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine Aufmerksamkeit auf alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften."

Was auf Hochkirch folgt.

Loudon an Dauns Stelle — wie ganz andere Früchte hätte der Sieg bei Hochkirch Österreich eingetragen! Friedrich war nicht gebeugt; er schrieb: „Dann hat uns aus dem Schach gelassen und das Spiel ist nicht verloren. Wir werden uns einige Tage hier erholen, dann nach Schlesien gehen und Neisse befreien." So geschah es. Daun wusste den Entsatz Neisses, dessen Fall nahe war, nicht zu verhindern. Am 3. November musste Harsch sich von der Stadt, der er hart zugesetzt hatte, zurückziehen; auch die Berennung Kosels musste aufgegeben werden. So langsam bewegte sich indessen Daun gegen Dresden (was zur Folge hatte, dass Schmettau die Vorstädte niederbrennen ließ), dass Friedrich Zeit hatte, aus Schlesien zur Vertheidigung der Hauptstadt Sachsens herbeizukommen. Auch Leipzig wurde entsetzt, welches Reichstruppen und Österreicher unter Hadik eingeschlossen hatten. Das Reichsheer zog dann nach Franken in die Winterquartiere, Daun nach Böhmen, der König nach Schlesien, ein Theil seines Heeres in die Lausitz.

Neisse.

Dresden.

So endete das Kriegsjahr ohne durchgreifende Entscheidung auf der einen oder auf der anderen Seite. Friedrich gesteht dies in einem Schreiben an Marischall vom 23. November: „Unser Feldzug ist beendigt und es ist auf beiden Seiten nichts damit erzielt worden als der Verlust vieler braven Leute, das Unglück vieler auf immer verkrüppelter armer Soldaten, der Ruin einiger Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und der Brand einiger blühender Städte." [1] — Auch zur See hatte der Kampf hin und her geschwankt, der Krieg eigentlich in allen vier Welttheilen gespielt. Den großen Dingen, welche in Ostindien vorfielen, wird ein eigener Abschnitt gerecht zu werden suchen. In Afrika entrissen die Engländer unter Leitung Cummings den Franzosen das Fort Louis an der Mündung des Senegal und die Insel Gorre und damit den Gummihandel vom Weißen Vorgebirge bis zum Gambia hin.[2] In Nordamerika hatte Pitt kein geringeres Ziel als die Eroberung sämmtlicher französischen Colonien, die von einer tapferen, geistesfrischen Bevölkerung bewohnt, aber von der französischen Regierung meist im Stiche gelassen waren. Da lag der Gedanke nahe, die Franzosen aus Nordamerika

Seekrieg.

Nordamerika.

[1] Oeuvres, XX, p. 273.
[2] Mahon, l. c. Chap. XXXV.

Bourdaloue betraf, „um dem Trauerspiel ein Ende zu machen.“ Doch richtete
Arbeiten. er sich bald wieder in der Arbeit auf. „Ich lebe wie ein Karthäuser,“ schreibt er an d'Argens, „ich speise allein und bringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben hin. Zu Abend esse ich nicht. Wenn man so traurig ist, so wird es auf die Zeit schwer, seinen Kummer zu verbergen, und es ist besser, für sich selbst betrübt zu sein, als die Gesellschaft damit zu langweilen. Mich richtet nichts mehr auf als die strenge Aufmerksamkeit, welche eine fortdauernde fleißige Arbeit erfordert; sie zerstreut die traurigen Gedanken.“ — Damals arbeitete der König an einer kleinen Schrift „Über Veränderungen im Kriegswesen“, worin er
Fortschritt in Österreich. über die Fortschritte der Österreicher merkwürdige Geständnisse macht: „Unter allen meinen Feinden haben sie das Kriegshandwerk am weitesten gebracht. Sie werden sehr viel Kunst in ihrer Taktik bemerken, eine außerordentliche Vorsicht bei der Wahl ihrer Feldlager, eine große Kenntnis der Gegenden, wohlunterstützte Anordnungen, eine Klugheit, nichts zu unternehmen als mit der größten Gewissheit, es zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen. Ohne zu erröthen, müssen wir in der Manier unserer Feinde das nachzuahmen suchen, was uns gut zu sein scheint.“[1]) Friedrich kannte sehr wohl die Fortschritte der österreichischen Artillerie, welche besonders Fürst Liechtenstein gefördert hatte, er richtete die preußische nach dem österreichischen Vorbilde ein und sorgte für die Vermehrung der Geschütze bis auf 580 Stücke.

Geldmittel. Die Kosten des Krieges deckten ihm, außer den englischen Hilfsgeldern, die von den Preußen besetzten Länder seiner Feinde, die Friedrich II. unbarmherzig ausbeutete. Sachsen, welches bisher jährlich 4 Millionen Thaler lieferte, musste 1759 einschließlich aller Lieferungen 9 Millionen bezahlen (die Sachsen berechneten 11 Millionen Thaler) und 12.000 Recruten stellen. Leipzig allein sollte 300.000 Thaler erlegen und hier wurden die reichsten Kaufleute festgenommen oder ihnen mit Wegführung und Versteigerung aller Waren gedroht, bis die Summe erpresst war. Mecklenburg musste 2,400.000 Thaler zahlen, weil es schwedisches Kriegsvolk durch sein Land gelassen. Die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Güstrow berechneten, was sie während des Krieges an Preußen leisten mussten, auf 17 Millionen Thaler. Dazu kam noch die Verschlechterung der Münzen, die nach des Königs Absicht nur außerhalb Preußens in Umlauf gesetzt werden sollten, aber bald auch in Preußen allgemein wurden.

Man kann einen Krieg nicht führen ohne viel Geld. In welch harter und eines Königs unwürdiger Weise Friedrich II. die Mittel zusammenbrachte, klagt selber ein preußischer Geschichtschreiber: „In Sachsen mussten die Pächter der kurfürstlichen Kammergüter Friedrich den Zins ein Jahr vorauszahlen. Schon 1758 wurde die ganze britische Subsidie von 4 Millionen Thalern (670.000 Pfund Sterling) in 11 Millionen umgeprägt, jetzt fertigten die Berliner Juden Itzig und Ephraim sächsische, mecklenburgische und andere Münzen; bald galten acht Thaler noch keinen Ducaten; 1759 zahlten die Preußen bei ihren polnischen Streifzügen alles mit zu leichtem Gelde, den „Tympfe“, von denen fünf einen Thaler wert waren; ‚Ephraimiten‘ war der Spottname der schlechten Münzen, die derart sanken, dass schließlich der Louisdor 20 Thaler galt. Friedrich schloss heimlich Verträge mit falschmünzenden kleinen Fürsten und verschaffte ihrem Gelde

[1]) Réflexions sur quelques changements à introduire dans la façon de faire la guerre.

gegen entsprechende Provision Zwangscours in Preußen. Nach dem Frieden wurden alle schlechten Münzen 1763 und 1764 außer Cours gesetzt und von den öffentlichen Cassen nur zum Metallwerte angenommen; zahllose Leute kamen auf diese Weise um Hab und Gut. Außerdem hörten seit 1759 alle Barzahlungen für Civilausgaben und Civilbesoldungen auf, man ersetzte sie durch ‚Cassenscheine', die nach dem Friedensschlusse eingelöst werden sollten; sie wurden nicht als gangbares Papiergeld im Verkehr angenommen; wer von ihren Besitzern nicht anderwärts Geld besaß oder anlieh, sah sich in Noth und musste die Cassenscheine oft mit drei Viertel Verlust auswechseln. Sie sanken schließlich auf ein Fünftel des Nennwertes, brachten furchtbare Noth in die Beamtenfamilien und wurden 1763 nur in minderwertigem Gelde eingelöst. Lauter Mittel, eines Friedrich unwürdig, und dabei Wege zur Füllung der Taschen vieler gewissenloser Speculanten! Am 1. Juni 1764 war das Münzwesen wieder geordnet, aber des Elends übergenug." [1])

Katholiken.

Schwer lag des Königs Hand auf den Katholiken, besonders in Schlesien. 19. December 1758 wurde der katholischen Geistlichkeit befohlen, den zehnten Theil ihres Einkommens an die Militärcasse zu zahlen, weil es eine reichskundige Sache sei, dass der Wiener Hof zur Fortsetzung des Krieges vom Papste die Vollmacht erlangt habe, von den katholischen Stiftern und der ganzen Clerisei in den gesammten Reichslanden den zehnten Theil ihrer Einkünfte zu beziehen.[2]) Der König war der Überzeugung, dass die katholische Geistlichkeit eine geheime Feindin der Preußen sei und im stillen den Österreichern förderlich zu werden trachte. Das Benehmen des Königs war allerdings nicht geeignet, sie für ihn günstig zu stimmen.

Nach der Einnahme von Breslau wurden sämmtliche Oberen katholischer Stifte hart behandelt. Da häufig katholische Schlesier entflohen, kamen die preußischen Kriegsbefehlshaber zur Überzeugung, dass diese Soldaten von den Geistlichen dazu verleitet würden, dass letztere in der Beichte die Lossprechung von der mit der Heeresflucht verbundenen Sünde des Meineides in voraus ertheilten — was aber unmöglich ist, denn für ein Vergehen kann im voraus eine Lossprechung nicht ertheilt werden. Aber, traurig genug, der König und seine Heerführer hegten diese Überzeugung.[3]) Der fügsame Bischof Schaffgotsche musste schon 1757 in einem Hirtenbriefe den Geistlichen die Verpflichtung auferlegen, bei Verlust ihres Seelenheiles jedem zur Beichte kommenden Soldaten oder Heeresverwandten vor der Lossprechung mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem König geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid ins Gewissen zu reden, und zwar auch in dem Falle, wenn sogar der Beichtende von seinem Eide nichts erwähne und über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Bevor der Beichtiger über diesen Punkt vom Beichtenden beruhigt sei, solle er die Absolution durchaus nicht ertheilen, noch den Beichtenden aus dem Beichtstuhle gehen lassen. Ein Seelsorger, der zur Fahnenflucht verleiten würde, sei abzusetzen; überdies würde er auch die Strafe der Kriegsgesetze unausbleiblich erleiden müssen.[4]) Der König selber hatte verordnet, dass jeder, der einen Soldaten

[1]) Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, II, S. 305. 1892.
[2]) K. A. Menzel, l. c. V, S. 478.
[3]) La guerre de sept ans, Chap. X.
[4]) K. A. Menzel, l. c. V, S. 464—465.

zur Desertion verleite oder ihm zur Ausführung derselben behilflich sei, ohne Unterschied der Person, ob geistlich oder weltlich, ob Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder sonst verwandt, desgleichen Schulzen und Gerichte in den Dörfern, welche über Befolgung dieser Anordnung nicht gehörig wachen, die Ausreißer nicht anhalten oder nicht abliefern würden, ohne weitläufigen Prozefs, ohne Gnade und ohne Zulassung eines Geistlichen neben dem Deserteur aufgehenkt werden sollen! — Die Fahnenflucht muss häufig gewesen sein, dies zeigt sicher dieses harte Gesetz. Am 25. März 1758 fiel ihm ein armer Geistlicher, Andreas Faulhaber, zum Opfer. Ein eingefangener Ausreißer hatte, um sich freizumachen, ausgesagt, er habe ihm gebeichtet und aus Anlass der vorschriftsmäßigen Ermahnung wider die Sünde des Meineides, auf die Frage, ob der Meineid eine Sünde sei, die nicht vergeben werden könne, die Antwort erhalten, Fahnenflucht sei eine schwere Sünde, die jedoch Verzeihung vor Gott erlangen könne. Faulhaber wurde verhaftet, erklärte die Angabe für falsch, wies aber jede nähere Auseinandersetzung als unverträglich mit der Pflicht, über die Beichte zu schweigen, zurück, und hier handelte er bloß seinem Eide gemäß. Der Soldat nahm in seinem zweiten Verhöre seine Aussage wider Faulhaber als erlogen zurück und erbot sich in dieser Beziehung sogar zum Eide. Faulhaber wurde demgemäß auch für unschuldig erklärt. Der Commandierende, de la Motte Fouqué, wollte aber in seinem Diensteifer keinen Schuldigen verschonen und ernannte einen anderen Untersuchungsrichter, der es nach einigen Tagen dahin brachte, dass der Angeklagte seine zweite Aussage widerrief und auf seine erste Aussage wider Faulhaber zurückkehrte. Während der Soldat bloß zum Gassenlaufen verurtheilt war, wurde Faulhaber auf Befehl des Königs am 29. December an einen Galgen aufgehängt, an dem schon ein Deserteur hieng. Erst auf dem Wege zur Hinrichtung erfuhr der Verurtheilte sein Schicksal, ein Beichtvater wurde ihm nicht gegeben. Faulhaber starb mit der freudigen Überzeugung eines Märtyrers. — Kein Siegesglanz vermag den schwarzen Flecken dieser grausamen That am Ehrenschilde Friedrichs II. zu verdecken!

Faulhaber.

Der Ärger über die Niederlage bei Hochkirch ist die Ursache der Entstehung des Märchens vom geweihten Degen Dauns, welches seit 1759 in den Geschichtsbüchern spuckt. Bosheit hat es ausgeboren, blinder Glaube hat es nachgebetet; es galt, dem Papst als Fanatiker und Daun als Pfaffenknecht einen Schimpf anzuhängen, weil er als treuer und geschickter General der Kaiserin ihren Gegner geschlagen hatte. In wessen Kopf das Märchen zuerst entstand, lässt sich nicht nachweisen, gewiss aber ist, dass Friedrich II. folgendes Breve ersonnen und in den Zeitungen hat verbreiten lassen.

„Clemens XIII. Unserem geliebten Sohne in Christo Heil und apostolischer Segen!

„Nachdem Wir mit großer Genugthuung von den herrlichen Erfolgen vernommen, welche Deine Waffen gegen die Ketzer davongetragen haben, nachdem Wir insbesonders von dem wunderbaren Siege unterrichtet wurden, welchen Du am 4. October dieses Jahres über die Preußen erfochten, halten Wir es als Vater aller Rechtgläubigen für unsere Pflicht, den wunderbaren Proben Deiner Kraft das Gewicht Unseres Segens hinzuzufügen. Das Verfahren Unserer Vorgänger, welche den Prinzen Eugen, ruhmreichen Gedenkens, mit einem geweihten Hute und Degen beschenkten zum Lohne für seine mehrfach gegen die Ungläubigen

errungenen Siege, treibt Uns an, Dich mit denselben Auszeichnungen zu bedenken. (1. Samuel, Cap. 15.) Du, dessen große Eigenschaften noch diejenigen dieses kirchlichen Streites übertreffen und der Du Ketzer zu bekämpfen hattest, welche noch mehr in die gräßlichen Irrthümer versunken waren, als selbst die Türken, wirst hiemit von Uns mit allen göttlichen Segnungen ausgerüstet. Könnte doch der Degen, welchen Wir Dir senden, in Deinen Händen dazu dienen, daß die Ketzereien, deren verpesteter Geruch aus dem Abgrunde der Hölle heraufsteigt, für immer ausgerottet würden! Der Würgengel möge an Deiner Seite kämpfen, er wird vernichten die nichtswürdige Rasse der Sectierer, der Lutheraner und Calviniſten; deines Armes wird sich der Gott der Rache bedienen, um das gottlose Geschlecht der Amalekiter und Moabiter (2. Samuel, Cap. 8) in den Abgrund zu stürzen. Es bade sich Dein Arm in dem Blute der Rebellen; es werde die Axt an die Wurzel dieses Baumes gelegt, welcher so vermaledeite Früchte getragen, damit nach dem Beispiele Karls des Großen der Norden Deutschlands durch Feuer und Eisen bekehrt werde. Wenn sich die Heiligen schon über die Rückkehr eines einzigen verirrten Schafes freuen, welche Freude wird es ihnen und allen Gläubigen verursachen, wenn man diese verirrte Menge in den Schoß ihrer heiligen Mutterkirche zurückführt! Daß die heilige Jungfrau von Maria-Zell Dir beistehen möge! Daß der heil. Nepomuk seine Fürbitte für Dich verdoppele! In dieser beseligenden Hoffnung ertheilen Wir Dir in erhöhtem Maße Unseren apostolischen Segen.

„Gegeben zu Rom unter dem Fischerringe, den 30. Januar 1759, im ersten Jahre unseres Pontificates.“ [1])

Clemens XIII. hat nie dem Feldmarschalle Daun einen geweihten Hut und Degen gesandt, hat nie ein so blutrünstiges Breve erlassen, überhaupt hat kein Papst zum Morde von Christen gereizt. Friedrich II. gesteht in den Briefen an d'Argens, daß er selber das Schriftstück erfunden habe, d'Argens mußte es ins Latein übersetzen, um der Fälschung größere Glaubwürdigkeit zu geben. Diese ist ihr selbst bei vielen Katholiken zutheil geworden, zumal Friedrich in seinem Geschichtswerke über den siebenjährigen Krieg [2]) mit Seelenruhe, als wäre es eine ausgemachte Thatsache, hinschreibt: „Die ersten Schritte, welche Papst Clemens XIII. seit seiner Amtsführung begieng, waren Fehlschritte, er schickte dem Marschall Daun einen geweihten Hut und Degen, weil derselbe die Preußen bei Hochkirch geschlagen hatte, obgleich solche Geschenke nach der Gewohnheit des römischen Hofes nur Generalen zutheil wurden, welche ungläubige Nationen besiegt oder wilde Völker bezähmt hatten.“ — Es wäre allerdings unklug von Clemens XIII. gewesen, ein solches Breve zu erlassen, denn Friedrich hatte ja viele Katholiken zu seinen Unterthanen und ihr Schicksal lag in seinen Händen. Clemens XIII.

Johann Pezzl, [3]) ein Zeitgenosse des Königs, hat diese Angelegenheit für einen schalen Spaß erklärt. Im Wiener Archiv findet sich keine Spur von solch einer Schenkung, ebensowenig im Daun'schen Familien-Archiv; die ausführliche Lebensbeschreibung des Marschalls [4]) hat kein Wort von einer solchen Ehrung durch das Oberhaupt der Christenheit, ebensowenig das vaticanische Archiv. Aber auch der Papst selbst protestierte gegen die Nachricht vom geweihten Hut und Degen für Daun.

[1]) Geschichtslügen, 7. Auflage, Paderborn und Münster 1887. S. 563.
[2]) La guerre de sept ans, p. 223.
[3]) Geschichte Laudons, Wien 1791.
[4]) Lebensgeschichte Loudons, Wien 1791, worin bemerkt wird: „Sobald diese Hanswurſterei ins Publicum kam, erklärte der Wiener Hof sogleich öffentlich, daß es eine kahle Erdichtung ohne allen Grund sei.

Im Jahre 1764 berichtete der preußische Gesandte in Warschau an den König,[1]) der päpstliche Gesandte habe ihm im Auftrage des Papstes erklärt, dass die Gerüchte über die Beschenkung des Marschall Daun durch einen päpstlichen Degen gänzlich unbegründet seien, dass Se. Heiligkeit sehr betrübt sei, dass man dem Könige diese Geschichte als eine wahre mitgetheilt habe, dass der Papst sich ärgere über alles das, was ihm das Publicum in dieser Beziehung imputiere, und dass er die Nuntien beauftragt habe, diesem falschen Gerüchte das formellste Dementi entgegenzustellen und wenn nöthig, zu diesem Zwecke auch die Zeitungen zu benützen. In der Antwort sagte der König kein Wort vom Hut und Degen, gab also das Märchen als Lüge preis, warf dem Papste aber die Widerspenstigkeit des schlesischen Clerus vor.

Friedrich war beharrlich in dieser Erdichtung; er fabricierte ein Gratulationsschreiben von Soubise an Daun, ein Dankschreiben von Daun an Se. Heiligkeit Clemens XIII., einen Bericht des sinesischen Gesandten Phihihu an seinen Kaiser, als wäre er dabei gewesen, als der Dalailama des Abendlandes für Daun Hut und Degen weihte. Daneben erschienen noch Briefe von Feldpredigern und Ordensgeistlichen.[2])

Friedrich II. war ein Witzbold. Kaustische Bemerkungen flogen aus seinem Munde; dass er aber diesen einen Witz in immer neuen Wendungen vorbrachte, zeigt, dass er einen politischen Zweck dabei verfolgte: er wollte seinen Krieg als Religionskrieg hinstellen, um die norddeutschen Protestanten, bei denen der Krieg sehr unpopulär war, und die Engländer zu Anstrengungen für ihn aneifern und Summen für seine Armee aus dem englischen Parlamente herauszuschlagen. Schreibt doch Friedrich an d'Argens, er habe das Schriftstück erfunden, „um diejenigen in Wuth entbrennen zu lassen, welche auch nur noch eine schwache Neigung für Martin Luther haben". In einem Schreiben vom 13. November 1758 an Ludwig XV. beklagt sich der Papst, dass Friedrich II. und seine Genossen einen Krieg, der aus rein weltlichem Interesse geführt werde, zu einem Religionskriege stempeln wollen. Horace Walpole macht sich lustig über diesen angeblichen Religionskrieg Friedrichs, „atheistische Oden waren die Psalmen, welche dieser protestantische Bekenner an den Wassern Babylons sang." Wirklich habe der Pöbel in England sich für die Summen, die Friedrich kostete, damit getröstet, dass England doch die protestantische Religion damit geschützt habe.[3]) Die Lüge vom geweihten Hut und Degen scheint aber unausrottbar zu sein. In dem „Handbuch der deutschen Geschichte" von Gebhardt[4]) ist zu lesen: „Benedict XIV. sandte Daun geweihten Hut und Degen, was dem Kriege den Charakter eines Religionskrieges geben konnte."

Was soll man aber dazu sagen, wenn ein Geschichtschreiber von Geist und Namen wie Theodor von Bernhardi im ersten Band seines Werkes „Friedrich der Große als Feldherr",[5]) im Abschnitt „Über die weltgeschichtliche Bedeutung des siebenjährigen Krieges" den Satz aufstellt: „Der siebenjährige Krieg war seinem wesentlichen Inhalte nach ein Religionskrieg, eine Fortsetzung des dreißigjährigen

---

[1]) Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640, IV, S. 156. Leipzig

[2]) Alles Material über dieses Märchen findet sich in Majunke. Der geweihte Degen Dauns und wie man in Deutschland Religionskriege gemacht hat. Zweite Auflage. Paderborn 1884.

[3]) Horace Walpole, Denkwürdigkeiten, I, S. 305.

[4]) II. Bd., S. 304, Leipzig 1892. Benedict XIV. war damals schon todt!

[5]) Berlin 1881, I, S. 25.

der sogar auch damals, auch in König Friedrichs Feldzügen, nicht seinen endgiltigen Abschluss fand, sondern erst im Jahre 1866. Es handelte sich im siebenjährigen Kriege nicht um Schlesien, sondern um die Unterdrückung der Reformation" — und Gustav Adolf und Friedrich II. in Parallele stellt. Von Gustavs Rede, dass er, um die bedrängte Religion zu retten, nach Deutschland ziehe, sagt bekanntlich Friedrich II.,[1]) es sei Geschwätz: „Ist es recht für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vollbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?"

Streitschriften.

Überhaupt war Friedrich sehr rege auch im Federkriege und viel empfindlicher für literarische Schläge als für Niederlagen im Felde! Der König verfasste eine Reihe satirischer Flugblätter, welche von Holland aus verbreitet und namentlich in Frankreich gern gelesen wurden.[2]) Auf scharfe Schriften erschienen jedoch meist scharfe Entgegnungen. Es fehlte auch nicht an Stimmen, die, über den Kämpfenden stehend, den Bruderkrieg beklagten und an die ewigen Menschenrechte mahnten. So griff 1758 eine Schrift das Soldatenpressen an: „Ein Landesherr hat nicht Macht, seine Unterthanen in einem ungerechten, unrechtmäßigen und aus Groll, Feindschaft oder ehrgeizigen Absichten erregten Krieg zur Schlachtbank zu liefern. Hierunter thut er ebensoviel, als ob er sie mit der Hand ums Leben brächte oder tödtete."[3]) —

Der Krieg von 1759.

Der Sommer brachte wieder Schlachten, auf welche den Winter über beide Theile sich vorbereitet hatten. Friedrich, der bisher anzugreifen gewohnt war, vertheidigte jetzt nur Preußen und Sachsen, zum Theile im Gefühle, dass die Blüte des preußischen Fußvolkes durch Siege wie durch Niederlagen gleich sehr weggemäht sei. — England rüstete zum Angriffe in Nord- England.
amerika, zur Vertheidigung in Hannover. Pitt beherrschte das Parlament vollständig, es bewilligte, was er verlangte, und das war für jene Zeit sehr viel — 12,500.000 Pfund; Schulden auf Schulden wurden gemacht und die Zinsen durch neue Steuern gedeckt. „Herr Pitt thut alles und der Herzog von Newcastle gibt alles; solange sie bei dieser Theilung bleiben, können sie machen, was sie wollen", — schreibt Walpole. Pitts Ziel war die Herrschaft Englands und die Schwächung Frankreichs zu Land; zu letzterem Zwecke wurde die Armee unter Ferdinand von Braunschweig auf 75.000 Mann gebracht, worunter 10.000 Engländer, 3600 Preußen und 19.000 hessische Soldtruppen waren. Choiseul dagegen gedachte in diesem Jahre Hannover vollständig Frankreich.
zu erobern und dann dem Feinde durch eine Landung in Schottland und England geradezu auf den Leib zu gehen, aber bloß um einen anständigen

[1]) Oeuvres, I, p. 35.

[2]) Cauer, Zur Literatur der Polemik gegen Friedrich den Großen, 1863. — M. Richter, Österreichische Volksschriften im siebenjährigen Krieg, und „Österreichische Revue", 1866, 6. Heft.

[3]) Huschberg-Wuttke, Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758. Leipzig 1856.

Plan Choiseuls. Frieden zu erlangen. Zu ersterem Zwecke wurde das Heer in Deutschland auf 100.000 Mann gebracht, Contades war Oberbefehlshaber, der fähige und feurige Herzog von Broglie hatte an der Stelle von Soubise die Main-Armee unter sich. Zu letzterem Zwecke dagegen wurden in den Häfen von Dünkirchen, Havre, Brest, Rochefort eine Menge Schiffe gebaut. Die Flotten aus Toulon und Brest sollten sich vereinigen zur Überfahrt. Alles geschah, um Holland, Spanien, Schweden, Russland zur Theilnahme am Zuge wider England mit fortzureißen. Allein Holland, obschon über englische Gewaltthätigkeiten gegen seine Handelsschiffe gereizt, war doch zu furchtsam, um vollständig mit England zu brechen. Die spanische Marine war noch zu schwach und der Besitz der Colonien zu wichtig, als dass sie wagen durfte, mit der englischen anzubinden. Schweden machte Versprechen, hielt aber sein Wort nicht, und Russland hieng zusehr im Verkaufe von Getreide, Pech, Holz, Hanf, Pelzen von England ab, als dass es alle Brücken hinter sich hätte abbrechen wollen. Eine andere Gefahr für die Landung der Franzosen in England lag einmal in der Wahl der Anführer, die nicht von Choiseul abhieng und nicht von ihrer Befähigung, sondern bloß von der Laune des Königs und von der Gunst der Pompadour (Aiguillon sollte mit 15.000 Mann in Schottland und Soubise mit 50.000 Mann in England erscheinen, beide wenig befähigt), dann in der Raschheit der Engländer, welche die Vollendung und den Angriff der französischen Schiffe nicht abwarteten, sondern schon im Juli zum Angriffe übergiengen.

Landung in England.

Im Juli beschossen die Engländer Havre, und im Juni schon kreuzte ihre Flotte vor Toulon und zog sich dann, von den Landbatterien belästigt, nach Gibraltar zurück. Die französische Flotte in Toulon benützte diese Gelegenheit nicht, um sogleich auszufahren. Als sie dies erst in der Nacht des 16. August that, wurden fünf Schiffe gegen Cadix getrieben und die anderen auf hoher See von den Engländern unter Boscaven angegriffen und gezwungen, theils die Flagge zu streichen, theils bei Lagos in Algarbien auf den Strand zu laufen. Drei Schiffe wurden unter den Kanonen der portugiesischen Festung verbrannt, zwei weggeführt. So giengs mit den Schiffen, welche die Fahrt nach England decken sollten. Nun blieb noch der Plan auf Schottland, den Aiguillon unter dem Schutze der Flotte von Brest ausführen sollte, allein seine Eitelkeit hielt die Schiffe im Morbihan zurück, statt sie in Brest zu vereinigen, weil er hier unter Conflans gestanden hätte. Dieser selber brach erst am 14. November auf mit einundzwanzig Schiffen, stieß aber am 20. auf Hawke auf der Höhe von Belle-Isle, der ihm um zwei Linienschiffe und sechs Fregatten überlegen war. Der Franzose wagte keinen Kampf in offener See, „er zitterte wie ein Vogel, wenn er einen Falken (hawke) sieht“,[1]) und zog seine Schiffe nach der Mündung der Vilaine hart an der Küste, die durch Granitfelsen und kleine Inseln geschützt ist. Die See gieng hoch, die Küste war gefährlich. Dennoch gab Hawke das Zeichen zum Angriffe. Der Lootse warnte; der Admiral entgegnete:

Boscaven.

Hawke.

[1]) Mahon, l. c. Chap. XXXVI.

„Mit dieser Warnung haben Sie Ihrer Pflicht genug gethan, jetzt gehorchen Sie meinem Befehle und legen mich dem französischen Admirale zur Seite.“ — In Sturm und Wetter errangen die Engländer einen Sieg. Die französischen Schiffe konnten in der Enge sich nicht bewegen und stießen aufeinander, vier versanken, zwei strichen die Flagge, die anderen flüchteten die Vilaine hinauf, wo man nie geglaubt hätte, daſs Fregatten hingelangen können, vermochten aber nicht mehr herauszukommen. So sank auch die Flotte, wie das Landheer und wie aller alte Ruhm Frankreichs gesunken war. Nur der kühne Thurot, der mit einigen Schiffen aus Dünkirchen ausgefahren war, bewährte den alten Muth; er landete im Februar 1760 zu Carrik Fergus in Irland, wurde aber in einem Gefechte getödtet, seine Schiffe wurden genommen. Solch ein Ende nahm Choiseuls kühner Plan, ein französisches Heer nach England zu werfen — er muſste jetzt auf jedes Unternehmen zur See verzichten. Ende der französischen Flotte.

Indes giengen die schönsten Besitzungen in Amerika verloren. Schon im Januar hatten die Engländer Martinique, die reichste der kleinen Antillen, angegriffen, doch ohne Erfolg: die Freiwilligen, welche nicht einmal eine Kanone hatten, schlugen die Landungstruppen zurück. Umso glücklicher waren sie auf Guadelupe, das einen der schönsten und größten Häfen der Welt besitzt und damals von 10.000 Weißen und 30.000 Negersclaven bewohnt war. Zuerst wurde die Stadt Basseterre in Trümmer geschossen. Die Bevölkerung auf dem Lande jedoch wehrte sich mit Muth und setzte drei Monate hindurch den Kampf fort, — die geringste Hilfe aus dem Mutterlande hätte sie gerettet — da zwang Hungersnoth zur Verhandlung und am 1. Mai waren die Engländer im Besitze dieser wichtigen Insel. Colonien. Guadelupe.

Noch wichtiger war die vollständige Unterwerfung von Canada, dieses reichen, gesunden, von schiffbaren Strömen und Seen durchzogenen Landes, das damals von 82.000 Franzosen bewohnt war. Der umsichtige, tapfere Montcalm hatte dringend um Hilfe gebeten, sonst gehe die Colonie im nächsten Feldzuge sicher verloren, wenn die Engländer nicht große Fehler machten, oder besonderes Unglück hätten. Die Antwort war: „Der König verläſst sich auf Ihren Eifer und standhaften Muth, hoffen Sie auf keine Verstärkung — sie würde von den Engländern nur unterwegs abgefangen werden.“ Nicht einmal Sold kam für die 3200 Krieger. Sogar die Indianer merkten, daſs es mit der französischen Herrschaft zu Ende gehen müsse, und mehrere Stämme, welche aus Vorliebe für die Franzosen bisher zu ihnen gehalten hatten, stellten sich jetzt an die Seite der Engländer als der voraussichtlichen Sieger. Doch die Canadier griffen insgesammt zu den Waffen aus Liebe zum Mutterlande, das sie im Stiche ließ; was die Waffen tragen konnte, vom fünfzehnjährigen Knaben an bis zum siebzigjährigen Greis, trat unter das Gewehr. Aber 50.000 Mann mit einer Menge von schweren Geschützen und vielen Kriegsschiffen waren gegen sie im Anzuge. Pitt hatte den Plan entworfen: von drei Seiten sollte auf Quebek, das Herz des Landes, losgegangen werden — Milizien und Indianer sollten unter Prideaux die Canada. Pitts Plan.

Festung Niagara wegnehmen, auf dem Ontario Schiffe besteigen und Montreal bedrohen; 12.000 Mann sollten unter Amherst Ticonderoga erobern und sich die Herrschaft auf dem Champlain-See sichern und dann längst des Richelieu-Flusses vorgehen, um Wolfe die Hand zu reichen. Letzterer sollte auf der Flotte des Admirals Saunders sich einfinden, den Lorenzo hinaufschiffen und Quebek erobern. Die Festung Niagara musste im Juli sich den Engländern nach einem tapferen Widerstande ergeben und damit war die Verbindung zwischen den Franzosen in Canada und Louisiana unterbrochen. Ticonderoga wurde von den Franzosen verlassen, nachdem sie die Werke zerstört hatten, desgleichen Crown-Point, doch vermochte Saunders erst im October sich einzuschiffen, als die günstige Jahreszeit längst vorüber war, also keine Hilfe leisten zur Eroberung von Quebek.

Wolfe. Wolfe war also allein auf sich und seine Flotte und seine 8000 Mann angewiesen. Er hatte sich schon in den Schlachten bei Dettingen, Fontenoy und Lawfeld ausgezeichnet und war doch noch ein junger Mann (geboren 1726). Pitt sah jedoch nicht auf das Dienstalter, sondern auf die Befähigung, als er dem zweiundzweißigjährigen Oberst die wichtigste Aufgabe vertraute.

Quebek. Leicht war sie nicht: Quebek war schon von Natur fest, auf einem Felsen am Lorenzo erbaut, der unterhalb der Stadt sich zu einem Meerbusen erweitert, unmittelbar bei der Festung jedoch in einem nur eine Meile breiten, aber tiefen Bette dahinrauscht. Von dieser Einengung hatte Quebek (Enge) den Namen in der Sprache der Indianer erhalten. Im Norden bespült es der rasch abstürzende Charlesfluss, im Osten und Süden der Lorenzo, im Westen ist die Stadt durch ein Felsgebirg gedeckt. Alle Vertheidigungsmittel der Natur waren von Montcalm benützt, jeder Landungsplatz war verschanzt

Montcalm. und gesichert. Montcalm selber (geboren 1712) war ein kampferfahrener, entschlossener, umsichtiger Führer, hochgebildet (er las Homer) und dabei gewandt, durch Waffenübung und die Entsagung indianische Krieger an sich zu fesseln. An Zahl der Streiter war Montcalm seinem Feinde überlegen, aber es waren Freiwillige, von regulären Truppen hatte er nur sechs zusammengeschmolzene Bataillone. Jeder andere wäre solchen Schwierigkeiten gegenüber verzagt, aber Wolfes reine, zartbesaitete, fromme Seele schöpfte die Kraft zur Ausdauer und zum endlichen Sieg aus ihrem Pflichtgefühl, aus der Liebe zum Vaterlande und der Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme.

Glücklich verlief die Fahrt den Lorenzo hinauf und die Landung auf der Insel Orleans gegenüber Quebek, glücklich wurden die Brander ferngehalten, welche Montcalm den Strom hinab gegen die englische Flotte sandte. Die untere Stadt wurde in Brand geschossen, die obere beschädigt, doch die Burg war für die englischen Kugeln unerreichbar. Montcalm hatte vor der Stadt ein Lager bezogen, das durch Verschanzungen, durch den Fluss und im Rücken durch undurchdringliche Wälder gedeckt war. Der Versuch, ihn aus dieser Stellung herauszulocken, misslang. Ein Angriff auf die französischen Verschanzungen am 31. Juli

wurde mit einem Verluste von 400 Mann zurückgeschlagen, die Truppen waren entmuthigt, die Hoffnung auf Zuzug von Amherst und Johnson schwand. Kummer darüber warf Wolfe auf das Krankenlager. Da kam ihm der Gedanke, 4000 bis 5000 Mann in der Stille der Nacht auf die steilen Höhen oberhalb der Stadt zu bringen. Dies gelang in der Nacht des 12. September, die Bucht, wo er mit seinen Booten landete, trägt heute noch Wolfes Namen. Den Feldherrn beschlichen Todesahnungen; während er in der Stille der Nacht über den ruhig dahingleitenden Fluss in einem Boote fuhr, rühmte er die Elegie des Dichters Gray „Auf einem Dorfkirchhofe" und meinte, er würde den Ruhm, morgen die Franzosen zu schlagen, für das Bewusstsein hingeben, dieses Gedicht gemacht zu haben,[1]) und schloss mit dem Verse: Nächtlicher Angriff.

„Des Wappens Prunk, die Herrlichkeit der Macht
Und alles, was uns Schönheit oder Reichthum gab,
Verfallen unvermeidlich gleicher Nacht; —
Des Ruhmes Pfade führen nur ins Grab."

Wolfe war der Erste, welcher an die Küste sprang. Der Pfad auf die Höhe wurde mühsam erklettert. Oben stand ein Posten von 150 Mann, der vor blindem Schrecken über die nächtlichen Gestalten nach kurzem Feuer das Weite suchte. Beim Anbruche des Tages stand die englische Armee schon in Schlachtordnung auf der Höhe. Montcalm rief, als er diese Nachricht bekam: „Da sind sie endlich auf die schwache Seite unserer unglücklichen Besatzung gelangt; wir müssen eine Schlacht liefern und sie erdrücken, ehe der Mittag herankommt." Schlacht. Er raffte ungefähr 5000 Mann zusammen — gleich stark waren oben die Feinde — und warf sie den Engländern entgegen. Um 10 Uhr begann der Kampf, Schützen gegen Fußvolk, die Franzosen hatten nur drei, die Engländer nur zwei Kanonen, Reiterei war auf keiner Seite. Während die Franzosen im Vorrücken schossen, hieß Wolfe die Seinen den Schuss sparen, bis die Feinde auf vierzig Schritte nahe seien. Dies geschah und die erste Salve war schrecklich wirksam. Nun befahl Wolfe mit dem Bajonnette anzugreifen und führte selber zum Sturme, bekam aber, nachdem ihn schon zwei leichte Schüsse getroffen, jetzt eine tödtliche Kugel in die Brust. „Stützen Sie mich," sagte er zum nächsten Officier, „meine wackeren Burschen Wolfes Tod. sollen mich nicht fallen sehen." Er wurde hinter die Truppen geführt, man brachte ihm Wasser, um den brennenden Durst zu löschen. „Sie laufen, sie laufen!" rief der Officier, auf den er sich lehnte. — „Wer lauft?" — „Die Franzosen rennen!" — „Was, laufen sie schon? Eilen Sie, dass Webs Regiment ihnen die Flucht abschneidet." Schnell verrann sein Leben. „Gott sei Dank —", waren Wolfes letzte Worte, „jetzt sterbe ich glücklich."[2]) —

Zu gleicher Zeit stürzte Montcalm beim Versuche, fliehende Canadier zum Stehen zu bringen, zum Tode getroffen zusammen. Er wurde in die Stadt getragen. Als ihm der Arzt bedeutete, dass die Wunde tödtlich sei, rief er: „Das freut mich — wie lange noch werde ich leben?" — „Zehn bis zwölf Stunden, vielleicht auch weniger." — „Umso besser, dann werde ich die Übergabe von Quebek nicht mehr sehen." Er befahl, alle Truppen zusammenzuziehen und den Angriff auf die Engländer zu erneuern. Zu de Ramsay sagte er dann: „Ihrer Verwahrung empfehle ich die Ehre Frankreichs. Was mich betrifft, so werde ich die Nacht mit Gott zubringen und mich auf den Tod vorbereiten." In einem letzten Ende Montcalms.

[1]) Bancroft, l. c. I, S. 278.
[2]) Ibid.

Schreiben empfahl er die Franzosen der Großmuth der Engländer. 5 Uhr morgens hauchte der Held sein Leben aus[1]) — mit ihm endete die Herrschaft der Franzosen in Canada. Schon am 17. übergab de Ramsay die Festung.

Letzter Kampf. An einem Versuche, den Engländern Quebek wieder zu entreißen, fehlte es nicht. Die Canadier hatten sich in die Gegend nördlich vom Champlain und östlich vom Ontario zurückgezogen und von hier noch einmal das Mutterland um Hilfe angerufen. Man schickte ihnen drei Schiffe mit Munition, die den Engländern in die Hände fielen, löste jedoch ihre Wechsel nicht ein, während Frankreich ihnen 40 Millionen Livres schuldig war. Indes rückten Amherst und Johnson gegen sie an. Die Canadier beschlossen, ihnen entgegenzuziehen, 7000 Mann unter Levis. Die englischen Vorposten wurden geworfen, bald darauf (28. April 1760) der Befehlshaber von Quebek, der mit 6000 Mann und 22 Kanonen gegen sie zog, geschlagen; wären die Franzosen vom langen Marsche nicht so müde gewesen, io Quebek. hätten sie mit den Flüchtlingen in Quebek einrücken können. Sie begannen nun die Stadt zu beschießen, doch nur mit Feldgeschützen. Vergebens sahen sie nach französischen Schiffen aus, die ihnen Belagerungsgeschütze bringen sollten. Am 9. Mai kam eine englische Flotte und entsetzte die bedrängte Hauptstadt. Jetzt war alles verloren! Es gab nur noch vereinzelte Kämpfe. Vor Montreal, wohin sich die Reste der Canadier zurückgezogen hatten, vereinten sich die drei Züge der Engländer.

Ende Neu-Frankreichs. Am 8. September 1760 wurde der Vertrag abgeschlossen, welcher den Canadieren als Unterthanen des Königs von England Vermögen und freie Übung ihrer Religion sicherte. So verschwand Neu-Frankreich von der Karte und war Alt-Frankreich um eine reiche Colonie voll tapferer Folgen. Anhänger ärmer. Der Jubel über diese Erwerbung war groß in England und hatte ein Recht. Wolfes Überreste fanden ein Grab und Standbild in Westminster. Pitt wies im Parlamente das Lob, das man seiner Politik spendete, mit den Worten zurück: „Je mehr man mit den Geschäften zu thun hat, desto mehr findet man die Hand der Vorsehung in allen Dingen.“[2]) — Tiefer Denkende hegten aber schon damals die Besorgnis, dass England selber bald Nordamerika verlieren werde, weil die Colonisten jetzt nicht mehr durch die Sorge vor Frankreich an den Schutz des Mutterlandes gewiesen wären.

Burke schrieb: „Wenn Canada den Bewohnern unserer Colonien keine Schranke mehr setzt, so werden sie sich fast grenzenlos im Binnenlande ausbreiten und sich aus jeder Ursache unendlich vermehren. Was die Folge davon sein wird, ein zahlreiches, abgehärtetes, Selbständigkeit liebendes Volk, im Besitze eines leicht zu vertheidigenden Landes, welches mit England wenig oder gar nicht in Verbindung steht, zu Unterthanen zu haben, überlasse ich Euerer eigenen Überlegung. — Wenn wir begierig nach einem ausgedehnten Gebiete greifen, so können wir in nicht sehr entfernter Zeit Gefahr laufen, das, was wir jetzt besitzen, zu verlieren. Ein Nachbar, der uns in einiger Besorgnis erhält, ist nicht immer der schlimmste,

[1]) Ein Obelisk aus Granit bezeichnet heute die Stätte der Schlacht; auf der einen Seite steht der Name Wolfe, auf der anderen Montcalm; dabei die Worte: „Mortem virtus, communem famam historia, monumentum posteritas dedit.“

[2]) Bancroft, l. c. I, S. 305.

den wir haben können. — In Amerika sollte ein Gleichgewicht der Macht bestehen."

Doch weg von Nordamerika auf den Kriegsschauplatz in Deutschland! Den Reigen eröffnete im März 1759 Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen. Diese wollten Hannover vollständig erobern, um es bei den Friedensverhandlungen gegen die Colonien in die Wagschale zu werfen.[1]) Deshalb hatten sie im Winter ihr Heer bis auf 120.000 Mann und 400 Geschütze ergänzt; der Hauptheil stand unter Contades zwischen Niederhein und Maas, der andere unter Broglie am unteren Main. Im Januar hatten sie Frankfurt besetzt, das jetzt ihnen Hauptwaffenplatz war und die Verbindung mit der Armee am Niederrheine und der Reichsarmee in Franken deckte und die Gegner von Süddeutschland ausschloss. Da Contades den Winter über in Paris war, so schien von seiner Armee zunächst nichts zu fürchten. Braunschweig ließ also die Engländer und 25.000 Hannoveraner ihnen gegenüber in den Winterquartieren ruhig stehen und brach mit 30.000 Mann rasch und insgeheim auf, um die Franzosen in Frankfurt zu überraschen, über den Main zurückzuwerfen, ihre Magazine wegzunehmen und Hessen zu sichern.

Braunschweig.

Krieg am Rhein.

Von Fulda sandte er seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, auf Streifung gen Nürnberg, der in zehn Tagen 30 Meilen zurücklegte, 2000 Gefangene und sechs erbeutete Kanonen zurückbrachte. Von da wurde mit 28.000 Mann in Eile gegen Frankfurt aufgebrochen. Broglie ließ sich jedoch nicht überraschen; bei Bergen in der Nähe der Nidda erwartete er den Feind in gedeckter Stellung. Am Charfreitag den 13. April führte Ferdinand seine Truppen gegen Bergen — dreimal wurde der Ort erstürmt und wieder verloren — schließlich ward er durch eine geschickte Anordnung Broglies gezwungen, mit einem Verluste von 2000 Mann und fünf Geschützen den Rückzug anzutreten. Unter den Todten war der tapfere und umsichtige Prinz von Isenburg. Die Franzosen hatten starke Verluste, 3000 bis 4000 Mann. Doch hatten sie wieder einmal einen Sieg errungen, und Broglie ward darum hochgepriesen und erhielt von seinem König den Marschallsstab und vom Kaiser den Rang eines deutschen Reichsfürsten.

Schlacht bei Bergen.

Broglie.

Ferdinand nahm zwar einen geordneten Rückzug, schien aber lange zum Angriff allen Muth verloren zu haben und blieb bloß in der Vertheidigung. Contades eilte aus Paris herbei und nahm sein Hauptquartier in Düsseldorf, zog sich aber von da nach der Lahn hin, um Ferdinand zu schlagen, wo er ihn treffe. — Über Marburg gieng der rechte Flügel gegen die untere Weser vor, während die westliche Abtheilung des Heeres von Wesel aus vordrang und Münster und Lippstadt eroberte. Ferdinand zog sich vor Contades in einem fort zurück, überließ den Gegnern sogar Minden, so dass ihm Friedrich II. zornig schrieb: „Sie haben seit Bergen Scheu vor Schlachten. Solange die Welt steht, hat kein Feldherr Schlachten geliefert, ohne große Gefahren zu laufen, und doch haben Sie solche stets eher gewagt, als Ihre Magazine und Stellungen aufzugeben. Ich stehe Ihnen dafür, dass kein Mann von Fach Ihre fortgesetzten Rückzüge

Rückzug Braunschweigs.

[1]) Die Beweise bei Stuhr, l. c. II, S. 201.

billigen kann, während er Sie an der Spitze einer so schönen Armee weiß, wie die Ihrige ist." — Ganz charakteristisch ist eine andere Mahnung des Königs: „Der erste Schritt, den man rückwärts thut, macht einen schlimmen Eindruck auf die Armee, der zweite ist schon gefährlich, der dritte aber wird immer verderblich sein."

Genug, Ferdinand hielt endlich stand und bot an der Öfper am 17. Juli Contades die Schlacht, welche dieser jedoch nicht annahm, da er zuerst das Heer unter Broglie an sich ziehen wollte. Als dieser zu ihm gestoßen, ließ sich Contades aus seiner festen Stellung herauslocken und nahm 1. August die Schlacht an, welche in zwei Stunden zu Ungunsten der Franzosen entschieden war, sie ließen 7000 Todte, Verwundete und Gefangene zurück, während die Deutschen und Engländer bloß den Verlust von 2750 Mann zu beklagen hatten. Der Verlust der Franzosen wäre noch größer gewesen, wenn Lord Sackville, der Anführer der englischen Reiterei, dieselbe ins Treffen geführt hätte, als ihm der Feldherr es befahl. Aber, sei es ein panischer Schreck oder Neid — er blieb ruhig und die günstige Stunde verlief. So hoch Ferdinand in England gefeiert wurde — er erhielt den Hosenband-Orden, ein Geschenk von 20.000 Pfund, einen Gehalt von 2000 Pfund lebenslänglich — so entrüstet war die Stimmung gegen Lord Sackville, er mußte seine Stelle niederlegen, Georg II. strich ihn aus der Liste der Geheimräthe. Ein Kriegsgericht entschied, daß er sich unfähig gemacht habe, dem König in irgend einer militärischen Eigenschaft zu dienen. Großen Abscheu erregten die aufgefangenen Briefe des französischen Kriegsministers, welche Contades befahlen, den ganzen Strich zwischen Weser, Rhein und Lippe bis Kassel und Marburg vollkommen auszusaugen und zur Wüste zu machen. Contades wurde des Oberbefehls enthoben, Broglie rückte an seine Stelle — er führte sein Heer im Winter in die Ecke zwischen Main und Rhein zurück. — Niederfachfen, Heffen und Weftfalen waren durch den Sieg bei Minden von den Franzofen befreit.[1])

Schlacht bei Minden. Sackville. Contades.

Und nun vom Rhein und Main an die Elbe und Oder, nach den Hauptschauplätzen des Krieges, Schlesien, Preußen und Sachsen![2]) Maria Theresia hatte ihr Heer wieder auf 125.000 Mann gebracht; müde des schleichenden, beide Theile aufzehrenden Krieges, drang sie darauf, Schlacht auf Schlacht zu liefern, die Preußen aus Schlesien zu verjagen, Sachsen zu befreien! Es war mit Elisabeth verabredet, daß ein russisches Heer, 80.000 Mann stark, zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreite und mit den Österreichern sich vereinige. Da das russische Heer wegen nöthiger Ergänzung und Einübung der Recruten erst im Juni sich in Bewegung setzen konnte, so erhielt Daun Vollmacht, mit 80.000 Mann vor den böhmisch-schlesischen Pässen bis dahin in der Vertheidigung zu bleiben. Als Zeitpunkt der Vereinigung der russischen und österreichischen Armee in Schlesien ward der 25. Juni bestimmt, von da an könnten sie nach Belieben den Strom aufwärts oder abwärts ihre Operationen beginnen.

Kriegsplan 1759.

---

[1]) Schäfer, l. c. II, S. 275—290, 351—393.
[2]) Arneth, l. c. II, S. 19—21.

Der Krieg begann mit Streifzügen. Der Österreicher F. v. Beck überfiel die Preußen in Greifenberg am Bober, nahm 15 Officiere mit 700 Grenadieren gefangen und eroberte zwei Kanonen. Dagegen trieb Prinz Heinrich in Thüringen Kriegssteuern ein und zerstörte Wobersnow den Russen Vorräthe für 50.000 Mann auf drei Monate, brach Fouqué mit 23.000 Mann in Mähren ein und drang im April Prinz Heinrich mit 15.000 Mann über Teplitz und Aussig bis Budin und Hülsen bei Marienberg in Böhmen ein, zerstörten viele Vorräthe und brachten den Österreichern großen Schaden bei. Daun lagerte indes bis Juni vor den böhmischen Pässen still und Friedrich stand bei Landshut auf Schildwache und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Erste Kämpfe.

Indes rückte mit der Schwerfälligkeit eines Elephanten die russische Armee heran, am 29. Juni bezog sie bei Posen ein verschanztes Lager. Oberbefehlshaber war nicht mehr Fermor, sondern Soltykoff, ein Moskowiter vom alten Schlag, ein kleiner magerer Mann von verbindlichen Formen, aber geringen Fähigkeiten, ein General ohne Kriegserfahrung, überdies alt, stumpf und bequem, voll Widerwillen gegen die Österreicher und Schweden, ohne Hass gegen Preußen.[1] Fermor blieb beim Heer, hatte aber bloß einen Flügel zu befehligen. Friedrich schlug den Wert der Russen zu gering an und rechnete darauf, dass ihre Heeres-Abtheilungen vereinzelt von einem seiner Generale geschlagen werden könnten. Hiefür bestimmte er Dohna, welcher bisher gegen die Schweden zu Felde gestanden und ihnen die Peenemünder Schanze wieder abgenommen hatte, und gab ihm, da er kränkelte, seinen tüchtigen General-Adjutanten Wobersnow bei, mit der Bestimmung, was dieser sage, solle so angesehen werden, als ob es im Namen des Königs selber geschehe.[2] Aber es war nicht mehr möglich, die Abtheilungen der Russen einzeln zu fassen. Dohna fand bald, dass er die ganze russische Armee sich gegenüber habe, vor der er sich, ohne eine passende Gelegenheit zu einer Schlacht zu finden, bald bis zur Oder zurückziehen musste. Friedrich war sehr ungehalten; an Dohna schrieb er: „Ihr seid zu krank, um Euch ferner mit dem Commando zu befassen; Ihr werdet wohl thun, Euch nach Berlin tragen zu lassen, um Eure Gesundheit herzustellen." — Strenger schrieb er an Wobersnow: „Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen sollen. Es könnte nun mit den Russen schon aus sein. Ich kann es Euch nicht danken, dass Ihr meine Befehle so schlecht befolgt habt." — Der König sandte jetzt Heinrich von Wedell mit dem Titel eines Dictators, um die älteren Generale, welche unter ihm dienen sollten, nicht zu kränken. „Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt und setze unbedingtes Vertrauen in Ihn, Er werde, ebenso wie mancher römische Dictator, meine Angelegenheiten an der Oder verbessern; gehe Er, ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, sie tüchtig zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Österreichern zu hindern." — Aber auch dieser Leonidas schlug nicht, sondern wurde geschlagen. Bei Kay griff er den an Macht und Stellung überlegenen Feind mit großem Ungestüm an und führte, als sein erstes Treffen geschlagen war, alle frischen und zuletzt die ermüdeten Truppen ins Feld und stritt, bis die Nacht herniedersank, unter deren Schutz er mit einem Verlust von 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen und von 25 Geschützen, sich nach Crossen zurückzog. Die Russen berechneten ihren Verlust auf 5000 Mann; — sie waren am 25. Juli in Crossen, wo die Österreicher ihnen die

Die Russen.

Soltykoff.

Dohna.

Wobersnow.

Wedell.

Schlacht bei Kay.

[1] Schäfer, l. c. II, S. 291.
[2] Ibid. II, S. 292.

Hand bieten sollten, und giengen, als diese nicht zur Stelle waren, am rechten Ufer abwärts nach Frankfurt und bezogen dieser Stadt gegenüber auf den Höhen von Kunnersdorf ein Lager.

Friedrich

Jetzt brach der König selber auf, um die Russen vor ihrer Vereinigung mit den Österreichern zu besiegen, „denn wenn wir nicht den Russen schlagen, so ist's mit dem ganzen Kram aus!" Überhaupt kamen die Dinge jetzt recht in Fluss. Der König rief seinen Bruder Heinrich aus Sachsen herbei, wo derselbe den General Fink mit 9000 Mann zurückließ, und übertrug ihm den Oberbefehl in Schlesien. Daun war bis an die Queiß vorgerückt und hatte Hadik nach Sachsen und Loudon mit 20.000 Mann zur Vereinigung mit den Russen entsendet, die am 2. August bei Zilchendorf stattfand. Friedrich selber war von Sagan in Eilmärschen aufgebrochen, um bei Schidlo die Oder zu überschreiten, den Russen in den Rücken zu kommen und sie zu vernichten.

Loudon.

Diese sahen nicht ohne Sorge der Ankunft des schrecklichen Königs entgegen. Loudon fand sie voll Unschlüssigkeit; von einem Vormarsche, um sich mit Daun zu vereinigen, wollten sie nichts wissen, Daun sollte zu ihnen kommen — und doch war der russische Obergeneral von seiner Kaiserin angewiesen worden, Dauns Anordnungen in allem Folge zu leisten. Nicht ein österreichisches Hilfscorps, sondern das Hauptheer solle sich mit ihnen vereinigen, erst dann könnte von einer Überschreitung der Oder die Rede sein. Loudon fasste bald den Verdacht, die russischen Heerführer dächten nicht an eine Schlacht, sondern bloß daran, im Lande die Geldbeutel zu füllen und dann wieder über die Weichsel in die Winterquartiere zurückzukehren.[1])

Russische Politik.

Die russische Regierung spielte vielleicht ein doppeltes Spiel, obschon der Wille der Kaiserin, Österreich zu helfen, entschieden war. Soltykoff eröffnete dem französischen Kriegskundigen Mesnager, er finde zuviel Unentschlossenheit sowohl am Hofe zu Petersburg als unter den Generalen der Armee, er sei nicht im Stande, Ordnung und Einigkeit herzustellen und rechne darauf, dass der Feldzug Ende August geschlossen werde. Dem Loudon erklärte Fermor im Vertrauen, die bei Frankfurt versammelte Armee sei der Kern des russischen Heeres und dürfe darum in keiner Weise aufs Spiel gesetzt werden, weil durch ihre Schädigung oder Vernichtung dem russischen Reiche ein unermesslicher Schaden zugefügt werde. Dauns langsames Heranziehen erregte Verdacht, man rufe die Russen bloß herbei, um sie aufzuopfern, während man selbst nichts Ernstliches unternehmen und die eigene Armee schonen wolle.[2]) Endlich erreichte Loudon doch das Versprechen, die russische Armee werde die Oder überschreiten. Am 11. September sollte das Gepäck, am 14. die Armee selber hinübergeführt werden.

Friedrich kommt.

Da machte der König selber einen Strich durch diese Rechnung; er nahte mit 48.000 Mann in Eilmärschen, die er selber grausam und schrecklich nennt: sechs Nächte habe er kein Auge geschlossen, er müsse eilen, sonst

---

[1]) Loudons Bericht bei Arneth, l. c. II, S. 429—430, und Sybels „Historische Zeitschrift", III, S. 333.

[2]) Stuhr, l. c. II, S. 238.

möchten die Österreicher unter Hadik in Berlin einziehen; in wenigen Tagen werde er eine Leiche oder Sieger sein. Er hoffe, die feindliche Armee nicht bloß zu schlagen, sondern auch zu vernichten, um den Russen so für die Zukunft jede Lust zu benehmen, in Preußen einzubrechen. Daher die Anordnung, während der Schlacht Frankfurt zu besetzen, um den Russen bei ihrer Flucht den Rückweg abzusperren.

Die Russen hatten sich auf einer wellenförmigen Hochebene aufgestellt, deren Abhänge mit Kiefern bewachsen und die durch mehrere Schluchten — heute ist manches verändert — durchrissen waren. Kleine Seen waren in der Nähe der Ortschaft Kunnersdorf, welche auf Loudons Rath niedergebrannt wurde, damit sie die Wirkung der russischen Batterien nicht behindere. Der Boden oben war als Lagerplatz nicht breit genug, um zu manövrieren, zur Deckung gegen den Feind jedoch insoferne geeignet, als der Zugang durch Gebüsch, durch schlammiges Wasser erschwert ist; im Norden geht das Hühnerfließ, im Westen rauscht die Oder, im Süden ist Busch und Gehölz meilenweit. Im Norden führte allein eine Straße durch den Felsbruch. Von daher erwarteten die Russen den Angriff, als sie erfuhren, dass Friedrich bei Göritz über den Strom gekommen sei. Da pflanzten sie ihre stärksten Batterien auf, machten ihre stärksten Verhaue und stellten ihre besten Regimenter auf. Friedrich mochte jedoch den Stier nicht bei den Hörnern fassen und beschloss, die Russen zu umgehen, von der Nordseite nur einen Scheinangriff zu machen. Zu seinem Unheil war er mit der Örtlichkeit nicht hinlänglich vertraut; ein Bauer, den er befragte, kam durch den Anblick des Königs ganz in Verwirrung, ein Major Linden beschrieb ihm das Land, wie er es als Jäger betrachtete, aber nicht, wie es der Soldat auffasst. Sein Plan war, mit aller Kraft den rechten Flügel der Russen zu schlagen, und wenn er dessen Stellung erstiegen, ihr Schlachtordnung aufzurollen und gegen die Oder zu drängen. Darum befahl er dem Obristen Wunsch, während der Schlacht sich Frankfurts zu bemächtigen und den Russen den Rückweg über die Oderbrücke zu wehren. Der König hatte 48.000 Mann und 233 Geschütze, die Russen zählten 42.000 Mann, Loudon, der die wichtigste Stellung auf dem Judenberg hatte, befehligte 18.000 Mann nebst 48 Geschützen. Es war Sonntag 12. August früh zwei Uhr, dass der König in aller Stille sein Heer durch die Kunnersdorfer Heide um die Stellung der Russen herum in deren Rücken führte. Statt aber um sieben Uhr konnte der König erst um halb zwölf Uhr die Kanonen auf den rechten Flügel der Russen und wegen der Natur des Ortes nicht mit der Wirksamkeit spielen lassen, die er erwartete. 170 Geschütze wirkten auf eine Stelle. Dann erstürmten seine Grenadiere in bewundernswerter Entschlossenheit den Mühlberg. In Verwirrung drängten sich die Überreste des rechten Flügels der Russen nach der Mitte ihres Lagers. 70 Geschütze ließen sie den Preußen zurück und Friedrich entsandte schon Boten des Sieges nach Berlin und Breslau. Aber die eigenen Geschütze konnten die Preußen nur langsam auf die Höhe bringen, bei den russischen fanden sie keine Munition und die Reiterei keinen Platz, um einen wirksamen Angriff zu bilden, und so bekamen die Russen Zeit, frische Truppen in den Kampf zu bringen und neue Batterien wirken zu lassen. Die Blutarbeit während des schwülen Tages war entsetzlich, der Widerstand der Russen zäh. Es war abends sechs Uhr, als General Fink dem König rieth, die Schlacht abzubrechen, die ermüdeten Krieger rasten zu lassen, die Russen würden während der

Schlacht bei Kunnersdorf.

Schlachtfeld.

Schlachtplan.

Schlacht 12. Aug.

Sieg der Preußen.

Nacht sich ohnehin verlaufen. Friedrich aber wollte den Russen für immer einen Denkzettel geben und befahl den Angriff auch auf den linken Flügel des Feindes.

Loudon. Da eilte Loudon herbei aus dem hohlen Grund, wo er sich bisher verdeckt als Nachhut gehalten und verwandelte Friedrichs glänzenden Sieg in die grauenvollste Niederlage. Aller Heldenmuth der Preußen scheiterte an seiner trefflichen Anordnung und an der frischen Kraft seiner Kroaten. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmetterte die Reiterei nieder, Seydlitz, der zum drittenmal Befehl bekommt, „in des Teufels Namen" anzugreifen, und der den Untergang seiner Reiterei voraussieht, wird verwundet weggetragen. Auch den Tapfersten sinkt der Muth.

Wendung. Als nun Loudon auch mit seiner Reiterei auf die Preußen einhaut, löst sich alle Ordnung, alles flieht in Verwirrung nach dem Walde. Friedrich will immer noch vorwärts, obschon die Getreuen rings um ihn fallen und eine Kugel ein goldenes Etui in seiner Tasche plattschlägt: „Wir müssen hier alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muss hier so gut wie jeder andere meine Schuldigkeit thun." — Er wäre von Kosaken gefangen worden, hätte nicht ein Adjutant sein Pferd am Zügel mit fortgerissen und hätten nicht seine Leibhusaren ihn herausgehauen. „Kann mich denn keine vermaledeite Kugel treffen!" rief er in der Verzweiflung. Derart hatten die Preußen noch keine Schlacht verloren.

Alles drängte über die Schiffbrücke auf das linke Ufer der Oder, 18.000 Mann waren todt oder verwundet und 172 Geschütze außer jenen 70, welche sie mittags den Russen weggenommen, waren verloren, während die Österreicher nur 2000 Todte und Verwundete zählten, die Russen allerdings viel mehr,

Verzweiflung Friedrichs. nämlich 14.000. So war Friedrich nie geschlagen, so seine Standhaftigkeit nie erschüttert worden. Er übernachtete auf Stroh in einem von den Kosaken ausgeraubten Bauernhause. Das Verzweifelte seiner Lage schildert ein Schreiben am gleichen Abend an seinen Minister Finkenstein: „All meine Truppen kamen ins Treffen und haben Wunder gethan. Ich sandte sie dreimal wieder, endlich wurde ich beinahe selber gefangen genommen und wir mussten das Schlachtfeld verlassen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert. — Mein Unglück ist, dass ich noch am Leben bin. Unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48.000 Mann habe ich in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, nicht mehr als 3000 zusammen und ich bin nicht mehr Herr meiner Kräfte. In Berlin werdet Ihr wohlthun, an Eure Rettung zu denken. Es ist ein großes Unglück und ich will es nicht überleben; die Folgen dieser Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selber. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und, die Wahrheit zu gestehen, ich halte alles für verloren. Ich will die Vernichtung meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl auf immer. F." — Von demselben Abend ist ein Schreiben an den General Fink, welches diesem den Oberbefehl übergibt über die unglückliche Armee, die nicht mehr im Stande sei, sich mit den Russen zu schlagen. Hadik werde nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch; gehe Fink diesen beiden nach, so würden ihm die Russen in den Rücken kommen; bleibe er an der Oder stehen, so komme ihm Hadik in die Seite. Fink solle dem Prinzen Heinrich, welchen der König zum Generalissimus erkläre, von allem unterrichten, die Armee müsse dem jungen König schwören. Hätte er, Friedrich, noch Hilfsmittel, so wäre er dabei geblieben. An die Befehlshaber von Torgau, Wittenberg und Dresden ergieng der Befehl, wenn sie angegriffen würden, so gut als möglich zu capitulieren und nur die Besatzung und die Cassen zu retten.[1])

[1]) Arneth, l. c. VI, S. 19—40.

Also Friedrich hielt alles für verloren und wollte seinem Leben ein Ende machen. Er schrieb später noch: „Wenn die Russen ihren Vortheil benutzt und das entmuthigte Heer verfolgt hätten, so wäre es mit Preußen aus gewesen.“ — Indes stärkte ihn ein langer Schlaf in der Bauernhütte, dann tröstete ihn die Nachricht, dass 30 Geschütze gerettet seien, dass Mannschaft immer mehr um ihn sich sammle, dass die Russen ruhig stehen bleiben. So war es in der That: denn nach Art roher Völker verbrachten die Russen, statt zu verfolgen und den Sieg vollständig zu machen, die ersten Tage mit Festen und Zechgelagen. Auf Loudons Mahnung, so viel Blut solle nicht nutzlos vergossen bleiben, man müsse auch die Früchte einsammeln und den Feind für immer unschädlich machen, gab Soltykoff kurzweg die Antwort: „Ich habe keinen Befehl, den König von Preußen zu vernichten.“ — Für seinen Ruhm war genug gethan, die Klugheit dagegen gebot, an den Willen des künftigen Czaren zu denken! Dem Franzosen Montalembert sagte Soltykoff, wenn Daun nicht das russische Heer opfern wolle, so liege es ihm ob, mit seinen frischen Truppen die Besiegung des Königs von Preußen zu vollenden, er wünsche den Österreichern noch mehr Glück, als er selber gehabt habe, er für seinen Theil habe genug. Auf ein ernstes Schreiben Dauns gab der Russe die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt, ehe ich meinerseits weitere Bewegungen mache, auf zwei Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, dass die Russen allein agieren.“ Soltykoff vergaß, dass der Siegeskranz von Kunnersdorf von Loudon und seinen Österreichern errungen war.

Selbstmordgedanken. Rettung. Sieg nicht benutzt. Soltykoff. Daun.

Glänzende Geschenke Maria Theresias machten Soltykoff und Fermor fügsamer; jener verstand sich zu einer Begegnung mit Daun in Guben am 22. August:[1]) sie war kalt. Soltykoff versprach endlich, bei Frankfurt stehen zu bleiben und die Österreicher zu unterstützen, wenn diese dafür Friedrich II. hinderten, Truppen zur Behauptung Dresdens abzusenden. Wäre Dresden im Besitze der Österreicher, so sollten diese und die Russen in Schlesien einrücken und bis Neisse gehen, die Österreicher diese Festung dann belagern, die Russen die Belagerung decken. Doch hielt Soltykoff sein Wort nicht, sondern meldete bald, Mangel an Lebensmitteln zwinge ihn, südlich nach Lieberose zu ziehen. — Dadurch wurde Frankfurt und Crossen den Preußen überlassen und die Verbindung Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich erleichtert. Auch das Versprechen, Glogau zu belagern, war nicht ernstlich. Die Bewegung war so langsam, dass ihnen Friedrich zuvorkam, und nun meinten die Russen, es sei nichts mehr zu machen, und brachen am 15. October nach der Weichsel auf. Zwar befahl Elisabeth, ihre Armee solle auf Breslau losgehen; die Generale erklärten jedoch, dieser Plan sei unausführbar. Anfangs November waren sie auf polnischem Gebiete in ihren Winterquartieren. Loudon aber hatte die peinliche Aufgabe, mit ihnen in Verbindung zu bleiben, dann sich von ihnen loszumachen und zwischen den Heeres-Abtheilungen von Fouqué und Schmettau

Plan zu Guben. Loudon.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 41—45.

sich durchzudrücken, um das österreichische Schlesien zu erreichen. Maria Theresia ernannte ihn für seine Leistungen zum General-Feldzeugmeister und verhieß ihm für das kommende Jahr ein selbständiegs Commando mit 36.000 Mann. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen übersendet. In Wien war Loudon der Liebling, während Daun als Schlafmütze bitter getadelt wurde. Nur die Kaiserin hielt letzteren noch: „Wo findet man etwas Vollkommenes?" meinte sie; „wenn der Daun bessere Helfer hätte, wäre er auch größer." [1]) — Friedrich II. aber konnte diese Unthätigkeit seiner Feinde als die wunderbare Rettung des Hauses Brandenburg preisen. Von seinem unseligen Selbstmordgedanken war er bald wieder abgekommen und hatte seine Spannkraft wieder gefunden. Seinem Bruder Heinrich schrieb er schon 16. August: „Solange ich meine Augen offen halte, werde ich den Staat erhalten, wie es meine Pflicht ist." Über den Schmerz, den ihm Kunnersdorf bereitete, schrieb er: „Glaube mir, dass die Martern der Verdammten nicht an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide."

Sachsen. Sachsen wurde gegen Ende des Jahres der Schauplatz des Krieges. Als Friedrich gegen die Russen zog und dem Prinzen Heinrich zur Vertheidigung Schlesiens abberief, blieb Sachsen den Garnisonen von Dresden, Leipzig, Wittenberg und Torgau überlassen. Da rückten die Reichstruppen unter dem Herzog von Zweibrücken ein und Leipzig musste am 6. August, Torgau am 8. übergeben werden, am 20. Wittenberg. Alsbald umschloss das Reichsheer, durch die Österreicher unter Hadik auf 28.000 Mann verDresden. stärkt, Dresden. Schmettau hatte 5000 Mann zur Vertheidigung und Mittel, Dresden zu behaupten, hätte ihm nicht Friedrich in der ersten Bestürzung durch die Niederlage bei Kunnersdorf die Weisung ertheilt, auf keinen Ersatz zu hoffen, nur seine Truppen zu schonen und sie ihm nebst der Kriegscasse mit fünf Millionen Thaler, die er in seiner jetzigen Lage so nöthig hatte, und mit allen Vorräthen zuzuführen, Pontons, Kleidung für Schmet- 35.000 Mann. Demgemäß capitulierte Schmettau am 4. September, be-tau. kam aber während des Abzugs am andern Tage ein Schreiben des Königs, welches ihm befahl, Dresden auf alle mögliche Weise zu behaupten, Entsatz nahe von Torgau her. In der That hatte General Wunsch Wittenberg und Torgau wieder genommen und stand am 5. September vor Dresden. Es war zu spät, die Hauptstadt Sachsens war für Friedrich verloren — ein schwerer Verlust, denn sie stellte ihm die Hilfsmittel des Landes und die Elbelinie zur Verfügung. Schmettau verlor, obschon er nur buchstäblich den Befehl vollzogen hatte, für immer nicht bloß die Huld des Königs, sondern auch seinen Dienst.

Heinrich. Prinz Heinrich hatte sich auf die Kunde vom Unglück bei Kunnersdorf aufgemacht, um dem König seine 50.000 Mann zuzuführen, während er Fouqué in Schmottseifen zurückließ. In Sagan trafen sich die Brüder. Heinrich wurde

[1]) Arneth, l. c. II, S. 50.

dann nach Görlitz beordert und Daun gieng deshalb nach Bautzen. Der Prinz zog sofort Fink und Wunsch an sich und wandte sich jetzt, 40.000 Mann stark, gegen Dresden, was Daun veranlaſste, sich hier festzustellen. Von Wien kam Befehl, die Preußen anzugreifen, Daun aber verlor sich, wie Napoleon von ihm sagt,[1]) in Märschen und Gegenmärschen, Manövern und Gegenmanövern, um Prinz Heinrich aus Sachsen hinauszudrängen, vermochte es aber nicht, und auf einmal war der König selber da und übernahm in Hirschstein den Oberbefehl, indem er seinen Bruder belobte, als den einzigen General, welcher in diesem Kriege keinen Fehler gemacht habe. Auf die Meldung von Dauns Rückzug nach Wilsdruf frohlockte der König: „Ha, sie riechen mich schon, aber nun soll auch Daun der Teufel holen!“ Es galt jetzt Dresden. Seine Wiedergewinnung hätte die Verluste in diesem Kriege und die Winterquartiere in Sachsen wieder gedeckt und den Österreichern Angst um ihr Böhmen gemacht, meinte Friedrich später.[2]) Doch Daun saß in unangreifbarer Stellung bei Dresden! Der König wollte ihn zwingen, abzuziehen und zwar durchs Gebirg, auf den unwirtbarsten Straßen, damit sein Heer in der rauhen Jahreszeit unrettbar dem Verderben entgegengehe, und befahl darum dem General Fink, mit 18.000 Mann sogleich nach Maxen in den Rücken Dauns aufzubrechen, um ihm so die Verbindung mit Böhmen abzuschneiden und ihn zu nöthigen, Dresden aufzugeben. Vergebens machte Fink Gegenvorstellung: „Er weiß, ich kann die Difficultäten nicht leiden. Mach' Er daſs Er fortkommt.“ — Napoleon bemerkt über diesen Befehl, daſs er zwecklos gewesen:[3]) „Was wollte er damit erreichen? Daun zwingen, nach Böhmen sich zurückzuziehen, indem er seine Verbindung mit Peterswalde bedrohte? Aber keine Andeutung war da, daſs Daun daran dachte, sich nach Böhmen zurückzuziehen; er war ja Herr von Dresden, und räumte er Sachsen, so verlor er diesen wichtigen Platz. Daun hatte ja während des ganzen Feldzuges keine Niederlage erlitten, sein Heer war zahlreich; der König dagegen war von den Russen geschlagen worden und hatte Dresden verloren. Was konnte ihn also auf den Gedanken bringen, daſs Daun Sachsen räumen wolle? Aber selbst, wenn er es wollte, so war er ja Herr des rechten Elbe-Ufers und konnte sich zurückziehen, wie er wollte. Die Schlappe bei Maxen ist die merkwürdigste, welche dieser große Feldherr erlitt, und der unverzeihlichste Fehler, den er begieng; je genauer man die Örtlichkeiten kennt, je mehr man über die Stellung beider Heere nachdenkt, umsomehr kommt man zur Überzeugung, daſs dieser Zug nur mit einem Unglück enden konnte. Fink war mit 18.000 Mann mitten in die Österreicher hineingeworfen, durch mehrere Märsche vom Kern der preußischen Armee getrennt und in einer Gegend voll von Schluchten und Bergen.“

Dresden. Fink. Napoleons I. Urtheil über Maxen.

Fink gehorchte, wenn auch mit großem Widerwillen. Er sah, daſs der König Unmögliches verlangte, und übernahm dennoch den Auftrag — und das war sein Fehler. Jetzt war Daun in seinem Fahrwasser; er hielt den König mit einer Linie im Schach und umzingelte Fink mit der andern. Von allen Seiten sind die Preußen 19. November bald von Übermacht umrungen, angegriffen und auf einen engen Raum zusammengedrängt. Schon am 20. wären sie in die Elbe gesprengt worden, hätte nicht das Dunkel den Angriff

Daun.

[1]) Mémoires, V, p. 267.
[2]) La guerre de sept ans, Chap. X.
[3]) Mémoires, V, p. 274.

verhindert. Am 21. wollten die Österreicher beim Tagesgrauen den Angriff beginnen, als Fink Capitulation anbot, nachdem er dem General Wunsch befohlen, sich mit der Reiterei durchzuschleichen, um doch dem Könige etwas zu retten. Daun verlangte, dass das ganze preußische Corps, mit Einschluss des Generals Wunsch und seiner Reiterei, sich kriegsgefangen ergebe. Es wurde entgegnet, man ergebe sich unbedingt und wünsche nur, das Gepäck zu erhalten. Daun ließ sagen, er führe ohnehin keinen Krieg mit dem Gepäck. Und nun streckte das ganze preußische Armeecorps die Waffen, 12.000 Mann, außer Generallieutenant Fink 8 Generale, 6 Oberste, 500 Officiere, 71 Geschütze fielen den Österreichern in die Hände. Es war ein Schlag für die Preußen, wie er die Sachsen bei Pirna getroffen hatte. Friedrich war wie betäubt. Ein Kriegsgericht verurtheilte Fink zur Entsetzung und einjährigen Festungshaft. Der König stellte ihn nie mehr an. Fink starb als dänischer General 1766 in Kopenhagen.

Fink gefangen.

Napoleon I.

Napoleon[1]) behandelte bei diesem Anlass die Frage, ob die Kriegsgesetze einem Feldherrn gestatten, seine Soldaten zu zwingen, die Waffen niederzulegen und sich kriegsgefangen zu ergeben, und bejaht sie bei einem Festungs-Commandanten, aber nicht bei einem Heerführer im offenen Feld. Der Fall von Maxen wird jedoch darum von ihm hervorgehoben, weil der General Wunsch beim Tagesgrauen sich sein Entkommen gesichert hatte, allein doch sammt seinen Reitern die Kriegsgefangenschaft theilen musste: „Dieser General war so einfältig, dem Befehle Finks zu gehorchen — was eine falsche Auffassung der Pflicht des Gehorsams von Seite eines Soldaten ist. Ein Heerführer, welcher in Feindes Gewalt ist, hat kein Recht mehr, einen Befehl zu erlassen; wer ihm gehorcht, vergeht sich. Man kann nicht umhin, hier zu bemerken: weil der General mit seiner Reiterei sich einen Durchgang bahnte, so war es auch dem Fußvolk möglich, zu entkommen, denn in gebirgiger Gegend wie bei Maxen hat das Fußvolk noch mehr Gelegenheit, zu entfliehen, als die Reiterei. — Die Römer verwarfen die Capitulation mit den Samnitern, sie weigerten sich, die Gefangenen auszutauschen oder loszukaufen. Dieses Volk hatte den Sinn für alles, was groß ist — und darum hat es auch die Welt erobert."

General Wunsch.

Ende von 1759.

Der „Finkenfang bei Maxen" machte Maria Theresia große Freude,[2]) weil dieser große Erfolg so wenig Blut gekostet habe. Doch hatte er nicht zur Folge, was sie anfangs hoffte: dass die Preußen Sachsen vollständig räumen müssten. Friedrich bezog eine so feste Stellung bei Kesselsdorf, dass Daun sie nicht anzugreifen wagte. Daun hatte jedoch gleichfalls eine so feste Stellung in Dresden, dass Friedrich, obschon ihm Ferdinand von Braunschweig 25. December 10.000 Mann zuhilfe sandte, ihn nicht aus Sachsen verdrängen konnte. Beide Heere blieben in Sachsen, das darunter unsäglich litt. Friedrich war in Freiberg beschäftigt, sein Heer zu ergänzen, das im verflossenen Jahre große Verluste erlitten hatte. Er selber klagt, dass er jetzt

[1]) Montholon, l. c. V, p. 281.
[2]) Arneth, l. c.

nur noch Soldaten zur Schau habe, denn was sei mit einem Haufen Leute anzufangen, der halb aus sächsischen Bauern, halb aus feindlichen Überläufern bestehe und von Officieren geführt werde, die man nur aus Noth und aus Mängel besserer in Dienst genommen habe, und daran fehle es den Regimentern noch so sehr, dass sie statt 52 nur 12 Officiere haben. Seine Sorgen sind groß, die Marter des Tantalus, die Pein des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sei nichts im Vergleich mit dem, was er erleide. An d'Argens meldet der König, wie er gealtert sei, traurig, verdrießlich, wie er grau werde und schon die Hälfte seiner Zähne verloren habe, wie sein froher Sinn, sein Feuer, seine Lebhaftigkeit dahin seien — alles dies nicht Wirkung der Jahre, sondern der Sorgen. Seine Erholung suchte er in Versen, im Briefwechsel mit Voltaire.

Wie sind doch diese beiden sonderbare Käuze, wie ziehen sie einander an, um sich dann wieder in Verachtung abzustoßen![1] Voltaire schreibt Voltaire. an Argental: „Ich kann den Luc (Spottname Friedrichs) nicht leiden, durchaus nicht, ich werde ihm nie sein ruchloses Verfahren wider meine Nichte verzeihen, noch die Keckheit, mir zweimal jeden Monat Schmeicheleien zu schreiben, ohne dass er vorher sein Unrecht gut gemacht hat. Ich sehne mich nach seiner tiefen Demüthigung, nach der Züchtigung des Frevlers; ich weiß nicht, ob ich nicht wünsche, dass er ewig verdammt sei." — An denselben Argental schreibt Voltaire: „Wenn nur Luc vor dem rettenden Frieden noch gestraft wird, wenn der Weg nach Berlin, welchen General Beck kürzlich durch die Lausitz eröffnete, von irgend einem Hadik betreten würde. Sie wissen, in der Tragödie verlange ich immer, dass das Verbrechen bestraft wird." Zu gleicher Zeit aber schreibt er nach Berlin: „Euer König ist immer einzig, erstaunlich, unnachahmlich, er macht reizende Verse in Augenblicken, wo ein anderer keine Zeile gute Prosa zustande brächte, er verdient, glücklich zu sein."[2] —

Verhandlungen. Spanien. Neapel.

Die Nothlage trieb Friedrich zum Versuch, einen Krieg in Italien zu entzünden. Dies hängt mit einer Thronveränderung in Spanien und Neapel zusammen. In Aranjuez verschied nämlich 10. August 1759 der König von Spanien, Ferdinand VI., nach dreizehnjähriger Regierung, ein Fürst, dessen Spanien. Willen gut, dessen Begabung mäßig war, und der wie sein Vater an Trübsinn litt. Bis 1757 behielt er den Lieblingsminister seines Vaters, Ensenada (an sich nichts), bei, und als Minister des Äußeren Don Jose de Carvajal;

[1] 17. August 1759. Oeuvres, Bd. LXXXV, p. 465—525.
[2] Preuß, l. c. II, S. 232.

seit 1759 bekleidete ein geborner Irländer, General Richard Wall, diese Stelle. Mäßigung, Unparteilichkeit, Friede war die Losung dieser Minister; weder von England, noch von Frankreich ließen sie sich verleiten, Spanien in den siebenjährigen Krieg hineinzuziehen. Auf den König hatte seine, wenn auch nicht schöne, aber mit edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattete Gattin Barbara von Portugal großen Einfluss; sie hielt seine Verrücktheit in gewissen Grenzen. Dem Sänger Farinelli gelang es, wie David bei Saul, durch das Harfenspiel, durch seine schöne Stimme die Schwermuth zeitweise zu verscheuchen. Seit dem kinderlosen Tode seiner Gattin, welche er leidenschaftlich liebte, wurde jedoch der Trübsinn des Königs andauernd und unheilbar — er ließ sich von niemand mehr leiten, er ließ sich nicht mehr den Bart abnehmen, er wollte kein Kleid mehr tragen als sein Hemd und den Schlafrock, er schlief wenig und nur auf einem Stuhle sitzend.

Ferdinand VI.

Barbara Braganza.

Der nächste Thronerbe war sein Bruder Don Carlos, König von Neapel, welcher auf die Nachricht vom Todesfalle sogleich den Namen Karl III., König von Spanien und beider Sicilien, annahm. Nach dem Vertrage von Wien durften diese beiden Kronen nicht auf einem Haupte vereinigt werden, und kam also in Frage, wer auf dem Throne in Neapel nachfolgen sollte. Im Aachener Friedensschluss hatten Österreich, Frankreich, England, ohne Spanien und Neapel darum zu befragen, festgesetzt, dass, wenn Don Carlos seinem Bruder auf dem spanischen Throne würde gefolgt sein, der jüngste dieser Brüder, Don Philipp, damals Herzog von Parma, König beider Sicilien werden sollte. Don Carlos nahm auf diesen Vertrag, gegen welchen er öffentlich und feierlich sich verwahrt hatte, gar keine Rücksicht, sondern ließ seinen Erstgeborenen, den Herzog von Catalonien,[1]) der unheilbaren Blödsinn zeigte, durch Ärzte genau untersuchen und, als sie ihn für geisteskrank erklärten, bestimmte er durch einen Erlass vom 6. October 1759, derselbe sei unfähig zur Regierung, und ernannte den zweiten, Don Carlos, den späteren Karl IV., zum Prinzen von Asturien und den dritten, Don Ferdinand, dem er einen Regentschaftsrath mit Tanucci als Vorstand zur Seite stellte, zum König beider Sicilien und fuhr nach Spanien ab, wobei er gewissenhaft in Neapel jeden Pfennig des öffentlichen Schatzes, jeden Edelstein und Ring zurückließ,[2]) weil er sie als das Eigenthum beider Sicilien ansah. In Madrid befliss er sich einer Politik des Friedens, suchte den Nationalwohlstand zu heben, hielt strenge auf Gerechtigkeit, ohne aber der nöthigen Milde zu vergessen — unter ihm wurde die Folter abgeschafft und die Inquisition eingeschränkt. Als König hieß er Karl III., obschon der Vater Maria

Karl III.

[1]) Dieser Prinz war klein und verwachsen, gieng gebückt und niedergeschlagenen Blickes, ward durch alle Arten von Geräusch gestört und kam nie recht zu Verstand. Man ließ ihn nach wie vor öffentlich in seiner Kutsche spazieren fahren und jeder erkannte an seinem öden Blick seinen Geisteszustand.

[2]) Botta, Geschichte des Königreichs Neapel, I.

Theresias zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges sich auch Karl III. genannt hatte, und die Verhältnisse waren so mächtig, dass die Kaiserin-Königin diesen Namen anerkannte. Durch Vertrag vom 3. October anerkannte sie auch das neue Hausgesetz, wogegen Karl III. auf die Allodialgüter des Hauses Medici und einen Theil der Stati degli Presidi Verzicht leistete.

Don Philipp. Don Philipp wurde demgemäß nicht König von Neapel, sondern blieb Herzog von Parma, Österreich hatte das Heimfallsrecht und die Kaiserin-Königin bekam Parma nicht und Savoyen bekam nicht das durch den Aachener Frieden ihm verheißene Piacenza. „Hundert Kriege sind um eines unbedeutenderen Anlasses willen in Europa schon geführt worden", bemerkt Friedrich II. „Wenn dieser Vorfall damals keinen Krieg veranlasste, so muss man es nicht der Mäßigung der Kaiserin-Königin zuschreiben, denn diese Tugend ist gewöhnlich nicht die Tugend der Regenten, sondern man muss es den Zeitumständen beimessen, nämlich dem zur vollen Flamme ausgebrochenen Kriege, einem heftigen Hasse und dem viel stärkeren Verlangen, Schlesien wieder zu bekommen, welches eine ohne Vergleich wichtigere Provinz ist, als die Herzogthümer Parma und Piacenza." [1]) Wir sahen oben, wie Frankreich vermittelte, wie es Sardinien wegen seiner Forderungen zu befriedigen versprach, und wie sehr Ludwig XV. die Vermählung des Erzherzogs Joseph mit der Infantin Isabella, der Tochter Don Philipps, am Herzen lag. [2])

Das scheint Friedrich II. nicht hinlänglich bekannt gewesen zu sein, denn er sandte Cocceji nach Turin, um die Gesinnungen des Hofes zu erforschen. Sardinien. „Nichts konnte gelegener für ihn sein, als ein Krieg in der Lombardei, es sei nun wider den König von Frankreich oder die Königin von Ungarn. Doch dieser bejahrte Fürst hatte jenen kriegerischen Geist verloren, durch den er in seiner Jugend geglänzt hatte. Er besaß für sich selbst weder das Verlangen, noch den Willen, sich wieder in Thätigkeit zu zeigen, indessen ward er noch mehr durch die Lage, worin er sich befand, als durch Alter und Frömmelei abgehalten; er war ohne Bundesgenossen, besonders seitdem die Verbindung zwischen Frankreich und Österreich bestand, und bei einem unternommenen Kriege hätte er die Österreicher, die Franzosen, die Spanier, die Neapolitaner und die Parmeser wider sich gehabt. — Dies war es, was er fürchtete." [3]) Wir erfahren jedoch hier nicht den eigentlichen Kern der Sache, dass nämlich zunächst von England aus dem König Karl von Neapel der Vorschlag gemacht war, mit dem König von Sardinien unter britischem Schutze Italien Plan, Italien zu theilen. zu theilen, derart, dass sein Sohn Ferdinand Neapel und Sicilien, Don Philipp Toscana und Karl Emanuel mit dem Titel eines Königs der Lom-

[1]) La guerre de sept ans, Chap. IX. — Wenk, l. c. III, S. 347.
[2]) Vergl. oben S. 312.
[3]) La guerre de sept ans, Chap. XI.

bardei — Mailand, Parma, Piacenza, Guastalla erhalte. Habsburg-Lothringen war dann ganz von Italien ausgeschlossen. Doch Karl III. erklärte, er trachte nicht nach fremdem Gute; er erreichte in Übereinstimmung mit Frankreich und Österreich das, was England ihm unter dem Beding eines gefahrdrohenden Krieges von unsicherem Ausgang anbot. Der Sardinier aber konnte bei der Verbindung zwischen Österreich und Frankreich nichts machen; sein Kopf, meinte er, stecke gleichsam in einer Zange, die ihn jeden Augenblick zerquetschen könne.

Türkei. Einen anderen Versuch deuten die Worte an:[1] „Die ottomanische Pforte schien bis jetzt nicht geneigt mit dem Hause Österreich zu brechen." Anderweitig erlangen wir die Erklärung dieser räthselhaften Worte. Ein preußischer Agent Rexin verhandelte unter Sultan Mustafa III., dass die Pforte einen Krieg wider Österreich beginne; der Großvezir war nicht abgeneigt, verlangte aber, dass England in das Bündnis mit eintrete und es garantiere. Dieses wagte jedoch das englische Ministerium nicht aus Sorge vor der Stimmung der Nation, die gegen eine Allianz mit den Türken war, bloß Handelsverträge hatte man bisher mit der Pforte abgeschlossen, und aus Rücksicht auf die katholischen Höfe von Neapel und Spanien, die daran Anstoß nehmen würden.

Russland. Ein anderer Versuch ward in Russland gemacht: ein holsteinischer Edelmann, Pechlin, der im Dienste des Großfürsten gewesen war, musste nach Petersburg abreisen.[2] Er erhielt jedoch gar keine Gelegenheit, seinen Auftrag anzubringen. Die Kaiserin hatte kurz vorher dem österreichischen Gesandten erklärt, sie sei langsam, einen Beschluss zu fassen, wenn sie ihn aber einmal gefasst habe, so bleibe sie fest dabei; sie verlasse ihre Verbündeten nicht, auch wenn sie deshalb ihre Kleider und ihren Schmuck verkaufen müsste. Die will Preußen. Russen forderten aber das Königreich Preußen für sich, aus welchem eben eine Deputation in Petersburg eingetroffen war, um ihre Freude über die milde Regierung auszudrücken, und waren dieser Erwerbung schon so sicher, dass Schuwaloff den englischen Gesandten Keith ausholen wollte, der jedoch entschieden erklärte, nie und nimmer werde England seine Zustimmung dazu geben, dass Russland Herr sei auf der Ostsee, und der König von Preußen würde sich eher unter den Trümmern seiner letzten Stadt begraben lassen, als in die Abtretung dieses Landes willigen; es sei dies eine Frage, die ganz Europa in Bewegung setzen werde. Die Russen meinten, sie selber könnten Preußen einstweilen in Verwahrung haben, bis sie anderweitig entschädigt seien;[3] ohnehin bilde Preußen keinen Bestandtheil des deutschen Reiches. Man könne es dem Großfürsten Peter übergeben, welcher dafür Holstein

[1] La guerre de sept ans, Chap. XI.
[2] La cour de Russie, p. 165—166.
[3] Ibid. p. 165.

an Dänemark überlasse, und dieses solle zum Dank dafür am Kriege gegen Preußen ernstlichen Antheil nehmen.

Verhalten Österreichs.

In Wien erschrak man über diese Forderung Rußlands, deren Tragweite man vollkommen begriff: es sei schon so mächtig geworden, daß man sein Hereingreifen in Mitteleuropa nicht wünschen dürfe. Man verübelte es Esterhazy, daß er die Forderung der russischen Regierung leicht hingenommen habe; allerdings meinte dieser, Rußland werde die Unausführbarkeit seines Begehrens bald selber einsehen und sich mit einer Schadloshaltung in Geld zufrieden geben. Maria Theresia ließ bloß entgegnen, sie verpfände ihr königliches Wort, daß sie das Äußerste aufbieten werde, um Rußland zu denjenigen Vortheilen und Entschädigungen zu verhelfen, welche die Czarin selbst auswählen oder als erreichbar ansehen würde. Vergebens! Rußland verharrte mit Bestimmtheit gerade auf dieser Forderung und man hielt es in Wien für das Beste, der französischen Regierung dies offen mitzutheilen.

Frankreich.

Für diese war der Friede ein dringendes Bedürfnis geworden. Die Finanzzustände waren entsetzlich; man hatte jedes Jahr ein Deficit von 133 bis 217 Millionen, man lebte von der Hand in den Mund, man verzehrte die Steuern der nächsten Jahre zum voraus. Der Finanzminister Silhouette griff in der Verzweiflung zu Mitteln, die das Mark des Staates verzehrten. Die Mißstimmung machte sich anfangs in Witzen[1]) Luft (man nannte die Schattenbilder, die Hosen ohne Säcke, à la Silhouette), aber bald war sie wie das Tosen des Meeres vor dem Sturme.[2]) Den Krieg zu Land und zur See vermochte man nicht weiter fortzuführen. Kaum saß Karl III. im Escurial, als Choiseul in der Verzweiflung um Vermittlung des Friedens, um ein Anlehen sich an ihn wandte: das Gleichgewicht in Amerika sei gestört, Frankreich werde bald nichts mehr als Domingo haben, es könne nicht mehr als Handelsmacht, mithin nicht mehr als Macht ersten Ranges betrachtet werden, es habe keinen Credit mehr, weder im Inneren, noch im Auslande. Der Staat sei daran, zugrunde zu gehen in Ermanglung von 20 Millionen, die zum Kriege unentbehrlich seien und die man sich nicht verschaffen könne, ohne die Zahlung der Renten einzustellen, was eine Revolution hervorrufen würde. Karl erbleichte; er ließ sich auf keine Anlehen ein, aber er ließ in London erklären, wie er es nicht in Ruhe ansehen könne, daß das im Frieden von

Silhouette.

Karl III. soll vermitteln.

[1]) An den Mauern von Versailles waren eines Morgens die Verse angeschlagen:

Bateaux plats à vendre
Soldats à louer,
Ministres à pendre,
Generaux à rouer.
O France, le sexe femelle
Fit toujours ton destin
Ton honneur vint d'une Pucelle,
Ton malheur vient d'une catin.

[2]) Arneth, l. c. VI, S. 79.

Utrecht hergestellte Gleichgewicht in Amerika gestört werde, wie er lebhaft den Frieden zur See wünsche, den England mit Großmuth und Mäßigung bemessen möge, und wie er der Dolmetscher dafür sein wolle. Pitt ließ ihm erklären, Frankreich habe den Krieg angefangen, möge also auch die Folgen seines Thuns hinnehmen; England könne den Land- vom Seekriege nicht scheiden und werde niemals seine Sache von der Sache Preußens trennen; übrigens gedenke man nicht Domingo und Louisiana zu erobern, was erst als eine Bedrohung der spanischen Besitzungen gelten könnte.

Pitt. Der ältere Pitt war ein auf seine Gaben stolzer Geist und die englische Regierung nahm, sobald er Minister wurde, einen stolzen, gebieterischen Ton an, wie ihn früher Frankreich England gegenüber angenommen hatte. „Er rüttelte uns aus einer schmählichen Schlaffheit empor", schreibt Horace Walpole in seinen Memoiren, „und behauptete, dass unsere Hilfsmittel ungeheuer seien. — Die Unerschrockenheit unserer Heere und Flotten lieferte auch dafür den Beweis — allein er gieng weiter, vielleicht zu weit. Er setzte unsere Einkünfte mit ebensowenig Schonung aufs Spiel, wie das Leben der Unterthanen und gleich als wenn wir nie einen andern Krieg zu führen haben würden, oder als ob er meinte, was unausführbar war, dass es seiner Verwaltung vorbehalten sei, zu entscheiden, welches von beiden allein als Nation fortbestehen sollte, Großbritannien oder Frankreich, verschleuderte er die letzten Schätze dieses Landes mit unverantlicher Verschwendung. Des Finanzwesens vollkommen unkundig, entwarf er in stolzer Zurückgezogenheit großartige Pläne und überließ es anderen, die großartigen Mittel dafür aufzutreiben. Dieses Benehmen war schlau, neu, imponierend, seine Reden wurden wie Orakelsprüche aufgenommen, ihr Erfolg war seinem beseelenden Einflusse zuzuschreiben. Unglück und Misslingen fiel den irdischen Werkzeugen zur Last, Bestechung und Verschwendung wurde den untergeordneten Priestern aufgebürdet. — Vom König von Preußen und dem Prinzen Ferdinand bis zum letzten Proviantmeister im Lager machte sich alles die englische Sorglosigkeit und Freigebigkeit zu Nutzen. Niemand schmeichelte dieser verschwenderischen Prahlsucht mehr als die Deutschen." — „Die Bewunderer Pitts rühmen das Leben, das er unseren Berathungen einflößte, seine Verscheuchung des Kleinmuths, die Sicherheit, welche er unserem Handel und den Colonien verschaffte, die Demüthigung Frankreichs, den Ruhm Britanniens, der unter seiner Waltung eine nie erhörte Höhe erreichte, — dies alles ist unbestreitbare Wahrheit, ebenso dass diese Erfolge nicht zu theuer erkauft waren. Aber all dies hätte auch mit vielen Millionen weniger ausgeführt werden können. Ich schildere einen Menschen, dessen Größe es keinen Abbruch thut, wenn ich auch seine Schwächen nicht verheimliche, nicht aus Tadelsucht, sondern aus Wahrheitsliebe, und weil ich Geschichte schreibe, nicht einen Roman." [1])

Friedensstimmen. Aber auch in England wurden Stimmen für den Frieden laut: die Mittel seien erschöpft, man könne die Kosten des Krieges nicht mehr bestreiten. Newcastle wirkte in diesem Sinne, damit Pitt falle und er selber wieder die Leitung der Dinge übernehmen könnte. Man musste also den Engländern zeigen, dass man den Frieden ernstlich wolle, der aber vom Hochmuth der

[1]) Horace Walpoles Denkwürdigkeiten, I, S. 201—202.

Gegner verschmäht werde, um die Steuerzahlenden willig zu machen, die Kosten des Krieges zu tragen, und um den Ränken Newcastles für die Zukunft vorzubeugen. Darum wurde eine Friedenscongress-Komödie verabredet.[1]) Friedrich kam mit dem König von Großbritannien dahin überein: allen Mächten erklären zu lassen, welches Verlangen sie beide trügen, Mittel und Wege zur Aussöhnung zu finden, um den allgemeinen Frieden wieder herzustellen. Prinz Ludwig von Braunschweig, damals Regent im Haag, eigentlich als Vormund des minderjährigen Statthalters, erhielt von England und Preußen den Auftrag, den Gesandten von Österreich, Frankreich und Russland mitzutheilen, wie geneigt jene beiden Mächte wären, einen gerechten Frieden zu schließen, wie bereit sie seien, Bevollmächtigte nach einem zweckmäßig erscheinenden Orte zur Unterhandlung zu senden. Dies geschah im Schlosse zu Ryswick in demselben Saale, in welchem dreiundsechzig Jahre früher der Friede abgeschlossen worden war. Diese Erklärung wirkte in England günstig für Pitt, wie er es vorausgesehen; die Kriegskosten für das Jahr 1760 mit 15,503.563 Pfund wurden ohne Anstand bewilligt. Bei Friedrich II. war es mit dem Wunsche nach Frieden diesmal Ernst, er selber sagt: „Von Tag zu Tag ward der Krieg schwerer auszuhalten und die Gefahren wurden immer größer. Wie sehr auch das Glück den Preußen geneigt sein mochte, so war es doch unmöglich, dass es nicht ihnen bisweilen untreu werden sollte, da sie gezwungen waren, sich demselben so oft zu überlassen."[2]) — Der Minister Finkenstein sprach noch deutlicher zum englischen Gesandten: „Nur ein Wunder kann uns retten! Reden Sie mit Pitt als Freund und nicht als Minister, — vielleicht kann er Frieden stiften!" Ryswick.

In Wien sah man dieses Vorgehen als ein Zeichen der Nothlage Preußens an,[3]) war darauf gefasst, dass Frankreich auf den Entwurf eingehen werde, hegte aber auch die Überzeugung, dass Österreich wie Sachsen und Russland auf dem Congress zu kurz kommen würden, denn sie würden niemals Ruhe haben, so lange Friedrich seine gegenwärtige Macht behalte, auch würde man dabei nie die gehoffte Entschädigung erlangen. Doch dürfe man, um nicht bei Freund und Feind Anstoß zu erregen, den Antrag nicht barsch zurückweisen: man könne vielmehr, indem man darauf eingehe, die wahre Gesinnung der Höfe erforschen. Österreich schlug Aachen als Congressort vor und ernannte Starhemberg zu seinem Bevollmächtigten. Frankreich wies auf Nancy und Brüssel hin, schloss sich aber im übrigen Österreich an, namentlich insoferne es betonte, der Streit in Amerika habe nichts mit dem in Deutschland gemein, den ersteren vermittle der König von Spanien, den letzteren der Congress, mit anderen Worten, es wollte Frieden mit Eng- Kaunitz.

---

[1]) La guerre de sept ans, Chap. XI.
[2]) Ibid.
[3]) Arneth, l. c. VI, S. 69—71.

land erzielen, aber der Verbündete Maria Theresias bleiben. Mit dem König von Preußen hoffte man in diesem Falle bald fertig zu werden, Choiseul wünschte einen Frieden schließlich zu Land und zur See mit England, und dass beide Theile sich verpflichteten, weder mit Truppen, noch durch Lieferung von Waffen oder Munition sich an dem deutschen Kriege zu betheiligen. Man fürchtete in Wien sogar, dass Choiseul sich mit Preußen vergleichen werde. Doch erkaltete dieser in seinem Bestreben, als Pitt wiederum aufs entschiedenste erklärte, dass England nie ohne den Einschluss Preußens Friede schließen werde, und als Ludwig XV. aufs bestimmteste seinen Willen aussprach, der Verbindung mit Österreich unter allen Umständen treu zu bleiben.

Choiseul. Ludwig XV.

Da nun die Kaiserin Elisabeth ihrem Heere von neuem Befehl gab, den König von Preußen zu besiegen — so waren nach all diesen Verhandlungen Frankreich, Österreich, Russland zur Fortsetzung des Krieges entschlossener als je. Österreich konnte jetzt Russland die Zusage wegen künftiger Erwerbung Preußens nicht mehr verweigern, knüpfte sie aber vorsichtig an die Bedingung, dass dies nur nach erfolgter Vereinigung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit Österreich geschehen könne. Für Friedrich II. wurde die Lage jetzt sehr ernst. Er selber sagt: „Die Leidenschaften waren noch zu ungestüm, die Bewegungen, welche sie in den Gemüthern verursachten, waren noch zu heftig, als dass es möglich gewesen wäre, dieselben zu beruhigen. Dem Könige blieben daher nur zwei Bundesgenossen übrig, durch deren Beistand er sich mit Ehre aus diesem traurigen Kriege ziehen könne: die Tapferkeit und die Beharrlichkeit.“ —

Kein Friede.

Das Kriegsjahr 1760. Thronbesteigung Georgs III.

Dieses Jahr ward für das letzte, für das entscheidende über den ganzen Krieg gehalten. Darum rüstete Maria Theresia zu wuchtigen Schlägen und bereitete alles sorgfältig für die Entscheidung vor. Das Heer ward auf 160.000 Mann gebracht. Am Kriegsplan hatten Loudon und Kaunitz vielen Antheil und darum ist das angriffsweise Vorgehen darin betont als Grundlage aller Unternehmungen, nicht wie bisher das bloß vertheidigungsweise Sichverhalten. Die Gelegenheit, eine Schlacht zu liefern, sollte nicht vermieden, sondern vielmehr eifrig gesucht werden. Der Feind sollte von drei bis vier Armeen zugleich angegriffen werden, deren jede für sich allein zu operieren im Stande wäre. Das Heer, welchem der König seine Macht zuwende, sollte in der Defensive bleiben, bis ihm die anderen auf den Leib rücken. Dann sollte in Sachsen den größeren Theil des preußischen Heeres beschäftigen, indes Loudon mit 40.000 Mann, zu denen 20.000 Russen stoßen sollten, baldmöglichst den Feldzug eröffnen würde, entweder eine Festung wegzunehmen

Kriegsplan.

oder dem Feinde anderweitig große Verlegenheiten zu bereiten. Die Russen sollten geradezu an die Oder vorrücken und Breslau wegnehmen. Die Schweden sollten eine hinlängliche Besatzung in Stralsund zurücklassen und durch Mecklenburg an die Havel vorrücken, von da gegen Berlin, vereint mit einem österreichischen Heere, das von Sachsen aus in derselben Richtung hin aufbräche. Das französische Heer sollte 100.000 Mann stark unter Broglie, der zum Marschall ernannt war, in Hessen vorrücken, eine Abtheilung, wobei die im französischen Solde stehenden Bayern und Sachsen, sollte gegen Thüringen vordringen, allenfalls auch im Vereine mit der Reichsarmee zur Vertreibung der Preußen aus Sachsen behilflich sein. Am Niederrhein sollte ein Armeecorps von 30.000 Mann unter St.-Germain gegen die Hannoveraner und Engländer thätig sein. Im ganzen erwartete man von der französischen Armee bloß, dass sie den Herzog von Braunschweig beschäftige; den Entscheid hoffte man von der vereinten Thätigkeit des österreichischen und russischen Heeres. Die Verbündeten waren: 115.000 Franzosen, 130.000 Österreicher, 20.000 Reichskrieger, 10.000 Schweden; zusammen 280.000 Mann. Friedrich konnte nur 90.000 Mann aufbringen, das Heer unter Braunschweig zählte 75.000 Mann; zusammen 165.000 Mann. Begreiflich, dass er sorgenvoll der Zukunft entgegenblickte: „Dauert der Krieg fort," schrieb er an Ferdinand von Braunschweig, „so sehe ich meinen Untergang vor Augen. Unsere Feinde sind viel zu zahlreich, viele von uns verlieren den Muth. Sie mögen nur unsere Grabschrift machen." Stärke der Heere.

Allein an ein Zusammenwirken der Russen und Österreicher war schwer zu denken. Zwar der Wille der Kaiserin Elisabeth zum ernstlichen Krieg war entschieden, aber die russischen Großen sahen auf den künftigen Czaren, der mit Galgen und Rad denen drohte, welche den Staat erschütterten,[1]) das heißt Österreich wirklich helfen wollten. Soltykoff meinte, man dürfe höchstens die Belagerung von Danzig übernehmen und die schon besetzten Gebietstheile behaupten, keineswegs Truppen nach Schlesien absenden, denn mit zwei Siegen habe man genug gethan, es wäre unverantwortlich, so tapfere Truppen neuerdings der Gefahr auszusetzen. Österreich drang auf die Absetzung Soltykoffs, doch er blieb beim Oberbefehl, denn er habe Glück, nur dass man ihm zwei tüchtige Rathgeber, Browne und Czernitscheff, beigab, und den ganzen russischen Feldzugsplan erhielt Friedrich bald in Abschrift aus den Händen des bestochenen Generals Tottleben.[2]) Der Geist der russischen Armee war dem vereinten Wirken mit Österreich nicht günstig. „Gestern sagte mir der Anführer", schreibt Mesnager[3]) (der als militärischer Berichterstatter im Lager war): „Es ist dumm von den Höfen, dass sie uns Schwäche der Coalition. Soltykoff.

[1]) Arneth, l. c. VI, S. 106.
[2]) Schäfer, l. c. II, 2. S. 21.
[3]) Stuhr, l. c. II, S. 358.

so viele Leute schicken, um uns zu treiben, vorzurücken. Alle Mahnungen, die unseren Weisungen nicht entsprechen, nützen nichts und zwingen uns nur Gründe für die Unmöglichkeit oder Verzögerung zu erdenken, welche wir selber für lächerlich halten."

Loudon. Der Krieg begann in Schlesien, wohin der regsame Loudon drang, der nicht in Ruhe abwarten wollte, bis die Russen kämen. Fouqué. Hier standen die Generale Goltz und Fouqué mit 15.000 Mann. Friedrich selber stand in Sachsen mit 40.000 Mann, abwartend, bis die Pläne seiner Feinde sich enthüllen würden; Prinz Heinrich sollte mit 35.000 Mann die Russen abhalten. Das Hauptziel des Königs war zunächst, die Verbindung der Russen mit den Österreichern zu verhindern. Loudon beschloss den Kampf in Feindesland zu tragen und drang Ende Mai von Böhmen in die Grafschaft Glatz vor und sandte starke Abtheilungen bis gegen Breslau. Was er anstrebte, errieth weder der König noch Prinz Heinrich; Fouqué meinte, er habe Absichten auf Landshut. Breslau, und verließ seine wichtige Stellung bei Landshut und stellte sich, um Breslau zu decken, bei Kanth auf. Loudon aber begann auf einmal Glatz zu belagern und ließ Landshut durch den General Janus besetzen. Glatz galt für den Schlüssel zu Schlesien, und von seiner Bürgerschaft hieß es, sie wünsche nichts sehnlicher, als des preußischen Joches ledig zu werden. Friedrich II. missbilligte den übereilten Rückzug Fouqués, welcher möglich das platte Land rein zu halten suchte, und befahl ihm das Gebirge wieder zu erobern, das er ihm verloren, mit dem bitteren Beisatze: „Meine Generale verursachen mir mehr Schaden, als der Feind, weil sie immer verkehrt manövrieren." Fouqué, den wir von der Unthat an Faulhaber her noch kennen, „der Tyrann aller Menschenclassen" genannt, von seinen eigenen Kindern gefürchtet, war ein Mann, der solchen Tadel nicht ertragen konnte. Er meldete dem König, er werde ihm Landshut wieder verschaffen und bis auf den letzten Mann behaupten. So geschah es; am 17. Juni war er mit seinen 10.500 Mann und 68 Geschützen wieder im Besitze der früheren Stellung. Er hatte die Seinen zum Kampfe aufgefordert mit den Worten: „Wir müssen Landshut wieder einnehmen, Loudon wird dann mit Übermacht über uns herfallen, dann müssen wir als alte Preußen uns so lange als möglich halten, an keine Ergebung auf offenem Felde denken und uns bei einer möglichen Niederlage wehren bis auf den letzten Mann. Im Falle eines Rückzuges werde ich einer der letzten auf dem Schlachtfelde sein, doch wenn ich das Unglück habe, einen solchen Tag zu überleben, gebe ich mein Ehrenwort, keinen preußischen Degen mehr zu ziehen." Der Eisenkopf hielt auch darin sein Wort. Von dem umsichtigen Loudon bald von allen Seiten gefasst, schlug er sich mit dem Muthe der Verzweiflung, bis er nach langem heißen Kampfe schwerverwundet in die Hände der Österreicher fiel; nach dem Frieden erst wieder frei hielt er sich von jedem Kriegsdienste fern. Von seinen Kriegern schlugen sich 1000 durch, 4000 ergaben sich, die anderen waren alle todt oder verwundet. Die Österreicher hatten 2000 Todte und Verwundete. Sie anerkannten die Bravheit, mit der hier die Preußen gestritten. Oberst Voigt hob den mit Blut und Staub bedeckten Feldherrn von der Erde auf und bot ihm ein Paradepferd an, „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben" — entgegnete der Verwundete. — „Mein Sattelzeug", schloss der Obrist, „gewinnt unendlichen Glatz. Wert, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt ist." — Glatz ergab sich 26. Juli an die Österreicher. Loudon rückte nun vor Breslau,

das aber Tauenzien entschlossen vertheidigte. Mit den Worten: „Gott erhalte Ihnen diesen Josua!“[1]) sandte Kaunitz den Bericht Loudons an die Kaiserin. Diese hatte kurz vorher in einem eigenen Schreiben, seine Mäßigung und Bescheidenheit rühmend, erklärt:“[2]) „Ich habe so viel Vertrauen in Eure Kriegserfahrung und Euren Diensteifer gesetzt, dass Ich kein Bedenken getragen, eine Armee Eurem Commando zu untergeben. Dieses Vertrauen ist durch Euer bisheriges Betragen nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Und damit Ich Euch hievon eine Probe gebe, so geht an Euch mein gemessener Befehl, dass Ihr Euch nicht für einen Subalternen, sondern für Meinen commandierenden General in Schlesien anzusehen habet, welcher unter keines anderen Generalen Commando stehet, sondern alles dasjenige, was ihm nach seiner eigenen Einsicht und nach den Umständen Meinem Dienste am ersprießlichsten scheint, ohne weitere Rückfrage und Bedenken zu unternehmen hat.“ — Ein Beweis, wie Loudons Ansehen im Steigen und dass die Kaiserin damals mit Daun unzufrieden war, und dazu hatte sie auch guten Grund. Loudon selbständig.

Der König war nämlich auf die Nachricht von der Bedrängnis Fouqués am 15. Juni unterhalb Meißens über die Elbe gegangen, um nach Schlesien zu eilen, und hatte gesucht das Corps Lacys zu überfallen, der ihm aber geschickt auswich. Daun eilte dem König auf dem kürzeren Wege nach und traf vor ihm in Bautzen ein und eilte unaufhaltsam nach Schlesien, Lacy nur drei Märsche hinter sich zurücklassend. Wieder suchte der König diesen zu unterdrücken, wieder zog sich Lacy geschickt vor ihm zurück, und zwar zum Reichsheer. Plötzlich änderte der König seinen Plan, kehrte um, zunächst in Sachsen mit den Feinden reinen Tisch zu machen und Dresden zu nehmen. „Entweder kommt der Daun und schlägt mich,“ schrieb Friedrich an seinen Bruder, „oder ich nehme ihm Dresden vor der Nase weg.“ — Die Vertheidigung unter dem österreichischen Feldzeugmeister Maquire war jedoch ebenso standhaft als umsichtig. Zorn über die getäuschte Erwartung, er werde in zwei bis drei Tagen wieder Herr in Dresden sein, oder die Hoffnung, Daun werde aus Rücksicht auf die königliche Familie Dresden keiner Verheerung aussetzen, ließen ihn zu einer Beschießung der armen Hauptstadt Sachsens schreiten, die mehr den Palästen, Kirchen und Privathäusern als den Wällen zu gelten schien. Vom 14. Juni an beschoss er die Festung, vom 19. bis 22. mit Brandkugeln die Stadt; fünf Kirchen — darunter die schöne Frauenkirche — viele Paläste, 416 Häuser verbrannten, viele Einwohner wurden unter den Trümmern begraben oder erschossen, die meisten wurden Bettler — diese nutzlose Grausamkeit machte jedoch Maquire nicht wanken, er behauptete Dresden, dessen Beschießung einer der häßlichsten Flecken am Andenken Friedrichs II. ist. Daun kam am 22. und der Gegner musste abziehen; jener hätte früher eintreffen können und hätte sich jetzt mit Friedrich schlagen sollen, der sich gen Meißen zurückzog. Bald standen die Heere wieder wie beim Beginne des Feldzuges einander gegenüber. Friedrich schrieb an seinen Bruder: „Du kennst Daun, er liebt es nicht von heute auf morgen Schlachten zu liefern: im Gegentheile muss man, um ihn dazu zu bringen, sich der verschiedensten Umwege und Hilfsmittel bedienen.“ Lacy. Daun. Dresden. Maquire. Dresden. Daun.

Das Glück Loudons in Schlesiens hatte in Petersburg dem Gedanken Bahn gebrochen, die russische Armee solle gen Breslau vorrücken. Soltykoff erhielt dem- Russen.

[1]) Janko, l. c. S. 192—194.
[2]) Vollständig mitgetheilt bei Janko, l. c. S. 184—185.

gemäß Befehl, vorzuschreiten und Czernitscheff mit einem Armeecorps zur Unterstützung Loudons vorauszusenden. Doch war er zu träge und furchtsam, um rasch selber über die Oder zu gehen und das Armeecorps des Prinzen Heinrich zu unterdrücken, das in Eilmärschen zum Entsatze Breslaus anrückte. Endlich sagte
Loudon. er Loudon zu, er wolle gegen Ende Juli vor Breslau eintreffen. In Wien sehnte
Breslau. man sich, die Übergabe von Breslau zu vernehmen, der dann bald Schweidnitz, Neisse, Brieg und Glogau, das heißt der Kern von Schlesien, folgen würde. Wir können uns denken, wie der hurtige Loudon alles anwendete, die Hauptstadt des von seiner Herrin so schmerzlich vermissten Schlesiens zum schnellen Falle zu bringen, Beschießungen und Drohungen. Vergebens! Tauenzien war ein treuer, ent-
Lessing. schlossener Anhänger des Königs von Preußen. Lessing, damals sein Secretär und gerade mit „Minna von Barnhelm“ beschäftigt, meinte: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiss unter diesem Baume gestanden.“ [1]) Als der kaiserliche Oberst, welcher zur baldigen Übergabe aufforderte, mit Erstürmung drohte, bei der selbst das Kind im Mutterleibe nicht geschont würde, erwiderte Tauenzien: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten sind es auch nicht!“ — Die Russen waren zur bestimmten Zeit nicht zur Stelle, wohl aber Prinz Heinrich, und so musste Loudon 4. August die Belagerung von Breslau aufheben und sich nach Kanth zurückziehen.

In Sorge um Breslau, von dessen Rettung er noch nichts wusste, und den Anmarsch der Russen fürchtend, brach der König von Dresden weg gegen Schlesien auf, um Breslau zu retten und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, Hülsen mit 12.000 Mann gegen das Reichsheer zurücklassend. Doch Daun und Lacy brachen auch nach Schlesien auf, jener gedachte an der Katzbach
Züge und Gegenzüge. eine Schlacht zu liefern. Und nun kommt eine Reihe von Bewegungen und Gegenbewegungen, welche nach dem Urtheile der Kriegskundigen das Genie des Königs in seinem höchsten Glanze zeigen. Daun richtete geschickt seine Märsche nach denen des Königs ein. Friedrich selber erzählt: „Hätte ein Fremder den Zug dieser Heere gesehen, so würde er sich haben täuschen können, denn gewiss hätte er geglaubt, dass sie alle zu einem Heere gehörten. Die Armee des Feldmarschalls Daun müsste ihm der Vortrab zu sein scheinen, die preußische Armee wie der mittlere Theil der Schlachtordnung und der Haufe des Herrn von Lacy wie der Nachtrab.“ [2]) — Das Absehen seiner Gegner war, zu verhindern, dass er sich mit dem Heere seines Bruders vereinige, ihn von Schlesien abzuschließen und ihm ein Schicksal zu bereiten, wie es Fink bei Maxen erfahren. Wie gefährlich die feindlichen Plane, erfuhr der König aus einem abgefangenen Schreiben Dauns an Lacy. Seine Lage war umso bedenklicher, als seine Armee nur noch für wenige Tage Lebensmittel besaß und die Gegner mit 90.000 Mann seine 30.000 einzuschließen drohten. List musste hier die Zahl der Streiter ersetzen. Friedrich gesteht selber,[3]) er habe kein besseres Mittel zu erdenken gewusst, als das Betragen eines Parteigängers nachzuahmen, der jede Nacht seine Stellung verändert, um den Streichen auszuweichen, welche ihm eine Armee würde versetzen können, wenn es ihm an Wachsamkeit und Thätigkeit fehlte. — „Man hatte viele Zwecke zugleich zu verfolgen: man musste der Sicherheit der Armee wegen seinen Standort oft

[1]) Lessings Leben, I, S. 216.
[2]) La guerre de sept ans, Chap. XII.
[3]) Ibid. Chap. XII.

verändern, man musste zugleich einen mehr als dreifach stärkeren Feind in Schranken halten; man durfte sich auch nicht von ihm entfernen, damit er sich nicht etwa gegen den Prinzen Heinrich wende, der ohnehin schon eine Armee von 80.000 Russen am Halse hatte. So vielen Forderungen nachzukommen, blieb also das einzige Mittel: die Stellung oft zu verändern, ohne jedoch eine zusehr von dem Feinde entfernte Stellung zu nehmen. Dies machte denselben verwirrt, er kam das Lager zu besichtigen, welches man genommen hatte; er machte seine Anordnungen mit Langsamkeit, und wenn er sie nun ausführen wollte, so fand er niemand mehr vor sich und war demnach gezwungen, mit all diesen Förmlichkeiten wieder von vorne anzufangen."

So kam der König bis Liegnitz, als er von einem Überläufer erfuhr,[1] Liegnitz. dass er am anderen Tage, am 15. August, von Daun und Loudon vorn und im Rücken angegriffen werden sollte. Daun hatte nämlich von der Kaiserin gemessene Befehle erhalten, keine Gelegenheit zu einer Schlacht, selbst wenn die Vortheile auf beiden Seiten gleich stünden, zu versäumen, sondern dieselbe auf jede mögliche Weise zu suchen, und der zur Entscheidung drängende Loudon hatte in der That den russischen Oberfeldherrn vermocht, Czernitscheff mit 24.000 Mann bis Auras vorzuschieben. Lacy hatte versprochen, den rechten Flügel der Preußen, Daun, das Centrum in der Frühe des 15. August anzugreifen, Loudon sollte den linken Flügel packen!

War es Zufall, oder war Verrath im Spiele: Loudon griff um 3 Uhr früh den 15. August bei den Anhöhen von Pfaffendorf den Feind an, stieß aber, statt auf einen Flügel, auf die ganze Macht der Preußen und fand Unterstützung weder von Daun noch von Lacy. Die Schlacht war also verloren, noch ehe sie Loudon. begonnen, wenn nicht Daun und Lacy in den nächsten Stunden erschienen. Loudon fühlte bald, woran er war, und stellte sich mit dem Rufe an die Spitze der Stürmenden: „Freunde, wir sind allein! Da hilft nichts als guten Muth behalten, vorwärts!" Die Anhöhen wurden auch genommen und 72 Geschütze erobert. „Jeder Mann hat seine Schuldigkeit gethan und alle haben wie tapfere Leute gestritten."[2] Zwischen 4—5 Uhr fiel jedoch der Nebel und erblickte Loudon die feindliche Hauptmacht gegen sich. Als der Tapfere um 6 Uhr sah, dass er von keiner Seite eine Unterstützung zu hoffen hatte, trat er den Rückzug in so meisterhafter Art an, dass Friedrich seiner Umgebung bewundernd zurief: „Da seht den Loudon! von dem kann man retirieren lernen, er räumt das Feld wie ein Sieger." Die Schlacht hatte nur drei Stunden gedauert, aber die Zahl der Todten und Verwundeten war groß, 6000 bei den Österreichern, 3500 bei den Preußen, welche zugleich 82 Kanonen eroberten. Loudon hatte den Tod gesucht, sein Rock war von Kugeln durchlöchert. Bleich vor innerer Erregung redete er nach dem Rückzuge die Seinen an: „Ich danke Ihnen im Namen des Vaterlandes für Ihre in der Schlacht bewiesene Bravour. Das Treffen ist verloren gegangen, aber das ist nicht unsere Schuld. Im vorigen Feldzuge hat mich Soltykoff getäuscht; damals erklärte ich, er würde mich nicht zum zweitenmale mehr täuschen.

---

[1] Arneth, l. c. VI, S. 189.

[2] So meldet Loudon selber in seinem Bericht, der bei Janko abgedruckt ist, l. c. S. 196—198.

Daun. Heute ließ mich der Feldmarschall Daun im Stiche; auch er soll diese Freude nicht zum zweitenmale erleben. Doch wir rächen uns am besten an unseren und unserer Kaiserin Feinden, wenn wir auf das genaueste unsere Pflicht erfüllen. Begeben Sie sich also wieder auf Ihre Posten.“ [1]) Ist diese Rede echt, so beweist sie, dass Loudon Dauns Unthätigkeit dem Neide zuschrieb, was auch die Armee, was Wien, was die Welt damals glaubte. Daun, dessen Lager eineinhalb Stunden vom Schlachtfelde entfernt war, behauptete, er habe nicht schießen gehört wegen des starken Windes, der in der Richtung gegen Pfaffendorf wehte. Bald beruhigte ihn Kaunitz, die Kaiserin wie die öffentliche Meinung ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, übrigens sei bei Daun nicht ein Vorsatz unterloffen, sondern es sei der Mangel an Entschlossenheit. Die erste, die Loudons Schmerz linderte, war seine Kaiserin, indem sie in einem schönen Schreiben seine Geistesgegenwart, Herzhaftigkeit und seine Vorsicht pries. Loudons Schmerz spricht sich in seinem unparteiischen Berichte nur an der Stelle aus, wo er bemerkt: „Würde die große Armee mit mir nach der Vereinbarung mit Anbruch des Tages an den Feind gelangt sein, so hätte man einen vollständigen Sieg erfochten.“ [2]) — Der Sieger selber glaubte nicht, dass Loudon von Daun geopfert worden sei, sondern schrieb Dauns Verhalten dem Mangel an Entschlossenheit und raschem Blicke zu: „Daun hatte die ganze Nacht, mit seinen Truppen in Colonne gestellt, nahe an dem Bache zugebracht, welcher seine Armee von dem ehemaligen preußischen Lager trennte. Aus Vorsicht hatte der König daselbst einige Husaren zurückgelassen, welche das Geschrei der Schildwachen nachahmten und den Feind in der Meinung erhielten, dass sich die Armee noch dort befände. Beim ersten Schimmer des Tages setzten sich Daun und Lacy in Bewegung, um die Preußen anzugreifen, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie das Lager leer fanden und keine Nachricht erhielten, was aus der preußischen Armee geworden sei.[3]) Man hätte sagen mögen, das Schicksal habe beschlossen gehabt, dass an diesem Tage den Österreichern nichts gelingen sollte; sogar der Wind war ihnen zuwider. Weder der Feldmarschall noch Lacy hörten das Getöse der Schlacht, welche hinter Pfaffendorf eine halbe Meile von ihnen geliefert wurde, obgleich von beiden Seiten wenigstens 200 Kanonen feuerten. Lange Zeit war der Feldmarschall unschlüssig, wozu er sich bestimmen sollte; endlich nach vielen Rathschlägen und verschiedenen Meinungen beschloss er, bei Liegnitz über die Katzbach zu gehen und das Corps Ziethens, welches er in Schlachtordnung sah, anzugreifen; er schickte Lacy ab, um weiter oben über das Schwarzwasser zu gehen. Dies aber war unmöglich, wenn er nicht einen Umweg von einer halben Meile machte, um eine Brücke anzutreffen; denn da die Ufer dieses Baches sumpfig sind, so helfen Brücken allein nichts, man muss auch Dämme machen, um jenseits Liegnitz hinüber zu kommen. Die Schlacht war schon gewonnen und der König begab sich gerade nach seinem rechten Flügel, als man den Vortrab Dauns erblickte. Um die Sache zu beenden und Daun von der Niederlage Loudons, die er bereits muthmaßte, Nachricht zu geben, um endlich seinen Rückzug zu beschleunigen, ließ der König seine Truppen Victoria schießen. Beim zweiten Lauffeuer kehrten die Feinde um und giengen bei Liegnitz über die Katzbach zurück.“

Maria Theresia.

Friedrichs Urtheil.

Kriegslist. Mit einer List trieb Friedrich II. die 24.000 Russen unter Czernitscheff

---

[1]) Mitgetheilt bei Janko, l. c. S. 202.
[2]) Loudons Bericht bei Janko, l. c. S. 196—198.
[3]) La guerre de sept ans, Chap. XII.

über die Oder zurück. Er schrieb nämlich einen Brief an seinen Bruder Heinrich, worin er diesem den Sieg über Loudon mit Übertreibung meldete und dass er jetzt die Russen schlagen wolle, und gab dieses Schreiben einem Bauern mit dem Befehle, sich von den Russen fangen zu lassen und dieses Schreiben wie aus Angst ihnen einzuhändigen. So geschah es und augenblicklich gieng Czernitscheff über die Oder zurück und ließ dem König den Weg nach Breslau offen. Soltykoff aber meinte, die Österreicher hätten ihn im Stiche gelassen, und grollte und zog sich nach Herrnstadt zurück. Friedrich, die Russen für weniger der Beachtung wert achtend, ließ sie nur von 12.000 Mann unter Goltz beobachten und zog seinen Bruder Heinrich an sich, mit dem er nicht ganz zufrieden war, weil er der Meinung war, er hätte die Russen schlagen sollen. Heinrich, gekränkt und längst des Königs Treiben missbilligend, legte seine Stelle nieder, nicht ohne Friedrich in einem Schreiben warm vorzuhalten, wie der wahre Ruhm, fern von der Eitelkeit, es vermeide, Glanz zu suchen auf Kosten von Tausenden von Unglücklichen, und nur das Wohl der Mitmenschen bezwecke. So urtheilte die eigene Familie über den Preußenkönig. Er selber war des Sieges bei Liegnitz nicht froh. In einem Schreiben an d'Argens, welches jedoch von den Österreichern aufgefangen und in Zeitungen abgedruckt wurde, sagte er selber: „Die Schlacht vom 15. August, die zu anderen Zeiten vieles entschieden hätte, ist jetzt nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. — Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Eine Art von Wunder ist erforderlich, um all die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. — Die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, fängt an, mir zu fehlen." — Der König konnte die Österreicher nicht aus Schlesien hinausbringen und sie vermochten ihn nicht zu einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen. Am 17. September wollten Daun, Loudon und Lacy den König in der Nähe von Landshut von drei Seiten angreifen, aber er entwischte ihnen mit äußerster Gewandtheit nach Obergiersdorf in ein fast unangreifbares Lager. Ein Wechsel der Stellung folgt auf den anderen, einer künstlicher als der andere. Man steht meist einander sehr nahe, doch kommt es nur zu Vorpostenkämpfen. Daun ist in solchen Bewegungen ein Meister. — „Wir sind noch immer," schreibt der König, wie verzweifelt an seinen Bruder, „Nase an Nase, beide in unangreifbaren Lagern. Dieser Feldzug scheint mir unerträglicher, als irgend einer der vorhergehenden. Soviel Mühe und Sorgfalt ich auch anwende, ich habe nur in Kleinigkeiten Erfolg."

Rückzug der Russen.

Prinz Heinrich.

Erst die Gefahr Berlins trieb Friedrich wieder aus Schlesien hinweg. Zwischen Österreichern und Russen war ein Zug wider die Hauptstadt verabredet worden. Die Russen unter Tottleben hatten den kürzesten Weg und standen schon am 3. October vor Berlin, wurden aber von der Besatzung, der sich Lehwald und Seydlitz anschlossen, die hier ihre Wunden pflegten, zurückgewiesen bis Köpenik. Auf die Kunde von der Gefahr eilten Eugen von Wirtemberg, ein Bruder des regierenden Herzogs, und Hülsen herbei, so dass die Besatzung auf 14.000 Mann stieg. Aber jetzt kamen die Russen unter Czernitscheff und die Österreicher unter Lacy, 42.000 Mann, und die Stadt musste sich am 9. October ergeben und 1,500.000 Thaler als Geschenk

Berlin.

an das Heer erlegen — das heißt an die Russen, die sich als die Meister betrachteten, während Lacy nur 12 Kanonen und 50.000 Thaler erhielt.

Tottleben. Tottleben schonte Berlin, wir wissen aus welchen Gründen. Der Kaufmann Chotzkowsky verwendete 150.000 Thaler auf Bestechung. In Potsdam wurde die Gewehrfabrik zerstört und eine Kriegssteuer von 70.000 Thalern erhoben. In Charlottenburg und Schönhausen nahmen Sachsen, von den bei Pirna gefangenen, Rache an Antiken, die sie vollständig zerstörten, für das, was Friedrich ihrem Lande geschadet. Am 12. October ward Berlin geräumt; in Gewaltmärschen nahte der König mit 55.000 Mann bis Guben. Die Kosaken hausten entsetzlich in den Orten, durch die sie kamen. Sonst haben

Kolberg. die Russen in diesem Jahre nichts geleistet. Kolberg, das sie vereint mit den Schweden zu Land und zur See 28. August bis 18. September beschossen, ward durch General Heyden tapfer vertheidigt und durch General Werner, der mit einigen Schwadronen Husaren eine Flotte in die Flucht trieb, mit bloß 4000 Mann entsetzt. Die Russen nahmen ihre Winterquartiere an der Warthe, zogen sich jedoch, das Land, wo sie gehaust, als Wüste zurücklassend,

Buturlin. hinter die Weichsel zurück, als Buturlin den Oberbefehl übernahm, der sich noch mehr als Soltykoff von Fermor beherrschen ließ und noch weniger guten

Schweden. Willen und Feldherrnfähigkeit besaß. — Was die Schweden anbelangt, so hatten sie in diesem Jahre wieder nichts Nennenswertes geleistet.

Friedrich kam nicht nach Berlin; als er hörte, die Feinde seien von da abgezogen, wandte er sich gegen Sachsen. Für die Verheerung von Charlottenburg nahm er Rache, indem er das Jagdschloss Hubertsburg so ausplündern ließ, dass nur die nackten Mauern übrig blieben. Diese unköniglich Handlung sucht Archenholtz mit dem Gerede zu rechtfertigen: „Bei dieser Gelegenheit siegte der

Wider Sachsen. gereizte Mensch über den Philosophen.“ — Daun zog dem König nach durch die Lausitz auf Torgau zu, Loudon blieb in Schlesien. Die Reichsarmee zog sich vor dem König aus Wittenberg zurück nach Düben und von da nach Leipzig, und als Hülsen gegen sie anrückte, nach den Ausläufern des Erzgebirges. In Düben legte der König Magazine an, doch reichten diese kaum auf vier Wochen, während Daun im Besitze des rechten Elbe-Ufers und, von Dresden und Torgau aus diesen Fluss beherrschend, seine Zufuhren gesichert hatte. Von den Russen hörte der König, dass sie, wenn Daun sich bei Torgau behaupte, wieder vorrücken und ihre Winterquartiere in Brandenburg beziehen wollten; dadurch wäre er von Pommern, und von Berlin, das ihm Kleider, Waffen, Geräthe und alle Bedürfnisse für den Krieg lieferte, sowie von Schlesien abgeschnitten worden.[1])

Noth des Königs. „Hiezu kam noch eine andere Betrachtung, dass die Armee des Königs keine anderen Winterquartiere als nur jenseits der Mulde, zwischen der Pleisse, Saale, Elster und Unstrut beziehen konnte. Dieser zu eingeschränkte Platz aber konnte den Winter über so vielen Truppen nicht genug Lebensmittel liefern. Woher sollten nun die Vorräthe auf den Frühling herkommen? woher die Kleider, woher die Recruten? Dieses so zusammengedrängte und auf die alliierte Armee zurückgeworfene Heer würde jene in Mangel gebracht haben, indem es sich selber in

[1]) La guerre de sept ans, Chap. XII.

Mangel gebracht hätte. Jeder Vernünftige wird einsehen, daſs, wenn der König so diesen Herbst hätte stehen bleiben wollen, ohne auf neue Unternehmungen bedacht zu sein, es ebensoviel gewesen wäre, als sich selbst wehrlos zu machen und so sich den Feinden auf Gnade und Ungnade zu ergeben." Also ein Kampf der Verzweiflung war nothwendig: der König muſste alles wagen, um sein Heer und die Verbindung mit seinem Lande zu erhalten. — Daſs die Lage eine verzweifelte war, zeigen die Selbstmordgedanken, welche jetzt wieder in Friedrichs Briefen spuken. So schreibt er in diesen an d'Argens:[1] „Nie werde ich mich zu einem nachtheiligen Frieden zwingen lassen, keine Überredung wird mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn das Schicksal, welches mich verfolgt, diesen Trost für zu süß hält, werde ich meinem Unglücke ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich sein wird, es zu ertragen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Ich werde diesen Feldzug enden, entschlossen alles zu wagen und die verzweiflungsvollsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein ruhmvolles Ende zu finden." Kampf der Verzweiflung.

Auch Daun war bereit zum Schlagen. Von Wien war ihm die Weisung zugekommen, um jeden Preis Sachsen zu behaupten und für diesen Zweck selbst unter zweifelhaften Umständen eine Schlacht zu liefern. Sollte er den König angreifen? Im Kriegsrathe waren nur drei Stimmen dafür. Daun erklärte seinen Entschluſs, sich in seiner Stellung so lange als möglich zu halten. Sie war sehr fest, stützte sich auf Torgau und die Hügelmasse im Westen, die Siptitzer Höhen, die Elbe deckte sie auf der einen Seite, Schanzen auf der zweiten, Wälder, Teiche, Dämme, abschüssige Stellen an der dritten und vierten Seite. Lange musterte sie Friedrich, endlich fand er doch einen Fehler: sie hatte zu wenig Flächeninhalt für die Menge der Krieger, zu wenig Tiefe: „die Treffen hatten nicht 300 Schritte Zwischenraum — für die Preußen ein sehr günstiger Umstand, weil man durch einen Angriff des Mittelpunktes von vorn und im Rücken den Feind zwischen zwei Feuer brachte, wo er durchaus geschlagen wurde." Darauf gründete der König seinen Plan: Ziethen solle im Süden, er selber wolle im Norden angreifen, die Mitte muſste erschüttert und es dann leicht werden, die Österreicher in die Elbe zu werfen oder zur Ergebung zu zwingen. Es war nicht bloß auf einen Sieg, es war auf die Vernichtung der Gegner abgesehen. Daun. Torgau. Schlachtplan.

Es war ein regnerischer Morgen, Montag den 3. November 1760, als der König gegen halb 7 Uhr sein Heer, 44.000 Mann mit 240 Kanonen, von Langenreichenbach bei Schilda nordwärts in Bewegung setzte, in vier Colonnen, jede auf einer anderen Straße. Der linke Flügel unter dem König zog in drei Abtheilungen in großen Bogen durch den Domitscher Wald gen Elbing, in dessen Nähe sie sich wenden sollten, um Daun von Norden her anzugreifen. Unter Ziethen sollte der rechte Flügel, 16.000 Mann, auf der Butterstraße gegen die Höhen von Siptiz ziehen und den Österreichern, wenn sie sich gegen den König wendeten, in den Rücken fallen und ihnen den Rückzug abschneiden. Alles hieng von der Gleichzeitigkeit des Angriffes ab. Der Weg des Königs gieng sechs Stunden weit durch lauter Sand und Föhrenwald, mühsam war die Fortbringung des Geschützes. Da die Bäume die Übersicht hinderten, hatte der vorsichtige Daun starke Posten aufgestellt, durch welche er denn auch vom Anzuge der Preußen bald Nachricht 3. Nov. 1760. Aufmarsch.

[1] Schreiben vom 28. October. Oeuvres XIX, p. 201—203.

erhielt, infolge der er seine Stellung gegen Norden verstärkte; seine Anordnungen waren überhaupt vortrefflich. Mit einer solchen Vorhut kam Ziethen ins Gefecht, sie zog sich zurück, Ziethen folgte ihr zu weit östlich und ein heftiges Geschützfeuer entspann sich. Des Königs Vorhut hatte sich noch nicht aus dem Walde herausgearbeitet, als er den Kanonendonner von Süden vernahm. „Ziethen schon im Gefecht und ich habe mein Fußvolk noch nicht hier!“ rief er und trieb seine Grenadiere, eine Kerntruppe, um mittags 2 Uhr zum Angriffe auf die Österreicher. Die Art, wie sie empfangen wurden, war schrecklich. Archenholtz, der als junger Officier dabei verwundet wurde, erzählt: „Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehen, selbst der König brach wiederholt gegen seine Adjutanten in die Worte aus: ‚Welch schreckliche Kanonade! haben Sie je eine ähnliche gehört!‘ Auch war die Wirkung über alle Vorstellungen gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Grenadiere, welche den Angriff machten, todt oder verwundet auf die Walstatt gestreckt, größtentheils noch ehe sie ihre Gewehre hatten abfeuern können, nur 600 waren am anderen Tage noch zum Dienste übrig. Es regnete stark, allein der Donner des Geschützes, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriss, zertheilte die Wolken in der Region des Kampfplatzes und der Himmel wurde etwas heiter. Mittlerweile rückte die Hauptcolonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind ins Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerschmettert auf ihre Häupter. Das Brüllen der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald, es waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beim Ausgange sahen die neuanrückenden Preußen in den Wegen, die sich durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine siegversprechenden Scenen, sondern eine Walstatt voller Todten und abscheulich verstümmelter Körper, die sich keuchend in ihrem Blute wälzten.“ Es war den Preußen sehr schwer, ihre Kanonen vorwärts zu bringen. Pferde und Führer wurden niedergeschossen, die Lafetten zertrümmert. Neue Abtheilungen des Fußvolkes eilten aus dem Walde herbei, um im Sturmlauf an die Artilleristen zu kommen — ganze Glieder wurden niedergeschmettert. Dreimal wurde der Angriff wiederholt und immer zurückgeschlagen. Es war ein schreckliches Ringen. Der König bekam durch eine Kugel eine Quetschung auf die Brust und sank ohnmächtig zusammen. Doch bald sprang er wieder mit den Worten empor: „An meinem Leben liegt heute am wenigsten. Jeder thue seine Pflicht, wehe denen, die sie nicht thun!“ — Auch Daun, welcher sich an die Spitze des auf die Preußen losstürzenden Fußvolkes gestellt hatte, bekam eine Wunde, die er mitten im Kampfgewühl auf dem Boden sitzend sich verbinden ließ, während er aber kaltblütig seine Befehle ertheilte. Die Preußen waren in den Wald zurückgeworfen, der Sieg war dem König gegenüber entschieden, als die Nacht herniedersank. Daun übergab dem Führer der Reiterei, dem Grafen Odonell, den Oberbefehl und ward der Wunde wegen auf einem Pulverkarren nach Torgau gebracht, von wo er die Siegesbotschaft nach Wien entsandte.[1])

Dauns Sieg.

Wendung.

Ziethens Sieg.

Da ertönte gegen 6 Uhr Kanonen- und Gewehrfeuer im Rücken der Österreicher von Süden her und stieg die rothe Glut einer Feuersbrunst am Himmel empor — das Dorf Siptiz stand in Flammen. Ziethen hatte nämlich, als er nach einigem Abirren nach rechts den ihm bestimmten Platz erreicht, lange ruhig gestanden und gewartet, dass der König die Österreicher von den Höhen herab-

[1]) Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges. Frankfurt 1788. S. 204—205.

werfe, um ihnen dann den Rückzug abzuschneiden. Als das Feuern immer matter wurde und nach Norden verhallte, musste er schließen, dass der König geschlagen sei, und hat sich wahrscheinlich über sein Müßigstehen selber Vorwürfe gemacht. Kurz er griff auf einmal mit aller Stärke im Südwesten die Österreicher an, welche nach tapferem Widerstande Siptiz räumten, nachdem sie es in Brand gesteckt, zumal Hülsen mit vier frischen Bataillonen ihnen in die Flanke fiel. Andere Truppen vom geschlagenen Flügel der Preußen kamen hinzu, die Österreicher geriethen in der Dunkelheit in Verwirrung, die Munition gieng bald zur Neige und so gelang es den Preußen, sich der Höhe von Siptiz zu bemächtigen, welche die ganze Stellung der Österreicher beherrschte. Nun begann von dieser Höhe aus eine heftige Kanonade, welche die Verwirrung steigerte. Ein Versuch Lacys, die Höhe und die große Batterie darauf wieder zu nehmen, scheiterte. Als Daun dies vernimmt, ordnet er den Rückzug über die Elbe an, drei Schiffbrücken hat er vorsichtig früher schlagen lassen. Die Nacht ist rabenschwarz, nur das Rauschen des Flusses zeigt den Österreichern, wohin sie zu ziehen haben. Die Verwirrung ist groß, preußische Haufen schießen auf einander, Österreicher und Preußen gerathen untereinander. Friedrich, der nach Neiden ritt, ist nahe daran, gefangengenommen zu werden. Er selber erzählt: „Um die Wachtfeuer herum saßen blau- und weißgekleidete Soldaten, Preußen und Österreicher, welche in diesem Walde eine Zuflucht gefunden hatten. Erschöpft von dem Kampfe und den Entbehrungen des Tages lagen sie friedlich beieinander mit der Übereinkunft, sich am folgenden Tage dem zu ergeben, für welchen sich das Glück entschieden.“ [1]) Dauns Rückzug.

Friedrich sah, dass die Österreicher abgezogen seien, als er in der Morgendämmerung die zerstreuten Haufen sammeln und in Schlachtordnung stellen wollte. Er war also Sieger. Husaren nahten. Auf den Anruf des Königs, schlug der Vorderste den Mangel zurück, und rief dem König entgegen: „Sieg, der Feind flieht!“ Es war Ziethen, dem die Thränen hervorrollten, als sich Friedrich in seine Arme warf und die Soldaten ihn ihren Vater, den Husarenkönig nannten. Die Österreicher flohen jedoch nicht, ihr Rückzug nach Dresden war geordnet. Friedrich hatte sein Ziel, die Vernichtung der Österreicher, nicht erreicht: sie behielten Dresden, die Preußen behaupteten das übrige Sachsen. Die Verluste bei Torgau zeigen, wie erbittert gestritten wurde; die Preußen verloren 14.000 Mann, von denen 3000 bis 4000 gefangen wurden, die Österreicher 16.000 Mann, von denen 7000 bis 8000 gefangen wurden, letztere eroberten 8 Kanonen und 49 Fahnen und verloren 49 Geschütze. [2]) Fast all ihre Generale waren verwundet. Der französische Berichterstatter Montazet meint, nur Dauns Verwundung sei schuld, dass die Österreicher nicht den Sieg behaupteten. Napoleon spricht die Ansicht aus, in keiner Schlacht habe Friedrich so viele Fehler gemacht und so wenig Talent gezeigt wie bei Torgau. — Ein Fehler sei, dass er Ziethen ein Drittel der Armee überließ; ein anderer, dass er nicht 1—2 Stunden mit dem Angriffe wartete, sondern seine Mannschaft, wie sie aus dem Walde herauskam, auf die Schlachtbank führte. [3]) Maria Theresia fuhr ihrem Feldmarschalle, der verwundet nach Wien reiste, einige Meilen entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Der Preuße Archenholtz bemerkt: [4]) „Überhaupt ließ die große Fürstin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn

Kein Sieg.

Ziethen.

Napoleons Urtheil.

Maria Theresia.

[1]) La guerre de sept ans, Chap. XII.
[2]) Ibid. Chap. XII.
[3]) Montholon, Mémoires, V, p. 297—299.
[4]) Archenholtz, l. c. S. 200.

Kriegsscharen vor Wien vorbeizogen, um zur Armee zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Muth ein, nannte sie ‚meine Kinder', lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort ‚Mutter' wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke."

Folgen von Torgau.

Friedrich konnte jetzt Truppen nach Schlesien senden. Die Russen zogen sich sofort nach Polen zurück und Loudon musste die Belagerung von Kosel aufgeben, er nahm seine Winterquartiere in der Grafschaft Glatz.

Krieg am Rhein.

Im Westen begann der Feldzug erst im Juni. Beide Theile erhielten Verstärkung. Frankreich, welches die Verluste zur See durch große Erfolge in Deutschland aufwiegen wollte, brachte sein Heer auf 120.000 Streiter, England das seine auf 98.000 Mann, worunter 22.320 Engländer, 37.000 Hannoveraner, 23.200 Hessen, 9300 Braunschweiger und 1191 Mann Bückeburger waren. Marschall Broglie, ein Mann von Einsicht und Thatkraft, erhielt den Auftrag: „Frankreich in eine Stellung zu setzen, in welcher es im nächsten October den Frieden vorschreiben könne, die Waffenehre wieder herzustellen und ihm die Überlegenheit und Achtung, die ihm gebüren, wieder zu erwerben." [1]) Dennoch kam es zu keinen Ereignissen wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die Kämpfe zwischen Ferdinand und Broglie sind wie ein Kinderspiel gegen die Schlachten der Österreicher und Preußen. Es war der kleine Krieg, welcher hier eifrig geführt wurde. Städte wurden genommen und ebenso schnell wieder verloren und am Ende des Jahres hatten die beiderseitigen Heere ungefähr wieder die gleiche Stellung. Ein Zusammenwirken der Franzosen mit den Österreichern und Reichstruppen in Sachsen war diesesmal nicht im Plane, die ersteren hatten es zunächst auf Hannover abgesehen.

Ferdinand von Braunschweig zog seine Truppen am 20. Mai bei Fritzlar zusammen, Broglie die seinen erst am 10. Juni bei Friedberg, er bezweckte in Hessen und von da ins Hannöverische vorzubringen, während Braunschweig meinte, die Franzosen würden ihre größte Macht am Niederrhein gebrauchen; ohne diesen Irrthum hätte vielleicht die verbündete Armee mehr

Korbach.

Erfolg errungen. Das erste Gefecht fand bei Korbach statt, wo der Erbprinz von Braunschweig den Marsch der Verbündeten, welche durch das Defilé von Sachsenhausen giengen, decken sollte; er wurde von den ihm an Zahl überlegenen Franzosen geschlagen und verlor 5 Geschütze. Um sich zu rächen, überfiel er bei

Kirchhain.

Kirchhain die Brigade Glaubitz und nahm 2300 Franzosen gefangen. Am 30. Juli besetzten die Franzosen Kassel, am gleichen Tage verlor ihr General

Warburg.

Dumuy bei Warburg 4000 Mann und 20 Geschütze. Bald hatten die Franzosen ganz Hessen, selbst die Festung Ziegenhain; rasch drangen sie ins Hannöverische ein. Ferdinand von Braunschweig sandte seinen Neffen, den Erbprinzen, zur Belagerung von Wesel ab, um die Franzosen dahin zu locken und an Überwinterung im Hannöverischen zu verhindern. Eine Überrumpelung dieser wichtigen Festung, welche nur 2600 Mann vertheidigten, wäre vielleicht

[1]) Stuhr, l. c. II, S. 298.

im ersten Augenblicke gelungen, allein der Erbprinz zog eine regelrechte Belagerung vor. Broglie sandte 20.000 Mann unter de Castries. Der Erbprinz zog ihm entgegen und so kam es zum Gefecht bei Kloster Kampen, wo die Franzosen in sehr fester Stellung waren. Der Erbprinz, welcher ihre Stärke nicht kannte, wollte sie in der Nacht vom 15. auf den 16. October überraschen. Der Ritter von Assas, Hauptmann im Regimente Auvergne, stand auf Vorposten und entfernte sich etwas von seinem Corps, da er ein Geräusch vernahm. Plötzlich ward er von Feinden umrungen, die ihn aufs Knie warfen und ihm drohten: wenn er nicht schweige, sei er des Todes. Er aber rief, so stark er konnte: „Auvergne, zuhilfe, Feinde sind da!“ [1]) und sank, von Bajonnetten durchbohrt, sogleich zusammen, rettete aber durch seinen Opfertod seine Landsleute. Ein hartnäckiges Gefecht entspann sich. Die Franzosen siegten mit einem Verlust von 3000 Mann, der Erbprinz musste sich mit einem Verluste von 1200 Mann zurückziehen und bald darauf die Belagerung von Wesel aufheben. Er nahm im Münster'schen seine Winterquartiere, Broglie dagegen setzte sich in Göttingen fest, eine Abtheilung Sachsen und Franzosen hatte er bis Gotha vorgeschoben. Weil Braunschweig sich dadurch bedroht glaubte, beschloss er in Braunschweig noch im Winter zum Angriffe überzugehen. Solches geschah und der König gab ihm hiezu eine Abtheilung seiner eigenen Truppen. Bei Langensalza, bei Eisenach, bei Bach wurden die Franzosen und Sachsen im Februar 1760 angegriffen und zurückgedrängt, behaupteten jedoch schließlich Hessen, Broglie aber zog sich hinter den Main zurück.

Kloster Kampen.

Assas.

Langensalza.

So die Kriegsereignisse des Jahres 1760. Friedrich hatte sich behauptet. Nachtheiliger aber als eine verlorene Schlacht war für ihn der Thronwechsel in England und die Wendung der gesammten Politik infolge desselben. Georg II. starb 27. October plötzlich an einem Schlaganfall, siebenunddreißig Jahre hatte er gelebt, vierunddreißig regiert, beliebt war er wenig gewesen. Die Engländer fanden, er sei mehr Kurfürst von Hannover als König von England, sie vermissten Würde, Geist, Charakter an ihm, sie stießen sich daran, dass er noch als Greis mit seinen Buhlweibern lebte. Die letzte Zeit seiner Regierung war glänzend durch Siege und Eroberungen, zu denen jedoch Pitts Staatsverwaltung die Engländer führte. Der Nachfolger war sein Enkel, Georg III., damals dreiundzwanzig Jahre alt, hoch und stark gebaut, mit offenen und einnehmenden Zügen, keine besonders begabte, aber eine gesunde, gerade Natur, arbeitsam, gewissenhaft, immer vom Gefühl für Würde und Schicklichkeit geleitet. Sein Verstand war hell und sein Wille stark, sein Wissen nicht ausgedehnt, aber seine Jugend war rein durchlebt. Seine Mutter, Auguste von Sachsen-Gotha, an der sein Herz mit großer Zärtlichkeit hieng, hatte ihre Kinder in strenger Abgeschlossenheit erzogen. „Die Lästerer der verwitweten Prinzessin von Wales versicherten, sie hätte ihre Kinder von dem Verkehr mit der Welt fern gehalten, um ungetheilte Herrschaft über ihre Gemüther zu behaupten. Sie gab aber eine ganz andere Erklärung ihres

England.

Georg II.

Georg III.

Seine Mutter.

[1]) „A moi, Auvergne, voilà des ennemis!“ Nach andern war es ein Gemeiner Namens Dubois.

Verfahrens: sie würde gerne ihre Söhne und Töchter sich in die Welt mischen sehen, wenn sie das ohne Gefahr für ihre Sittlichkeit thun könnte. Aber die Zügellosigkeit der Standespersonen beunruhige sie; die jungen Männer wären alle Wüstlinge, die jungen Mädchen machten die Cour, statt zu warten, dass sie ihnen gemacht würde. Sie könne es nicht ertragen, diejenigen, die sie am meisten liebe, dem befleckenden Einflusse solcher Gesellschaft auszusetzen." [1] — Georg III. vermählte sich 1761 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, die als Königin wie als Gattin und Mutter, durch ihre fleckenlose Tugend glänzte; sie war verständig, schlicht, sparsam, sittenstreng. „Das Familienleben am Hofe war musterhaft und erweckte unter dem Volke eine Anhänglichkeit für den König, die auch in den schwierigsten Lagen sich bewährte. Vielleicht schuldet die Sache der Sittlichkeit in England keiner anderen Frau so viel Dank." [2]

Charlotte.

Georg III. war der erste König der hannöverischen Dynastie, welcher in England geboren und erzogen war. Zu der von Pitt verfassten Thronrede setzte der König noch den Schlusssatz bei: „In diesem Lande geboren und erzogen, bin ich auf den Namen eines Engländers stolz und mein Leben wird nie ein anderes Glück kennen, als die Beförderung der Wohlfahrt eines Volkes, in dessen Treue und warmer Anhänglichkeit ich die sichersten und dauerndsten Stützen meines Thrones erblicke." — Das Gefühl der Loyalität erwachte wieder. Unter Georg I. und Georg II. gab es Jakobiten-Aufstände, unter Georg III. keinen mehr. Alte Familien, welche den Stuarts trotz Niederlagen, Ächtung und Undankbarkeit, Treue bewiesen hatten und nie am Hofe Georgs I. und Georgs II. sich hatten sehen lassen, erschienen jetzt bei den Levers Georgs III. und küssten seine Hand, und er gewährte ihnen die gnädigste Aufnahme und Stellen an seinem Hofe. So erlosch dieser alte Hass gegen das Haus Braunschweig.

Ende des Jakobitismus.

Georg I. und Georg II. waren mehr Statthalter als Könige, die Macht war beim Parlament oder vielmehr bei einigen Whigfamilien, welche über die Sitze im Hause verfügten und Stellen und Ehren unter sich theilten. Die Freiheit und Gleichheit war nur in den Reden und Zeitungen zu finden, in Wahrheit stand England unter einer Aristokratie der Whigs. Bestechlichkeit und Parteigeist gefährdeten die öffentlichen Interessen und die öffentliche Sittlichkeit. Macaulay macht darüber die sinnige Bemerkung: „Kaum war die ausführende Verwaltung dem Hause der Gemeinen wirklich verantwortlich geworden, als es sich zu zeigen anfieng, dass das Haus der Gemeinen nicht wirklich der Nation verantwortlich war. Viele Wahlkörper standen unter dem unbedingten Einflusse Einzelner. Viele standen notorisch dem Meistbietenden zugebote. Die Debatten wurden nicht veröffentlicht. Es ward außerhalb der

Whig-Aristokratie.

Bestechlichkeit.

[1] Macaulay, Essays. William Pitt.
[2] Mahon, l. c. Chap. XXXVII.

Thüren selten bekannt, wie ein Gentleman gestimmt hatte. So war die Mehrheit des Parlamentes, während das Ministerium dem Parlamente verantwortlich war, niemanden verantwortlich. Unter solchen Umständen konnte nichts natürlicher sein, als daſs die Mitglieder darauf drangen, für ihre Stimmen bezahlt zu werden, sich zu dem Zwecke, den Preis ihrer Stimmen zu erhöhen, in Verbindungen ordneten und in kritischen Lagen durch Drohung mit einer Dienstversagung reichen Lohn erpressten. So waren die Whigminister Georgs I. und Georgs II. genöthigt, die Bestechung in ein System zu bringen und sie nach riesenhaftem Maßstabe anzuwenden." Die neue Regierung wollte mit diesem System der Bestechlichkeit aufräumen. Macaulay bemerkt weiter: „Das rechte Heilmittel war augenscheinlich, daſs man das Haus der Gemeinen der Nation verantwortlich machte, und das war auf zwei Wegen zu bewerkstelligen, erstens indem man den parlamentarischen Verhandlungen Öffentlichkeit gab und so jedes Mitglied vor das Tribunal der öffentlichen Meinung zu Gericht stellte, und zweitens indem man die Verfassung des Hauses dergestalt reformierte, daſs niemand darin zu sitzen vermochte, der nicht von einem achtbaren und unabhängigen Wahlkörper abgeordnet war." [1])

Königsgewalt.

Georg III. war aber in anderen Anschauungen erzogen. Jeden Tag sagte ihm seine Mutter: „Georg, sei ein König", — das heißt ein wahrer König, der nicht unter, sondern über seinen Ministern stehe. Wenn der König seine Krongewalt recht gebrauche, so müsse diese Geschlechterherrschaft und diese heillose Bestechlichkeit aufhören. Georg III. ist seine ganze Regierung hindurch für diese Anschauung eingetreten — wie entschieden, ja rücksichtslos, zeigen eigenhändige Aufzeichnungen: [2]) „Die Zeiten verlangen durchaus das Zusammenwirken aller, welche der Anarchie vorzubeugen wünschen. Ich habe keinen andern Wunsch als das Glück und Wohlergehen meiner Staaten; deshalb muſs ich alle, die mir nicht vom Herzen beistehen, als schlechte Menschen und als schlechte Unterthanen betrachten." Der Gehilfe und geistige Leiter des jungen Königs war ein Schotte, Lord Bute, früher Garderobe-Aufseher bei des Königs Vater Friedrich, ein Mann von gebildetem Geiste und unbestrittener Ehrenhaftigkeit, aber kalt und stolz in seinem Benehmen. Bei der Festigkeit des Königs muſste es bald zu einem Bruche mit der jetzt herrschenden Whigpartei, also zum Sturze des Ministeriums und damit zur Auflösung des Bündnisses mit dem König von Preußen kommen. Bute wie der König wollten baldigen Frieden. Die Fragen der auswärtigen Politik erschienen ihnen lange nicht so bedeutsam als die der inneren. Die ministerielle Tyrannei zu brechen, schien ihnen die nächste Aufgabe. Siege und Eroberungen hatte man mehr als genug. Beide waren aber vorsichtig, nach und nach ihren

Bute.

[1]) Macaulay, l. c.
[2]) Bei Brougham in seiner Biographie.

Plan zu entfalten und sich nicht zu überstürzen. Bute ward jetzt bloß Mitglied des Geheimen Rathes, aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten blieb zunächst in der Hand Pitts. Die Thronrede sprach demgemäß von kräftiger Fortsetzung des Krieges und das Parlament genehmigte ohne Widerstreit die von der Regierung verlangte Summe von 20 Millionen Pfund, im December wurde der Subsidienvertrag für 1761 mit Preußen im Belaufe von 670.000 Pfund erneuert, — aber es war doch der letzte. Bute sagte im Vertrauen zu einem Freunde: „Jetzt weiß ich gewiss, dass es Pitt nicht einfällt, das Festland zu verlassen, er ist verrückter denn je." — In den höchsten Kreisen galt also der Friede für ein unabweisbares Bedürfnis — er war es in der That für ganz Europa und trat so lange nicht ins Leben, weil man den Weg dazu so schwer finden konnte.

Friedensbedürfnis.

Preußen. Der Friede war zunächst ein Bedürfnis für Preußen, das den Verlust an Mannschaft nicht mehr ersetzen konnte. So viele Officiere waren gefallen, dass man vierzehnjährige Knaben aus dem Cadettenhause zu Berlin hiefür verwenden musste. Das Längenmaß kam nicht mehr in Betracht. „Man brauchte nur Menschen", bemerkt Archenholtz,[1]) der selber mit dreizehn Jahren ins Hauptquartier kam, „und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Recruten, noch ehe sie ihre Heimat verließen, bemühten sich eine Menge abgeschickter Officiere und Unterofficiere, Tag und Nacht, sie zu modeln. Kaum ließ man sie zu Athem kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, keine Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag. Unabläßig wurde montiert, dressiert, exerciert auf Plätzen, in Ställen und Scheunen, so dass sie immer schon ganz geformt und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern stießen und sogleich Kriegsdienst thun konnten."[2]) An einer anderen Stelle macht Archenholtz bemerklich, wie die Gefangenen gezwungen wurden, preußische Soldaten zu werden. Man fragte sie nicht, ob sie dienen wollten, sondern schleppte sie mit Gewalt zu den Fahnen, ließ sie den Eid schwören und führte sie gegen ihre eigenen Landsleute. Durch ganz Deutschland war ein Menschenfang insgeheim eingerichtet, ein Oberst Colignon verschaffte dem Könige allein nicht weniger als 60.000 Recruten. Gedungene Abenteurer, die sich für preußische Officiere ausgaben, durchstreiften unter den verschiedensten Namen und Verkleidungen Deutschland und hatten es namentlich auf junge Wildfänge abgesehen, denen sie Officiersstellen versprachen, und der Ruhm der preußischen Waffen war damals so groß, dass diese Officierspatente sehr gesucht waren. „Mancher verschwenderische Sohn am Rhein, in Franken und Schwaben, ließ sich verleiten, seine Eltern zu verlassen, um diese hochherzigen preußischen Officiere aufzusuchen, welche mit Officiers-Patenten so um sich warfen, als ob es Pfennige wären. Mit den wichtigsten Schriften versehen, eilten die Geworbenen dann nach Magdeburg, wo sie sich als gemeine Soldaten aufgenommen sahen und als solche den verschiedensten Regimentern mit Gewalt einverleibt wurden. Da half kein Klagen, kein Sträuben; man arbeitete so lange mit dem Stocke auf sie ein, bis auch der Hartnäckigste geschmeidig wurde." — Begreiflich, dass unter solchen Leuten Ausreißerei viel vorkam und manche wegen

Soldatenzwang.

Menschenfang.

[1]) Archenholtz, l. c. S. 216—219.
[2]) Ibid.

Meuterei erschossen werden mussten, und dass der König öfter klagte, sein Fußvolk sei nicht mehr so gut, als es früher gewesen, und dass er an seinen Gesandten in London schrieb: „Wäre es nicht möglich, zu einem guten Frieden zu gelangen, indem man anfienge, die Franzosen von der großen Allianz zu trennen?[1]) — Ziehen Sie mich, mein Lieber, aus dem Fegefeuer, so dass ich nicht halb geröstet herauskomme.“ Die Erbstaaten waren theils vom Feinde besetzt, theils so ausgesogen wie Sachsen — und die härtesten Mittel mussten zur Beibringung der Kriegssteuern angewendet werden.

Nicht minder wünschte Choiseul den Frieden. „Wir haben kein Geld mehr, keine Hilfsquellen, keine Marine, keine Soldaten, keine Generale, keine Köpfe, keine Minister“ — sagte er zu Starhemberg. „Ich leugne, dass man in dieser Weise den Krieg fortführen kann, und Sie dürfen darauf zählen, dass ich alle möglichen Mittel anwenden werde, um den Frieden sobald als möglich abzuschließen.“ — Der Bund zwischen Frankreich und Österreich war öfter in Gefahr, sich aufzulösen, obschon 6. October 1760 einer der Lieblingswünsche Ludwigs XV. erfüllt und die schöne und geistreiche Prinzessin Isabella von Parma mit dem Kronprinzen von Österreich, mit Joseph, vermählt wurde. Choiseul verlangte geradezu die Absetzung Dauns, welcher ganz untüchtig sei, eine so zahlreiche Armee zu befehligen, und dem König von Preußen gegenüber niemals mit Ehren werde bestehen können. Frankreich. Joseph II. und Isabella. Daun.

Da auch Esterhazy aus Petersburg meldete, dass man dort in unleidlichen Ausdrücken von Daun spreche, so wurde dessen Entfernung von der Armee ernstlich ins Auge gefasst und Lacy und Loudon kamen in Vorschlag. Der französische Minister gab den Rath, Maria Theresia möge jeder Hoffnung, Schlesien je wieder zu erobern, entsagen und selbst auf Glatz verzichten. Die Stimmung der Kaiserin war sehr gereizt, Kaunitz bewahrte jedoch die Ruhe und den staatsmännischen Blick. Der französische Minister wünschte geradezu mit England Frieden zu schließen, den deutschen Krieg möge man Preußen und Österreich ausfechten lassen. Friedrich II. war geneigt, die englische Regierung von der Verpflichtung, nur in Gemeinschaft Frieden zu schließen, zu entbinden, vorausgesetzt, dass England die Neutralität Frankreichs ausbedinge, mit Ausnahme des im Vertrage von Versailles zugesagten Hilfsheeres von 24.000 Mann, und zugleich dem König die deutschen Truppen der alliierten Armee überweise und hinlänglich Geldmittel reiche, um gegen die Höfe von Wien und Petersburg den Krieg fortzuführen. Die Neutralität bestimmte er dann noch näher dahin, dass der französische Hof alle preußischen Gebiete räume, dass er sich auf ein Hilfscorps von 24.000 Mann beschränke, dass er keine Hilfsgelder an Russland, Schweden und die Reichsfürsten zahle. Von England forderte er dafür die Summe von 9 Millionen Thaler, und dass es Hannover und Hessen gegen die Reichsarmee hinlänglich decke.[2]) Pitt fühlte sich aber selbst in seiner Stellung schon so bedroht, dass er keinen Gegenvorschlag machte. Choiseul. Friedrich II. Pitt.

[1]) Arneth, l. c. VI, S. 193—194.
[2]) Schäfer, l. c. II, S. 174—177.

Österreich. Auch für Österreich war ein baldiger Friede ein dringendes Bedürfnis, und die Kaiserin, deren anfängliche Hoffnungen eine nach der anderen geknickt waren, wollte jetzt ebenso entschieden den Frieden als früher den Krieg, dessen Kosten kaum mehr zu erschwingen waren. Ein Staatsrath aus sechs Mitgliedern, drei vom Herren- und drei vom gelehrten und Ritterstande, hielt seit 26. Februar 1761 Sitzungen, in welchen er die dringenden Fragen erwägen und freimüthig sein Gutachten abgeben sollte. Aus der Ansprache, Kaunitz. mit der Kaunitz sie eröffnete, aus der Antwort, welche die Noten Choiseuls fanden, ersieht man die Anschauungen der österreichischen Regierung und die geistige Überlegenheit ihres ersten Ministers.[1])

Man müsse auf einen billigen Friedensschluss denken, dabei aber sich selber nicht schaden, dass man entweder allzugroße Abneigung wider den Frieden, noch allzu großes Verlangen danach bezeige. Die Lage sei ernst, Frankreich entkräftet und geneigt, von dem Bunde zurückzutreten, die Gesundheit der russischen Kaiserin hinfällig, die eigenen Mittel der Erschöpfung nahe, also müsse man Frieden wünschen und, um ihn zu erleichtern, nicht auf ganz Schlesien bestehen, sondern sich mit einem Theile begnügen. Der Friede solle auf einem Congresse zustande Gefahr durch Russland. kommen. Es sei gegen den Vortheil Österreichs, dass Russland durch Erwerbung von Preußen seine Macht nach Westen ausbreite und sich den deutschen Grenzen nähere. Österreich habe bei der Menge Anhänger des griechischen Bekenntnisses, bei dem Umstande, dass Polen durchaus keine Schutzwehr biete, dass Kurland von den Russen vollständig umschlossen und die schönsten Häfen der Ostsee in ihrem Besitze seien, in Zukunft von Russland mehr zu fürchten als von Preußen. Noch gefährlicher werde es, wenn der künftige Czar auch seine holstein'schen Erblande behalte und also Sitz und Stimme im Reichstag habe, ja vielleicht gar nach der Würde eines römischen Kaisers strebe; habe doch schon Peter I. Holstein zu einem Kurfürstenthum erhoben gewünscht, um Einfluss auf die Kaiserwahl zu erlangen. Da wäre es besser, wenn der Großfürst gegen Erwerbung Preußens auf seine Erblande verzichte, denn dadurch werde ihm der Einfluss auf Deutschland benommen und Holstein. Preußen zugleich geschwächt. Die holstein'schen Lande könne man Dänemark überlassen, wofür es am jetzigen Kriege mit 20.000 Mann theilnehmen, dagegen auf Oldenburg und Delmenhorst verzichten müsse, womit man Hannover gewinnen Congress. könne. Mit aller Kraft müsse man beim Congress dahin wirken, dass die Grafschaft Glatz als Schlüssel zu Böhmen der Kaiserin verbleibe, und dass Anspach und Bayreuth beim Erlöschen der markgräflichen Linie nicht an die Preußen fallen, sondern dass eine Secundogenitur daraus werde; denn der König von Preußen würde dann nur seine Macht um 30.000 Mann vermehren und den Ziele österreichischer Politik. ganzen fränkischen Kreis beherrschen wollen. Ferner müsse dahin gearbeitet werden, dass beim bevorstehenden Aussterben des kurfürstlich bayrischen Hauses dem Hause Pfalz nur die Erbfolge in die Pfalz, nicht aber in die bayrischen Lande zukomme, und mit dessen Aussterben müsse das Innviertel Österreich zugewendet werden.

---

[1]) Vergl. die Mittheilungen bei Arneth, l. c. VI, Cap. 9 und 10, und Schäfer, l. c. III.

Österreich wünschte also den Frieden wie Frankreich, nur wollte es denselben auf einem Congress verhandeln, während Choiseul vorschlug, jede der verbündeten Mächte sollte ihre Bedingungen in ein Ultimatum zusammenfassen und durch ihren Gesandten dem französischen Ministerium übergeben, desgleichen sollten die Gegner in London thun, und dann zwischen London und Paris die Unterhandlungen geführt werden; als Grundlage wäre anzunehmen, dass Frankreich für seine Verluste keine Entschädigung begehre, dass der König von Polen außer seinem Erbland Sachsen auch Cleve erlange, und dass Russland Preußen, Österreich aber Glatz behalten solle. Kaunitz war gegen diese Form der Verhandlung, Österreich dürfte vor den Augen der Welt nicht als eine Macht erscheinen, die von Paris abhänge, nur auf einem Congresse könnten die gegenseitigen Ansprüche reiflich abgewogen werden. Dagegen sei Österreich jetzt schon bereit, einen Waffenstillstand einzugehen. Die anderen verbündeten Mächte lehnten gleichfalls die Verhandlung durch Frankreich ab und waren für einen Congress. Auch England und Preußen waren für einen Congress, der vom 1. bis 15. Juli in Augsburg sich versammeln sollte. Indes begann schon im März wieder der Krieg, da jeder Theil von einem glücklichen Schlag noch Vortheile zu erringen hoffte. Pitt hatte übrigens die Präliminarien genehmigt, welche Choiseul für einen Frieden zwischen England und Frankreich anbot: beide Mächte sollten im Besitze dessen bleiben, was sie einander abgenommen hatten, und zwar sollte für den Besitzstand in Ostindien der 1. September, in Westindien und Afrika der 1. Juli, in Europa der 1. Mai entscheidend sein.[1]) Diese Zeitbestimmung ließ er unbeantwortet. — Ob Congress.

Das Kriegsjahr 1761. Der Friede scheitert. Spanien und Pitt.

Nach langer Berathung über einen ersten Heerführer kam man in Wien wieder auf Daun zurück. An London, für welchen namentlich Kaunitz sprach, rühmte man den wagenden, kühnen Sinn, an Lacy den kaltblütigen Überblick, die berechnende Vorsicht, doch fürchtete man durch ihre Erwählung alle älteren Generale zu verletzen. Maria Theresia fühlte Dankbarkeit und Hochschätzung für Daun, welcher doch bei Kollin die Monarchie gerettet habe. Der letztere wünschte der schweren Bürde enthoben zu sein, fügte sich aber dem Willen der Kaiserin unter der Bedingung, dass man keine Eroberungen von ihm verlange. Nach dem Kriegsplan sollte Daun in fester Stellung bei Dresden bleiben mit 60.000 Mann, links und rechts starke Abtheilungen aufstellen unter Guasco bei Hof und Eger, um mit den Reichstruppen in Verbindung zu bleiben, unter Odonell bei Zittau und Lacy bei Reichenberg, Daun. Kriegsplan.

[1]) Schäfer, l. c. III. S. 99.

Loudon. um mit Loudon die Berührung zu unterhalten. Dieser bekam durch die lebhafte Verwendung von Kaunitz 70.000 Mann und die Aufgabe, angriffsweise zu verfahren; wenn er auch unter Dauns Obercommando stehe, müsse er doch freie Hand behalten, sein Heer zu gebrauchen, wie er es für gut Russen. finde. Zu ihm sollte ein russisches Heer von 60.000 Mann unter Buturlin stoßen in der Richtung auf Breslau, Romanzoff dagegen mit 40.000 Mann sollte mit Hilfe der russischen und schwedischen Flotte Kolberg erobern. Von Petersburg aus war Loudon als Anführer in Schlesien begehrt worden, weil man mehr Vertrauen in ihn setzte, als in Daun, und weil er der russischen Sprache kundig sei. In Schlesien sollte demnach der Würfel der Entscheidung fallen. Friedrich wusste aber sehr bald den vereinbarten Feldzugsplan, den ihm der russische General Tottleben mittheilte, und alle Verhandlungen über ihn im russischen Staatsrath, welche ihm der Secretär desselben, Peters III. Wolkof, im Auftrage des Großfürsten immer schnell zusandte. Peter III. Landesverrath. hat damals Landesverrath getrieben.

In ihren „Denkwürdigkeiten" berichtet die Fürstin Daschkoff [1]) über einen Abend aus Peters III. Herrschaft, dass dieser vor dem anwesenden Hofe Wolkof aufforderte, zu bezeugen, wie oft sie über die fortwährende Vermittlung der geheimen Befehle zusammen gelacht hätten, welche die Kaiserin Elisabeth ihren Heeren in Preußen gesandt. Wolkof wäre in Verwirrung gern unter den Tisch gekrochen bei jedem Wort, welches der Kaiser aussprach. Dieser aber schien sich aufs äußerste in der Erinnerung dieser Thaten zu gefallen und sich sehr viel darauf einzubilden, dass er dem erklärten Feinde seines Landes so gute Dienste geleistet hatte. Bei Buturlin. solchen Zuständen wird begreiflich, dass der Feldherr Buturlin sich durch Unthätigkeit die Gunst des künftigen Czaren zu erwerben und gegen den Zorn der gegenwärtigen Kaiserin durch ein Thun zum Schein sich zu decken suchte. Dennoch Friedrich und Loudon. war der König besorgter um Schlesien, wo Loudon befehligte, als um Sachsen, wo Daun stand; er vertraute das Heer in Sachsen seinem Bruder Heinrich an, er selber zog nach Schlesien. Hier wetteiferte nun Loudon und der König im Einnehmen von Stellungen, [2]) durch welche einer die Pläne des andern zu durchkreuzen trachtete. Loudon suchte den König mit Geschick zu täuschen, bis die Vereinigung mit den Russen stattgefunden habe. Aber mit unerträglicher Langsamkeit rückte Buturlin heran, obschon ihm seine Kaiserin befohlen hatte, „getrost, herzhaft und geschwind auf den Feind loszugehen". Die Vereinigung in Oberschlesien fand nicht statt, nur durch geschickte Märsche konnte Loudon sich bei Jauer mit den Russen vereinigen. Aber was nützte es, dass jetzt die vereinigten Bunzelwitz. Armeen der beiden Kaiserinnen dem in trefflicher Stellung bei Bunzelwitz verschanzten König mit Übermacht gegenüber standen, [3]) Buturlin wollte nichts thun. Loudon. Loudon, der vor Begierde nach einer Schlacht der Entscheidung brannte, entlockte bei der Tafel Buturlin das Versprechen eines gemeinsamen Angriffs, der den König zugrunde gerichtet hätte. Alle nöthigen Befehle wurden erlassen, doch Buturlin wollte am andern Morgen von diesem Versprechen nichts wissen, und

[1]) Herausgegeben von Alexander Herzen. Hamburg 1857. I. Theil, S. 62.
[2]) Janko, Loudons Leben, S. 222—272.
[3]) La guerre de sept ans, Chap. XIV.

hätte er es auch gehalten, der ganze Angriffsplan war dem König schon verrathen, wie wir aus seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" lesen. Loudons Ingrimm loderte hoch auf, es kam zu bitteren Vorwürfen und — Buturlin zog sich deshalb hinter die Oder und nach Polen zurück, bloß 12.000 Mann unter Czernitschew blieben bei den Österreichern. Dies muss man wissen, um Friedrichs Worte zu verstehen: „Der König faßte den Entschluss, den Österreichern eine Schlacht zu liefern, wenn sich günstige Gelegenheit dazu zeigte, übrigens sich aber gegen die Russen bloß vertheidigungsweise zu verhalten, und dies aus der Ursache, weil, wenn er einen Sieg über die Österreicher davontrüge, die Russen sich von selbst zurückziehen würden; wenn er aber den nämlichen Vortheil über die Russen erlangte, dies Loudon nicht abhielte, die Kriegsunternehmungen seines Feldzuges fortzusetzen. Die Österreicher sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde der Preußen, während nur besondere Umstände die Russen dazu gemacht hatten und so auch eine Veränderung oder irgend ein Vorfall in ihrer Staatsverfassung sie wieder zu Freunden oder gar zu Bundesgenossen machen konnte." Loudon war umsoweniger auf Rosen gebettet, als man in Wien große Thaten in kürzester Zeit von seinem erfinderischen Geist und Heldenmuth erwartete. Kaunitz hatte einige Zeit eine üble Stellung: „Er wird verhöhnt und verlästert," schreibt der französische Berichterstatter, „sein Held Loudon ist von seiner Höhe herabgestürzt, sein Hauptfeind Daun aber ist auf dem Gipfel der Lobpreisung und er selbst muss, ohne zu wollen, dessen Anwalt sein." — Doch es währte nicht lange und eine glänzende That Loudons übertraf alle Erwartungen der Wiener und erschütterte alle Pläne Friedrichs II.

Stimmung in Wien.

Nicht weit von dem Orte, wo Loudon und Friedrich wie zwei Gladiatoren aufeinander lauerten, lag die wichtige Festung Schweidnitz, von 4000 Preußen besetzt. Wenn es Loudon gelang,[1]) sie zu erobern, so hatten die Österreicher eine feste Stellung in Schlesien und konnten da überwintern. Aber dem König vor der Nase weg eine wohlverproviantierte Festung wegzunehmen, schien tollkühn. Dennoch wagte es Loudon in der Nacht vom 30. September auf den 1. October. Vier Sturmcolonnen sollten die vier Hauptforts nachts um drei Uhr ersteigen; alles Schießen sollte vermieden und nur das den Preußen abgenommene schwere Geschütz verwendet werden. Vom Vorhaben wussten nur der Kaiser, der es billigte, und die Befehlshaber der zur Ausführung bestimmten Regimenter. Kurz vor der That versprach Loudon den Sturmcolonnen 100.000 Reichsthaler, wenn sie sich der Plünderung enthielten. „Vater Loudon," riefen die Wallonen, „führe uns nur zur Ehre, wir brauchen kein Geld!"

Schweidnitz.

Um zwei Uhr standen die Sturmmannschaften an ihren Plätzen, um halb drei Uhr wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Trotz eines furchtbaren Feuers wurden die Schanzen genommen. Loudons eigenes Regiment, das zweimal zurückgeworfen war, wurde vom Grafen Wallis mit den Worten zum dritten siegreichen Sturm geführt: „Kinder, wir müssen die Festung nehmen, ich habe es unserem Chef versprochen, wir müssen siegen oder sterben!" — Um sechs Uhr

Wallis.

[1]) Janko, l. c. S. 273—320.

war Schweidnitz in den Händen der Österreicher und mit ihm 357 Kanonen, 1200 Pfund Pulver, 123.000 Kanonenkugeln, 40.000 Bomben, 18.000 Scheffel Mehl, 1000 Scheffel Getreide, 120.000 Portionen Brot, die Kriegscasse — und all das errungen bloß mit dem Verluste von 1500 Mann. 3600 Preußen mussten sich ergeben. Jetzt konnten die Österreicher wieder in Schlesien überwintern. Es war ein schwerer Schlag für Friedrich, er hielt anfangs die Sache nicht für möglich; den Adjutanten, der ihm die Unglücksbotschaft meldete, fuhr er mit den Worten an: „Ich sag' Ihm aber, es ist nicht wahr, scheer' Er sich zum Teufel!" — Umso größeren Jubel erregte die Einnahme von Schweidnitz in Wien. Loudon erhielt das Großkreuz des Theresien-Ordens in Brillanten und das Bild der Kaiserin in Diamanten gefasst, mit der Erlaubnis, es öffentlich zu tragen, die Officiere Beförderungen und kostbare Geschenke und die Soldaten, welche sich der Plünderung enthalten hatten, Belohnungen in Geld.[1]) — Alle Pläne des Königs waren zerrüttet, er musste ganz andere Maßregeln fassen und nur darauf denken, so viele Festungen und so viel Land, als man konnte, gegen die Feinde zu behaupten.[2])

Zu einer Schlacht in Schlesien kam es in diesem Jahre nicht mehr.

Kolberg. In Pommern dagegen musste die wichtige Festung Kolberg sich den Russen wegen Mangels an Lebensmitteln und Schießbedarf ergeben. Nachdem die Österreicher Schweidnitz genommen, mussten die Russen auch einen Erfolg aufweisen und so belagerten sie Kolberg und zeigten in der Überwindung jedes Widerstandes, was sie im Kriege zu leisten vermochten, wenn es ihnen Ernst war.

Bei der Belagerung von Kolberg wurde Tottleben des Verrathes überwiesen und verhaftet. Seit lange stand dieser russische Feldherr im Solde Friedrichs. — Von Seite der Schweden war der Feldzug 1761 unrühmlich und erfolglos wie die früheren auch. Die Ursache lag nicht im Mangel an Tapferkeit, sondern im Parteiwesen, welches die Armee spaltete. — In Sachsen hielt Prinz

Daun. Heinrich das Reichsheer in Schranken und Daun wusste ihn nicht zu verdrängen, obschon er über 65.000 Mann verfügte, seit Loudon ihm neun Regimenter Fußvolk und sechs Regimenter Reiterei überlassen hatte. Er nahm dann seine Winterquartiere am Fuße des Erzgebirges. Friedrich konnte deshalb 23. December mit vollem Rechte seinem Bruder schreiben: „Ich bin sehr erfreut, dass Daun so gütig gewesen ist, Dich bis jetzt in Ruhe zu lassen. Sicher ist das eine große Thorheit seinerseits."

Die Franzosen. Am Rhein und an der Weser stand Braunschweig dem Marschall Broglie und Soubise gegenüber. Choiseul, der auch das Kriegsministerium nach dem Tode Belleisles übernommen, hatte das Mögliche gethan, um die Armee stark zu machen, auf dass sie Siege erringe und er mit ihren Eroberungen in Deutschland die Verluste in Amerika aufwiegen könne; sie erreichte mit Schweizern und Soldtruppen die Höhe von 140.000 bis 150.000 Mann. Weil Choiseul mit der österreichischen Kriegsführung unzufrieden war, so sollte die

[1]) Janko, l. c.
[2]) La guerre de sept ans, Chap. XIV.

französische Armee unabhängig rein für sich handeln, ohne jede Rücksicht auf die Reichsarmee oder die Österreicher. Für Geld, Lebensmittel, Geschütz war nach Kräften gesorgt, nur fehlte die Einheit der Oberleitung. Soubise, der bei Rossbach sich so kläglich bewährt hatte, bekam den Oberbefehl über die Armee des Niederrheins, Broglie, der tüchtiger und unternehmender war, den Befehl über die Armee des Oberrheins; jenem fehlte es oft an Thatkraft, diesem an Besonnenheit, beiden jedoch nicht an Neid und Eifersucht. Die Mannschaft war tüchtig; in den kleinen Gefechten, in welchen die Führer die dem Feinde überlegene Macht zersplitterten, stritt der gemeine Soldat aufs tapferste. Die Reiterei war gut ausgerüstet, die Artillerie war vorzüglich, das Geniecorps dem Feinde weit überlegen, das Fußvolk gut, die Mannschaft überhaupt voll Kampfbegier, um die Ehre der französischen Waffen wieder herzustellen. „Aber die Feldherren", meint Napoleon I.[1] „waren das Bild der vollendeten Unfähigkeit, der Feldzugsplan beruhte auf ganz schlechten Grundsätzen, und wenn die Franzosen nicht ärger geschlagen wurden, als sie es verdienten, so haben sie es nur der Überzahl zu verdanken."

Soubise sollte in Westfalen vorrücken und Münster und Lippstadt erobern, Broglie Kassel und Göttingen behaupten. Ferdinand, welcher nur über 80.000 Mann verfügte, beschloss dagegen sein Heer zusammenzuhalten und Westfalen zu behaupten und damit Hannover zu decken — also zwischen beide sich einzuschieben. Soubise brach von Wesel auf und erreichte am 18. Juni Dortmund, Broglie brach 15. Juni von Kassel auf. An der Unna bot Ferdinand Soubise den Kampf an, aber dieser zog sich zurück und mochte sich vor der Vereinigung mit Broglie nicht schlagen, der im Eilmarsche heranzog und ihm 8. Juli 32.000 Mann zuführte; jetzt sollte Ferdinand mit 60.000 Mann den Kampf gegen 150.000 bestehen und nahm daher zwischen der Ahse und der Lippe eine gedeckte Stellung. Statt sogleich von ihrer Übermacht Gebrauch zu machen, stritten sich die beiden französischen Heerführer acht Tage lang über den Kriegsplan, dann rüsteten sie zur Schlacht, aber Broglie griff schon am 15. bei Vellinghausen an, wahrscheinlich um die Ehre des Sieges allein zu erlangen, wurde jedoch zurückgeworfen. Soubise unterstützte ihn nicht, weil der Kampf erst am 16. stattfinden sollte. Dagegen ließ Soubise am 16. angreifen, brach aber auf die Nachricht von Broglies Rückzug gegen Mittag das Gefecht ab und zog sich nach Soest zurück. So verloren sie 6000 Mann, ohne dass etwas für die Ehre der Waffen gethan war. Der Zwiespalt der Feldherren war offenkundig und nun riss Entmuhigung ein. Jetzt beschlossen sie, sich wieder zu trennen und durch vereinzelte Unternehmungen Braunschweig aus seiner Stellung zu locken, in welcher er Münster und Lippstadt deckte und die Verbindung mit der unteren Weser beherrschte. Soubise trat sogar 30.000 Mann von seiner Armee an Broglie ab. Napoleon meint, diese Maßregel allein würde, wenn man auch nichts von Rossbach wüsste, die gänzliche Unfähigkeit des Soubise beweisen.[2] Etwas Besseres konnte sich Braunschweig gar nicht wünschen. Kühne Streifzügler zerstörten den Franzosen ihre Magazine und machten sie um den Rückzug besorgt. Soubise

Braunschweig.

Vellinghausen.

Soubise.

[1] Mémoires de Montholon, V, p. 313.
[2] Ibid. V, p. 312.

lagerte dann vor Münster, richtete aber nichts aus. Broglie bekam den Befehl, auf das linke Ufer der Weser zu gehen und die Belagerung zu decken, mußte aber bald umkehren, weil Braunschweig Kassel bedrohte. So ward nichts erreicht, alle Pläne Choiseuls waren gescheitert — die Gegner hatten Westfalen und Hannover behauptet. Die Schläge des Zornes des französischen Hofes darüber fielen jedoch nicht auf Soubise, sondern auf Broglie; er wurde seiner Ämter entsetzt und auf seine Güter verwiesen, und derart war schon gegen alle Maßregeln die Stimmung des Volkes in Paris, daß, als im Théâtre français im Stücke „Tancred" die Verse vorkamen:

On depouille Tancrède, on l'exile, on l'outrage,
C'est le sort d'un héros d'être persécuté —

die Menge in demonstrativen Beifallssturm für Broglie ausbrach.[1])

Friedensverhandlung.

Nicht minder lebhaft als der Krieg waren die Verhandlungen um den Frieden im Jahre 1761 — nicht in Augsburg, wo der Congreß zusammenkommen sollte und die Bevölkerung um der Wichtigkeit der Frage wegen schon vom Rath aufgefordert wurde, höflich gegen die Abgesandten zu sein und aller Parteiung sich zu enthalten; der Congreß kam nie in Augsburg zusammen, weil Choiseul mit Eifer besondere Verhandlungen mit England betrieb, in die Spanien sich einmischte, was den Frieden hinderte und den Kriegsschauplatz erweiterte, zugleich aber auch den Sturz Pitts und eine neue Schwenkung der englischen Politik herbeiführte.

Choiseul.

Frankreich schmachtete nach dem Frieden, wie ein Verwundeter nach dem Labetrunk. Sein Minister Choiseul hatte, wie wir oben sahen,[2]) die weitgehendsten Angebote gemacht: jeder Theil solle im Besitze dessen bleiben, was er dem anderen abgenommen. Er hatte in Verluste für Frankreich der schwersten Art eingewilligt. Pitt nahm das Angebot an, nur nicht die für die Feststellung des Besitzes zugestandenen Fristen — er wollte nämlich noch rasch die Insel Belle-Isle wegnehmen, um für diese dann sicher Minorca zu erhalten. Belle-Isle ist eine Felseninsel an der Küste der Bretagne; unfruchtbar und bei ungefähr zwölf Stunden im Umfange, nur von 5000 Menschen, meist armen Fischern, bewohnt, also ohne Wert, hatte sie für England nur die Bedeutung, daß es von ihr aus das ganze französische Seewesen lähmen konnte. Am 8. April landeten die Engländer, wurden jedoch mit einem Verlust von 500 Mann zurückgetrieben. Da befahl Pitt die Fortsetzung des Angriffs. Nur nach dem muthigsten Widerstande und unter der ehrenvollen Bedingung freien Abzugs mit Fahnen, Waffen, Musik überließ 7. Juni 1761 der Gouverneur, Ritter von St.-Croix, den Engländern die Insel.

Pitt.

Belle-Isle.

Dieser Schlag ward in Frankreich schwer empfunden. Desungeachtet setzte Choiseul die Verhandlungen fort, so dringend war das Bedürfnis des Friedens; ja um sie zu beschleunigen, sandte er Bussy, einen Beamten seines Ministeriums, nach London und erbat sich einen Vertrauten Pitts nach Paris. Es kam Stanley, ein bescheidener, erfahrener, schlauer Mann, der bald Choiseuls

Stanley.

[1]) Sismondi, Histoire des Français, XXIX, p. 248.
[2]) Vergl. oben S. 361.

Schwäche, Eitelkeit und Wandelbarkeit erkannte und benutzte. — Choiseul klagte ihm vertraulich über Österreich und Rußland, deren chimärischen Plänen jedoch sein König das Wohl Frankreichs nicht opfern könne: übrigens werde der König zwar, weil er an seine Verpflichtung gebunden sei, den Verbündeten seine Entwürfe mittheilen, aber unerbittlich an ihrer Ausführung arbeiten, wenn sie nicht mitwirken wollten. Allerdings war Frankreich verbunden durch Paragraph 13 des Vertrags, keine Friedensverhandlung ohne Zustimmung Österreichs einzugehen, keinen Vertrag mit einer anderen Macht ohne dessen Vorwissen während dieses Krieges abzuschließen. Doch Choiseul setzte sich darüber hinaus; er war geneigt, Österreich im Stich zu lassen, wenn ihm auch von Wien aus bedeutet wurde,[1] man würdige die Nothlage Frankreichs, man gedenke keine Einwendung gegen den Abschluss eines abgesonderten Friedens in England zu erheben, wenn nicht gleichzeitig derjenige mit Preußen zustande komme, doch sei Grundbedingung, dass auch die Zustimmung Rußlands eingeholt und in dem Frieden mit England nichts verabredet werde, was den Krieg Österreichs mit Preußen und dessen Beendigung durch einen Friedensschluss betreffe — all das habe der Congress in Augsburg zu verhandeln. In dem Sonderfrieden müsse ausdrücklich ausbedungen werden, dass weder England noch Frankreich ihren Verbündeten, weder mittelbar noch unmittelbar, irgend welche Hilfe leisten sollten. Den Vertrag mit England wünschte noch die Kaiserin vor der Unterzeichnung zur Einsicht und Genehmigung mitgetheilt zu haben.

Choiseuls Falschheit. Kaunitz.

Das waren begründete ehrenhafte Forderungen. Doch Choiseul bekümmerte sich nicht mehr um den Kaiserhof, noch um Rußland, noch um Schweden, noch um Sachsen, noch um Spanien. Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit betrieb er den Frieden mit England. Er stieß aber in Pitt auf einen ruhigen, kalten, stolzen Geist: der englische Minister wollte Englands Herrschaft zur See und die Demüthigung der Bourbonen sicherstellen, kein Friede zu Utrecht solle seine Staatsleitung beflecken. Er wies die Zumuthung, dass Frankreich die in Deutschland gemachten Eroberungen gegen England in die Wagschale lege, entschieden zurück, denn diese seien einfach zurückzuerstatten: er wolle nichts davon wissen, dass Belle-Isle, weil während der Verhandlung erobert, von vornherein ohne weitere Verhandlung und ohne Entgelt zurückgegeben werde,[2] er wollte vielmehr Minorca für Belle-Isle austauschen. Bussy musste schmerzbewegt nach Paris melden: Pitt werde den Frieden nur um den unvernünftigsten Preis verkaufen. In der That gedachte dieser noch schwerere Schläge im Kriege zu führen, den Franzosen Louisiana und Martinique wegzunehmen. Da gieng Choiseul noch weiter, er dictierte Stanley seine Friedensbedingungen: Rückgabe von Guadelupe und Mariegalante sowie von Gorea für Minorca, Abtretung von Canada mit Ausnahme von Cap Breton, auf welcher keine Befestigung errichtet werden wird. Frankreich erlangt aber Erhaltung des Stockfischfangs, sowie derselbe im Frieden von Utrecht festgesetzt ist, eine Feststellung der Grenzen von Canada in dem Gebiete des Ohio, bestimmt nach der Wasserscheide und so klar, dass zwischen beiden Nationen fürder kein Streit mehr darüber entstehen kann; dagegen gibt es seine Eroberungen in Deutschland zurück.[3] Stanley meldete zugleich, es sei mit der Verhandlung voller Ernst. Auf dem Recht der Fischerei an der Küste von Neu-

Pitts Härte.

Präliminarien.

[1] Arneth, l. c. VI, S. 269.
[2] Schäfer, l. c. III, 5. Cap.
[3] Das Original bei Schäfer, l. c. III, S. 346.

fundland bestand der Franzose so beharrlich darum, weil dieser für eine gute Schule für Seeleute galt.

Was Pitt fordert.

Auf vieles, auf vieles wollte also Frankreich verzichten, wenn es nur den Frieden erhielt. Aber die Antwort aus England lautete stolz ablehnend: Pitt forderte vollständige Abtretung von Canada, Cap Breton und allen Inseln des Lorenzo, zusammen mit dem Rechte des Fischfangs, Abtretung von Senegal und Gorea, Schleifung von Dünkirchen nach den Bestimmungen des Vertrages von Utrecht, Räumung der neutralen Inseln in Amerika (Dominica, St.-Lucie, St.-Vincent, Tabago) oder gleichmäßige Theilung, Zurückstellung von Minorca, Räumung von Benkolen und den Ansiedelungen auf Sumatra, und aller Eroberungen in Deutschland. Konnte ein französischer Minister mehr zugestehen? Choiseul entgegnete Stanley: „Gebt uns den Fischfang und rettet uns den Ehrenpunkt in Dünkirchen, denn nur daran hängt es, und der Friede ist geschlossen.“ — Pitt meinte, ihm selber liege an der Schleifung Dünkirchens wenig, aber man müsse auch den Vorurtheilen der Nation Rechnung tragen; mit Grund ist ihm aber selbst von Engländern der Vorwurf gemacht worden, er habe durch sein hochmüthiges gebieterisches Wesen einen für England günstigen Frieden vereitelt.[1])

Vorwurf.

Karl III.

Jetzt näherte sich Choiseul wieder Österreich und warf sich in die Arme Spaniens. Karl III. hatte den Engländern seine Demüthigung im spanischen Erbfolgekrieg nie vergessen;[2]) er äußerte oft, er sei kein König von Neapel mehr. Die Demüthigung Frankreichs gieng ihm nahe — ein Monarch aus dem Hause Bourbon müsse das Haupt dieser Familie als seinen natürlichen Verbündeten betrachten, vereint könnten die Bourbonen ihren Feinden trotzen. Gegen die Engländer hatte Karl III. als König von Spanien manches auf dem Herzen; die spanische Flagge war von ihren Kreuzern nicht immer geachtet worden; sie waren säumig in Entschädigung für Verletzung spanischen Eigenthums, sie standen in unerlaubtem Handelsverkehr mit spanischen Colonisten, sie wollten das durch den Utrechter Vertrag gewährleistete Recht der Basken auf einen Antheil der Fischerei bei Neufundland nicht anerkennen. Man glaubte in Madrid und Paris, dass Frankreich bessere Bedingungen erhalte, wenn es mit Spanien vereint unterhandle. —

Der bourbonische Familienpact vom 15. August 1761.

Pacte de famille.

Am 15. August 1761 wurde zwischen Frankreich und Spanien der schon von Ludwig XIV. mit Spanien vermittelte Familienvertrag in erweiterter Weise abgeschlossen, welchem auch die Höfe von Neapel und Parma beitraten, also ein Offensiv- und Defensivbündnis aller bourbonischen Höfe, welcher besagt: Der allerchristlichste und der katholische König erklären, dass in Zukunft jede Macht, welche die Feindin des einen wird, auch als die Feindin des anderen gilt; sie gewährleisten sich gegenseitig den Besitz ihrer Staaten und Besitzungen in allen Welttheilen, und leisten dieselbe Gewähr dem Könige beider Sicilien und dem Herzog von Parma. Diese Gewähr muss mit aller Kraft gegenseitig geleistet werden. Doch als erste Hilfe,

[1]) Mahon, l. c. Chap. XLVII.
[2]) Vergl. Bd. XI, S. 751 dieses Werkes.

welche eine Krone von der anderen fordern kann, sind binnen drei Monaten 12 Linienschiffe, 6 Fregatten und von Seite Frankreichs 18.000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter und von Seite Spaniens 10.000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zu stellen. Spanien verpflichtet sich jedoch nicht, an allen Kriegen, in welche Frankreich sich wegen des Westfälischen Friedens oder wegen anderer Verbindungen mit deutschen und nordischen Mächten einlässt, theilzunehmen, sondern nur, wenn eine Seemacht sich an einem solchen Kriege betheiligt oder wenn Frankreich auf seinem eigenen Gebiete angegriffen wird; in einem solchen Kriege wird Spanien im Nothfall bis 24.000 Mann stellen. Diese Hilfe zu Land wie zur See wird behandelt, als gehöre sie eigen der Macht, welche dieselbe verlangt hat, obschon sie von der Macht unterhalten wird, welche sie stellt. Der Kriegsplan wird gemeinschaftlich entworfen werden. Man wird nur gemeinschaftlich Frieden schließen, derart, dass im Frieden wie im Kriege jede der beiden Kronen den Vortheil der anderen als ihren eigenen betrachtet. Demnach werden sie Verlust und Gewinnst untereinander ausgleichen und werden Frankreich und Spanien handeln, als ob sie zusammen nur eine und dieselbe Macht wären. Keine nichtbourbonische Macht kann diesem Vertrage beitreten. Das Heimfallsrecht (Droit d'aubaine) ist für ihre betreffenden Unterthanen in Frankreich, Spanien und im Königreich beider Sicilien aufgehoben. Die drei Flaggen gelten in allen ihren Häfen als gleichberechtigt, ohne dass anderen Staaten dieselben Rechte bewilligt werden können. Beide Mächte werden einander hiefür alle Allianzen, welche sie in Zukunft eingehen, und alle Unterhandlungen, in welche sie sich einlassen, mittheilen. Von ihnen selber hat jedesmal der älteste Gesandte an fremden Höfen den Vortritt. So war denn eine der Lieblingsideen Ludwigs XIV. fünfzig Jahre nach seinem Tode erfüllt: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!"

Stärke der Hilfe.

Heimfallsrecht.

Wichtiger noch waren die Bestimmungen eines geheimen Vertrages, wonach der König von Spanien sich verpflichtete, 1. Mai 1762 an England den Krieg zu erklären, wenn es bis dahin mit Frankreich noch nicht Frieden geschlossen habe, und der König von Frankreich verhieß, diesen Frieden nicht eher abschließen zu wollen, bis der König von Spanien erkläre, dass ihm England genügegeleistet. Frankreich versprach, an Spanien am 1. Mai 1762 Minorca zu übergeben und ihm beim Friedensschlusse diese Besitzung zu sichern. Der König von Portugal solle eingeladen werden, dem Bunde beizutreten, „da es nicht gerecht ist, dass er fortfährt, die Feinde beider Könige zu bereichern, während sie für den gemeinsamen Vortheil aller seefahrenden Nationen Opfer bringen".[1]) Alle Seemächte können diesem Bunde beitreten. Sieht sich Spanien schon vor dem 1. Mai 1762 zum Kriege genöthigt, so trete obige Bestimmung alsbald in Kraft. Piacenza solle Don Philipp ver-

Geheimer Vertrag.

Portugal.

[1]) Martens, l. c. I, 2, p. 16.

bleiben und der König von Sardinien auf Kosten beider Monarchen durch Geld entschädigt werden.

Obschon Frankreich verpflichtet war, solange dieser Krieg währte, ohne Vorwissen Österreichs keinen Vertrag mit einer Macht zu schließen, so setzte sich Choiseul über diese Rücksicht hinaus, worüber man in Wien sich empfindlich zeigte. Mit England unterhandelte Choiseul noch immer um den Frieden, aber seine Sprache war entschlossener und stolzer, je mehr sich Spanien an Frankreich anschloss. Auf einmal erklärte Bussy, Spanien werde seine Ansprüche auf die neutralen Inseln fallen lassen, wenn drei Vorfragen von Seite Englands zugestanden seien: 1. einige Prisen zurückgegeben, 2. der spanischen Nation das Recht der Fischerei an der Bank von Neufundland zugestanden und 3. die englischen Niederlassungen auf spanischem Gebiete in der Bay von Honduras zerstört seien. Auch wünsche Frankreich, dass der König von Spanien den Frieden zwischen England und Frankreich verbürge. Pitt wies jedoch die Einmischung der spanischen Streitigkeiten in die Friedensverhandlung stolz zurück. Dies ward als Beleidigung in Frankreich empfunden. Man wünschte nur die Verhandlungen hinzuziehen, bis die Spätjahrstürme die französische Küste vor einem Unternehmen der Engländer sicherstellten. Spanien mochte den Krieg nicht erklären vor der Ankunft der Silberflotte. — Erst am 15. September wurden die Verhandlungen abgebrochen. In einer Denkschrift theilte Ludwig XV. am 20. October seinem Volke mit, welche Opfer er vergebens geboten, um vom hochmüthigen Feinde den Frieden zu erlangen, und alle Kräfte wurden noch einmal willig angestrengt, um eine Flotte zu schaffen und Frankreichs Macht und Ehre wieder herzustellen.

Spanische Frage.

Pitt.

Neuer Bruch.

Drohungen Choiseuls von neuen Verbündeten, die er suchen müsse, wenn England einen billigen Frieden nicht gewähren wolle, Nachrichten von Rüstungen Spaniens und Plänen auf Gibraltar hatten Pitt auf den Gedanken gebracht, dass Spanien mit England anbinden wolle. Stanleys Depeschen, die Berichte des mit der spanischen Diplomatie vertrauten Lords Marischal, endlich die Briefe des spanischen Gesandten in Paris an den in London, welche auf der Post dechiffriert wurden, gaben Gewissheit vom Familienvertrag und dem beabsichtigten Krieg. Pitt wollte nun zuvorkommen, Spanien sogleich den Krieg erklären und durch Wegnahme der Silberflotte ihm die Mittel zum Widerstand entreißen. Er wollte die Landenge von Panama besetzen, Havanna, Manilla wegnehmen, und hoffte Sieg auf Sieg, Eroberung auf Eroberung zu häufen, aber er stieß auf Widerstand bei seinen ängstlichen Genossen, die seine Überlegenheit hassten: man habe Feinde genug, wozu noch Spanien reizen; das Volk sei des Krieges müde, zu dem man die Mittel nicht mehr erschwingen könne.

Ob „Krieg" in Spanien.

Pitts Pläne

nicht angenommen.

Bute.

Bute, der längst Pitt um seine Macht beneidete, und selber den Ruhm als Friedensstifter erringen wollte, nannte Pitts Vorschlag übereilt und unverantwortlich. Die Mehrzahl stimmte ihm bei. Pitt aber erklärte: jetzt oder nie sei es Zeit, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen, eine Gelegenheit wie diese kehre nie wieder; dringe seine Meinung nicht durch, so sei er ent-

schlossen, zum letztenmal im Ministerrathe zu sitzen; durch die Stimme des Volkes sei er zum Minister berufen worden und dem Volke sei er für sein Verfahren Rechenschaft schuldig; er könne nicht länger in einer Lage bleiben, welche ihn für Maßregeln verantwortlich mache, die er nicht leiten könne.

Entweder musste nun Pitt ausscheiden oder seine Gegner. Grenville meinte: Pitt vergesse, dass er im Geheimen Rathe allein dem König verantwortlich sei. Der Minister reichte am 5. October 1761 seine Entlassung ein. Georg III. sprach seinen Schmerz über den Verlust eines so tüchtigen Dieners aus und bot ihm jede Gnade an, welche in seiner Macht liege, erklärte jedoch zugleich, dass er gegen die Kriegserklärung sei. Pitt war bis zu Thränen gerührt. Man bot ihm einen Jahresgehalt von 5000 Pfund und den Posten eines Statthalters in Canada an, ohne die Verpflichtung, auf seinen Posten zu gehen. Pitt lehnte alles ab für sich, er werde jedoch dankbar sein, wenn für diejenigen, die ihm theurer seien, als er selbst, gesorgt würde. Darauf erhielt Lady Chatham und ihr ältester Sohn, aber auch Pitt selber einen lebenslänglichen Gehalt von 3000 Pfund. Eine Berufung an die Stadt London allein hätte Pitt vielleicht eine Sammlung von 500.000 Pfund eingetragen, aber er mochte nicht gegen den König schlimme Wege einschlagen. — Rücktritt.

Pitts Rücktritt. Bute leitender Minister.

So endete dieses für die Geschichte Englands so bedeutsame, so glänzende Ministerium. Pitt war unstreitig ein Redner von demosthenischer Kraft und ein unbestechlicher Minister, während er doch kein Vermögen besaß. Friedrich II. nennt ihn mit Recht in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ „einen Mann von erhabener Seele, großer Entwürfe fähig und voll Standhaftigkeit bei deren Ausführung, von unbeugsamer Anhänglichkeit an seine Pläne, weil er dieselben für vortheilhaft für das geliebte England hielt“. Unleugbar stieg England unter ihm zu Größe und Ruhm empor, seine Reden entzündeten die Nation, seinen kühnen, stolzen, trotzigen Geist flößte er den Trägern seines Willens, den Staatsmännern wie Feldherren ein. Leistungen.

Bute wurde leitender Minister.

John Stuart Graf von Bute ist der Sprössling einer alten, mit den Königen Schottlands verwandten Familie, betrieb in seiner Jugend eifrig das Studium der Botanik und schien keinen Gedanken an Politik zu haben; er führte mit seiner Gattin Mary Worthley Montagu in Caen-Wood, einem kleinen Landsitz in der Nähe von London, ein stilles Leben und erzog in kluger Mäßigkeit eine zahlreiche Familie. 1750 fand er eine Anstellung beim Prinzen Friedrich von Wales, dem Sohne Georgs II. und Vater Georgs III. Bald wurde er der Günstling des Prinzen, der von ihm zu sagen pflegte: „Bute

ist ein schöner, ansehnlicher Mann und würde bei einem Hofe, wo es nichts zu thun gibt, einen vortrefflichen Gesandten abgeben." Nach dem frühen Tode des Prinzen wurde er Kammerherr und Erzieher seines Sohnes Georgs III. und genoss das Vertrauen der Witwe. Im Parlament erlangte er nie als Redner eine Bedeutung, er sprach feierlich und so langsam, dass bei einer seiner Reden ein Verwandter den Ausruf nicht zurückhalten konnte:[1] „Jede Minute ein Kanonenschuss." Als sein Zögling das achtzehnte Jahr erreichte, wurde Bute Ober-Kammerherr. Er war mit dem Prinzen von Wales eben auf einem Spazierritt, als ein Bote die Nachricht vom Tode Georgs II. brachte. Die Erhebung
Georg III. blähte den Prinzen nicht auf, brachte ihn nicht in Verlegenheit; er benahm sich mit der größten Angemessenheit, Würde und Schicklichkeit. „Eine warme und aufrichtige christliche Liebe bildete die Grundlage seines Charakters", erzählt Lord Mahon, der Tausende von Schreiben und Actenstücke des Königs prüfte: „er war eine einfache, ernste Natur, hatte richtigen Tact und widmete sich mit Eifer den Arbeiten seiner Stellung." Bute hatte seinem Vater und ihm selber immer Treue bewiesen, war der Vertraute und Jugendfreund des Königs und wurde jetzt zum Staatssecretär ernannt; seine Gattin, eine der besten und verständigsten Frauen, erhielt eine Baronie. Bute hatte auf einmal Einfluss auf die Geschicke Europas: er wollte Verstärkung der königlichen Macht, Ordnung in den Finanzen, das war nur möglich durch den Frieden. Er eiferte darum gegen Pitts Plan, Spanien den Krieg zu erklären, er war für Zurückziehung des englischen Heeres aus Deutschland, für Kündigung der Hilfsgelder an Preußen, das in einer schauerlichen Weise geschwächt sei. Friedrich solle Schlesien an Maria Theresia zurückstellen.

Bute. Sein Eifer, den Frieden wieder herzustellen war so groß, dass er dem spanischen Gesandten eröffnete, die Regierung sei bereit, das vom französischen Hofe entworfene Ultimatum anzunehmen, jedoch der Anstand halte sie zurück; es schicke sich nicht, dass der Sieger dem Besiegten entgegenkomme. Wenn Frankreich ernstlich wolle, werde der Friede bald geschlossen sein, mit anderen
Spanien will Krieg. Worten: — Spanien möge vermitteln. Er sollte sich bitter täuschen. Kaum war das letzte Schiff der Silberflotte im Hafen von Cadix, so brachte der spanische Minister seine Beschwerden in drohendem Tone vor. Was Pitt vorausgesagt, traf nur zu richtig ein. Bute wurde sorglich, denn die Eröffnung des Parlamentes stand vor der Thüre. Da musste denn das neue Ministerium, welches dem vorigen Bestechungen vorgeworfen hatte, am meisten zu Bestechungen greifen, um die Mehrheit im Parlamente zu erhalten. Viele Sitze wurden erkauft. Bute hatte Frieden gewollt und bekam einen neuen Streit. Im December erklärte Spanien den Krieg, den es in seiner Beschwerde dem stolzen und maßlosen Ehrgeize Pitts zuschrieb. Obschon die Zahl der Feinde sich mehrte, so mochte doch Bute die Bundesgenossenschaft des Königs von Preußen nicht. Das fügsame Parlament bewilligte alle Summen, welche die Regierung verlangte, Hilfsgelder für Preußen waren jedoch nicht darunter. Der bisherige Vertrag, der am 12. December ablief, ward nicht erneuert. Bute hasste Friedrich als den Genossen Pitts, er wollte durch die Bundes-

[1] Mahon, l. c. IV, S. 27—28.

genossenschaft mit Preußen in seinen Verhandlungen um Frieden nicht die Hände gebunden haben. Er sagte dem russischen Gesandten, Friedrich könne ohne große Opfer den Frieden nicht erkaufen; England könne diesen Mann nicht ganz zugrunde gehen lassen, aber ohne Länderverlust werde er nicht durchkommen. Dem Wiener Cabinet ließ Bute andeuten, England habe nichts dagegen, wenn ganz Schlesien wieder an Österreich komme; er glaube nicht, dass Friedrich sich wieder erholen und seine Armee ergänzen könne; weil er sich höchst unsinnig benehme, habe er sein ganzes Land, seine eigenen Unterthanen wider sich; dagegen wäre es sehr zu wünschen, dass Österreich wieder in die alten Bahnen der Politik einlenke und sich mit Sardinien und England verbinde, dann werde letzteres noch zwei Feldzüge unternehmen und das Haus Bourbon gänzlich aus Italien verjagen.[1] Friedrich bekam durch Freunde und Spione von all dem Kunde. Da wird der Hass begreiflich, mit welchem der König von Preußen das Bild Bute zeichnet:[2] „Mehr ehrgeizig als geschickt wolle Bute im Schatten der königlichen Hoheit herrschen. Sein Grundsatz war, dass bei jedem Staatsmanne das Kleid der Ehre nur von grobem Gespinst sein müsse, und er glaubte, der Abgott der Nation zu werden, wenn er ihr den Frieden auf jede Bedingung hin verschaffte; allein er irrte sich, das Volk verabscheute ihn.“ — Die Abneigung Butes wider Friedrich wurde zum Hass, als Depeschen des Königs an seinen Gesandten entziffert wurden, in welchen er diesen anwies, alles zu versuchen, um den Hass der Engländer wider Bute aufzustacheln und die Verfasser von Flugschriften aufzureizen, damit Bute bald von seinem Posten verjagt und Pitt wieder Minister werde. Georg III. verbat sich sofort jegliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Reiches.

Bute gegen Friedrich.

Friedrich gegen Bute.

Das Ausbleiben der englischen Hilfsgelder machte die Lage des Königs zu einer verzweifelten. Sie war ohnehin schon trostlos.[3] Prinz Heinrich hatte alle sächsischen Gebirge verloren und konnte aus der ihm übrig gebliebenen Gegend kaum den täglichen Lebensbedarf seiner Truppen gewinnen. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der Hälfte Schlesiens nach sich. Die Russen hatten das Gebiet jenseits der Oder so verheert, dass keine Lebensmittel daraus zu holen waren; sie schlossen den König ab von Polen, sie konnten mit Anfang des Frühlings, seit sie Kolberg besaßen, Stettin belagern und sich Berlins bemächtigen. Die gesammte Streitmacht des Königs belief sich noch auf 60.000 Mann. „Der größte Theil der Provinzen,“ sagt der König selber, „war erobert oder verheert: man sah nicht mehr ab, wo man Recruten hernehmen, wo man Pferde und Geschirre bekommen, wo man Lebensmittel finden sollte, noch wie man mit Sicherheit die Kriegsbedürfnisse zur Armee schaffen könnte.“

Verzweifelte Lage.

[1] Arneth, l. c. VI, S. 290.
[2] La guerre de sept ans, Chap. XV.
[3] Ibid. Chap. XIV, Schluss.

Schlechte Mittel. Nur als Mittel der Verzweiflung kann es gelten, dass Friedrich damals Tataren und Türken zum Kriege wider Österreich aufstachelte: 16.000 Tataren Tataren. sollten durch Polen längs den Karpathen nach Kosel im Frühjahre 1762 kommen. Der Chan in Bakhtschiserai am Flusse Tschurukšu, Kerim Geray, sollte selber mit einem Heere wider Russland ziehen, welches er bitter hasste. Nach Constantinopel wurden glänzende Geschenke gemacht, um Sultan Osman III. zum Kriege wider die Kaiserin-Königin zu reizen, und ein tür- Türken. kisches Heer von 100.000 Mann zog sich auch schon in Belgrad zusammen.[1] Trotz alldem erschien der Untergang Friedrichs schon so sicher, dass Maria Theresia 20.000 Mann ihres Heeres und 500 Officiere entließ, und dass Voltaire an Choiseul schrieb: „Man kann jetzt drei gegen eins wetten, dass Luc mit seinen Versen, Späßen und Beschimpfungen und mit seiner Politik, die alle zusammengenommen gleich schlecht sind, verloren ist.“[2] In einem Briefe an d'Argens spricht Friedrich von den Abgründen, die ihn umgeben, und setzt den Februar 1762 als Endpunkt der Entscheidung, ob er sich an den Rath Catos oder an Cäsars Commentare halten sollte. „Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule der Geduld. Ich habe mich meinem Geschicke nicht entziehen können; alles, was menschliche Voraussicht angeben kann, habe ich angewendet, nichts ist gelungen.“ — Da verhalf ihm der Thronwechsel in Russland zur Rettung. —

Peter III. (Czar von 5. Januar bis 10. Juli 1762.)

Seit einiger Zeit kränkelte die Czarin Elisabeth; die sonst lebensheitere Frau fastete strenge und betete viel. Ihren baldigen Tod fürchtete man in Wien und Paris, erhoffte man bald in Berlin und London. Am Elisabeths Tod. 25. December 1761 (5. Januar 1762 n. St.) erlag die Kaiserin Elisabeth einem Blutsturze. Der französische Gesandte Breteuil berichtet über ihre letzten Augenblicke:[3] „Die Kaiserin ließ noch den Großfürsten und die Großfürstin zu sich rufen und empfahl dem ersteren, gegen seine Unterthanen gütig zu sein und ihre Liebe zu suchen; sie beschwor ihn zur Eintracht mit seiner Gemahlin; sprach zuletzt noch viel von ihrer Zuneigung für den kleinen Herzog (dem späteren Kaiser Paul) und forderte vom Vater als das sicherste Zeichen seiner Dankbarkeit, dass er sein Kind auch liebe. Der Großfürst versprach alles. Sie traute seinen Versprechungen nur halb. „Der Großfürst ist eine Ausgeburt,“ pflegte sie von ihm öfter zu sagen, „hole ihn der Teufel.“

---

[1] Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. VIII, S. 272.

[2] Oeuvres, vol. 87, p. 117. Ein französischer Officier sagte damals stolz: „On fait bien de l'honneur à Monsieur le marquis (de Brandenbourg) de vouloir encore lui faire une espèce de guerre.“

[3] La cour de Russie, p. 178.

Man sprach in der Stadt oft davon, sie wolle Peter von der Thronfolge ausschließen und dessen Söhnlein Paul zum Nachfolger ernennen. Doch der schnelle Tod hemmte ihren Willen.

Peter III.

Noch in derselben Nacht bei Fackelschein empfieng Peter III. die Huldigung der Regimenter in Petersburg, noch in der Todesstunde der Kaiserin die Huldigung der Großen. Der neue Kaiser verhieß in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen, seines Großvaters, Peters des Großen, zu treten und solchergestalt das Wohl seiner getreuen Unterthanen noch mehr emporzubringen. Im Namen der Anwesenden antwortete Setschin, der Erzbischof von Nowgorod: „Kaiser Peter Feodorowitsch, Ebenbild Peters des Großen, sowohl dem Namen als der That nach, wir bringen Dir, was schon Dein eigen ist. Besteige den souveränen erblichen Thron Deiner Vorfahren, der Dir bereits im Jahre 1742 durch unseren Eid erblich versichert worden und dessen rechtmäßigen Besitz Europa und Asien Dir zuerkennt." Das waren Worte niederträchtiger Schmeichelei, denn Setschin musste wissen, dass Peter III. mit Peter I. nur den Namen gemein hatte, aber nicht das Feuer des Geistes, nicht die eiserne Kraft des Willens, noch den Sinn für das, was im Leben passte und sich schickte.

Huldigung.

Übrigens war der Eifer des neuen Czaren groß und die ersten Erlasse waren gut.

Erste Erlasse.

Die Inquisition oder geheime Kanzlei ward aufgehoben und der Senat angewiesen, dass diejenigen, welche Verschwörungen gegen den Staat und gegen den Monarchen entdeckt zu haben glauben, ihre Anzeigen in Zukunft bei den nächsten Civil- und Militärbehörden anbringen sollten, aber diese sollten niemals Anklagen von Verbrechern oder Verurtheilten entgegennehmen, die dadurch vielleicht der Strafe für andere Schandthaten zu entgehen hofften. Eine solche Anklage vorbringen oder „das Wort sprechen" war in den Zeiten der verstorbenen Kaiserin sehr gefährlich. Der leiseste Grund genügte zur Verurtheilung. Der Angeklagte wurde oft mit seiner ganzen Familie aufgepackt, nach Petersburg geschleppt, wo er hin und wieder Jahre im Gefängnisse zubrachte, bis seine Sache zum Scheine untersucht und er nach Sibirien verurtheilt wurde. Die eigene Vertheidigung war meist fruchtlos, nur ein mächtiger Freund konnte retten. Nicht weniger denn 80.000 solcher Unglücklichen sollen während Elisabeths Regierung nach Sibirien gewandert und dort dem Elende preisgegeben worden sein. Jedes freie laut geäußerte Urtheil konnte mit Knute oder mit Sibirien bestraft werden.[1]) Die Verbannten wurden jetzt zurückberufen, über 20.000. Lestocq erschien wieder am Hofe mit aller jugendlichen Lebendigkeit, obgleich er schon vierundsiebzig Jahre alt war, und vierzehn Jahre im Gefängnisse und in der Verbannung zugebracht hatte. Biron, der Herzog von Kurland, und Münnich begegneten sich wieder am gleichen Hofe, an welchem sie einst eine so große Rolle gespielt hatten. Die alten Gegner unterhielten sich miteinander höflich und ohne ein Zeichen jener

Inquisition.

Die Verbannten zurück.

Biron. Münnich.

[1]) Vergl. Pezolds Bericht bei Herrmann, Geschichte des russischen Staates, V, S. 177—178.

Leidenschaft und Eifersucht, welche die Ursache ihrer Leiden geworden.[1]) Nach dem Berichte des sächsischen Gesandten verhielt es sich anders: der Czar forderte sie eines Tages auf, miteinander anzustoßen, wurde aber abgerufen, als die Gläser eben gebracht waren; starr und stumm hätten sich nun die unversöhnten Gegner mit den Blicken gemessen und dann einander den Rücken gekehrt. — So viele auch zurückberufen wurden, Bestuschew war nicht darunter; Peter weigerte sich entschieden, als der Großkanzler für den ehemals allmächtigen Minister Fürsprache einlegte: „Ich habe diesen Mann eines geheimen Einverständnisses mit meiner Frau im Verdachte und berufe mich überdies noch darauf, dass meine Tante mir auf ihrem Krankenlager von seinen schlechten Gesinnungen gesagt, mich ernstlich vor ihm gewarnt und mir gerathen hat, ihn nie aus der Verbannung zurückzurufen.“[2])

Bestuschew.

Dem gleichen Eifer für das Gute verdankte eine Reihe rasch aufeinander folgender Erlässe ihren Ursprung. Die Tortur wurde verboten; bei Bestrafung militärischer Vergehen sollte nicht mehr die Knute, sondern nur der Stock angewendet werden. Im Civilprozesse wurde ein beschleunigtes Verfahren angeordnet; die Abfassung eines neuen Gesetzbuches sollte dem Widerspruche bisheriger Verordnungen ein Ende machen. Alle Handelsmonopole wurden aufgehoben, der Preis des Salzes zur Erleichterung des Volkes um ein Fünftel herabgesetzt. Zur Beförderung des Ackerbaues, zur Verbesserung der Landgüter und Urbarmachung wüstliegender Grundstücke wurde eine eigene Leihbank errichtet. Zur Hebung des Gewerbefleißes sollten unter Vergünstigungen deutsche Handwerker als Lehrer in russische Städte berufen werden. Zur Abwendung der Feuersgefahr wurden die Löschanstalten verbessert. Bei Feuersbrünsten in Petersburg war der Kaiser meist schnell selber zur Stelle. Im Senat, in den Gerichtshöfen und anderen öffentlichen Anstalten erschien Peter III. nicht selten unerwartet, um sich zu überzeugen, ob die Beamten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllten. Der Kaiser selber erledigte alle Fragen, die zur Entscheidung an ihn gelangten, sehr rasch, nachdem er die Minister darüber berathen hatte. Dies erschien umso rühmlicher der Geistesträgheit seiner Vorgängerin gegenüber, welche Monate, auch Jahre darüber vergehen ließ, ohne dringende Verordnungen zu unterschreiben, einzig mit ihrem Putz und ihren Liebhabereien beschäftigt; fand man doch in ihrem Nachlasse nicht weniger als 15.000 zum Theil noch nicht getragene Kleider, große Kisten mit Bändern, seidenen Strümpfen und dergleichen.

Tortur. Gesetze. Monopole. Leihbank. Deutsche Handwerker. Geschäftigkeit.

Große Freude erregte es, als der Kaiser 28. Januar in den Senat trat und erklärte, dass der russische Adel frei und in jeder Rücksicht dem übrigen Adel Europas gleich sein solle; er könne fortan reisen, wohin er wolle, und dienen, wem er wolle, ohne dadurch von seinen erblichen Vortheilen in seinem Vaterlande etwas zu verlieren. Der Jubel war groß. Der Senat bat den Kaiser, zum Danke für so große Verfügungen, ihm eine goldene Bildsäule setzen zu dürfen, was aber Peter III. mit den schönen Worten ablehnte, der Senat könne dem Golde eine bessere Bestimmung geben und er hoffe, durch seine Regierung sich ein bleibenderes Denkmal in den Herzen seiner Unterthanen zu setzen.[3])

Adel.

Das war alles sehr schön und gut, nur wurde es mit einer krankhaften Hast betrieben, immer fehlte das Maß, nie die Übertriebenheit, die Laune. Es

Gebrechen.

[1]) Bericht des englischen Gesandten in La cour de Russie, p. 183.
[2]) Bei Herrmann, l. c. S. 243.
[3]) Bilbassoff, Geschichte Katharinas II. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von M. v. Pezold. Bern 1893.

war gut, dass er den Russen ein einheitliches Gesetzbuch geben wollte, aber das Gesetzbuch Friedrichs II., welches er dem Senate mit dem Begehren sandte, ihm unmittelbare Gesetzkraft zu verleihen, passte nicht für die Russen. Der Senat ließ es auch liegen unter dem Vorwande, man finde keinen tüchtigen Übersetzer. Es war gut, dass er den Aufwand der Großen in Stickereien und Tressen beschränkte, aber es war zwecklos, dass er von den Geistlichen forderte, sie sollten sich die Bärte abschneiden und kurze Röcke tragen, wie die lutherischen Geistlichen. Es war gewiss vieles mangelhaft in der russischen Kirche, aber der Kaiser verletzte das religiöse Gefühl des Volkes, als er nicht bloß an seinem eigenen Hofe keine Fasten mehr halten ließ, sondern befahl, sie sollten im ganzen Reiche abgeschafft und die Heiligenbilder sollten sammt den Kerzen aus den Kirchen verbannt werden. Die ganze Geistlichkeit seines Reiches machte er sich zu Feinden, als er befahl, ihr die Unterthanen zu nehmen, die Klostergüter einzuziehen, die er durch ein eigenes Ökonomie-Collegium verwalten lassen wollte, als er die Söhne der Priester in die Regimenter steckte. Als der Erzbischof von Nowgorod Einsprache wagte, befahl er ihm sich nie wieder sehen zu lassen. Da brachen unter den Bauern Unruhen aus und der Kaiser wurde so ängstlich, dass er den Erzbischof schon nach achtundzwanzig Tagen aus der Verbannung zurückrief. Das Lob Voltaires über diese Eingriffe in das Leben der russischen Kirche half dem Kaiser nichts, er war fortan ein Gegenstand des Hasses.

Eingriff in die Kirche.

In ähnlicher Weise war es gut, dass der Kaiser sich der Flotte und des Heeres annahm. Während jene unter Elisabeth gänzlich verfiel, ließ Peter III. Kriegsschiffe in England kaufen, nahm englische Officiere und Arbeiter in seinen Dienst und hatte seine Freude daran, als zwei Fahrzeuge auf der Petersburger Werft vom Stapel liefen. Es war gut, dass er gleich beim Regierungsantritte vierundzwanzig unfähige Generale fortjagte, dass er die Officiere zwang, sich mit dem Dienste zu beschäftigen, dass er ihnen zeigte, wie man die Truppen einüben müsse, dass er der Zügellosigkeit der Rotte ein Ende machte, welche Elisabeth auf den Thron gehoben hatte und welche die Plage der Bewohner Petersburgs war. Aber unziemlich war für den Kaiser der Corporalton, der am Hofe zu herrschen begann, und die Soldatenspielerei und dass er statt der bequemen alten Tracht, an welcher die Krieger hiengen, ihnen die knappe preußische Uniform aufzwang. Die Gemeinen murrten, weil sie Tuch einbüßten; die Garden hassten ihn, als sie erfuhren, dass er sie auflösen und in Feldregimenter eintheilen wollte. In kurzer Zeit waren die Soldaten über die Bevorzugung seiner Holsteiner, über den Umstand, dass sie jetzt für die Preußen kämpfen sollten, wie früher gegen sie, dass sie gegen die Dänen ziehen sollten, ebenso voll Hass gegen den Kaiser als die Geistlichen.

Flotte.

Heer.

Corporalton.

Unnatürlich erschien dem ganzen Reiche der Umschwung in der äußeren Politik. Peter III. schwärmte nämlich derart für Friedrich II., dass man sagen kann, der König von Preußen war damals der Kaiser in Russland. Peter III. redete von ihm nie anders, als: „Der König, mein Herr.“ Kaum war die Kaiserin todt, als Peter an Czernitscheff den Befehl sandte, die Österreicher zu verlassen und nach Polen zurückzugehen. Dem englischen Gesandten erklärte er bei der ersten Begrüßung: „Sie werden mit mir zufrieden sein.“ — Die gefangenen preußischen Generale setzte er alsbald in Freiheit, was Friedrich II. damit beantwortete, dass er alle gefangenen Russen nach Stettin sandte. Der

Vorliebe für Preußen.

Kaiser erbat sich den Adlerorden, und trug dann kein anderes Ordensband als dieses. Einen Ring mit Friedrichs Bilde trug Peter III. als höchstes Kleinod, küsste oft das Bild und sprach seine überschwengliche Begeisterung für das Original aus. — Die russischen Magazine in Pommern ließ der Kaiser an die Preußen abgeben, den zugrunde gerichteten Bewohnern bedeutende Geldgeschenke zukommen. Am 4. März 1762 wurde mit den Preußen ein

Friede zwischen Russland und Preußen.

Waffenstillstand geschlossen, am 5. Mai ein Frieden, worin der Czar alle eroberten preußischen Gebiete zurückstellte, seine Vermittlung zu einem Frieden mit Schweden versprach und ein Schutz- und Trutzbündnis zur Wahrung ihres gegenseitigen Vortheiles anbot. Ein Waffenstillstand wurde

zwischen Preußen und Schweden.

zwischen Preußen und Schweden am 7. April abgeschlossen, der Friede in Hamburg am 22. Mai. Schweden sagte sich los vom Bunde der Gegner Friedrichs, die Gefangenen wurden gegenseitig freigegeben und die Grenzen wieder hergestellt, wie vor dem Kriege.

Friedensfeier.

Vom Czaren wurde der Abschluss des Friedens hoch gefeiert. Der König hatte dem Kaiser in Anbetracht der militärischen Kenntnisse, die er aus seinen Briefen ersehen, ein Generallieutenants-Patent gesendet, und Peter fühlte sich hochgeehrt; er erfüllte jedes Begehren des preußischen Gesandten v. Goltz. „Ja, Brüderchen," hieß es dann, „der König von Preußen ist mein Freund und wird mir nichts rathen, was nicht zu meinem Vortheile gereicht, und ich thue alles, was er mir räth."[1]) Beim Friedensfest sagte der Czar weinstammelnd zu Goltz: „Trinken wir die Gesundheit unseres Herrn, er hat mir die Gnade erzeigt und mir ein Regiment in seinem Dienste gegeben. Ich hoffe, er wird mir nicht den Abschied ertheilen. Sie können ihm versichern, dass, wenn er es befiehlt, ich nebst meinem ganzen Reiche die Hölle bekriegen werde." Scherzhaft bemerkte Fräulein Woronzow: „Ihro Majestät können hierüber ruhig bleiben. Der König von Preußen findet in Ihnen einen zu guten Diener, als dass ich glauben könnte, er würde Sie jemals verabschieden."

Bund zwischen Russland und Preußen.

Am 8. Juni wurde zwischen beiden Mächten ein enges Bündnis auf zwanzig Jahre geschlossen. Russland verbürgte darin Preußen alle seine Staaten, gemäß dem Friedensschlusse von Dresden und Breslau. Wird eine der beiden Mächte angegriffen, so steht ihr die andere mit 15.000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern bei, Russland stellt erforderlichen Falles statt der Truppen auch Kriegsschiffe. Statt der Truppen können auch Hilfsgelder im Betrage von 600.000 Rubel erbeten werden. Auf einen Krieg Russlands mit Persien solle aber der Vertrag keine Anwendung finden, noch auf einen Krieg zwischen Preußen und England.[2]) — In geheimen Artikeln ward festgesetzt, dass der König von Preußen das Anrecht Peters als Herzogs von Holstein auf Schleswig zur Anerkennung bringe, zunächst durch Fürsprache und, wenn diese nicht fromme, durch bewaffnete Hilfe; er verbürgte ihm nicht

[1]) Mittheilung aus Brühls Bericht bei Herrmann, l. c. S. 275.
[2]) Raumers Beiträge, III, S. 301.

bloß Schleswig, sondern alle weiteren Eroberungen, wie es der Friede mit Dänemark feststellen werde. Biron hatte gegen Zahlung von 50.000 Rubeln auf Kurland verzichtet. Peter wünschte seinen Vetter Georg von Holstein-Gottorp als Herzog von Kurland zu sehen. Beide Mächte verpflichteten sich nun dahin zu wirken, dass Georg in den Besitz der Regierung gelange. Beide versprachen die freie Wahlgerechtigkeit in Polen, das heißt, dieses Land in Ohnmacht zu erhalten und dafür zu sorgen, dass beim Tode des jetzigen Königs die Wahl auf einen Piasten falle.[1]) Der Czar versprach, jedes Corps, welches der König senden wolle, für 20.000 Mann zu berechnen; für den Krieg mit Dänemark bat er sich nur das Bellingische Husarenregiment aus — das heißt, Preußen durfte fast nichts leisten, Russland aber stellte jedenfalls 20.000 Mann.

Österreich.

Das machte die Lage Österreichs sehr ernst, doch zeigte es keine Muthlosigkeit. Kaunitz wollte sogar den Gesandten von Petersburg abberufen.[2]) Die Mahnung Peters III. zu einem allgemeinen Frieden und zur Zurückstellung aller Eroberungen ward mit der Versicherung des Wunsches nach demselben beantwortet, doch dürfte man gemäß der Verträge nichts ohne die Zustimmung der Bundesgenossen thun. — Entschiedener beantwortete Ludwig XV. den russischen Antrag; er werde nur Vorschläge annehmen, die von der Ehre und Redlichkeit eingegeben seien, und nie durch geheime Unterhandlungen sich einer Abtrünnigkeit schuldig machen, nie seinen Ruhm durch Preisgebung seiner Verbündeten beflecken. Mit anderen Worten: der König von Frankreich wisse für das Benehmen des Kaisers von Russland keinen anderen Namen als den, es sei ein treuloses.

Ludwig XV.

Feldzugsplan.

Die Zeit der Eröffnung des Feldzuges nahte. Man stritt in Wien über den Feldzugsplan wie über den Feldherrn. Man müsse angriffsweise vorgehen, zwischen Schweidnitz und dem Zobtengebirge eine günstige Stellung nehmen und den König zur entscheidenden Schlacht nöthigen — war die Ansicht Loudons; man müsse sich gegen Preußen bloß vertheidigen, zum Angriffe sei man nicht mehr stark, genüge die Kraft nicht mehr; Defensivstellung gewähre auch größere Deckung, im Falle die Russen zu den Preußen stießen, — war die Ansicht Dauns, und in beiden Entwürfen spiegelt sich der Charakter der Feldherren, von denen der Oberst Latrille sagt: „Stand Loudon an der Spitze der österreichischen Armee, so zählte der siebenjährige Krieg weniger Feldzüge; Daun war ganz dazu geschaffen, einen hundertjährigen Krieg ohne erhebliche Resultate zu führen.“[3]) — Gribeauval, der berühmte Artilleriegeneral, sagte zum Fürsten Liechtenstein: „Daun ist zwar ein guter General, aber zu unschlüssig, zu langsam und zu sicher; Loudon ist auch klug, dabei aber listig, entschlossen, rasch, eifrig und unternehmend. Er besitzt alle Eigenschaften eines großen Generals und kann einen kleinen Fürsten zu einem großen Monarchen und einen großen Fürsten zu einem

Daun und Loudon.

[1]) Schäfer — in Sybels „Zeitschrift“, XXXI, S. 507.
[2]) Arneth, l. c. II, S. 296—298.
[3]) Vergl. Janko, l. c. S. 337.

kleinen Monarchen machen." Nach längerer Berathung entschied sich Maria Theresia für den Feldzugsplan Dauns und nun war es Loudon selber, welcher ihr Daun zum Oberfeldherrn empfahl. Der Verlauf des Feldzuges konnte demnach schon zum voraus annähernd berechnet werden.

Sachsen. Friedrich ließ kein noch so hartes Mittel in Sachsen unversucht, um sein Heer zu ergänzen. Prinz Heinrich, der hier den Oberbefehl führte, mochte zu solchen Dingen seine Hand nicht bieten und wollte daher seine Stelle niederlegen. Er musste bleiben und das preußische Heer erreichte eine Höhe Die Heere. von 120.000 Mann mit 667 Geschützen, zu welchen noch 18.000 Russen unter Czernitschew stießen. Davon blieben 42.000 Mann unter Heinrich in Sachsen, 78.000 standen unter dem König in Schlesien. Das österreichische Heer dagegen belief sich auf 150.000—155.000 Mann, wovon 45.000 Mann unter Serbellóni in Sachsen standen und 88.000 Mann in Schlesien. Serbelloni sollte die bisherige Stellung der Verbündeten, Dresden und die beiden Lager am Plau'schen Grunde und bei Freiberg schützen und Daun das schlesische Gebirge besetzt halten und Schweidnitz decken. Friedrich hoffte im vorstehenden Feldzuge Dresden und Schweidnitz wieder zu erobern.

Kämpfe in Sachsen, Der kleine Krieg begann an der Elbe schon im Januar, der große Krieg aber erst im Mai. Der linke Flügel der Österreicher wurde bei Döbeln 12. Mai von den Preußen überfallen und zog sich nach Freiberg und von da auf Dippoldiswalde zurück. Dadurch gelang es Heinrich, die Österreicher von den Reichstruppen zu trennen und die letzteren bis nach Franken zurückzudrängen. Zu gleicher Zeit streiften Kleists Husaren bis Teplitz in Böhmen, was die Entlassung Serbellonis zur Folge hatte; Hadik übernahm den Oberin Schlesien. befehl. Auch in Schlesien hatten die österreichischen Waffen wenig Glück. Zunächst litt die Armee sehr an Krankheiten. Friedrich berichtet: „Es war eine Art von Aussatz, welcher so schnell um sich griff, dass Loudons Lager dünne ward und seine Spitäler wimmelten. Wenn man dies nur einigermaßen zusammennimmt, so findet man nach richtiger Berechnnng 20.000 abgedankter Österreicher, 20.000 Russen weniger, was 40.000 Mann ausmacht, und diese 20.000 Russen mehr bei der Armee des Königs, machen zwischen den beiden Armeen einen Unterschied von 60.000 Mann, zum Vortheil der Preußen." Hätte der König drei vollkommene Schlachten hintereinander gewonnen, so würden sie ihm keinen größeren Vortheil haben gewähren können.

Daun. Am 10. Mai übernahm Daun den Oberbefehl, mit unumschränkter Machtvollkommenheit gerüstet, und bezog zwischen dem Zobtenberg und Schweidnitzer Wasser ein Lager so fest, dass Friedrich ihn in der Fronte nicht anzugreifen wagte. Der König sandte, um Daun von Schweidnitz abzuziehen, große Streifpartien nach Böhmen, nach Ober-Schlesien, bedrohte Mähren, vergebens. — Daun unterschied das Wesentliche vom Zufälligen, durchschaute die Absicht des Königs und deckte Schweidnitz. Seit der König die 20.000 Russen unter Czernitschew an sich gezogen, suchte er die linke Flanke Dauns zu umgehen, Adelsbach. was aber misslang; in einem heftigen Gefechte bei Adelsbach wurden die Preußen zurückgeworfen. Sofort beschloss Friedrich den rechten Flügel der Österreicher auf den stark befestigten Höhen von Burkersdorf zu umgehen. Die

Anstalten, die Märsche, um Daun zu täuschen, daſs er seinen rechten Flügel nicht verstärke, waren meisterhaft. Am 21. Juli sollte der Angriff erfolgen.

Czernitschew. Da zeigte Czernitschew dem Könige an, in Petersburg habe ein Thronwechsel stattgefunden und er habe von seiner Regierung den Befehl, mit seinen 20.000 Mann unverzüglich nach Hause zu ziehen. Zu gleicher Zeit kam die Botschaft, daſs die Russen in Pommern und Preußen sich zu neuen Feindseligkeiten anschickten. Es war ein Donnerschlag für Friedrich; sollte er die 20.000 Russen abziehen lassen, sollte er sie vorher mit Gewalt entwaffnen? Friedrich beschwor den Russen, die Sache nur drei Tage geheim zu halten und bloß zur Parade sich aufzustellen, um die von den Vorgängen in Petersburg noch nicht unterrichteten Österreicher zu blenden und zu schrecken. Burkersdorf. Dies sagte Czernitschew zu, die Russen standen am 21. in Schlachtordnung. Daun muſste einen Theil seines Heeres ihnen gegenüber aufstellen, er konnte seinen bedrohten rechten Flügel nicht verstärken und der König mit Übermacht denselben angreifen. Es war ein schrecklicher Kampf, „heute muſs es siegen oder brechen!“ sagte der König. Die Österreicher kämpften gegen die Überzahl mit Löwenmuth, muſsten aber zuletzt mit Verlust von 2000—3000 Mann die Schanzen verlassen und Daun sich gegen Böhmen zurückziehen. Der Weg zur Belagerung von Schweidnitz lag jetzt dem König offen. Am andern Tag zogen die Russen ab mit der Versicherung, die Kaiserin werde den Frieden halten.

Peter III. verhaſst. Peter III. war nicht mehr Kaiser, nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte in kurzer Zeit alles gethan, um sich verhaſst, um sich unmöglich zu machen. Die Bauern grollten ob der Kopfsteuer, die er einführte, die Geistlichen wegen seiner Eingriffe in die Kirche, die Armee, weil er sie in die enge preußische Uniform steckte und sie an die preußische Disciplin hielt. Die Gebildeten erschraken über die Folgen seiner auswärtigen Politik. Er wollte Czar sein und zeigte, wo er konnte, seine Verachtung für das Volk, über das er herrschte. Selbst der ihm so ergebene englische Gesandte Keith bemerkte mit Bedauern, daſs der Kaiser seine Regierung mit dem Entschlusse angefangen zu haben scheine, sein Volk zu kränken, und daſs er damit enden werde, für dasselbe ein Gegenstand der Verachtung zu sein.

Würdelosigkeit. Während das Volk mit Liebe an der verstorbenen Kaiserin hieng, besuchte der Kaiser das Sterbezimmer, wo die Leiche sechs Wochen ausgestellt war, nur um die Leerheit und den Mangel an Ehrfurcht in seinem Charakter zu zeigen. „Man sah ihn dann mit den diensthuenden Hofdamen flüstern und lachen, die Priester verspotten und die Officiere und Soldaten, welche die Wache hatten, über Gegenstände des Anzuges, als die Cravatte, die Schnallen und den Schnitt, als ob dies wichtig wäre, tadeln.“ [1]) — Ähnlich gieng es beim Besuche der Kirche. Unter den Neuerungen, die er einführte, war auch die, daſs die französische Art,

[1]) Memoiren der Fürstin Daschkoff, I, S. 66.

sich zu begrüßen, an die Stelle der alten russischen, nämlich einer tiefen Verbeugung des Kopfes und Körpers, treten sollte. Die Versuche der alten Damen, ihre Knie infolge dieser Neuerung gelenk zu machen, waren im allgemeinen sehr unglücklich und lächerlich; es gereichte dem Kaiser zum besonderen Vergnügen, ihr Misslingen zu beobachten. Dies war einer der ersten Gründe, weshalb er regelmäßig dem Gottesdienst in der Hofkapelle beiwohnte, wenigstens dem Schlusse desselben, wo er sicher war, seine heitere Laune durch Achtgeben auf die ungeschickten Geberden zu befriedigen.[1]) Dieses würdelose, ja närrische Treiben schrieben Einsichtigere der ungeregelten Lebensweise des Kaisers zu. Der französische Gesandte Breteuil[2]) meldet: „Das Leben, welches der Kaiser führt, ist höchst schimpflich. Er bringt die Nächte mit Rauchen und Biertrinken zu und hört mit diesen beiden Dingen nicht auf bis morgens um sechs Uhr, und da ist er meist vollständig betrunken.“ — Dabei ließ sich Peter III. immer früh wecken; er wollte alles auf einmal sehen und keinen Genuss sich versagen. Ein solches Treiben zehrte die Lebenskraft früh auf und konnte nur mit dem Irrenhause oder frühen Tode enden! Bitter bemerkt die Russin Daschkoff, die ihn immer sah: „Als Corporalmajor jeden Morgen auf der Parade sich umzutreiben, ein gutes Mittagsessen zu verzehren, den Abend zwischen Spaßmachern und einer gewissen Art Damen hinzubringen und alles zu thun, was ihm der König von Preußen befahl, das machte den Ruhm und die Seligkeit Peters III. aus und ist der Inhalt seines Lebens während der sieben Monate seiner Regierung.“

Regellosses Leben.

Die Unzufriedenheit erreichte den höchsten Grad, als von des Kaisers Plan verlautete, alsbald gegen Dänemark zu Feld zu ziehen. Peter wollte Rache für alte Unbill. Sein Großvater war Friedrich IV., Herzog von Holstein-Gottorp und Schleswig, derselbe, für welchen der achtzehnjährige Schwedenkönig Karl XII. 1700 den Krieg wider Dänemark begann, derselbe, welcher, von seinem heldenmüthigen Schwager in sein Gebiet wieder eingesetzt, seinen Dank dafür dadurch bezeigte, dass er ihn auf all seinen Feldzügen begleitete und in der Schlacht bei Klissow 1702 für ihn sein Leben opferte. Sein Sohn Karl, damals ein Kind von zwei Jahren, erhielt die Tochter Peters des Großen zur Gattin und die Frucht dieser Ehe war Peter III., der es nie vergessen konnte, wie die Dänen seinem Vater, als es Karl XII. schlecht gieng, wieder Schleswig nahmen. Durch seinen Vater hatte Herzog Peter Ansprüche auf den schwedischen Thron, durch seine Mutter auf den russischen. Von den Schweden zum König gewählt, zog er aber den russischen Thron vor. Die Czarin Elisabeth, welche ihre Schwester in Holstein zärtlich liebte, berief ihn für den Thron Russlands — und er zog dahin zu seinem Unglück; denn die unumschränkte Macht, die er hier kostete, richtete ihn zugrund. Früher eingeengt, war Peter III. jetzt alleiniger Gesetzgeber, alleiniger Inhaber der Volksrechte, geistliches wie weltliches Oberhaupt seines Volkes, sein Wille war Gesetz. Diese Allmacht konnte nützen, wenn seine Neigungen mit dem Nutzen und Ruhm seines Volkes übereinstimmten, sie musste ihn stürzen,

Dänenkrieg.

Grund.

[1]) Memoiren der Fürstin Daschkoff, I, S. 63.
[2]) La cour de Russie, p. 185.

wenn seine Liebhabereien die Volksmeinung verletzten — und das letztere war der Fall. Zudem hatte er in kurzer Zeit die Achtung der Russen verloren. Die Fürstin Daschkoff bemerkt sehr gut: „Der Verlust der öffentlichen Achtung ist für Könige nicht weniger gefährlich als die Ausübung der abscheulichsten Tyrannei, und deshalb habe ich stets eine beschränkte Monarchie, wo der Herrscher den Gesetzen unterworfen und bis zu einem gewissen Grad der öffentlichen Meinung verantwortlich ist, für eine der weisesten menschlichen Einrichtungen gehalten.“ [1])

Friedrich II. warnt.

Friedrich II., welcher von einem Umschlag in Russland Grund genug zur Sorge hatte, unterließ es nicht, den Kaiser zu warnen und ihm die wohlmeinendsten Rathschläge zu ertheilen: er musste seine Empfindlichkeit schonen und rieth ihm deshalb nicht, den Krieg wider Dänemark ganz aufzugeben, sondern bloß, er möge dieses Unternehmen bis auf das nächste Jahr versparen; er bestand darauf, dass Peter sich zuerst in Moskau krönen lasse, ehe er ins Ausland ziehe und einen Krieg beginne, um seine Person durch die Krönung und Salbung in den Augen des Volkes desto unverletzlicher zu machen; er erinnerte ihn an die Unruhen, welche während der Abwesenheit Peters I. ausgebrochen seien; er beschwor ihn, an die Sicherheit seiner Person zu denken.

Peters Verblendung.

Peter III. antwortete: „Meine Ehre erfordert, dass ich mir wegen der Beleidigungen Genugthuung verschaffe, welcher die Dänen gegen mich persönlich, aber besonders auch gegen meine Vorfahren sich schuldig gemacht haben. Man soll nie sagen können, dass die Russen um meines Vortheils willen einen Krieg führen, in welchem ich nicht an ihrer Spitze mich befinde. Übrigens erfordert die Feierlichkeit meiner Krönung einen zu großen Aufwand und dieses Geld kann besser wider die Dänen verwendet werden. Beunruhigen Sie sich gar nicht wegen meiner Erhaltung. Die Soldaten nennen mich ihren Vater; sie sagen, sie wollen lieber von einem Manne als von einer Frau regiert sein. Ich gehe in den Straßen von Petersburg allein zu Fuß umher; wollte mir jemand übel, so würde er längst sein Vorhaben ausgeführt haben; allein ich erzeige jedermann Gutes und verlasse mich einzig auf den Schutz Gottes und so habe ich nichts zu fürchten.“ [2]) Als der preußische Gesandte zur Vorsicht mahnte, sagte der Kaiser: „Wenn Sie mein Freund sein wollen, so berühren Sie diese Sache nicht mehr!“ — Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Katharina.

Ein Umsturz wurde allgemein erwartet. Ein Weib, die Daschkoff, „hatte wie durch Inspiration den Glauben, dass eine Revolution nicht weit entfernt sein könne“. In der Nähe Peters, in der Stille wurden alle Fäden zum Netze gewunden, das ihn umstricken sollte. Die Kaiserin war es, welche am meisten auf den Sturz des Kaisers denken musste. Wir sahen oben [3]) wie die Prinzessin Sophia von Zerbst nach Petersburg kam und unter dem Namen Katharina Alexiewna die Gemahlin des Thronfolgers wurde, wie sie allen bedeutenden Männern gefiel, wie aber nur ihr Gemahl kein Gefühl hatte für

[1]) Memoiren, I, S. 72.
[2]) La guerre de sept ans, Chap. XV.
[3]) S. 2—4 dieses Bandes.

ihre hohe Schönheit, für ihren reichen Geist, für ihr der Liebe und Gegenliebe bedürftiges Herz. Sie war ein Weib mit Anlagen zum Höchsten berufen; in eine edlere Umgebung versetzt und in besseren Grundsätzen genährt, würde sie vielleicht im Strahlenkranze unsterblicher Tugenden und des reinsten Ruhmes leuchten, während ihren Namen jetzt ein düsterer Schimmer umgibt. Ihr Genius lispelte ihr zu: „Du wirst regierende Kaiserin werden" — und dies allein war lange ihr Trost in dieser unglücklichen Ehe: ihr Mann hasste sie und sie verachtete ihn. Welch ein Gemälde vom Leben am russischen Hof, von Roheit, bedeckt mit etwas Schimmer, entrollt sich in ihren Memoiren vor unseren Blicken![1] Welch ein Kampf des Ehrgeizes von Edelleuten und Beamten, während das Volk gedrückt, eingeschüchtert, traurig und stumm ist! Es war ein abenteuerliches Treiben, eine fortwährende Orgie von Blut, Laster und Ausschweifungen, Jahrzehnte lang, von der Zeit, da Peter I. aller Tradition Hohn sprach, bis zur Zeit, da man wieder zu Traditionen zurückkehrte. Herzen bemerkt sehr gut: „Das Volk blieb außerhalb des Gesetzes, nahm passiv die schreckliche Probe hin, auf die es dem lieben Gott gefiel, es zu stellen, und kümmerte sich seinerseits nicht um die Gespenster, welche mit schwankendem Schritte die Stufen des Thrones hinanstiegen, wie Schatten vorüberschwebten und in Sibirien oder in den Kasematten verschwanden. Das Volk konnte unter allen Umständen darauf rechnen, geplündert zu werden."[2]—

Katharina II.

Katharina.

Als ein naives, schönes Kind von vierzehn Jahren kam Sophia von Zerbst an diesen Hof[3] — und was gieng in ihrem Herzen alles vor in der schwierigen Lage, in welche sie der Ehrgeiz ihrer Mutter geworfen hatte! Die Kaiserin Elisabeth lässt eifersüchtig jeden Schritt von ihr belauern. Ihre eigene Mutter nimmt ihr die neuen Kleider weg, um sie selber anzuziehen. Jede gesunde Regung des Gefühls wird unterdrückt. Als sie weint um den Tod ihres Vaters, lässt ihr die Kaiserin sagen: „Ihr Vater sei kein König gewesen, um ihn länger als eine Woche zu beweinen." — An ihrem Gatten hatte sie keinen Halt: er scheute ihre geistige Überlegenheit, und war froh, wenn er einen Vorwand fand, um von ihr fern zu bleiben und sich mit anderen Damen zu unterhalten: „Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit seufzten im stillen, aber ich war zu stolz, um mich zu beklagen; ich würde mich für erniedrigt gehalten haben durch Beweise von Freundschaft, die man hätte für Mitleid nehmen können. Doch, wenn ich allein war, vergoss ich Thränen, trocknete sie ganz leise und fieng an, mit meinen Damen zu scherzen."[4] Von ihrem Hochzeitstag, 21. August, bemerkt sie in ihren Denkwürdigkeiten:

Peter III.

[1] Memoiren der Kaiserin Katharina, von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von Herzen. Hannover 1863.

[2] Ibid. I, S. 69.

[3] Die Zeit von 1729—1762 hat Bilbassoff in seinem großen Werke über Katharina II. ganz im Detail geschildert in einem Bande von 541 Seiten.

[4] Memoiren, S. 40.

„Mein Herz sagte mir kein großes Glück voraus: nur der Ehrgeiz hielt mich aufrecht. Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, dass ich früher oder später souveräne Kaiserin von Russland sein würde, in eigener Machtvollkommenheit.“ [1]) — Vierzehn Tage nach der Hochzeit gestand ihr Peter, dass er in eine Ehrendame der Kaiserin verliebt sei, mit der sie, Katharina, gar keinen Vergleich aushalte. „In der That sagte ich mir,[2]) dass ich mit diesem Menschen sehr unglücklich werden müsse, wenn ich mich Gefühlen der Zärtlichkeit für ihn hingebe, die er so schlecht erwidere, und dass ich ohne Nutzen für irgend jemand vor Eifersucht sterben könne. Ich versuchte also meine Eigenliebe zu bezwingen und nicht auf diesen Menschen eifersüchtig zu sein; dazu gab es nur ein Mittel, ihn nicht zu lieben. Wenn er hätte geliebt sein wollen, so wäre dies für mich nicht schwer gewesen; ich war von Natur geneigt und daran gewöhnt, meine Pflicht zu erfüllen; aber ich hätte einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand besaß, und diesen hatte er nicht.“ — Die Großfürstin suchte jetzt ihre Erholung in Büchern: „Ein ganzes Jahr las ich nichts als Romane. Dann fielen die Werke Voltaires mir in die Hand“ — das war allerdings nicht die geeignete geistige Nahrung, um Katharina auf dem Wege der Pflicht zu erhalten. — Aber begreiflich wird, wie sie in solchen Büchern Zerstreuung suchte, wenn wir hören, wie ihr Mann sie bald mit seinem Violinspiel plagte, das er herzlich schlecht verstand, wobei er glaubte, die Schönheit der Musik beruhe in der Stärke und Heftigkeit der Töne, bald mit den Puppen, mit denen er spielte, bald mit seiner Lectüre sie langweilte, lutherischen Betbüchern und Geschichten von Straßenräubern, die man gehängt oder gerädert hatte. „Er las beide abwechselnd, wenn er nicht mit der Violine beschäftigt war. Da er gewöhnlich nicht lange bei sich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er niemanden außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig seine Geständnisse ab.“ [3]) — Neben dem Zimmer seiner Gattin hatte der Großfürst eine Meute Hunde, die er dressierte; wenn er abends angetrunken nach Hause kam, gab es hin und wieder Streit und Schläge. Nur wenn er in einer Verlegenheit war, fragte er sie um Rath; wegen ihres anschlägigen Kopfes nannte er sie „Madame Hilfsquelle“.[4]) So war denn die Lage Katharinas, trotz ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer hohen Stellung, eine sehr unglückliche.

Unglückliche Ehe. Lectüre.

Da trat ihr die Versuchung nahe in der Person eines schönen Cavaliers, des Grafen Soltykow, und sie hörte das süße Geständnis glühender Liebe, anfangs mit Bangen, dann mit Wohlgefallen. Ihre ganze Umgebung begünstigte dieses Verhältnis: man müsse alle Bedenken fahren lassen, wenn es sich um das Wohl des Staates handle. „Flucht allein kann in solchen Lagen helfen“, bemerkt Katharina richtig,[5]) allein dann fährt sie mit Sophismen, welche die Heiligkeit der Pflicht und die Kraft des Willens nicht wegzuleugnen vermögen, fort: „Allein es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist; denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken kehren inmitten eines Hofes? Schon dies würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht nach nichts schwieriger als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles, was man hingegen sagen mag, sind Äußerungen der Prüderie, welche dem menschlichen

Soltykow. Geständnisse.

[1]) Memoiren, S. 43.
[2]) Ibid. S. 48–49.
[3]) Ibid. S. 109.
[4]) Ibid. S. 237.
[5]) Ibid. S. 302.

Herzen nicht eingegraben sind, und niemand hält sein Herz in seiner Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder
Schuld. fahren lassen." — Wo ist da die Seelenstärke, die Loyalität des Wesens, mit denen sie eigenliebig kurz vorher prahlt![1]) „Den Gram, dass mein Mann mir untreu war, drängte ich zurück, der Stolz machte mir den Gedanken, unglücklich zu sein, unerträglich. Ich sagte zu mir selber: Glück und Unglück liegen in dem Herzen und in der Seele des Menschen; fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, dass dein Glück von keinem äußeren Ereignis abhängt. Bei einer solchen Geistesstimmung war ich geboren und ausgestattet mit
Eigenlob. einer großen Feinheit der Empfindung, mit einem wenigstens sehr interessanten Äußeren, welches beim ersten Sehen ohne Kunst und Schmuck gefiel. Mein Geist war seiner Natur nach so versöhnlich, dass nie jemand eine Viertelstunde mit mir zusammen war, ohne dass ihm die Unterhaltung angenehm gewesen wäre, und er mit mir redete, als hätte er mich lange Zeit gekannt. Von Natur nachsichtig, erwarb ich mir das Vertrauen derer, welche mit mir zu thun hatten, weil jeder fühlte, dass Rechtschaffenheit und guter Wille die bewegenden Mächte waren, denen ich am liebsten folgte. Wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, so nehme ich mir die Freiheit, über mich selbst die Meinung zu äußern, dass ich ein freimüthiger und loyaler Ritter war, dessen Geist mehr vom Manne als der Frau an sich hatte; aber ich war trotzdem nichts weniger als ein Mannweib, und man fand in mir zugleich mit dem Geiste und Charakter des Mannes die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau."[2])

Bisher war sie von ihrem Manne misshandelt worden, fortan that sie Unrecht an ihm. Als Soltykow nach Stockholm aus Petersburg versetzt wurde,
Poniatowski wurde der schöne Stanislaus Poniatowski ihr Liebhaber. Da ihre Zuneigung ihn später zum König von Polen machte, so ist hier der geeignete Ort, über seine Jugend und seine Familie einige Worte einzuflechten.[3]) Die Poniatowski gehören nicht zum alten hohen Adel Polens; erst ein Stanislaus, der, 1678 geboren, für Karl XII. Partei ergriff und in das schwedische Heer eintrat, gab der Familie Bedeutung. Der Schwedenkönig machte ihn zu seinem Gesandten in Constantinopel und ernannte ihn dann für seine Verdienste um ihn zum Statthalter des kleinen Fürstenthums Zweibrücken. Nach dem Tode Karls söhnte er sich mit König August von Polen aus, der ihm seine Familiengüter zurückgab und ihn zum Schatzmeister von Litthauen, zum Obersten der Leibwache und zum Feldmarschall ernannte. Aus seiner Ehe mit der schönen und feingebildeten Tochter des Fürsten Kasimir Czartoriski entsprossten fünf Söhne, worunter der
Stanislaus. dritte, unser Stanislaus, König von Polen wurde. Geboren 1732, erhielt Stanislaus eine glänzende Erziehung, zeichnete sich aber auch durch außerordentliche Schönheit aus. Auf seinen Reisen liebte er namentlich Umgang mit Gesandten und Diplomaten und so machte er in Dresden die Bekanntschaft mit dem Ritter William Hanbury. Wie in Paris, wo seine Verschwendung ihn in den Schuldthurm brachte, die Geoffrin seine Retterin wurde, haben wir oben gesehen.[4]) In London, wo er für die englische Verfassung zu schwärmen begann, traf er wieder mit William zusammen, der, soeben zum Botschafter in Petersburg ernannt, ihn als seinen Secretär nach Russland mitnahm, wo er ob seiner An-

[1]) Memoiren, S. 301.
[2]) Ibid. S. 302.
[3]) Biographie générale, VIII, S. 279 und 826.
[4]) S. 128.

muth, seines geistreichen Wesens und weil er die neuesten Moden aus Paris mitbrachte, bald die beste Aufnahme fand, insbesondere bei der Großfürstin. Als 1756 ein Befehl von August III. ihn nach Polen abrief, verschaffte ihm Bestuschew schon 1757 wieder Gelegenheit, in Petersburg in amtlicher Stellung zu erscheinen: er wurde nämlich von August III. zum Botschafter Polens, zum Großtruchsefs von Litthauen ernannt und erhielt, obschon erst ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, die Auszeichnung des Weißen-Adler-Ordens. Da er zur Großfürstin und zur englisch-preußischen Partei hielt, verlangte Frankreich von August III. seine Abberufung.[1]) Poniatowski hörte auf, Botschafter zu sein, weilte aber als außerordentlicher Bevollmächtigter noch einige Zeit in Petersburg, bis das allgemeine Gerede von seiner Verbindung mit Katharina und der Sturz Bestuschews seine Stellung in der russischen Hauptstadt unhaltbar machten. Peter, welcher ihn zuerst bei seiner Gemahlin eingeführt hatte, wurde zuletzt sein erbitterter Feind. Von den Kindern, die Katharina geboren, wollte er nichts wissen und wir lesen in ihren Denkwürdigkeiten die Folgen seiner unvorsichtigen Äußerungen[2]) in den Worten: „Ich erkannte seitdem, dass ich von drei gleich schwierigen Wegen einen einschlagen müsste: erstens die Schicksale des Großfürsten zu theilen, welche sie auch sein mochten; zweitens stündlich allem ausgesetzt zu sein, was er für oder gegen mich anzuordnen beliebte; drittens eine von allen äußeren Verhältnissen unabhängige Bahn zu wandeln. Oder, um deutlicher zu sprechen, es handelte sich darum, mit ihm oder durch ihn zugrunde zu gehen, oder mich selbst, meine Kinder und vielleicht den Staat aus dem Schiffbruche zu retten, dessen Gefahren alle moralischen und physischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen. Die letztere Handlungsweise schien mir die sicherste. Ich fasste also den Entschluss, fortzufahren, ihm, so viel ich vermochte, für sein eigenes Beste mit Rath beizustehen, aber auch nie mehr wie früher mich zu erzürnen, wenn er ihn nicht befolgte; ihm, so oft ich Gelegenheit hatte, über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen, übrigens mich aber in ein ernstes Schweigen zu hüllen; von der andern Seite jedoch meine Interessen bei dem Publicum so zu wahren, dass man künftigen Falles auf mich als die künftige Retterin hinblicken konnte.“[3])

abberufen.

Kinder der Großfürstin,

sie opfert Peter III.

Seit Katharina einen Sohn geboren, gab es Männer, wie Bestuschew, welche in Erwägung der Unfähigkeit Peters darauf sannen, nach dem Tode der Elisabeth Paul als Kaiser und Katharina als Regentin auszurufen. Als Bestuschew fiel, wurden Papiere, die diesen Plan enthüllten, bei ihm gefunden. Ein heftiger Sturm erfolgte, den uns noch Katharina in den letzten Blättern ihrer Denkwürdigkeit schildert, die mit dem Jahre 1758 plötzlich abbrechen und dessen der englische Gesandte ausführlich gedenkt.[4]) Kniend und unter Thränen bat Katharina die Kaiserin, sie in ihre Heimat zu entlassen. Elisabeth zeigte sich hier gutmüthig und schwach, ließ Katharina nicht fortgehen in ihre Heimat, sie sprach in bitteren Ausdrücken über ihren Neffen; sie suchte die hadernden Gatten zu versöhnen, aber sie ließ Iwan von Schlüsselburg nach Petersburg bringen — sicher beschäftigte sie sich einige Zeit mit dem Gedanken, diesen zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Katharina bebte vor dieser Gefahr für die Pläne ihres Ehrgeizes, entgieng ihr aber, indem sie sich ganz in die Stille zurückzog, durch die Unentschlossenheit und den frühen Tod der Kaiserin.

Bestuschew.

Iwan.

[1]) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, VII, S. 141, 157.
[2]) Memoiren, S. 274.
[3]) Ibid. S. 287.
[4]) Depesche Keiths in La cour de Russie, p. 176.

Gefahr für Katharina.

Seit Peter III. den Thron bestiegen, war Katharina den Ausbrüchen seines Hasses noch mehr ausgesetzt, war ihre Lage unglücklicher und verlassener. Bald wussten alle, dass die Kaiserin keinerlei Einfluss auf die äußere Politik habe, dass sie nicht einmal in Privatangelegenheiten etwas durchzusetzen vermöge. Der Kaiser lebte damals mit seiner Woronzow und niemand begriff, wie er an dieser stumpfnasigen, dicken, geistlosen Dame Gefallen finden möge. Katharina musste ihr den Katharinen-Orden, den sonst nur die höchsten Personen erhielten, umhängen und wurde vom Kaiser an der Tafel laut eine Närrin gescholten; sie brach über diese Beschimpfung in Thränen aus. „Ich kann mir nicht denken, dass der Kopf dieser Fürstin, deren Muth und stürmisches Wesen ich kenne, sich nicht mit einem verzweifelten Entschluss befasst" — schreibt der wohlunterrichtete französische Gesandte.[1]) Die allgemeine Theilnahme wandte sich in dem Grade mehr ihr zu, in dem Peter III. sich verächtlich und verhasst machte: — sie zog Vortheil aus seinen Fehlern. Während er die Religion verspottete und den Clerus gegen sich aufbrachte, beobachtete niemand sorgfältiger die Fasten, wohnte eifriger dem Gottesdienste bei und zeigte mehr Wohlwollen gegen die Geistlichen als Katharina, die übrigens an nichts glaubte. Clerus und Volk sahen mit Freuden auf sie und die Soldaten wurden ihr durch ihre guten Freunde gewonnen. Peter hatte schon gedroht, sie scheren, das heißt ins Kloster sperren zu lassen. Er wollte Paul nicht als seinen Sohn anerkennen. Er ließ Iwan kommen und besprach sich mit ihm, und überzeugte sich von seiner Herabgekommenheit; dann befasste er sich mit dem Plan, einen seiner holsteinischen Vettern zum Thronfolger zu ernennen. Diese Gefahr trieb zu raschem Handeln; alle Fäden wurden in der Stille gewunden, um Peter zu verstricken. Seine Abreise zum Feldzug gegen Dänemark sollte das Zeichen zu seinem Sturze sein.

Woronzow. Klugheit. Paul I. Verschwörung.

Daschkoff.

Für Katharinas Erhebung und Peters Sturz wirkte vor allen die neunzehnjährige Fürstin Daschkoff, welche Fürst Repnin als einen Charakter bezeichnete, der auf die strengsten Grundsätze der Tugend gestützt sei, eine enthusiastische Färbung habe, welche von Vaterlandsliebe glühe und ohne den leisesten Gedanken an persönlichen oder Familienvortheil sei. Für letzteres spricht der Umstand, dass ihre Schwester jene Woronzow war, welche Peter III. liebte und zur Kaiserin machen wollte, dass sie also durch ihren Eifer für Katharina gegen den Vortheil ihrer Familie handelte, welche ihr auch unversöhnlich deshalb grollte. Das Vaterland galt ihr jedoch mehr, als der Vortheil ihrer Familie, und insoferne hat Herzen Recht, wenn er sagt, in ihrer Person sei das russische Weib, aufgeweckt von der aufwühlenden revolutionären Bewegung unter Peter dem Großen, zum erstenmale aus der früheren Beschränkung hervorgetreten und habe seine Fähigkeit zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, an der Reorganisation des Staates, an Künsten und Wissenschaften gezeigt; es sei etwas in ihr, was an Peter I. erinnere, derselbe gewaltige Thätigkeitstrieb, die Vielseitigkeit, die

[1]) La cour de Russie, p. 188.

Unermüdlichkeit und all das gemildert durch eine aristokratische Erziehung und weibliche Sanftmuth. Sie war wirklich eine hochbefähigte Frau, sie dichtete die schönsten russischen Verse, sie befasste sich in gründlichster Weise mit der Wissenschaft und war dabei eine gute Haushälterin, eine eifrige Mutter, und verlor nie den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit des Geistes. Sie war keine Schönheit, aber die personificierte Anmuth; ihr Wesen hatte eine Würde, eine Wahrheit, eine Wärme, die alles überwältigte. Sie gewann Panin, den Erzieher des späteren Kaisers Paul, und damit den Senat und viele andere aus den ersten Familien des Reiches. Aber nach ihrem Plan sollte Katharina bloß Regentin an der Stelle des noch unmündigen Paul sein. Ihren Antheil an der Bewegung sah sie bis zu ihrem Tode als das stolzeste Ereignis ihres Lebens an, sprach aber auch mit einer seltenen Einfachheit und Offenheit aus, sie habe da gar kein besonderes Verdienst, sondern sie wie die anderen seien nur einem instinctiven Drange gefolgt; wenn irgend jemand einen besonderen Antrieb zur Sache gegeben habe, so sei dies nur Peter III. selber durch seine Streiche, seine Laster, seine Unfähigkeit und den Zorn und Widerwillen gewesen, welchen seine gemeinen Gewohnheiten bei den Russen erweckt hätten. Zu Diderot sagte sie in Paris: „Ein jeder wurde zu demselben Ziele getrieben durch die öffentliche Meinung, und es war so wenig Übereinstimmung in dem Verfahren, dass die Sache schon sehr weit gediehen war, ehe die Kaiserin oder sie oder eine andere Person eine Ahnung hatte, dass der Erfolg so nahe sei.“ Sie behauptete, dass man drei Stunden vor dem Ausbruche der Revolution dieselbe ansah, als wäre sie noch viele Jahre weit entfernt.[1] Mit Katharina brachten sie wissenschaftliche Bestrebungen in Verbindung.[2] „Außer der Großfürstin und mir waren nicht zwei Frauen im Kaiserreiche, welche sich mit ernster Lectüre beschäftigten: dies war daher ein Punkt gegenseitiger Anziehung, außerdem war die Grazie ihres Wesens für alle, welchen sie gefallen wollte, unwiderstehlich. Das tiefe Gefühl und die Bildung, welche sie darlegte, schienen in ihr ein Wesen zu bezeichnen, das schon durch die Natur über alle anderen erhoben war und vor welchem selbst meine höchsten Ideale von Vollendung nur nichtig erschienen.“

Enthusiasmus.

Öffentliche Meinung.

Aber noch von ganz anderer Seite wurde gegen Peter III. gearbeitet. Während die Welt über die standhafte Zuneigung Katharinas zu Poniatowski sprach, hatte sie längst Trost für seine Entfernung in den Armen eines durch seine außerordentliche Schönheit und seine herkulische Gestalt Aufsehen erregenden Officiers gefunden. Gregor Orlow, der Sohn jenes Strelitzen, der beim Blutgerichte Peters über diese Leibwache sich durch seine kecke Todesverachtung hervorthat, war von Schuwalow, dem General der Artillerie, aus dem Dunkel niederer Geburt emporgehoben worden, indem er ihn zu seinem Adjutanten machte. Wann er in nähere Beziehung zu Katharina trat, ist unsicher; genug, ihr geheimer Einfluss war schuld, dass er Cassier der Artillerie wurde und dass also auch Geldmittel der Bewegung zugebot standen.

Gregor Orlow.

Orlow kannte die Angst der Kaiserin und ihren Wunsch nach Alleinherrschaft und seine glühende Liebe ließ ihn jeder Gefahr vergessen; er zog seine beiden

[1] Diderot, Porträt der Fürstin Daschkoff. Memoiren, II, S. 262; auch I, S. 112.
[2] Memoiren, I, S. 32.

Brüder, Alexei, Balafré oder mit der Schramme genannt, und Waladomir, und durch diese andere Officiere der Artillerie und der Garde, die ohnehin schon gegen den Kaiser wegen seiner Vorliebe für die Holsteinische Leibwache meuterten, ins Geheimnis. Das Geld, das sie spendeten, gab den Gerüchten von der Gefahr Katharinas, von den unheilvollen Plänen des Kaisers mehr Gewicht. Der Geist der Meuterei griff unter der Besatzung in Petersburg um sich, die höheren Officiere, welche schon von anderer Seite gewonnen waren, thaten, als ob sie nichts merkten. Nur das Opfer, dem alle Nachstellungen galten, hatte gar keine Ahnung von der Gefahr: Peter III. zog von Petersburg nach Oranienbaum, wo er seine Soldaten exercierte und die Abende in Gesellschaft leichtfertiger Frauen, im Theater oder bei reichbeladener Tafel zubrachte. Die Unvorsichtigkeit eines Verschworenen beschleunigte die Krise, die sich ohne sie vielleicht noch einige Zeit hingezogen hätte. Als ein gemeiner Soldat den Hauptmann Ismailow fragte, wann denn die Sache losgehe, machte dieser Anzeige, und der Lieutenant Passek, auf dessen Anrede sich der Soldat berief, wurde am 7. Juli verhaftet. Nun hatten aber die Verschworenen die Einrichtung getroffen, dass jeder von ihnen von einem Kundschafter sich solle begleiten lassen, der im Falle einer Verhaftung die andern benachrichtige, und so erfuhr die Fürstin Daschkoff alsbald, was geschehen. Sie ließ sogleich ihren Bekannten bei der Ismailowischen Garde sagen, diese Nacht gerüstet zu sein, und sandte Alexei Orlow nach Peterhof, um die Kaiserin schnell nach Petersburg zu bringen, denn es galt, dem Kaiser nicht Zeit zu lassen, vor Ausbruch der Empörung das Volk und die Truppen anzureden.

Verschwörung.

Entdeckung droht.

Entscheidung.

Katharina war mit ihren Frauen allein in Peterhof, als Alexei Orlow in ihr Schlafgemach drang und sie mit den Worten weckte: „Eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen, Passek ist verhaftet. Alles ist bereit, Sie zur Kaiserin zu machen.“ — Katharina zitterte, der Augenblick war gekommen, der über ihr ganzes Leben entschied, doch fasste sie sich bald wieder. Der Wagen stand bereit, Alexei Orlow machte den Kutscher, unterwegs kam ihnen Gregor Orlow zu Pferd entgegen, mit der Meldung, alles sei bereit. Es gieng in die Kaserne der Ismailowischen Garden: die Soldaten stürzten heraus, küssten Katharina die Hände, die Füße, das Kleid, nannten sie ihre Retterin: sie sprach von der Gefahr, in der sie und ihre Kinder und das Reich schwebten. Zwei trugen einen Priester mit einem Kreuz auf ihren Armen herbei und nun wurde der Eid geleistet. Ein Wagen stand bereit, in welchem Katharina, von den Soldaten geleitet, in die Kaserne der Semenowskischen Garden fuhr, die ihr mit Hochrufen entgegenkamen. Die Preobraschenskischen Garden kamen dem Zuge, der sich von da gegen die Kasankirche wandte, auch mit Jubelrufen entgegen und brachten vier gebundene Officiere, welche sie hatten zurückhalten wollen. Die Garde zu Pferd kam unter Freudengeschrei, geführt von ihren Officieren. In der Kirche harrte der Erzbischof von Nowgorod mit den Popen und Katharina wurde zur Alleinherrscherin von Russland und ihr Sohn Paul, den man herbeigebracht hatte, zum Thronfolger ausgerufen und ein Tedeum gesungen. Darauf bewegte sich der Zug in den Winterpalast, wo Katharina ihren Wohnsitz nahm.

Alleinherrscherin.

Manifest.

Ein Manifest kündete ihren Regierungsantritt in den Worten an: „Wir von Gottes Gnaden Katharina II., Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. Allen wahren Söhnen von Rußland hat die große Gefahr in die Augen geleuchtet, womit das Reich bedroht worden. Zuerst ist der Grund unserer orthodoxen Religion erschüttert worden und ihre Satzungen sind einem gänzlichen Umsturze nahe gewesen, so daß man äußerst befürchten mußte, den von altersher in Rußland herrschenden echten Glauben verändert und eine fremde Religion eingeführt zu sehen. Zweitens ist die Staatsehre von Rußland, die mit Verlust so vielen Blutes durch seine siegreichen Waffen zur höchsten Stufe gebracht war, durch den neulich geschlossenen Frieden mit dessen ärgstem Feinde schon wirklich unter die Füße getreten und zugleich die innere Verfassung, auf welcher das Wohl und die Grundveste unseres Vaterlandes beruht, völlig über den Haufen geworfen worden. Durch diese allen Unseren getreuen Unterthanen vorgestandene Gefahr sind Wir endlich gedrungen worden, zu Gott und zu seiner Gerechtigkeit Unsere Zuflucht zu nehmen, und da Wir das offenbare und ungeheuchelte Verlangen aller Unserer getreuen Unterthanen wahrgenommen, so haben Wir Unseren souveränen Russisch-Kaiserlichen Thron bestiegen und darüber von allen Unseren getreuen Unterthanen die Eidesleistung empfangen. Gegeben zu Petersburg 28. Juni (9. Juli) 1762. Katharina.“ [1])

Im Winterpalast.

So wurde die arme Prinzessin Sophie von Zerbst Selbstherrscherin aller Reußen. In zwei Stunden war die ganze Revolution vorüber. Als die Fürstin Daschkoff um sieben Uhr dem Winterpalast nahte, fand sie denselben von jubelnden Soldaten umdrängt, alle in der altrussischen Uniform, die preußische war schnell verschwunden. Als man sie erkannte, wurde sie als Freundin Katharinas begrüßt und sogleich zu dieser getragen. Mit den Worten: „Der Himmel sei gelobt“, sanken sich beide in die Arme. — Ganz Petersburg schwamm in Jubel. Nachmittags brachen 12.000 Mann und viele Freiwillige gen Oranienbaum auf, Katharina in Garde-Uniform zu Pferde, einen Kranz von Eichenlaub um den Hut, das schöne wallende Haar nach altrussischer Art bloß mit einer Schleife gebunden. „Mit leichter Anmuth“, heißt es in dem Berichte [2]) des sächsischen Gesandten, „tummelte sie den weißgrauen tigergefleckten Hengst.“ Ihr zur Seite ritt ebenfalls in der alten Uniform der Garde die Fürstin Daschkoff. Zehn Werst von Petersburg wurde gehalten.

Zug gegen Oranienbaum.

Peter III.

Was that indessen Peter III.? Er brachte sorglos die letzten Tage in Oranienbaum in Gesellschaft gerade der vornehmen Frauen zu, deren Männer eben am meisten thätig waren, ihn zu stürzen. Er hielt am 9. Juli zur Zeit, da man in Petersburg in der Kirche Katharina huldigte, Revue über seine 1000 Holsteiner. Dann fuhr er, die geliebte Woronzow an der Seite, nach Peterhof, um die letzten Anordnungen zu einem dort abzuhaltenden Peterfeste zu geben. Ein als Bauer verkleideter Diener eines Getreuen wollte eine Nachricht überbringen, ward aber nicht beachtet. Bald hieß es, die Kaiserin sei mit zwei Frauen

sorglos,

[1]) Herrmann, Geschichte des russischen Reiches, V, S. 283—289.
[2]) Ibid. V, S. 293.

zwischen vier und fünf Uhr entwichen, man fand nur ihr Geschmeide und Galakleid. — „Sagte ich es nicht immer," rief Peter III., „dass sie alles zu thun im Stande wäre?" Da traf die Nachricht ein von den Vorgängen in Petersburg. Man sah den Rauch von den zur Feier Katharinas in Petersburg abgeschossenen Kanonen.

unschlüssig. Peter kam zu keinem raschen heilsamen Entschlusse, sein Verstand war verwirrt, er dictierte den ganzen Tag zwecklose Befehle. Woronzow, den er absandte, um den Aufstand in Petersburg zu beschwichtigen, stellte sich alsbald der Kaiserin zur

verrathen. Verfügung, die da erklärte, sie gehorche nur dem Willen des Volkes. Drei Soldaten, die von Peterhof kamen, überbrachten seine Befehle an Katharina und übergaben sich selber, denn sie seien froh, sich mit ihren Brüdern zu vereinen.

Münnich. Ein unschätzbarer Mann in der Gefahr, Münnich, war bei dem erschrockenen Kaiser und rieth ihm, auf einer Yacht, die bereit war, alsbald nach Kronstadt zu fahren. Da war aber schon ein Bote Katharinas und man verwehrte dem Kaiser die Landung. Statt sie zu erzwingen, wie ihm Münnich rieth, verkroch sich Peter in den untersten Schiffsraum. Vergebens mahnte Münnich, wenigstens nach Reval zu fahren und von da nach Pommern zur Armee: „Ich verspreche Ihnen dann, dass binnen sechs Wochen Petersburg und Russland zu Ihren Füßen liegt." — Aber die Weiber waren dagegen und der Kaiser fuhr nach Oranien-

Anträge. baum zurück, um sich mit Katharina auszugleichen. Er bat zuerst um Verzeihung und versprach, seine Macht mit Katharina zu theilen, bekam jedoch zur Antwort, es sei zu spät. Dann bewog ihn sein Kammerdiener Ismailow, dem man dafür Generalsrang, 20.000 Rubeln Gehalt und mehrere tausend Bauern versprochen

Abdankung. hatte, seine Abdankung anzubieten. Peter that es in entehrenden Ausdrücken, er sei durchaus unfähig, Russland zu regieren! Vergebens rieth Münnich dem Rathlosen: „Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, dass Sie an der Spitze Ihrer Truppen als Kaiser sterben können. Ich werde vor Ihnen hergehen und nur über meinen Leichnam soll man Ihnen nahen können." Kein männlicher Entschluss kam in diese durch Trunk und Wollust verlotterte Seele. Bübisch ward auf eine Kaiserkrone verzichtet. Man brachte ihn nach Peterhof, wo man ihm den Andreas-Orden und die Generals-Uniform sammt der Woronzow wegriss. In einem Schlafrock brachte man ihn nach Ropscha, während Katharina in Peterhof die Huldigungen empfieng. Münnich entgegnete auf ihren Vorwurf, dass er sie habe bekämpfen wollen: „Konnte ich denn weniger thun für einen Fürsten, dem ich die Freiheit verdankte? Aber von jetzt an ist es meine Pflicht, für Euer Majestät zu kämpfen, und Sie werden in mir dieselbe Treue finden, die ich ihm bewiesen habe." [1])

Jubel in Petersburg. Unter dem Jubel der Bevölkerung kehrte Katharina nach Petersburg zurück. Die Daschkoff schreibt: „Alle Straßen und alle Fenster waren gedrängt voll von Menschen, deren Segenswünsche für die Kaiserin die Luft erfüllten, während die Musik aller Regimenter und das Geläute aller Glocken von den Kirchen den freudigen Tumult, der unsern Zug umringte, noch erhöhte. Die Thüren der Kirchen waren geöffnet und im Hintergrunde sah man an den erleuchteten Altären Gruppen von Priestern, welche der öffentlichen Freude mit den Ceremonien der

Belohnungen. Religion die Weihe gaben." [2]) — Dann folgten die Gnadenspenden: Panin wurde erster Minister, die Orlow wurden Grafen, 24 Gardeofficiere wurden mit Landgütern und je mit Tausenden von Bauern bedacht. Die Daschkoff wies jede

---

[1]) Herrmann, l. c. V, S. 301.
[2]) Memoiren, I, S. 112.

Belohnung zurück; sie kam, was sie bisher nicht geahnt, darauf, daſs zwischen Gregor Orlow und Katharina ein unlauteres Verhältnis bestehe, und als Alexei Orlow seine schreckliche That vollbracht, hatte sie den Muth, zu Katharina zu sagen: „Es ist ein zu schneller Tod für Ihren Ruhm und den meinen“ und im Vorzimmer zu äußern, sie wünsche nicht mehr dieselbe Luft mit Alexei Orlow zu athmen. Die Orlow waren von da an ihre Todfeinde und sie wurde selbst von Katharina lange Zeit mit Undank behandelt.[1] Daschkoff.

Das endliche Schicksal des Kaisers war vorauszusehen — in absoluten Monarchien ist der Weg vom Thron zum Grab nicht weit. Wie lange mochte der Jubel dauern, mit dem Katharina in Petersburg begrüßt wurde! wie bald war nicht ein Umschlag der Stimmung zu erwarten! Ein Handstreich hatte Katharina die Krone verschafft, ein Handstreich konnte ihr dieselbe wieder nehmen; sie saß nicht sicher auf ihrem Haupte und ihr Haupt nicht sicher auf ihren Schulten, so lange Peter lebte, ob im Auslande oder im Inlande; er konnte mit einem Heere heimkehren; blieb er im Inland, so war keine Festung, kein Verschluſs stark genug, daſs ihn nicht eine Verschwörung befreien konnte. Der Tod Peters III. war aber nicht bloß nothwendig, um Katharina von aller Sorge um ihn zu befreien, sondern auch um die Wünsche Orlows zu krönen. Wie Elisabeth mit dem Grafen Rasumowski sich vermählt hatte, so sollte Katharina dem Grafen Orlow die Hand reichen: eine zweite Ehe war aber nach den russischen Gesetzen nicht möglich, solange der erste Gemahl Katharinas noch lebte. So beschlossen denn die Verschworenen den Kaisermord. Ende Peters III.

Alexei Orlow übernahm die That und zog einige andere mit in das Verbrechen, um der Straflosigkeit desto sicherer zu sein. Am 17. Juli traten sie in das Zimmer des Kaisers in Ropscha, brachten ihm Nachricht von seiner baldigen Befreiung und baten ihn zugleich, mit ihm speisen zu dürfen, was er gutmüthig erlaubte. Peter liebte und verlangte auch jetzt, wie man schon wusste, Burgunderwein, und vergifteter wurde ihm gereicht, aber schon nach dem ersten Glas rief er: „Ich bin vergiftet“, trank Milch und lähmte so die Wirkung des Giftes, doch musste er sich vor Ermattung aufs Bett legen. Die Verschwörer hielten indessen in einem anderen Zimmer Blutrath, darauf gieng Orlow ans Bett des Kaisers und fasste ihn am Hals. Peter sprang jedoch auf, wehrte sich und rief: „Was habe ich dir gethan!“ Während Orlow dann wie rathlos auf- und abgieng, warfen sich die anderen Verschworenen auf den armen Mann, der sich mit dem Muthe der Verzweiflung wehrte und ein entsetzliches Geschrei ausstieß, bis sie ihn auf den Boden brachten und ihm Hände und Füße hielten, während Fürst Borätinski mit einer Schlinge den Hals zuschnürte. So endete Peter III. am 17. Juli 1762, vierunddreißig Jahre alt. Es wurde verbreitet, der ehemalige Kaiser sei einem Anfall von Kolik erlegen, und seine Leiche, um keine Wiederholung der Geschichte vom falschen Demetrius möglich zu machen, in Alexei Orlow. Kaisermord. Officielle Lüge.

[1] Selbst in der von der Kaiserin verfaſsten, für Poniatowski bestimmten Darstellung der Revolution (sie ist selten und wieder abgedruckt in La Cour de Russie, p. 208–216), in welcher sie aber zu Europa spricht.

der Kirche des Alexander-Newski-Klosters ausgestellt. Jeder durfte sich der Leiche nähern und ihr die Hand küssen. Der Fürst Trubetzkoi rief aber bei ihrem Anblicke: „Ha, Peter Feodorowitsch, was für eine dicke Halsbinde haben sie dir da umgebunden, so hast du sie ja nie getragen!“ — sprang auf die Bahre hinauf, um der Leiche die Binde vom Halse zu lösen, doch die Gardesoldaten wehrten es ihm und schon am 21. Juli wurde die Leiche zur Gruft getragen.

Ob Katharina schuldig?

Wurde Peter III. mit Wissen und Willen Katharinas ermordet? Es ist oft behauptet worden. Alexei Orlow, den die Gestalt des Ermordeten verfolgte, erzählte in Wien, die That sei ihm befohlen worden. Eine schreckliche Behauptung ist aus den Berichten des französischen Gesandten in die Literatur gedrungen: Katharina sei aus einer Damengesellschaft, der sie mit höchster Anmuth ein Märchen erzählte, abberufen und ihr gemeldet worden, die That sei vollbracht, nach der Verabredung jedoch, den Tod des Kaisers noch vierundzwanzig Stunden geheimzuhalten, sei sie in den Kreis ihrer Zuhörerinnen mit dem heitersten Antlitz zurückgekehrt und habe mit höchster Anmuth das Märchen zu Ende erzählt; am andern Tage aber, da der Tod des Kaisers als eben erfolgt bekanntgegeben wurde, habe sie mit höchster Meisterschaft der Verstellung die Bestürzte gespielt und Thränen vergossen. — Breteuil bemerkt dabei:[1] „Ich kenne all die abscheulichen Gründe, welche dieses große Spiel nöthig machten, aber es verursacht mir ebensoviel Entsetzen als die That selber. — Ich weiß seit langer Zeit, es ist Grundsatz der Kaiserin, man müsse in seinen Entschlüssen fest sein, und es sei besser, Unrecht zu thun, als seine Meinung zu ändern, und vor allem: nur die Dummköpfe seien unentschlossen.“

Andere behaupten, die Verschworenen hätten der Kaiserin nur gesagt, die öffentliche Ruhe erfordere ein festeres, abgelegenes und unbekanntes Gefängnis für den Kaiser. Die Daschkoff glaubt nicht an die Schuld Katharinas und beruft sich zum Beweis dafür auf einen Brief von Alexei Orlows eigener Hand, wenige Augenblicke nach der Vollstreckung der gräßlichen That an die Kaiserin geschrieben: „Der Stil und das Unzusammenhängende in demselben zeigen, trotz seiner Trunkenheit, das Entsetzen und die Wildheit seiner Befürchtungen, während er für die That in den demüthigsten Ausdrücken Verzeihung erfleht. Dieser wichtige Brief wurde von Katharina mit großer Sorgfalt unter anderen wichtigen Papieren in einem Koffer aufgehoben, welchen Prinz Bosborodka nach ihrem Tode auf Pauls Befehl untersuchen mußte, um die Papiere in seiner Gegenwart zu lesen. Als er den Brief von Alexei Orlow zu Ende gelesen hatte, machte Kaiser Paul das Zeichen des Kreuzes und rief: „Gott sei gelobt! die geringen Zweifel, die ich in dieser Beziehung noch über meine Mutter hegte, sind gelöst.“[2] Aber dennoch setzte Katharina das Liebesverhältnis zu dem Manne fort, zu dessen Vortheil der Mord vollbracht worden war!

Daschkoff.

Bestuschew.

Bestuschew wurde von Orlow verwendet, um seine Vermählung mit Katharina zu betreiben. Dieser Heuchler und Ränkeschmied, kurz nach Katharinas Thronbesteigung zurückberufen, hatte den Rang eines Feldmarschalls, einen Sitz im Geheimen Rathe und einen Gehalt von 20.000 Rubel, aber nicht mehr seine Stelle als erster Minister erhalten, denn eigentlich traute ihm die Kaiserin nicht, obschon sie ihn hin und wieder verwendete. Aus Bibelstellen hatte er in der Verbannung ein Gebetbuch zusammengestellt, das er jetzt zum Beweis seiner guten Ge-

[1] Breteuils Bericht wieder abgedruckt in La cour de Russie, p. 219.
[2] Daschkoff, Memoiren, I, S. 130—131.

sinnung herausgab! Um seine Stelle als Kanzler wieder zu erlangen, schmeichelte er Orlow und setzte eine Bittschrift im Namen des russischen Volkes auf, worin er die Verdienste der Kaiserin um Rußland und die schwächliche Gesundheit des Thronfolgers hervorhob und Katharina beschwor, auf ihre Freiheit zu verzichten und dem Reiche einen neuen Beweis ihrer Liebe dadurch zu geben, daß sie sich mit einem Russen vermähle und zwar mit demjenigen ihrer Unterthanen, welchen sie für den würdigsten halte. Zwölf Bischöfe und viele Generale und Große wurden gewonnen, diese Bittschrift zu unterzeichnen, weil sie bei Katharina sich dadurch zu empfehlen glaubten, der es mit ihrer Liebe zu Orlow damals voller Ernst zu sein schien. Als Bestuschew mit der Bittschrift zu Panin kam,[1]) bat dieser, das bischen Gesundheit, dessen er sich erfreute, nicht durch Erwähnung eines so thörichten und gefahrvollen Unternehmens zu stören. Als Bestuschew nichtsdestoweniger fortfuhr, die Bittschrift vorzulesen, erhob sich Panin voll Unwillen gegen eine solche Thorheit und fuhr alsbald zur Kaiserin, setzte ihr auseinander, welch eine Beleidigung gegen den gesunden Menschenverstand ihrer Unterthanen eine solche Bittschrift sei, die ihr einen Gemahl und dem Volke einen Herrn geben wolle, wie Gregor Orlow — und Katharina war einsichtsvoll genug, zu erklären: „Ich habe den alten Ränkeschmied nie ermächtigt zu dem, was er jetzt gethan hat, und was Sie betrifft, so sehe ich in der Treue und Offenheit Ihres Benehmens zu viel Anhänglichkeit an meine Person, als daß ich jemals die Beweggründe mißverstehen könnte." — Von einer Vermählung mit Orlow war fortan keine Rede mehr.

Katharina Orlow. Panin.

Ein Soldatenaufstand hatte Peter III. gestürzt. Katharina konnte nicht alle belohnen, welche sich für sie erhoben hatten. So mußte Unzufriedenheit entstehen. — Kaum ein Monat war verflossen, so gab es Meutereien unter den Semenowskischen Garden, welche mit Mühe beschwichtigt wurden. Die gefährlichsten Meuterer verschwanden, sie wurden in der Stille hingerichtet oder nach Sibirien abgeführt. Die Namen Iwan und Paul waren bei der Bewegung oft genannt worden — die Folge war schärfere Bewachung des unglücklichen Iwan und Abneigung Katharinas gegen ihr eigenes Kind, in dem sie einen Nebenbuhler sah. Daß diese Trägerin einer Kaiserkrone nicht innerlich glücklich sein konnte, versteht sich von selber.

Umschlag.

Der französische Gesandte Breteuil, dem sie viel Vertrauen schenkte, schreibt 23. Februar 1763: „Die Kaiserin spricht mit einem gewissen Stolze von ihrer Größe und ihrer Macht und ihren Plänen. Sie sagte mir, seit sie den ersten Schritt nach Rußland gethan, habe sie sich immer mit dem Gedanken getragen, hier einmal Alleinherrscherin zu sein. — Dennoch gestand sie mir, sie sei nicht glücklich und sie hätte es mit Leuten zu thun, die nie zu befriedigen wären, und sie suche eifrig das Mittel, ihre Unterthanen glücklich zu machen, aber sie merke es wohl, viele Jahre seien nöthig, um die Leute an sie zu gewöhnen. — Durch all ihr Gerede von ihrer herrlichen Stellung hindurch sah ich doch die Unruhe einer gestörten Seele. Der Kopf schwindelt ihr darüber, daß sie Kaiserin ist, aber bei alldem ist sie in Unruhe und Sorgen. Man versteht das erst, wenn man all die Verräthereien der Leute kennt, die in irgend etwas ihr Vertrauen

Katharina nicht glücklich.

[1]) Daschkoff, Memoiren, I, S. 146.

genießen. Diese Ränke, diese Schleichwege können sie nur unruhig machen und der Charakter der Russen muss dies Gefühl nur steigern. Nie war ein Hof von so viel Spaltungen zerrissen, die jeden Tag noch zunehmen, und die Kaiserin lässt zu oft nur Schwäche und Unsicherheit blicken, die man sonst nie an ihr bemerkte." [1])

Krönung. Im September 1762 ließ sich Katharina in Moskau krönen. Die Großen benahmen sich dabei sehr zurückhaltend, das Volk sehr kühl, begrüßte aber den jungen Thronfolger, wo es ihn erblickte, mit lautem Freudenruf.

Daschkoff. Viele sprachen von Iwan. Orlow suchte die Daschkoff als hinter dieser Bewegung stehend zu verdächtigen. Katharina schrieb an die Fürstin, sie möge angeben, was sie von solchen geheimen Plänen wisse, und erhielt von der Entrüsteten die Antwort: „Madame! Ich habe nichts gehört; wenn ich aber auch etwas gehört hätte, so würde ich mich sehr hüten es zu sagen. Was verlangen Sie von mir? Dass ich auf dem Schaffot sterbe? Ich bin bereit, es zu besteigen!" — Ein Officier Hetroff sammelte damals in Moskau Bittschriften gegen die Vermählung Orlows mit der Kaiserin und sagte, als er deshalb verhört wurde, eher werde er Gregor Orlow seinen Degen ins Herz stoßen, als denselben wie seinen Herrscher anerkennen und sein Vaterland infolge ihrer eigensüchtigen Bemühung entwürdigt zu sehen. Die Folgen der Unzufriedenheit trug der arme Johann oder Iwan VI.

Iwan VI. Weil man Katharina stets mit einer Erhebung Iwans drohte, wurde dieser nach Schlüsselburg in die Kasematten gebracht; zwei zuverlässige Officiere mussten ihn überwachen und bekamen einen von Katharina selber unterzeichneten Befehl, ihn sogleich zu tödten, sobald der geringste Versuch geschehe, ihn zu befreien.

Mirowitsch. Diesen Versuch machte 20. Juli 1764 ein Ukrainer, der Lieutenant Mirowitsch. Er hatte drei Unterofficiere und zwei Soldaten für sein Unternehmen gewonnen, gieng mit ihnen nachts 1—2 Uhr zur Compagnie, welche die Wache hatte, und las einen Ukas des Senates vor, wonach die Kaiserin Katharina, müde, über barbarische Völker zu herrschen, sich entschlossen habe, das russische Reich zu verlassen, sich mit dem Grafen Orlow zu vermählen und dem unglücklichen Iwan die Kaiserkrone zurückzugeben; darum befehle der Senat, denselben sofort zu befreien und nach Petersburg zu bringen. Die Soldaten antworteten mit Freudengeschrei und zogen mit Mirowitsch zum Gefängnisse Iwans. Hier forderte er die beiden Officiere auf, den Kaiser freizugeben; sie beriefen sich jedoch auf ihren Befehl und vollzogen ihn ohne Erbarmen, als Mirowitsch sich anschickte, das Thor

Iwans Ende. mit Gewalt zu öffnen. Von Säbelstichen durchbohrt endete Iwan VI., nachdem er verzweifelten Widerstand geleistet. Die Mörder übergaben dann Mirowitsch die Leiche: da habe er jetzt seinen Kaiser und könne mit ihm machen, was er wolle. Mirowitsch trug die Leiche vor die Wache, bedeckte sie mit der Fahne, küsste ihr die Hände, legte seine Schärpe und Säbel daneben und sagte zum Befehlshaber: „Hier ist euer Kaiser! ihr könnt mit mir jetzt machen, was ihr wollt. Das Schicksal hat meine Pläne vereitelt. Ich beklage nicht mein Loos, sondern nur das meiner armen Kameraden und des unschuldigen Opfers meines Wagnisses" —

[1]) La cour de Russie, S. 225.

und gab sich gefangen. Der Prozeſs wurde mit größter Offenheit behandelt, zwölf Senatoren waren Richter. Mirowitſch nannte keine Mitſchuldigen, er wiſſe, daſs ihm ein ſchmachvoller Tod bevorſtehe, und behielt dieſe Ruhe bis zum letzten Augenblicke — 28. September wurde er enthauptet. Die Sache zeigt uns wieder, auf wie ſchwachen Füßen der Thron Katharinens ſtand. Anton Ulrich ſelber blieb unter ſtrenger Aufſicht mit zwei Söhnen und zwei Töchtern in Kolmogori bei Archangel, bis ihn 1776 der Tod erlöste. Anton Ulrich.

Es ſchien alſo Mirowitſch etwas leichtes, den Thron Katharinas umzuſtoßen. Sie ſelber hatte das volle Gefühl, daſs ſie von Gefahren nach allen Seiten umlauert ſei. Aber ſie faſste ſich bald und that, als ob ſie ſich ſicher fühle — ſie ſchritt über das Glatteis, als ob ſie feſten Boden unter den Füßen hätte. Sie fuhr bei Nacht in offenem Schlitten, mit ganz kleinem Gefolge in Petersburg aus, ſie fuhr in offenem Wagen, hinter dem nur zwei Lakaien ſaßen, in den Senat. Das machte Eindruck und lähmte die Hand der Unzufriedenen. Dann ließ ſie fühlen, daſs ſie alle durchſchaue, daſs ſie an Talent, wie an Fleiß allen überlegen ſei, daſs ſie jeden zu gebrauchen, einen durch den anderen in Schranken zu halten, die Kräfte, die Ziele abzuwägen wiſſe. Sie wollte herrſchen und allein herrſchen — und zum Zwecke war ihr jedes Mittel recht. Das Leben am Hofe war übrigens glänzend und frei und zwanglos, man erſchien ohne Degen und Ordensband; die Kaiſerin ſetzte ſich im Privatleben auf den gleichen Fuß mit ihren Unterthanen, ſie zeigte Vertrauen, und das ſchmeichelte und gewann ihr die Herzen. Dabei feſſelte die zauberhafte Beweglichkeit ihres Geiſtes, die unermüdliche Verſchiedenheit ihrer Mittel und der Reiz ihrer Anmuth die feinere Geſellſchaft; den unternehmenden thatendurſtigen Geiſtern bot ihre große Politik nach außen einen ungeheueren Schauplatz und ſo hielt ſie den Bürgerkrieg fern. Zuverſicht Katharinas. Freies Leben am Hof.

In ihrer äußeren Politik war ſie ſehr zaghaft, bis ſie ſich im Inneren ſicher fühlte. Sie verſicherte den König von Dänemark ihrer friedfertigen Geſinnung, ſie rief die Ruſſen aus Mecklenburg zurück, ſie ernannte den Prinzen Georg Ludwig von Holſtein zum Statthalter von Holſtein und Friedrich V. von Dänemark muſste den Anſpruch auf die Mitvormundſchaft über Holſtein fallen laſſen. Sobald die Furcht behoben war, daſs Friedrich II. die Ruſſen unter Czernitſchew zum Kampfe für Peter III. anſpornen werde, wurde die Stelle im erſten Manifeſt, welche Preußen als den ärgſten Feind Ruſslands bezeichnete, für einen Überſetzungsfehler erklärt, die ruſſiſchen Truppen zwar zurückgerufen, dem preußiſchen Geſandten aber bedeutet, daſs die Kaiſerin den abgeſchloſſenen Frieden getreulich halten werde und mit Friedrich in gutem Vernehmen zu leben wünſche. — Äußere Politik. Friede mit Preußen.

Das Kriegsjahr 1762.

Schweidnitz. So war denn Friedrich II. im Stande, Schweidnitz zu belagern. Am 4. Auguſt begann die Einſchließung. Daun ſtand in der Nähe, deckte die Zugänge nach Böhmen, behauptete Stellung in Schleſien und bedrohte die Belagerungsarmee, wie bei Olmütz. Deshalb rief der König Bevern herbei. Dieſer griff Daun Reichenbach. am 16. Auguſt bei Reichenbach mit 48.000 Mann an; Öſterreicher und Preußen ſtritten gleich tapfer, Daun brach aber das Gefecht wieder ab, als große Streitkräfte von Peterswaldau anrückten, und zog ſich ins Gebirge zurück. So blieb Schweidnitz ſich ſelber überlaſſen. Es hatte 12.000 Mann auserleſener Truppen, einen entſchloſſenen Befehlshaber, Guasco, einen ausgezeichneten Ingenieur, Gribeauval, den Friedrich den tüchtigſten zu jener Zeit nennt, aber die Feſtung konnte ſich gegen eine regelmäßige Belagerung auf die Dauer nicht behaupten. Darum hatte Daun, um die Mannſchaft zu retten, Guasco geſtattet, gegen freien Abzug die Feſtung zu räumen. Friedrich verwarf dies Angebot, weil er in zehn bis zwölf Tagen Herr von Schweidnitz zu ſein hoffte. Die Vertheidigung über und unter der Erde mit Minen und Gegenminen war meiſterhaft. Bald muſste der König geſtehen: „Wir brauchen ſechs Wochen, um einen Platz wieder zu erobern, den wir in zwei Stunden verloren haben. Das gereicht weder unſerer Geſchicklichkeit, noch unſerem Muthe zur Ehre!“ — Der Plan Loudons, der Beſatzung zu helfen, daſs ſie ſich durchſchlage, wurde durch anhaltende Regengüſſe, welche den Weg ungangbar machten, zu Waſſer. Die unwürdige Drohung des Königs, er werde die Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, wenn ſie ſich noch länger vertheidige, machte gar keinen Eindruck.[1]) Alles geſchah, was Pflicht und Ehre gebot: „Sie werden nichts finden, als vollgeſtopfte Hoſpitäler, faſt leere Magazine, die Stadt zerſtört und die Feſtung außer Vertheidigungsſtand“, ſchrieb Guasco. Erſt als das Pulvermagazin in die Luft flog und den Graben verſchüttete, als eine von Lefevre hier angewendete Druckkugel eine Breſche riſs und die Preußen ſich zum dritten Sturme anſchickten, nachdem zwei abgeſchlagen waren, übergab Guasco die Feſtung. 3500 Öſterreicher, 3000 Preußen waren gefallen. Mit dem Falle von Schweidnitz endete der Krieg in Schleſien, wegen deſſen er begonnen worden war.

Krieg in Sachſen. In Sachſen befehligte Hadik die Öſterreicher, Fürſt Stolberg die Reichstruppen. Der erſtere zwang den Prinzen Heinrich gegen Ende September, ſich nach Freiberg zurückzuziehen, umgieng Mitte October ſeine rechte Flanke, ſchlug die Preußen in Einzelngefechten, ſo daſs Prinz Heinrich mit einem Verluſte von 3000 Mann, 12 Kanonen und 13 Fahnen ein Lager bei Noſſen beziehen Freiberg. muſste. Dagegen griff Prinz Heinrich am 24. October unerwartet bei Freiberg die Reichstruppen und Öſterreicher unter Stolberg an und ſchlug ſie, ehe Hadik ihnen zuhilfe kommen konnte: ſie muſsten ſich mit einem Verluſte von 7000 Mann, worunter 4500 Gefangene, und 28 Geſchützen nach Dippoldiswalde zurückziehen. Napoleon meint jedoch, dieſer Sieg ſei viel zu viel gerühmt worden, er wäre von den Reichstruppen beſiegt worden, wenn dieſe überhaupt je hätten ſiegen können.[2]) Friedrich zog nun nach Sachſen in der Hoffnung, Dresden zu nehmen, was er aber nicht vermochte. Um Hadik zu zwingen, Dresden zu räumen, ließ Streifzüge. er Kleiſt nach Böhmen ſtreifen, um dort die Magazine in Saatz und Leitmeritz zu zerſtören. Das erſtere gelang, das zweite verhinderte Hadik. Dann muſste

[1]) Arneth, l. c. VI, S. 340.
[2]) Montholon, l. c. V, p. 329.

Kleist in Franken brandschatzen, um Geldmittel herbeizuschaffen. Unbarmherzig wurden fast unerschwingliche Kriegssteuern erhoben und, wo sie nicht sogleich bezahlt werden konnten, Geiseln mitgenommen. Ein anderes Ziel dieses Unternehmens[1]) war, die Reichsfürsten zur Neutralität zu zwingen, damit die Kaiserin-Königin, weil dann allein stehend, zum Frieden genöthigt werde. Auch dieser Zweck wurde erreicht: die Kurfürsten von Bayern und Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg suchten um Frieden an, indem sie versprachen, ihre Mannschaft vom Reichsheere abzuberufen. Am 27. November wurde ein Waffenstillstand zwischen Österreich und Preußen abgeschlossen, mit gegenseitigen Abgrenzungen zur ruhigen Haltung der Winterquartiere. Stillstand.

Der Krieg in Westfalen und in Hessen zwischen den Verbündeten und den Franzosen war 1762 ganz unabhängig vom Kampfe zwischen den Österreichern und Preußen. An Mannschaft waren die Franzosen den Verbündeten überlegen, aber die Führung war schlecht. D'Estrées, welcher an die Stelle Broglies trat, war alt und kränklich und von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt, und Soubise, welcher unter ihm die eigentliche Leitung der Geschäfte hatte, war ein Heerführer ohne Befähigung. Der gemeine Mann schlug sich gut, aber es zeigte sich auch hier wieder die Wahrheit des alten Sprichwortes: „Ein Heer von Hirschen, an dessen Spitze ein Löwe steht, richtet mehr aus, als ein Heer von Löwen, an deren Spitze ein Hirsch stehe." Ferdinand von Braunschweig zeigte seine Befähigung in diesem Jahre umso mehr, als er eigentlich von der englischen Regierung wenig unterstützt wurde. Lord Bute wünschte nicht, dass er siege, weil er fürchtete, dass ein Sieg der Partei Pitts nur neue Kraft verleihe und das rasche Zustandekommen des Friedens verhindere. Krieg am Rhein. Die Franzosen. Braunschweig.

Frankreich setzte 80.000 Mann, die sogenannte Armee von Hessen, unter d'Estrées und Soubise dieses Jahr in Bewegung, um Hessen zu behaupten und von da in Hannover vorzudringen, und 30,000 Mann unter dem fünfundzwanzigjährigen, später in der Revolution so oft genannten Prinzen von Condé, welcher am Niederrhein vorangehen sollte. Gegen sie konnte Ferdinand von Braunschweig nur 80.000 Mann ins Feld führen: 20.000 unter dem Erbprinzen von Braunschweig gegen Condé, während er selber das Hauptheer, 50.000 Mann, gegen d'Estrées und Soubise führte, 10.000 lagen in den Festungen Münster, Hamm, Lippstadt und Hameln. Der kleine Krieg begann schon im April, im Juni erst zog Braunschweig bei Brackel das Hauptheer zusammen, die Franzosen in Kassel. D'Estrées und Soubise glaubten, Ferdinand werde sich bloß vertheidigungsweise verhalten, und waren nicht wenig überrascht, als er am 24. Juni in der Früh die Diemel überschritt, ihre Vorhut zurückwarf und sie von allen Seiten angriff. Hätte nicht Stainville im Kellerholz bei Wilhelmsthal mit Heldenmuth sich vertheidigt, so hätte die französische Armee sich nur mit großem Verluste nach Kassel zurückziehen können, so aber verlor sie bloß 3500 Mann. Die eigentliche Armee war durch die Kopflosigkeit der Führer gar nicht zum Schlagen gekommen. Braunschweig suchte nun durch kleine Züge die Magazine Condé. Wilhelmsthal.

[1]) La guerre de sept ans, Chap. XVI, Schluss.

der Franzosen zu zerstören und sie um ihren Rückzug besorgt zu machen, doch hatten diese Befehl, Kassel und Hessen um jeden Preis zu behaupten. Als aber Lutternberg. Ferdinand bei Lutternberg 23. Juli die sächsische Heeresabtheilung unter Prinz Xavier schlug, ihr 1000 Gefangene und 13 Kanonen wegnahm, beschloss d'Estrées Göttingen aufzugeben, ja Kassel zu räumen, um in die Gegend von Ziegenhain und Marburg sich zurückzuziehen. Da kam Befehl von Choiseul, Bute. um jeden Preis wieder vorzurücken, — denn Bute ermahnte den französischen Kriegsminister, doch ja dem englischen Heere kräftig zu widerstehen![1]) Erst als er die Präliminarien für gesichert hielt, gab Choiseul die Vollmacht, Kassel zu räumen, die Armee von der Fulda abzuführen, mit dem Condé'schen Corps sich zu vereinigen und Frankfurt zu decken! — Condé wurde auf seinem Marsche zur Friedberg. Hauptarmee bei Friedberg angegriffen, wehrte sich muthig und bekam soviel Verstärkung, dass der Erbprinz von Braunschweig, der ihm gegenüberstand, mit einem Verluste von 1400 Mann und 10 Geschützen sich zurückziehen musste. Nun rückten die Franzosen wieder vor und drängten die Gegner bis hinter die Ohm zurück, wagten aber trotz ihrer Überzahl nicht Kassel zu entsetzen, wo sie sechzehn Bataillone zurückgelassen hatten, die am 31. October die Festung übergaben.

Am 3. November wurden übrigens die Präliminarien und am 15. dieses Monates ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen. — Wenden wir uns jetzt nach einem neuen Kriegsschauplatz, nach Portugal! —

Der Krieg in Portugal. Die Präliminarien zu Fontainebleau. Der Friede zu Paris.

Portugal. Wir sahen oben,[2]) wie im Familienvertrage bestimmt wurde, Portugal zur Theilnahme am Kriege gegen England zu nöthigen, von dem es seit dem Methuen-Vertrage[3]) 1703 vollkommen abhängig und ausgesogen war. — Pombal, damals erster Minister, sagt dies selber in stärkster Weise in einer Armuth Portugals Depesche an das englische Ministerium: „Seit fünfzig Jahren habt Ihr mehr als 1500 Millionen aus Portugal gezogen — eine enorme Summe, wie die Geschichte kein Beispiel kennt, dass jemals eine Nation eine andere mit einer ähnlichen bereichert hat. Die Art, diese Schätze zu erlangen, ist Euch noch vortheilhafter gewesen, als diese Schätze selbst. Durch sein Kunstgewerbe hat England sich unserer Minen bemeistert; es beraubt uns jedes Jahr ihres Ertrages, einen Monat nach der Ankunft der Flotte aus Brasilien ist von ihr nicht eine einzige Goldmünze in Portugal vorhanden. Die gesammte Summe geht nach England; sie trägt beständig bei, seinen Geldreichthum zu vermehren, und mit unserem Golde geschehen die meisten Bankzahlungen. — Durch eine Stupidität, die in der Geschichte der volkswirtschaftlichen Welt ohne Beispiel ist, erlauben wir Euch uns zu kleiden und uns alle Gegenstände unseres

[1]) Stuhr, l. c. II, S. 407, 408—420.
[2]) S. 368—369.
[3]) Sieh Bd. X, S. 708—709 dieses Werkes.

Luxus, der nicht unbeträchtlich ist, zu verschaffen. Wir geben 500.000 Gewerbsleuten, Unterthanen des Königs Georg, Unterhalt, einer Volkszahl, die in Englands Hauptstadt auf unsere Kosten existiert. Eure Fluren sind es, die uns nähren; statt dass wir Euch mit Getreide versorgten, versorgt Ihr uns damit heutigen Tages. Ihr habt Eure Felder angebaut, wir die unserigen brach liegen lassen."[1]) Es ist dies die amtliche Schilderung der Folgen des Methuen-Vertrages von 1703, durch welchen England den portugiesischen Weinen den Nachlass eines Drittels der Zollgebüren bewilligt, welche die französischen Weine zu zahlen haben, dafür aber die Erlaubnis erhält, alle englischen Wollmanufacturen einzuführen, während allen anderen Nationen die Einfuhr durch Gesetze verwehrt ist. Landwirtschaft, Viehzucht, Gewerbe Portugals giengen zugrunde, nur der Weinstock wurde noch gepflanzt; sein Getreide bezog Portugal billiger durch die Engländer, es verarmte gänzlich, daher der Plan der bourbonischen Höfe, England in Portugal anzugreifen, ihm eine Hauptquelle seines Reichthumes zu verstopfen; daher die Hoffnung eines leichten Sieges, denn von England beschützt genoss Portugal Jahrzehnte hindurch Ruhe, das Heer war gering, mit Waffen schlecht versorgt, die Disciplin mangelhaft, die Officiere kannten den Krieg nicht, die Regierung bezahlte sie überdies schlecht und nicht zur rechten Zeit. Darum war die Lage sehr ernst, als der französische und spanische Hof beschlossen, Portugal in Verwahr zu behalten, bis England die von ihm in Amerika gemachten Eroberungen zurückgegeben habe, oder wenigstens Englands Kräfte in Portugal zu beschäftigen. Sollte man durch einen Bruch mit England sich und die Colonien seiner furchtbaren Seemacht aussetzen? sollte man sich den Bourbonen in die Arme werfen und Portugal zur Provinz Spaniens erniedrigen? Dagegen empörte sich das Selbstgefühl der Portugiesen, auch schienen die Pläne der Bourbonen in ein gefährliches Dunkel gehüllt. Der französische Gesandte O'dunn schrieb an Choiseul, dass es für Frankreich und Spanien gleichgiltig sei, ob man sich Portugals durch Eroberung oder unter dem Titel von Protectoren und Bundesgenossen bemeistere. Der König und Pombal beschlossen deshalb — beim Bunde mit England zu bleiben. Als am 16. März die Gesandten von Spanien und Frankreich verlangten, dass der König mit beiden Kronen in ein enges Bündnis trete und an England den Krieg erkläre, und dass spanische Truppen, um dem Angriffe, den die Engländer auf die Häfen Portugals machen könnten, zuvorzukommen, diese Häfen besetzen sollten, und binnen vier Tagen eine entschiedene Antwort forderten, indem man sonst auf eine verneinende Antwort schließe — so wurde mit einem entschiedenen Nein geantwortet: der König könne nicht vertragsbrüchig werden, biete übrigens seine Vermittlung beim englischen Cabinete zur Wiederanknüpfung der Friedens-

durch den Methuen-Vertrag.

Ernst der Lage.

Drohung.

Treue für England.

[1]) Depesche Pombals bei Schäfer, Geschichte von Portugal, V.

verhandlungen an. Die Gesandten wurden abberufen, am 5. Mai überschritt ein spanisches Heer die Grenze und rückte in die Provinz Tras-os-Montes ein, am 20. Juni erklärte auch Frankreich den Krieg.

Kriegswesen

Die Gefahr Portugals lag in einem schnellen Einbruch der Spanier, denn es war noch wenig gerüstet, 60.000 Mann wurden zwar ausgehoben, aber sie waren noch nicht eingeübt. Doch Spaniens Finanzen waren nicht weniger zerrüttet als die Portugals, sein Heer ebensowenig auf dem Kriegsfuße.

der Spanier.

Das Heer zählte über 100.000 Mann, aber kaum 50.000 konnten in das Feld geführt werden: es fehlte an Kanonen, an Kugeln, an Kriegskarten, an militärischer Übung, — an der Grenze merkte man erst, dass auch das Pulver fehle, und wartete auf die Ankunft von zwölf französischen Bataillonen. Dadurch bekam Portugal Zeit, sich zu rüsten. Pombal hatte längst die ver-

England hilft.

tragsmäßige Hilfe in England angerufen. Dieses lieferte Waffen, Mundvorräthe und Geld, sandte 8000 Mann und vor allem einen guten Befehls-

Graf Lippe

haber im Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der als General der Artillerie sich in dem Heere Ferdinands von Braunschweig durch Einsicht und Muth hervorgethan hatte. Er ist in diesem Kriege der Retter Portugals

rettet Portugal.

geworden dadurch, dass er das Selbst- und Ehrgefühl der Portugiesen neu belebte und sie auf ihre eigenen Füße stellte. Ein origineller, ehrenhafter Mann — ist dieser Fürst in einer Zeit, in welcher so viele seiner Standesgenossen durch Menschenverkauf und Maitressenwirtschaft sich schändeten, mit seinem sittlichen Ernst, mit seinem Eifer für die wahren Bedürfnisse seiner Unterthanen, eine anziehende Erscheinung, ein wahres Musterbild eines Fürsten, dem zur welthistorischen Größe nur ein bedeutendes Land und ein zahlreiches Volk fehlte.

Wilhelm Friedrich Ernst Graf zur Lippe,[1]) ein Nachkomme Widukinds, 9. Januar 1724 in London geboren, als zweiter Sohn dem Militär bestimmt, in Genf in der Mathematik, Ingenieurwissenschaft und Kriegsbaukunst, dann an der Universität Leyden und Montpellier in Geschichte und Philosophie unterrichtet, wurde 1742 Officier der königlichen Garde zu London, machte 1743 im englischen Dienste die Schlacht bei Dettingen mit, 1745 unter Lobkowitz den Feldzug in Italien und that sich darin durch ungestümen Muth hervor, wofür ihm der Kaiser die Stelle eines Obersten anbot. 1748 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung seines kleinen Ländchens an, dem er jedoch bald durch seine Befähigung und seinen Eifer eine höhere Bedeutung zu erwerben verstand. Mit Leidenschaft Soldat übte er in kurzer Zeit alle diensttauglichen Männer seines Landes im Kriegswesen ein. Er nahm nur Landeskinder in seine Armee auf. Der Dienst war streng, desungeachtet hielten ihn die Leute bald für einen Ehrenstand. Nach der Ansicht des Grafen[2]) war

[1]) Leben des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Der Verfasser dieser Biographie ist der 1809 verstorbene Reichshofrath Graf Karl Christian zur Lippe-Weißenfeld. Derselbe schrieb auch eine Schilderung Josephs II. Lemgo 1772. — Vergl. ferner Varnhagen van Ense in den „Biographischen Denkmalen".

[2]) Mémoires sur la guerre défensive. Stadthagen 1775.

die Neigung zum Kriege, welche bei Rohen und Ungebildeten die Schande der Menschheit ist, die Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder menschlichen Größe. Die Bemühungen, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten, künstlich zu morden, sondern ein Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltener werden die Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art, sie zu führen, vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Offensivkriege führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Kein Krieg außer dem zur Abwehr ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes. Der Graf selber hatte Freude am Kriegswesen und sich immer durch Muth, Gewandtheit in jeder Waffenkunst hervorgethan. Sein Lieblingsfach war die Kunst des Festungsbaues und die Artillerie, worin er seine Leute so meisterhaft einübte, daſs ihre Sicherheit im Schießen einzig war. Zum Beweise wird erzählt, daſs im Verlaufe des siebenjährigen Krieges der Graf seine Officiere eines Tages zur Tafel lud; während sie guter Dinge waren, flogen Kanonenkugeln über das Zelt. Die Gäste meinten, es seien Franzosen in der Nähe; der Graf aber hieß sie ruhig sitzen bleiben und sie gehorchten seinem Willen, aßen und tranken ruhig fort, selbst als einige Kugeln oben durch das Zelt schlugen. Am Schlusse erklärte der Graf die Erscheinung mit den Worten: „Meine Herren, ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann; ich befahl ihnen, solange wir bei Tische säßen, immer mit scharf geladenen Kanonen nach dem Kopfe des Zeltes zu schießen, und das haben sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt.“ Man sah sich verdutzt an und lobte dabei die Geschicklichkeit der Artilleristen. —. Aus seiner Schule giengen auch die besten Officiere und Ingenieure hervor — allerdings wuſste der Graf durch Lob und Tadel, durch Geschenke wie durch eigene Unterweisung seine Zöglinge klug zum Aufgebot ihrer Kräfte zu entflammen.

Schriften. Lieblingsfach. Schießkunst.

Ein solcher Mann war im Kriege viel wert. Georg II. schloſs 1756 mit dem Grafen (dessen Mutter eine Tochter Georgs I. und der Herzogin von Kendal war) einen Vertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen gegen die Franzosen mit den hannöverischen verband, dagegen von England Hilfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt. Seine Jäger thaten auch durch ihre Schnelligkeit den Franzosen vielen Abbruch, seine Reiter blieben unter dem Namen Eisenmänner bei ihnen lange in gefürchtetem Andenken, insbesondere aber thaten sich seine Kanoniere bei jeder Gelegenheit hervor. Der Graf selber bewies in jeder Schlacht unerschütterlichen Heldenmuth und nach derselben die großmüthigste Menschlichkeit in der Sorge für Verwundete und Gefangene. Sein Wahlspruch war: „Die höchste Gefahr und keine Gefahr ist einerlei.“ — Der Graf hatte viele Bewunderer, machte sich aber auch durch seinen rückhaltlosen Freimuth viele Feinde.

Feldzüge.

Auf diesen Mann richteten sich die Blicke, als Portugal in der Noth um einen tüchtigen Heerführer bat. England empfahl ihn und der König von Portugal ernannte den Grafen zu seinem Feldmarschall. Ein so glänzender Ruf gieng ihm voraus, daſs der König befahl, ihm alle königlichen Ehren zu erweisen. Er kam mit einem Kreise tüchtiger Officiere (der Herzog von Mecklenburg war sein General der Artillerie). Die Reise von Opporto bis Lissabon war ein wahrer Triumphzug. Am Grafen gefiel die Einfachheit und die fürstliche Würde, die Uneigennützigkeit. Die Heiklichkeit seiner Stellung als Fremder fühlend,

In Portugal. Uneigennützigkeit.

weigerte sich der Graf, jeglichen Gehalt anzunehmen. Von den 40.000 Kruſaden, welche ihm der König entgegensandte, um seine Einrichtung zu bezahlen, behielt er nur so viel, als nöthig war, um sich eine Feldmarschallsuniform anzuschaffen, die Hälfte sandte er sogleich dem König zurück, den Rest vertheilte er unter die armen Soldaten. — Diese waren in der That so zu nennen, denn Monate, Jahre hindurch bekamen sie keinen Sold, selbst die Leibwachen bettelten mit Kniebeugungen und Hutabziehen die Vorübergehenden um ein Almosen an. Die Officier. schneiderten oder waren Hausbediente der Generale, ihre Frauen wuschen um Gelde Dies muſs'e anders, das Ehrgefühl wieder geweckt werden. Als der General beim Grafen von Arcos zu Mittag speiste und einen Rittmeister gewahrte, der als Kammerdiener hinter seinem Stuhle stand, erhob er sich sogleich und betheuerte, er würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Officier, wie seinem Stande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt, und ruhte nicht, bis der Rittmeister zwischen ihm und dem Gastgeber Platz bekommen. — Untaugliche Officiere wurden entlassen, taugliche muſsten aber für jede Kränkung der Ehre den Zweikampf fordern, denn dieser sei die sicherste Stütze der Ehre und ohne ihn falle die Tapferkeit: wer nicht jeden Augenblick bereit sei, Muth und Tapferkeit zu beweisen, tauge nicht zum Officier. Wir theilen die Ansicht des Grafen über den Zweikampf nicht, den er übrigens früher selber unter seinen Landeskindern verboten hatte!

Portugiesisches Heer.

Ehrgefühl.

Duell.

Die Lage war schwierig: in dem kleinen Heere weder Gliederung, noch Zucht, die Zeughäuser leer, wenig Geschütz, wenig Kriegsvorräthe — unter solchen Umständen doch nach und nach eine Armee schaffen und siegreich machen, das war ein Werk unsäglicher Geduld und die Arbeit eines höheren Geistes. Den Kern bildeten die eigenen Officiere und das englische Hilfscorps, bei dem Townshend und Bourgoyne waren; übrigens gibt der Graf den Portugiesen das Zeugnis, daſs sie von Hause aus tapfer und findig seien und rasch in allen Zweigen der Kriegskunde Fortschritte machten. Die Ereignisse nahmen dabei einen ziemlich raschen Verlauf.

Gegen die in die Provinz Tras-os-Montes im Mai eingedrungenen Spanier erhoben sich die Bauern. Wider die Spanier, die Almeida belagerten, sandte der Graf Townshend, während er selber gegen Estremadura vorrückte, um durch einen Einfall in Spanien die Feinde zum Rückzuge zu bewegen. Doch fiel Almeida schon am 25. August durch die Feigheit des portugiesischen Befehlshabers. Nichtsdestoweniger wuſste der Graf das Vordringen der Feinde in Alemtejo zu hemmen: jeder Vortheil des Bodens wurde dabei benützt, die Spanier zuerst in den Berggegenden festgehalten, dann, als Mangel und Krankheiten sie schwächten und Regengüsse die Zufuhr erschwerten, zum Rückzuge gezwungen. Schon im November war Portugal mit Ausnahme der Grenzplätze Chaves und Almeida wieder vom Feinde befreit. Die Spanier waren entmuthigt, die Portugiesen hingegen sahen voll Selbstvertrauen dem nächsten Feldzuge entgegen. Zu dem kam es aber nicht mehr. Am 22. November 1762 traf die Nachricht vom Abschlusse der Präliminarien zu Fontainebleau ein.

Das kleine Portugal hatte also den Kampf gegen das viel mächtigere Spanien glücklich bestanden. Wir begreifen den Jubel des geretteten Volkes und die Huldigungen, Triumphbögen, Ehrensäulen, die es „dem großen Grafen"

widmete. Der König nannte ihn seinen Vetter (il mio Primo), erklärte ihn für einen Verwandten des Hauses Braganza, verlieh ihm den Titel Altezza, der sonst nur dem Kronprinzen zukommt, und befahl allen hohen und niederen Beamten seines Reiches, den Verfügungen des Grafen zum Behufe seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen. Die Truppen erhielten jetzt regelmäßig ihren Sold, das Heer zählte 32.000 Mann und war wieder beseelt von Zucht und Diensteifer und dem Geiste der Ehre. Fähige deutsche und französische Officiere wurden angestellt, eine Kriegsschule errichtet, Befestigungen angelegt, darunter ein Fort, das heute noch den Titel la Lippe hat. Nachdem die bessere Ordnung eine feste Grundlage zu haben schien, nahm der Graf seinen Abschied, sich jede Belohnung verbittend, nur einige Ehrengeschenke vermochte ihm der König aufzudringen, z. B. sein Bild in Diamanten, einen Hutknopf und Schleife in Diamanten, sechs kleine goldene Kanonen auf Lafetten von Ebenholz, ein Münzcabinet, schöne Pferde, vier Adler. 17. November 1763 war der Graf wieder in seinem kleinen Lande, nachdem er den deutschen Namen in Portugal zu großen Ehren gebracht hatte.

Ruhm des großen Grafen.

Heimkehr.

Folgen wir ihm für einige Augenblicke in sein kleines Land, das er aber so gut regierte, dass er der Herrscher über ein Weltreich zu sein verdient hätte! Der Anblick eines edlen Mannes ist ja in dieser Zeit der Ränke, der Menschenmisshandlungen und des Mangels an hohem Sinne ein wahres Labsal. Dieser Fürst sorgte für sein Volk wie ein Vater, und nicht wie ein Despot. Sein guter und reiner Sinn hielt ihn fern von allem Gewaltsamen. Mit ihrem freien Willen sollten seine Unterthanen zum Guten kommen, nicht so wie unmündige Kinder oder wie Sclaven dazu genöthigt werden. Die angesehensten Hauswirte aus der Stadt und dem Lande wurden zu freier Berathung über gemeinsame Angelegenheiten berufen — eine gesunde Art von Volksvertretung. Leibeigenschaft, Frohndienst wurde aufgehoben, wüste Strecken wurden urbar gemacht, Moore ausgetrocknet, mit kleinen Gütern, Haus, Hof, Garten und Feld verdiente Krieger belohnt, die eigenen Hausgüter an tüchtige Bauersleute verpachtet, Hilfscassen, Versicherungsanstalten gegründet. Ein Waisenhaus, Armenanstalten gaben Unglücklichen Schutz und Pflege. Der Fürst half bei unverschuldeten Unglücksfällen ab; solche aber, die ihre Wirtschaft leichtfertig verschlimmert hatten, durften nur mit einem weißen Hute umhergehen, was gute Wirkung that. Für Verbesserungen in der Landwirtschaft wurden Belohnungen ertheilt, wer dem Fürsten einen guten Vorschlag machen konnte, erhielt eine Auszeichnung. Den Geistlichen und Beamten wurde aufgetragen, dem Fürsten alle guten Handlungen, die sie in Erfahrung brächten, zu melden. Die Belohnungen waren nicht etwa ein bloßes Ordensband, sondern von Wert, hin und wieder ein Bauernhaus mit Aufschrift, dass der Besitzer z. B. einen Kameraden gerettet, oder gegen eine überlegene Zahl von Feinden gekämpft habe. Wetteifer und Ehrliebe wurden als Hebel zum Guten gebraucht. Begreiflich, dass seine Unterthanen ihn wie einen Vater liebten und stolz auf ihn waren.

Regierung in Lippe.

Reformen.

Ein selbständiger Kopf, war der Graf frei von der Modethorheit seiner Zeit, von der Anbetung Voltaires, von der Verachtung deutschen Geistes. Der Graf war ein Verehrer Shakespeares; Philosophie, Geschichte, Mathematik waren Lieblingsfächer. Die Schrift von Abbt, Professor in Rinteln, „Über das Verdienst“ begeisterte ihn, er lud ihn nach Bückeburg ein, sandte zugleich seinen sechsspännigen Wagen, um ihn abzuholen, und behielt ihn, damit er ohne Sorge arbeiten könne, als seinen Hof- und Regierungsrath bei sich. Abbt schreibt vertraulich über ihn an Mendelssohn: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus

Gesunder Sinn.

Abbt.

Shakespeare mit der vollen Empfindung des Inhaltes hersagen hörten und ihn bei einer gestirnten Nacht mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel über die wichtigsten Materien, die den Menschen angehen, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, dass er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studiert hat. Ich habe ihn und einen englischen Oberst eine schwere Stelle des Cäsar bei der Tafel erklären hören und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, dass alles Studieren im Cabinet sich befände, aber ich bin versichert, dass das thätige Leben mit jenem verbunden viel weiter bringt, als jenes allein." — Als der talentvolle Abbt, erst achtundzwanzig Jahre alt, schon starb, trauerte der Graf um ihn, wie um einen Freund und setzte ihm ein Denkmal in der Schlosskapelle. Herder trat später an Abbts Stelle und Zimmermann erzählt: „Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte und Ruhe sprachen aus den lebendigsten Zügen, aus seinem ganzen Gesicht. Ich sah ihn nie und sprach nie mit ihm, ohne dabei zu denken: ‚Wie sanft und groß bist du.' Heroische Gesinnungen und erhabene Gedanken giengen aus seinem Munde so leicht und häufig, als sie aus dem Munde des größten Griechen oder Römers mögen gegangen sein."

Herder. Zimmermann.

Der Graf von Lippe war ein Mann von tiefem Gemüth. Der Tod seiner geliebten Gattin, welche die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Seele war, brach ihm das Herz. Ihr Grabdenkmal schmückte er mit Inschriften, welche seine tiefe Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele aussprechen: „Heilige Hoffnung, Ausfluss göttlicher Kraft, Quelle des beglückenden Gedankens, dass Verbindungen, welche den erkenntnisfähigen Theil unseres Willens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet bestehen. Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenn gleich am Grabe die Spur der Bahn unserem Auge entschwindet." — Der Graf starb 1777.

Glaube an Unsterblichkeit.

So der Wiederhersteller der portugiesischen Kriegsmacht! Er hat Choiseul schwere Schläge versetzt, nicht minder bitter wurden diesem auf anderen Gebieten seine Hoffnungen getäuscht. Beim Beginn des Bundes mit Spanien sann der französische Minister auf nichts weniger als auf Eroberung Gibraltars und Jamaicas, auf eine Landung in Irland, auf einen Einfall in Holland. Freiwillige Beiträge zum Neubau einer Flotte wurden in feurigster Weise von einzelnen Städten und Provinzen geleistet. Und auf all diese schönen Pläne und diesen Aufschwung des Patriotismus kamen nur Enttäuschungen und Verluste.

Choiseuls Plan.

Am 7. Januar 1762 landete die englische Flotte unter Rodney bei Martinique, der reichsten der Antillen, der Citadelle gleichsam und dem Verwaltungsorte der übrigen Besitzungen. Trotz des tapferen Widerstandes der Franzosen wurden 12.000 Mann ans Land gesetzt, erstürmten unter Moncton die Höhen, welche Fort Royal beherrschen, und zwangen am 8. Februar diese Stadt zur Übergabe. Damit waren auch die Nebeninseln Grenada, St. Lucia und Vincent verloren. Von all ihren Besitzungen in Westindien blieb den Franzosen nur noch ihr Antheil an Domingo. — Nicht geringere Verluste erlitten die Spanier: von den Angriffen auf die Landenge von Panama, auf Havanna und die Philippinen, welche Pitt noch geplant, führte man zunächst den auf Havanna aus, die reichste Stadt in den Gewässern von Centralamerika, mit

Martinique. Havanna.

einem Hafen, wie keiner größer ist. Die Spanier hatten in Cuba zwölf tüchtige Kriegsschiffe, welche den Engländern große Verlegenheit hätten bereiten können, aber sie durften den Hafen nicht verlassen, um die Stadt zu schützen, drei derselben wurden sogar versenkt, um den Eingang in den Hafen zu sperren. Die Stadt war mit großer Kunst befestigt, ihre Hauptstärke war aber im Fort Moro, gegen welches die Engländer am 12. Juni den Angriff begannen und mit einer Ausdauer ohne gleichen fortsetzten, obschon Krankheiten unter ihnen wütheten. Die Vertheidigung der Spanier war tapfer und zäh. Am 30. Juni wurde die Festung mit stürmender Hand genommen. Nachdem 4000 Mann neue Truppen eingetroffen, begannen die Engländer 11. August Havanna selber zu beschießen, und so wirksam, dass die Stadt, alle Schiffe im Hafen und das Land im Westen auf 36 Meilen Entfernung schon am 12. August übergeben wurden. Die Kriegsbeute war ungeheuer, gegen 30 Millionen Gulden an Wert. — Das Unternehmen gegen die Philippinen, wo die spanische Besatzung noch gar keine Nachricht vom Ausbruch des Krieges hatte, also überrascht war, leitete mit nur 2300 Mann von Madras aus William Draper. Am 24. August wurde in der Nähe der Hauptstadt Manilla gelandet. Der Erzbischof, der zugleich Statthalter war, vertheidigte sich entschlossen, auch die Eingebornen stritten mit Muth, am zwölften Tage ward jedoch die Stadt mit Sturm genommen. Der Erzbischof, der sich in die Citadelle zurückgezogen hatte, capitulierte für die ganze Inselgruppe, als Lösegeld für ihr Eigenthum wurden zwei Millionen Piaster bezahlt. Manilla ist hochwichtig als Stapelplatz des Handels für Amerika, Japan und Siam. Das Glück schien die Engländer mit Gütern zu überschütten. Die Galione „St. Trinidad“ mit einer Ladung von drei Millionen Piastern wurde von zwei Schiffen Drapers aufgetrieben, die „Hermione“ mit acht Millionen Gulden Silber an Bord wurde noch in der Nähe von Cadix, wohin sie steuerte, abgefangen. Also Eroberungen und Schätze mehr als genug in Ausführung der Pläne des ehemaligen Ministers. Walpole sagt darum: „Die Beredsamkeit Pitts kann gleich einem untergegangenen Sterne noch viele Monate nach ihrem Aufhören leuchten; ich sage, er hat Martinique erobert.“

Philippinen. Prisen. Nachwirkung Pitts.

Bute erntete, was Pitt gesäet, aber unwillig, denn jeder Sieg war doch nur eine Rechtfertigung Pitts, und kam dieser wieder ans Ruder, so blieb nach seiner Ansicht der König in Fesseln und konnte seine Herrscherrechte nicht wahrhaft ausüben. Sonst bittet der Besiegte um den Frieden, jetzt aber bat die englische Regierung eigentlich um denselben. Durch Vermittlung des sardinischen Gesandten Bailli de Solar wurde zunächst der französischen Regierung mitgetheilt, dass der Bruch Spaniens in den friedfertigen Gesinnungen des Ministeriums nichts geändert habe. Wer war froher als Choiseul, der von seinen hochgehenden Hoffnungen längst zurückgekommen war! Man kam überein, die Ultimata beider Theile als Grundlage weiterer Verhandlungen zu benützen. England gab zu, dass Frankreich für Spanien verhandle, was es unter Pitt so stolz zurückgewiesen hatte. Aber gerade Spanien wollte von einem Aufgeben seiner Ansprüche nichts wissen und erst die Nachricht vom Fall von Martinique machte es fügsam. Bute musste in Paris an schleunigen Abschluss mahnen, sonst werde der

Bute. Verhandlung.

Friede nicht möglich sein und Pitt wieder ans Ruder kommen, und Choiseul meinte, lieber wolle er auf den Galeeren rudern, als mit Pitt einen Frieden entwirren. Maria Theresia haderte nicht mit Frankreich wegen seiner abgesonderten Verhandlungen mit England, sie sprach sogar ihre Geneigtheit aus, selber mit Preußen Frieden zu schließen, nur wünsche sie die Grafschaft Glatz zu behalten und dass Sachsen eine Entschädigung zutheil werde. Die französischen Minister entsprachen mit einer Gegengefälligkeit: sie schlugen vor, Wesel und Geldern sollten bis zum allgemeinen Frieden von französischen Truppen besetzt bleiben, und keine von Großbritannien bezahlten Truppen sollten zum König von Preußen stoßen oder ihm Beistand leisten dürfen. Von Seite Englands wurde dies zugestanden unter der Bedingung, dass Frankreich an die Kaiserin keine Hilfsgelder zahle, sonst zahle auch England an den König von Preußen. Als aber die Mahnung Friedrichs an seinen Gesandten zur Kenntnis des Ministeriums kam, alles anzuwenden, dass Pitt statt Butes wieder ans Ruder komme, gab Bute dessen Sache vollkommen preis. Bedford, der englische Unterhändler in Paris, erklärte, er sei nicht gekommen, um die Sache des Königs von Preußen zu führen, in Geldern und Wesel könne man Reichstruppen legen. Ludwig XV. wollte möglichst seinen Verpflichtungen gegen die Kaiserin nachkommen und wurde deshalb vor Abschluss der Präliminarien mit ihr vereinbart, die Rückstände der verheißenen Hilfsgelder in Raten von je einer Million Livres monatlich und für das versprochene Hilfscorps von 24.000 Mann ihr monatlich 288.000 Gulden zu zahlen, solange der Krieg zwischen Österreich und Preußen fortdauere; zweitens versprach Frankreich, bei Räumung der von ihm besetzten preußischen Gebietstheile, sowohl die dort vorgefundene, als die nach Wesel gebrachte Artillerie der Kaiserin leihweise zu überlassen und dafür zu sorgen, dass die österreichischen Truppen die erwähnten Plätze beim Ausmarsche der französischen Streitkräfte zu besetzen vermöchten.

Maria Theresia.

Bute gibt Friedrich preis.

Ludwig XV. ehrlich.

Friede.

Jetzt erst wurden in Fontainebleau die Präliminarien am 3. November 1762 unterzeichnet. Frankreich verzichtet darin auf Akadien, Canada, Cap Breton und die Inseln des Lorenzo, auf den Theil von Louisiana am linken Ufer des Mississippi mit Ausnahme von New-Orleans. Unter den Antillen verzichtete es auf Grenada und die Grenadinen, es überließ den Engländern drei von den neutralen Inseln, welche ihm dafür die vierte, St. Lucia, zusicherten, indem sie ihm zugleich Guadelupe, Martinique, Maria Galante und Desiderada zurückstellten. Frankreich trat ferner den Engländern Minorca ab und die große Niederlassung am Senegal, bekam aber dafür Gorea zurück, ferner die Besitzungen in Ostindien im Jahre 1749, mit Einschluss der Niederlassung, wo Pondichery gestanden, aber es verzichtete auf jede Niederlassung in Bengalen, überließ also der englisch-ostindischen Compagnie all ihre Eroberungen. England gestand den Franzosen

Minorca.

Bengalen.

das Recht der Fischerei an der Küste von Neufundland zu, trat die Inseln St.-Pierre und Miquelon ab, als Zufluchtsort für die Fischer, aber Befestigungen durften nicht darauf errichtet werden; dafür bestand es jedoch auf der Schleifung von Dünkirchen und zwar sollten englische Ingenieure das Recht haben, sich davon zu überzeugen. Frankreich und England führen ihre Heere aus Deutschland ab und werden keinem Theil der daselbst Krieg führenden Mächte fortan Beistand leisten. Frankreich räumt sogleich Ostende und Nieuport und verzichtet auf die Schiffe, die ihm vor der eigentlichen Kriegserklärung weggenommen worden sind, dagegen gibt England Belleisle zurück, sobald der Friede unterzeichnet ist. Spanien verzichtet auf die Fischerei Spanien. an der Küste von Neufundland, gewährt den Engländern das Schlagen von Färbeholz in der Campeche-Bai von Honduras, wofür diese jedoch ihre Befestigungen niederreißen müssen, verzichtet auf Florida und das ganze Gebiet östlich vom Mississippi, erhält aber dafür Havanna zurück wie die Philippinen. Spanien und Portugal behalten dieselben Grenzen wie vor dem Kriege. In einem geheimen Vertrage überließ Frankreich an demselben Tage Louisiana Louisiana. an Spanien zur Entschädigung für Florida und weil es Minorca nicht an Spanien zurückstellen konnte. Um den allgemeinen Unmuth darüber zu beschwichtigen, wurde verbreitet, Louisiana biete im Frieden keinen Vortheil und sei im Kriege eine Last. Die Colonisten waren in Verzweiflung, als sie aufhören sollten, Franzosen zu sein; vergebens streckten sie ihre Hände flehend nach dem Mutterlande aus, das sie zurückstieß. Viele wanderten aus, andere leisteten der spanischen Regierung jeden Widerstand, bis 1769 als spanischer Statthalter O'Reilly mit 3000 Mann landete und die Häupter der nationalen Richtung festnehmen und ohne langen Prozeß hinrichten ließ.

Mehr Erwerbungen hatte England noch in keinem Frieden gemacht, dennoch war es wenig gegen das, was Pitt durch Fortsetzung des Krieges hatte erreichen wollen. Deshalb war der Empfang des Königs bei der Auffahrt zum Parlament am 25. November kalt, Bute wurde ausgezischt und beworfen. Pitt sprach vier Stunden gegen den Frieden: Florida sei kein Ersatz für Havanna, unverantwortlich sei die Rückgabe von Cuba, Martinique, Guadelupe, St. Lucia; durch das Zugeständnis der Fischerei an der Küste von Neufundland habe man Frankreich die Mittel gegeben, seine Verluste zu ersetzen und für England noch einmal gefährlich zu werden zur See. — Die Art, wie man den König von Preußen aufgeopfert, nannte er einen gemeinen Verrath. Dem Redner versagte zuletzt vor Schwäche die Stimme. Die Wirkung seiner Rede war tief, dennoch stimmten 319 Mitglieder für die Präliminarien und nur 65 dagegen. „Georg, Georg III. jetzt bist du endlich König!" sagte die Prinzessin von Wales zur ihrem Sohne. Bute und seine Anhänger entschuldigten ihre Vorliebe für den Frieden mit der Nothwendigkeit, zu sparen, die Schuldenlast sei bereits auf 126,600.000 Pfund angelaufen. — Stimmung in England.

Der Friede zu Hubertsburg.

Maria Theresia. Maria Thereſia und Friedrich ſtanden jetzt allein noch auf dem Kampfplatze wie Zweikämpfer, die ihre Secundanten verließen. Sollten ſie ferner ſtreiten, während ihre Völker nach Frieden lechzten? Durfte Maria Thereſia darauf rechnen, allein mehr zu erreichen, als früher mit mächtigen Bundesgenoſſen! Bei Belgrad zog ſich ein türkiſches Heer zuſammen, obſchon der Sultan die Anträge Preußens auf Abſchluſs einer Offenſiv-Allianz zurückgewieſen hatte, denn mit dem nächſten Jahre lief die Zeit des letzten Friedens ab, und ob ein neuer geſchloſſen werde, ſtand in Frage. Daun rieth zum Frieden und die Noth der Finanzen verlangte dringend ſeinen Abſchluſs. Unter ſolchen Umſtänden konnte Maria Thereſia die Vermittlung des Friedens, welche Auguſt III. bot, nur annehmen und ihn ermächtigen zur Erklärung, ſie ſei zu einem baldigen billigen, dauerhaften Frieden wahrhaft geneigt.

Gründe zum Frieden.

Fritſch, ein Geheimer Rath des Königs von Polen, früher bei Friedrich gerne geſehen, kam zu dieſem nach Meißen, ſprach von den Leiden des Krieges, wie ſehr Sachſen den Frieden bedürfe, dem auch die Kaiſerin, wie er durch eine Denkſchrift an ſeine Regierung beweiſen könne, nicht abgeneigt ſei. Nach einigen Äußerungen bitteren Haſſes verlangte der König, als Grundſatz der Verhandlungen müſſe feſtgeſtellt werden, daſs der Friede billig ſei, ſo daſs keiner der ſchließenden Theile dabei verletzt werde, daſs die Bedingungen für alle Theile ehrenvoll ſeien und daſs man zur Schließung des Friedens ſo feſte und ehrenvolle Maßregeln treffe, daſs derſelbe dauerhaft ſein könne.[1]) Öſterreich ſchlug nun einen Congreſs vor, Preußen nahm ihn an, das Schloſs Hubertsburg ward dazu beſtimmt, jenes wählte den Hofrath von Collenbach zu ſeinem Vertreter, dieſes den Legationsrath Friedrich von Hertzberg. Die Verhandlungen begannen am 31. December 1762.

Sachſen. Friedrich II.

Was Öſterreich will.

Die Kaiſerin that, um die Welt von ihrem aufrichtigen Verlangen nach Frieden zu überzeugen, die erſten Vorſchläge; ſie verlangte: 1. daſs der ſächſiſche Hof auf einem anſtändigen und gleichen Fuße in die Verhandlungen mit eingeſchloſſen werde; 2. daſs man billige Rückſicht auf die Stände des Reiches nehme; 3. daſs der Friede im Reich auf eine ehrenvolle Art für den Kaiſer geſchloſſen werde; 4. daſs eine allgemeine Amneſtie auch für das Reich ſtattfinde; 5. daſs der Vertrag zwiſchen dem König und dem Kurfürſten von der Pfalz über Jülich und Berg nach vollzogenem Frieden wieder ſeine Kraft erhalte; 6. daſs die Grafſchaft Glatz, durch deren Lage Böhmen gedeckt wird, im Beſitz der Kaiſerin bleibe; 7. daſs Toscana eine Secundogenitur werde, unter dem Beding, daſs der König in Rückſicht auf die Erbfolge in Bayreuth und Anſpach das Gleiche zugeſtehe; 8. daſs der König ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl dem Erzherzog Joſeph gebe; 9. daſs der Erzherzog, welcher ſich mit der Erbin von Modena vermähle, die Anwartſchaft auf die Lehensfolge in dieſem Herzogthume habe; 10. daſs der Breslauer und Dresdener Friedensſchluſs erneuert werde in Rückſicht der Erhaltung der römiſchen Religion, der Schulden Schleſiens, wie auch,

[1]) La guerre de sept ans, Chap. XVII.

dass man von beiden Seiten die Kriegsgefangenen ausliefere und allen rückständigen Kriegssteuern entsage.

Was Friedrich will.

Von preußischer Seite wurde die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige sogleich zugestanden, desgleichen die Lehensfolge im Herzogthum Modena. Die Artikel 6 und 7 wurden aber entschieden abgelehnt. Gegen die Behauptung Collenbachs, Glatz sei in österreichischen Händen nur ein Vertheidigungsplatz, in preußischen aber ein Angriffsort, betonte Hertzberg, Glatz sei das Gegentheil, die Österreicher könnten von Glatz aus leicht in Niederschlesien einbrechen und den Krieg in das Innere des Landes tragen, dagegen verschaffe Glatz keinen Eingang in das Königreich Böhmen, der durch viele andere Orte gedeckt sei, so dass eine Armee dem Feinde leicht den Eingang streitig machen könne. Die Secundogenitur der fränkischen Markgrafenthümer sei dem Vortheile des brandenburgischen Hauses zu nachtheilig, als dass man darauf eingehen könne; der König verlange auch keinen Einfluss zu haben auf die Anordnungen, welche der Kaiser in Rücksicht der Nachfolge seiner Familie zu treffen für gut finde. In Wien entschloss man sich rasch, in beiden Forderungen nachzugeben; man wiederholte sie nur, um die preußische Gewährleistung der Staaten Maria Theresias zu erlangen, welche in den Verträgen von Breslau und Dresden nur für die österreichischen, aber nicht für die ungarischen Länder festgesetzt war, und dadurch den Aufstachelungen in Constantinopel ein Ende zu machen, dann um für den Vortheil Sachsens zu wirken.[1])

Was Sachsen will.

Sachsen stellte in Hubertsburg durch seinen Bevollmächtigten Fritsch die Forderung: Sachsen solle geräumt werden, sobald der Frieden geschlossen sei, mit dem 1. Januar aber solle jede Leistung Sachsens für Preußen aufhören; alle Kriegsgefangenen, alle sächsischen Unterthanen im Dienste Preußens, alle aus Sachsen weggenommenen Waffen und Schriften sollen zurückgestellt und für den sechsjährigen Entgang der Landeseinkünfte und für die erlittenen Verluste überhaupt dem Kurfürsten eine angemessene Entschädigung verschafft werden. Friedrich II. erklärte darauf barsch, Sachsen werde nicht ein Dorf, nicht einen Groschen von ihm erhalten, und trieb mit größter Härte bis in den Februar Kriegssteuern ein, hob Jünglinge für seine Regimenter aus und schleppte sogar Mädchen und Kinder in das Innere von Preußen, um diese Provinzen wieder zu bevölkern. Es wäre zum Vortheile Sachsens ausgefallen, wenn sein Vertreter in allen Dingen mit dem Abgesandten der Kaiserin Hand in Hand gegangen wäre — allein nach kurzem Widerstande warf sich die sächsische Regierung dem Preußenkönig in die Arme und verzichtete auf alle Ansprüche, und nun musste auch Österreich nachgeben und Friedrich erreichte in der Verhandlung, die am 15. Februar mit Unterzeichnung des Friedensvertrages abgeschlossen wurde, was er wollte.

Friede.

Jeder Theil entsagte im Frieden von Hubertsburg allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des anderen, Österreich also auf die Besitzungen, welche es Preußen 1742 und 1745 abgetreten. Die Kaiserin gibt die Grafschaft Glatz, sammt allen von ihr und ihren Verbündeten eingenommenen Gebieten des Königs zurück und zwar binnen drei Monaten nach Auswechslung der Ratificationen. In gleicher Zeit räumt der König die sächsischen Länder. Die Kaiserin verbürgt dem König den Besitz all seiner Staaten,

[1]) Arneth, l. c. VI, S. 399.

der König ihr dagegen nur die deutsch-österreichischen Länder. Beide Theile werden sobald als möglich einen Handelsvertrag schließen. Geiseln und Kriegsgefangene werden ohne Lösegeld frei.[1] Friedrich II. verspricht dem Erzherzog Joseph seine Stimme bei der römischen Königswahl und Förderung der für das Haus Österreich nachzusuchenden Anwartschaft auf Modena. Der König wird die katholische Kirche in Schlesien in dem Zustande lassen, in welchem sie zur Zeit der Breslauer Präliminarien und des Berliner Friedens war, und jeden Einwohner in den ihm rechtmäßig gebürenden Besitzungen, Freiheiten und Privilegien erhalten, unbeschadet der vollständigen Gewissensfreiheit des protestantischen Bekenntnisses und der Rechte des Landesfürsten. Das Reich ist in alle Artikel des Friedens, welche die Amnestie, die Einstellung der Feindseligkeiten, der Truppenmärsche, der Kriegssteuern und Kriegsgefangenen betreffen, mit eingeschlossen. Der Westfälische Friede und alle Reichsgrundgesetze werden erneuert.

So endete dieser lange schlachtenreiche Krieg mit dem Siege Preußens.

Friedrich II.

Friedrich hatte sein Ziel erreicht, sein Ruhm stieg höher als je: die vereinte Macht Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens hatten ihm auch nicht eine seiner Besitzungen auf die Dauer zu entreißen vermocht. Im Kampfe hatte er ein seltenes Feldherrntalent, in der Noth eine unbeugsame Stahlkraft der Seele bewiesen, aber auch gegen Besiegte eine Härte, gegen das Recht eine Rücksichtslosigkeit, die einen argen Schatten zu jenem Siegesglanze bilden. Ein schönerer Ruhm war ihm jetzt vorbehalten — die Wunden zu heilen, welche der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und es läßt sich nicht leugnen, daß infolge seiner unermüdlichen Thätigkeit nach weiteren sieben Jahren das Land wieder stark bevölkert war und Ackerbau, Gewerbe und Handel blühten.

Verödung.

Gegenden, in welchen dieser Krieg geführt wurde, waren verheert, öde und menschenleer gerade wie nach dem dreißigjährigen Kriege, z. B. Hessen; man traf Tagereisen weit keinen Menschen. Die Verheerung seines eigenen Landes hat Friedrich selber in markigen Zügen geschildert:[2] „Städte von Grund aus zerstört, andere zur Hälfte in Trümmern, Dörfer sammt ihren Bewohnern verschwunden, der Adel ausgesogen, die Bauern zugrunde gerichtet, der neunte Theil der Bevölkerung im Kampfe oder durch Krankheiten zugrunde gegangen. Keine Saat in den Feldern, kein Korn zur Ernährung der Bewohner, nirgends Credit, selbst für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, Ordnung, Billigkeit verschwunden, überall Zügellosigkeit, Habgier, einer sucht den andern zugrunde zu richten. Die Polizei, der Richterstand zerrüttet, aber auch die Regimenter verfallen, die Kriegszucht gelockert.“ — Friedrich half schnell und wirksam. Das Geld, welches für den nächsten Feldzug bereit lag, 20,389.000 Thaler, wurde unter die Provinzen vertheilt; die Gebiete, welche vom Krieg am meisten gelitten

Hilfe.

---

[1] Ghilany, Manuel diplomatique.
[2] Oeuvres, p. 28.

hatten, auf zwei Jahre von allen Steuern befreit; 60.000 für das Geschütz und das Gepäck bestimmte Pferde wurden Landwirten zur Benützung überlassen. Namentlich die Herstellung eines tüchtigen Bauernstandes ließ sich der König angelegen sein.

Folgen des Krieges.

Friedrich berechnet[1]) die Zahl der Soldaten, welche im siebenjährigen Kriege das Leben verloren, auf 853.000 Mann, 120.000 Russen, 140.000 Österreicher, 200.000 Franzosen, 160.000 Engländer und Deutsche, 25.000 Schweden, 28.000 Reichsvölker. Die englische Staatsschuld wuchs durch den Krieg von 72,289.673 Pfund auf 146,861.182, England zahlte am Schlusse des Krieges schon 30 Millionen Thaler Zinsen. Österreich hatte eine Schuld von 100 Millionen Thalern, Schweden war dem Bankerott nahe. Frankreich hatte 2000 Millionen Livres Schulden: sein Verfall war am offenkundigsten — der Handel nach beiden Indien war zerstört, die Quellen des öffentlichen Überflusses waren versiegt, das Volk seufzte unter der Last der drückenden Auflagen, die Kriegssteuern mussten noch zehn Jahre nach dem Frieden erhoben werden, um nur die Zinsen bezahlen und einen Tilgungsfond zur Abtragung der Schulden errichten zu können. Die Regierung hatte allen Credit verloren. Wenn in jedem großen Kriege schon der Keim des zukünftigen liegt, so bahnte der siebenjährige neben anderen Ursachen die französische Revolution an und die großen Kämpfe, die in ihrem Gefolge waren.

[1]) La guerre de sept ans, Chap. XVII.

Die Engländer und Franzosen in Ostindien.

Wie am Rhein, wie in Nordamerika, so haben sich Engländer und Franzosen während des österreichischen Erbfolgekrieges auch in Ostindien bekämpft und die letzteren durch den Leichtsinn ihrer Regierung ein Gebiet, größer wie Frankreich, verloren und die ersteren den Grund zu der großartigen Macht gelegt, wegen deren die Königin Victoria im Jahre 1876 den Titel „Kaiserin von Indien" angenommen hat.

Indien. Indien war immer in viele Staaten getheilt, so weit wir es bisher bis in die fernsten Jahrhunderte hinauf kennen lernten. Erst im sechzehnten Jahrhundert ist es durch einen Abkömmling Timurs[1]) zu einem großen Baber. glänzenden Reich vereinigt worden. Baber oder Tiger hieß der hochbegabte Mann, dem es mit Heldenmuth wie mit List, oft mit harten Mitteln gelang, den Widerstand der Stämme zu brechen und Mohammedaner wie Brahminen zu zwingen, ihn und seine Nachfolger als Herrscher anzuerkennen.

Baber heißt eigentlich Schireddin Mohammed und ist geboren am 14. Februar 1483. Sein Vater Omer Schech war ein Häuptling der Turkmanen, der in Ferghana, Uratippa, Taschkend und Seiram waltete; seine Mutter war eine Mongolin, aus dem Hause Timurs, die Schwester eines Nachkommen Tschagatais im eilften Glied. Baber wurde 1504 aus Ferghana von den Usbegen verdrängt und mußte mit wenigen Getreuen vor den Feinden fliehen und sein Glück in der Ferne suchen. Nur 300 arme Burschen mit Holzschuhen an den Füßen, eine Keule in der Hand, mit einem langen zackigen Knüttel über der Schulter, folgten ihm vom Sihon nach Chorasan. Auf dem Wege durch Bochara schloss sich eine andere Truppe dem flüchtigen Timuriden an und folgte ihm nach Kabul, dessen er während der Wirren in Afghanistan sich bemächtigte. Von Kabul aus sendete er auf Kundschaft in die Nachbarländer, wo etwas zu erobern sei. Hindostan reizte ihn besonders und er machte mehrmals einen Versuch, über den Indus zu gelangen, sah sich aber immer durch Gefahren im Rücken bedroht: 1526 lud ihn der Vicekönig des Pendschab ein, zu kommen und den Grausamkeiten des Sultans

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 475—487 dieses Werkes.

Ibrahim Lody in Delhi ein Ende zu machen. Baber kam und siegte in Lody. der Ebene von Panipat und machte der Dynastie der Lody, welche seit Panipat. 1450 hier geherrscht hatte, ein Ende. Der Gründer dieser Dynastie, Bheilole Lody, stammte von einer reichen afghanischen Kaufmannsfamilie ab, die zwischen Kabul und Indien Handel trieb.

Baber hat selber seine harten Jugend-Schicksale einfach beschrieben[1]) in einem Buche, das für seinen gesunden Blick und zugleich für seinen feinen Sinn für die Schönheiten der Natur Zeugnis gibt. Hier sagt er: „Seit der Zeit des Propheten bis auf den heutigen Tag haben einige fremde Fürsten das Land unterjocht und die Herrschaft über Hindostan erworben. Einer war Sultan Mahmud, der zweite Schahabeddin Guri; dann schwangen die Sclaven und sein Hausgesinde viele Jahre lang das Scepter über diese Reiche. Ich bin der dritte Eroberer. Aber meine That darf nicht mit der ihrigen auf gleiche Linie gestellt werden; denn sein Heer belief sich über 100.000 Mann, und Schahabeddin rückte mit 12.000 gepanzerten Pferden ins Land. Mein Heer dagegen belief sich auf nicht mehr als 12.000 Mann, während Sultan Ibrahim 100.000 Mann hatte und die Zahl seiner Elephanten auf 1000 angeschlagen wurde. Und dennoch, meine alten Feinde die Usbeg im Rücken, ziehe ich gegen einen so mächtigen Fürsten wie Sultan Ibrahim — im Vertrauen auf Gott. In Erwägung meines Vertrauens gefällt es dem Allerhöchsten, die Gefahren und Mühseligkeiten, denen ich mich unterzogen, zu belohnen; er vernichtet die furchtbaren Feinde und macht mich zum Eroberer des edlen Landes Hindostan. Nicht meiner eigenen Kraft verdanke ich diesen Erfolg, noch das Glück den eigenen Anstrengungen, sondern aus der Gnadenquelle und Barmherzigkeit Gottes ist es geflossen." So gründete er das Reich der Mongolen und hieß der Großmongole, obschon er ein Türke war, aber die Inder nannten damals alle Krieger, welche von Norden kamen, Mongolen. Sie erwarteten, Baber werde nach der Weise Timurs mit Beute beladen, rasch wieder heimkehren, doch er blieb, und als sie gegen ihn wieder in Waffen sich erhoben, trat er trotz ihrer Überzahl ihnen muthig bei Sikri entgegen (16. März 1527). Seine Mahnung vor der Schlacht: „Jeder Mensch in der Welt ist dem Tode verfallen. Wir verschwinden und vergehen, Gott allein ist unwandelbar. Da dem so sein muss, ist es da nicht besser, mit Ehren zu sterben als mit Schande und Schmach zu leben?" — trieb die Seinen zum Siege. — Fortan waltete er, obschon unumschränkt, doch durch sein Rechtsgefühl geleitet, gerecht und gut, er stellte Ordnung und Recht im Lande her, er schützte den Bauer und Kaufmann, er brachte durch die Posteinrichtung die entlegensten Theile des Reiches miteinander in Verbindung. Fern von Hochmuth, sah er es als seine Pflicht an, für das Gedeihen seiner Untergebenen zu sorgen. Sein Herz war gut, sein Kopf klar, in freien Stunden pflegte er sogar zu dichten und seine Lieder gehören zu dem Besten in der türkischen Poesie. Sein Lieblingsaufenthalt war Kabul, es sollte auch immer unter seinen Nachkommen zum kaiserlichen Hausgut gehören, dort ward er auch 1530 begraben und dahin wallfahrten heute noch Tausende zu seinem einfachen Grabmal wie zu einem Heiligthume.

Der Großmogul, siegt bei Sikri, regiert gut.

Nasireddin Mohammed Humaiun, der ihm als ältester Sohn folgte, hatte nicht den hellen Blick, noch die Thatkraft des Vaters und wusste Humaiun.

[1]) Erskine übersetzte sie ins Englische.

die Großen nicht wie jener im Zaume zu halten. Der Bruder Kamran, den Baber bloß als Statthalter über Kabul und Kandahar zu setzen befohlen hatte, wollte und erhielt auch das Pendschab. In Kohistan erhob sich die Dynastie der Ghoriden und der mit ihnen verwandten Sur. Schir-Schah, der Löwenfürst, reizte zum Kampfe gegen diese Turki und trieb bei Todesstrafe alle Afghanen unter die Waffen. Humaiun mußte nach zwei verlorenen Schlachten nach Persien fliehen und flehte den Schah Tahmasp um Hilfe an. Dieser versprach alles, wenn sein Gast Schiite werde, grollte ihm aber, als er sich dessen weigerte, und sann darauf, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen: nur die Mahnung der Schwester an die Heiligkeit des Gastrechtes und an die bösen Folgen, wenn er die Söhne Babers zur Blutrache reize, brachte ihn auf bessere Gedanken. „Willst du den Padischah nicht mit Heeresmacht unterstützen, so lasse ihn wenigstens ziehen, damit er bei andern Höfen Hilfe suche!" Tahmasp gab ihm dann 12.000 Mann, wofür ihm Humaiun Kandahar und Umgebung für ewige Zeiten abtreten mußte, und mit dieser kleinen Macht begann der Flüchtling nach und nach sein väterliches Reich wieder zu erobern, was ihm der Tod seines großen Gegners Schir-Schah und Uneinigkeit unter dessen Nachfolgern erleichterte. 1554 schlug er die Afghanen bei Sirhind aufs Haupt und hielt dann seinen feierlichen Einzug in Delhi. Doch war seine zweite Regierung von kurzer Dauer — er starb schon 1556.

Akber. Akber, sein Sohn, besaß den wagenden Geist und das Glück Babers, aber auch seinen tiefen Sinn. Er hat die Herrschaft durch glückliche Kriege erweitert und die Schwierigkeiten, welche ihm die Gegensätze des Glaubens boten, durch ein neues Religionssystem zu heben gesucht.

Deismus. Nanak. Eine Art Deismus sollte alle Bekenntnisse vereinigen — ein Gedanke, der sich schon in den Tagen Babers Bahn brach in der Lehre der Sikhs. Ihr Gründer ist Nanak,[1]) von seinen Anhängern Baba und Guru (Lehrer), auch Nirinkar, der Allgegenwärtige, genannt, 1469 geboren im Dorfe Rayapur am Ufer des Hyphasis, in einer Gegend, wo Hinduismus und Islam von je sich feindlich berührten, der Sohn des Kalu Werdi, eines Salzhändlers, der ihn vergebens zu einem Leben des Erwerbens und Genießens anzuhalten suchte. Der fromme Nanak nährte die Armen mit dem Gelde, das ihn der Vater zum Salzhandel auswarf: — dadurch erwerbe er sich ein ewiges Verdienst, während der Gewinn dieser Welt vorübergehend und wertlos sei. Der Dorfschulze beschwichtigte den Zorn des Vaters und dieser ließ den Sohn gewähren. Nanak begab sich nun,

Reisen. begleitet von einem Diener und einem Musikanten, auf Reisen, besuchte die berühmten Orte, Tempel, die gefeierten Heiligen und Büßer, auch Mekka und Medinah, wo er mit den Gelehrten des Islam verkehrte. Immer mehr tauchte in ihm der Glaube auf, er sei bestimmt, den Islam mit dem Brahmanismus zu versöhnen. Wahrscheinlich bestärkte ihn auch der Verkehr mit Dschnyani Kabir viel in seinen Anschauungen, vielleicht ist er auch mit Juden und Christen zusammengekommen; denn seine Hauptvision, wie seine Schüler sie erzählen, er-

[1]) Malcolm, Sketch of the Sikhs. Asiat. Res., XI, p. 197.

innert an die Berufung des Moses. Nanak zog sich nämlich in die Bergeinsamkeit zurück, und da hörte er eines Tages eine Stimme vom Himmel herab, die da rief: „Nanak, komm herbei!“ — „Wie hätte ich Macht, in deiner Gegenwart aufrecht zu stehen!“ — „So schließe die Augen und gehe dann hin und verkünde meinen Namen auf Erden! — Ich will dein Lehrer sein, damit du der Lehrer der ganzen Menschheit werdest. Mich zu verehren, allgemeine Menschenliebe und Reinlichkeit — das sind die drei Gebote, welche deine Jünger befolgen sollen. Sie sollen die Welt nicht verlassen, keine Einsiedler und Mönche werden, sondern darin leben und handeln zum Heile aller Wesen; denn meinen Athem habe ich allen eingeblasen. Was ich bin, bist auch du; zwischen uns waltet kein Unterschied, die ganze Welt ist bloß ein Schein ohne Wesen. Alle Körper und alle Götter sind bloß gehaltlose Schatten des höchsten Wesens, des einzigen Gottes, und dieser einzige Gott ist die Zeit, das Wesen ohne Ende, der Schöpfer und Zerstörer.“ [1]) — Also praktischer Deismus: die Bestimmung Gottes aber wenig tief; Wahrheit, Tugend, Gerechtigkeit ist hier die Losung. Nicht Büßungen, nicht Gebete, nur Werke zählen. Nanak will alle Religionen in dem Glauben an Gott und im Handeln nach diesem Glauben vereinigen. Das Lesen der heiligen Schriften ist ohne Gehalt, wenn man der Lehre nicht folgt. Gott werde dereinst nicht fragen, welchem Stamme oder Glauben man angehangen, sondern welche Thaten man gethan. Nur der ist ein wahrer Hindu, dessen Herz gerecht ist; nur der ein wahrer Muslim, dessen Leben rein ist. Vor Gott stehen Geister genug, die er als seine Boten aussenden kann, Hunderttausende von Mohammeden und Brahmas. — Nanak will eine Religion des Friedens: „Gottes Wort“, sagt er, „sei deine einzige Waffe, Vernunft sei dein Panzerhemd.“ Als ihn ein Türke schlug, weil er dasitze und seine Füße gegen Mekka gerichtet habe, sagte er: „Wohin kann ich meine Füße wenden, wo Gott nicht ist?“ — Sein Leben verfloss in der Stille, das Häuflein seiner Jünger (Sikscha = Jünger, daher der Name Sikh) war klein, als er zu Kirtipur an den Ufern des Rawi starb. Seinen Lieblingsschüler Lehana ernannte er mit Umgehung seiner Söhne zu seinem Stellvertreter. Nanak hinterließ seine Lehre in Schriften, welche im „Adi Granth“, das heißt dem vorzüglichsten Buche, enthalten sind. Diese Bibel der Sikh bildet einen Band von 1232 Seiten, jede mit 24 Linien, und jede Linie mit 35 Buchstaben. Die Sprache ist das Hindi, die Lieder sind im Sanskrit. Die Schriftform, Guru-Muchi (aus des Lehrers Mund) ist von Nanak gebildet. Die Form der Darstellung sind Gespräche: der Schüler fragt, der Lehrer antwortet. Der Gottesdienst ist einfach, es werden Lieder zum Lobe des Höchsten gesungen und zum Lobe der Lehrer; Gebete werden gesprochen um die Gnade, das Gute zu thun; die heilige Schrift wird darauf herumgereicht und ihr Geld, Blumen und Früchte geopfert. Diese gehören dann dem den Gottesdienst abhaltenden Priester, welcher hinwieder Süßigkeiten unter die Mitglieder austheilt. Die Kirchenlieder sind im Sanskrit, ihr poetischer Wert ist gering, wie überhaupt die ganze Religion nüchtern. Die Tempel sind schmucklose Gebäude, aus denen jede Abbildung der Gottheit verbannt ist. Der Wallfahrtsort ist die Stadt Tschak, wo inmitten eines heiligen Teiches ein prachtvoller Tempel steht. — Nach und nach gestalteten sich die Anhänger dieser Lehre zu einer eigenen Religions-Gesellschaft, an deren Spitze ein Guru steht, welcher statt der früher üblichen Geschenke einen regel-

Berufung. Lehre von Gott. Moral. Sikhs. Adi Granth. Cult.

[1]) The Dabistan, II, p. 255—277. — Cunningham, History of the Sikhs London 1849. — Neumann, Das englische Reich in Asien, II, S. 536 ff.

mäßigen Gehalt bezieht. Von den Vedas wollten die Sikhs so wenig wissen als von dem Koran, und dies ist der Grund, warum Hindus und Moslimen sie zu verfolgen begannen.[1])

Nanak oder Nanakas war ein Hindu; aber auch unter den Bekennern des Islam tauchten damals verwandte Ansichten auf, die übrigens zugleich eine
Bajesid. politische Tendenz hatten. Ein Afghane, Bajesid, ein Anhänger der Lehre der Bateniten oder Innerlichen, so sich nennend, weil sie lehrten, jedes Äußere müsse ein Inneres, jede Offenbarung ihre allegorische Deutung haben, verkündete unter den Afghanen, deren erster Schriftsteller er durch sein Buch „Cheir
Lehre. al bien“ oder „Die freudige Botschaft“ wurde, seine Lehre, wonach Gott mit der Menschheit eins sei, und die Materie bloß äußerliche Erscheinung: alles, was man höre, was man sehe, sei Gott, am vollkommensten aber zeige sich Gott in ihm, ihrem Lehrer (Pir), ihm sei daher ein unbedingter Gehorsam zu leisten, und wer sich Gottes Ausspruch durch ihn widersetze, solle wie ein Thier vertilgt werden. Gott bedürfe keiner Opfer, keiner Kasteiung, keiner Anbetung — er sei alles, was da ist, der allenthalben im Raume und in der Zeit Seiende. Alles sei nur er, in allem Wechsel beharre nur er; Auferstehung und Gericht, Himmel und Hölle seien bloß bildliche Ausdrücke für den Wandel der Seele in andere Körper. Die Vorschriften des Gesetzes seien bloß Mittel der Erleuchtung, Stufen der Erkenntnis: wer eine Last trägt und endlich den Herrn findet, werfe sie ab. Wer die wahre Einsicht habe, könne nicht mehr sündigen, alles sei ihm erlaubt — er könne plündern, rauben und morden, ihm gehöre die Herrschaft über die Erde.[2]) Diese Lehre schmeichelte dem kampf- und
Afghanen. raublustigen Volke der Afghanen. Bajesid wurde ihr Häuptling und seine Scharen setzten sogar über den Indus und siegten öfter über die Truppen des Padischah von Delhi; als sie aber sich in die Ebene hinabwagten, wurden sie geschlagen und der Prophet erlag dem Gram darüber. Seine fünf Söhne setzten seine Arbeit
Scheich Omar. fort, zuerst der älteste Scheich Omar, mit dem Bedeuten, der Prophet sei todt, nachdem er ihm die Herrschaft über die Welt übertragen. Nach Omars Tode
Dschelaleddin. nahm der dritte Sohn Dschelaleddin den Titel eines Padischah der Afghanen an und gewann um 1600 sogar Ghasna. Doch fiel mit ihm seine Macht; mit Allahdad-Chan, einem Räuberhauptmann, endete um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der letzte Nachkomme Bajesids. Seine Lehre zählt aber heute noch Anhänger in Peschawer.

Akbar. Mit diesen Kriegern hatte auch Akbar zu kämpfen — anfangs konnte er nur Burgen anlegen, um sie dadurch in ihre Berge einzuschließen. Überhaupt war die erste Zeit seiner Regierung eine kriegerisch bewegte. Doch Akbar siegte und zwang von Delhi aus einen Volksstamm nach dem andern, ihm sich zu unterwerfen, und vereinte nach und nach ein Reich von 150 Millionen. Und es war eine Regierung so mild und versöhnend, so menschlich, dass das

[1]) Neumann, Geschichte des englischen Reiches in Asien, II, S. 545—547.
[2]) Schahrastanis Religionsparteien und Philosophenschulen von Theodor Haarbrücker. Halle 1850.

Auge gern auf ihr weilt wie auf einem milden Sterne in stürmischer finsterer Nacht. Die Moslimen hatten nur verfolgt und zerstört, die Hindu und Guebern nur geduldet. Jetzt ward es anders und taucht der Gedanke der Gleichberechtigung auf. Die Kopfsteuer, welche die Hindu als Ungläubige bisher den Moslimen zahlten, obschon sie die Mehrzahl waren (fünf Sechstel Hindu, ein Sechstel Mohammedaner), wurde wie die Steuer auf Wallfahrten aufgehoben und die Besteuerung eine gleiche. Das Reich wurde in 18 Kreise, 103 Bezirke und 2737 Ämter eingetheilt. Über jedem Kreise stand der Subahdar oder Statthalter, der bloß für das Wohl des Volkes zu sorgen hatte und unmittelbar vom Fürsten die Befehle erhielt. Unter dem Statthalter standen die Beamten, welche die Söldner, welche die Lehnsleute befehligten, welche die Steuern erhoben, das Rechtswesen besorgten. Der Untersuchungsrichter musste ein anderer sein, als der das Urtheil sprach. Todesstrafen musste der Herrscher selbst bestätigen, nur während eines Aufstandes konnte der Statthalter, ohne den Padischah zu befragen, sie vollziehen lassen. Die Richter selber waren wieder überwacht und eine gut vertheilte Polizei hatte nicht bloß für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, die Beamten in Ausübung ihrer Pflicht zu unterstützen, sondern auch an den Fürsten zu berichten, wenn jemand in seinem Rechte verkürzt ward. Niemand, auch nicht Kriegsgefangene, durften als Sclaven verkauft werden. Keine Frau durfte nach dem Tode ihres Mannes wider Willen verbrannt werden. — Die Polizei hatte zu überwachen, wovon jeder lebe. Bettler, Faulenzer durften nicht geduldet werden, jeder musste ein Handwerk erlernen. — Für Hebung der Gewerbe war der Padischah sehr besorgt. Die Abgabe war fünf von Hundert, früher zehn. Die Grundsteuer betrug ein Drittel des rohen Ertrages. Um eine gerechte Vertheilung dieser Steuer möglich zu machen, wurde das ganze Land vermessen und die Ertragsfähigkeit bestimmt. Wer sich überbürdet glaubte, konnte bei der Behörde Vorstellungen machen, und sie war angewiesen, diese genau zu prüfen. Rentenmeister, denen Bestechlichkeit nachgewiesen werden konnte, wurden mit ewigem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft. Die Steuer konnte in Naturalien oder in Geld erlegt werden, der Durchschnittspreis von neunzehn Jahren galt als Maßstab der Umwandlung der Naturalien in Geld. Das Steuer-Erträgnis im Reiche Akbars wird auf 300 Millionen Gulden berechnet; als er starb, fand sich die Summe von 100 Millionen Gulden bar in seinem Schatze. Beamte und Soldaten wurden gut und regelmäßig bezahlt. Die Lehensmiliz soll sich auf 4,200.000 Mann belaufen haben. Der Staatshaushalt war wohlgeordnet, der Hofhalt glänzend — zum Ausreiten allein standen für den Padischah immer 101 Elephanten bereit. Der Hof war vielleicht der glänzendste, der je gewesen; was erzählt wird von der Masse der Edelsteine, Perlen, golddurchwirktem Stoffe, grenzt ans Unglaubliche. Der Padischah selber gieng in diesen Herrlichkeiten, in den Genüssen, die ihm zu-

Regierung. Justiz. Gegen Witwenverbrennung. Polizei. Gewerbe. Steuerertrag. Hofhalt.

gebote standen, nicht unter: er hatte ein höheres Streben — er haschte nach geistigen Genüssen und rang mit den tiefsten Fragen des Daseins.

Abulfazl. Wir haben zwei Berichte über das Geistesleben des Kaisers Akbar; der eine ist von seinem Vezir und Verehrer, Abulfazl (1602 meuchlings ermordet), der andere von einem eifrigen Anhänger des Islam, der es sehr bedauert, dass der Kaiser gegen die Religion seiner Väter nach und nach kälter wurde und zuletzt die Wahrheit des Islam vollständig bezweifelte und jeder Schmähredе horchte, Badaoni. welche die Höflinge gegen denselben vorbrachten. Badaoni sagt: „Der hauptsächlichste Grund ist, dass eine große Anzahl gelehrter Männer und Secten von verschiedenen Ländern her an den Hof kamen und persönliche Zusammenkünfte Geistiges Streben. erlangten. Tag und Nacht that man nichts als forschen und aufspüren: fortwährend wurde über schwierige Fragen der Wissenschaft, über die Feinheiten der Offenbarung, die Merkwürdigkeiten der Geschichte, über die Wunder der Natur, von denen große Bände nur einen zusammenfassenden Auszug geben konnten, gesprochen. Seine Majestät sammelte die Meinungen eines jeden, besonders solcher, die nicht Mohammedaner waren, behielt zurück, was immer er billigte, verwarf alles, was ihm nicht zusagte und seinen Wünschen entgegenlief. Von seiner frühesten Kindheit bis zu seiner Mannheit und von seiner Mannheit an bis zum hohen Alter hat Seine Majestät die mannigfachsten Phasen und alle Arten religiöser Gebräuche und Sectiererbekenntnisse durchschritten und alles, was man in Büchern finden kann, gesammelt mit einem eigenthümlichen Talente und einem Forschergeiste, der jedem (islamitischen) Grundsatze entgegengesetzt war. So zeichnete sich ein auf einige elementare Grundsätze gegründeter Glaube auf dem Spiegel seines Herzens, und als das Resultat aller der Einflüsse, welche man auf Seine Majestät einwirken ließ, erwuchs allmählich wie der Umriss eines Steines die Überzeugung In- in seinem Herzen, dass es verständige Menschen in allen Religionen differentismus. gebe und enthaltsame Denker und mit Wunderkräften begabte Menschen unter allen Nationen. Wenn wahre Erkenntnis also überall zu finden war, warum sollte Wahrheit auf eine Religion beschränkt sein oder auf einen Glauben, wie der Islam, welcher verhältnismäßig neu war und kaum tausend Jahre alt; warum sollte eine Secte behaupten, was eine andere leugnet, und warum sollte eine einen Vorzug beanspruchen ohne eigene Überlegenheit?“

Brahminen. Badaoni schreibt diesen Erfolg den Brahminen und den Büßern zu, welche oft zum Kaiser Zutritt fanden, und stellt ihnen dabei wider Willen ein Ehrenzeugnis aus: „Da sie andere Gelehrte in ihren Abhandlungen über Moral und religiöse Wissenschaft übertreffen und in ihrer Kenntnis der Zukunft, in geistiger Kraft und menschlicher Vollkommenheit eine hohe Stufe erreichen, so brachten sie Beweise, gegründet auf Vernunft und Zeugnis für die Wahrheit ihrer eigenen und die Täuschung anderer Religionen, prägten ihre Lehren so fest ein und stellten Dinge, welche Überlegung erfordern, mit solcher Geschicklichkeit als selbstverständlich dar, dass keiner, indem er seine Zweifel ausdrückte, jetzt einen Zweifel in Seiner Majestät wecken konnte, selbst wenn Berge zu Staub zerfallen oder die Himmel auseinandergerissen wären.“

Badaoni bemerkt weiter, wie ein Brahmine nach dem anderen sich zum Kaiser die Mauer des Schlosses hinaufziehen ließ (vielleicht um nicht befleckt zu werden). „So aufgehängt, unterrichtete er Seine Majestät in den Geheimnissen und Legenden des Hinduismus, in der Art, Idole, das Feuer, die Sonne und die

Sterne, zu verehren und die Hauptgötter dieser Ungläubigen, Brahma, Mahádew, Wischnu, Ràma und Mahámái, anzubeten, welche Menschen gewesen sein sollen, aber sehr wahrscheinlich niemals existierten, obwohl einige in ihrem leeren Glauben auf sie als Götter, andere als Engel schauen. Als Seine Majestät ferner hörte, wie sehr das Volk des Landes seine Einrichtungen schätzte, begann er dieselben mit Zuneigung zu betrachten. Ganz besonders tief wurzelte die Lehre von der Seelenwanderung in seinem Herzen und er billigte den Satz: „Es gibt keine Religion, in welcher die Lehre von der Seelenwanderung nicht feste Wurzel geschlagen hat." Seelenwanderung.

Aber auch Anhänger der Feuerlehre fanden Zutritt zum Kaiser und Akbar lauschte begierig auf ihre Worte. „Bir-Bar prägte dem Kaiser auch ein, dass die Sonne der erste Ursprung aller Dinge sei. Das Reifen des Kornes auf den Feldern, des Obstes und der Gemüse, die Erleuchtung des Weltalls und das Leben der Menschen hiengen von der Sonne ab. So sei es nur angemessen, diese Lichtmasse anzubeten und zu verehren, und man sollte beim Beten das Gesicht nach dem Platze wenden, wo sie aufgeht, statt nach der Himmelsgegend, wo sie untergeht. Aus ähnlichen Gründen, sagte Bir-Bar, sollten die Menschen Achtung bezeugen gegen das Feuer und Wasser, Steine, Bäume und andere Gestalten des Daseins, selbst gegen Kühe und ihren Dünger, gegen das Zeichen an der Stirn und die Brahmanische Schnur. — Philosophen und Gelehrte, welche am Hofe gewesen waren, aber in Ungnade gefallen, machten sich ein Geschäft daraus, Beweise beizuschaffen. Sie sagten: die Sonne sei das größte Licht, der Ursprung königlicher Macht." — Feueranbeter waren auch von Nausàri in Duhrat gekommen und bewiesen Seiner Majestät die Wahrheit der Lehren Zoroasters. Sie nannten Feuerverehrung „die große Verehrung" und machten auf Seine Majestät einen so günstigen Eindruck, dass er von ihnen die religiösen Benennungen und Gebräuche der alten Parsis lernte und Abulfazl befahl, Anordnungen zu treffen, auf dass heiliges Feuer Nacht und Tag am Hofe brennend erhalten werde gemäß der Gewohnheit der alten persischen Könige, in deren Feuertempeln es beständig brannte; denn Feuer sei eine der Kundgebungen Gottes und ein „Strahl von seinen Strahlen". — Seine Majestät war auch von seiner Jugend an gewöhnt worden, den Hom (eine Art Feuerverehrung) zu feiern, aus Zuneigung zu den Hindu-Prinzessinnen seines Harems. — Vom Neujahrstage seines fünfundzwanzigsten Regierungsjahres an betete Seine Majestät öffentlich die Sonne und das Feuer durch Niederwerfungen an; und die Hofleute erhielten Befehl, aufzustehen, wenn die Kerzen und Lampen im Saale angezündet wurden. An dem Feste des achten Tages von Virgo legte er das Zeichen an die Stirne gleich einem Hindu und erschien in der Audienzhalle, wo verschiedene Brahminen der glücklichen Vorbedeutung halber eine Schnur mit Juwelen um seine Hände banden, während die Großen diese Vorgänge begünstigten, indem sie je nach ihren Verhältnissen Perlen und Juwelen als Geschenke brachten. Die Sitte des Rak'hi (sich Stücke Zeuges als Amulette um das Handgelenke zu binden) war ganz gewöhnlich.[1] Feuerlehre. Feuercult.

Der Islam wurde dem Kaiser so zuwider, dass er ihn einen Unsinn nannte, und die arabischen Heiligen als Ehebrecher und Straßenräuber bezeichnete.[2] Des Kaisers eigene Ansicht in dieser Zeit drückt Abulfazl in seinem

[1] Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, 1, S. 88 bis 89. Straßburg 1874.

[2] Stelle aus Badaoni, l. c. S. 89. Muntakhab at Tawarikh.

Akbar über Religion, Spiegel Akbars[1]) in den Worten aus: „Seine Majestät als der geistige Führer des Volkes. Gott, der Geber des Verstandes und der Schöpfer der Dinge, bildet die Menschen, wie es ihm gefällt, gibt einigen Begriffsfähigkeit und anderen Beschränktheit. Daher der Ursprung zweier entgegengesetzter Richtungen unter den Menschen, von denen eine Classe sich zu religiösen (din), die andere sich zu weltlichen Gedanken (dunya) hinwendet. Jede dieser beiden Abtheilungen wählt verschiedene Führer und gegenseitiges Zurückstoßen wird zu offenem Bruche. Dann erscheint der Menschen Blindheit und Jämmerlichkeit in ihrem wahren Lichte: dann wird entdeckt, wie selten gegenseitige Rücksicht und Barmherzigkeit angetroffen werden. — Aber haben die religiösen und die weltlichen Bestrebungen der Menschen nicht gemeinsamen Boden? Ist nicht überall dieselbe hinreißende Schönheit (Gott), welche herausstrahlt aus so viel tausend verborgenen Stellen? Wahrhaftig, der Teppich (die Welt) ist breit, welchen Gott ausgebreitet hat, und schön sind die Farben, die er ihm gegeben. — Der Liebende und der Geliebte sind in Wirklichkeit eins. Gott ist in jedem Dinge, folglich ist jedes Ding Gott. Müßige Schwätzer sprechen von den Brahminen als verschieden von seinem Idol. — Es gibt nur eine Lampe in diesem Hause, in deren Strahlen — wohin ich blicke, eine glänzende Versammlung mir begegnet." — Der Schriftsteller sagt, die Ansichten der Menschen in der Religion seien verschieden, wenn aber die Zeit des Andenkens kommt und die Menschen die Vorurtheile ihrer Erziehung abschütteln, so reißen die Fäden religiöser Blindheit und das Auge sehe die Glorie der Harmonien, aber der Strahl solcher Weisheit leuchte nicht in jedem Hause und nicht jedes Herz könne solche Erkenntnis ertragen. Wann immer aber die Zeit der Weisheit für ein Volk komme, so werde es zu seinem König emporblicken, welcher an und für sich schon den Strahl göttlicher Weisheit besitze. Ein solcher König sei Akbar. Er sehe in der Vielheit der Dinge die Harmonie und in dem, was anscheinend eine Einheit ist, sehe er eine Vielheit. Er sei jetzt der geistige Leiter der Nation und finde in der Ausführung dieser Pflicht ein Mittel, Gott zu gefallen. Er leite seine Unterthanen zum Reiche der Seligkeit.

über Gott,

über die Welt.

Akbars Gaben.

Religionsstiftung. Abulfazl schreibt seinem König sogar Wunderkraft zu. „Kein Tag vergeht, ohne daß man Schalen mit Wasser zu ihm bringt und ihn ersucht, darüber zu hauchen. Er, der die Buchstaben der göttlichen Befehle im Buche des Schicksals liest, nimmt, wenn er die Meldung der Hoffnung sieht, das Wasser mit seinen gesegneten Händen, stellt es in die Strahlen der welterleuchtenden Sonne und erfüllt den Wunsch des Flehenden. Viele kranken Leute von gebrochenen Hoffnungen, deren Beschwerden die hervorragendsten Ärzte als unheilbar erklärten, sind durch dieses göttliche Mittel wieder hergestellt worden."[2]) — Ja der Kaiser kam sogar dahin, einen eigenen Orden für Gottesverehrer zu gründen. „Wenn ein Novize auf seiner Stirne den Ernst seines Vorhabens trägt und er täglich mehr forscht, so nimmt Seine Majestät ihn an und läßt ihn an einem Sonntage zu, wenn die welterleuchtende Sonne in ihrem höchsten Glanze ist. Ungeachtet jeglicher Strenge und jeglichen Widerstrebens, die Seine Majestät bei Zulassung von Novizen zeigt, gibt es viele Tausende, Männer aus allen Classen, welche über ihre Schultern den Mantel des Glaubens geworfen haben und auf ihre Bekehrung zum neuen Glauben, als auf das Mittel schauen, jeglichen Segen zu erlangen. Zu eben dem erwähnten Zeitpunkte von steter glücklicher Vorbedeutung

Wunderkraft.

Orden.

---

[1]) Ain i Akbari, l. c. 77. Nach der Übersetzung von Dr. Blochmann.
[2]) Max Müller, l. c. I, S. 67, 68.

legt der Novize mit seinem Turban in den Händen sein Haupt auf die Füße Seiner Majestät. Dieses ist symbolisch und drückt aus, dass der Novize, von Glück geleitet und dem Beistande seines guten Sternes, bei Seite geworfen hat — Einbildung und Selbstsucht, die Wurzel so vieler Übel, sein Herz darbietet in Verehrung und nun kommt nachzuforschen über ein Mittel, um das ewige Leben zu erlangen. Seine Majestät, der Erwählte Gottes, streckt dann die Hand der Gunst aus, hebt den Flehenden auf und setzt ihm den Turban wieder auf sein Haupt, indem er durch die symbolischen Handlungen sagen will, dass er einen Mann von reiner Absicht aufgehoben hat, der von einem scheinbaren Dasein nun in das wirkliche Leben eingetreten ist. Seine Majestät gibt dann dem Novizen den Shact (respective Ziel, etwas Rundes, einen Ring oder Faden, wie die brahmanische Schnur), auf den der große Namen eingegraben ist, vielleicht auch das Bild des Kaisers und Seiner Majestät symbolisches Motto: ‚Allahu Akbar.' (Sein Name ist groß.) Dieses lehrt den Novizen die Wahrheit, dass ‚der reine Shact und das reine Auge niemals irren'. Indem die aufrichtigen Jünger Seiner Majestät dessen wundervolle Sitten sehen, werden sie geleitet, wie die Umstände es erfordern, und infolge der weisen Rathschläge, die sie empfangen, legen sie ihre Wünsche bald offen dar. Sie lernen ihren Durst im Born göttlicher Gunst stillen und gewinnen für ihre Weisheit und Beweggründe erneuertes Licht. — Anderen lehrt er Weisheit in vortrefflichen Rathschlägen, je nach den Fähigkeiten der einzelnen. — Aber es ist unmöglich, während wir außerdem von anderen Dingen sprechen, einen vollständigen Bericht zu geben von der Art, wie Seine Majestät Weisheit lehrt, gefährliche Krankheiten heilt und Heilmittel anwendet gegen die schwersten Leiden. Sollten meine Beschäftigungen hinreichende Muße gewähren und eine weitere Lebensfrist mir geschenkt werden, so ist meine Absicht, der Welt ein besonderes Buch über diesen Gegenstand vorzulegen."

Weihe. Ordenszeichen.

Lichtreligion und Deismus! Das „Feuer der Sonne ist die Fackel des Reiches Gottes", sagt Abulfazl. Akbar meinte, Feuer und Licht zu verehren, sei eine Lobpreisung Gottes, nur mürrische und unwissende Menschen könnten es als Vergessen des Allmächtigen und als Anbetung des Feuers bezeichnen. Sittliches Streben war unleugbar mit dieser Feuerverehrung verbunden. „Inbrünstig nach Gott fühlend[1]) und die Wahrheit suchend, übt Seine Majestät gegen sich selbst sowohl innere wie äußere Kasteiung, obwohl er gelegentlich sich öffentlicher Andacht anschließt, um die verunglimpfenden Zungen der Strenggläubigen der Jetztzeit zum Schweigen zu bringen. Aber der höchste Zweck seines Lebens ist die Erwerbung jener wahren Sittlichkeit, deren erhabene Höhe die Herzen denkender Weisen gewinnt und die Schmähungen von Eiferern und Sectierern verstummen macht." Der Charakter des Kaisers war unleugbar edel. Er war mäßig im Genusse von Speise und Trank; er fastete jede Woche zweimal; er war unermüdlich thätig für das Wohl seiner Unterthanen; er war freundlich und majestätisch, mild und gestreng, geliebt und gefürchtet, schrecklich für seine Feinde; er war nicht falsch, er hasste die Schleichwege; „der gerade Weg, war sein Wahlspruch, sei der leichteste und beste." Er war ein treuer Freund und wo er Feind sein musste, geneigt zur Barmherzigkeit. Seine ganze Persönlichkeit bezauberte. Auch seine Gestalt machte einen wohlthuenden, ehrfurchtgebietenden Eindruck: das dunkle Auge mit den schwarzen Brauen, die mächtige Brust, die kräftigen Arme, der Ernst und die Lieblichkeit, die über die ganze Gestalt ausgegossen waren.

Lichtreligion. Askese. Charakter. Gestalt.

[1]) Ain i Akbari, l. c. I, 72, p. 154. — Max Müller, l. c. I, p. 71.

Verkehr mit Christen.

Aber auch bei Christen suchte der Herrscher Belehrung. Badaoni hat eine merkwürdige Stelle:[1] „Ferner kamen gelehrte Mönche aus Europa, die Pádre genannt werden. Sie haben ein unfehlbares Haupt, Pápa genannt: er kann jegliche religiöse Verordnungen ändern, wie er es für zuträglich hält, und Könige haben sich seiner Autorität zu unterwerfen. Diese Mönche brachten das Evangelium und trugen dem Kaiser Beweise für die Dreieinigkeit vor. Seine Majestät glaubte fest an die Wahrheit der christlichen Religion, wünschte die Lehren Jesu zu verbreiten, befahl dem Prinzen Murad, einige Lectionen in der christlichen Religion zu nehmen, da es ihm Glück bringen würde, und trug Abulfazl auf, das Evangelium zu übersetzen. Anstatt des gebräuchlichen „Bismilláh - irrahmán - irrahím (im Namen Gottes des Allbarmherzigen) werden die folgenden Zeilen gebraucht: „Ai nám i tu Jesus o Kiristo“ (o du, der du heißest Jesus und Christus), was bedeutet: „O du, dessen Name lieblich ist und gesegnet.“ Shaikh Faizi that eine andere Hälfte hinzu, um den Vers vollständig zu machen: „Subhanáka la siwáka Yá hu“: (wir loben dich, es gibt keinen außer dir, o Gott!) Diese verfluchten Mönche wandten die Beschreibung des verdammten Satan und seiner Eigenschaften auf Mohammed, den besten aller Propheten an. — Gottes Segen bleibe auf ihm und seinem ganzen Hause! — Etwas, was selbst Teufel nicht thun würden.“

Verehrung Christi.

Jesuiten.

Diese Glaubensboten, mit welchen der Kaiser verkehrte, waren Jesuiten, welche mit den Portugiesen nach Ostindien gelangten und sich hier in kurzer Zeit der Sprache und der Literatur bemächtigten und dadurch, wie durch ihren Eifer in der Askese, schnell eine große Zahl von Anhängern gewannen. In Mathura wetteiferten sie in der Kenntnis der Vedas mit den Brahminen und überwanden sie jedesmal in Disputationen. Auf Ansuchen Akbars kamen drei Jesuiten von Goa an den Hof zu Lahore und, als sie unzufrieden über des Kaisers Verlangen, die Glaubenssätze ihm zuerst zu beweisen, bald wieder abzogen, kamen auf ein neues Ansuchen des Herrschers 1593 drei andere Väter: Hieronymus Xaver, ein Neffe des berühmten Sendboten Franz Xaver, Emanuel Pigueiro und Benedict de Goëß. — Sie verschafften schnell dem Christenthume im Pendschab und in Hindostan Eingang: in Agra wurde eine Kapelle erbaut; selbst Verwandte des Herrschers traten zum Christenthume über. Der Kaiser befahl, Eingeborene in den Sprachen und Wissenschaften des Westens zu unterrichten, ein Auszug aus dem Evangelium wurde ins Persische und Indische übersetzt. Die Väter durften Akbar nach Kaschmir begleiten: sie sind die ersten Europäer, welche dieses Thal besuchten und beschrieben. Akbar gab dem Benedict de Goëß jegliche Unterstützung, um durch Tibet und die kleine Bucharei glücklich nach Kataia zu

Kaschmir.

Kataia.

[1] Nach Blochmann bei Max Müller, l. c. I, S. 86—87.

gelangen, von dem die Sage so viel erzählte. Die Folge dieser Reise war die Erkenntnis, dass Kataia kein eigenes Land sei, sondern nur der nördliche Theil des sinesischen Reiches. Doch folgte Akbar der Mahnung nicht, selber zum Christenthume überzutreten: er stieß sich an den Glaubenssatz der Dreieinigkeit und der Menschwerdung. Er wollte zuerst wissen und dann glauben, während nach der Lehre der Kirche der Glaube dem Wissen vorangehen soll. Auf das Andringen der Väter, sich taufen zu lassen, entgegnete Akbar immer: „Ich muss der Sache erst auf den Grund kommen. Ihr habt eure Zeit deswegen nicht verloren. Ihr predigt jetzt ungestraft vor einer großen Menge die Lehre, die man in diesem Lande vor mir nur unter Lebensgefahr hätte verbreiten können.“[1]) Wie die Mohammedaner berichten, starb Akbar 1605, das Bekenntnis des Islam auf den Lippen. Glauben und Wissen.

Für Kunst und Wissenschaft hat er Vieles gethan. Seine Bauten sind großartig, zahlreich und geschmackvoll. Eine eigene Malerschule entstand unter ihm. Die vorzüglichsten Werke der indischen Literatur wurden auf seine Veranstaltung ins Persische übersetzt, das er im Gegensatze zum Arabischen heben wollte, auch wurde es in den Schulen gelehrt. Selbst Werken der griechischen Literatur schenkte er seine Aufmerksamkeit. Insbesondere wurde Arithmetik und Algebra gepflegt. Sein Liebling Abulfazl wurde 1602 meuchlings ermordet, weil er sagte, Mohammed sei kein Prophet, sondern ein gewöhnlicher, mit großer Redekraft begabter Mann gewesen. In seinem Akbar-Nahmeh, oder Akbar-Buch erzählt er die Geschichte der Timuriden und dann die seines Kaisers bis zu dessen siebenundvierzigstem Regierungsjahre. Er ist ein Mann von umfassendem Geiste. Ein Bruder von ihm war der Dichter Faisi, ein Lyriker von Tiefe und Schwung. Zugleich hatte er „Nal und Damajanti“ mit geschmackvollen Versen ins Persische übersetzt. Wir hören, dass er eine Bibliothek von 4600 Bänden aus verschiedenen Zweigen der Literatur besaß.[2]) Kunst und Wissen. Abulfazl.

Akbars Söhne hatten wenig von seinem Geiste und seinem hohen Streben. Selim (1605—1627), sein Nachfolger, nannte sich, im Gegensatze zur Bescheidenheit seines Vaters, Herr des Sieges, Licht der Religion und Welteroberer Mohammed. Unter letzterem Namen, Dschehangir, ist er in der Geschichte bekannt. Die Verordnungen, die er erließ, sind schön — z. B. dass brachliegendes Land urbar gemacht, dass auf allen Straßen Herbergen für Reisende erbaut, in allen Wüsten Brunnen gegraben werden, dass in allen größeren Städten Apotheken errichtet und Arzneien unentgeltlich verabreicht werden sollen — und noch im Geiste des Vaters. In Wahrheit aber sank das Reich schnell: die Beamten wurden bestechlich, die Stellen verkauft, die Steuern willkürlich; die Saumseligkeit des Herrschers war daran schuld. Er widmete seine Zeit nur dem Vergnügen. Der schönen Nurmahal zu Ehren wurden Münzen mit der Aufschrift „Licht der Welt“ geprägt. Dschehangir.

[1]) Die Literatur über dieses Verhalten bei Neumann, l. c. S. 262.
[2]) Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, S. 404.

Von ihr misshandelt erhob sich sein Sohn Charam, in der Regel
Schah Dschehan. Schah Dschehan genannt (1627—1655), gegen ihn und nahm den Vater
1620 gefangen, gab ihm die Freiheit wieder, aber Dschehangir starb bald darauf.
Der Sohn regierte nicht besser als der Vater und vergeudete seine und des
Reiches Kraft in den Freuden des Harems und in Schaustellung von Pracht.

Der Verband des Reiches lockerte sich und unter seinen vier Söhnen
Aurengzeb. brach Krieg aus. Der listigste gewann den Sieg über alle, nämlich Aurengzeb
oder, wie man den Namen aussprechen muss, Orangsib. 1658 nahm er
den Vater gefangen, ließ den ältesten, hochbefähigten Bruder als Ungläubigen
und Ketzer, weil er behauptet hatte, Islam und Brahmanismus lehren das-
Sieg des Islam. selbe, hinrichten und nahm den Titel Alamgir (Weltbeherrscher) an. Er
war ein fanatischer Mohammedaner und die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse
wurde unter ihm zurückgenommen. Die Hindu mussten wieder die Kopfsteuer
und die Wallfahrtssteuer erlegen. Das Sonnenjahr wurde aufgehoben, nur
nach Mondjahren durfte gerechnet werden. Orangsib wurde deshalb von den
Mohammedanern als der Wiederhersteller der Religion gepriesen. Vergebens
mahnte ihn ein Hindu an seinen großen Ahn, „welcher der Schutzengel der
Menschheit genannt wurde, weil er allen Völkerschaften Glück und Ruhe
bereitete, mochten sie zu Jesus, Moses oder Mohammed sich bekennen, mochten
sie dieser oder jener Secte der Brahmanen anhängen." — „Möge Eure Majestät
in den Büchern nachsehen, welche man vorzüglich die göttlichen nennt, und
Sie werden finden, dass Gott nicht allein Gott der Moslimen ist, sondern
der Gott aller Menschen. Die Religionen und Sitten anderer Völker miss-
achten, heißt den Willen der Allmacht schänden." — Das Bild, das dieser
Brief vom Zustande des Reiches entwirft, zeigt, wie sehr dasselbe dem Ver-
falle entgegengieng. „Raubsucht und Gewaltthätigkeit herrschen in den Pro-
vinzen. Das Volk wird mit Füßen getreten. Armseligkeit und Entmuthigung
findet man allenthalben. Viel Volk wird dadurch dem Reiche entfremdet, was
Af-ghanen. leicht einen Länderverlust zur Folge haben kann." — Die Folgen dieses
gedankenlosen Verfahrens traten nur zu schnell ein. Die Afghanen erhoben
Chasch-Chal. sich unter Chasch-Chal, dem Fürsten des Clans der Chattak, der durch
seine Siege wie durch seine Freiheitslieder seine Anhänger zum verzweifelten
Kampfe begeisterte. Das große Heer des Orangsib (ein europäischer Reisender
schätzt dasselbe im Jahre 1665 auf 60.000 Reiter und 100.000 Fußgänger,
für das Gepäck waren dabei 3000 Elephanten und 5000 Kameele) erlitt
manche Niederlage. Ein Statthalter lud in der Überzeugung, im offenen
Kriege seien die Söhne der Berge nicht zu bezwingen, die Häuptlinge zu
Friedensverhandlungen und zu einem Gastmahle ein. Als die Arglosen kamen,
auf sein Wort vertrauend, wurden sie trunken gemacht und dann ermordet.
Aber ihre Verwandten setzten, über diese Treulosigkeit erbittert, den Kampf
umso kräftiger fort.

Auch die Anhänger des friedfertigen Nanak wurden durch Verfolgung zum erbitterten Kampfe gereizt. Ein Guru wurde 1606 gefangen, grausam behandelt und starb im Gefängnisse. Sein Sohn Har-Gowinda nahm Rache dafür und seine Nachkommen setzten den Kampf fort, aber immer noch mehr zur Vertheidigung in den Bergen ihrer Heimat. Einer derselben, Tegh-Bahadur, ward als Ketzer kurzweg hingerichtet. Sein Sohn Guru-Gowinda suchte nun die ganze Nation zum Kampfe gegen die Turki zu einigen, indem er allen Kastenunterschied aufhob: der Krieger sei gleich dem Priester, nur vereint könne man das verhasste Joch des Islam abschütteln. Die Gottheit, lehrte er, habe sich ihm geoffenbaret, er solle in die Welt hinaustreten, die Tugend erheben und das Laster verfolgen. Er spreche nicht eines Menschen, sondern Gottes Wort. Alle früheren Propheten hätten nur besondere Religionen gestiftet, aber sie hätten nicht das höchste Wesen erkannt, nicht die wahren Grundsätze der Tugend und Gerechtigkeit gelehrt. Aber die Gottheit habe ihm auch das Schwert in die Hände gereicht, um die Länder der Moslimen zu erobern, und seine Jünger sollten immer Stahl an sich tragen und nicht bloß Sikh (Jünger), sondern Sing (Löwen) heißen. Wo sie einen Moslim begegneten, sollten sie ihn erschlagen und sich seines Gutes bemächtigen, denn die Welt gehöre ihnen.[1])

Sikhs. Guru-Gowinda. Lehre.

Diese Worte tönten süß im Ohre dieser Bergvölker. Die Siege, zu welchen der Prophet die Anhänger führte, vermehrten seinen Anhang. Das Blau des Stahls ward Parteifarbe: in Blau kleideten sich die Sikhs von Kopf bis zu Fuß. Stahl mussten sie immer bei sich tragen; im Kampfe in jeder Hand ein bloßes Schwert, an den Armen Stahlringe, die sie mit großer Sicherheit auf ihre Gegner zu schleudern wussten. Bei der Aufnahme in der Gemeinde erhielt von da an der Neubekehrte fünferlei Waffen: ein Schwert, Bogen und Pfeil, einen Dolch, einen Spieß und eine Flinte. Eine eigenthümliche Aufnahms-Ceremonie findet dabei statt. Zucker und Wasser werden in ein Gefäß gethan und mit einem Dolche umgerührt, während die ganze Gemeinde betet oder fromme Lieder singt. — Dann waschen sich der Neubekehrte und der Lehrer mit dem Zuckerwasser die Füße, sprechen Verse zum Lobe des alleinigen Gottes und trinken dann von dem Fußwasser, während die Gemeinde ruft: „Heil der Kirche des Lehrers, Heil und Sieg dem Lehrer!“ Diese Art der Aufnahme in die Gemeinde oder Chalsa heißt Pahal. Gowinda verband seine Anhänger zu einer Republik, an deren Spitze ein gewählter Führer oder Herzog steht, der aber bloß im Geiste der Gemeinde oder Kirche amten soll. Die Versammlung der Häupter der einzelnen Gaugemeinden heißt Gurumata. Berufen wird die Versammlung von den Akali oder Unsterblichen, einer Art von Ephoren, Wächtern der Kirche und des Gesetzes, Sittenrichtern über die Häuptlinge. Diese leiten die Versammlung, während welcher alle Fehden aufhören, alle Leidenschaften schweigen sollen. Die Versammlung wird eröffnet mit einem Gebet, dann werden nach einem Gebote Nanaks, „zu essen und anderen zu essen zu geben“, Kuchen aus Weizenmehl, Butter und Zucker

Einweihung. Freistaat. Gurumata. Akali.

[1]) Die Lehre in Desima Padischa ka Granth. Vergl. Neumann, l. c. II, S. 544—560.

gebracht und unter alle vertheilt, zum Zeichen der Einheit und Gleichheit aller. Beim Anblicke der heiligen Bücher, die hereingetragen werden, stehen alle auf und einer sagt zum anderen: „Das heilige Buch ist unter uns, beim heiligen Buche lasst uns schwören, allen inneren Zwist zu vergessen und einig zu sein im Geiste.“ — Dann wird über gemeinsame Angelegenheiten berathen und, was darüber beschlossen wird, ist verbindlich für alle. — Jeder kann frei ziehen von einer Gaugenossenschaft in die andere. Minder wichtige Angelegenheiten werden vor das Gaugericht, die wichtigen vor ein Fürstengericht gebracht. Das Recht, wonach ein Urtheil gesprochen wird, ist bloß Gewohnheitsrecht, die Gesetze sind nicht geschrieben, sondern leben bloß im Gedächtnisse fort. Blut muss mit Blut gesühnt werden. Der Angeklagte kann zur Vertheidigung seiner Unschuld sich auf das Gottesurtheil berufen: vermag er, ohne Schaden zu nehmen, seinen Finger in siedendes Öl zu stecken oder mit bloßer Hand eine glühende Pflugschar zu tragen, so gilt er für gerechtfertigt.[1])

Recht und Gesetz.

Gottesurtheil.

Guru-Gowinda meldete in einem Schreiben an Orangsib, er habe den reinen Glauben der Altvorderen wieder aufgerichtet und werde aus Moslimen wieder Hindus machen, — und hat sein Wort gehalten und durch wiederholte Siege, welche er in seinem heiliggehaltenen Buche erzählt, bewährt. Einer seiner Söhne fiel tapfer kämpfend an seiner Seite, zwei wurden gefangen und grausam hingerichtet. Guru-Gowinda blieb ein unerschütterlicher Feind des Kaisers von Delhi, bis ihn 1708 der Dolch eines Meuchlers traf. Die Seinen stellen ihn Nanak zur Seite und nennen ihn die zehnte Awatara: er habe die Vedas und die Puranas, die Schastras und den Koran verworfen, das Gebet der Moslimen abgeschafft und die Sultane erschlagen, die wahre Kenntnis unter den Menschen verbreitet und die Kirche eingerichtet.

Guru-Gowinda.

Da der Held keine Söhne hinterließ, so trat sein Freund Banda an seine Stelle, als Leiter der Gemeinde und Führer im Kampfe, jedoch mit einer unerbittlichen Grausamkeit. Den Gegnern wurde nicht Gnade gegeben und von ihnen nicht angenommen und in kurzer Zeit besaß er das Land zwischen der Satledsch und der Dschamna, und machte Streifzüge bis nach Mittel-Indien, suchte aber auch die Krone in seiner Familie erblich zu machen. Der Kaiser in Delhi musste alle Kraft zusammennehmen, um die Sikhs zu bezwingen. 1716 wurde Banda nach einer Niederlage gefangen und grausam in Delhi hingerichtet und für einige Zeit blieben seine Anhänger ruhig und suchten Schutz in den Alpenthälern des Himalaya.

Banda.

Orangsib war indes 1707 schon den Weg alles Fleisches gegangen. Seine letzten Jahre verflossen in bitterer Stimmung: an seine Söhne schrieb er: „Ich finde, dass ich das Reich nicht gehörig verwaltete, ich habe mein kostbares Leben mit nichtigen Dingen verschwendet, nur Sünden bringe ich dem Richter entgegen, und welche Strafen meiner warten, weiß ich nicht.“ — Er befahl, ihn in Leichentücher zu hüllen, die mit dem Gelde erkauft seien, welches er sich als Kappenmacher verdient habe, und den Ertrag einiger von ihm verfertigter

Orangsib † 1707.

[1]) Neumann, l. c. II, S. 547—558.

Abschriften des Koran unter die Armen zu vertheilen, und ihn mit entblößtem Kopfe, damit er gleich als Verbrecher vor der Allmacht dastehe, in geheiligter Erde aus Arabien zu begraben. Das ist das Ende Orangsibs, von dessen Reichthümern und glänzenden Festen in der Reisebeschreibung von Tavernier so viel erzählt ist, von seinen sieben glänzenden Thronen, wovon der eine mit Diamanten bedeckt sei, der eine mit Rubinen, die anderen mit Smaragden und Perlen; der kostbarste aber sei der Pfauenthron, welcher auf 160 Millionen Livres geschätzt ward.

Orangsib hatte seinen dritten Sohn Asim zum alleinigen Erben des Reiches bestimmt; der älteste aber, Moasim, der Statthalter in Kabul war, anerkannte dies nicht, brach in Eilmärschen nach dem Süden auf, schlug seine Brüder mit der Schärfe des Schwertes und beherrschte als Bahadur-Schah (= Heldenfürst) oder Schah-Alam (= Herr der Welt) das Reich 1707—1712, wo er als eifriger Schiite durch den Dolch eines Sunniten endete. Dschehandar-Schah, der älteste unter seinen Söhnen, behauptete sich einige Zeit, wurde aber gestürzt, weil er bloß dem Wein und den Weibern lebte, durch Ferochsir, einen Sprossen Babers, der in der Provinz Allahabad lebte und bei der Familie der Sind Schutz gefunden hatte. Als er sich aber von ihnen unabhängig machen wollte, wurde er abgesetzt und ermordet, 1719. Nun folgte, nachdem einige Knaben rasch nacheinander auf den Thron gehoben und ermordet worden waren, Mohammed-Schah 1720—1748, der in nichtigen Dingen, umgeben von schmeichelnden Höflingen, seine Zeit verbrachte und weder Einsicht noch Muth besaß, den Ehrgeiz der Fürsten zu zügeln, die in den verschiedenen Provinzen nahezu unabhängig schalteten und walteten. Nadirs Zug nach Delhi[1]) nahm allen Glauben an die Kraft des Mongolenreiches. Babers Nachkommen waren zu Merowingern herabgesunken. —

Bahadur-Schah.

Dschehandar-Schah.

Mohammed-Schah.

Zerfall des Mongolenreiches. Vorschritte der Franzosen.

Ostindien glich im vorigen Jahrhundert so ziemlich dem deutschen Reiche zur Zeit seines tiefsten Zerfalles.[2]) Der Oberkönig in Delhi war der Quell der Ehren und Würden, aber ohne Gewalt. Die Länder standen unter mohammedanischen Statthaltern, Subahdars, von den Europäern Subahs genannt, oder unter Hindu, Radscha geheißen, welche für ihre erblichen Lehensherrschaften einen Zins entrichteten: sie verfügten unbedingt über ihre Beamten, Nawab (Nabob) oder Stellvertreter, welche aber nach ihrer Ernennung der Bestätigung vom Hofe in Delhi bedurften. Dahin, an den

Vielstaaterei.

Die Nabobs.

[1]) Vergl. oben Bd. XI, S. 207 f. dieses Werkes.

[2]) Manches von der allmählichen Eroberung Ostindiens findet sich anschaulich erzählt in Archenholtz, Die Engländer in Indien nach Orme. Wien 1786. 3 Bände.

Großmogul oder Großmongolen, sandte man Geschenke, wenn man einen Titel oder eine Würde erlangen wollte; man gehorchte ihm aber bloß, wenn es Vortheil brachte. Die Statthalter wurden nach und nach so mächtig, daſs sie nicht mehr entfernt werden konnten, und dasselbe geschah mit ihren Beamten, deren Stellen erblich wurden, wie die Grafschaften und die Herzogthümer. So war Indien nur scheinbar eine große glänzende Monarchie, in Wahrheit ein Wirrsal von zahllosen Herrschaften, in welche von Zeit zu Zeit die tapferen Stämme von den Bergen hereinbrachen, um Beute zu holen.

Diese Lage der Dinge erweckte in einem geistvollen muthigen Franzosen,[1]) welcher die Einnahme Delhis durch die Perser miterlebt und die Schwäche des Mongolenreiches durchschaut hatte, den Gedanken, eine europäische Herrschaft an die Stelle der mongolischen zu setzen, nämlich Frankreich sollte herrschen über die riesige Halbinsel vom Himalaya bis zum Cap Comorin. Europäischen oder von Europäern eingeübten indischen Kriegern könnten die Orientalen nie widerstehen; wenn man einen indischen Fürsten gegen den anderen aufstachle, so bekomme man Mittel, ein Heer nach europäischer Art aufzubringen; dabei müsse man aber als Haupt einer europäischen Niederlassung eine unabhängige Stellung haben. Die französische Handelsgesellschaft würde jedoch überdies wohl fahren, wenn sie tributtragende Länder habe und darin Fabriken anlege: mit dem Tribut könne sie den Arbeitslohn ihrer Waren decken und an diesen selbst viel gewinnen, wenn sie keine Concurrenz habe, und um billigere Preise ihre Waren losschlagen, wenn sie Concurrenz habe. Indien werde dann aufhören, das Silber Frankreichs zu verschlingen. Bisher hätten Portugal, Holland, England und Frankreich Handelsniederlassungen im Lande gehabt, Portugal sei jedoch ohnmächtig, Holland im Sinken, es seien also nur die Engländer zu fürchten, aber mit allen Mitteln zu verdrängen.

Plan des Dupleix.

Joseph Franz Dupleix hieß dieser Mann, der einen Handelsblick wie Colbert und einen staatsmännischen Sinn wie Richelieu besaß und Frankreich, wenn es ihn zu benützen verstand, zum reichsten Staate Europas gemacht hätte. Geboren zu Landrecies 1696, wurde Dupleix von seinem Vater wegen einiger tollen Jugendstreiche nach Ostindien geschickt und hier schon 1721 Mitglied des Rathes zu Pondichery; dann bekam er die Leitung der Niederlassung zu Tschandernagor, das durch ihn aus einem kleinem Dorfe eine blühende Stadt wurde: mit 14 Schiffen, die er dort baute, trieb er Handel bis nach Westindien und zur Landenge von Suez. In Patna unweit von Benares, der heiligen Stadt der Brahminen, gründete er eine zweite Niederlassung und brachte so den Haupthandel in Bengalen in französische Hände. 1740 wurde er Statthalter in Pondichery, 1742 in allen französischen Besitzungen in Ostindien, und jetzt gieng er an die Verwirklichung seiner großen Pläne.

---

[1]) Saint-Priest, Études historiques sur le 18 siècle. La perte de l'Inde sous Louis XV.

Da trat ihm ein anderer hochbegabter Franzose in den Weg, den die Minister Ludwigs XV. gleichfalls nicht zu benützen verstanden, Mahé de la Bourdonnais, geboren 1699 in Saint-Malo; sein Vater besaß ein Kaperschiff und nahm ihn schon mit zehn Jahren in die Südsee. Seit 1719 im Dienste der Ostindischen Gesellschaft, hatte er 1724 durch die Eroberung von Mahé seinen Landsleuten einen wichtigen Haltpunkt an der Küste von Malabar gesichert; seit 1735 Statthalter auf Isle de France und Bourbon, hatte er die letztere Insel zu einer wichtigen Pflanzung, besonders für Kaffee, die erstere zu einem sicheren Hauptstapelplatze des Handels für Frankreich, Asien und Afrika gemacht, sich aber auch durch sein gebieterisches Wesen viele Feinde geschaffen. Weder die Compagnie, noch die Regierung erzeigten ihm Dank für seine großen Verdienste. Vergebens bat er 1740 in Paris um sechs Kriegsschiffe und zwei Fregatten, um den Handel der Engländer in den ostindischen Meeren zugrunde zu richten — man wähnte noch, die Neutralität in Indien zu erhalten. Die Gesellschaft gab ihm drei Kriegsschiffe und zwei kleine Fregatten. Damit schützte er 1741 die kleinen Handelsplätze gegen die Mahratten, 1743 mußte er jedoch seine Kriegsschiffe nach Frankreich zurücksenden. 1744 war der Friede zwischen Franzosen und Engländern, wie er richtig vorausgesehen, in den indischen Meeren zu Ende. 1745 bedrohten die Engländer Pondichery. Da spürte man jedoch die Folgen der Schlauheit von Dupleix: der Nabob von Arcot, in dessen Fürstenthum Madras und Pondichery lagen, erklärte, in seinem Gebiete müsse Frieden erhalten werden, und er werde Madras angreifen, wenn die Engländer nicht von Pondichery abließen. Diese gehorchten. 1746 kam aber La Bourdonnais mit einer kleinen Flotte und zwang die englischen Schiffe, sich nach Ceylon zu flüchten, und kam dann nach Pondichery — um an die Stelle von Dupleix zu treten — das hatte man ihm versprochen, davon wußte Dupleix. Begreiflich, daß beide einander wenig geneigt sein konnten. Aber auch sonst gab es Dinge, welche sie zu unversöhnlichen Feinden machen mußten: die Weisungen, welche man ihnen aus Europa gesendet, waren im Widerspruche miteinander: La Bourdonnais hatte eine Art Oberleitung in allen Kriegsangelegenheiten und Dupleix eine dictatorische Macht erhalten, welche ihn vom Rath in Ostindien völlig unabhänig machte. Jener hatte den Befehl, Madras zu zerstören, dieser, es zu erhalten und dem Nabob zurückzustellen. La Bourdonnais belagerte Madras mit nur 2000 Soldaten, obschon es 100.000 Bewohner zählte und 200 Kanonen hatte, aber es war durch die Knauserei der Beamten schlecht befestigt. Der Befehlshaber rechnete auf die Einmischung des Nabob, der aber rührte sich nicht, denn er glaubte, daß die Franzosen ihm die Stadt übergeben würden. So kam es zu einer Capitulation: die Besatzung wurde kriegsgefangen, sollte aber gegen ein Lösegeld von neun Millionen Livres wieder frei und die Stadt, mit Ausnahme der fahrenden Habe, den Engländern wieder zurückgegeben werden. Da verlangte Dupleix, der Vertrag, dessen Abschluss er nicht hatte hindern können, müsse geändert werden, Madras komme nie mehr an die Engländer und La Bourdonnais habe seine Vollmachten überschritten. Dieser aber meinte, er habe Madras erobert und zu sagen, was damit geschehen solle. Der Streit kam so weit, daß einer den andern verhaften lassen wollte. La Bourdonnais wollte in Madras bleiben, bis die Frage von oben entschieden sei, indes kam die Zeit der Moussonswinde. Ein Sturm versenkte ihm zwei Schiffe und schädigte die andern. Mit Mühe erreichte La Bourdonnais Isle de France, wo er aber schon seinen Nachfolger traf. Des Hochverraths angeklagt, suchte er unter Verkleidung nach Frankreich zu gelangen, um sich zu rechtfertigen, wurde aber von

La Bourdonnais.

England.

Feindschaft.

Madras.

La Bourdonnais' Ende.

den Engländern aufgefangen, doch auf sein Ehrenwort entlassen, bis sein Prozeß beendigt sei. In der Heimat ward er 16. März 1747 sogleich in die Bastille geworfen und zwei Jahre in der Stille festgehalten — seine „Denkwürdigkeiten" schrieb er hier auf weiße Sacktücher mit Grünspan — erst im dritten konnte er sich vertheidigen: die Anklage auf Hochverrath in ihrer ganzen Nichtigkeit nachweisen und die auf Ungehorsam durch die Befehle widerlegen, die ihm gegeben waren. Er ward 1751 unter allgemeinem Jubel freigesprochen, der Gram hatte jedoch seine Gesundheit untergraben und er starb 11. November 1753. Sein Unglück warf einen Schatten auf Dupleix.

Dupleix.

Dieser gab übrigens dem Nabob Madras nicht heraus, und als dessen Sohn mit 10.000 Mann kam, schlug er ihn mit einer geringen Anzahl Franzosen in die Flucht. — Die so gefürchteten Mongolen waren vor einem Häuflein Europäer geflohen — welche Freude für Dupleix, welche Rechtfertigung seiner Hoffnungen! Er zerstörte Madras, verstärkte aber das englische Fort. Die Einwohner siedelte er in Pondichery an. Die Engländer hoffte er vollständig aus dem Karnatik zu verjagen und belagerte die Festung David. Der Nabob kam den Engländern zuhilfe und deren Übermacht zur See hemmte die Verwirklichung der französischen Pläne. Boscawen belagerte jetzt Pondichery. Dupleix leitete selber die Vertheidigung, seine Gattin unterstützte ihn mit Heldenmuth und Klugheit. Die Tochter eines Pariser Arztes, Albert, hatte Jeanne, oder, wie die Hindu sie nannten,

Jan Begum.

Jan Begum, sich aller Dialecte Indiens bemächtigt und im Besitze des Vertrauens der Eingebornen sandte sie ihre Getreuen auf Kundschaft bis in den Kriegsrath ihrer Feinde. Zu Lande wurden die Engländer zurückgeschlagen; der Wind, welcher einst La Bourdonnais so verderblich gewesen war, wurde es jetzt für Boscawen, 18. October 1748 mußte er die Belagerung aufheben. Der Sieg der Franzosen über die Engländer erregte nicht geringes Aufsehen, selbst der Großmogul beglückwünschte Dupleix. Übrigens wurde Madras im Frieden zu

Friede zu Aachen.

Aachen an die Engländer zurückgegeben, aber die indische Frage nicht gelöst. In Versailles wollte man nur raschen Frieden und achtete nicht des Zunders zu neuem Kriege.

Dupleix behielt nach dem Frieden seine Mannschaft beisammen und die Engländer nicht minder. Letztere suchten sich 1749 des kleinen Königreiches Tandschaur, südlich vom Karnatik, zu bemächtigen, indem sie für einen Thronanmaßer den regierenden Radschah unterstützten. Als ihnen der letztere die Festung Dervicotta übergab, ließen sie ihren Günstling fallen. Das war ein gewinnreiches, aber gemeines Verfahren. Viel schlauer und kühner handelte Dupleix. Das Dekhan beherrschte damals der Abkömmling einer eingewanderten türkischen

Der Nizam.

Familie, Kamureddin, auch Asophdschah genannt, meist aber Nizam-ul-Mulk (die Stütze des Herrschers) oder kurzweg Nizam. Schlau und thatkräftig hatte sich der Nizam [1]) wider den Oberkönig wie wider seine Unterthanen viele Jahre hindurch zu behaupten verstanden. Nun starb der Nizam 1748 und sein Sohn Nazir-Dschung ließ sich als Herrscher ausrufen und ward als solcher

Mirzapha.

auch von den Engländern anerkannt. Doch ein Enkel des Verstorbenen, Mirzapha-Dschung, sprach gleichfalls die Herrschaft an, und zwar auf Grund eines Testamentes, und bat die Franzosen um Hilfe. Der Großmogul belehnte beide Bewerber. Und wie es jetzt im Ganzen gieng, so in einzelnen Theilen. Im Karnatik war die alte herrschende Familie vom Nizam verdrängt und eine

[1]) Vergl. oben Bd. XI, S. 207—208 dieses Werkes.

befreundete türkische an ihre Stelle gesetzt worden. Der regierende Nabob Anaverdhi-Chan war ein Feind der Franzosen, seit sie ihm das verheißene Madras nicht zurückgestellt hatten, und Dupleix stachelte ein Mitglied der verdrängten Familie, Dschunda-Sahib, an, sich gegen jenen zu erheben, und brachte ihn mit Mirzapha-Dschung in nähere Verbindung. Mit 40.000 Mann Eingebornen und 400 Franzosen griffen sie Anaverdhi-Chan an, am 3. August 1749 wurde dieser im Treffen getödtet und sein Heer zerstreut.

Anaverdhi. Dschunda-Sahib.

Die Sieger waren Herren vom Karnatik und zeigten sich dankbar. Dschunda-Sahib gab den Franzosen die Stadt Wilnur bei Pondichery, Mirzapha-Dschung verhieß ihnen das viel wichtigere, wegen seiner feinen Musseline und Teppiche berühmte Masulipatam. Dupleix verhalf dem letzteren auch durch seine Kühnheit wie durch seine Kunst, die Häuptlinge der Mahratten und Patanen zu behandeln, zum Sieg und machte ihn zum Herrn des Dekhan. Am 15. December 1750 zog Mirzapha-Dschung in Pondichery im Triumphzug ein, mit ihm im gleichen Palankin Dupleix; zum Zeichen der Brüderlichkeit tauschten sie vor allem Volke Kopfbedeckung und Waffen. Ein Thron war in Pondichery für Mirzapha-Dschung errichtet und Dupleix setzte sich neben ihn und leistete ihm in der Tracht eines Nabob zuerst unter dreißig Nabobs und fünfzig Radschahs den Eid der Treue und der Subahdar ernannte ihn hierauf im Namen des Großmoguls zum Nabob über alle Provinzen südlich vom Flusse Krischna bis zum Cap Comorin, also vom ganzen Süden Indiens — einem Gebiete, so groß wie Frankreich! 30 Millionen Menschen hiengen von Dupleix ab, er ward mit dem Befehl über 7000 Reiter betraut, der König oder Subahdar erließ keinen Befehl, den Dupleix nicht unterzeichnet hatte, nur in Pondichery, sonst nirgends im Dekhan, durften Münzen geprägt werden.

Macht der Franzosen.

Alles ist riesig in diesem Indien, auch das Steigen und Fallen. Eine Empörung brach im Heere des Mirzapha aus. Bussy-Castelnau, der Vertraute des Dupleix, schlug mit seinen Franzosen die Empörer in die Flucht, aber Mirzapha-Dschung wagte sich im Gefechte zu weit vor und fiel von vielen Stichen durchbohrt. Bussy rächte ihn und erhob einen Oheim des Gefallenen, Salabut-Dschung, auf den Thron und vertheidigte ihn siegreich gegen die Heere der Mahratten. Die französische Handelsgesellschaft erhielt zum Danke die Circars oder Kreise von Condavir, Mustapha-Nagar, Ellora, Radschamundri und Tschicacale oder die ganze Küste von Orissa als Lehen, ein Gebiet, welches ihr 15 Millionen Livres eintrug. Die Franzosen beherrschten also jetzt ein Drittel von ganz Indien. Der Großmogul bestätigte alles, er bat sogar um die Hand der jüngsten Tochter von Dupleix. —

Bussy. Salabut.

Kampf der Engländer. Lord Clive.

Engländer. Begreiflich, dass jeder solche Fortschritt für die Engländer wie ein Stich ins Herz war; sie thaten alles, was sie den Franzosen in den Weg legen konnten; sie unterstützten Mohammed Ali, den Gegenbewerber des Dschunda-Sahib, der sich noch in Tritschinapali behauptete. Der Platz war daran, sich zu ergeben, als das Genie eines jungen Engländers, eines Gegenbildes von Dupleix, den Dingen eine andere Wendung gab. Damit kommen wir an die geniale Gestalt des Robert Clive.[1])

Clive. Er stammt aus einer alten normännischen Familie, welche ein kleines Gut in Shropshire besaß, in der Nähe von Market Drayton. Hier, 29. September 1725 geboren, zeigte Robert von früher Jugend ab einen kühnen, unruhigen, wilden und gebieterischen Geist. Kenntnisse hatte er sich in der Schule wenig erworben: er galt mit Recht für faul und unbotmäßig, und in der Verlegenheit,
Jugend. was mit dem „Taugenichts" anzufangen, verschaffte ihm der Vater eine Schreiberstelle im Dienste der Ostindischen Handelsgesellschaft, und zwar in Madras. So dachte man ihn von Haus wegzubringen, damit er der Familie keine Schande mache. Die Reise währte über ein Jahr. Clive kam arm an und fand die Be-
Schreiber. kannten nicht, an die er empfohlen war. Zum Schreiber und Krämer passte sein stolzer und eigenwilliger Charakter nicht. Das Klima wirkt sehr auf die Europäer und macht sie anfangs schwermüthig, und Clive war von Natur aus zur Melancholie geneigt. Ein unerträgliches Heimweh erfasste ihn, er fühlte sich in Madras so unglücklich, dass er zum Entschlusse kam, seinem Leben durch die Kugel ein
Selbstmordversuch. Ende zu machen. Er setzte eine Pistole an die Stirn und drückte ab, doch sie versagte; er prüfte Schloss und Stein und zielte zum zweitenmale nach seinem Kopf und sie versagte wieder. In diesem Augenblicke trat ein Bekannter in sein Zimmer und bat ihn, die Pistole zum Fenster hinaus abzufeuern. Der Schuss gieng los. Da erschrak Clive vor sich selber und rief: „So bin ich gewiss zu etwas bestimmt!" Ja, so war es, er sollte die Macht Englands in Ostindien begründen.

Soldat. Da brach der Kampf im Karnatik aus und Clive griff wie viele andere zum Schwert statt zur Feder; wenn der Kampf ruhte, kehrte er wieder in seine Stube zurück. Aber von Tag zu Tag wurde die Lage ernster und that sich Clive durch unerschütterlichen Muth und Scharfblick in der Gefahr mehr hervor. Er wurde Lieutenant, bald vom Major Lawrence zum Hauptmann ernannt und mit der Führung eines Zuges betraut, zu dem er den Plan entworfen: durch einen
Arkot. rechtzeitigen Angriff auf Arkot Dschunda-Sahib zu zwingen, von Tritschinapali abzulassen. Die Mannschaft, die er mitnahm, bestand aus 300 Sepoys und 200 Europäern, von ihren acht Officieren waren nur zwei einmal in einem Gefechte gewesen. Dennoch gieng Clive muthig voran und überraschte während eines Gewitters die Besatzung, welche, wie von einem panischen Schrecken erfasst, davon-

---

[1]) Caraccioli, Life of Lord Clive. Lond. 1775—1776. 4 Bde. — Gleig, Life of Robert first Lord Clive. Lond. 1848. — Generalmajors Sir John Malcolms „Life of Lord Clive" auf Grundlage von Familienpapieren (3 Bde. Lond. 1836) gab Macaulay Anlass zu seinem glänzenden Essay „Lord Clive" im ersten Band seiner gesammelten Schriften.

lief. Sobald er im Besitze der Festung war, wusste niemand besser, alles zur Vertheidigung einzurichten, Wälle aufzuwerfen, Lebensmittel einzusammeln, einen Ausfall zu machen und die mit Verstärkung zurückkehrenden Feinde zu zerstreuen, als Clive. Bald nahte Radscha-Sahib, der Sohn Dschunda-Sahibs, mit 10.000 Mann und vielem Geschütz. Fünfzig Tage lang vertheidigte der fünfundzwanzigjährige Hauptmann diese schwache Festung gegen zwanzigfache Übermacht mit einer Meisterschaft, die nur von einem in Kämpfen ergrauten Krieger zu erwarten war. Seine Ausdauer, seinen Heldensinn wusste er auch den Eingebornen einzuflößen. Malcolm erzählt in seinem „Leben Clives", wie die Sepoys, als die Lebensmitteln so abnahmen, dass man durch Hunger zur Übergabe genöthigt zu werden fürchtete, den Hauptmann baten, dass er sie auf den Schleim, in dem der Reis gekocht sei, beschränken möge, das genüge für sie, die Europäer aber möchten die Körner essen. Als ein Häuptling der Mahratten, Morari Row, von Clives Heldenmuth hörte, rief er: „Bisher habe ich nie geglaubt, dass die Engländer fechten können; jetzt aber sehe ich, dass sie sich zu schlagen wissen" — und er brach auf, um ihnen zu helfen. Indes hatten die Belagerer schon eine große Bresche gelegt und beschlossen, zu stürmen vor der Ankunft der Mahratten. Am 14. November, dem Jahrestage, da bei den Moslimen der unverdiente und heldenmüthige Tod Huseins auf der Ebene von Kerbela gefeiert wird, und der Glaube, dass, wer an diesem Tage falle, sogleich in die höchsten Regionen des Paradieses emporgetragen werde, sie zu tollkühnem Wagen entzündet, rückten die Sturmcolonnen an, an ihrer Spitze Elephanten, deren Stirnen mit eisernen Platten bewehrt waren, um die Thore einzudrücken. Aber die sicheren Schüsse der Engländer machten die Elephanten scheu, sie kehrten um und zertraten viele der Stürmer. Das wohlgezielte Feuer lichtete die Reihen der Angreifer, dass sie nach einer Stunde entmuthigt umkehrten, mit einem Verlust von 400 Todten, während die Vertheidiger nur 6 Todte zählten. Wo die Gefahr am höchsten war, da war Clive: als er ein Floss mit 70 Stürmern der Festung nahekommen sah, richtete er selber das Geschütz und zertrümmerte in vier Schüssen die Fähre.

Fernere Siege.

Der junge Held war schnell berühmt geworden. Man glaubte, jedes Unternehmen müsse gelingen, welches Clive leite. Er bekam 1000 Mann Verstärkung und schlug jetzt Radschah-Sahib und die Franzosen zweimal. Die Stadt, welche Dupleix an der Stelle seines Sieges mit dem Namen Siegesstadt, „Dupleix-Fatihabad", errichtet hatte, ließ er von Grund aus zerstören, um durch eine Thatsache den Eingebornen es einleuchtend zu machen, dass die Engländer den Franzosen überlegen seien. In der That nahm der Anhang der Franzosen im Süden der Halbinsel ab und die Engländer waren im Stande, Tritschinapali zu entsetzen. Dschunda-Sahib fiel in die Hände der Mahratten und wurde getödtet. Überall siegten die Engländer.

Dupleix.

Doch Dupleix war dadurch nicht entmuthigt. Im Talent zu Unterhandlungen hatte er seinesgleichen nicht, aber er hatte keinen Officier, seit Bussy nach dem Norden abgegangen war, welchen er Clive entgegenstellen konnte. Doch wäre ihm wahrscheinlich durch seine Verhandlungen geglückt, alles wieder zu gewinnen, zumal als der junge Clive zur Wiederherstellung seiner vom Klima angegriffenen Gesundheit nach England hatte zurückkehren müssen, hätte ihn nicht Frankreich selber geopfert. Die Mitglieder der Handelsgesellschaft zitterten für ihre Dividenden, die Regierung wollte um jeden Preis Ruhe haben. Die französische Handelsgesellschaft verhandelte in London mit der englischen um den Frieden.

Dort forderte man unbedingt die Abberufung des Dupleix und diesem wurde bedeutet, er solle seine Stelle selber niederlegen: er aber weigerte sich dessen, wenn man ihm nicht den einzigen Menschen, der seine Erwerbungen in Indien retten konnte, Bussy, zum Nachfolger gebe. — Das wollte man nicht. Man begriff die Größe seiner Pläne nicht; man ahnte nicht, dass man ein ganzes Reich opfere.

Im August 1754 kam eine Flotte mit 1200 Franzosen an, mehr als genug, um Dupleix wieder zum Sieg zu verhelfen — mit ihnen aber auch
Godeheu. einer der Directoren der Compagnie mit unbedingter Vollmacht, Godeheu, ein kleinlicher Mensch, der sich durch Ränke emporgearbeitet hatte und voll Neid war gegen Dupleix' Größe und Genie. Vergeb us suchte dieser das Gefühl der Ehre und des Nationalstolzes in ihm zu wecken: er dürfe nur die Hand ausstrecken, um ein Königreich zu gewinnen. Dupleix musste abfahren, und zwei Tage nachher unterzeichnete Godeheu mit den Engländern
Friede. einen Vertrag, in welchem Frankreich leichtsinnig allen Länderbesitz opferte, den die jahrelangen Bemühungen des Dupleix ihm erworben hatten. Beide Gesellschaften sollten sich nie in die Angelegenheiten Indiens mischen. Keiner ihrer Beamten sollte je ein Amt oder eine Auszeichnung von einem indischen Fürsten annehmen. Alle Eroberungen sollten zurückgestellt werden und der Zustand wie vor dem Kriege sein. Die Engländer, welche übrigens den Vertrag nicht hielten, verzichteten dabei auf einige Festungen, die Franzosen auf ein Königreich. Das war der Gipfel von Thorheit und Schmach.

Während Clive in England als General überall mit Jubel begrüßt und mit dem glänzenden Geschenk eines mit Diamanten besetzten Schwertes bedacht wurde, fand Dupleix keinen Lohn für seine Dienste in Frankreich, keinen Ersatz für die Millionen, die er vorgeschossen hatte.[1]) Seine Gattin starb 1756 in Paris, seine Tochter folgte der Mutter ins Grab. Er selber rang mit Noth und Elend und wurde mit Schmähungen und Kränkungen überhäuft. Als er die Millionen zurückforderte, die er der Compagnie vorgeschossen, hemmte ein Befehl des Königs den Fortgang dieses Prozesses. Das zehrte die Lebenskraft dieses Mannes auf: „Ich habe meine Jugend," schrieb Dupleix an einen Freund, „ich habe meine Glücksgüter, mein Leben geopfert, um mein Volk mit Reichthümern zu beladen und mit Ehren zu überhäufen. Jetzt verlange ich, was man mir schuldet, und werde wie der letzte der Menschen behandelt. Meine Dienste sind Märchen, meine Forderungen Lächerlichkeiten. Man schuldet mir Millionen
Dupleix' Tod. und ich schmachte im Elend." Der Gram machte am 11. November 1763 dem Leben dieses großen Mannes ein Ende, dem Frankreich, wie sein Geschichtschreiber Henri Martin richtig bemerkt, noch ein Ehrendenkmal schuldig ist.[2])

Kaum zwei Jahre vergiengen, so brach im Nordosten Indiens in jenem
Bengalen. Bengalen,[3]) das zu den fruchtbarsten und reichsten Ländern der Erde und

[1]) Die Literatur über Dupleix bei Henri Martin, Histoire de France, XV, p. 463—465.
[2]) Ibid. XIV, p. 464.
[3]) Lassen Ind. Alt., I, p. 172—174.

jetzt der britischen Krone gehört, der Kampf zwischen Engländern und Eingeborenen aus. Alle europäischen Handelsgesellschaften hatten hier Factoreien, die Franzosen bei Tschandernagore, die Holländer in Dschinsura, die Engländer in Fort William, wo jetzt die Weltstadt Kalkutta ist. Die Herrschaft über dieses fruchtbare Ostland hatte ein Vicekönig, der dem Namen nach die Oberhoheit des Großmoguls anerkannte, in Wahrheit aber soviel wie unabhängig war. Vom Großmogul Ferochshir hatten die Engländer 1717 einen Befehl an die Statthalter zu Bengalen, Behar und Orissa, erlangt, wonach sie nach Belieben, wo immer sie wollten, kaufen und verkaufen und Kaufhallen errichten konnten, wozu ihnen ein Grund von vierzig Acker Landes angewiesen werden sollte. Dafür müssten sie aber jedes Jahr ein Geschenk von 3000 Rupien an den Großherrn entrichten; auch sei ihnen gestattet, in der Nähe ihrer jetzigen Besitzungen in Bengalen noch achtzehn andere Orte gegen die Bezahlung der darauf liegenden Rente von den Grundbesitzern zu erwerben; überdies müssten ihre Münzen bei den einheimischen Cassen ohne den früher üblichen Abzug angenommen werden.[1]) Die Statthalter wollten jedoch diesen Befehl nicht anerkennen. Dennoch erlangten die englischen Niederlassungen in kurzer Zeit eine große Bedeutung und die Gesellschaft machte gute Geschäfte, solange der alte Nabob, Aliverdhi-Chan, lebte. Als dieser aber 1756 starb, kam es unter seinem Enkel und Nachfolger, Suradscha Daula, zu heftigem Streit.

Suradscha Daula hasste die Engländer und unterschätzte ihre Macht: meinte er doch, ganz Europa zähle höchstens 12.000 Einwohner. Sein Charakter war wild, sein Verstand schwach: von Jugend auf hatte er Neigung zur Grausamkeit, zu hitzigen Getränken und anderen Ausschweifungen, die seinen Geist entnervten. Den Vortheil, dass die Engländer den Handel Bengalens überhaupt hoben, würdigte er nicht; es ärgerte ihn bloß, dass sie Reichthümer in seinem Lande sammelten. Vorwände zu Feindseligkeiten fanden sich bald. Wegen Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatten die Engländer angefangen sich zu befestigen und den Nabob nicht um Erlaubnis gefragt. Einer seiner Zollbeamten war mit Schätzen entflohen und hatte bei den Engländern Zuflucht genommen. 1756 besetzte Suradscha Daula ohne weitere Verhandlung einige englische Factoreien und rückte mit einem Heere vor das Fort William. Auch die demüthigsten Angebote zum Ausgleich wurden mit Hohn zurückgewiesen: die kecken Fremdlinge sollten aus dem Lande. Auf einen Krieg, und zwar noch gegen ein überlegenes Heer, waren diese nicht gerüstet. Der Statthalter verlor den Kopf und eilte auf das nächste Schiff. Der Befehlshaber der bewaffneten Macht folgte seinem Beispiel, ein Civilbeamter Holwell übernahm nun die Vertheidigung. Die Mittel waren schwach — 200 Europäer und 1000 Eingeborene und diese hatte nur Luntenflinten. Nach zweitägigem Widerstande ergab man sich. Suradscha Daula ließ sich von seinen Schmeichlern als Sieger preisen und die Eroberung als die größte That ansehen, welche seit den Tagen Timurs in Indien vollbracht worden sei.

Suradscha Daula.

Kalkutta.

[1]) Stewart, The History of Bengal., I, p. 161—370.

Ein Erlass verkündete, dass nie mehr ein Engländer den Fuß auf sein Gebiet setzen und dass Kalkutta zum ewigen Andenken, wie Gott seine Waffen gesegnet, Alinagore (= Hafen Gottes) heißen solle. Die gefangenen Engländer ließ er vor sich führen, sprach seine Entrüstung darüber aus, dass sie die Frechheit gehabt, das Fort gegen ihn zu vertheidigen, und dass er in ihrem Schatz eine so kleine Summe, nur 50.000 Rupien, gefunden habe, versprach ihnen aber dann „auf das Wort eines Kriegers", dass ihr Leben geschont werden solle.[1])

Die schwarze Höhle.

Aber die Behandlung, die jetzt den Gefangenen widerfuhr, war schrecklicher als der Tod. Die 146 Engländer wurden in ein Gefängnis geführt, das „schwarze Loch" (The black hole), welches bisher nur für einzelne meuterische Soldaten bestimmt und bloß 18 Fuß breit und 14 Fuß lang und mit zwei kleinen Fenstern versehen war. Viele meinten, es wäre ein Scherz, allein man trieb die Gefangenen mit den Säbeln in die Zelle, schloss die Thüre mit Gewalt und verriegelte sie. — Es war Hochsommer. Viele litten noch an frischen Wunden; der Dunst, der Durst, die Schwierigkeiten des Athmens ward schnell unerträglich. „Wasser, Wasser!" riefen die Unglücklichen in Todesängsten. Man brachte zwei Schläuche an die kleinen Luftlöcher, konnte sie aber durch die eisernen Stangen nicht hineinschaffen. Nun entstand darin ein solches Drängen zum Fenster hin, um ein paar Tropfen Wasser zu erlangen, dass mehrere zu Tode getreten wurden. Holwell rief dem wachthabenden Officier zu, er werde ihm am andern Morgen 1000 Rupien zahlen, wenn er den Gefangenen noch ein anderes Zimmer verschaffe. Doch dieser kam bald mit der Antwort zurück, der Nabob schlafe — und man dürfe denselben nicht wecken. Nun drängten andere zu der Thüre hin, um dieselbe einzusprengen, aber die Riegel waren zu fest. Manche schrien den Wachen alle möglichen Beleidigungen zu, um sie zu reizen, ins Gefängnis zu feuern, um schnelleren Tod zu erlangen. Vergebens. Die Soldaten brachten Lichter an die Fenster und schienen Freude zu haben an dem Schmerzensgeschrei und den verzweifelten Bewegungen der Gefangenen, von denen einige wahnsinnig wurden. Auf das Heulen der Verzweiflung folgte bald Todesstille. Um zwei Uhr in der Nacht lebten nur noch 50 von 146; und als am Morgen mit Mühe die Thüre geöffnet wurde, schwankten nur noch 23 Gestalten, mehr Gespenstern als Menschen ähnlich, aus der schrecklichen Höhle, aus welcher man 123 Leichen schaffte, die schnell in eine Grube geworfen und verschüttet wurden. Muselmännische Geschichtschreiber sagen, der Nabob habe diesen Greuel nicht angeordnet; er habe nichts davon gewusst; allein er machte sich zum Mitschuldigen, indem er am anderen Morgen kein Wort des Mitleids oder Bedauerns für die Armen hatte, sondern ihnen nur drohte, wenn sie die verborgenen Schätze nicht herausgäben. Holwell wurde vor ihn gerufen, musste aber von zwei Wachen getragen werden, denn er konnte nicht mehr gehen, und ward mit weiteren Misshandlungen bedroht, wenn er die Schätze nicht anzeige, und mit zwei anderen Vorstehern in einen Kuhstall gesperrt, wo man ihnen nur Reis und Wasser zur Nahrung gab und sie mit Eisen belud. „Der Tod", äußerte Holwell später, „würde mir damals als die größte Gunst erschienen sein, welche mir der Tyrann erweisen konnte."

Die Kunde von dieser schrecklichen Nacht, vom Verlust der Factoreien kam im August nach Madras und erweckte einen Schrei nach Rache. In

[1]) Orme, der mit Clive 1742 im gleichen Schiffe fuhr und später sein Geschichtschreiber wurde, History of the military transactions in Hindostan, II, p. 29—70.

wenigen Stunden war alles schon angeordnet zu einem Zug nach Bengalen, 900 Mann englisches Fußvolk, 1500 Sepoys, und Clive zum Befehlshaber ernannt. Er war nämlich 1755 wieder nach Asien gesegelt, nachdem er von der Compagnie zum Gouverneur der Festung St. David und vom König zum Oberstlieutenant ernannt worden war. Unterwegs hatte er dem Seeräuberstaat Angria an der Küste von Koromandel ein Ende gemacht und reiche Beute gewonnen. Clive.

Im December traf Clive mit seinem kleinen Heer in Bengalen ein, nahm Kalkutta wieder (2. Januar 1757) und erstürmte die Stadt Hugly. Suradscha Daula schwankte zwischen Schrecken und Wuth. Er brach mit 40.000 Mann gegen das Häuflein Engländer auf, er machte den Franzosen den Antrag, mit ihrer Streitmacht sich ihm anzuschließen. Er sandte aber auch an Clive und versprach Entschädigung. Dieser unterhandelte, rückte aber zugleich unaufhaltsam vor. Es war sein Grundsatz, die Inder hätten kein Gefühl für Ehre, man dürfe ihnen gegenüber Bestechung, Meineid und Fälschung unbedenklich anwenden, man habe keine Verbindlichkeiten gegen Leute, die selber nie ihr gegebenes Wort hielten; die Asiaten seien treu- und gewissenlose Menschen, die man mit gleicher Münze bezahlen müsse.[1]) — Was der Nabob anbot, war viel: nicht bloß alle früheren Privilegien, das Recht, Kalkutta zu befestigen, die Befreiung englischer Waren von allen Gebüren und Zöllen, die Zurückgabe von allen geplünderten Gegenständen, ja sogar inniges Schutz- und Trutzbündnis. Von der „schwarzen Höhle" aber war dabei keine Rede, und dennoch nahm der Rath von Kalkutta dieses Angebot an. — Clive sah dies als günstige Gelegenheit an, der Stellung der Franzosen in Tschandernagore ein Ende zu machen, was ihm in wenig Tagen gelang, den Nabob aber sehr erbitterte, denn es sei auf seinem Gebiete geschehen und er habe es nie gebilligt. Auf einmal schlug der Nabob um, schrieb an Bussy um schleunige Hilfe gegen die Engländer, was diesen wieder bekannt wurde, so dass sie Ausweisung der Franzosen von seinem Gebiete verlangten. Unterhandlung.

All dies brachte Clive zur Überzeugung, dass nur in einem Schlage Heil zu finden sei. Einen solchen hatte er gleich im Beginne versucht; er war während eines dichten Nebels in das feindliche Lager eingedrungen und hatte dasselbe in etwa zwei Stunden unter großem Gemetzel durchkreuzt. Nur der Umstand, dass der Nebel nicht fiel, wie es gewöhnlich um acht Uhr zu geschehen pflegt, und dass die Engländer sich infolge dessen verirrten, war schuld, dass die Schlacht keine entscheidende wurde, und dass Clive einen für sein kleines Heer bedeutenden Verlust von 120 Europäern und 400 Sepoys erlitt. Doch hatte seitdem Suradscha eine große Angst vor der verzweifelten Thatkraft des „Tapferen im Krieg", wie er Clive zu nennen beliebte. Aber die Maßregeln dieses Mannes waren schwankend und das musste ihn verderben; denn außer der Kühnheit Clives hatte er Verrath im eigenen Lager zu fürchten. In Murschidabad bildete sich eine Verschwörung, den verhassten und unfähigen Suradscha Daula abzusetzen und dessen General Mir Dschaffir auf den Thron zu erheben. Der letztere versprach den Engländern eine glänzende Entschädigung und Lohn für ihre Sol- Verschwörung. Mir Dschaffir.

[1]) Orme, l. c. Bd. VI, VII und IX. — Malcolm, The life of Lord Clive. London 1836. I, p. 310.

daten und verhieß mit einer Abtheilung des Heeres zu ihnen überzugehen. Clive dagegen versprach, Mir Dschaffir auf den Thron zu erheben. Ein reicher Hindu-Kaufmann, Omichund, welcher viele Geschäfte mit den Engländern bisher gemacht hatte, war der Unterhändler. Auf einmal drohte Omichund jedoch, er werde die Verschwörung dem Nabob mittheilen, wenn man ihm nicht als Belohnung drei Millionen Gulden zusichere und einen ihn betreffenden Artikel in den Vertrag zwischen den Engländern und Mir Dschaffir aufnehme. Das Leben aller Verschworenen stand in Gefahr, der Ausschuss war in Verlegenheit, was zu geschehen habe. Clive aber fand rasch ein Auskunftsmittel: man solle Omichund versprechen, was er verlange, und diesen Schurken mit seinen eigenen Kunstgriffen schlagen; bald werde Omichund von ihnen abhängen und dann brauche man das Versprechen nicht zu halten. Der Rath wurde befolgt und, um den schlauen Hindu zu täuschen, ein echter und ein falscher Vertrag geschrieben: im falschen war Omichund mit seiner Forderung genannt, im echten nicht, und als der Admiral Watson aus persönlicher Ehrenhaftigkeit sich weigerte, den falschen Vertrag zu unterzeichnen, trug Clive kein Bedenken, die Handschrift des Admirals fälschen zu lassen, denn es sei gerecht, einen Betrüger zu betrügen.

Jetzt war das Netz gestellt und Clive begann in einem Schreiben den Nabob des Verrathes zu bezichtigen und zu bedrohen, worauf der Nabob mit 15.000 Reitern und 35.000 Mann zu Fuß, 40 großen Kanonen und einigen kleineren Geschützen gegen die Engländer aufbrach. Clive hatte nur 3000 Mann, dennoch überschritt er den Hugly, obschon er überzeugt war, dass keiner der Seinen über denselben zurückkehren werde, wenn er eine Niederlage erleide. Gegen die Ansicht des Kriegsrathes fasste Clive den festen Entschuss, alles zu wagen, und so kam es am 23. Juni 1757 zur Sieg bei Plassey. Schlacht bei Plassey, welche über den Besitz von Bengalen entschied. Die Hindu griffen an, aber ohne rechten Erfolg, obwohl sie in achtzehnfacher Überzahl waren. Von Verräthern erhielt der Nabob den Rath, sich zurückzuziehen. Er befahl es und die Engländer griffen die sich wendenden Truppen an, zerstreuten sie und nahmen sämmtliches Geschütz und Gepäck und zwar bloß mit einem Verlust von 22 Todten und 55 Verwundeten.

Mir Dschaffir Nabob. Während der Schlacht hatte Mir Dschaffir sein Versprechen, zu den Engländern überzugehen, nicht gehalten; sobald aber der Sieg entschieden war, gieng er zu ihnen über und Clive that klugerweise, als ob er von diesem Verrathe nichts merkte, und begrüßte den Zitternden als Freund und Nabob von Bengalen, Orissa und Behar. Beide brachen dann nach Murschidabad auf, wohin Suradscha Daula schimpflich geflohen war. Hier riethen dem Unglücklichen einige zum Widerstand, andere zur Flucht. Das letzte entsprach seinem feigen Charakter am besten und Suradscha Daula floh mit den kostbarsten seiner Edelsteine und der schönsten seiner Frauen auf einem kleinen Boot über den Ganges, wurde jedoch von einem Landmann, dem er vor kurzem hatte die Ohren abschneiden lassen, erkannt und nach Murschidabad gebracht. Hier flehte er auf den Knien um sein Leben. Mir Dschaffir empfand Mitleid; sein Sohn ließ aber den Unglücklichen in der Nacht tödten.

Suradscha Daulas Ende.

Sofort setzte Clive Mir Dschaffir unter großen Feierlichkeiten als Nabob von Bengalen ein, der dafür den Siegern das freie Eigenthum über alles Land innerhalb des Mahrattengrabens und alle Gefälle des Bezirks zwischen Kalkutta und dem Meere, als Entschädigung für Verluste und Bezahlung für Heer und Flotte die Summe von 27,500.000 Gulden verlieh. Clive bekam zwei Millionen. Später erklärte er, als man ihm die Annahme im Parlamente vorwarf: „Wenn ich mich erinnere, wie ich in die Schatzkammer des Nabob eintrat, wo rechts und links Haufen von Gold und Silber lagen und obenauf Juwelen, so staune ich noch heute über meine Bescheidenheit.“ Und in der That wäre es ihm ein Leichtes gewesen, das Doppelte und Dreifache zu erlangen, wenn er gewollt hätte. Als Schah Alum, der älteste Sohn des Großmoguls, in Bengalen einfiel und Mir Dschaffir schon verzagen wollte, machte ihm Clive wieder Muth und sprengte mit 450 Europäern und 2500 Sepoys die 40.000 Mann betragende Armee des Gegners auseinander. Der dankbare Mir Dschaffir schenkte ihm nun Ländereien, die jährlich 300.000 Gulden abwarfen. Clive war nun eigentlicher Statthalter der englischen Besitzungen in Bengalen und so mächtig, dass der Nabob nichts wider seinen Willen zu thun wagte. Als Mir Dschaffir, um nur einige Selbständigkeit zu erlangen, insgeheim mit den Holländern unterhandelte und diese sieben große Schiffe mit 1400 Mann den Hugly hinaufsandten, schlug Clive diese zu Land wie zur See so schnell zurück, dass die holländische Behörde die Handlungsweise ihres Admirals tadelte und den Engländern ihre Kriegskosten ersetzte. So war Clive durch seine Unerschrockenheit, durch seinen kühnen Muth und sein Feldherrntalent Sieger über die Franzosen, Statthalter von Bengalen und Begründer der englischen Macht in Ostindien geworden und kehrte, weil das Klima wieder seine Gesundheit angriff, mit hohem Siegesruhm und einem Vermögen, das ihm ein Jahreseinkommen von 400.000 Gulden abwarf, ungefähr eine Million nach heutigem Geldwerte, in seine Heimat zurück, wo er von der Regierung als ein vom Himmel gesandter Heerführer, der ohne alle militärische Vorbreeitung ein ausgezeichnetes kriegerisches Genie bewiesen, begrüßt, zum Lord Clive, zum Baron von Plassey, zum irischen Pair ernannt und mit einem Sitz im Unterhaus versehen wurde. So lohnte England die Verdienste seiner Söhne und die Begründung von Colonien.

Lohn der Engländer.

Neuer Sieg.

Macht Clives.

Heimkehr Clives.

Ehrung.

Wie ganz anders handelte Frankreich! — Im Jahre 1757 hatte im Karnatik der Krieg wieder begonnen und die Franzosen hatten Arkot und selbst Madras wieder eingenommen. Machault hatte kurz vor seinem Falle einige Schiffe nach Ostindien gesendet, die im April 1758 an der Küste des Karnatik erschienen; 1200 Mann regelmäßiger Truppen und ein neuer Statthalter, der General-Lieutenant Graf von Lally, waren darauf, der Abkömmling einer irischen Familie, die Jakob II. in die Verbannung gefolgt war,

Frankreich.

Lally Tolendal. eigentlich Lally von Tully-Dale genannt, was die Franzosen in Tolendal verwandelten.

Lally hatte sich bei Dettingen und Fontenoy ausgezeichnet; er war ein tapferer Officier, aber ohne jeden politischen Takt, hitzig, eigensinnig und unbändig wie ein echter Irländer. Wie La Bourdonnais, verfolgte er auch den Plan, die britischen Niederlassungen zu zerstören. Mit Mitteln und Vollmachten, zu Land wie zur See zu handeln, ausgestattet, welche man Dupleix verweigert hatte und welche unter ihm Indien an Frankreich gebracht hätten, ließ der eifrige Lally Krieg im Karnatik. in derselben Nacht noch, da er das Land betrat, die Truppen gegen das Davidsfort abgehen, und betrieb die Belagerung mit solchem Eifer, dass die Besatzung schon am 2. Juni sich ergab. Das war ein schöner Anfang, aber Lally verfuhr dabei mit einer Rücksichtslosigkeit gegen den Glauben und die Vorurtheile der Eingeborenen, dass diese fortan den Franzosen sich abgeneigt erwiesen. Aus Mangel an Pferden ließ er nebeneinander Brahminen und Paria vor die Kanonen und Pulverwagen spannen. Er ließ das Davidsfort dem Boden gleich machen und dieser Name verschwindet fortan aus der Geschichte. Er ließ aber auch eine sehr berühmte Pagode zerstören und einige Brahminen, die um den lieben Tempel herumirrten, als englische Spione aufgreifen, vor die Mündung der Kanonen binden und diese abschießen. Dadurch erregte er eine weit größere Bestürzung, als wenn er die Stadt in Brand gesteckt und die Einwohner bis auf den letzten Mann niedergehauen hätte. Die Abneigung der Eingeborenen war schuld, dass er mit einem Versuch auf Tandschur scheiterte; dagegen gelang ihm der Angriff auf Madras. Arkot und jetzt wagte er sogar die Belagerung von Madras (December 1758) und, um die Briten vollständig aus dem Karnatik zu vertreiben, rief er Bussy aus dem Dekhan zurück, wo dieser mit so glänzendem Erfolge bisher gekämpft hatte. Es war dies eine verhängnisvolle Maßregel für die Sache Frankreichs in Ostindien. Es gelang ihm, die sogenannte schwarze Stadt von Madras einzunehmen, aber die weiße Stadt oder das Georgsfort vertheidigte sich zwei Monate hindurch mit größter Hartnäckigkeit und siegreich. Im Februar 1759 kam ein englisches Geschwader und jetzt musste Lally die Belagerung aufheben. Indes gieng auch die ganze Küste von Orissa für die Franzosen verloren und das Dekhan, wo zehn Jahre hindurch so viele Erfolge errungen wurden, und erlitten die Franzosen zur See am 2. September 1759 durch Pokocke eine Niederlage. Im October erschien Eyre Coote mit einem kleinen Heere im Karnatik Wandewasch. und eroberte am letzten November Wandewasch. Alsbald eilte Lally herbei, um den Ort wieder zu nehmen. Alle Warnungen Bussys waren vergebens. Am 22. Januar 1760 kam es bei Wandewasch zur Schlacht, welche die Franzosen trotz ihrer Unerschrockenheit und der Tapferkeit Lallys verloren; Bussy, ihr fähigster Officier, wurde gefangen. Die Engländer wurden jetzt Herren des Karnatik. So sehr war der patriotische Geist, den Dupleix zu wecken verstanden hatte, verschwunden, dass die Franzosen sich selber über ihre Niederlage freuten. Nun gab Pondichery. es noch einen Kampf um Pondichery, welches die Franzosen muthig vertheidigten. Am 16. Januar 1761 musste sich jedoch die Stadt ergeben. Lally nebst 2000 Franzosen wurden kriegsgefangen aus Mangel an Lebensmitteln. Alle trugen die Züge des Hungers, der Ermattung und der Krankheit im Gesichte, als sie die Mauern verließen. Auch die anderen Plätze mussten sich im Laufe des Jahres ergeben, und so verschwand die französische Fahne aus dem Karnatik.

Nach so ruhmreichen Erwerbungen ein solches Ende! Die Entrüstung war

in Paris groß; die öffentliche Meinung verlangte ein Opfer und die Regierung warf ihr Lally hin. Als dieser in England, wohin er als Kriegsgefangener gebracht wurde, hörte, dass die Regierung alle Schuld des Verlustes von Indien auf ihn werfe, der eigentlich Folge ihrer eigenen Kopflosigkeit war, so bat er um Freilassung auf Ehrenwort, bis er in Paris sich gerechtfertigt habe. Er hatte Frankreich immer redlich gedient, wenn er auch in seiner Heftigkeit sich hatte Unbesonnenheiten zuschulden kommen lassen. Kaum hatte er Paris erreicht, so wurde er in die Bastille geworfen. Neunzehn Monate blieb er hier, ohne dass man ihn verhörte. Seine Feinde waren unerbittlich; sie klagten ihn vor dem Parlamente der Bestechlichkeit und des Hochverrathes an und dieses verurtheilte den Mann am 6. Mai 1766 wegen Missbrauches seiner Amtsgewalt und weil er die Interessen des Königs verrathen habe. „Ist das der Lohn für fünfundvierzigjährige Dienste!“ rief der Ärmste und griff nach einem Zirkel, um sich die Brust zu durchbohren. Am 9. Mai wurde er auf einem Düngerwagen, mit einem Knebel im Munde, nach dem Grèveplatz geführt und enthauptet. Auf Betrieb seines Sohnes nahm sich Voltaire der Sache des Unglücklichen an, und seiner Bemühung gelang es, dass das Urtheil des Gerichtshofes 1778 aufgehoben und der Familie alle Ehren und Würden zurückgegeben wurden.

Prozess Lallys.

sein Tod.

Im Frieden zu Paris wurde Pondichery nebst einigen anderen Plätzen den Franzosen zwar zurückgegeben, allein sie durften keine Festungswerke mehr errichten und nicht mehr als 150 Mann Besatzung dahin verlegen. 1770 gieng die Ostindische Compagnie vollständig zugrunde. Dagegen gewann England immer mehr Boden. Allmählich und sicher schritt seine Herrschaft über Ostindien voran, wenn sie auch von Zeit zu Zeit durch Fehler der Behörden bedroht schien. Was die Habsucht der Beamten verschuldete, das wendete immer wieder ein außerordentlicher Mann zum Besseren, und so hat auch Clive bei einem dritten Aufenthalt nicht bloß durch Siege, sondern durch schwierige und heilsame Reformen die Grundlage der englischen Macht in Ostindien neu befestigt.

Englands Erfolge.

Clive Statthalter.

Nach seiner zweiten Abreise suchten die Beamten in Bengalen sich rasch zu bereichern. Ein besseres Mittel gab es nicht, als einen Nabob abzusetzen und sich von einem anderen für das Geschenk des Thrones bezahlen zu lassen. So umstellten die Engländer in einer Nacht den Palast Mir Dschaffirs und zwangen ihn, die Regierung niederzulegen und in Wilhelmsfort unter dem Schutze der britischen Waffen zu leben, und riefen dessen Schwiegersohn, Mir Kossim, als Nabob aus. Neun Millionen Gulden musste Mir Kossim der Gesellschaft zahlen und doch hatte sie bald Grund, argwöhnisch sein Verfahren zu beobachten, denn er sann auf Abfall: er vermehrte seine Truppen. Der Grund war, dass ihm seine Lage unerträglich schien. Die Engländer wollten keine Binnenzölle mehr zahlen, sie wollten die Preise der Lebensmittel und Waren selbst festsetzen, sie misshandelten seine Beamten. Die Unterhandlungen mit ihm scheiterten und die Unterhändler wurden von den Truppen des Nabob ermordet. Jetzt beschloss der Rath in Kalkutta, Mir Kossim abzusetzen und Mir Dschaffir wieder auf den Thron zurückzuführen. Major Adams nahm mit 600 Europäern und 1200 Sepoys Murschidabad, schlug die Truppen des Nabob auf den Feldern von

Mir Dschaffir.

Mir Kossim.

Clive" den schönen Grundsatz auf, dass Ehrlichkeit die beste Politik sei, nicht bloß für die Einzelnen, sondern auch für die Gesellschaft, weil das Leben der Gesellschaft länger währe als das der Individuen. Es könnten wohl Einzelne durch Treulosigkeit großes weltliches Glück machen, aber nie könne ein Staat durch Bruch der öffentlichen Treue begründet oder befestigt werden. — Die wirksamste Waffe gegen Falschheit sei die Wahrheit, denn Aufrichtigkeit und Redlichkeit seien die höchste politische Weisheit. „Englischer Muth und englische Intelligenz haben weniger gethan, unser orientalisches Reich zu erweitern und zu erhalten, als englische Wahrhaftigkeit. Alles, was wir hätten gewinnen können, wenn wir die Doppelzüngigkeiten, die Ausweichungen, die Erdichtungen, die Meineide hätten nachahmen wollen, welche gegen uns angewendet worden sind, ist nichts im Vergleiche mit dem, was wir dadurch gewonnen haben, dass wir die einzige Macht in Indien sind, auf deren Wort Verlass gesetzt werden kann. Kein Eid, welchen Aberglaube erfinden kann, kein, wenn auch noch so wertvoller, Geisel flößt den hundertsten Theil des Vertrauens ein, das durch das „Ja, Ja" und „Nein, Nein" eines englischen Gesandten hervorgebracht wird. Keine Festung, wie stark auch durch Kunst und Natur, gibt ihren Insassen eine solche Sicherheit, wie der Häuptling genießt, der auf der Reise durch die Gebiete mächtiger und tödtlicher Feinde mit der britischen Bürgschaft gerüstet ist. Die mächtigsten Fürsten des Ostens können kaum gegen das Erbieten enormer Verzinsung irgend einen Theil des Reichthums hervorlocken, der unter dem Herde ihrer Unterthanen verborgen ist. Die britische Regierung bietet wenig über vier Percent und der Geiz beeilt sich, Rupien zu zehn Millionen aus seinen geheimsten Behältnissen hervorzubringen. Ein feindlicher Monarch mag unseren Sepoys Berge von Gold versprechen, wenn sie die Fahne der Compagnie verlassen wollten. Die Compagnie verspricht nur eine mäßige Pension nach langem Dienste. Aber jeder Sepoy weiß, dass das Versprechen der Compagnie gehalten werden wird; er weiß, dass ihm, wenn er hundert Jahre lebt, sein Reis und Salz so sicher sind, wie der Gehalt des General-Gouverneurs, und er weiß, dass es keinen andern Staat in Indien gibt, der ihn nicht, den feierlichsten Gelübden zum Trotz, in einem Graben Hungers sterben lassen würde, sobald er aufgehört hätte, brauchbar zu sein. Es ist die vortheilhafteste Lage einer Regierung, wenn sie als die einzig vertrauenswürdige inmitten von Regierungen steht, denen niemand trauen kann." [1])

Ehrlichkeit die beste Politik.

Während seines ersten Aufenthaltes hat Clive die Besitzungen der Gesellschaft vertheidigt, während seines zweiten ihr Bengalen erworben, während seines dritten die Verwaltung geordnet und die Grundlage der Herrschaft gelegt. Wäre er länger geblieben, so wäre es von noch größerem Vortheil für die Gesellschaft gewesen.

Allein das Klima griff wieder seine Gesundheit derart an, dass er Ende Januar 1767 nach Europa zurückkehren musste. Er fand aber diesmal den Lohn seiner Verdienste nicht, obschon er während seines dritten Aufenthaltes nichts für sich erworben, sondern sein Vermögen vielmehr verringert hatte. All die Diebe und Bedrücker, die er aus Indien vertrieben hatte, sowie seine alten Feinde im Indiahaus, waren jetzt in England thätig gegen ihn. Der

Clive in England, angegriffen.

1) Macaulay, Essays, Tauchnitz Edition, I, S. 51.

rasch erworbene Ruhm und Reichthum, welch letzteren er auch gern zur Schau stellte, erweckten den Neid.

Die Nabobs, so nannte man die Engländer, die in Ostindien schnell zu einem Vermögen gekommen waren, dienten schon länger den Pamphletisten und Lustspieldichtern zur Zielscheibe des Spottes, und Clive galt als der erste unter den Nabobs. Dazu kamen Unglücksfälle in Indien. 1770 blieb der gewöhnliche Regen in Bengalen aus: die Reisfelder konnten die erwartete Ernte nicht liefern und eine schreckliche Hungersnoth begann, die in vielen Orten die Hälfte oder ein Drittheil der Einwohner vernichtete. In England hieß es, Diener der Ostindischen Gesellschaft hätten allen Reis aufgekauft, um ihn nachher zehnmal theurer wieder zu verwerten, und derart alles Elend verschuldet.

im Parlament.

Der allgemeine Hass richtete sich jetzt gegen Clive, der an der Hungersnoth vollkommen unschuldig war, und die indischen Angelegenheiten kamen zur Verhandlung im Parlamente und Clive wurde dabei zum besonderen Gegenstande des Angriffes gemacht, zumal Sullivan alles Ungemach, alle Verlegenheiten der letzten Jahre seinen selbstherrischen, einsichtslosen Maßregeln und seinem Raubwesen zugeschrieben hatte. Der Angeklagte vertheidigte sich nach seiner eigenthümlichen Art, indem er zum Angriffe übergieng, in einer glänzenden Rede, die selbst den Beifall Pitts erlangte: die Regierung habe gefehlt; sie hätte den Freibrief der Compagnie längst genau untersuchen und eine diesen großen Besitzungen angemessene Regierungsform aufstellen sollen; statt dessen habe sie nichts, gar nichts gethan, im Gegentheile, dieses ganze indische Gemeinwesen wie eine Südseeschwindelei behandelt und nur darauf gesonnen, so viel daraus zu ziehen, als im Augenblicke nöthig war, bloß an die Gegenwart und nie an die Zukunft gedacht. Ihm habe man in der höchsten Noth, wo die Leitung voll Gefahr war, diese Leitung übertragen, und er habe sie übernommen und seine glückliche Lage verlassen („denn ich war glücklich in der Erinnerung meiner Thaten und Verdienste, glücklich in meiner Familie, glücklich in meiner gesellschaftlichen Stellung, glücklich in allen Dingen, ausgenommen in der Gesundheit, die ich im Dienste der Compagnie verloren habe und nicht mehr gewinnen werde"), verlassen, um in ein fernes ungesundes Land zu gehen und dort das undankbare Geschäft der Verbesserung aller Art zu übernehmen. Das große Geschenk, das er von Mir Dschaffir angenommen, behandelte er als eine Kleinigkeit nach dem Maßstabe dortiger Verhältnisse. Clive selber beklagte sich später, man habe ihn im Parlamente wie einen Schafdieb behandelt und man hätte lauter Blasenpflaster angewendet, um ihn bis auf den Grund zu sondiren. Doch vermochte er weder die Anklage des an Omichund begangenen Betruges, noch die wegen der Fälschung der Handschrift Watsons abzuweisen. Es waren dies allerdings große Flecken. Allein Clive hatte auch unleugbar große Verdienste. Das fühlten sehr ehrenwerte Mitglieder des Parlamentes und demgemäß fiel auch das Urtheil seiner Richter aus.

Vertheidigung.

Urtheil.

Das Parlament beschloss nämlich (21. Mai 1773), Lord Clive, Baron von Plassey, habe zur Zeit der Absetzung des Suradscha ed Daula und der Erhebung Mir Dschaffirs auf den Thron von Bengalen allerdings eine Summe von 234.000 Pfund Sterling für sich erworben und das sei durch Missbrauch der ihm anvertrauten Macht und zum bösen Beispiele der übrigen öffentlichen Diener geschehen; zu gleicher Zeit habe Lord Clive dem Vaterlande große

und wichtige Dienste geleistet. Das hieß den Mann, welchen seine Gegner als einen neuen Verres hinstellten, freisprechen. Übrigens wurde beschlossen, alle Erwerbnisse und Besitzungen, welche durch die bewaffnete Macht oder durch Verträge mit fremden Fürsten erworben wurden, seien Staatseigenthum. Die Verwendung solcher Erwerbnisse zum Vortheile eines im bürgerlichen und Kriegswesen Angestellten sei ungesetzlich und müssten diese Erwerbnisse zurückgestellt werden.

Clives Schwermuth

Clive war also so viel als freigesprochen und hatte fortan keine parlamentarischen Angriffe mehr zu leiden. Aber diese Angriffe und Beleidigungen hatten auf seine stolze Seele einen tiefen Schatten geworfen. Von Jugend auf hatte er Hang zur Schwermuth, die jetzt in der Ruhe, wo die reichen Kräfte seiner Seele nicht gespannt waren, nur stärker hervortrat; dazu kamen noch Anfälle einer Krankheit, die er sich in Ostindien geholt hatte, und deren Schmerzen er nur durch Genuss von Opium betäuben konnte. Zum drittenmale kam der Entschluss zum Selbstmorde und diesmal wurde er vollzogen, gerade in der Zeit, als ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber des Heeres ernennen wollte, welches den Aufstand der Nordamerikaner niederschlagen sollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre dann die englische Regierung Siegerin über die Colonien geworden. —

Selbstmord 22. Sept. 1774.

Warren Hastings.

Warren Hastings.

Was Clive angebahnt, setzte der nächste Statthalter, Warren Hastings, fort — eine geniale Natur, doch weniger Krieger als Staatsmann, eifrig für englisches Interesse wie Clive, und nicht weniger rücksichtslos, wenn es die Durchführung seiner Pläne galt.

Herkunft.

Warren stammt von einem Seitenzweige der Familie der Grafen von Huntingdon, welche ihren Ursprung vom normannischen Seekönig Hastings ableiteten.[1]) Seine Familie war heruntergekommen. Das Gut Daylesford hatte sie verkaufen müssen. Der Anblick des Schlosses seiner Ahnen, das in die Hände Fremder gekommen war, erweckte in seiner jungen Seele den Wunsch, es zu erwerben, und nie ist ein Plan entschiedener festgehalten worden, als dieser, und nach einem Leben voll Kampf, voll kühner und verwegener Thaten, ist Warren Hastings in der That als Herr von Daylesford gestorben. Hastings sagte später selber: „Es war eine meiner Lieblingsunterhaltungen, am Ufer jenes Baches zu liegen und zu träumen. Ich erinnere mich, dass ich dort an einem schönen Sommertage, als ich kaum sieben Jahre alt war, zuerst den Entschluss fasste, Daylesfort zurückzukaufen; ich hieng damals ganz von Leuten ab, welche selbst kaum gegen Mangel geschützt waren, und doch ist der Traum des Knaben, der ihm damals schon nicht als unvernünftig erschien, nie wieder aus seinem Geiste entschwunden. Gott weiß, dass es in meiner Laufbahn Zeiten gegeben hat, wo die Erreichung dieses oder irgend eines anderen Zieles eines ehrenhaften Ehrgeizes unmöglich zu sein schien, und doch habe ich die Erfüllung meines Wunsches er-

Jugend.

[1]) Vergl. Bd. IV, S. 208, 313, 315 dieses Werkes.

lebt." — Warren wurde als armer Knabe in der Dorfschule erzogen. Ein Oheim sandte ihn dann in eine gelehrte Schule, wo Warren rasche Fortschritte machte, aber schlecht genährt wurde, so dass er später die Dürftigkeit seiner Gestalt der schlechten Kost zuschrieb. In der Westminsterschule dagegen wurde er bald der erste. Zugleich zeichnete er sich aus als Schwimmer und Bootführer und wurde der Liebling und der Tonangeber seiner Mitschüler, unter denen der jetzt noch so berühmte Dichter Cowper und Impey, später Oberrichter in Ostindien, waren; beide bewahrten ihm ihr ganzes Leben hindurch eine warme Anhänglichkeit. Gern hätte Warren sich dauernd den Studien gewidmet, allein sein Wohlthäter starb und der nächste Verwandte, der für ihn zu sorgen hatte, suchte sich dieser Sorge für ihn so schnell als möglich dadurch zu entledigen, dass er ihm eine Schreiberstelle in der Ostindischen Compagnie verschaffte. Vergebens erbot sich der Rector der Schule, die Erziehung seines besten Schülers auf seine eigenen Kosten zu vollenden, da er einer der ersten Gelehrten seiner Zeit zu werden verspreche. — Warren wurde rasch in die nöthigen Kenntnisse in der Arithmetik und Buchhalterei eingeweiht und 1750 nach Bengalen geschickt und in einem Bureau in Kalkutta verwendet. Zwei Jahre später kam er nach Murschidabad und als Suradscha-Daula den Engländern den Krieg erklärte, fügte es sein glücklicher Stern, dass einige Beamte der holländischen Compagnie sich seiner annahmen und dass er nicht mit den anderen Unglücklichen in die schwarze Höhle gesteckt wurde. Unter Clive war er dann einige Zeit Soldat, doch bemerkte der Feldherr, welcher den Engländern Bengalen erwarb, schnell die hervorragenden diplomatischen Talente des jungen Mannes und stellte ihn am Hofe des neuen Fürsten Mir Dschaffir als den Vertreter der Compagnie an. Warren blieb in Murschidabad bis 1761, wo er als Mitglied des Rathes nach Kalkutta versetzt wurde. Im Jahre 1764 kehrte er, nachdem er sich ein mäßiges Vermögen erworben hatte, nach England zurück, wo er mit seinem Erwerbe arme Verwandte unterstützte, aber auch bei der Universität Oxford die Gründung eines Lehrstuhles zur Pflege persischer Literatur zu erreichen suchte, denn der Sinn für Wissenschaft verließ ihn sein ganzes Leben nicht und als Statthalter von Bengalen hat er für das Aufblühen orientalischer Studien sein Mögliches gethan.

Schule. Talent. Nach Bengalen. Wieder in England.

Nach vierjährigem Aufenthalte in England fühlte sich Hastings wieder arm und bewarb sich bei den Directoren der Compagnie um eine Anstellung und wurde alsbald, unter Belobung seiner Geschicklichkeit, 1769 zum Mitgliede des Rathes in Madras ernannt. Dort leistete er der Gesellschaft große Dienste, so dass er 1772 die Stelle eines Statthalters von Bengalen erhielt. Hatten Clives Siege den Engländern dieses große Gebiet unterworfen, so verschaffte jetzt Warren Hastings durch seine Maßregeln ihrer Herrschaft Dauer. Er machte zunächst der kostspieligen Doppelregierung, welche Clive hatte bestehen lassen, ein Ende. Bisher hatte die Compagnie die wirkliche Herrschaft und der Nabob ihren Schein; ein Minister desselben besorgte die Rechtspflege, die Erhebung der Steuern und die Aufrechterhaltung der Ordnung. Er hatte ein Einkommen von 100.000 Pfund. Der Nabob war eine bloße Staatspuppe, dessen Name auf den Münzen und öffentlichen Urkunden prangte. Dabei hatte er ein Einkommen von 320.000 Pfund und er konnte

Statthalter in Bengalen. Einheit der Gewalt.

Tänzerinnen halten, so viele er mochte. Die eigentliche Regierung saß in Kalkutta und nicht in Murschedabad.

Als Clive die Regierung einrichtete, hatten sich zwei Eingeborene um die Stelle eines Ministers beworben: ein geschickter, ehrenhafter Mohammedaner, Rheza-Chan. Rheza-Chan, und ein reicher Brahmine, Nunkomar. Da der letzte zwar talentvoll und erfahren, aber ein Meister in allem Lug und Trug war, so gab Clive dem Mohammedaner den Vorzug. Der schlaue Hindu konnte seine Zurück- Nunkomar. setzung nicht verwinden und verstand durch seine Werkzeuge bei den Directoren in London Verdacht gegen Rheza-Chan zu erwecken. Warren Hastings bekam auf einmal Befehl, den Minister zu verhaften und eine Untersuchung über seine ganze Verwaltung anzustellen. Es geschah. Rheza-Chan wurde in der Nacht verhaftet, und Schatib-Rai, ein Afghanenhäuptling, der mit der Verwaltung von Behar beauftragt war, kam mit in die Untersuchung. Nunkomar machte den Ankläger, vermochte ihnen aber kein Verbrechen zu beweisen: sie wurden freigesprochen und mit geziemenden Ehren behandelt, aber nicht mehr in ihre Stellung eingesetzt, überhaupt kein Minister mehr ernannt: dieses Amt vielmehr abgeschafft, die Handelsgesellschaft übernahm die ganze Verwaltung. Das war wohlfeiler als die bisherige Der Großmogul. Doppelregierung. Desgleichen wurde dem Großmogul in Delhi der bisherige Gehalt gestrichen, zumal er den Engländern sich feindselig gezeigt und den Mahratten Allahabad und Korah, mit denen er früher Lord Clive belehnt, abgetreten hatte. Warren ließ durch die englischen Truppen beide Bezirke rasch besetzen und trat sie um die Summe von 50 Lack Rupien an den Nabob von Oudhe ab und half so den finanziellen Bedrängnissen der Gesellschaft ab.

Das war ein Handel, durch den dieser Statthalter der Gesellschaft, deren eifriger Diener er war, aus ihrer Geldverlegenheit half. Schlimmer war ein anderer, obschon er nur den gleichen Zweck hatte. Der Nabob von Oudhe Rohillas. war im Streite mit den Rohillas, jenem tapferen, edlen Afghanenstamme, der ein Jahrhundert zuvor für Hilfe, die er den Barberiden leistete, mit Speerlehen in dem Gebiete zwischen dem Himalaya und dem Ganges belohnt worden war. Rohilkund (Gebirgsland), wie das Gebiet seitdem hieß, blühte auf unter der milden Herrschaft dieser tapferen Männer, das fruchtbare Land glich einem fortdauernden Garten. Sie hatten nie etwas gegen die Engländer gethan, dennoch schloss der Statthalter von Bengalen einen Vertrag, wonach eine englische Truppenabtheilung, deren Erhaltung der Nabob bestritt, ihm bei der Eroberung des Landes beistehen und dafür die Gesellschaft, wenn das Ziel erreicht, die Summe von 40 Lack Rupien erhalten sollte. Der Kampf begann im Jahre 1774. Die Rohillas stritten mit dem Muthe von Löwen, erlagen aber der europäischen Kriegskunst und Disciplin in der Schlacht bei Kattara (23. April 1774). Ihr Fürst, dessen Tapferkeit selbst seine Feinde bewunderten, fand in der Schlacht den Tod. Der Nabob führte den Krieg mit Feuer und Schwert in barbarischer Weise. Die Frauen des Gefallenen baten die Engländer heimlich um Reis mit Wasser: „Hafis ist erschlagen und seinen Kindern bleibt keine Spanne dieses Landes. Sie sind herausgerissen aus ihren Wohnungen, nackt und entblößt wurden sie der Hitze, dem brennenden Sande und allen Winden ausgesetzt. Gestern war ich noch die Gebieterin über Hundertausende und jetzt fehlt mir ein Schluck Wasser: wir sind alle unschuldig, und hat jemand gefehlt, so ist es der Fürst. Weshalb züchtigt man nun die Familie und die Kinder für die Vergehen des Vaters? Besser ist der schnelle Tod durch den Dolch, als die lange Pein durch Hunger und Durst." —

Haſtings hatte nichts gethan, um das Los der Beſiegten zu ſichern. Das Land, das einſt ein fortlaufender Garten war, wurde eine ungeſunde Sumpf- und Moorgegend. Begreiflich, daſs der engliſche Name beim ganzen Volke verhaſst wurde und daſs viele den Glauben der Väter verließen und ſich den Sikhs zuwandten, nur um an den Engländern einſt Rache nehmen zu können.

Daſs britiſche Truppen verwendet wurden, um eine freie Bevölkerung der Laune und Grauſamkeit eines aſiatiſchen Deſpoten zu überliefern, muſste jedes engliſche Herz empören. Gerade jetzt landeten die Mitglieder des Obergerichtes und des Rathes, welche die Regierung zur Ordnung der Angelegenheit Oſtindiens entſendet hatte. 1773 hatte nämlich Lord North die Regulierungsacte durchgeſetzt, nach welcher der Statthalter von Bengalen die Aufſicht über die anderen Beſitzungen der Compagnie führen und vier Räthe zur Seite haben und ein oberſter Gerichtshof, aus einem Oberrichter und drei unteren Richtern beſtehend, in Kalkutta beſtellt werden ſollte. Im Rathe hatte der Statthalter nur eine Stimme, in Ausführung der vom Rathe gefaſsten Beſchlüſſe dagegen war er unumſchränkt. Der Statthalter wie die Räthe ſollten ihren Poſten fünf Jahre innehaben. Einer der Räthe, Barwell, war ſchon Beamter in Oſtindien, die drei anderen kamen aus England, unter ihnen Philipp Francis, wahrſcheinlich der Verfaſſer der „Briefe des Junius“, ein ſtolzer, ſchonungsloſer Mann, der gerne alles ſchlecht und verächtlich fand. Unterwegs hatten die Räthe viele Klagen wider Haſtings gehört und waren, durch mangelnde Empfangsfeierlichkeiten überdies noch gereizt, zum voraus bereit, über den Statthalter zu richten und ihn ſchuldig zu finden. Da nur Barwell mit Haſtings hielt, hatten ſie im Rathe die Mehrheit und verwarfen alsbald die Unterhandlungen mit dem Nabob von Oudhe, riefen die engliſchen Regimenter aus Rohilkund zurück und griffen die wichtigſten Maßregeln des Statthalters an, die richterlichen, wie die finanziellen, brachten aber auch alles in ihrer gänzlichen Unkenntnis der Verhältniſſe in Verwirrung.

Regulierungsacte.

Francis.

Unordnung.

Die Inder ſchloſſen ſchnell aus dem, was vorgieng, daſs Haſtings ein gefallener Mann und alle Gewalt bei den Räthen ſei. Alsbald liefen eine Menge Beſchwerden über den Statthalter ein. Nunkomar, welcher Haſtings längſt grollte, und ihn noch mehr haſste, ſeit er ihm alle Ausſicht benommen, Miniſter zu werden, trat ſogar mit einer ſchriftlichen Anklage vor die Räthe: der Statthalter habe Ämter verkauft und Beſtechung angenommen, um Schuldige, wie Rheza-Chan, entrinnen zu laſſen. Der Statthalter weigerte ſich, die Räthe als ſeine Richter anzuerkennen und leugnete, daſs ſie gegen ihn den Prozeſs beginnen dürften: ſie könnten höchſtens als Ausſchuſs die Zeugen abhören und über das Ganze an die Directoren in England berichten. Übrigens beruhe die Anklage auf grober Lüge. Die Mehrheit aber wollte den Prozeſs beginnen und Nunkomar verlaſſen. Da verließ Haſtings mit Barwell die Sitzung.

Haſtings angeklagt.

Ehe nun die Sache weiterſchritt, geſchah ein Schlag wider Nunkomar. Ein eingeborener Kaufmann klagte Nunkomar der Fälſchung an und vermochte vor

Nunkomar angeklagt, englischen Geschworenen seine Anklage zu beweisen, und der oberste Gerichtshof, dem Impey vorsaß, verurtheilte den Schuldigen zum Tode durch den Strang. Keine Verwendung der drei Räthe vermochte den Unglücklichen zu retten. Der siebzigjährige Nunkomar, das Haupt der Brahminen, endete am 5. August 1775 gehenkt. am Galgen. Ein Brahmine sollte jedoch wegen keinerlei Verbrechen nach indischer Ansicht hingerichtet werden. Ein Schrei der Verzweiflung erhob sich daher unter den Eingeborenen, als das Brett unter den Füßen des Verurtheilten weggezogen wurde und er am Galgen baumelte.

Eines war den Hindu aus der Hinrichtung Nunkomars klar geworden: der Statthalter war doch mächtiger als die Mehrzahl der Räthe, er konnte jeden Gegner zermalmen, und sicher schrieben sie die Anklage wider Nunkomar dem Betriebe von Hastings zu. Fortan war der Statthalter von keiner Anklage von Seite eines Eingeborenen weiter beläftigt. Die Engländer in Ostindien waren ohnehin für ihn, denn er förderte ihre Sache. Bald starb einer der drei gegnerischen Räthe und jetzt hatte Hastings, dessen Stimme die entscheidende war, das Übergewicht: unbedingt herrschte er nun in Ostindien.

Wie Hastings Indien regiert. Er ließ zur Gleichmäßigkeit der Besteuerung eine neue Vermessung vornehmen, er machte den Diebsbanden ein Ende, er führte Bezirksgerichte für geordnete Rechtspflege ein, er hielt die öffentliche Ruhe aufrecht, er hob die drückende Steuer auf Heiraten auf, er verschaffte England durch Subsidienverträge mit den einheimischen Fürsten das Übergewicht. Seiner Thatkraft verdankt es England, dass Frankreich während des amerikanischen Befreiungskrieges keinen Angriff auf Ostindien wagte; den Ausfall, den England in der westlichen Welt erlebte, suchte Hastings mit Erfolg in der östlichen auszugleichen.

Das Parlament. Übrigens wurde vom Parlamente 1784 wegen der Missstände, welche im Streite zwischen Hastings und seinen Räthen sich offenbarten, bestimmt, dass der oberste Gerichtshof über den Statthalter und seine Räthe keine Gewalt habe, noch über die Beamten, welche im Auftrage der indischen Regierung handeln. Die indische Regierung allein habe das Steuerwesen zu ordnen, wider Rückständige zu verfahren und Streitigkeiten zwischen Hindu und Moslimen nach ihren besonderen Gesetzen zu begleichen. Seien die Parteien verschiedenen Glaubens, so gelte das Gesetz des Beklagten. Das Recht und Ansehen der Familienoberhäupter solle gewahrt, eine Sitte der Eingeborenen nicht als Verbrechen betrachtet werden, wenn sie es auch nach englischem Gesetze wäre. Überhaupt solle auf Sitten, Gebräuche, Ansichten der Eingeborenen möglichst Rücksicht genommen werden.

Krämergeist. Das hieß sich den Eingeborenen nähern und die eigene Herrschaft befestigen. Übrigens ließ sich die Compagnie doch nur von ihrem Krämergeiste leiten und sind manche Schritte, zu welchen sich der muthige, umsichtige Hastings fortreißen ließ, nur ihrem steten Drängen auf Geld zuzuschreiben. Einsichtsvolle sahen schon damals, dass die Regierung selber einschreiten und

Ostindien übernehmen müsse. In den glänzenden Reden, welche später gegen und für Hastings im Parlamente gehalten wurden, brach sich diese Ansicht immer mehr Bahn und Pitt[1]) äußerte 1784, es sei ein Unsinn, ein Reich Pit
von 30.000 Quadratmeilen und 100 Millionen Einwohnern von Kaufleuten regieren zu lassen, die sich in ihren Ansichten und Maßregeln von den augenblicklichen, oft scheinbaren Handelsvortheilen leiten und nach monopolistischen Grundsätzen das schwankende Schicksal von Millionen Menschen und Menschenrechten bestimmen wollten. Aber der Eigennutz ist zähe und der Kampf währte in England lange. Man denkt unwillkürlich an das, was Strabo über das Geheimthun der Phöniker und Karthager mit ihren Handelswegen und ihrem Warenabsatze sagt, wenn man in Malcolm liest, die indischen Verhältnisse seien nicht nur dem größten Theile des englischen Volkes, sondern auch den Ministern, Lords, Parlamentsmitgliedern, selbst den englischen Geschichtschreibern unbekannter als die Verhältnisse des Negerreiches Timbuktu. Die indischen Besitzungen hätten ihre eigene Regierung, die für Indien bestimmten jungen Leute erhielten eine eigene Erziehung, die aus Indien Zurückgekehrten hätten ihre eigenen Geschäfte, Gewohnheiten, Genossen, Gesellschaften, von denen sie wie von einem Spinngewebe umzogen wären.[2]) Unter solchen Verhältnissen war es möglich, dass Warren Hastings um Englands Machtstellung sich die größten Verdienste erwerben und zugleich Männer, die ihm entgegen waren, ohne Rücksicht auf Recht und Sitte, niederschmettern konnte. Doch der Tag der Vergeltung kam auch für ihn, seine Verdienste wie seine Rechtsverletzungen wurden in einem Prozeß zur Kenntnis der ganzen gebildeten Welt gebracht, der von genialen Rednern geführt, ein Merkzeichen der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist.

Wir kommen in einem späteren Band an diese Verhandlungen, wenden uns aber jetzt wieder dem Nordosten von Europa zu.

---

1) Pitts India-Bill.

2) Strabo, l. c. III, am Schlusse. — Malcolm, The life of Robert Lord Clive collected from the Family-papers, communicated by the Earl of Powis. London 1836. Preface.

Rußland. Katharina II.

Die Geschichte Rußlands wurde oben[1]) bis zum Sturze Peters fortgeführt. Seine Gattin Katharina bestieg den Thron, nicht als Regentin für ihren unmündigen Sohn Paul, sondern als Selbstherrscherin. Sie nahm die Regierung in ihre starke Hand und schlug alle Versuche, ihr die Zügel aus der Hand zu winden, kurzweg nieder. Jetzt, da sie ihn einnahm, wollte sie glänzen, nicht bloß genießen, wollte sie durch große Thaten ihren Namen unsterblich machen. Sie fühlte Kraft und Muth in sich, ihr Reich umzugestalten und noch größer zu machen, und manchmal schien es auch, als ob sie alles mit einer Zauberruthe berühre, vor der jede Kraft des Widerstandes verwelke.

Peter III. ist, sagt Bilbassow, entthront worden, um die Macht Katharinas II. zu beschränken. Panin, von Haus ein Kleinrusse, hatte als Gesandter in Stockholm an der Adelsherrschaft Gefallen gefunden und wollte dem Senat das Wesen der Gewalt übertragen — die kleinere Hälfte des Senats sollte von der Krone ernannt, aber dann unabsetzbar, die größere Hälfte vom Adel erwählt werden und auch der heilige Synod an seinen Sitzungen Antheil nehmen. Unter dem Senat sollten die Ministerien und der Statthalter stehen und die inneren Angelegenheiten der Provinzen von ähnlichen Versammlungen aus dem Adel entschieden werden. Der Kaiserin hätte dann nur das Recht zugestanden, die Beschlüsse des Senates als Gesetze zu verkünden und für ihre Durchführung zu sorgen. Katharina mochte jedoch nicht die Dienerin eines Senates sein, sie wollte herrschen in dem Vollbesitze der Macht. Ihre Art war, durch andere bekämpfen zu lassen, was sie selber nicht zurückweisen mochte, und so musste General Villebois Panins Plan widerlegen: die Senatoren möchten leicht aus Rathgebern Mitregenten werden wollen — und Panin zog seinen Plan zurück und Katharina blieb alle Gewalt;[2]) sie wollte für sich allein regieren und ihren Ruhm mit niemand theilen, wer es auch sei.

Panins Plan mit dem Senat

abgelehnt.

[1]) S. 374—397.

[2]) Bernhardi, Geschichte Rußlands, II, S. 282. — „Panin und die Fürstin Daschkow", schreibt ein Augenzeuge der Umwälzung, „sahen beide die Regierungsform in Rußland von demselben Standpunkt an, und wenn die Fürstin Daschkow ihrer Geistesrichtung nach vollkommenen Abscheu gegen die Sclaverei hatte, so hatte Panin, welcher 14 Jahre Gesandter am schwedischen Hofe gewesen war, dort republikanische Ideen eingesogen. Sie hatten sich beide entschlossen, ihr Vaterland aus den Klauen des Despotismus zu retten, und Katharina gab sich den Anschein, sie in dieser Ansicht zu bestärken".

Panin wurde durch das Vertrauen bestochen, welches Katharina ihm schenkte. Der englische Gesandte schreibt über ihn:[1] „Panin ist Haupt-, ist einziger Minister: alle inneren und äußeren Angelegenheiten gehen durch seine Hand. Er ist sicher ein unbestechlicher Mann, und wenn er auch nicht ohne Fehler, nicht ohne Hochmuth, Keckheit und Faulheit ist, so bleibt er doch der fähigste Mann für seinen hohen Posten. Die Kaiserin ist ein außerordentliches Weib, sowohl durch ihren Fleiß als ihre Kenntnisse allen Unterthanen überlegen. Der Graf Orlow scheint seit kurzem einen Entschluss gefasst zu haben, der eines gescheiteren Menschen, als er ist, würdig wäre, nämlich sich sehr wenig in Staatsangelegenheiten, namentlich nicht in äußere, zu mengen.“ So hielt Katharina ihrem Minister, so ihrem Liebling die Wage.[2] Orlow

Peter III. war zum Theil gefallen, weil er nach den Gütern der russischen Kirche die Hand ausstreckte. Katharina hatte seine Verordnung zurückgenommen und der Geistlichkeit ihren Besitz von neuem zugesichert. Aber, womit die Lücken im Staatsschatze decken? wie die Politik der Altrussen schwächen, wenn sie dem Clerus mit seinen Gütern auch seinen Einfluss auf das Volk ließ? Ihren Entschluss, die Macht der Geistlichkeit zu brechen, führte sie jedoch viel klüger aus als Peter III., und zwar wieder durch Andere. Einziehung des Kirchengutes.

Auf ihrer Reise zur Krönung warfen sich Klosterbauern vor ihr nieder und baten um Befreiung vom unnatürlichen Druck ihrer Herren. Die Kaiserin hörte die Klage gnädig an und verwies sie an eine Commission, welche den Kirchensatzungen und den Absichten Peters gemäß entscheiden sollte. Die Commission entschied nach den früheren Weisungen Peters I., dass die Verwaltung der Güter des Clerus einem besonderen Kammer-Collegium zu unterwerfen sei, und Katharina bestätigte den Beschluss und gründete das Ökonomie-Collegium, welches 600.000 Rubel jährlich zur Besoldung für alle Bischöfe und Mönche bestimmte, etwa ein Viertel des bisherigen Ertrages; auch behielten die Geistlichen freie Holzung in ihren ehemaligen Wäldern und etwas Land zu Garten Ökonomie-Collegium.

Bilbassow, l. c. II, S. 179. Sie setzten Bedingungen auf, nach welchen die russischen Großen, indem sie Peter III. entthronten, die Krone nach formeller Wahl mit beschränkter Macht seiner Gemahlin übertrugen. In Schweden gab es Stände, einen Adel, eine Geistlichkeit, Städter und Bauern. In Russland aber hat sich die Organisation des Staates auf ganz anderen Grundlagen gebildet und entwickelt, darum meinte Villebois mit Grund, es könnten aus der Rathsversammlung leicht Mitregenten erwachsen; die Weisheit der Kaiserin schließe jedoch diese Gefahr aus. Ihre Einsicht und ihr klarer Blick bedürfen gar keiner besonderen Rathsversammlung, aber ihre Gesundheit bedarf Erleichterung der Beschwerde all der verworrenen Angelegenheiten, welche bis zu ihr dringen. Dem könnte wahrscheinlich vollkommen abgeholfen werden, wenn ihr eigenes Cabinet in die nothwendigen Departements eingetheilt würde und zwar so, dass nur gewisse, von dem Gesetz bestimmte Vorträge ihr selbst gemacht würden, und in jedem Departement ein Staats- oder Cabinetssecretär den Vorsitz führte. Diese Secretäre müssen die einlaufenden Papiere in Empfang nehmen, numerieren, Protokoll über die einlaufenden und hinausgegebenen Papiere führen, dieselben zu bestimmten Stunden vorlegen, die Resolutionen der Kaiserin nach jeder Vorlegung formulieren, dieselben, zur allerhöchsten Unterschrift vorlegen und ohne Verzug in Ausführung bringen. Das war der Absolutismus, wie er Katharina II. gefiel.

[1] La Cour de Russie il y a cent ans. Extrait des dépêches. Troisième édition, Berlin 1860. p. 244.

[2] Raumer, Beiträge, II, S. 523.

und Viehweide; noch wurde den Popen etwas Ackerland verliehen, im übrigen waren sie an die Gaben der Gläubigen verwiesen. Die 910.086 Ökonomiebauern sollten statt der bisherigen Leistungen und Abgaben an die Geistlichkeit jährlich eine Kopfsteuer von einem und einem halben Rubel erlegen. Eine Million Rubel wurden zu Pensionen für arme Officiere, die lange gedient hatten, für Invaliden, Witwen und Waisen, zu Hilfsgeldern an Spitäler und Armenhäuser, und 300.000 Rubel wurden zu Gnadengehalten an verdiente Personen bestimmt. Unter diesen waren die Bischöfe, welche über diesen Eingriff in das Recht schwiegen und stumme Hunde

Der Clerus wird arm.

machten, welche nicht bellten. So verlor der russische Clerus sein Vermögen,[1]) seine Unabhängigkeit der Krone gegenüber, und wurden die Popen zur Armut verurtheilt und von allen Mitteln, zu höherer Bildung zu gelangen, ausgeschlossen.

Cleriker nach England.

Um den Gottesdienst nach ihrer Ansicht vom Aberglauben zu reinigen und den Bilderdienst möglichst zu verringern, schickte Katharina junge Leute geistlichen Standes nach England. Dort war gerade der Theismus Mode, dort sollten sie Religion und Philosophie kennen lernen — das heißt ihren Glauben ablegen. Diese Maßregel war jedoch ein Schlag ins Wasser, sie zog höchstens einige radicale Geistliche heran. Der Bilderdienst aber ist heute noch in Rußland wie damals.

Der Erzbischof von Nowgorod.

Der Metropolit von Nowgorod pries in seiner Huldigungsrede die Kirche glücklich, daß sie errettet sei „aus den Klauen jenes königlichen Bären, der den Honig aus den heiligen Bienenstöcken zu rauben begann. Petrus hat dem Schergen des Oberpriesters das rechte Ohr abgehauen, aber hätte Gott diesem Petrus nicht bei Zeiten das Handwerk gelegt, wir würden nicht das rechte Ohr allein, wir würden auch das linke verloren haben, so daß wir weder mit dem einen von unseren Einkünften, noch mit dem andern von unserm Glauben würden im Stande gewesen sein, sprechen zu hören. Wir waren schon gleichsam an den Bettelstab gebracht, den wir in der Hand zugleich mit dem Hirtenstabe tragen sollten. Dem Priester am Altar fiel weit schlechterer Lohn zu als dem Kosaken im Felde. Wohl gibt es Fälle, wo eine billige Geldbeisteuer von Seiten der Geistlichkeit nicht zu umgehen ist. Wenn aber das Bedürfnis nicht vorhanden ist, so steht der Fluch auf dem Gepräge des Geldes, das den Dienern Gottes entrissen wird.“[2]) Der Mann wiegte sich vergebens in der Hoffnung, daß die russischen Geistlichen mehr haben würden als die Kosaken. Katharina II. redete

Schlauheit Katharinas.

bald die Bischöfe ihres Reiches mit den Worten an: „Wenn ich Sie frage, welchem Stande Sie angehören, so werden Sie mir antworten: ‚Wir sind die Nachfolger jener Apostel, denen Gott aufgetragen, die Verachtung der irdischen Güter zu predigen.‘ Ich habe es oft aus Ihrem Munde gehört, daß die Pflichten der Bischöfe sich allein auf das Seelenheil der Gläubigen beschränken, und daß ihr Reich nicht von dieser Welt war. Da Sie sich stets für die treuesten Unterthanen meiner Krone ausgaben, so werden Sie dieser auch gerne zurückgeben, was ihr gehört.“ — So ist die russische Kirche arm und abhängig geworden, weil die

[1]) Bericht des sächsischen Gesandten bei Herrmann, l. c. V, S. 559.

[2]) Rußland und die katholische Kirche, von Alexander Freiherren von Helfert, Wien 1867, S. 162.

Mehrzahl der Bischöfe nicht den Muth hatte, Einsprache gegen den Raub zu erheben. (Nach ungefährer Berechnung verschenkte übrigens Katharina nach und nach an ihre vielen Lieblinge 150 Millionen Rubel.) [1])

Arsenius von Rostow.

Einer hatte diesen Muth: Arsenius Macejewić, Erzbischof von Rostow und Jaroslaw. Er warf seinen Mitbrüdern vor, sie hätten sich bestechen lassen, und widerrieth in einem Hirtenbriefe die Einziehung des Kirchengutes. Aber es bekam ihm sehr übel. Die Kaiserin ließ ihm durch einen Synod den Prozeſs machen wegen unbefugter Heiligsprechung. Er wurde seiner kirchlichen Würde entkleidet und als einfacher Mönch in ein Kloster am Weißen Meere verbannt und, weil er auch hier nicht schwieg, als Laie unter dem Namen Wral (Schwätzer) in die Festung Reval gebracht. Ein eiserner Knebel am Fenster zeigte ihm an, was ihm bevorstehe, wenn er nochmals für das Kirchengut spreche. Nach fünfzehn Jahren erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Nähere Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann finden wir in Bilbassow.[2]) Wenn man den Ukas und die Instruction liest, so kann man sich leicht davon überzeugen, daſs sich unter den Personen, welche sich zu jener Zeit um den Thron Katharinas drängten, knechtisch gesinnte Personen, die zu jedem Worte „Ja“ zu sagen fähig waren, und Sclaven, die jeden Befehl ausführten, aber keine Männer sich befanden, die mit dem Geschäftsgange bekannt gewesen wären, auch kein administrativer Kopf war. Zur Ehre der russischen Geistlichkeit muſs es gesagt werden, daſs sich in ihrer Mitte einige Hirten befanden, welche Geist, Energie und Überzeugung besaßen, und fähig waren, die weltliche Macht zu beschämen und zu bekämpfen. An deren Spitze stand der hochwürdige Metropolit von Rostow, Arsenij.

Ein polnischer Schlachcitsch von Geburt, ein Priestersohn seiner Herkunft nach, wurde Alexander Ivanowitsch Matziewic in der Epoche Peters des Großen geboren, und wuchs in derselben auf. Er verließ früh schon das heimatliche Wladimir-Wolinſk, besuchte die geistlichen Schulen in Lemberg und Kiew, lebte in dem Nowgorod-Lewerky-Spaſsky-Kloster, wo er als Mönch eingekleidet wurde, und den Namen Arsenij annahm. Im Jahre 1718 trat er, einundzwanzig Jahre alt, in die Kiewische geistliche Akademie ein, wo er während acht Jahren Philosophie und Theologie studierte.

Er war viel gereist, war in Tschernigow, Moskau, Tobolsk gewesen, hatte Ustjug, Cholmogory und das Ssolowetzky'sche Kloster besucht und eine Expedition auf dem Ob mitgemacht, welche einen Seeweg nach Kamtschatka suchte, und diente in Petersburg. Seine geistliche Carrière machte er ziemlich rasch: er trug die lateinische Sprache in der Klosterschule vor, war Prädicator am Kiewischen Erzbisthum, Religionslehrer beim adeligen Landcorps; im Jahre 1740, erst vierundvierzig Jahre alt, nahm er das Prälaten-Katheder in Tobolsk ein und wurde im Jahre 1742 Metropolit von Rostow und Mitglied des Synods.

Es war ein bedeutender, einheitlicher Charakter. Indem er sich dem Dienste der Kirche widmete, arbeitete er ausschließlich an der Aufrechthaltung ihrer Würde,

---

[1]) Masson, Denkwürdigkeiten, III. Abtheilung: Von den Günstlingen.
[2]) L. c. II, S. 320.

die er eifersüchtig schützte vor den Irrlehren Andersgläubiger und Sectierer sowohl, als vor Erpressungen durch die weltliche Macht. Im Ssolowetzky'schen Kloster begegnete er zufällig einem Sectierer, wurde sein Angeber und setzte eine ganze Schrift gegen dessen „Lügen" auf. In Tobolsk führte er einen erbitterten Kampf gegen die sibirische Administration, welche die getauften Tataren auf alle Weise bedrückte. In der Zeit, wo ganz Rußland von der Eigenmächtigkeit des andersgläubigen Biron zitterte, verweigerte er ihm den Eid als Regenten und später, als er Mitglied des Synods war, huldigte er Elisabeth Petrowna nicht, weil er sie nicht als „obersten Richter des geistlichen Collegiums anerkennen wollte". Er stellte die Kirche, der er diente, hoch, er bewahrte sie vor dem Eindringen weltlicher Elemente, er stritt gegen das geistliche Reglement, führte einen Kampf gegen den Synod und träumte von einer Wiederherstellung des Patriarchats. Ihm waren der Oberprocur des Synods, ein Officier, die officiellen Gebete und die Anschauungen der Kanzleien gleich widerwärtig. Alles, was in der Religion einen weltlichen, ihr nicht zustehenden Geist hineintrug, was das geistliche Leben des Volkes angriff, seinem Glauben Zwang anlegte, begegnete in Arssenij einem kühnen und mächtigen Streiter, der überzeugt von der Reinheit seiner Lehre und unbeugsam in den Grundlehren war, die er bekannte.

Arssenij lebte in einer schweren Zeit für die Kirche. Er wurde sich seiner selbst bewußt während der Epoche Peters des Großen, als die regierende Macht anfieng, die Kirche zu unterjochen und unter der Ferse zu halten, und überlebte die Zeiten Birons, wo die rechtgläubige Kirche mißachtet wurde. Kaum war Elisabeth Petrowna gestorben, als Peter III. sich bestrebte, die Kirche und die Geistlichkeit durch seine Veranstaltungen zu erniedrigen. Es erforderte eine fanatische Pflichttreue, um in diesem Kampfe zu bestehen, ohne schwankend in seinen Überzeugungen zu werden. Die Maßregeln der Regierung nährten den Fanatismus. Arssenij war Fanatiker im besten Sinne des Wortes, dem Sinne, der den Menschen vor völligem Unglauben bewahrt.

Das Unglück von Arssenijs ganzem Leben bestand darin, daß er zu der Zeit lebte, wo die Frage der Besitzthümer der Kirche ihrer Lösung entgegengieng. Es konnte nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, wie Arssenij zu dieser Frage stand. Für Leute von seinem Schrot und Korn war es nicht einmal eine Frage: Besitzungen, welche der Kirche durch freiwillige Beiträge gewonnen, welche sie von Großfürsten als Apanage erhalten oder durch Kauf oder sonst auf gesetzlichem Wege an sich gebracht hat, bilden ihr unveräußerliches Eigenthum, sie können nicht expropriiert werden, — „was der Kirche gegeben, ist Gott gegeben." Zu Arssenijs Zeiten sah jedoch die regierende Macht diese Frage von einem anderen Standpunkt an.

Die russischen Fürsten, Großfürsten und apanagierten Fürsten opferten gern und eiferten andere an, der Kirche bewegliche und unbewegliche Habe zu überlassen. Das war vortheilhaft für die Fürsten; freies ungemessenes Land gab es in Fülle. Indem die Kirche Güter, Dörfer und Einöden erhielt, über die weder Pflug noch Sense gegangen waren, bearbeitete sie die Einöde, zog neue Ansiedler hin, legte Dörfer an, verwaltete sie den Besitz und nahm den Fürsten viele Sorgen ab. Mit dem Besitze der Kirche gieng eine gewisse Milderung der Sitten Hand in Hand, es wurde Aufklärung verbreitet, Aberglaube und Roheit ausgerottet. Kirchengut in anderen Fürstenthümern wurde von Moskau aus verwaltet und verstärkte die Macht des Großfürsten. Erst als die Fürstenthümer aufhörten, erwachte das staatliche Bewußtsein, änderte sich der Standpunkt und erklärte

Moskau, die Kirche brauche keinen Grundbesitz. — Schon Peter der Große wollte die Säcularisierung des Kirchengutes. Der Mönch Dmitri erhob seine mächtige Stimme dagegen.

Daniel Sſawwitſch Tuptala, der als Mönch Dmitri hieß, der Autor der dogmatischen Schrift „Erforschung der Brinsk'schen Glaubenslehre", Verfasser der „Tschete-Meneti", der berühmte Redner und Freund des Volkes, ernährte in dem Hungerjahre den ganzen Tschernigow'schen Kreis. Er war ein tadelloser, makelloser Mann, reinen Herzens, der zukünftige Heilige, dessen Reliquien unter der Regierung Elisabeths, der Tochter Peters des Großen, erscheinen sollten, und erhob sich gegen Peters Ukas der Säcularisierung. „Was soll man davon reden," schrieb der heil. Dmitri, „nicht nur, dass sie die Diener der Kirche nicht ernähren, sie nehmen ihnen sogar das, was ihnen gegeben wurde, und rauben das Kirchengut. Sie sagen, dass es den Kirchen und dem geistlichen Stande nicht ansteht, Besitzthümer, Dörfer ꝛc. zu besitzen. Darauf antwortete ich: würde es sich für Euch nicht geziemt haben, die Diener der Kirche, welche für Euch beten, von Euern Besitzungen zu erhalten? . . . Da aber der Geiz Eure Hände geschlossen hält, Eure Herzen mit Begehrlichkeit und Eure Seelen mit Ungunst erfüllt sind, thut es den Kirchen und dem geistlichen Stande noth, Ländereien zu besitzen. Seht Ihr, weshalb die Kirche Grundbesitz haben muss? Wegen Eurer Unmenschlichkeit, damit die Diener der Kirche nicht verarmen, die Gottesdienste zur Ehre Gottes nicht an Bedeutung verlieren, die Tempel Gottes nicht veröden und das Beten zu Gott nicht in der ganzen Welt aufhört."

Erziehungshäuser.

Nun gieng es an den Adel, den sie zu frivol und unwissend fand, weshalb sie beschloss, eine neue Generation zu schaffen, das heißt eine Pflanzschule von Vätern und Müttern zu gründen, die im Stande wären, ihren Kindern dieselben wahren und nachhaltigen Grundsätze der Regierung zu überliefern, welche sie selber erhalten hatten.

Die jetzige Erziehung des Adels sei verkehrt. Man suche nur schnell mit Erfolgen zu glänzen, man wolle nur rasch den Geist eines Kindes mit Kenntnissen füllen, ohne Herz und Charakter zu bilden, also ein Gebäude ohne feste Unterlagen aufführen; trotz alles Firnisses erziele eine solche Behandlung keine guten Bürger, sondern nur unnütze und sogar gefährliche Mitglieder der Gesellschaft; man bilde nur eine Jugend heran von falschen Grundsätzen, die Geschmack finde an Ausschweifungen und sich jeder Zucht entziehe. Katharina spricht in dieser Denkschrift eine ganz richtige Ansicht aus, aber sie zu verwirklichen war schwer. Die Eltern selber leisteten am meisten Widerstand. Um diesen unwirksam zu machen, verordnete die Kaiserin, dass in den öffentlichen Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht die Kinder bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre durchaus und gänzlich von ihren Verwandten getrennt und jedem Einfluss des elterlichen Hauses entzogen würden; sie durften also in den Ferien nicht in die Heimat reisen, sie erhielten nicht einmal auf Stunden Urlaub, um etwa ihre in der Nähe wohnenden Eltern und Verwandten zu besuchen. Töchter von Beamten, Officieren und Kaufleuten, niederem Adel, sollten hier zunächst in allem unterwiesen werden, was zu einer guten Wirtschaft gehöre, und sollten zur größten Reinlichkeit angehalten und unterrichtet werden. Für die männliche Jugend sorgte die Kaiserin zunächst durch Kriegsschulen. 1762 gründete sie eine Ingenieur- und Artillerie-Cadettenschule. 1764 in Jakutzk in Sibirien eine Navi-

Abschließung.

Cadettenhäuser. Akademie. gationsschule, um den Handel zwischen dem nordöstlichen Asien und dem nordwestlichen Amerika zu befördern. Schon die Kaiserin Elisabeth hatte eine Akademie für Künste gestiftet; Katharina erweiterte sie. Malerei, Bildhauerei, Kupferstecherkunst und Kunsthandwerke sollten hier gelehrt werden. Im Geiste der Humanität jener Zeit gründete sie in Moskau 1763 ein Gebärhaus, ein Findelhaus für 8000 Kinder, 1767 ein zweites Findel- und Erziehungshaus in Petersburg. Für die Heilung der Kranken glaubte sie 1764 am besten zu sorgen durch ein Reichsmedicinisches Collegium, welchem das gesammte Medicinalwesen und alle Medicinalpersonen untergeordnet wurden.[1] Damals rafften die Blattern Unzählige hinweg und Jenners Erfindung wurde deshalb hochgepriesen. Katharina II. berief aus England Dr. Dimsdal und ließ zuerst sich selbst und dann ihren Sohn impfen und errichtete dann Pockenhäuser in allen Landschaften ihres Reiches.[2]

Impfzwang.

Beschreibung des Reiches. Ein großer Theil von Rußland war nach seiner physikalischen und geographischen Beschaffenheit noch wenig gekannt, noch weniger wissenschaftlich beschrieben. Die Kaiserin gab nun einer Reihe von Gelehrten, darunter Pallas, Falk, Georgi, Gmelin, Güldenstädt, Rytschkow, den Auftrag, die noch undurchforschten Gebiete des Südens und Ostens zu durchsuchen und zu beschreiben. Sie ordnete eine Landvermessungs-Commission an, um sichere Karten des Reiches hervorzubringen.[3]

Gegen Bestechlichkeit. Ein Haupthindernis aller Verbesserungen war die Bestechlichkeit der Beamten. Sie erließ 1762 die schärfsten Befehle gegen Bestechung und Geldererpressung, in denen die Kaiserin gesteht: „Will jemand sich gegen Verleumdung schützen, so muss er es mit Geld thun; will jemand einen andern verleumden, so unterstützt er seine Ränke durch Bestechungen! Ebenso verwandeln viele Richter den heiligen Ort, wo sie in unserem Namen Recht sprechen sollen, in einen Marktplatz: und die geringsten Richter und Beamten folgen diesem Beispiel der Großen in den entferntesten Orten und plagen die armen Leute mit Erpressungen.“[4] Da musste allerdings ein ganz neues Geschlecht geschaffen werden, sollte es besser gehen.

Volksbildung. Billig fragen wir: was geschah für die Erziehung des niederen Volkes? Da wagte Katharina nicht einzugreifen, bevor eine andere Frage, die der Aufhebung der Leibeigenschaft, gelöst wäre. Zunächst suchte sie den Russen Musterbauern hinzustellen. Große Landstriche des Reiches ermangelten der Bevölkerung. Katharina lud nun durch öffentliche Erlässe zur Einwanderung ein.

Musterbauern. Den Einwanderern wurde Reisegeld, freie hilfreiche Leistung bei ihrer Ankunft, zinsenfreier Vorschuss eines Capitals auf zehn Jahre versprochen. Was sie zum eigenen Gebrauch mitbringen, solle zollfrei sein. Selbst zum Verkauf durfte eine Familie Sachen bis zum Werte von 300 Rubel einführen. Sie sollten frei sein von allen Civil- und Militärdiensten, frei von Steuern auf zehn Jahre.

---

[1] Herrmann, l. c. V, S. 332.
[2] Ibid. V, p. 657.
[3] Ibid. V, p. 657.
[4] Ibid. V, p. 338.

Einwanderung.

Sie sollten nach Gutdünken ihr Gemeindeleben einrichten, auch ihre Prediger frei wählen dürfen; alle Bekenntnisse der christlichen Religion sollten des gleichen Schutzes genießen. Das waren lockende Bedingungen für Bauern! Auch Kaufleute und Handwerker suchte man in russische Städte zu führen. Der Schwindel der Auswanderung ergriff ganze Gemeinden in Deutschland, namentlich in der Pfalz. Handwerker und Studenten, tüchtige Arbeiter und Strolche, suchten an der Wolga und Ischora das Glück, das sie in der Heimat nicht finden konnten. An manchen Orten warnten die Behörden, an anderen legten sie der Auswanderung, aus Furcht vor Entvölkerung oder Abnahme der Steuern, Hindernisse in den Weg. Auch aus Frankreich, Polen und Schweden kamen Einwanderer, man rechnete im ganzen 100.000. Viele fanden sich bald enttäuscht, viele erlagen den Beschwerden der Reise, dem Heimweh, dem ungewohnten Klima; manche klagten über die Härte der Beamten, über Neid und Bosheit der Russen — selbst der Senat legte heimlich Hindernisse in den Weg — und konnten sich in Sprache und Sitten des Reiches nicht finden. Der Kern, der aushielt, kam aber durch tüchtige Arbeit zu Wohlstand. Im Jahre 1774 zählte man jedoch nur noch 26.000 Einwanderer. Mit ihnen verbreitete sich der Kartoffelbau in Rußland. Was Katharina von der Einwanderung erwartete, traf nicht ein. Das Beispiel der deutschen Musterbauern wurde nicht nachgeahmt. Daran war theils die Abneigung der Russen gegen den Ackerbau schuld, theils die landübliche Auftheilung des Bodens und gemeinschaftliche Benützung der Dorfflur. Weil der Bauer kein bestimmtes Eigenthum hatte, so fehlte ihm die Liebe zum Ackerbau.[1])

Leibeigenschaft.

Ohne Aufhebung der Leibeigenschaft war an eine Hebung der Volksbildung nicht zu denken. Katharina wünschte sie im Anfang in allem Ernst, aber sie mußte mit großer Vorsicht auftreten; denn sie griff damit den Besitzstand des Adels an — und sosehr dieser auch mit Schmeicheleien verschwenderisch war, in dieser Frage setzte er der Kaiserin einen zähen Widerstand entgegen.

Preisfrage.

1765 war auf Katharinas Anregung eine Petersburger freie ökonomische Gesellschaft entstanden; wieder auf ihre Anregung stellte diese eine Preisfrage über die beste Art, die Lösung der Leibeigenschaft herbeizuführen. Bald darauf kam ein Brief mit 1000 Ducaten für die beste Schrift und man wußte jetzt, daß die Kaiserin ungenannt dieses Geld gesendet habe. Die Arbeit eines Deutschen, Berte aus Aachen, erhielt den Preis. Auf den Wunsch der Kaiserin sollte diese Schrift ins Russische übersetzt und überall verbreitet werden. Fast alle Russen blieben aber von der Sitzung fern, in welcher dies beschlossen werden sollte. Der Fürst Wesämsky verwahrte sich als General-Procurator des Senates gegen die Veröffentlichung, denn das Volk halte alles Gedruckte für einen Ukas. Als die Kaiserin das Buch dennoch übersetzen und drucken ließ, fand sich niemand, der es zu verbreiten wagte. Es blieb soviel als unbekannt.

Kauf von Lobposaunen in Frankreich.

Umsomehr erregten die Bestrebungen Katharinas Aufsehen im Auslande, namentlich in Frankreich, und sie geizte nach dem Lob des Auslandes und zahlte große Summen, um die Stimmgeber der öffentlichen Meinung für sich zu gewinnen.

[1]) Bericht des sächsischen Gesandten vom 1. November 1765.

Encyklopädie. Als in Frankreich die Fortsetzung der „Encyklopädie“ 1762 verboten wurde, ließ sie an Diderot und Voltaire sagen, die „Encyklopädie“ könne in Rußland gedruckt werden, etwa in Riga. Nun war ihres Preises kein Ende, als der Semiramis des Nordens, und sie kitzelte durch Schmeicheleien die Eitelkeit und befriedigte durch glänzende Geschenke die Habsucht der Encyklopädisten. Sie bot d'Alembert die Hofmeisterstelle beim Großfürsten mit einem Gehalt von Diderot. 24.000 Livres an.[1]) Als Diderot seine Bibliothek veräußern wollte, um seine Tochter auszusteuern, kaufte Katharina ihm dieselbe um einen hohen Preis ab, überließ sie ihm aber zu seinem lebenslänglichen Gebrauche, ernannte ihn zum Bibliothekar und zahlte ihm seinen Gehalt für zwei Jahre zum voraus;[2]) sie lud ihn zugleich nach Petersburg ein, empfieng ihn 1773 auf die schmeichelhafteste Weise und unterhielt sich täglich mit ihm bei der Tafel über Philosophie und Staatswissenschaft. Diderot war ein Schwärmer für Völkerrecht und sie, welche mehr praktischen Verstand besaß als er, hörte ihn lächelnd an; es galt ja nur sein Lob zu gewinnen. Unter den Vertrauten äußerte sie: „Diderot ist in vieler Hinsicht hundert, in mancher aber erst zehn Jahre alt.“ Gleich glänzend wurde Grimm aufgenommen. Am lebhaftesten würdigte ihre Geschenke und ihre Voltaire. Schmeicheleien Voltaire. Über die französischen Schriftsteller sagte sie zum Prinzen von Ligne:[3]) „Racine ist nicht mein Mann, außer im ‚Mithridates‘. Rabelais und Scaron gefallen mir, auch Montaigne, der Plutarch von Amyot und der Tacitus von Amelot. Ich bin eine Gallierin im Norden. Ich verstehe nur das alte Französisch, ich kenne das neue nicht. Ich wollte Gewinn ziehen von diesen geistreichen Leuten und ich habe ihnen auf den Zahn gefühlt; ich habe einige von ihnen kommen lassen und habe ihnen oft geschrieben: sie haben mich gelangweilt und wenig verstanden. Nur Voltaire war mein guter Beschützer. Wissen Sie, dass er mich eigentlich in die Mode gebracht hat? er hat mir den Geschmack, den ich am Lesen seiner Schriften fand, gut gelohnt und bei ihm habe ich viel gelernt, indem ich mich unterhielt.“ Voltaire hingegen schrieb an Madame du Deffand über „sein Käthchen“[4]): „Ich bin ihr Ritter bei und gegen alle. Ich weiß wohl, dass man ihr einige Kleinigkeiten hinsichtlich ihres Mannes vorwirft,[5]) aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht menge, und im Grunde ist es nicht übel, wenn jemand einen Fehler gut zu machen hat. Das treibt ihn zu großen Anstrengungen, um die Achtung und Bewunderung der Welt zu erzwingen.“

Auf den Beifall der Welt, insbesondere der Philosophen in Paris, hatte es Katharina offenbar abgesehen, als sie im Jahre 1767 Vertreter aller Stände und aller Völker des weiten Reiches nach Moskau berief, um Ein Gesetzbuch für alle Völker. ein Gesetzbuch für das heilige Rußland abzufassen, ein gemeinsames unbedingtes Recht für alle. Wie viele Völker, wie viele Sprachen umfaßt nicht dieses Reich und wie waren sie nicht in Bildung, in Religion, in

---

[1]) Bericht Gunnings in La Cour de Russie, p. 256.

[2]) Vergl. S. 117 dieses Bandes.

[3]) Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le prince de Ligne, Paris 1827. II, p. 361–363.

[4]) Sa Cateau.

[5]) „Je sais bien qu'on lui reproche quelques bagatelles au sujet de son mari, mais ce sont des affaires de famille, dont je ne me mêle point.“

Sitten verschieden! Wie schwer war es, nur die zehn Gebote allen begreiflich zu machen; jetzt sollte ein gemeinsames Gesetzbuch nach den Grundsätzen Montesquieus und Beccarias für alle entworfen werden, und zwar von Leuten, die keine Rechtsgelehrten waren. Ein und dasselbe paßt nicht für alle, aber Gleichmacherei lag im Geiste des Jahrhunderts.

Im Ausschreiben der Kaiserin ward von der Nothwendigkeit eines Gesetzbuches gesprochen,[1]) das einen den Forderungen der Vernunft entsprechenden Rechtszustand begründen sollte. Alle Völker sollen diesem Gesetze gehorchen — darum wolle die Kaiserin auch die Abgeordneten aller Völker zurathe ziehen. Das Gesetz solle das Staatsrecht, das Criminalrecht, die bürgerlichen Verordnungen, den Prozeß, die Staatswirtschaft und die Polizei in sich begreifen. Das war viel auf einmal, schon ein Theil dieser Aufgabe mußte eine Versammlung von gebildeten Juristen lange beschäftigen! An denen gebrach es auch vollständig. Friedrich II. rieth ihr denn auch, eine Rechtsschule zu gründen, sie könne bei Gesetzen rechtskundiger Männer nicht entbehren, versüßte aber diese bittere Bemerkung mit dem Satz: „Bisher ist noch keine Frau Gesetzgeberin gewesen; dieser wohlverdiente Ruhm ward der Kaiserin von Rußland vorbehalten.“ Friedrich II.

Im August 1767 kamen gegen 1200 Abgeordnete in Moskau zusammen, je ein Erwählter aus dem Senat, aus dem Synod, aus den übrigen Collegien und Kanzleien, ein Edelmann aus jedem District eines Gouvernements, ein Bürger aus jeder Stadt, ein Freibauer aus jeder Provinz, ebenso ein Reichsbauer, einer von jeder Nation, die ihren Wohnsitz nicht ändern, das heißt, die nicht wie Nomaden umherziehen. Abgeordnete in Moskau.

Ein Abgeordneter der Städte mußte wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt sein, ein Abgeordneter des Landvolkes wenigstens dreißig Jahre, Gatte und Vater sein und durfte keine öffentliche Strafe erlitten haben. Die Abgeordneten der Völker, die nicht russisch sprachen, mußten einen Dolmetscher mitbringen. Jeder Abgeordnete erhielt eine goldene Schaumünze mit dem Namen der Kaiserin, an einer goldenen Kette im Knopfloch zu tragen; der Edelmann erhielt außerdem 400 Rubel, der Abgeordnete einer Stadt 120, und jeder andere 37 Rubel jährlichen Gehalt; außerdem wurden alle befreit von der Tortur, von allen Leibesstrafen, von der Todesstrafe, und wurde festgesetzt, daß jeder, der einen Abgeordneten beleidige, verletze oder gar tödte, doppelt so hart bestraft werde, als das Gesetz für einen solchen Fall vorschreibe. Diäten. Vorrechte.

Die Kaiserin reiste selber mit allem Prunke nach Moskau, um den Berathungen beizuwohnen. Eine eigene Tribüne war errichtet, in der sie unerkannt und ungesehen alles hören konnte, um die Freiheit der Berathung nicht zu stören! Eine constituierende Versammlung in der Heimat des Despotismus erregte in ganz Europa Aufsehen, nicht minder in Rußland. Der englische Gesandte Shirley berichtet[2]) am 27. August 1767 an seine Regierung: „Die Versammlung der Abgeordneten ist jetzt die große und Lieblingsbeschäftigung der Kaiserin. Auch die Russen denken an nichts anderes und sprechen von nichts anderem; und sehen Aufsehen.

[1]) Die Anweisung ist von der Kaiserin selber französisch abgefaßt, vom Sohne Münnichs und dem Geschichtschreiber Müller ins Russische übersetzt.

[2]) La Cour de Russie, p. 257—259.

Stolz der Russen.

sie die Abgeordneten so vieler Völker in ihrer Hauptstadt versammelt, so verschieden an Kleidung, Sitten und Religion, wie es die Samojeden, Kosaken, Bulgaren und Tataren sind, und erwägen sie, dafs alle diese Völker zum russischen Reiche gehören, so sind sie geneigt, daraus den Schlufs zu ziehen, dafs die Russen die weiseste und glücklichste Nation der Welt seien, und es wäre vergebens, ihnen einreden zu wollen, dafs diese Versammlung nur ein Gegengewicht gegen die despotische Gewalt ihrer Herrin ist. Durch diese und ähnliche andere Maßregeln, welche glänzend genug sind, die Russen zu verblenden, wächst die Macht der Kaiserin von Tag zu Tag und ist bereits so hoch gestiegen, dafs diese kluge Frau sich für stark genug hält, die Leibwächter zu bändigen, welche sie auf den Thron gesetzt haben.

Macht der Kaiserin

Eröffnung.

In der ersten Sitzung wurde die Weisung der Kaiserin unter hellem Jubel verlesen, unter Überströmen von Dank und Bewunderung. Nur ein Samojede hatte den Muth, zu sagen, wie es ihm eigentlich ums Herz war. „Wir sind genügsam und gerecht. Wir weiden friedlich unsere Renthiere und brauchen kein neues Gesetzbuch. Aber machet Gesetze für unsere Nachbarn, die Russen, und für die Statthalter, die ihr zu uns schickt, damit sie nicht stehlen.“ — Katharina empfand tief die Bitterkeit, die in diesen Worten lag; auch wurde sie gereizt durch die Forderung der Liven und Esthen, man solle ihnen ihr altes Ritter- und Landrecht mit dem Lübischen und Bremischen Recht lassen. Sollte also ein altes Recht besser sein, als das, was die Kaiserin nach der Ansicht der Philosophen entworfen hatte? — Man sieht, wie wenig die sonst so geistreiche Frau die Schwierigkeiten dieser Frage kannte, wie sie gar keinen Begriff von Recht hatte, denn sie war durchaus nicht geneigt, von ihrer unumschränkten Gewalt etwas abzulassen. Deshalb fragte ein Tatar ganz richtig, ob es nach Vollendung des Gesetzbuches auch noch kaiserliche Ukase geben werde, die nach allerhöchstem Ermessen Beliebiges verfügen; und als der Vertreter der Krone „Ja“ sagte, fragte der Tatar weiter: „Wozu ist dann überhaupt ein Gesetzbuch nöthig?“ — Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Übrigens war die Mehrzahl der Kaiserin doch so ergeben, dafs sie ihr den Titel: der Großen, der Weisen, der Mutter des Vaterlandes anboten. Katharina nahm nur den letzten Namen an: wenn sie sich des ersten würdig mache, so komme es der Nachwelt zu, ihr denselben zu ertheilen; die Weisheit sei eine Gabe des Himmels, dem sie dafür dankbar sein müsse, sie wage deshalb nicht, sich diese Eigenschaft zum Verdienste anzurechnen. Der Beiname „Mutter des Vaterlandes“ sei ihr der wohlthuendste, ihn sehe sie als die rühmlichste Belohnung für die Arbeiten und Sorgen an, denen sie sich für ihr geliebtes Volk unterzogen habe.

Meinung eines Samojeden,

eines Tataren

Mutter des Vaterlandes.

Leibeigenschaft.

Bald kam die ernste Frage der Leibeigenschaft und gab zu den heftigsten Auftritten Anlafs. Einige Edelleute erklärten geradezu, sie würden den ersten, der noch einmal davon rede, ohneweiters niederstoßen. Die Frage wurde fallen gelassen. Die Kaiserin hatte aber auch genug an der Versammlung. Schärferblickende Männer, wie Shirley, konnten darum die ganze Angelegenheit für eine lächerliche Posse erklären.

Der Gesandte schreibt[1]) am 10. März 1768: „Da die Kaiserin fühlte, dafs ihr Recht an die Krone sehr unsicher ist, so bemühte sie sich seit ihrer Thron-

[1]) La Cour de Russie, p. 258—259.

beſteigung, die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen. In einem Reiche wie Ruſsland, wo der Herrſcher ſo viele Gewalt hat, kann es nichts Beſſeres geben, als daſs er es für ſeinen Vortheil hält, ſeine Staaten mit Billigkeit und Mäßigung zu regieren. Das Land hat die guten Wirkungen dieſer Politik ſchon empfunden, vielleicht mehr im Anfang dieſer Regierung als jetzt, denn die Kaiſerin iſt allmählich kühner geworden, je ſicherer ſie ſich fühlt und je mehr ſie Vertrauen hat in ihre Macht. Man kann nicht thätiger ſein als ſie, nicht beſſer den Sinn ihrer Unterthanen verſtehen, man kann nicht aufmerkſamer darauf ſein, ihre Lage zu verbeſſern. Sie iſt im höchſten Grade argwöhniſch und verſtellt gegen jene, welche nicht blind auf ihre Anſichten eingehen. Jetzt hat ſie nur in die Orlow noch Vertrauen und läſst alle bürgerlichen und militäriſchen Ämter durch ihre Hand gehen. In den erſten Zeiten hatte die Kaiſerin die Abſicht, zu zeigen, wie viel ſie ſich Mühe gebe, um ihre Unterthanen glücklich zu machen; aber da ihre Abſichten nicht ganz rein waren, ſo hatten ihre Handlungen, wie falſche Perlen, mehr Glanz, aber weniger Wert als die echten. Es gibt Ruſſen, die dieſe Wahrheit vollkommen fühlen; da aber die Schmeichelei und eine blinde Unterwürfigkeit für die Mehrheit der einzige Weg ſind, der ſie zu Glück, Macht und Anſehen führt, ſo ſind jene noch faſt eifriger, alles bis in den Himmel zu erheben, was aus der Anregung der Kaiſerin hervorgeht. Dieſe Schmeicheleien und noch mehr die ſchöne Außenſeite der Maßregeln dieſer Regierung verbreiteten ſich ohne Prüfung nach außen und haben ihr das Lob der franzöſiſchen Schriftſteller verſchafft, und ſo iſt es jetzt Mode geworden, in hohem Ton von der Kaiſerin von Ruſsland zu ſprechen. Seit ſie ſich nun von aller Welt bewundert ſieht, iſt ihre Eitelkeit bis dahin gewachſen, daſs ſie ſich über das ganze Menſchengeſchlecht erhebt und ſich auf ihrem Thron für gefeſtigt hält. Und ſich noch mehr darauf zu befeſtigen, iſt das große Ziel ihrer Politik. Da ſie den unruhigen Geiſt ihrer Unterthanen kennt, ſucht ſie denſelben ſoviel als möglich im Inlande, wie im Auslande zu beſchäftigen. Das iſt auch nebſt ihrem Ehrgeiz der Grund, warum ſie einen ſo lebhaften Antheil an den Angelegenheiten Polens nimmt, und iſt auch noch der durch ihre Eitelkeit geſchärfte Grund, warum ſie auch einmal als Geſetzgeberin ihres Reiches glänzen will. Um dies aber in aller Sicherheit thun zu können, hat ſie ihre Vorſorge getroffen, daſs in den mit der Abfaſſung des neuen Geſetzbuches betrauten Ausſchuſs nur Leute gewählt wurden, die zum voraus geneigt waren, jeden ihrer Winke zu befolgen und das pomphafteſte Lob ihres Edelmuthes, ihrer Gerechtigkeit und ihrer Mäßigung ausposaunen.“ [1])

So blieb denn das neue Geſetzbuch in den Windeln. Die Hoffnung auf die 1200 Abgeordneten und alles Geld, was für ſie ausgeworfen, war eitel. Peter I. hatte ſchon 1710 einen Ausſchuſs von Bojaren zur Durchſicht der Geſetze berufen, und als die Arbeit nichts taugte, 1714 den Senat damit beauftragt. Aber auch hier gieng die Sache nicht vorwärts. 1726 wurde ein neuer Ausſchuſs berufen — gleich vergebens. Ein anderer, der unter Katharina gewählt wurde, machte in ſieben Jahren, in fünfzehn Abtheilungen, fünfzehn Entwürfe, die nicht zuſammenpaſsten. Erſt unter Kaiſer Nikolaus kam eine Sammlung der Geſetze bis zum Tode Alexanders I. zuſtande. Im zweiten Jahre wurden dieſe Abgeordneten entlaſſen. So blieben

Die Verſammlung leiſtet nichts.

[1]) La Cour de Russie, p. 259.

denn auch die Leibeigenen unter dem Druck und im Elend. Die Zahl derselben war groß, 19 Millionen auf den Krongütern, 23 Millionen auf den Privatgütern.[1])

Boris und die Bauern.

Vor Boris Godunow[2]) war jeder ein Sclave des Monarchen, aber niemand ein Leibeigener der Scholle, ein Sclave des Bodens. Boris erneuerte und verschärfte das Verbot, dafs die Bauern die von ihnen besiedelten Grundstücke verlassen, und nahm also, um den Nachtheilen des Herumschweifens der Bauern entgegenzutreten, diesen das Recht der Freizügigkeit und machte sie zu Hörigen der Grundeigenthümer. Man konnte keinen Bauern ohne das Grundstück verkaufen, an das er gebunden war. Mit jedem Jahrzehnte wurde aber das Los der Bauern härter und sie wurden aus Hörigen im vollsten Sinn des Wortes Sclaven:[3]) man verkaufte sie einzeln ohne das Land und trennte dabei Männer und Frauen, Mütter und Kinder. Peter I. suchte diesen schrecklichen Misbrauch einzuschränken. Ein Ukas von ihm sagt: „Es ist in Rufsland Gebrauch, die Menschen wie das Vieh zu verkaufen, wobei man die Eltern von den Kindern und den Mann von der Frau trennt. Solches findet sonst nirgendwo in der Welt statt und macht, dafs viele Thränen fliefsen. Wir befehlen demnach dem Senate, eine Verordnung zu entwerfen, welche den Verkauf der Menschen ohne das Grundstück, das sie bewohnen, verbietet, oder, wenn dieses sich nicht verbieten liefse, das verhinderte, dafs die Mitglieder einer und derselben Familie getrennt werden." — Aber dieser Ukas ward nie ausgeführt, die Macht des Eigennutzes war gewaltiger als die des Czaren.

Fürstin Daschkoff über die Leibeigenen.

Die Leibeigenschaft anrühren — hiefs in glühende Kohlen greifen; man sieht dies aus den Worten der Fürstin Daschkoff an Diderot:[4]) „Ich dachte einst wie Sie über die Bauern, und suchte Glück unter meinen Unterthanen zu verbreiten. Aber die Erfahrung belehrte mich, dafs das einzige, was ich erreichte, das war, sie der Gnade der Regierung oder jedes gemeinen Beamten anheimzugeben, welcher sie unter der Maske des Dienstes entweder beraubte oder mishandelte. Die Wohlhabenheit oder Glückseligkeit unserer Bauern sind die einzigen Grundlagen unseres eigenen Gedeihens und der Vermehrung unserer Einkünfte, und man müfste geradezu toll sein, die Quelle seines eigenen Nutzens zu vermindern. — Der Adel ist die vermittelnde Macht zwischen der Krone und dem Sclaven, und es ist daher ganz in unserem Vortheile, den letzteren gegen die räuberische Willkür der Beamten zu vertheidigen." — Diderot meinte nun, die Freiheit würde die Bildung erhöhen und dadurch die Quelle gröfserer Wohlhabenheit werden. Da antwortete die Daschkoff: „Wenn die Monarchie, indem sie die Glieder der Kette zerbricht, welche den Bauern an den Adel bindet, zugleich diejenige zerrisse, welche den Adel ihrem despotischen Wesen unterthan macht, so würde ich einen solchen Act freudig mit meinem Blute unterzeichnen, aber man verwechsle nicht die Ursache mit dem Erfolge. Es ist Bildung, welche die Freiheit, und nicht Freiheit, welche die Bildung bringt. Freiheit ohne Bildung hat stets Anarchie und Verwirrung erzeugt. Wenn die unteren Classen meiner Landsleute gebildet sein werden, so werden sie ihre Freiheit verdienen, weil sie sich ihrer dann er-

Bildung und Freiheit.

---

[1]) Schnitzler, Rufsland, II, S. 265.

[2]) Über Boris vergl. Bd. IX, S. 96—100, 113 dieses Werkes.

[3]) Karamsin, Geschichte von Rufsland, V, 1. — Dolgorukoff, La Russie et les Russes, II, p. 104.

[4]) Memoiren der Fürstin Daschkoff, I, S. 189—191.

freuen werden, ohne sie zum Werkzeuge des Unterganges für ihre Mitbürger und der daraus folgenden Störung des Gehorsames zu machen, der für jede gebildete menschliche Gemeinschaft so nothwendig ist. Ich habe oft über diese Frage nachgedacht und in solchen Augenblicken habe ich mir einen Mann vorgestellt, der blind geboren ist und auf einem Felsen inmitten furchtbarer Abgründe sitzt. Der Mangel seines Gesichtes läßt ihn die Gefahr nicht bemerken, in der er sich befindet, ohne ihm darum die Fähigkeit für Genüsse zu nehmen, in denen er allein ein Gefühl von Glück finden kann; er ist daher vergnügt, ißt, trinkt, schläft, lauscht dem Gesange der Vögel und singt selbst in der Heiterkeit seines unschuldigen und zufriedenen Herzens. — Plötzlich kommt ein Augenarzt und, ohne an die Möglichkeit zu denken, ihn aus seiner Lage zu ziehen, operiert er ihm die Augen und gibt ihm das Gesicht wieder. Was ist die Folge? Ein Strom des Lichtes öffnet sich seinem Verständnisse nur, um ihn von seinem Unglücke zu überzeugen; er singt, schläft, ißt und trinkt nicht länger, sondern versinkt in die Betrachtung der Abgründe und drohenden Wellen, die ihn umgeben und denen er nicht entfliehen kann. Nach einiger Zeit ist er schon ganz trostlos und beim nächsten Blicke sehe ich ihn in der Blüte des Lebens ein Opfer der Verzweiflung." — Diderot sprang vom Stuhle, lief leidenschaftlich umher und rief endlich: „Was für eine Frau sind Sie! Sie haben in einem Augenblicke alle Gedanken über den Haufen geworfen, die ich zwanzig Jahre hindurch gepflegt habe." [1])

Ausschuss für Gesetze.

Am Ende blieb nur eine Art von Ausschuss noch beisammen, der ungefähr 15.000 Rubel jährlich kostete und den Auftrag hatte, Auszüge aus den Verordnungen aller Regenten bis auf Iwan hinauf zusammenzustellen. Von der ganzen gesetzgebenden Versammlung blieb also nichts, als der Glanz, mit dem sie die Augen, namentlich der Franzosen, blendete, mehr als die der Russen und aller derer, die in der Nähe die Regierung scharf beobachteten.

Paul Petrowitsch.

Die Berichte der englischen Gesandten[2]) sprechen jetzt nur noch von der Sucht der Kaiserin, auf die Einbildungskraft und die Eitelkeit der Russen zu wirken, von ihrer Effecthascherei; und die Blicke und Hoffnungen der Russen richteten sich unwillkürlich auf den Thronfolger,[3]) und wenn dieser seine Mutter hätte stürzen wollen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen. Aber dazu fehlte es Paul an Muth. Die Kunde, dass ihn Peter III. tödten lassen wollte, weil er ihn nicht für seinen eigenen Sohn hielt,[4]) hatte ihn erschreckt, dass er krank wurde, und die Nachwirkung dieses Schreckens auf sein Nervensystem war noch lange in epileptischen Zuständen fühlbar.

Panin.

Panin hielt sich in seiner Stelle nur, weil die Kaiserin ihm nicht Verwegenheit genug zutraute zu einem Versuche, sie zu stürzen; er besaß dagegen die Liebe und das Vertrauen des Kronprinzen, dessen Erziehung ihm Peter III. anvertraut hatte. Katharina sah in ihrem Sohne einen Nebenbuhler und die Russen waren der gleichen Ansicht; und das sicherte das Leben des Prinzen, denn wäre er gestorben, so hätte man seine Mutter für die Mörderin

[1]) Memoiren der Fürstin Daschkoff, I, S. 191—192.
[2]) La Cour de Russie, p. 216 ff.
[3]) Geboren 1. October 1754.
[4]) Mit wie viel Grund, ist jetzt aus Katharinas Selbstbekenntnis klar in den von Herzen herausgegebenen Mémoires de l'impératrice Catherine II, écrite par elle même, London 1859, p. 172.

gehalten und sie wäre gestürzt worden. Sie fühlte dies auch. Katharina mochte ihren Sohn nicht; sie vernachlässigte ihn sichtlich. Der Mangel an Liebe von Seite seiner Mutter und das, was er hörte über den Tod seines Vaters, machte tiefen Eindruck auf das Gemüth des Jünglings, von dem der französische Gesandte Sabatier schreibt am 20. April 1770:[1]) „Alles, was ich über den Thronfolger hören kann, zeigt mir, dafs er von Haus aus gutmüthig und ehrenhaft ist, edelsinnig und wohlthätig, dafs er Geist und eine rasche Fassungsgabe besitze, dafs er gerne lernt und Nutzen zieht aus den Vorträgen seiner Lehrer. Aber wenn ich mich nicht sehr täusche, so wird er einst starke und tiefe Leidenschaften haben; die Strenge Panins, seine Lage, die Abneigung gegen die Mutter haben ihn schon bis zur überlegtesten Verstellung gebracht; überdies scheint er zur Verstellung von Haus aus Anlage zu haben. Mitten durch seine Zurückhaltung bricht oft seine Heftigkeit hindurch; man hält ihn für rachsüchtig und von seinen eigenen Gedanken wie besessen. Hin und wider blitzt der ganze Stolz seiner Seele durch. Es ist nur zu fürchten, dafs man bei dem Versuche, seine Eigenthümlichkeit niederzuhalten, einen entschiedenen Charakter eigensinnig macht und dafs Falschheit, stiller Hafs und vielleicht Kleinmuth das Übergewicht bekommen, und dafs der Schwung, den man hätte richtig entwickeln sollen, durch die frühe Übung, an sich zu halten, und durch die Angst vor der Mutter unterdrückt wird. Dieses Gefühl beherrscht alle anderen, und in seinen Fortschritten im Guten, wie im Bösen ist es die Grundlage." — Wir staunen über den scharfen Blick dieses Franzosen in die Seele des Thronfolgers. Wie ist dreifsig Jahre später die Richtigkeit seiner Beobachtung durch die Ereignisse bestätigt worden! Sabatier fährt fort:[2]) „Es ist wahr, dafs die Kaiserin, die sonst überall den Schein wahrt, nur dem Sohne gegenüber eine Ausnahme macht: da hat sie immer die Miene und den Ton der Herrin und eine empörende Trockenheit und Rücksichtslosigkeit. Sie ist nie wie eine Mutter gegen ihn und er steht immer vor ihr wie ein gehorsamer und unterwürfiger Unterthan und es ist nur zu sichtlich, dafs ihre rohe und ungeziemende Art gegen ihn nur aus ihrem Herzen und nicht aus ihrem Kopfe kommt, aus Ansichten von der Nothwendigkeit einer strengen Erziehung, dafs sie für ihren Sohn nur die von der Klugheit gebotenen Rücksichten nimmt und dafs die Feindschaft, die sie mit Mühe verbirgt, nur die Folge der Liebe ist, welche das ganze Volk dem Opfer und unbequemen Zeugen ihres Thronraubes entgegenbringt. Auch steht der Thronfolger immer vor ihr, wie vor seinem Richter. Überall sonst ist sein Benehmen natürlich und gefällig. Er drückt sich mit Anmuth und Leichtigkeit aus, er sucht zu gefallen durch die aufmerksamste Höflichkeit und durch verbindliche Worte für alle, die in seine Nähe kommen. Er beobachtet genau alles und man wirft ihm sogar vor, dafs er gern geheime Berichte empfängt, und dafs er alles wissen will, was vorgeht. Er ist eben Russe, mufs sich fürchten und darum seine Lage immer verstehen. Sein Sinn für Putz ist sehr stark. — Die Mutter gibt sich vergebens Mühe, ihn zu dem herabzubringen, was sie englische Einfachheit nennt. Er mag aber die Engländer nicht; seine Neigung wie sein Hafs gegen die Mutter treibt ihn uns zu. Er spricht mit Begeisterung von Frankreich und den Franzosen. — Noch gibt nichts jene mächtige Vorliebe für das Militär kund, die sich in der Regel früh äufsert, wenn sie einmal herrschende Leidenschaft werden soll."[3])

Pauls Charakter.

Sohn und Mutter.

[1]) La Cour de Russie, p. 250.
[2]) Ibid. p. 252.
[3]) Ibid. p. 252.

Auch der engliche Gesandte berichtet[1]) an seinen Hof, dass die Lage den Thronfolger schon zur Verstellung gebracht habe, in welcher aber seine Mutter die höchste Meisterin sei. Ferner berichtet derselbe 1771 und 1772 über Verschwörungen in Petersburg zu Gunsten des Thronfolgers. Derselbe war unwohl und sogleich hieß es unter dem Volke, seine Mutter wolle ihn umbringen und man müsse sie entthronen. Die Lage wurde peinlich für beide. Die Kaiserin ließ die Wachposten verdoppeln.

Ahnungen.

Dies Verhältnis konnte nur nachtheilig auf den Charakter des Großfürsten wirken. Paul verbarg seinen Verdruss nicht über den Ingrimm der Mutter; schon in seinem vierzehnten Jahre warf er die Frage auf: „Warum hat man denn meinen Vater ums Leben gebracht?“ — Der Gedanke wurzelte in ihm fest, dass auch ihm wahrscheinlich eine gleiche Katastrophe bevorstehe, und zerrüttete seine Seele.

Als die Erziehung vollendet war, während welcher Paul immer mit Panin aß und im gleichen Zimmer schlief, konnte die Kaiserin nicht umhin, ihren Minister des Äußeren die volle Zufriedenheit über seine Thätigkeit auszusprechen. 1773 schon wählte sie dem Thronfolger eine Gattin: die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, die beim Glaubenswechsel den Namen Natalie Alexejewna erhielt. Paul zeigte sich als liebevoller Ehemann. Die glückliche Ehe wurde aber schon im dritten Jahre durch den Tod geschieden. Wieder ein furchtbarer Schlag, der das Herz des Thronfolgers verdüsterte! Natalie hatte den Riss zwischen Mutter und Sohn auszugleichen gesucht und die Kaiserin sich oft geäußert, sie danke es der Großfürstin, dass ihr der Sohn wiedergegeben sei, und es werde das Bemühen ihres Lebens sein, ihr diese Schuld zurückzubezahlen. Je mehr aber Potemkin Herr wurde über das Herz der Kaiserin, umso schmerzlicher wurde wieder die Lage des Thronfolgers, und von des Günstlings Herrschsucht hatte er manche Demüthigung zu ertragen, und von seiner Verwegenheit das ärgste zu befürchten. Wie die Ahnung, er werde ein Schicksal leiden wie sein Vater, seine Seele verdüsterte, ersieht man aus einer Erzählung, die Paul in Mömpelgard auf der Reise nach Paris mit seiner zweiten Gemahlin Maria von Wirtemberg in einem vertrauten Kreise bei einem Gespräch über geheimnisvolle Dinge zum Besten gab. Die Baronin Oberkirch, welche Zuhörerin war, hat darüber berichtet.[2])

Natalie Alexejewna.

Potemkin.

---

[1]) La Cour de Russie, p. 255.

[2]) Mémoires de la Baronne d'Oberkirch publiés par le Comte de Montbrison. — Schnitzler bespricht diese Erzählung in Raumers Historischem Taschenbuch, S. 267 ff. — Paul berichtet, wie er eines Abends beim Mondschein mit seinem Adjutanten Kurakin durch Petersburg gieng; wie plötzlich ein großer Mann in spanischem Mantel sich ihm anschloss, so seltsam, dass ein frostiger Schauer ihm durch die Gebeine lief; wie die Gestalt mit hohler melancholischer Stimme ihn dreimal anrief: „Paul, armer Paul, armer Fürst!“ — „Wer bist du und was willst du von mir?“ entgegnete Paul. Die geheimnisvolle Gestalt mit funkelnden Augen erwiderte: „Armer Paul! — wer ich bin? ich bin der, welcher an dir Antheil nimmt! — was ich will? ich will, dass du dein Herz nicht zu sehr an die Welt hängst, denn du wirst nicht lange auf derselben verbleiben! Lebe rechtschaffen, wenn du in Frieden sterben willst, und setze dich nicht über die Stimme des Gewissens hinaus. Gewissensbisse sind die herbste Strafe für die Seele. — Lebe wohl, Paul! hier und noch anderswo wirst du mich wiedersehen.“ Beim Scheiden der Gestalt glaubte Paul die Züge Peters des Großen zu erkennen; er glaubte fest an die Wahrheit der Erscheinung. Der Adjutant versicherte begreiflich, er habe nichts davon bemerkt. Wir sehen

Die Herzen ihres Volkes gewann Katharina nicht, trotz des Glanzes ihrer Regierung. Die Menge konnte stumm bleiben, wenn sie kam, und mit Feuer ihren Jubel aussprechen, wenn sie den Thronfolger sah. Da legte sich die Frage nahe: was denn der Schutz der Kaiserin war bei dieser Stimmung? Der englische Gesandte Shirley gibt uns 1768 die Antwort: „Der Thronfolger hat nicht Verwegenheit genug, und hier zu Lande gibt es nur Palastrevolutionen. Der Hof besteht aus Leuten von zweierlei Art: aus solchen, die unter der vorigen Regierung empor gekommen, und aus Anhängern der Kaiserin. Unter den Ersteren ist kaum jemand von hervorragendem Verdienste, der sich nicht an der letzten Revolution betheiligt hätte; und jene, welche dies nicht gethan haben, sind klug und vorsichtig genug, um ja keinen Verdacht zu erwecken. Die Mehrzahl derer, die ihre hohe Stellung der Kaiserin verdanken, waren vor der letzten Revolution ganz unbekannt und würden alles verlieren, wenn die Kaiserin um die Krone käme. Panin ist zu einer Revolution zu unentschlossen und zu träge.[1]) Die Kaiserin selber kennt die Gefahr ihrer Stellung ganz gut, sie verachtet jedoch die Russen[2]) und ist unerschöpflich, immer neue Mittel zu finden, um die Geister zu blenden."

Behaglich war Katharina nicht:[3]) nachdem ungeheuere Summen für Gründung von Schulen und Akademien ausgeworfen worden, kümmerte sie sich weiter nicht darum. Corberon schreibt:[4]) „Künste und Wissenschaften haben ihre Akademien, aber keine Professoren und Schüler. Wie soll das aber auch vorkommen unter einem Volke, wo es nur Höflinge, Soldaten, Leibeigene, aber keinen dritten Stand gibt?" Unter den höheren Classen sehe man bald unter dem Firniss Mangel an Erziehung und Feinheit der Bildung, dagegen viel Roheit und groben Hochmuth, den man aus der Ferne oft für Kraft und Größe ansehe. Die Armee sei erschöpft durch Krankheit und Strapazen, schlecht genährt, schlecht gekleidet, der Raubluft der Officiere und Heeresverwalter preisgegeben. Die Officiere selber seien angeekelt vom Dienst; die Nation sei durch übermäßige Truppenaushebung geschwächt. Der Staatsschatz sei im kläglichen Zustande und habe kaum Mittel, den dringensten Bedürfnissen zu genügen.[5])

Durand schreibt 1773 über Katharina selber: „Die Tragödie missfällt ihr, die Komödie langweilt sie, sie mag keine Musik, ihre Tafel ist nicht

---

nur, wie der arme, zur Herrschaft über das weite Reich berufene Jüngling mit schwarzen Ahnungen sich trug und früh schon auf sein entsetzliches Ende nicht unvorbereitet war. Aber welche Misshelligkeit zwischen Mutter und Sohn!

[1]) La Cour de Russie, p. 254.

[2]) „Wenn ich auf alles hörte, was Ihr mir gegen einander vorbringt," erklärte sie eines Tages vor 27 Hofleuten, „so müsste ich Euch allen den Kopf abschlagen lassen." Sabatier schreibt von diesem Hof: „Die Meisten haben keine andere Leidenschaft, als eine niederträchtige und unversöhnliche Eifersucht, Liebe zum Geld und zu allem, was ihre rohe Eitelkeit kitzelt. Freundschaft, Tugend, reine Sitte, Zartgefühl, Rechtschaffenheit sind hier Worte ohne Sinn. Ihr einziger Grundsatz ist Eigennutz." — La Cour de Russie. p. 264—265.

[3]) La Cour de Russie, p. 255.

[4]) Ibid. p. 261.

[5]) Ibid. p. 262.

fein, sie spielt höchstens aus Rücksicht, sie liebt in den Gärten nur die Rosen, sie findet nur Geschmack darin, zu bauen und ihren Hof zu hofmeistern, hat aber eine Leidenschaft zu herrschen und die Welt umzugestalten." So war Katharina: eine Frau von dämonischer Begabung, ihr Herz fand an nichts Gefallen als an der Herrschaft, sie war ein Staatsmann vom Wirbel bis zur Sohle und nur Staatsmann.[1] Katharinas Herrschsucht.

In feurigen Zügen malt der Fürst von Ligne ihr Bild: er hebt namentlich ihre unerschütterliche Ruhe hervor, die sie alle Schwierigkeiten verachten und über alle Hindernisse siegen ließ: „Wenn das Geschlecht der großen Katharina[2] die Thätigkeit eines Mannes gestattet hätte, der selber bei allem nachsehen, sich selber überallhin begeben, auf alle Einzelheiten eingehen kann, so hätte es in ihrem Reiche keinen einzigen Mißbrauch gegeben. In diesen Einzelheiten war sie ohne Zweifel viel größer als Peter I.: sie hätte nie einen so schimpflichen Übergabsvertrag wie Peter beim Pruth abgeschlossen. Anna und Elisabeth dagegen wären mittelmäßige Männer gewesen: als Frauen aber regierten sie nicht unrühmlich. Katharina vereinte alle jene guten Eigenschaften mit solchen, welche sie mehr zur Schöpferin, als zur bloßen Selbstherrin in Rußland machten. Sie war wohl staatsmännisch noch größer als diese beiden Kaiserinnen und setzte nie etwas in Gefahr, wie Peter der Große, und erlitt nie, ob sie nun Krieg führte oder Frieden stiftete, einen Unfall wie Peter. Sie hatte all das Große von Ludwig XIV., sie glich ihm in Pracht ihrer Feste, in den Gehalten, die sie spendete, in den großen Einkäufen, in ihrem ganzen Auftrteen. Ihre Hofhaltung war viel großartiger, weil es nichts Theatralisches und Übertriebenes darin gab. Aber diese kriegerische oder asiatische Mischung, welche die reiche Tracht von mehr denn dreißig verschiedenen Nationen darstellte, war großartig. Um viel billigeren Preis hielt sich Ludwig XIV. für unvergleichlich (nec pluribus impar) und Alexander für den Sohn des Jupiter Ammon. Die Worte Katharinas hatten ohne Zweifel einen hohen Wert, aber sie that nicht dergleichen, sie verlangte kein bloßes Zeichen der Verehrung. Man zitterte beim Anblicke Ludwigs XIV., man war beruhigt beim Anblicke Katharinas; Ludwig war berauscht in seinem Ruhme, Katharina suchte ihn erst und verbreitete ihn, ohne darüber den Kopf zu verlieren. — Sie sprach von der Rolle, die man in der Welt spielen müsse, aber sie wußte, daß dies eine Rolle sei. Sie hätte mit ihrem tiefen Scharfblick jede andere Rolle gleich gut gespielt, aber die Rolle einer Kaiserin paßte am besten für ihr Gesicht, für ihren Gang, für den Schwung ihrer Seele, für die Unermeßlichkeit ihres Geistes, der weit war wie ihr Reich. Sie verstand sich selbst und verstand das Verdienst. Es gab Glück und es gab Gunst bei den Wahlen Ludwigs; Katharina wählte ihre Leute mit ruhiger Überlegung und setzte jeden Mann an seinen rechten Platz. Sie sagte mir eines Tages: ‚Wenn ich ganz allein bin, so lache ich oft über die Angst oder Aufregung eines Generals oder Ministers, dessen Feinde ich gut behandle, und sage zu mir selbst: seine Feinde sind ja nicht meine Feinde, ich verwende sie, wenn sie Talent haben; ich lache aber über jene, die sich einbilden, daß ich mich der Leute nicht bedienen solle, die ihnen zuwider sind.' Sie hob oft die Verdienste des einen in Gegenwart des anderen hervor, die jetzt ihren Eifer verdoppelten und sich eifersüchtig belauerten. Wegen all dieser Kunst, Dienste

Katharina II., Peter I., und Ludwig XIV. Scharfblick.

[1] La Cour de Russie, p. 265
[2] Er nennt sie Cathérine le Grand.

anzunehmen, ohne sich dabei von jemanden leiten zu lassen, schrieb ich ihr eines Tages: ‚Man spricht so viel vom Cabinet von Petersburg; ich kenne nur ein ganz kleines von einigen Zoll im Umfange: es ist breit von einer Schläfe zur anderen und von der Wurzel der Nase bis hinauf zu den Haaren.‘ Eines Tages, als sie ein Gouvernement verließ, spendete sie den Leuten Lob, Dank und Geschenke. Ich sagte nachher zu ihr: ‚Euer Majestät scheinen mit diesen Leuten sehr zufrieden zu sein.‘ — ‚O nein,‘ entgegnete sie, ‚ich lobe diese Leute laut, bin ihnen aber still in mir selber gram.‘“

So war Katharina. Einst ein stilles, streng protestantisch und fromm erzogenes Mädchen, jetzt unumschränkte Herrin eines riesigen Reiches; gewiss nicht glücklich, aber bestrebt, durch große Dinge sich einen unsterblichen Namen zu machen, die Rolle, die ihr das Schicksal zugeworfen, mit Glanz zu Ende zu spielen. Sie herrschte unumschränkt und duldete keinen Genossen der Macht neben ihr. Um aller Eigenmächtigkeit des Senates ein Ende zu machen, theilte sie denselben in sechs Abtheilungen, von welchen zwei in Moskau ihren Sitz haben sollten, und bestellte neben ihm einen geheimen Staatsrath, in welchem die Kaiserin den Vorsitz hatte, und das Cabinet, welches über die Bittschriften und die Angelegenheiten der kaiserlichen Casse zu verfügen hatte. Daneben wurde eine geheime Polizei eingerichtet, durch welche die Kaiserin alles erfuhr. So brach sie die Macht der Großen und vereinte alle Macht in ihrer Hand. In diesem Augenblicke gab Polen ihrem thatendurstigen Sinne Gelegenheit, große Fragen zu ihrem und Rußlands Vortheile zu entscheiden.

Katharina bändigt den Senat.

Erste Theilung Polens.

— —

Wie in Polen die Monarchie ihre Kraft verlor.

Polen war krank und die Kaiserin war ein übler Arzt, der bestimmte, wie es geheilt werden solle. Polen besaß allerdings vieles von dem, was ein Reich groß machen kann: ein Gebiet, das an Ausdehnung Frankreich weit übertraf, 21.000 Quadratmeilen groß, einen Boden, der fruchtbar ist, ein Klima nicht ungesund, große Flüsse, welche die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie nach der Ostsee und nach dem Schwarzen Meere trugen, von dem sie in das mittelländische gelangen konnten, große Wälder von Eichen, Buchen, Eschen, Birken, voll von Wild. Der Wald und das Meer, sagt ein Sprichwort, machen das Herz weit. Die Bevölkerung läßt sich zur Zeit, da das Reich am größten war, auf 15 bis 18 Millionen veranschlagen. Der Pole liebt den Ackerbau, die Viehzucht, den Krieg; er ist beweglich, lebendig, phantasiereich, beredt, tapfer, geneigt zu raschen Übergängen. Ein großer Kriegführer fand immer Männer, die zu Thaten des höchsten Heldenmuthes begeistert werden konnten. Die Geschichte Polens ist reich an Helden, an Dichtern, an Rednern, aber arm an Staatsmännern und Philosophen. Der Pole ist gefühlvoll und leicht erregbar. Was seine Brust durchwogt, ist in Hunderten von Liedern ausgedrückt, die Dichter haben seine Sprache melodisch gemacht, sie hat am meisten den Silberton unter allen Dialecten der Slaven. Der Pole hat ein großes Sprachtalent, rasche Auffassung, Feinheit der Empfindung, Feuer des Temperamentes, Opferwilligkeit, wenn sein Herz gerührt ist. Aber trotz alldem ist er nicht zur höchsten Blüte im Staatsleben gelangt, weil ihm Zügellosigkeit als Freiheit vorkam, Stärke der Monarchie als Tyrannei, Ergebung des Willens in das Gesetz als Knechtschaft, während nur das Gesetz die Freiheit geben kann. Ein Stand, der Adel oder die Schlachta,[1]) hat die Kraft der übrigen aufgezehrt, das Königthum in Ohnmacht versetzt, das Bürgerthum verdrängt, den Bauern in harter Knechtschaft gehalten und die ganze Last des Staates allein tragen lassen.[2])

Mittel zur Größe.

Begabung.

[1]) Szlachta = Geschlecht, Szlachcic = Geschlechtskind.

[2]) Über die ältesten Zustände der Lechen oder Polen, der Edelleute und Bewohner der Ebene — vergl. Bd. IV, S. 157—169 dieses Werkes.

Die Geschichte erklärt, wie das alles kam, warum es in Polen von der absoluten Monarchie geradezu beharrlich abwärts gieng bis zur Anarchie.

Die polnische Staatsverfassung ist verschieden in drei aufeinander folgenden Zeiträumen, von denen der erste bis zu Kasimir III. dem Großen (1333—1370) geht. Der zweite endet im vierten Jahre Kasimirs IV. (1445—1492) mit der Einführung des freien Veto. Der dritte währt bis zur Einführung der neuen Verfassung am 3. Mai 1791.[1])

Erste Zeit.

Im ersten dieser drei Zeiträume ist die Regierung streng monarchisch, der Herzog und später der König hat das volle Recht des Krieges und Friedens; er bietet seinen Adel auf, wenn es ihm nöthig scheint; er gibt Gesetze und stellt

Stärke der Monarchie.

Beamte auf zu ihrem Vollzuge; er ist im vollen Genusse der Einkünfte des Landes; er bestimmt, wer ihm unter seinen Söhnen in der Regierung folgen solle.[2]) Die Rechte der Edelleute sind beschränkt: sie müssen ihm den zehnten Theil des Ertrages ihrer Güter entrichten, des Königs Schlösser instand halten, ihn mit dem Nöthigen versehen, wenn er mit seinem Hofstaat durch das Land reist; sie

Adel beschränkt.

bedürfen seiner Bewilligung, wenn sie auf ihren Gütern jagen, Wälder ausroden, Bergwerke anlegen, feste Schlösser bauen wollen. Wenn der König sie zurathe zieht, geschieht es nicht, um seine Macht durch sie beschränken zu lassen, sondern um Erkundigung einzuziehen, um seinen Willen klar zu machen, um sie zum Ge-

Der Adel steigt

horsam anzueifern.[3]) Erst als in der Dynastie selber Zwiespalt entstand und der Großherzog oder König von den Unterthanen seiner Brüder Steuern forderte, setzten diese Gewalt der Gewalt entgegen.[4]) Das Land zerfiel jetzt in kleine Fürstenthümer, die kleinen Herren führten Krieg und mussten Anhänger in den Edelleuten zu gewinnen suchen, die natürlich ihre Einkünfte mehrten und dadurch die der Fürsten minderten. — Als Kasimir III. den Sohn seiner Schwester Elisabeth,

durch Ludwig von Ungarn.

Ludwig von Ungarn (1370—1382), auf den polnischen Thron setzen wollte, musste dieser den polnischen Großen eidlich versprechen, alle vom Reiche abgerissenen Länder, namentlich Pommern, auf seine Kosten wieder zu erobern, dem Staate einzuverleiben und die Adeligen mit keinen neuen Abgaben zu belasten.[5])

Pacta conventa von Kaschau.

Kasimir hatte jedoch den Deutschrittern Pommerellen abgetreten und diese verlangten jetzt auch die Gutheißung des Vertrages durch die Großen.[6]) Nur gegen viele Zugeständnisse gaben diese ihre Einwilligung, nämlich gegen das Recht, über ihre Unterthanen zu richten, auf ihren Gütern zu jagen, Bergwerke zu bauen und Salz zu sieden. 1355 machte Ludwig in Ofen, um sich das Recht der Nachfolge zu sichern, da Kasimir zu einer neuen Ehe geschritten war, noch das Zugeständnis, er wolle den Edelleuten keine neuen Steuern auflegen, er wolle den Städten keine Steuern aufzwingen, er wolle über die Güter der Edelleute nicht ohne ihre Einwilligung reisen, noch auch statt der Reise und Verpflegung eine Abgabe in Geld fordern; wo der König durchreise, solle er alles aus Eigenem

---

[1]) Franz Jekel, Polens Staatsveränderungen und letzte Verfassung. Wien 1808. Bd. I, S. 4.

[2]) Ibid. I. S. 5.

[3]) Vergl Bd. V, S. 29—35 dieses Werkes.

[4]) Vergl. Bd. V, S. 34 dieses Werkes. — Roepell, Geschichte Polens, III, S. 297 bis 313.

[5]) Jekel, l. c. I, S. 9—11.

[6]) Vergl. Bd. XI, S. 591 f. dieses Werkes.

bezahlen; wenn die Edelleute mit dem König außer den Grenzen des Reiches zu Felde ziehen, trage er die Kosten.[1]) Bei der Thronbesteigung 1370 versprach Ludwig ferner und erneuerte 1374 seinen Eid, als die Großen seine Tochter für erbfähig erklärten, die Steuer auf den Ländereien sollen auf zwei Groschen die Hufe herabgesetzt[2]) und nur polnische Edelleute sollen zu Hofämtern, Staatsdiensten und zur Erlangung königlicher Güter für befähigt erklärt werden, und heimfallende Güter wolle er sogleich wieder verleihen. Ferner sprachen die Polen von da an, als sie die Thronfolge seiner Tochter Hedwig anerkennen sollten, das Wahlrecht innerhalb der Dynastie an.[3]) Polen ein Wahlreich.

Jagello brachte Litthauen nebst Samogitien zu den Polen, und diese jauchzten vor Freude, als sie das Meer sahen, und so traten die Jagellonen an die Stelle der Anjous und der Piasten. Eine gewaltige Macht war jetzt beisammen, wenn eine feste Hand das Reich zusammenhielt und die Geister an Zucht gewöhnte. Aber ein solcher König fand sich nicht, und schon ein Zeitgenosse sagte: Es stehe schlimm um die Königsherrschaft in Polen, denn der Adel wolle einen König nur, um die Güter des Reiches an sich zu reißen und sie zu seinem Nutzen auszubeuten.[4]) Jagello versprach, alle Würden, Lehen und Ämter sollten allein denjenigen Adeligen vorbehalten sein, die in dem Landestheil, wo er Amt handle, ansässig seien, und zwar sollte die Verleihung nur unter dem Beirathe des polnischen Adels geschehen; alle Schlösser und Burgen dürften nur eingeborenen Polen von Adel anvertraut werden. Damit waren also die Deutschen, war also auch das Bürgerthum der Städte geopfert, welches die beste Stütze des Königs und seine Wehr gegen die Aristokratie hätte werden können. Polen war ein Wahlkönigthum, die Herrschaft war eine Adelsherrschaft geworden, der König konnte keine litthauischen Bojaren nach Polen verpflanzen, welche seine treuesten Anhänger gewesen wären. Er war also in Polen den Polen preisgegeben, welche für Kriegsdienst nicht bloß außer Landes, sondern auch innerhalb des Landes Ersatz aller wesentlichen Schädigung und Auslösung aus der Gefangenschaft ausbedangen. Das Reich wurde allerdings groß und reichte bald von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere; aber der Großfürst von Litthauen und der König von Letovien hatte wenig Macht, er hieng vom guten Willen seiner Großen ab. Allerdings huldigten die Fürsten von Podolien, Peter von der Moldau und der Metropolit von Kiew, und wurden Wolhynien, Bessarabien und die Walachei den Polen ohne Mühe zu Theil, und bemächtigten sich polnische Herren der Ukraine, aus der die Tataren sich zurückzogen: allein diese Eroberungen waren zu leicht gemacht, um dauerhaft zu sein. Nur was mit Mühe gewonnen wird, hat in der Regel festen Halt. Die Polen verstanden nicht zu colonisieren, sie

Jagellonen 1386 bis 1572.

Adelsherrschaft.

Wahlkönigthum.

Größe Polens.

[1]) Jekel, l. c. I, S. 14.
[2]) Vergl. Bd. VI, S. 436 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. XI, S. 591—593 dieses Werkes.
[4]) Caro, l. c III, p. 31.

Schwäche. sandten allerdings Gewaltboten in diese Länder, aber keine massenhafte dauernde Einwanderung, welche den Besitz festgehalten hätte; ihre Herren konnten leicht fortgejagt werden, und sie bekamen eine Bevölkerung ins Reich, die in Religion, Denkart und Sitten vielfach von ihnen abwich. Dadurch wurde der Zusammenhang des Reiches locker. Wie ganz anders haben die Römer, mit welchen doch Lelewel seine Polen gerne vergleicht, die Grundlagen der Herrschaft zuerst über Italien, dann über die Welt gelegt. Polen und Römer sind vielmehr der größte Gegensatz. Der Römer beugt sich dem Gesetze, der Pole ist sich selber Gesetz.

Als die edle Hedwig dem Tode nahe war, rieth sie ihrem Gemahle, sich mit Anna von Cilly zu vermählen, die von den Piasten abstammte, um ein Unrecht ihres Vaters zu sühnen. Anna war die Großtochter Kasimirs und hatte nicht ungegründete Ansprüche auf die polnische Krone. Es geschah: die Ehe kam zustande, und Jagello, der schon wieder hatte abreisen wollen, blieb König in Polen, und als er 500.000 fl. zur Loskaufung des Dobrczyner Gebietes 1404 den deutschen Ordensrittern bezahlen sollte, schrieb er einen Reichstag nach Korczyn aus. Nun sollten die Adeligen eines jeden Bezirkes sich versammeln, um den Wunsch der Landschaften durch Landboten dem Reichstage vorzutragen. 1413 fand ein Generalconvent polnischer Edelleute und Parlament zu Horodlo. litthauischer Bojaren in Horodlo statt. Hier wurden die Bojaren zu polnischen Rittern erhoben, immer ein litthauischer Bojar wurde in eine der polnischen Sippen als Mitglied aufgenommen und erhielt mit dem Wappen all die Rechte, Freiheiten und Geschlechtsnamen.

Mit Kasimir III. endet die Regierung der Piasten, obschon noch Mitglieder der Familie, Seitenzweige des Stammes, vorhanden waren. Bis auf Rath des Königs. ihn war der Rath des Königs Rath, nicht aber der Rath des Reiches, er bestand aus den Bischöfen, Wojewoden und Castellanen. Der König regierte. Jetzt aber war es anders. Ludwig der Große gab, um Polen zu behaupten, ganz wesentliche Rechte auf. Nach seinem Tode forderten die Polen von der verwitweten Königin, nachdem Maria bei Sigismund bleiben wollte, dass Hedwig. die zweite Tochter, Hedwig, sich ohne Einwilligung der Stände nicht vereheliche. Die Großen entschieden also, welches Mitglied der Dynastie regieren solle — sie waren es, die dann Hedwig drängten, ihre Hand dem Litthauer Jagello. Fürsten Jagello zu reichen und auf die Ehe mit dem Jugendgenossen Wilhelm von Österreich, dem sie ihr Wort gegeben und dem ihr Herz gehörte, zu verzichten. Allerdings galt es, ein Reich und ein ganzes Volk dem Christenthume zu gewinnen, und Hedwig reichte 1386 dem Großfürsten die Hand.[1]) So hatten also die Großen das Wahlrecht erlangt, wodurch die Rechte der Krone wesentlich immer mehr gemindert wurden. Fortan gestanden die Thronbewerber,

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 592 dieses Werkes.

um ihr Ziel zu erreichen, jede Forderung zu, und so ward die königliche Macht immer schwächer, während ihre Verstärkung allein Polen hätte retten können, denn das Land lag von allen Seiten offen da, und war von kriegerischen Nationen umgeben. Nur Centralisation hätte Polen erhalten können, nur Decentralisation strebten jedoch die Polen an.

Tag zu Brzesc.

1425 musste Jagello auf einem Reichstage zu Brzesc in Kujavien, damit sie seinen Sohn Wladislaw VI. als König und Nachfolger anerkannten (denn Jagello war nur für sich, nicht für seine Erben als König anerkannt), alle alten Briefe, Rechte und Freiheiten bestätigen, namentlich auch, dass nur Adelige fortan die Ehren geistlicher Würden haben sollten. Desgleichen gestand der König zu, er werde keinen Edelmann verhaften, wenn er nicht von dem ordentlichen zuständigen Richter dazu verurtheilt, oder bei einem Capitalverbrechen unmittelbar ertappt sei.[1]) Ebenso wurde das Münzrecht von der Bewilligung des Reichstages abhängig gemacht, auch bestimmt, für einen auswärtigen Krieg müsse der König jede Lanze mit fünf Mark zum voraus bezahlen.[2]) Die Könige mussten die Kriege, ob sie dieselbe nun für den Vortheil des Hauses oder des Landes begannen, auf eigene Kosten führen; wollten sie Geldbeihilfe vom Lande, so mussten sie dieselbe immer mit Verzicht von königlichen Rechten erkaufen.

Wladislaw VI.

Wladislaw VI., der älteste Sohn Jagellos, war noch jung, als er die Regierung antrat, und wurde zehn Jahre später 1444 bei Varna von den Türken erschlagen.[3]) Weil er so jung war, so konnte er unmöglich die königliche Gewalt verstärken und hatte eigentlich so viel Vormünder, als er Provinzen besaß.

Kasimir IV.

Sein jüngerer Bruder Kasimir, bisher Großherzog in Litthauen, wurde 1445 zum König von Polen gewählt und regierte bis 1492. Sein Herz hieng eigentlich an Litthauen und die Polen waren klug genug, manches zu ertragen, nur damit er die Einheit des Reiches nicht zerriss. 1468 berief er einen Reichstag nach Petrikau, um 270.000 Ducaten zusammenzubringen, womit er die Schulden im Kriege gegen den Deutschorden bezahlen wollte. Fortan war der Grundsatz, dass ohne Zustimmung des Reichstages keine Steuer, kein Gesetz für rechtmäßig gelte. Unter seiner Regierung soll nicht geringer Wohlstand geherrscht und die Liebe zur Bildung zugenommen haben; selbst Bürger und Bauern thaten sich hervor.[4]) Janicki, der sehr gute lateinische Verse machte, war ein schlichter Bauer; Dantisk, Dichter und Diplomat, war der Sohn eines Seilers; Kromer, dessen Chronik und Reden in lateinischer Sprache sehr geschätzt sind, war von dunkler Herkunft, wurde jedoch Bischof von Ermeland.

Johann Albert.

Von Kasimirs Söhnen wurden drei nacheinander Könige von Polen. Zuerst regierte Johann Albrecht (1492—1501), der sich von einem Italiener, Buonacorsi, Kallimachos genannt, einem Gelehrten, leiten ließ. Dieser bedeutete ihm, die Macht des Adels zu brechen, Johann Albert musste aber 1496 anerkennen, dass jedes Gesetz nur Giltigkeit durch die Zustimmung des Reichstages habe.

Alexander.

Dann wurde sein Bruder Alexander, bisher Großfürst von Litthauen, 1501 zum König von Polen gewählt, nachdem der Senat mit den litthauischen

---

[1]) Das Gesetz Neminem captivabimus nisi jure victum.

[2]) Vergl. Bd. XI, S. 610 dieses Werkes. — Caro, l. c. III, p. 523. — Theiner, l. c. II, S. 37.

[3]) Vergl. Bd. VII, S. 69 dieses Werkes.

[4]) Lelewel, Geschichte Polens, I, S. 98.

Großen die Vereinbarung getroffen, **dass Polen und Litthauen fortan nur Ein Reich und Ein Volk unter Einem Könige** sein sollten.[1]) Auf einem Reichstag 1505 musste auch er zugestehen, er wolle in Hinkunft kein Gesetz geben ohne die Einwilligung der Senatoren und Landboten. Endlich erklärte sein Bruder **Sigismund I.**, der nach ihm bis 1548 über Polen regierte, 1510 den Charakter der Senatoren und Landboten als Vertreter der Nation für unverletzlich und diejenigen, welche einen Landboten in Ausübung seines Amtes hindern oder sonst beleidigen sollten, für Majestätsverbrecher. Von 1507 bis 1536 wurden 19 vollständige Reichstage abgehalten und immer nur nach der **Mehrheit** der Stimmen entschieden. Unter Sigismund gieng 1525 der **Hochmeister des Deutschordens zur Lehre Luthers über und nahm das Ordensland vom König von Polen zu Lehen.**[2])

Sigismund I.

Sigismund II. Augusf.

Unter **Sigismund II. August**, der 1548—1572 regierte, drang die neue Lehre in Polen ein und wurde auf einem **Reichstag zu Wilna Gleichberechtigung der Bekenntnisse** beschlossen: Alle vom Stande der Ritter und Edlen, Litthauer oder Russen, vorausgesetzt dass sie Christen sind, sollen in Zukunft zu allen Ehren und Würden, sei es des Reichstages oder der Krone, und zu allen Stellen Zutritt haben. Auch wurde auf einem Reichstage zu Grodno 1568 beschlossen: **das Großfürstenthum Litthauen solle in Zukunft zur Republik Polen gehören und nicht Eigenthum des Königs sein. Dagegen sollten die Litthauer ganz gleiche Rechte mit den Polen haben. Alle litthauischen Großen wurden nun in das Verzeichnis der Senatoren eingetragen** (Coaequatio jurium).

Litthauen.

Mit Sigismund II. starb die Herrschaft der Jagellonen nach 186jährigem Bestande aus. Es wurde jetzt nicht mehr in einer Dynastie gewählt, sondern **die Königswahl war unbedingt frei.**

Heinrich von Valois.

Unter vielen Bewerbern gaben die Polen **Heinrich von Valois** den Vorzug, machten aber strenge Wahlbedingungen, die übrigens Heinrich, aus Freude, König zu werden, insgesammt zu Paris 10. September 1573 unterschrieb.

Er hätte versprochen, eine goldene Brücke über die Weichsel zu bauen, wenn die Polen es gefordert hätten. Heinrich gelobte, während seinen Lebzeiten nicht auf die Wahl eines Nachfolgers zu denken, noch je der Nation einen solchen in Vorschlag zu bringen; ohne Wissen des Senates weder Gesandte abzuschicken, noch anzunehmen; auf den Reichstagen die Einigkeit der Stimmen zu erhalten, und jenen Räthen seinen Beifall zu geben, deren Vorschläge sich mehr auf die Rechte und Freiheiten der Nation gründeten; er willigte ein, dass er immer von sechzehn Senatoren umgeben sei, die auf die Handhabung der ständischen Freiheiten und Beobachtung der Reichsgesetze acht haben sollten; er gab zu, dass den Edelleuten der Bergbau und die Salzsiederei auf ihren Gütern frei stehe. Er verzichtete also auf zwei Regalien, welche sonst dem König bedeutende Einkünfte abwarfen. Er versprach, Ehren und Ämter nur an Polen, nie an Ausländer zu verleihen. Schließlich entband Heinrich im Eid die Unterthanen des Gehorsams

Pacta conventa.

Verzicht auf Regalien.

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 623—626 dieses Werkes.
[2]) Die näheren Bedingungen vergl. Bd. XI, S. 626—630 dieses Werkes.

gegen ihn, wenn er den Wahlvertrag und die ihnen ertheilten Freiheiten verletzen sollte. Das hieß alle Bande lösen und sich zum Diener und den Reichsrath zum Herren machen. Die Enttäuschung trat bald ein: die Polen erkannten bald in ihm einen Weichling statt des erwarteten Helden, und er fand in ihnen Unbändige und entfloh bei Nacht und Nebel, sobald er hörte, durch Karls IX. Tod sei der Thron in Frankreich erledigt,[1]) und die Polen jagten im schnellsten Roßlauf bis an die Grenze ihrem König nach, der nach viermonatlicher Regierung nichts mehr von ihnen wissen mochte, um ihn zur Rückkehr auf den Thron zu zwingen. Flucht vor dem Throne 1574.

Die nächste Wahl war besser, sie traf einen Helden im Worte und in den Thaten. Johann Zamoiski machte den Vorschlag, die Prinzessin Anna aus dem Hause der Jagellonen zu wählen und ihr den Herzog von Siebenbürgen, Stephan Batthory, zum Gemahl zu geben. So geschah es; 1575 wurde der kühne Batthory König von Polen, nachdem er die Wahlbedingungen Heinrichs von Valois beschworen. Im heiligen Eifer für Gerechtigkeit verfuhr Batthory strenge gegen die Mörder — da klagte der Adel laut über ihn und Stephan mußte sich 1578 herbeilassen, ein Hofgericht niederzusetzen, dessen Mitglieder aus jeder Wojwodschaft gewählt werden sollten. Drei Jahre später erhielten die Litthauer ein ähnliches Tribunal. Batthory hatte sich nur das Recht der Begnadigung vorbehalten und die höchste Entscheidung, wo das deutsche und bürgerliche Gesetz galt. Der König führte dann mit Heldenmuth und Glück Krieg gegen Rußland, das er ganz sich zu unterwerfen hoffte.[2]) Nur die Mahnung des Papstes bewog ihn, in seinem Siegeslauf inne zu halten. Polen erlangte durch ihn Kurland, die Ukraine ward wieder bevölkert, den Kosaken gab er eine bessere Ordnung, das Recht, einen Hetman oder Oberhaupt zu wählen, und Waffen, und machte sie zu Schützern des Reiches im Süden gegen die Tataren. — Nachdem er seinem Namen bei den Russen Furcht und bei den Polen Achtung verschafft hatte, trug er sich mit dem Plane, die Verfassung zu ändern. Er mochte nicht länger eine königliche Null, „ein gemalter König" sein; er hoffte die Nation zu vermögen, daſs er seinen Nachfolger ernennen und den Thron erblich machen könne. Der Plan war gut gemeint; denn in der Zeit, da kein König war, that jeder, was er wollte, soweit seine Gewalt reichte. „Der Hang zu Ausschweifungen trat hervor, der Adel gab sich dem Vergnügen hin, lärmte und tobte, weil niemand ihn im Zaume hielt, und erlaubte sich alle Gewaltthaten, gleich als hätte er die Vernunft verloren. Was durch Anstrengungen langer Jahre in ein regelmäßiges Geleise gebracht und geordnet war, wurde während einer Zwischenregierung in wenig Monaten zerrüttet."[3]) Da wollte der König bessere Ordnung schaffen, auch wäre ohne Zweifel das Steuerwesen ein

Stephan Batthory 1575 bis 1586.

Hofgericht.

Plan, das Königthum zu stärken.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 214 dieses Werkes.

[2]) Seine Feldzüge gegen Rußland sieh Bd. XI, S. 557 dieses Werkes, seine Wahl sieh Bd. VIII, S. 159 dieses Werkes.

[3]) Lelewel, l. c. I, S. 141.

anderes, das heißt der Adel zum Mittragen herbeigezogen worden. Ein Reichstag sollte in Warschau stattfinden und Batthory zog seine Truppen dahin zusammen. Der Adel bekam Angst — da starb Batthory unter den Vorbereitungen plötzlich hinweg 13. December 1586, ohne Nachkommen zu hinterlassen. „Ein Fürst von so festem Willen, dass er dringenden Falls die Schranken des Gesetzes durchbricht und ein neues Staatsrecht schafft, ist ein Geschenk des Himmels, welches den Polen jener Tage nicht mehr zutheil wurde.“ [1])

Sigismund III.

Nun wurde ein Wasa gewählt. Sigismund III. (1587—1632), der durch seine Mutter ein Enkel des Jagellonen Sigismund I. war. Wie er durch die Unruhen, so der falsche Demetrius erregte, Smolensk, Severien, Czerniechow, ja Moskau wegnahm, wie die Russen seinen Sohn Wladislaw wählten und wie er nahe daran war, ganz Russland zu seinen Füßen zu sehen, ist früher erzählt worden.[2]) Auch Sigismund fügte sich in die Umgebung der 16 Senatoren, ohne deren Beistimmung er kein Bündnis schließen wollte. Manche klagten über Verletzung der Wahlbedingungen — da wurde 1609 bestimmt, der König solle nur dann des Reiches verlustig sein, wenn eine Partei gegründete Beschwerden wegen Verletzung der Reichsgrundgesetze bei dem Reichstage angebracht und der König diese Beschwerden nach drei, auch viermaligem Erinnern nicht abgestellt habe.[3])

Wladislaw VII.

Wladislaw VII., der Sohn und Nachfolger Sigismunds III. (1632 bis 1648), versprach im Wahlvertrage, dass er ohne Wissen und Willen der Stände keinen Angriffskrieg führen, keine fremden Kriegsvölker ins Land ziehen, auch sich nicht verehelichen, weiter die Grundsteuer nicht erheben wolle. Eben dasselbe gelobte sein Nachfolger, der unglückliche König Johann Kasimir II.,[4]) der zweite Sohn Sigismunds, der die Theilung Polens voraussagte. — Wie Sobieski trotz seines Heldenruhms ein ohnmächtiger König war, ist früher gezeigt worden.[5]) Als man ihm rieth, ein Testament zu machen, nämlich wer ihm auf dem Throne folgen sollte, antwortete er voll Trauer: „Ein Testament von meiner Seite würde nichts nützen. Seht ihr nicht, dass allen Polen der Kopf verdreht und das Herz verdorben ist? Kann ich mir schmeicheln, die gute Ordnung herzustellen, indem ich ein Testament mache? Was haben die Testamente meiner Vorgänger genützt? Durch ein Testament würde ich die Wirren in Polen nur noch größer machen.“ [6])

Kasimir IV.

Sobieski 1674 bis 1696.

Die Sachsen.

Dann kam die sächsische Dynastie, August der Starke und der friedfertige August III. Dem ersteren wurde von allen Seiten gerathen, das herrschende Staatsrecht zur Rettung des Staates zu zerbrechen. Noch ist ein Entwurf vorhanden, den ihm sein jüdischer Banquier in Hamburg hiefür ausarbeitete. Allein der Mann, dessen Faust wohl so stark war, ein Hufeisen

---

[1]) Hüppe, Verfassung der Republik Polen, S. 13.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 94, 345—346 dieses Werkes.
[3]) Jekel, l. c. I, S. 26.
[4]) Vergl. Bd. IX, S. 632 dieses Werkes über beide.
[5]) Vergl. Bd. X dieses Werkes, unter Sobieski.
[6]) Art de vérifier les dates, II, p. 79.

zu zerbrechen, kam nicht zu dem Entschluss, das Königthum stark zu machen. Polen blieb eine militärisch organisierte Demokratie, ein Wahlkönigthum, eine Anarchie. „Jeder Bürger wollte nur dem König gehorchen, den er als den würdigsten selbst gewählt, nur das Gesetz befolgen, das er als das beste selbst beschlossen, und wenn ihm König oder Gesetz zu nahe traten, das Widerstandsrecht gegen beide gebrauchen: humane, alles Unrecht scheinbar unmöglich machende Sätze; in Wahrheit haben Königswahl, Liberum veto und Conföderation als Schaufel zu Polens Grab gedient.“[1] Der Grundsatz der Königswahl wurde ein untrennbarer Bestandtheil des Nationalbewusstseins. Man ließ dem König allen Glanz und Prunk und die äußerlichen Rechte der alten Piastenfürsten, aber man entzog ihm den einzig festen Boden seiner Macht, die Erblichkeit. Es trat das Unglück hinzu, dass kein polnisches Königsgeschlecht langen Bestand hatte: Jagellos Haus erlosch bereits mit seinem Urenkel; die Wasas dauerten nur vom Vater bis zum Sohn, und so war dem polnischen Königthum selbst die Möglichkeit verloren, die entschwundene Machtfülle wiederzugewinnen. Für eine realistische Betrachtung des Staatslebens sind scheinbare Äußerlichkeiten nicht unwichtig. Im Mittelalter erstarkte die königliche Staatsgewalt in Frankreich wesentlich durch die lange Dauer der Dynastie, versank die deutsche durch das rasche Aussterben der Kaiserfamilien, und zweifelsohne würde die polnische Verfassung einen ganz andern Gang genommen haben, wenn die polnischen Königshäuser nicht so rasch erloschen wären.[2] — Folgen der Königswahl.

Landtage, Reichstage, Conföderationen.

Wenn denn der König ohnmächtig war, wo lag die höchste Gewalt? — Im Reichstag. — Seine Gewalt ist unbeschränkt in Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung. Er spricht aber nur den Willen der Nation aus und die Schlachta, der Adel, ist die Nation. — Der vollständige Reichstag besteht in der Vereinigung von König, Senat und Ritterschaft.[3] Der Reichstag.

Wie auch gewaltige Herrscher — die beiden Boleslaw — die Geschlechtshäupter und das Heer bei wichtigen Fragen zurathe zogen, sahen wir früher, und wie aus diesem Rath der Senat und die Versammlung der Landboten sich entwickelten. Der Senat bestand aus den Bischöfen und den höchsten Beamten, hatte aber nie die Bedeutung wie das Oberhaus in England, er war ein Rath des Königs, aber nie gegenüber dem König oder gegenüber dem Adel unabhängig; er konnte nie einen Beschluss der Landbotenkammer umstoßen, kein einzelner Senator hatte das Liberum veto. Auf dem Reichstag zu Lublin Senat.

[1] Hüppe, l. c. S. 5.
[2] Ibid. S. 85–88.
[3] Ibid. S. 136.

bestand der Senat aus 137 Mitgliedern. Auf der kleinen Seite eines länglichen Vierecks saß der König, ihm gegenüber die Minister, auf den beiden langen Seiten saßen in der inneren Reihe die Senatoren ersten, in der äußeren Reihe die Senatoren zweiten Ranges. Zu den ersteren gehörten die Bischöfe, deren Ernennung in der Regel seit Kasimir IV. dem Könige zustand, dann 32 Wojwoden, 3 Castellane und der Starost von Samogitien. Die Wojwoden waren die Stellvertreter des Königs, die Anführer der einzelnen Abtheilungen der Landwehr.

Landboten.

Bedeutete der Senat den Staatsrath, so bedeutete die Landbotenkammer die Tagsatzung; jener hieng vom König ab, diese von der Nation. Der Landboten waren in der Regel 200, jeder sollte Gutsbesitzer, von Adel, und mindestens achtzehn Jahre alt sein. An ihrer Spitze stand der Landbotenmarschall (orator).

Landtage

In den einzelnen Landschaften kamen zur Entscheidung wichtiger Fragen in Justiz und Verwaltung die angesehenen Edelleute mit den königlichen Würdenträgern zusammen. Sie wählten die Landboten zum Reichstag, ertheilten ihnen die Instructionen für die vom König in den Berufungs-Universalien vorgelegten Fragen — daher der Name Instructions-Landtage — und hörten ihre Rechenschaft an nach Schluss des Reichstages über ihr Verhalten, gemäß den Instructionen, von denen sie nicht abweichen sollten — daher die sogenannten Relations-Landtage.[1]) Gefiel der Beschluss des Reichstages nicht, so wies ihn die Landschaft zurück: sie sei nicht dadurch gebunden. Während in der französischen Revolution der einzelne Abgeordnete als Vertreter des ganzen Volkes behandelt wurde, blieben sie bloß Landboten und Vertreter des Bezirkes, der sie gewählt hatte. Die Gewalt gieng mit dieser Anschauung vom Reichstag weg auf die Landtage über, oder, wie der Pole rühmend sagte, die Nation selbst leitete den Staat; wie man aber richtiger sagen darf: Der Reichstag verlor die Macht, die Nation die Einheit und Kraft, und zwar umsomehr, als die Reichstage nur sechs Wochen dauerten, da die Landboten nur auf sechs Wochen gewählt wurden. Da war es schwer möglich, dass eine Frage gründlich durchberathen wurde.

der Instruction,

der Relation.

Reichstag und Landtag.

Auch hinderten noch andere Umstände und verkehrte Anschauungen. Auf den Landtagen kamen Leute zusammen, die nicht auf der nöthigen Höhe politischer Bildung standen, deren Gesichtskreis sehr eng war und welche die beschränkteste Kirchthurmpolitik trieben. Nun war Einstimmigkeit bei den Wahl-Landtagen erforderlich. Bei der Lebhaftigkeit der Polen, bei ihrem Gebrauch, mit dem Säbel an der Seite beim Landtag zu erscheinen, kam es nun in der Regel zu Kämpfen. Es war ein Glück, wenn man sagen konnte, es habe nur neun bis zehn Todte dem Reiche bei den Wahl-Landtagen gekostet; Verstümmelte, Verwundete gab es immer genug. Die Mehrheit verdrängte die Minderheit, und dann kam es allerdings zu einer einstimmigen Wahl. — Kam es nicht dazu, so blieb der Kreis unvertreten. Die Magnaten hatten Haustruppen und entschieden in der Regel mit ihnen bei den Wahlen.

Reichstag.

So waren die Seymiki oder Provinzial-Landtage. Der Reichstag hieß Seym und kam seit 1573 in der Regel alle zwei Jahre zusammen.

[1]) Ernst von der Brüggen, Polens Auflösung. Leipzig 1878. S. 1—25.

Die Einberufungsschreiben (Universalien) erließ der König, später der König mit dem Senat. Der Landboten waren 170 bis 200, mit ihnen vereinigte sich der Senat zu einem Körper. Die Verhandlung leitete der Reichstags-Marschall. Die Sitzungen waren öffentlich.

Jeder Edelmann hatte Zutritt, denn er war ja Mitträger der Souveränität der Nation.[1]) Frauen wohnten oft den Sitzungen bei und spendeten Beifall oder Tadel. Das hatte jene üble Folge, die sich auch in der französischen Revolution zeigt, dass viele Redner mehr für die Gallerie, als für die Abgeordneten sprachen, dass der Ernst und die Unabhängigkeit der Verhandlungen verloren giengen, namentlich aber, dass es an der nöthigen Ruhe fehlte. Lelewel bemerkt trauernd über die Reichstage gerade jener Zeit, wo Ernst und Würde am nothwendigsten waren. „Als Souveräne sollten sie den Einrichtungen Kraft geben, als mit der obersten Gewalt bekleidet, der Freiheit zum Bollwerk dienen; als aus der Blüte der Nation bestehend, ihr begeistertes Leben einhauchen. Aber da ist nur fürchterliches Gewitter oder ein Schlaf, gestört durch unruhige Träume, durch regellose Wahngebilde, durch schreckliche Gespenster; eitle Rederei ohne gesunden Menschenverstand voll geschmackloser Bilder; elende Schulübung; man versteht sich nicht, aber man zankt; man verstellt sich und die kleinen Geschäfte verschlingen die großen Angelegenheiten. Man zankt sich, den Säbel an der Seite, und vom Lärm erzittern die Gewölbe des Hauses." Aber gerade das gefiel den Polen: „Ich will lieber eine gefahrvolle Freiheit, als eine ruhige Sclaverei", hieß es.[2]) — Man fand darin einen Vorzug vor anderen Nationen: es werde niemand so glücklich sein, das stürmische Meer des polnischen Regimentes zu ergründen oder zu beschreiben. Die Folge davon war, dass es in der Regel zu keinem Beschluss kam. Jeder Abgeordnete hatte nämlich das Recht, solange zu reden, als er wollte. Miss-stände.

Zu seinem Unglück sah der Pole seine Freiheit darin, dass er sich nicht der Mehrheit fügen müsse, wo er glaubte im Recht zu sein. Wenn nun auch nur ein Landbote gegen einen Beschluss votierte, so war die ganze vorausgehende Verhandlung vergebens. Sein Ausspruch: „Veto, sisto activitatem, nie pozwalam, nie mo zgody" that jedem Beschluss Einhalt, denn er sollte ohne Widerspruch gefasst und von allen unterschrieben sein. Einem böswilligen Magnaten, einer auswärtigen Macht, war es nun immer möglich, einen Landboten zu bestechen, dass er Widerspruch einlegte, dann ward der Landtag zerrissen. Von 1652, wo zum erstenmal durch den Widerspruch eines Landboten der Reichstag gesprengt wurde, sind bis 1704 auf diese Weise 48 Reichstage gesprengt worden und nur vier zu einem Beschlusse gekommen.[3]) Liberum veto.

[1]) Das sind die Arbitri. „Disciplin unter ihnen war schwer zu halten, sie saßen unter den Abgeordneten und betheiligten sich bei der Debatte, wenn nicht durch Reden, so durch laute Äußerung des Beifalls oder Unwillens. Man ließ ihnen aber volle Freiheit, weil man meinte, dass solche Theilnahme an den Berathungen des vertretenden Körpers sehr heilsam zur staatsbürgerlichen Ausbildung sei." Hüppe, l. c. S. 121—122.

[2]) Malo periculosam libertatem quam quietum servitium; oder: In libertate labor, in servitute dolor.

[3]) Weil die Polen ihre Landboten so oft mit den Tribunen verglichen und zu einem Beschluss des Tribunencollegiums Einstimmigkeit erforderlich war, so dachte man, dass von

Gewisse Fragen mussten doch erledigt werden, und geschas dies nicht auf dem regelmäßigen Weg der Berathung, so geschah es durch Gewalt, auf dem Wege der Revolution, durch die sogenannten Conföderationen,[1]) durch die eigentlich Noth, Verwirrung, Uneinigkeit und Raufluft als gesetzlich anerkannt wurden — eine für den Bestand des Staates höchst bedenkliche Maßregel, wenn auch Rousseau sie preist[2]) und sie die Bürgschaft der öffentlichen Freiheit nennt.

Conföderationen.

„Die Conföderation", sagt er, „ist ohne Zweifel ein gewaltsamer Zustand in einer Republik, aber es gibt Übel des äußersten Grades, welche heftige Gegenmittel nothwendig machen und die man um jeden Preis zu entfernen suchen muss. Diese Form der Föderation, welche anfangs vielleicht nur eine zufällige Veranlassung hatte, erscheint mir als politisches Meisterstück. Die Conföderationen sind das Asyl, das Heiligthum der Verfassung." — Man appellierte damit an das Volk, um eine volksthümliche Politik zu sichern.[3]) Schon der Ritter Eon de Beaumont sagt: „Das kleine Wort Rokosz hatte sonst eine solche Macht über den Ritterstand, dass, wenn einem Edelmann einfiel, dasselbe öffentlich mit lauter Stimme auszurufen, alle diejenigen, die ihn umgaben, unter den strengsten Strafen verpflichtet waren, sich um ihn zu scharen. Da diejenigen, die zu ihm traten, den Ruf wiederholten, so zog der verstärkte Ruf immer neue Genossen herbei; so wuchs die Schar mit jedem Augenblicke, und schnell sah man eine ungeheure Menge Adeliger unter den Waffen. War es den Edelleuten möglich, mit Gewalt ihren Beschluss durchzusetzen, so war er legal. Zuerst entstand die Conföderation einer Landschaft, die einen Marschall wählte und zugleich Sendlinge in die andern Landschaften sandte. Schlossen sich auch diese an, so wählten auch sie einen Marschall. Alle Marschälle versammelten sich zuletzt und bezeichneten in einem Aufrufe die Ursache und Ziele der Conföderation."

Rokosz.

---

da der Gedanke, Einstimmigkeit sei nöthig, entnommen sei. Richtiger weist Hüppe, l. c. S. 147, auf das naturrechtliche Axiom hin, Staaten bilden sich nur durch übereinstimmenden Willen der ganzen Gesellschaft, und Bundesstaaten seien immer durch Einmüthigkeit entstanden, sie sei völkerrechtliches vorstaatliches Princip überall, wo der Staat noch auf niederer Entwicklungsstufe sich befinde. „In allen Ständestaaten des Mittelalters herrschte Einstimmigkeit; der Staat war in ihnen gewissermassen einer beständigen Neubildung unterworfen. Von allen Ländern zwischen 14. und 16. Jahrhundert lässt sich das Liberum veto nachweisen; als prägnantestes Beispiel gilt Aragonien. Aber auch England und Frankreich, die meisten deutschen Territorien waren um jene Zeit mehr Staatenbünde, als Staaten, zusammengestellt aus den Monarchien der weltlichen und geistlichen Großen und den Aristokratien der Rittergemeinschaften und Städte, nicht durch Gesetze geleitet, sondern durch Verträge, die stets einstimmig geschaffen und durch den Bruch eines Mitgliedes ungiltig wurden. Der siegende Gedanke des modernen Staates vernichtete das Einstimmigkeitssystem. Die unaufhörliche weitgreifende Staatsgewalt konnte ihren Aufgaben nicht mit einem so oft versagenden und unzureichenden Mechanismus genügeleisten. — Einstimmigkeit in Gesetzen ist also nichts Unerhörtes. Das Princip war herrschend in Europa, als der Parlamentarismus in Polen entstand."

[1]) Conföderation ist eine völkerrechtliche Bezeichnung für eine dauernde Verbindung souveräner Staaten, in Polen für die Verbindung souveräner Edelleute, die sich an die Stelle der bestehenden politischen Gewalten setzt und für den Staat selbst gelten will und gilt. — Hüppe, l. c. S. 152.

[2]) Jean Jacques Rousseau, Considérations sur le gouvernement polonais, Chap. IX.

[3]) In Polen hat das Recht die Formen der Unordnung und die Unordnung die Formen des Rechts gehabt.

Wuchs der Anhang, so traten die Beamten der Conföderation an die Stelle der bisherigen Behörden. Der König musste sich der Conföderation anschließen oder ihr Widerstand leisten. Vermochte er letzteres, so löste sich die Conföderation auf. Gelang es aber der Conföderation, den König in ihre Mitte zu bekommen, so folgte ihm der Senat und die Generalconföderation bildete nun den Reichstag, der aber von den andern Reichstagen sich dadurch unterschied, dass er nicht an eine bestimmte Dauer gebunden war und dass nicht Stimmeneinheit nöthig war, sondern dass die Stimmenmehrheit entschied. Hier galt kein Liberum veto. Die Beschlüsse waren Gesetze. Auch die Reichstage zur Wahl des Königs galten als Conföderations-Landtage und bei ihnen entschied die einfache Stimmenmehrheit. — Conföderations-Reichstag.

Rascher Verfall Polens.

Wie rasch bei dieser steten Unordnung der Verfall Polens war, zeigt am besten der Zustand der Finanzen, des Heeres und der Justiz.[1]) Zahlen sprechen eine mächtige Sprache. Aus den statistischen Daten geht hervor, dass das Nationalvermögen Polens in stetem Sinken war. Die Gründe liegen auf der Hand. Das Bürgerthum, welches producierte, war dem Verschwinden nahe. An die Stelle des Bürgers in den Städten war der Jude getreten, welcher nur handelte und nicht producierte. Der Adel verzehrte bloß: sein stetes Streben war, die Kraft der Regierung zu lähmen, um die sogenannte Freiheit zu wahren, d. h. um in Unbändigkeit zu genießen. Der Bauer lebte im tiefsten Elend unter hartem Druck. Verfall Polens. Juden.

Im Mittelalter hatten viele Deutsche sich in Polen angesiedelt als freie Leute, als Grundbesitzer, oder sie hatten ein Gut in Pacht genommen und zahlten dem Herrn jährlich einen Zins dafür. Unter den Königen wendete ihnen namentlich Kasimir der Große seinen Schutz zu, mit dem Aufsteigen der Jagellonen beginnt jedoch ihre Bedrückung. Viele Deutsche hatten sich ferner als Handwerker in Städten niedergelassen, aber nur da, wo sie unter Magdeburger oder Kulmer Recht standen, denn der Handwerker wie der Kaufmann bedurfte Sicherheit und verlangte darum stets nach deutschem Recht. Unter den Jagellonen begann jedoch eine deutschfeindliche Richtung. Viele kehrten wieder in ihre Heimat zurück, als den Städten deutsches Recht genommen wurde; andere beugten sich vor der Macht der Umstände. Deutsche.

Die Juden kamen seit dem vierzehnten Jahrhundert empor: sie fragten nichts nach dem Rechtszustand, sondern nur nach Gewinn; der Gewalt giengen sie aus dem Wege oder lähmten sie durch List. Je willkürlicher und rechtsloser die Gewalt wurde, desto rascher kam der Jude empor. Königliche Städte rechnete man einst 400; die Macht über die meisten gieng aber nach und nach Juden.

[1]) Ich folge hier den statistischen Angaben Ernsts von der Brüggen in seiner schon angeführten Schrift: Polens Auflösung, S. 73—90.

vom König auf den Reichstag und Adel über und dadurch nahm auch die Unordnung und die Verarmung überhand. Deutsches Gepräge trugen im achtzehnten
Städte. Jahrhundert nur noch die Städte Krakau, Warschau, Danzig, Lemberg, Thorn; dagegen waren in Posen, Lublin, Grodno, Wilna, Kowno, wohl einzelne gemauerte Häuser, auch steinerne Adelspaläste und Klöster, aber immer unter einer Masse kleiner, hölzerner Gebäude. Jetzt fand man den Juden überall, auf dem Markt und in der Schenke. Französische Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sagen kurzweg: es gebe in Polen nur dem Namen nach noch ein Bürgerthum und die 40.000 bis 50.000 Handwerker, die man so nenne, seien jetzt so arm wie die Bauern und gleichfalls den Bedrückungen des Adels ausgesetzt. Ein Pole aber ruft seinen Landsleuten zu: „Das, was man anderwärts Bürgerthum nennt, der mittlere Stand, ist bei euch eine ganz unbekannte Sache. In den Städten der Krone führen wenige Bürger einen armseligen Handel; alles, was ein wenig
Schwinden des Bürgerthums.
Fremde. Schlauheit, ein wenig Betriebsamkeit verlangt, geht in die Hände Fremder über. — Ohne die Juden würdet ihr nichts haben. Diese, der bürgerlichen Rechte entbehrend, erheben von euch eine Steuer. Das Ziel aller Fremden ist, auf Kosten der Polen ein kleines Vermögen zu sammeln und es über die Grenze zu bringen."

Gewerbe. Das Gewerbe lag demnach gänzlich darnieder. Was der Adel Besseres bedurfte, bezog er vom Ausland. Der Bauer war zu arm und zu unfrei, um ein Handwerk zu lernen und nach Deutschland auf die Wanderschaft zu gehen. Der Edelmann hätte nach polnischer Ansicht seinen Adel verloren, wenn er mit Scheere und Elle, mit Handel und Handwerk sich abgegeben hätte.

Es gab noch keine Fabriken vor Stanislaus August, wohl aber wurde Bier, Meth und Brantwein erzeugt. Polen hatte einst massenhaft
Ausfuhr. Holz, Korn, Pottasche, Hanf, Flachs, Vieh, Theer, Talg, Honig und Leder ausgeführt, namentlich war es einst die Kornkammer Europas. Der Ackerbau nahm aber ab und der Absatz, letzterer zum Theil wegen dem schlechten Zustand der Straßen. Es gab Provinzen, die Hunger litten, während in der Nachbarprovinz Überfluss an Korn war, weil die Verkehrswege zu schlecht waren, um das Korn zu versenden. Der Haupthandel gieng die Weichsel hinab über Danzig, früher aber auch auf den Flüssen zum
Einfuhr. Schwarzen Meer. Eingeführt wurden Tuche, Seiden- und Baumwollenzeuge, Leinwand, Wein, Eisen- und Stahlwaren, Zinn, Kupfer, Edelmetall, Glas. Der Wein kam in der Regel aus Ungarn, der Tabak aus der Türkei und Ungarn. Das bessere Bier kam aus Sachsen und England, die Luxusartikel in der Regel aus Frankreich.

Verarmung. Die Einfuhr überwog die Ausfuhr. Nach einer Angabe vom Jahre 1776, wo Polen nur noch acht Millionen Einwohner hatte, betrug die Einfuhr 26 und die Ausfuhr 17 Millionen; demnach schwand das Vermögen der Nation immer mehr zusammen und musste diese nach und nach an den Bettelstab kommen. Man rechnete schon im Jahre 1779 die Einbuße an barem Gelde auf den fünften Theil. Nur der polnische Leichtsinn konnte sich über diese Erscheinung hinaussetzen. Namentlich die Krone war durch Zugreifen des Adel verarmt.

Die Salzwerke von Bochnia und Wieliczka waren ein Hauptschatz der Krone: man rechnete ihren Ertrag auf eine Million Gulden österreichischer Währung. Der Adel aber hatte sich das Vorrecht erobert, seinen Salzbedarf unentgeltlich zu beziehen, und viele bezogen mehr, als sie bedurften, das heißt sie handelten damit. Die Starosteien waren königliche Güter, deren Ertrag die Staatsausgaben ursprünglich decken sollten. Seit längerer Zeit aber wurden sie an Edelleute für wirkliche oder vermeintliche Dienste verliehen; diese sollten allerdings den vierten Theil des Ertrags an den Staat abgeben, das unterblieb jedoch und so hatte der Adel diese Güter zur unentgeltlichen Benützung. In adeligen Dörfern wurde früher eine Grundsteuer erhoben, jetzt aber nicht mehr. Auch von den Grenzzöllen bezog die Krone nichts mehr, denn der Adel hatte sich Zollfreiheit erworben. Von den Häusern ward eine Rauchfangsteuer erhoben; diese fiel aber, wie die Salzsteuer, nur auf die Bauern. Die Juden zahlten allerdings eine Kopfsteuer, aber diese brachten sie wohl reichlich von den Bauern ein.

Salz. Starosteien. Grundsteuer. Zölle.

So war denn die Krone arm und der Bauer unterdrückt. Der Staat hatte allerdings wenig Schulden, aber bloß darum, weil ihm niemand leihen wollte, und jetzt begreift sich, warum Poniatowski der Czarin, als ihm diese meldete, sie werde ihn zum König machen, antwortete, sie möge ihm dann nur auch das nöthige Einkommen dazu senden.

Am ärgsten zeigt sich die Zerrüttung im Heere. Der Pole ist von Haus aus ein guter Soldat, furchtlos, feurig, gewandt und ehrgeizig. Polen haben, wo sie unter guter Führung standen, sich in der Regel mit Auszeichnung geschlagen. Von einer solchen Bevölkerung, die auf fünfzehn Millionen veranschlagt wurde, sollte man, wenn man von hundert Seelen auch nur einen Soldaten rechnet, auf ein Heer von 150.000 Kerntruppen schließen können, welches hinter den dichten Wäldern und Flüssen Polen für jeden Eindringling unüberwindlich machen müßte. Dagegen finden wir ganz kleine Heere von Russen und Preußen, die in Polen eindringen und dennoch siegen. Nur der verlotterte Zustand des polnischen Heeres löst dieses Räthsel.

Das Heer.

Nur der Edelmann war eigentlich Soldat, nur die Schlachta bildete das eigentliche Volksheer. Der Adel war aber verwildert und zügellos geworden. Er wollte allein den Heerbann stellen, er wollte allein das Recht haben, Kriegsdienst zu nehmen, ließ sich aber für diesen Dienst vom Staate gut belohnen, obschon er keine Steuern zahlte, und kaufte und verkaufte die militärischen Ämter. Man hatte allerdings ein stehendes Heer, das seit dem Vertrage mit Peter I. im Jahre 1717 die Zahl von 18.000 Mann nicht überschreiten durfte, es erreichte aber in der Regel kaum die Höhe von 8000 Mann und bestand aus zwei Abtheilungen: Reiterei und Fußvolk, oder der polnischen und deutschen Armee. Der Schlachziz gieng nie zu Fuß; er war höchstens Officier beim Fußvolk, er diente aber auch nur als Officier und so gab es Regimenter, die nur aus Officieren bestanden. So finden wir unter August III. ein Cavallerie-Regiment von 180 Mann, bestehend aus 6 Fähnlein, von denen jedes 30 Officiere hatte. Von Kriegswissenschaft war keine Rede, ebensowenig von strenger Disciplin. Eine Officiersstelle war eine Gelegenheit, in glänzender Uniform auf fremde Kosten

Schlachta. Stehendes Heer.

Officiere. zu leben. In der Regel lebten diese Officiere auf ihren Gütern oder bei ihren Freunden; strenger Dienst wurde ja gar nicht verlangt. Hatten sie die Sache satt, so konnten sie die Stelle wieder verkaufen. Der Preis war in der Regel die vierfache Jahresgage. Begreiflich, dass ein neuerer Schriftsteller diese National-Cavallerie „eine Blumenlese von geputzten Nichtsthuern" nennt. Zu gewissen Zeiten im Jahre kam man zusammen zur Ritterversammlung, da wurden die Löhne erhoben und gab es Festessen und Bälle. Man sah Generale, die nie Pulver gerochen. Das Fußvolk bestand aus Geworbenen oder Gepressten, vielfach aus Gesindel.

Hetman. Der Anführer des Heeres, der Hetman, stellte die Officiere an, das heißt er verkaufte die Stellen. Seit 1717 wurde der Fahneneid nicht mehr dem König, sondern ihm geleistet. So war eigentlich auch nicht mehr der König oberster Kriegsheer. So war also auch hierin die Krone bloßgestellt. Selten wurde vom Hetman Verrechnung über die vom Staate für die Armee ausgeworfenen Gelder verlangt.

Die Stelle eines Obergenerals war eine Gelegenheit, Geld zu machen, darum begreifen wir, wie gesagt wurde: „Es waren glückliche Zeiten unter den Hetmanen für den Soldaten, als er ohne Disciplin, ohne Gehorsam, ohne Übung, ohne Thätigkeit die Oberhand hatte über die Landbewohner",[1]) denn im Nothfall fiel der Soldat dem armen Bauern zur Last.

Sorglosigkeit. Welch große Interessen im Staate hängen nicht ab von einer tüchtigen Armee! Den Polen aber war in jener Zeit der Ernst zum Spiel geworden. Es war ein unsäglicher Leichtsinn, dass die einzige Festung, welche Polen besaß, Kaminiec in Podolien, völlig vernachlässigt war; dass man das dazu nöthige Pulver von den nächsten russischen Regimentern kaufte. Von Blindheit oder Eigennutz zeugt der Zustand des Arsenals in Warschau: man fand einige schwedische eiserne Mörser darin, ganz mit Rost bedeckt; ferner einige neugegossene Kanonen und einige mittelalterliche Waffen. Die Lafetten hatte der Zeugwart zu Heizmaterial verwendet! So war man vorbereitet auf einen Krieg, der über Sein und Nichtsein der Nation entscheiden sollte. Der General Poniatowski nannte das Heer, mit dem er bestanden werden sollte, eine Bande!

Justiz. Es fehlte überall. Es gab keine Polizei. Die Gerichte waren in der Regel bestechlich, oder durch Parteirücksichten geleitet, von hundert Urtheilen wurde vielleicht eines vollzogen. Wer einen Prozess gewonnen hatte, der musste selber sehen, wie er das Urtheil zur Vollziehung brachte.

Einreiten. In der Regel geschah es durch das Einreiten, das heißt, er ritt mit einigen guten Freunden in Waffen in den Hof des Gegners und bemächtigte sich mit Gewalt des Gutes, um welches der Prozess geführt worden war. Wer aber wollte ein Urtheil in Vollzug setzen, das er gegen einen Magnaten gewonnen hatte? Es gab ja Magnaten, die 5000 bis 8000 Mann Haustruppen hielten, Magnaten, von denen jeder mächtiger war, als der König! Da hätte nur ein gleich mächtiger Magnat helfen können, und hätte es zum offenen Kampf, zum Bürgerkrieg kommen müssen. So musste der Glaube an das Bestehen des Rechtes

[1]) Ernst von der Brüggen, l. c. S. 83.

schwinden, und doch war der Pole prozessüchtig und galt es als eine Ehrensache für einen Edelmann, wenigstens einen Prozess zu haben, und war das Sprichwort im Schwang: „Ein Edelmann ohne Prozess ist wie ein Hund ohne Schwanz." —

Warnungen und Theilungspläne.

Warnende Stimmen.

Wie bei den Juden Propheten den Untergang des Reiches voraussagten, so hat es auch bei den Polen nie an Männern gefehlt, welche die Missstände scharf bezeichneten und als Folge derselben, als Strafe des Himmels, die Zerstörung des Reiches hinstellten.

So sagte der Kanzelredner Peter Skarga den Edelleuten:[1] „Es wird die Zeit kommen, wo ihr ohne Könige sein werdet, ohne Vaterland; verbannt auf fremder Erde und verachtet von denen, welche ehedem aus Furcht euch Hochachtung erwiesen. Es ist immer noch schön, edel und würdig einer großen Nation, im Kampfe unterzugehen, aber innerer Zwietracht zum Opfer zu fallen und durch eigene Schuld seinen Untergang zu bereiten, ist entsetzlich." — Im gleichen Jahre sprach Johann Zamoiski vor Sigismund III. im Reichsrathe gegen „die Unbotmäßigkeit, welche unter dem Heere überhandnehme, gegen den Mangel an militärischer Zucht und gegen den an Wahnsinn grenzenden Luxus des Adels": „Ein schreckliches Übel hat den Körper der Republik ergriffen und nagt an ihrem Herzen, es sind das die Ausschweifungen des Luxus, welcher den armen Arbeitern keinen Vortheil gewährt. Die rohen Producte des Landes werden ausgeführt, der fremden Industrie überlassen und um einen übermäßigen Preis wieder zurückgekauft." Er mahnt den König, seinen Sohn in Einfachheit aufzuziehen: „Entzieht ihn der Vormundschaft der Weiber, welche einen so traurigen Einfluss auf Sigmund August seligen Andenkens übten, und entlasset die fremden Hofmeister, auf dass der junge Prinz die polnische Nation liebe, die Gerechtigkeit achten, weisen Rath annehmen und die Schmeichler meiden lerne; das wird ihn, das wird auch uns glücklich machen." Der Redner hatte die Kühnheit, den König an seinen Eid zu erinnern, wonach er die Nation aller Treue und alles Gehorsams gegen ihn entbinde, wenn er seine Versprechen nicht halte, und ihm ins Gesicht zu sagen: „Ich beschwöre dich, geh in dich und bessere dich. Schweden hat dich gezeugt, Polen hat dich aufgenommen und dich genährt; Polen ist deine Mutter, von ihr hast du deinen Glanz; liebe sie, liebe deine Unterthanen, wenn du geliebt, wenn du geachtet, unter uns alt werden, wenn du den Segen und die Gnade Gottes gewinnen und deinen Nachkommen unsere Stimmen sichern willst." — Der König ward durch diese Freimüthigkeit so erbittert, dass er das Schwert zog. Zamoiski aber rief ihm zu: „König, rühre dein Schwert nicht an, damit nicht die späte Nachwelt dich Cäsar, uns Brutusse nenne. Wir haben das Recht, Könige zu wählen, Tyrannen aber umzubringen. Regiere, aber sei kein Despot."[2]

Johann Zamoiski.

---

[1] Chodzko, La Pologne historique, littéraire, Paris 1846, p. 4.

[2] „Rex, non move gladium, ne te Cajum Caesarem, nos Brutos sera posteritas loquatur. Sumus electores regum, destructores tyrannorum. Regna, sed non impera." Die ganze merkwürdige Rede ist mitgetheilt im ersten Band der Geschichte Polens von Joachim Lelewel, S. 151—155.

Kasimir V. Johann Kasimir V. sagte im Reichstag, als er seinen Entschluss meldete, die Krone niederzulegen: „Ich sehe das Unglück voraus, welches das Vaterland bedroht, und wollte Gott, ich wäre ein falscher Prophet! Der Moskowite und der Kosake werden sich mit demselben Volke vereinigen, welches die gleiche Sprache spricht wie sie, und werden Litthauen sich aneignen. Die Grenzen von Großpolen werden offen sein für Brandenburg, und Preußen selber wird Verträge und das Kriegsrecht geltend machen, um uns auf unserem eigenen Gebiete zu bekämpfen. Hat einmal die Zerreißung des Staates begonnen, so wird Österreich sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen und Krakau ins Auge fassen. Jeder unserer Nachbarn wird gerne ein Stück Polen mit dem Schwerte in der Hand wegschneiden." Diese Prophezeihung ist bekanntlich nur zu wahr geworden. Kasimir sprach diese Worte 16. September 1668.[1])

Der Pole Bobierzicki legt den Finger auf die Wunde, wenn er in seiner Geschichte Wladislaws IV. sagt: „Es ist der Fehler unserer Freiheit oder vielmehr unserer Zügellosigkeit, öffentliche Unbilden in Schutz zu nehmen, Bestrafung von Verbrechen zu verzögern und um unseres eigenen Ehrgeizes willen Parteihäupter zum Verderben der öffentlichen Angelegenheiten zu begünstigen."

Friedrich II. Unter den Stimmen des Auslandes, welche scharf die Fehler der Polen hervorhoben, ist Friedrich II. vielfach citiert:[2]) „Die Polen sind eitel, stolz im Glück, kriechend im Unglück, zu allem fähig um des Geldes willen, das sie nachher wegwerfen, frivol, ohne Urtheil, stets bereit, ohne Gründe eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen und sich durch die Folgewidrigkeit ihres Betragens in eine üble Lage zu stürzen. Die Weiber leiten die Ränke und schalten über alles, Bayle. während die Männer sich betrinken." — Bayle nennt Polen nicht ein Königreich, sondern eine Oligarchie, geschmückt mit dem eitlen Schein des Königthums, eine Schule von Parteien, Ränken, Treulosigkeit und Verschwörung.

Raynals Urtheil. Nicht minder scharf spricht sich Raynal über die Polen aus: „Noch ist Polen, was vor zehn Jahrhunderten fast alle europäischen Staaten, großen Aristokraten unterworfen, die einen König ernennen, um ihm zum Werkzeug ihres Willens zu machen. Jeder Edelmann übt auf seinem Gute, wo er sich durch seinen Säbel behauptet, mit dem es seine Vorfahren an sich brachten, eine persönliche und erbliche Gewalt über seine Vasallen. Polen besteht aus ebensovielen Staaten, als es große Landgüter in sich fasst. Nicht nach Mehrheit, sondern nach der Einmüthigkeit der Stimmen will man hier Gesetze machen und werden Entschließungen gefasst! Aus falschen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit hat man geschlossen, dass ein Gesetz nur gerecht sei, wenn es durch einmüthigen Beifall angenommen ist, weil man ohne Zweifel geglaubt hat, dass alle das Gute erkennen, alle es begehren würden, was beides aber bei einer Nationalversammlung unmöglich ist. Allein kann man so reine Gesinnungen einer Hand von Tyrannen zutrauen![3]) Hier hat jeder Kraft, zu verhindern, und niemand Kraft, zu wirken. Hier kann sich der Wunsch eines jeden dem allgemeinen Wunsch widersetzen und nur hier ist ein Narr, ein Böswilliger, ein Unsinniger sicher, über eine ganze Nation zu siegen. In dieser Anarchie ist ein beständiger Kampf zwischen

---

[1]) Vergl. Bd. X, S. 434 dieses Werkes. — Janssen, Zur Genesis der ersten Theilung Polens, Freiburg 1865, S. 9—11. — Theiner, Die neuesten Zustände der katholischen Kirche in Polen und Russland seit Katharina bis auf unsere Tage, Augsburg 1851, S. 256.

[2]) Histoire de mon temps. I, p. 70.

[3]) Raynal, Hist. philos. du commerce des deux Indes, X, p. 46.

den Großen und dem Monarchen. Jene martern das Oberhaupt durch ihre Habsucht, ihren Ehrgeiz, ihr Mistrauen; sie bringen ihn wider die Freiheit auf und verleiten ihn zu Ränken. Der Fürst hingegen stiftet Zwiespalt an, um zu befehlen; verführt, um sich zu vertheidigen, und setzt List der List entgegen, um sich zu erhalten; die Erbitterung der Parteien steigt und Feuer und Schwert verheeren die Provinzen. Siegt die Conföderation, so wird der Monarch vom Throne gestoßen oder in schmachvolle Abhängkeit versetzt; unterliegt sie, so herrscht der Fürst nur über Leichname. Welche Wendung die Sache aber nimmt, das Schicksal des großen Haufens bleibt immer gleich schlecht, und diejenigen von diesen Unglücklichen, welche dem Blutbad entgehen, tragen nachher wie vorher die Fesseln, welche sie zu Boden drücken. Was findet ihr in diesen weiten Gebieten, wenn ihr sie durchwandert? die königliche Würde mit dem Namen Republik, das Gepränge des Thrones mit der Ohnmacht, sich Gehorsam zu verschaffen, maßlose Liebe zur Unabhängigkeit neben allen Niederträchtigkeiten der Knechtschaft. Ihr findet die Freiheit bei der Habsucht und die Anarchie neben dem Gesetze, den übertriebensten Luxus neben der größten Dürftigkeit, einen fruchtbaren Boden und Felder, die nicht angebaut sind, Geschmack an Kunstwerken, ohne dass eine Kunst geübt wird. Dabei ist Polen stets allen Gefahren ausgesetzt. Der schwächste unter seinen Feinden kann sein Gebiet ungestraft und unbedenklich betreten und brandschatzen, kann seine Städte zerstören, seine Felder verwüsten, seine Einwohner ermorden oder entführen, weil es weder Kriegsvölker noch Festungen hat, weder Munition noch Geld, weder Kriegsvorrath noch Generale, noch eine Ahnung von militärischen Grundsätzen. Was für einen Widerstand soll es da leisten können? Es hat Bevölkerung genug, es hat Genie und Hilfsmittel genug, um eine Rolle zu spielen, und doch ist es die Schande und der Spielball der Völker geworden."

Theilungspläne.

Bei solchen Zuständen ist es leicht begreiflich, dass der Gedanke, dieses Reich zu theilen oder in Stücke zu reißen, früh schon auftauchte. Man wirft Friedrich II. mit Unrecht vor, in seinem Kopfe sei der Gedanke einer Theilung zuerst entstanden.

Karl Gustav.

Schon der Schwedenkönig Karl Gustav machte 1656 den Antrag, Polen zu theilen. Er wollte die Ostseeküsten behalten: Brandenburg und der Moskowiter sollten die übrigen Länder unter sich theilen. Friedrich Wilhelm sollte den Titel eines Konigs von Großpolen annehmen mit den vier Wojwodschaften. Auch Rakoczy sollte bei der Theilung für sein Siebenbürgen etwas gewinnen und war damit einverstanden. Peter der Große sicherte dem Polenkönig August II. das Erbkönigthum zu, wenn Preußen und Rußland Stücke von Polen bekämen, er selber wollte Livland und Litthauen haben, Friedrich I. sollte Polnisch-Preußen und Samogitien bekommen, und August das übrige behalten.[1]) Der Plan blieb unausgeführt, weil die Seemächte dagegen waren. Um den Kaiser zu gewinnen, wollte man ihm die Rechte Polens auf die Zipser Gespanschaft abtreten. Der Czar sollte, so wurde 1710 vorgeschlagen, sich des ganzen Reiches bemächtigen, den dazu bestimmten und geeigneten polnischen Großen vorschlagen, zum Wohle der Nation die nachtheilige Verfassung ihres Staates zu ändern, das Reich in der angegebenen Art zu theilen, und den beiden andern Königen die genannten Gebiete zu überlassen. Die Senatoren und Magnaten sollten aber zu

Peter I.

[1]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, III, S. 149—150.

diesem Zwecke sich nicht versammeln, weil dann natürlich einer den andern zum Widerstand aufreizen würde, sondern sie sollten nur einzeln ihre Stimmen abgeben; die Zustimmenden sollten belohnt, die Gegner aber als Widerspenstige behandelt werden und die drei Verbündeten 60.000 Mann zur Durchführung des Vertrages in Polen aufstellen. Österreich war gegen die Theilung. Als Friedrich Wilhelm I. später beim Czaren Anträge auf Zerstückelung stellte, ließ ihm Peter sagen: ihm liege nichts an Erwerbung einiger verwüsteter Länder, da ihm Polen ohnehin offen stehe, so gut als wenn es sein eigen wäre. Er wolle darum die Republik nicht über den Haufen werfen und sich deshalb einen mächtigen Nachbar auf den Hals ziehen.

Katharina I.

Der Plan einer Theilung tauchte indes immer wieder auf. Der Czarin Katharina I. stellte man diese Theilung als eine sehr leichte Sache vor, die nur eines einzigen Feldzuges bedürfe. — 1732 beantragte der Polenkönig August II. selber in Berlin, man solle der Republik ein Ende machen, dem Haus Sachsen die Erbfolge sichern und Preußen und Rußland sollten dafür Gebiete bekommen, und Österreich solle man, um es für den Vorschlag zu gewinnen, als eine Vormauer gegen die Türken das Zipserland in Aussicht stellen. Die vier Adler würden sich den polnischen Kuchen prächtig schmecken lassen. Als darauf der Preußenkönig in Dresden anfragen ließ, was man denn thun wolle, wenn Österreich sich mit dem Zipserland nicht begnüge, ob man nicht auch mit den Türken und Tataren sich vorher verständigen solle, antwortete August II.: „Den Adlern, welche in die Sonne schauen, werde vor dem Halbmond nicht bange werden."

August II.

Friedrich II.

Weitverbreiteter Ansichten bemächtigt sich namentlich die aufstrebende Jugend und entwirft Pläne, wie man sie durchführen könne. So verfaßte Friedrich II. als Kronprinz Denkschriften, wie sein Vater nach dem Tode Augusts II. das polnische Preußen leicht an sich reißen könne. „Er bewies ihm," so erzählte Kaunitz, „welchen Zuwachs an Macht er dadurch gewinnen würde, und mit welcher Leichtigkeit man diese Eroberung machen und behaupten könnte." [1] —

Adel und Bauern.

So sah denn der Westen auf die einstige Großmacht, als einen dem Zerfalle nahen Staatskörper hin, von dem man leicht die schönsten Stücke ohne viel Gefahr wegreißen könne. Das störte aber die Sorglosigkeit derer, die diesen Staat ausmachten, nicht im geringsten. Es war ein heiteres, fröhliches Leben, wie es uns mit einer Art von Wehmuth, dass es nicht mehr so sei, in manchen Denkwürdigkeiten von Polen aus jener Zeit geschildert wird. Es konnte aber nicht so fortbestehen gegenüber den centralisierten, stark einheitlichen Kriegerstaaten im Westen und Osten, wegen seiner Lockerheit, und es bestand auf Kosten von Millionen, die im härtesten Drucke schmachteten. Die fortschreitende Zeit war über diese Art des Lebens hinausgegangen.

Der polnische Staat war der Adel. [2] Dieser hatte alles, allen Grund-

[1] Raumer, Beiträge, I, S. 569.
[2] Hüppe, l. c. dritter Abschnitt.

besitz, alle Ämter. Der Edelmann konnte nicht regiert, nicht gerichtet werden von einem andern, als den er selbst gewählt, und konnte sich vom Pflug auf die Bank des Landboten, auf den Stuhl des Senators, und selbst auf den Thron erheben,[1]) rühmen Stimmen aus jener Zeit. Mit ungeheuerem Stolz sagte einst Johann Zamoiski: „Ein polnischer Edelmann ist jedem Höchsten gleich, Nobilis polonus omnibus par.“ Man sieht, welcher Stolz diesen Adel beseelte. Er sah auf die übrigen herab, wie die Spartaner auf die andern Griechen, und behandelte seine Bauern wie jene die Heloten. Er bebaute höchstens sein Landgut, aber stets den Sporen an der Ferse oder den Säbel an der Seite. Jedes bürgerliche Gewerbe jedoch würde für ihn den Verlust des Adels herbeigeführt haben. Adelsstaat.

Auf der andern Seite darf in Polen nur ein Edelmann ein Gut besitzen. Er ist steuerfrei, er zahlt keine Zölle, er erlegt keine Auflagen, er bekommt frei sein Salz aus den unerschöpflichen Gruben der Republik. Sein Haus ist sein Schloss, unverletzlich, und gewährt auch nichtadeligen Verbrechern ein Asyl. Sein Vermögen darf nur im Fall des Hoch- und Landesverrathes eingezogen werden, man darf ihn nicht verhaften ohne richterliches Erkenntnis. Er darf nicht der Tortur, der Todesstrafe unterworfen werden. Er allein hat das Recht auf Ehren und Ämter im Staat. Er hat Antheil an der Wahl des Königs, er wählt die Abgeordneten in den Reichstag, er kann als Landbote jeden Beschluss des Reichstages hemmen. Wenn ihm ein Beschluss des Reichstages nicht gefällt, so hat er das Recht, sich mit Seinesgleichen zu vereinigen, um nöthigenfalls mit Waffengewalt das Gesetz oder die darauf sich gründende Staatsordnung umzugestalten. — Und für all diese Rechte hat er nur eine Pflicht, wenn der Reichstag ein allgemeines Aufgebot erlässt, in der Landwehr für das Vaterland die Waffen zu tragen. Von dieser Pflicht wurde aber damals vielfach Umgang genommen. In keinem Staate Europas hatten also die Edelleute gleiche Rechte, wie der Adel in Polen, der als solcher den Staat bedeutete.[2]) Die Zahl der Adeligen und ihrer Angehörigen mag sich damals auf eine Million belaufen haben. Rechte des Adels. Freiheit.

Der Adel (milites) war aus den Gemeinfreien entstanden. Offenbar waren die Polen, in Sippen geordnet, als Eroberer ins Land gekommen. Die Einwohner haben sie nicht erschlagen, sondern zu ihren Hörigen gemacht. Ein ackerbauliebendes Volk erschlägt die Kriegsgefangenen nicht, es wäre gegen seinen Vortheil. Die Sippe (erpa) ließ sich in der Regel in einer Gegend beisammen nieder und der Zusammenhang nach Sippen ist noch lange nachweisbar. Die Sippe vertheilte unter sich das Wehrgeld für ein erschlagenes Mitglied, sie hatte Bürgschaft zu leisten für die Verbrechen eines Mitgliedes — gerade wie im altdeutschen Recht, darum ist auch die Tochter vom Erbtheil ausgeschlossen, weil sie beim Heiraten Sippe.

[1]) So raisoniert mit Recht Pan Soplica bei Rzewuski im Capitel: Aus dem Bauernstande.

[2]) Hüppe, l. c. S. 66—67.

in eine andere Sippe übergeht. Das Wappen der Sippe ist noch später das Merkmal des Adels. Als Litthauen zu Polen kam, wurden die dortigen Großen in polnische Sippen aufgenommen. Der Name der Sippe wird als Zeichen des Adels dem Familiennamen vorgesetzt.

Gleichheit. Nach und nach verlor sich aber die Kraft der Sippe. Jeder Edelmann war ein **Territorialherr** und Polen eigentlich ein Bund von etwa 200.000 souveränen Edelleuten, die aber sich als Gleiche betrachteten. Ein Lehensystem wie in Mittel- und Westeuropa hat sich in Polen nicht entwickelt. Der Schlachziz ist suo jure, nicht durch Übertragung des Fürsten, Grundbesitzer. Ämter werden nur auf Lebenszeit verliehen, sind nicht erblich. Alle Edelleute sind gleich, es gibt eigentlich keinen hohen und niedern Adel. Die Stimme des ärmsten Edelmannes gilt so viel als die des reichsten Herrn. Wer nur ein Dorf hat, gilt so viel als wer ihrer tausend hat. Zwar haben sich im Verlaufe der Zeiten Magnaten gebildet, aber der Magnat ist nur ein reicher Schlachziz und der Schlachziz ein armer Magnat. Und da der Magnat immer einen hohen Dienst der Republik bekleidet, so dient der Schlachziz eigentlich dem Vaterlande, wenn er im Dienste des Magnaten steht.

Gütertheilung. Im Laufe der Zeit stellten sich Ungleichheiten heraus. Weil der Edelmann nicht bloß von gutem Blut, sondern auch begütert (possessionatus) sein sollte, so suchte jeder Sohn einen Theil des Besitzthumes von seinem Vater zu erhalten, und weil ein Vater oft viele Söhne hatte, und diese Söhne wieder viele Söhne bekamen, so entstand eine Güterzersplitterung, ein Pauperismus, ein ganz armer Adel, woher das Sprichwort kommt: „Acht Edelleute von Oscwïana führen eine Ziege auf den Markt.“ [1]) Das ist der sogenannte Schollenadel; aber ein solcher Edelmann hatte doch bei den Wahlen, selbst bei der Königswahl, so viel Rechte als ein anderer. In der Regel gieng ein Armer in den Dienst eines Magnaten. Denn wie durch Güterzersplitterung arme Edelleute entstanden, so durch Gütererwerbung sehr reiche Edelleute (Pane), Magnaten, welche 5000 bis 8000 Mann in ihrem Dienst hatten, die jeden Tag offene Tafel hielten. Wenn Karl Radziwill ins Theater gieng, mietete er ja immer das ganze Parterre, und das Gefolge, welches ihn auf jedem Gang begleitete, füllte eine Straße. Jeden Edelmann, der ihm begegnete, lud er mit den Worten ein: „Guter Bruder, geh mit mir ins Theater!“ — Der Idee nach waren aber alle Edelleute gleich, ob reich oder arm, ob hoch oder gering, daher sie zueinander „Herr Bruder“ und „Herren Brüder“ sprachen. [2]) Ihr Adel galt den Polen so hoch, dass sie von keinem andern Titel, von keinem Orden etwas wissen wollten. [3]) Die Annahme von fremden Orden und Ehrentiteln war verboten. Nur bei der Vereinigung von Litthauen wurde einigen Familien, wie den Czartoryski, den Radziwill, den Sanguško, Wisniowiecki, Ostrog u. dgl., der Titel Fürst, den sie bisher geführt hatten, belassen. [4])

Schollenadel. Magnaten. Gleichheit.

Mittlere Schlachta. Der altpolnische Geist erhielt sich am besten in der **mittleren Schlachta**, alte Kleidung, alter Brauch, Einfachheit, Tapferkeit, Gastfreundschaft, Frömmigkeit und strenge Erziehung der Kinder und der Grundsatz — leben und leben lassen. Hier hatte es der Bauer am besten. Von hier gieng auch am meisten der patriotische Aufschwung aus in Zeiten großer Noth. Das Leben eines polnischen

[1]) Hüppe, l. c. S. 67—69.
[2]) Polnisch: Panie bracie und panovie bracia.
[3]) „Sufficit nos Polonos nobiles esse.“
[4]) Kniaż kniaże, princeps.

Edelmannes dieser Art ist von Ochocki, dann von Rzewuski im Pan Soplica reizend in einer Dichtung geschildert. Hier war katholischer Sinn. Der Edelmann zog immer beim Evangelium in der Kirche den Säbel, zum Zeichen, dass er bereit sei, die Religion zu vertheidigen. Während die Zahl der armen Edelleute sehr groß, ist die der mittleren Schlachta auf 20.000 bis 30.000 Familien zu veranschlagen. Sie blieben selbständig, während die Armen in den Dienst eines Großen oder der Kirche traten, Geistliche oder Mönche wurden oder Pächter fremder Güter.

Adelsstolz.

Der Pole war auf seinen Adel sehr stolz und eifersüchtig und es war einem Fremden schwer, einen solchen zu erlangen, er musste wenigstens ein Gut ankaufen, welches 200.000 Gulden wert war. „Unser Vorfahren," raisonniert Pan Soplica, „haben ihre Rechte mit ihrem Blute und ihrem Schwerte errungen. Die Hetmane (Anführer) stellten zur Erhebung in den Adelstand die Krieger vor, die sich in den Schlachten auszeichneten; die Reichstage anerkannten ihren Adel, und sie bildeten die Schlachta ex charta belli."[1]) Als in der letzten Zeit der König Poniatowski die Genehmigung des Volkes, zehn Adelsdiplome zu ertheilen, missbrauchte und hunderte in den Adelstand erhob, wurde am Reichstag darüber Klage geführt. — Als im Eifer für die Bekehrung jedem Juden, der den katholischen Glauben annahm, der Adel zugesichert wurde, musste dieses Gesetz wieder zurückgenommen werden, „denn unserer Meinung nach soll der Ritterstand nur im Ritterdienst seinen Ursprung haben. Ein solcher Adel ex charta belli wurde dem ältesten Adel gleich geachtet." Als Zolkiewski beantragte, vierzig Mann aus dem Bauernstand, die sich bei Kluzyn ausgezeichnet hatten, den Adel zu ertheilen, stimmte der Reichstag diesem gerechten Verlangen bei. Das Vaterland hatte seine Freude an diesen Bauern. — Wenn aber irgend ein Hergelaufener sich den Adel anmaßte und ohne ein anderes Verdienst als den Geldbesitz „für unseresgleichen gelten wollte, so berührte es sehr unangenehm"; denn ein solcher Krämer oder Popensohn oder flüchtiger Bauer könnte am Ende Richter, Gesetzgeber oder gar König werden. „Begreift die Jugend den Wert unseres Adels? die Fürsten von Litthauen sind wahre Fürsten, wollen sich aber nie dazu bekennen aus Liebe zur adeligen Gleichheit. Welches Vorrecht könnte übrigens der Fürstentitel einem wahren Schlachziz ertheilen?" Der Fürst von Ligne erhielt mit Mühe das Indigenat als er seinen Sohn mit einer Massalski verheiraten wollte, und rief aus: „Es ist leichter, in Deutschland ein souveräner Fürst als in Polen ein Schlachziz zu werden."

Adelsertheilung.

Wir ehren diesen Stolz. Die Schlachta hat Polen geschaffen. Ihr Heldenmuth hat in mancher Schlacht geglänzt, sie hat geholfen, Wien von dem Erbfeind der Christenheit zu retten. Aber die Schlachta ist in dieser Zeit das Unglück Polens, die Ursache seines Unterganges geworden, weil sie dem Königthum die Macht raubte, weil sie, schroff sich abschließend, keine Auffrischung bekam, weil sie unthätig war und der Zucht entbehrte. Durch stetes Ankämpfen gegen den König war alle Ordnung entschwunden, jeder fühlte sich selber als König und so erwahrte sich der alte Spruch Homers: „Niemals taugt Vielherrschaft dem Volke, nur einer sei König." Während sie sorglos ihre Vorrechte genossen, vergaßen sie die Mündungen ihrer Ströme zu erobern

Fehler des Adels.

[1]) Daher der Ausdruck Scartabellatu.

und übersahen, wie die Nachbarn fortschritten, indes sie stehen blieben. Beim russischen Bruderstamm war die centripetale Kraft überwiegend, bei den Polen die centrifugale. Der Russe sah nur auf die Macht, der Pole nur auf die Freiheit, und die Freiheit erlag der Macht.

Der Bauer.

Wer trug zuletzt die ganze Last dieser Missstände? Der arme Bauer, er war an die Scholle gebunden, er lebte ohne Bildung, ohne Selbständigkeit in Noth und Elend, und doch stand der polnische Bauer in der alten Zeit nicht so übel und war der Abstand zwischen dem Mann, der den Acker baute, und dem Manne, der die Waffen führte, nicht so groß.[1])

Kmete.

Der Bauer war ursprünglich frei und konnte Grundbesitzer werden. Das herrenlose Land, das sein Pflug umgrub, wurde sein Eigenthum. Oder er war Pächter auf Zeit oder lebenslang, Pächter eines Gutes der Krone oder eines Edelmannes. Der König richtete in alter Zeit über ihn wie über den Edelmann. Um 1042, dann 1080 aber beginnt sein Los schwer zu werden.[2]) Die unteren Classen erhoben sich gegen die höheren und erlagen im Kampfe. Ein Hauptschlag gegen sie fällt 1486: Er verliert das Eigenthumsrecht seines Gutes, er wird dem Gericht des Edelmannes unterworfen, zuletzt spricht dieser sogar das Recht über Leben und Tod seiner Bauern an, und die Edelleute werden hart nach unten, wie sie unbändig werden nach oben.[3]) Der Bauer musste einige Tage — oft sechs sogar — in der Woche frohnden. Er bebaute das Gut des Herrn, der das Gespann stellte; er musste noch für ihn Eier, Beeren, Honig, Wild liefern und im Falle der Noth für ihn noch zu den Waffen greifen. Ein Pole ruft 1779 seinen Mitbürgern zu:[4]) „Ihr kennt das nicht, was anderwärts das Volk genannt wird. Eure Bauern sind in der allerschwersten Sclaverei. Die Herren schonen sie weniger als ihre Pferde, geben sie der Habgier der Pächter zur Beute und diese opfern sie barbarisch ihrer Gier. Zum Thiere herabgesunken, verstehen sie nicht einmal den Boden zu pflegen, obwohl das ihre einzige Beschäftigung ist. Es gibt bei ihnen keine Seele, keine Empfindung, das eigene Haus sogar lässt

Statut von Wislica.

Verkommen.

---

[1]) Sie werden von den Chronisten genannt milites gregarii, milites pauperes, villani, kmetones, rustici, ruricolae, liberi, plebeji ignobiles, originarii (Eingeborene). Einer, welcher ein Gut nur auf Lebenszeit besaß, hieß Smardo = Sterblicher, weil es durch seinen Hintritt erledigt wurde.

[2]) Gallus, l. c. I, p. 19. — Lelewel, l. c. II, S. 16—17 ff., 48—58.

[3]) Die Kmetonen wurden 1496 durch ein Gesetz des Rechtes beraubt, Landgüter zu besitzen: 1. Alle diejenigen, welche unabhängige, von allen Verpflichtungen freie Ländereien erworben hatten und besassen, mussten sie verkaufen oder wurden von denselben vertrieben, oder es fand nach dem System der Gleichstellung ihre Besitzung einen Herrn und wurde herrschaftlich, wurde allen Verpflichtungen, wie die übrigen, unterworfen und sie, die Kmetonen, wurden Unterthanen, verglichen mit denjenigen, welche in Knechtschaftsbande geschlagen werden sollten. 2. Alle Kmetonen, die ihr Erbgut jure polonico et teutonico auf Bedingungen in dem Gute ihrer Herren besaßen, welches Erbgut zu Arbeiten, Zins und Lieferungen in natura berechtigt war, sahen sich fortan dadurch in ihrem Besitze geschmälert, dass auf dem Gute für immer das Unvermögen haftete, es nach dem Landrechte zu besitzen; ihr Erbgut ist weiter nichts mehr als ein Stück Land, das der Grundbesitzer sie bewirtschaften lässt; sie besitzen es nur so lange, als es dem Grundherrn gefällt; ihre Erben, ja sogar ihre Kinder, haben auf dieses Stück Land ohne Einwilligung des Grundherrn kein Recht; die Kmetonen verlieren ihr Erbrecht, sind nicht mehr Eigenthümer, wie sie es waren, und auch der Name Erbkmetonen verschwand. — Lelewel, Betrachtungen über den Zustand des ehemaligen Polens. Brüssel 1845, S. 140.

[4]) Ernst von der Brüggen theilt l. c. S. 55 diese Stelle mit.

sie gleichgiltig. Sie blicken ruhig auf die Feuersbrunst, die es verzehrt, der Herr muss es wieder aufbauen, sie brauchen selbst dabei sich nicht zu bemühen. Welche Dienste kann der Staat von solchen Leuten erwarten?" — Ähnlich schildert der Engländer Coxe, der um jene Zeit das Land bereiste, diese an die Scholle gebundenen Sclaven: „Der Bauer hat ein wildes Aussehen, dunkles, verbranntes, fast schwarzes Gesicht, magere Wangen, eingefallene Augen, die der Begegnung mit dem Blicke des Beobachters ausweichen. Der Bart verdeckt das Antlitz; der Wuchs ist eher niedrig als hoch; er geht langsam, ohne Eile; die allgemeine Apathie macht ihn untauglich gleich sehr zu großer Freude, wie zur Empfindung des Leidens. — Aus dem engen Kreise seiner Ideen gerissen, vermag er nichts mehr zu begreifen, erstarrt beinahe. Die Belohnung, die ihm winkt, die Schläge, die ihm drohen, sind ihm beide gleichgiltig." Mit dem Ackerbau musste es demnach mit jedem Jahre schlechter gehen. Die Erde spendet ihre Güter dem Fleißigen, zum Fleiß gehört aber Lebensfreude. Dem Bauer, dem nichts daran liegt, dass sein Haus verbrennt, liegt auch wenig daran, wenn das Gebäude des Staates in Rauch aufdampft. —

Einschreiten Katharinas II. in Kurland.

So war Polen eine reife Frucht für die Großmacht, welche Kühnheit und Kraft genug besaß, die Hand danach auszustrecken. Längst schon waren die Staatsmänner sorglich über die Gefahr, welche von Polen aus den Frieden Europas bedrohte, zumal andauernde Kränklichkeit andeutete, dass die Tage König Augusts III. gezählt seien. Wer sollte ihm nachfolgen?

Ludwig XV. that seit 1745 heimlich, ohne Wissen seiner Minister, in seiner Sucht, dem eigenen Cabinet entgegenzuarbeiten, vieles für die Wahl des Prinzen Conti zum König, selbst als durch den Vertrag zu Versailles vom Jahre 1757 Frankreich sich verpflichtet hatte, der Wahl eines Mitgliedes des sächsischen Hauses kein Hindernis in den Weg zu legen; es war dabei auf Preußen mitgerechnet, dem durch Zuweisung von Preußisch-Polen der nöthige Gewinn verschafft werden sollte. Erst als Conti ins Lager der Opposition übergieng, ließ Ludwig den Plan seiner Erhebung fallen und wollte nur die Wahlfreiheit der Polen aufrecht erhalten. Wenn ein Sachse gewählt werde, so sollte es aber nicht der Kurprinz, sondern sein jüngerer Bruder, Prinz Xaver, sein, der Liebling der Dauphine.[1] Ludwig XV.

Die sächsische Dynastie wurde sorglich. Brühl gedachte mit einem Bund der Mächte für den Kurprinzen zu helfen, wobei Österreich die entscheidende That zugemuthet war. Die Kaiserin war zwar der sächsischen Dynastie geneigt, aber Österreich blutete noch an den Wunden des siebenjährigen Krieges, man scheute einen neuen Kampf, glaubte aber nicht, dass die Gefahr so nahe, und dass Russland so wachsam sei. Die Wettiner. Maria Theresia.

Preußen war durch einen Vertrag mit Peter III. gebunden, „die Wahlfreiheit in Polen aufrecht zu erhalten,[2] die Umwandlung der Republik Friedrich II.

[1] Die erste Theilung Polens, von Adolf Beer, Wien 1873, I, S. 60–63.

[2] Der Wortlaut bei Theiner, Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae, IV, 2, p. 1—2.

in ein Erbreich nicht zu gestatten und derartige ungerechte und den Nachbarn gefährliche Absichten selbst mit Waffengewalt abzuwenden." — Friedrich II. mochte weder eine Erstarkung Sachsens, noch eine Erstarkung Polens. Nun
Peter III. wurde zwar Peter III. ermordet, allein seine Nachfolgerin Katharina II.
gieng in dieser Hinsicht nicht nur in den Bahnen seiner Politik, sondern
Katharina II wollte noch mehr Einfluss in Europa erringen und da musste sie Macht über Polen haben. Ihr Minister Panin rieth zwar zu einer Politik des Friedens: Russland sei arm und wenig bevölkert, es könne die Opfer an Menschenleben, die der Krieg erfordere, nicht vertragen; die Theilnahme am siebenjährigen Kriege sei eine Thorheit gewesen, Russland solle nur zur Vertheidigung einen Krieg führen und seine Kräfte sammeln und entwickeln.
Orlow. Gregor Orlow dagegen sprach von Krieg und Ruhm. Das war der Wille der Kaiserin, die nicht schwankte, die mit einem Scharfblick, einer Kühnheit ohnegleichen ihre Ziele setzte und mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Maß unter günstigen Umständen erreichte.

Zunächst kam Kurland wieder in die Gewalt Russlands.

Biron. Wir sahen früher,[1]) wie Biron, der Liebling der Kaiserin Anna,
Prinz Karl. Herzog von Kurland, und wie er daraus verdrängt wurde. Mit Zustimmung des kurländischen Adels hatte August III. seinen Sohn, den Prinzen Karl von Sachsen, zum Herzog von Kurland gemacht. Auf einmal tauchte aber Biron wieder in Petersburg auf, und ward von Katharina benutzt, um Kurland wieder an die Russen zu bringen. Biron zeigte am 20. Juli 1762 seinen geliebten Unterthanen in Kurland schriftlich an, dass er die Regierung wieder persönlich übernehmen werde. Katharina II. aber verlangte am 7. August 1762 vom König von Polen geradezu, er solle seinen Sohn Karl zur Verzichtleistung nöthigen, für welchen Dienst sie den raschen Abzug der Preußen aus Sachsen erwirken wolle. Vergebens berief sich der arme König auf sein Vaterherz, auf sein Recht als oberster Lehensherr, nur sein Senat könne über Kurland entscheiden. 15.000 Russen rückten in Kurland ein. Zu gleicher Zeit kam
Kayserlingk. Graf Kayserlingk, einst Professor in Königsberg — ein gründlicher Kenner des polnischen Rechtes, hochstrebend und geneigt, in allem den Willen seiner Herrin durchzusetzen, geschickt, Ungerades als gerade darzustellen — als ihr Gesandter nach Warschau.

August III. Dort wurde der kecke Kayserlingk Mittelpunkt aller Gegner des armen Königs, dessen Tod sie nicht erst abwarten, sondern den sie durch eine Conföderation zu stürzen gedachten. An der Spitze dieser Feinde stand die mächtige Familie der Czartoryski, die durch ihren Neffen, Stanislaus Poniatowski, in Beziehung zu Katharina gekommen war.

Poniatowski. Katharina hatte ihren ehemaligen Liebhaber, der durch die Eifersucht Peters III. gewaltsam aus Russland entfernt worden war, nicht vergessen, obschon jetzt Orlow ihre Gunst genoss; bemerkte sie doch einmal, Elisabeth sei

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 58, 145, 228—231 dieses Werkes.

nur darin nicht glücklich gewesen, dass sie ihrem Essex kein Königreich habe schenken können.

Noch feuriger hieng Poniatowski[1]) an ihr. Kaum hatte sie den Thron bestiegen, so wollte er nach Petersburg reisen. Noch sind die Briefe vorhanden, die sie ihm durch den Gesandten einer Großmacht heimlich zukommen ließ, worin sie ihn bittet, nicht zu kommen, aber ihn ihres hohen Schutzes versichert:[2]) „Ich kann Ihnen nicht alle Hindernisse schildern, die sich Ihrer Ankunft entgegenstellen", heißt es in einem dieser Briefe. — „Ich habe Ihnen früher schon deswegen geschrieben und ich lüge nicht. Nur ich selber entscheide über mich in allen Lagen meines Lebens. Ich rathe Ihnen diese geheime Reise ab; denn keiner meiner Schritte bleibt geheim. Meine Lage ist derart, dass ich mich sehr inacht nehmen muss. Der geringste Soldat der Garde sagt, wenn er mich sieht: ‚Die habe ich auch auf den Thron bringen helfen.' Seien Sie überzeugt, dass ich Sie halte und halten werde, und in jedem Briefe an Kayserlingk befehle ich ihm, Sie zu unterstützen." — Katharina fürchtete also den nationalen Sinn der Russen und fürchtete Orlow, ihren damaligen Liebhaber, und seinen Einfluss auf die Garde.

Den Plan einer Vermählung mit Poniatowski, den diese sicher geträumt hat, musste ihr heller Verstand als unausführbar erkennen. Aber als König in Polen war der schwache Mann für sie am Platz, und zum König beschloss sie ihn zu machen. Verschwiegenheit war eine Hauptbedingung des Gelingens, und nicht einmal die Czartoryski ahnten, dass nur ihr Neffe Stanislaus der Erkorene der Kaiserin sei. Sie glaubten lange, dass die Wahl der Kaiserin auf einen von ihnen selber fallen könne.

Czartoryski.

Die Czartoryski gehören zum ältesten Adel Litthauens, sie leiten sich vom Fürsten Gedimin ab und nahmen immer eine hervorragende Stellung ein. Damals hatten zwei Brüder einen großen Namen, Michael, der Kanzler, und August, der Wojwode von Polnisch-Russland. August gewann durch die Haud der reichen Witwe Döhnhof, einer geborenen Sieniawska, ein ungeheueres Vermögen. Der Sohn dieser Ehe und der Erbe Michaels wie Augusts ist der berühmte Adam Kasimir Czartoryski, der reich begabt und sorgfältig erzogen, in den Wissenschaften wohl bewandert, auch in den Sprachen — denn er redete französisch, italienisch, lateinisch, deutsch wie seine Muttersprache — schön, gutmüthig, leutselig, witzig und heiter, als das Ideal eines polnischen Magnaten seiner Zeit gepriesen wird. Er wurde Generalstarost von Podolien; er liebte sein Vaterland, er kannte die Gebrechen der Verfassung, welche es schwach machten; er trug sich mit dem Plane der Verstärkung der Königsgewalt, um diese Gebrechen zu heben. Der verhängnisvolle Irrthum seines Lebens war jedoch, dass er dieses Ziel durch Annäherung an die Kaiserin Katharina II. zu erreichen hoffte. Früher wurden die Czartoryski, sowie Poniatowski, welcher der Sohn einer Czartoryska war, mit Gnaden von August III. überschüttet, jetzt brachen sie mit

Adam.

[1]) Wie Poniatowski nach Petersburg kam und wie er von dort wegkam — sieh oben S. 386—387.

[2]) Beer, l. c. II, S. 323.

dem Hofe und wiesen alle Angebote des Ministers Brühl hochmüthig zurück und versagten die erbetene Unterstützung des Herzogs Karl in Kurland.

Kurland.

Auf dem Reichstage 1762 sollte es zur Entscheidung kommen. Alles war gespannt, die Abgeordneten erschienen darum in Waffen. Hier sprach Poniatowski. Graf Stanislaus August Poniatowski gegen die Gesetzmäßigkeit des Reichstages, weil der Sohn des Ministers Brühl zugegen sei, der sich das Indigenat nur erschlichen habe; und doch hatten früher die Czartoryski, als sie noch die Gunst Augusts wünschten, eben diesen Brühl als polnischen Reichstag 1762. Edelmann anerkannt. Die Verhandlungen wurden heftig, die Schwerter wurden gezückt. Dies und den Umstand, dass russische Truppen in Litthauen standen, nahm der Landbote Michael Zimiakowski zum Vorwande eines Vetos: es bestehe keine Freiheit der Berathung, und der Reichstag wurde gesprengt. Nun wandte sich der König an den Senat, welcher zu beharrlichem Widerstande zu Gunsten des Herzogs Karl rieth.

Ein Gesandter Bork sollte in Moskau der Kaiserin Vorstellungen machen, wurde aber nicht einmal zu einer Unterredung mit dem Minister vorgelassen. Kayserlingk. Dagegen sprach in Warschau Kayserlingk in hochfahrendem Tone von den Rechten der Republik, welche die Kaiserin allein beschütze, August III. aber durch Verleihung Kurlands an seinen Sohn verletzt habe. Die polnischen Minister rächten sich durch ein Schreiben, in welchem sie bitter auf die Art, wie Katharina Kaiserin geworden und wie der rechtmäßige Kaiser Iwan gefangen sei, hinwiesen. Der russische Gesandte nannte dieses Schreiben eine Beleidigung für die Kaiserin und unterstützte mit Geldmitteln die Czartoryski zur Aushebung von Truppen, und Biron und Karl in Mietau. alsbald begannen die Unruhen in Polen. Biron kam nach Mietau und forderte, dass der kurländische Adel ihm am 10. Februar 1763 die Huldigung leiste. Unter dem Schutze russischer Truppen hielt er seinen feierlichen Einzug und verlangte vom Geistlichen, dass er ihn im öffentlichen Gebete als Landesherrn nenne, der Geistliche aber betete nur um Wiederherstellung des Friedens. — Die Oberräthe und die Gerichte weigerten sich standhaft, Biron anzuerkennen. Da rückte wieder russische Mannschaft ein. Herzog Karl harrte aus im Schlosse; vierzig polnische Edelleute, die seinen Muth bewunderten, schlugen sich zu ihm durch die Russen hindurch. Wieder wandte sich August an den Senat. Trotz der Drohungen des russischen Gesandten sprach der Bischof Gaetan Soltyk von Krakau in einer alles fortreißenden Rede gegen Biron, so dass der Senat gegen diesen einen Prozess einzuleiten beschloss wegen seiner Auflehnung gegen den legitimen Landesherrn von Kurland, den Herzog Karl. Kayserlingk verlangte weitere Mannschaft, um das sächsische Haus in seine alte Unterwürfigkeit zurückzubringen. 8000 Russen rückten sofort in Wilna ein, um den Fürsten Radziwill einzuschüchtern.

Wie die Czartoryski es in diesem Streite zu Katharina, so hielt Fürst Radzi- Radziwill es mit August III. Die Radziwill sind gleichfalls verwandt mit dem Königshause der Jagellonen, sie gehörten also zu den berühmtesten Familien, waren aber wohl die reichste. Vom Fürsten Karl Radziwill sagte man, er könne von Nord nach Süd, er könne von der Ostsee bis in die Nähe des Schwarzen Meeres und von Wilna bis Kiew ohne Unterbrechung auf einer seiner Besitzungen

übernachten. Der Stammsitz der Familie war Biala in der Wojwodschaft Brzesc; die eigentliche Residenz aber war Nieswiesch in der Wojwodschaft Nowogrodek. — Karl Radziwill ist ein echter Magnat an Gutmüthigkeit und Derbheit. Von seiner Gewohnheit, jeden mit „Lieber Herr" anzureden, hat er den Beinamen: „Panie Kochanku". Unzählige Anekdoten von seiner Gutmüthigkeit, aber auch von seiner sinnlichen Derbheit wurden über ihn herumgetragen.

Angriff auf Brühl.

In Petrikau suchten dann die Czartoryski das Indigenatsrecht Brühls durch das Gericht ihm absprechen zu lassen und zugleich den Grund einer Conföderation zu legen, welche der Regierung der sächsischen Dynastie in Polen ein Ende mache. Allein Radziwill trat ihnen hier mit seinem ganzen Anhange entgegen. Ein russischer Oberst erklärte hierauf: wenn das Gericht nicht nach dem Willen der Czartoryski gebildet werde, so lasse die Kaiserin 40.000 Mann einrücken. In der That rückten 8000 Russen gegen Wilna heran. Bald wurde gedroht: August III. müsse Rechenschaft über seine Regierung ablegen. Den kranken König trieb es aus dem bewegten Polen hinaus in seine Heimat; seinem Sohne Karl ließ er sagen, er solle Kurland verlassen. In Polen hatte August nur Kränkungen erfahren, in Sachsen sah er nur die bitteren Nachwehen des siebenjährigen Krieges. Indes wurde an den Höfen die polnische Königsfrage ernstlich in Erwägung gezogen.

Thronfolge.

Es sei nöthig, gieng die Losung von Russland aus, sich über einen Throncandidaten zu verständigen. Lange wahrte Katharina II. ihr Geheimnis. Ihr Minister Panin deutete nur an, wen Russland nicht wünsche: vor allem keinen Erzherzog, denn Polen hätte erstarken können und Österreich wäre gegen Russen und Preußen gedeckt gewesen; auch Prinz Xaver oder Conti dürfe er nicht heißen. Auch deutete der Minister an, dass unter den polnischen Magnaten der Fürst Adam Czartoryski der Gunst Russlands sich nicht zu erfreuen habe.[1] Maria Theresia Stanislaus Poniatowski wäre am willkommensten. In Wien ließ Panin durch Galitzin andeuten, wie nothwendig eine Verständigung wäre. Da wurde geantwortet: Die Kaiserin wünsche, dass Polens Freiheit und Verfassung aufrecht erhalten werde; schon aus Rücksicht auf die großen Opfer, die Sachsen im siebenjährigen Kriege gebracht, wünsche man dem sächsischen Hause den Fortbesitz des polnischen Thrones. Kaunitz misstraute übrigens der russischen Regierung und nicht weniger dem König von Preußen, dem er aber den Wunsch ausdrücken ließ, dass an die Stelle der bisherigen großen Eifersucht — und des Misstrauens ein völliges Einverständnis und ersprießliche Freundschaft zwischen beiden Regentenhäusern obwalten möge; es sei nicht wahr, dass Österreich den Verlust von Schlesien und Glatz nicht zu verschmerzen vermöge, das Erzhaus habe durch die Gewalt der Waffen oft schönere Provinzen verloren. Es war Zweideutigkeit, wenn Katharina II. an Maria Theresia schrieb: sie sei noch nicht zur vollen Klarheit, und Katharina. zu einem Entschlusse in der polnischen Frage gekommen. Maria Theresia hielt nicht hinter dem Berge und antwortete,[2] sie wünsche, dass die Freiheit, die Verfassung und die Ruhe in Polen aufrecht erhalten werden; sei die Königswahl

[1] Beer, l. c. I, S. 75. — Häusser, in den Forschungen, IX, S. 73.
[2] Arneth, l. c. VIII, S. 28–33.

für das sächsische Haus nicht zu erlangen, so wünsche sie, dass dieselbe wenigstens
Kaunitz. frei sei. Kaunitz drückte den Kern der österreichischen Politik also aus: dass in Polen eine Republik, in ihr aber ein König vorhanden, und dass Österreich sowohl diesem König, als der Republik befreundet sei. Nun wurde in Versailles angeklopft.
Choiseul. Choiseul hatte offenbar kein Verständnis für die Bedeutung der Frage: er hielt einmal die Herrschaft Katharinas nicht für sicher, dann würdigte er überhaupt ihre hohe Begabung nicht genug. Kaunitz hätte es gern gesehen, wenn die polnischen Magnaten in Paris und Wien ein gemeinsames Einschreiten zu Gunsten ihrer Freiheit erbeten hätten, aber auch für einen solchen Fall wollte Frankreich sich nicht verbindlich machen.

Katharina II. und Friedrich II.

Indes kam ein Vertrag zwischen Katharina und Friedrich zum Abschlusse. Friedrich fürchtete Österreich und sah seinen besten Schutz im Anlehnen an die russische Großmacht und Katharina schrieb ihm endlich, sie sei für einen Piasten, nur dürfe er kein Greis sein, denn in diesem Falle wäre bald wieder eine Wahl und neue Verhandlung nöthig. Am 15. Februar 1764 schlug sie ihm dann in einem anderen Briefe den Stanislaus Poniatowski zum König vor, zumal dieser die wenigsten Mittel zur Erlangung der Krone besitze und deshalb denen, die ihm dazu verhelfen, sehr ergeben sein werde.

Vertrag zwischen Preußen und Russland.

Endlich am 11. April 1764 wurde der Vertrag zwischen Friedrich und Katharina unterzeichnet.[1]) Er enthält vierzehn Artikel, die geheimen sind die wichtigeren. Beide Mächte gewährleisten einander ihre Staaten und versprechen einander eine Hilfe von 10.000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferd im Falle der Noth. Eine ausgiebigere Unterstützung, selbst das Aufgebot der ganzen Heeresmacht zur Hilfe des anderen, soll von Fall zu Fall verhandelt werden. Beide versprechen sich, ohne Kenntnis des anderen nicht mit dem Feinde zu verhandeln, noch Frieden zu schließen ohne Zustimmung des anderen. Die bedungene Hilfeleistung kann durch Geld ersetzt werden, wenn Russland in den Ländern angegriffen wird, die an die Türkei oder die Krim grenzen, oder wenn Preußen auf der Seite von Geldern, Cleve und Ostfriesland angegriffen wird. In einem solchen Falle soll die Geldhilfe jährlich 400.000 Rubeln betragen. Beide Mächte verbünden sich, das freie Wahlrecht in Polen aufrecht zu erhalten, so dass es niemand gestattet sei, die königliche Würde in seiner Familie erblich zu machen, oder sich eine absolute Gewalt zu erringen. Beide versprechen, solchen Absichten mit Waffengewalt entgegenzutreten. König werden soll Stanislaus Poniatowski. Friedrich verspricht, mit all seinen Mitteln diese Wahl zu unterstützen und an der Grenze Truppen zusammen zu ziehen, um für jeden Fall bereit zu sein. Die Gesandten beider Mächte werden nach der Wahl die Anerkennung des Gewählten aussprechen und erklären, dass sie Truppen in Polen einrücken lassen und schonungslos gegen Personen und Güter das Kriegsrecht anwenden, wenn eine Partei es wagen

[1]) Beer, l. c. I, S. 99—105.

ſollte, gegen den rechtmäßig erwählten König eine Conföderation zu bilden. Sollte dieſe Erklärung den Widerſtand nicht niederſchlagen, ſo wird Rußland zur Unterdrückung der Unruhen in Polen einſchreiten und Preußen durch Anſammlung und Bewegungen von Truppen an der Grenze mitwirken. — Rücken aber fremde Truppen zur Unterſtützung der Conföderation in Polen ein, ſo ſendet der König 20.000 Mann zur Unterſtützung der Ruſſen nach Polen. Wird eine der Mächte überdies noch im eigenen Lande aus dem Grunde von einer fremden Macht angegriffen, ſo ſendet ihr die andere 20.000 Mann zuhilfe.

Diſſidenten.

Wichtig iſt noch die Beſtimmung hinſichtlich der Diſſidenten. Rußland und Preußen verpflichten ſich, die in Polen und Litthauen unter dem Namen Diſſidenten bekannten Lutheraner und Reformierten zu beſchützen, durch entſchiedene Vorſtellungen bei König und Republik dahin zu wirken, daſs dieſelben zu dem Genuſſe ihrer Rechte, Freiheiten und Privilegien gelangen, welche ſie früher in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten beſeſſen hatten.

Tod Auguſts III.

So hatte denn Rußland eine Handhabe zur Beherrſchung Polens erreicht und war durch Friedrichs Verſprechen von Hilfe gegen jeden Angriff von Seite Öſterreichs geſichert. Indes hatte Auguſt III. ſchon am 5. October 1763, gebrochen durch Krankheit und Sorgen, das Zeitliche geſegnet. Friedrich kam dieſer Tod ungelegen, er ſchrieb, Auguſt ſei wie ein Dummkopf zur unrechten Zeit geſtorben,[1]) dennoch hoffe er, die Neuwahl werde ohne weitere Unruhen vor ſich gehen. Friedrich Chriſtian.

Auguſts III. älteſter Sohn, Kurfürſt Friedrich Chriſtian, trat jetzt als Bewerber um die polniſche Krone auf. Namentlich war ſeine ſchöne und geiſtvolle Gemahlin, Maria Antonia, eine Tochter Kaiſer Karls VII., rege, die Sache des ſächſiſchen Hauſes zu befördern. Maria Antonia

Wohlbekannt mit den Schwierigkeiten, bat ſie Maria Thereſia dringend um Beiſtand und um ihre Verwendung in Rußland, Preußen und Frankreich; ja ſie bot ſogar eine Theilung von Polen an. bietet Theile von Polen an.

Die Kaiſerin antwortete, ſie möge ſich nicht überſtürzen, nicht allzu große Begierde zeigen. Von Frankreich habe ſie nichts zu fürchten, als die Schwäche jener Monarchie; eine Fürbitte bei der Pompadour lehnte Maria Thereſia ab, ſie ſei niemals mit ihr vertraut geweſen. Dann heißt es weiter: „Der König von Preußen iſt derjenige, welcher, wenn er nur aufrichtig will, Ihnen nützlich ſein könnte, denn er wird Rußland und deſſen Anhang imponieren. Ihr Antrag der Theilung aber hat mich erſchreckt. Keine Theilung, liebe Freundin, man muſs das ganze Königreich haben! Wie demüthigend und wie nachtheilig für ihre Intereſſen wäre es doch, nur die Königin von einigen Staroſtien zu ſein und Ihre Autorität mit Privatperſonen theilen zu müſſen, welche niemals oder höchſtens nur dann Ihre Freunde ſein werden, wenn ſie Gnadenbeweiſe von Ihnen erhalten wollen.“[2]) — Außerdem ließ Maria Thereſia dem ſächſiſchen Geſandten noch ausdrücklich erklären, ſie werde den Kurfürſten von Sachſen in ſeiner Bewerbung um die polniſche Krone nur unter der Bedingung unterſtützen, daſs von einer Schmälerung des polniſchen Gebietes vollkommen abgeſehen werde.[3]) — Wie Maria Thereſia antwortet.

[1]) Oeuvres, XXVI, S. 288.
[2]) Arneth, Maria Thereſias letzte Regierungszeit, II, S. 38.
[3]) Ibid. II, S. 39.

Sollte er sich jedoch auf eine solche einlassen, so hätte er sich von ihrer Seite nicht bloß keiner Hilfe, sondern sogar des offenen Widerstrebens zu versehen. Also Maria Theresia sprach sich aufs entschiedenste gegen eine Theilung Polens aus, von der man schon zu flüstern begann. Gleich entschieden schrieb Kaunitz an den Vertreter Österreichs in Warschau, dass kein noch so wichtiger Theil von Polen ihn vom Vorsatze abbringen könne, alles anzuwenden, um Polen in seinem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten.

Maria Antonia bittet Friedrich II.

Maria Antonia wendete sich nun bittend an Friedrich II. Dieser kannte schon lange her die hochbegabte und schöne Frau. Nach dem Frieden hatte er ihren Gemahl in Moritzburg besucht und beim Abschiede sich geäußert, er werde ihren Bestrebungen zur Erlangung der polnischen Krone nichts in den Weg legen, doch komme die Hauptsache auf die Kaiserin von Russland an, um deren Freundschaft sie sich eifrig bewerben müsse; sie zu erlangen, wäre nicht unmöglich, wenn Sachsen nur dem Prinzem Karl keine Unterstützung in seinen Ansprüchen auf Kurland zutheil werden lasse.[1]) Auf dieses Versprechen vertrauend, sandte sie ihm

Antwort des Königs.

ihre Oper „Thalestris". Friedrich bedauerte, nicht Zuschauer und Hörer gewesen zu sein, und meldete ihr, man sei in Petersburg böse über die Hartnäckigkeit, mit der ihre Familie sich weigere, den Herzog Biron anzuerkennen, und er rathe ihr, dieselbe zu einer Änderung ihres Benehmens zu veranlassen.[2]) — Am 5. October schrieb sie ihm nun, der König sei todt und mit ihm müssten die russischen Beschwerden erloschen sein, und drückte die Bereitwilligkeit aus, alles zu thun, was die russische Macht befördern könne, und mahnte nun den König, er möge zu dieser Aussöhnung beitragen, sie werde darin einen Beweis jener schmeichelhaften Zuneigung sehen, auf welche sie bisher so stolz gewesen sei.

Friedrich II.

Friedrich II. antwortete am 8. October, er besitze keinen solchen Einfluss in Petersburg: „Ich handle unter der Regel aller Zartheit und Rücksicht gegen einen Hof, der sich von meinem Feinde trennte, als ganz Europa mich vernichten wollte. Aber es liegt vollständig außer meiner Macht, die Denkweise der Kaiserin zu bestimmen; auch in der Angelegenheit des Herzogs von Kurland lässt sich der russische Hof keine fremde Vermittlung gefallen. — Was ich darüber gehört habe, ist, dass die Kaiserin sich vielleicht entschließen würde, Brühl das Fürstenthum Zips abzukaufen und es dem Prinzen Karl zur Entschädigung zu geben. Aber dies würde eine Unterhandlung mit dem Wiener Hofe nöthig machen, welche die Sache in neue Schwierigkeiten verwickeln könnte." — Noch dringendere Bitten kamen von Seiten dieser geistvollen Dame, die Friedrich dahin beantwortete, er vermöge nicht die Gedanken der Kaiserin zu ändern; er dürfe sich nicht nutzlos mit einem Nachbar überwerfen, welcher die größte Rücksicht verdiene. — Schließlich erklärte Maria Antonia in einem neuen Schreiben, ihr Gemahl wolle nur die Krone der freien Wahl der Nation verdanken; wenn die Kaiserin sich absolut weigere, ihm dabei zu helfen, so möge sie wenigstens nicht gegen ihn sein, und Friedrich möge versuchen, sie zu Gunsten Sachsens zu stimmen. Friedrich antwortete: „Wenn ich Kronen zu vergeben hätte, Madame, so würde ich die erste auf Ihr Haupt setzen, als dasjenige, welches am würdigsten ist, sie zu tragen. Aber ich befinde mich in einer ganz anderen Lage; ich bin soeben aus einem schrecklichen Kriege hervorgegangen, den meine Feinde mit beinahe beispielloser Wuth gegen mich geführt haben. Ich bemühe mich, Freundschaft zu halten mit allen meinen

---

[1]) Arneth, l. c. II, S. 30.
[2]) Oeuvres de Frédéric, XXIV, p. 46.

Nachbarn und mich mit keinem zu überwerfen. — Ich mische mich nicht in diese Sache."

Indes starb der Gemahl der Maria Antonia und sie bat um Vermittelung für ihren Sohn. Da wies Friedrich alles weitere Bitten mit dem Schreiben ab: „Ich mache es wie die Hunde, die miteinander gekämpft haben, bis sie entkräftet sind. Ich bemerke, daß die meisten europäischen Mächte dasselbe thun, zu glücklich, wenn, während zur Rechten und zur Linken Könige gemacht werden, der öffentliche Friede nicht dadurch gestört und jedem gestattet wird, in Ruhe an seinem Herde, bei seinen Hausgöttern zu wohnen." Der Sohn, für welchen sich die Kurfürstin verwendete, hat unter Napoleon Polen erhalten, aber als „Großherzogthum Warschau". Es ist derselbe, welcher nach der Schlacht bei Leipzig von den Preußen gefangen genommen worden ist. Nachdem Friedrich II. im geheimen Vertrage vom 11. April so entschieden den sächsischen Bestrebungen entgegentrat, kann er von einer Zweideutigkeit gegenüber den Bestrebungen der Kurfürstin nicht freigesprochen werden. Die Erinnerung an den schweren Kampf, welchen er bestanden hatte, machte ihn hart auch gegen eine schöne Frau. —

Friedrichs II. Härte.

Friedrich August I. 1768 bis 1827.

Die Königswahl.

Indes hatte nach dem Tode des Königs der Primas von Polen, der Erzbischof von Gnesen, Alexander Lubienski, als Interrex die Führung der Geschäfte übernommen, und die Vorbereitungen zu einem Reichstage für die Königswahl getroffen. Diese Versammlung, „Sejim Konwoka cyjny, comitia convocationis" genannt, zu der die übliche Zahl Landboten und der Senat sich in Warschau versammelten, sollte die Dauer von vierzehn Tagen nicht überschreiten.

Lubieński.

Bei der Eröffnung gedachte der Primas warm des verstorbenen Königs: „Unser Wohlthäter ist nicht mehr," heißt es da, „das Vaterland ist ohne Vater, das Königreich ohne König, der Senat ohne Oberhaupt, das Scepter ohne Hand, die Unterthanen ohne Herren, die Republik ohne Seele, wir alle sind verlassene Waisen." [1]) Zugleich mahnte er an die Gefahren, welche gleichsam in der letzten Stunde der Freiheit die innerlich zerrüttete Republik bedrohen. „Wir Polen betrachten uns als eine freie und unabhängige Nation und doch stehen wir unter dem Joche der Knechtschaft und unter der Gewalt der Waffen. Wir empfinden alles Unglück dieser Knechtschaft und haben doch nicht Kraft genug, um uns selber zu rathen, und nicht Muth genug, unser Schicksal zu verbessern, während wir wie Blinde vorangehen und unseren Sturz beschleunigen. Nur unserem Verhalten haben wir unser Glück zuzuschreiben: wir stöhnen unter dem Zaume der Angst, denn wir können auf nichts rechnen, weder auf guten Rath, noch auf Vermehrung unserer Kräfte, noch auf die Festungen, die ganz vernachlässigt sind, noch auf Besatzungen, die schwach und ohne die nöthige Ausrüstung sind, noch auf Grenzen zum Schutze gegen schimpfliche Einfälle, noch auf ein Heer zu unserer Vertheidigung. Ich will es frei heraussagen: dieses Reich gleicht einem offenen Hause,

Wie traurig die Lage.

[1]) Discours du Prince primat prononcé à la diète générale de convocation. Ferrand, I, p. 49—58.

durch welches die Winde toben, einem Gebäude, das keinen Herrn mehr hat und über erschütterten Fundamenten zusammenstürzen will." — Die Lage war nur zu richtig geschildert.

Beschlüsse. Der Wahltag war auf den 24. August 1764 ausgeschrieben, und ganz Polen kam in Bewegung. Der Zugang zum Throne stand jedem offen, „die Krone dem Würdigsten" war die Idee.[1]) Sollte ein Piast gewählt werden oder nicht? — unter Piasten verstand man seit 1573 Polen, welche als Bewerber auftraten.[2]) Sollte es ein fremder Fürst sein? Vaterlandsliebende Polen wünschten einen fremden König, weil er über der Eifersucht der großen Familie stehe; habsüchtige wollten gewinnen. Sieben Kurfürsten hatte einst das deutsche Reich und die Handsalbe kam dem Gewählten oft hoch genug zu stehen. Aber Polen hatte 200.000 Kurfürsten und aus allen Landschaften tönte die Stimme „Geld her!" — Aus Sachsen kam Geld, aus Rußland, nicht aber aus Österreich, nicht aus Frankreich, noch aus England — und da Katharina außer dem Gelde auch ihr Heer wirken ließ, so blieb ihr der Sieg.

Die Parteien. Die Partei Katharinas oder der Czartoryski war einig und entschieden, die sächsische dagegen zersplitterte sich. Der Kurfürst und seine geistreiche Gemahlin gaben sich alle Mühe; der verhaßte Brühl ward entlassen, es kam Flemming an seine Stelle. Nach allen Seiten flogen ihre Briefe, ihre Tod des Kurfürsten. Versprechungen, ihre Geschenke — aber plötzlich, 17. December 1763 starb der Kurfürst Friedrich Christian und sein Sohn Friedrich August war erst vierzehn Jahre alt, zu jung, um gewählt werden zu können. Wer sollte jetzt an Sächsische Candidaten. seine Stelle treten? Viele dachten an den Prinzen Xaver, andere an den Herzog Karl, der durch sein standhaftes Aushalten in Mietau sich die Zuneigung vieler Polen erworben hatte, doch er besaß keine Geldmittel, auch war Frankreich für Xaver. Viele von der sächsischen Partei dachten an den Krongroßfeldherrn Branicki: er hatte sich in jungen Jahren Ansehen erworben, er war reich, er hatte keinen Sohn, er haßte die Czartoryski, er war alt; bis er starb, konnte der Kurprinz volljährig werden und den Thron dann umso sicherer besteigen, als man von Branicki voraussetzte, er werde seine Gewalt dazu benützen, um ihm den Weg zum Throne zu bahnen. Die Casse von Branicki und die sächsische waren jedoch bald erschöpft und vermochten dem Nothrufe „noch mindestens 5000 Gulden in jedes Palatinat", nicht zu genügen.

Branicki.

Choiseul. Sofort begann die Bettelei in Wien und Versailles. Choiseul aber dachte damals nur an eine Landung in England, das er stürzen wollte, wie einst die Spanier Granada, und war der Überzeugung, die Engländer wären ein stolzes, selbstsüchtiges Volk, jetzt entschlossen, sich nie wieder in die Angelegenheiten des Festlandes einzumischen, und bestrebt, den Handel der ganzen Welt in ihre England. Hände zu bringen.[3]) Darum werde England nicht einmal einschreiten, wenn Rußland und Preußen ganze Provinzen von Polen an sich reißen würden. Darum faßte das Cabinet in Versailles den Streit der nordamerikanischen Colonien mit

[1]) Corona dignissimo.
[2]) Hüppe, l. c. S. 98.
[3]) Raumer, Beiträge, I, S. 414.

England vorzugsweise ins Auge, unbekümmert um das, was im Osten Europas vor sich gieng. Die Russen hatten also freies Spiel.

Österreich bedurfte des Friedens. Maria Theresia sagte zum englischen Gesandten: „Ich sehne mich so sehr, den Überrest meiner Tage in Frieden hinzubringen, dass ich nirgends die geringste Störung gewahren kann, ohne dadurch beunruhigt zu werden.“ Man kannte in Wien die Schwäche der sächsischen Partei und war nicht geneigt, ihretwegen alles auf die Spitze des Schwertes zu setzen, zumal man die Polen als sehr unzuverlässig ansah. Zwar kam von Magnaten, darunter war Branicki, ein Gesuch, den Gewaltthaten Russlands ein Ende zu machen;[1]) den Entschluss lähmte aber bald eine andere Eingabe von fünfundzwanzig Senatoren, der größte Theil der polnischen Nation habe zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit den Beistand Russlands in Anspruch genommen. Maria Theresia möge deshalb dem nicht feindlich entgegentreten.[2]) Von England und Frankreich im Stiche gelassen, hatte Österreich also nur die Aussicht auf einen Krieg mit Russland, Preußen und einem Theil der Polen, wenn es sich für das sächsische Haus „allzustark an den Laden legte“. Der Zustand Österreichs erforderte Ruhe, um die Kräfte zu sammeln. Unter Vertrauten klagte Kaunitz, Polen befinde sich bereits in den Händen Russlands; wenn der eine Theil mit Gewalt zuwerke gehe und der andere sich derselben nicht bedienen könne, so habe der erstere gewonnenes Spiel, und nannte Poniatowskis Wahl verderblich.[3]) Die Ängstlichkeit dieser Stimmung in Wien kannte die Czarina ganz gut: man sieht es daraus, dass sie in Wien vor einem Bündnisse Preußens mit der Türkei warnen ließ. In Constantinopel dagegen warnte Russland und Preußen davor, dass Österreich einem Erzherzoge die Krone von Polen verschaffen wolle.

Österreich. Kaunitz.

Es ist schmerzlich, dass Österreich so geschwächt und seine Politik so ängstlich war. Kühnes, entschiedenes Auftreten entsprach viel mehr dem Charakter Maria Theresias und zeichnete früher auch Kaunitz mehr aus. Die russische Politik war dagegen ebenso gewaltthätig als listig.

Der englische Gesandte Macartney klagt schon über die Roheit russischer Diplomaten, die ein Überrest von der Herrschaft der Mongolen sei: „Die Art der russischen Minister, zu verhandeln, scheint darin zu bestehen, ihre rohen Ansichten ohne Verhüllung als ein Ultimatum vorzubringen, welches ohne Bedingung von allen, die mit ihnen verkehren, angenommen werden muss. Sie haben eine so übertriebene Meinung von ihrer Macht und sind derart überzeugt, dass sie nichts von andern Völkern zu befürchten haben, dass sie sich einbilden, diese Art zu verfahren entspreche am meisten ihrer Würde, dem Stand der Dinge und ihrem eigenen Vortheil. Erwägt man aber, wie zuvorkommend und mit wie viel Schmeicheleien von Seite der furchtbarsten Nationen die Russen behandelt worden sind, denkt man an die glänzenden Erfolge, die in den letzten Jahren in einemfort ihr Heer und ihre Politik gekrönt haben, kann man da noch staunen über diese Anmaßung und Aufgeblasenheit, welche in der Regel eine Folge des Glückes

Ton der russischen Diplomatie.

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 51.
[2]) Ibid. p. 59. — Beer, l. c. S. 131.
[3]) Arneth, l. c. VIII, S. 52—53.

ist?" In ähnlicher Weise sprechen sich auch die späteren englischen und die französischen Gesandten über die russischen Diplomaten aus.[1])

So traten denn auch die Vertreter Russlands jetzt in Warschau auf. Neben dem gewandten Kayserlingk, der nach allen Seiten hin Hoffnungen, selbst bei
Repnin. der sächsischen Partei, zu erwecken wusste, der grobe Fürst Repnin, der überall am Platze war, wo es galt, mit dem Gewehrkolben zu winken; gieng er doch in seiner Anmaßung einmal so weit, als er ins Theater kam und der erste Act des Stückes vorüber war, sich darüber erzürnt zu zeigen, dass man mit dem Beginn der Vorstellung nicht bis zu seiner Ankunft gewartet hatte, und zu fordern, dass das Stück noch einmal beginne, was auch geschah. Die Anweisung, wie beide
Instruction. Gesandte sich zu verhalten hätten, liegt gedruckt vor,[2]) und zeigt, dass Russland wusste, was es wolle, und in der Wahl der Mittel nicht verlegen war. Arneth sagt darüber mit Recht, dass niemals die Erreichung verwerflicherer politischer Zwecke, niemals die Anwendung abscheulicherer Mittel dazu versucht worden sei. Zunächst verlangte Katharina II. die früher noch nicht erfolgte Anerkennung der kaiserlichen Würde.[3]) — In ähnlicher Weise war sie auch Frankreich gegenüber gleich nach ihrer Thronbesteigung stolz aufgetreten. Dann verlangte sie
Forderungen. barsch die Anerkennung Birons als Herzogs von Kurland, ferner Berichtigung der Grenzen, denn 988 Quadratmeilen russischen Gebietes ständen unter polnischer Botmäßigkeit; eilf Städte in der Umgebung von Kiew seien von flüchtigen Russen bevölkert, diese müssten ausgeliefert werden, sonst brauche man Gewalt; man habe bisher nur aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Königs geschwiegen. Das hieß einem zu Boden Liegenden noch Fußtritte geben.

Was zu erzielen sei. Die Gesandten waren angewiesen, dahinzuwirken, dass die bisher erforderliche Einstimmigkeit auf dem Reichstage beibehalten werde, dass man abstehe von einer Verstärkung des polnischen Heeres, denn nur dadurch sei Russland im Stande, einen directen Einfluss auf die europäische Politik zu nehmen. König werde Stanislaus Poniatowski, aber er müsse auch die Interessen Russlands — wie seine eigenen wahren. Damit aber Russland in Zukunft ohne Einsprache anderer Staaten das Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten Polens zu mischen, so müssten die Gesandten es dahinbringen,
Russische Garantie. dass der Reichstag die russische Garantie nachsuche für die Grundgesetze und Freiheiten der Republik und der Czarin für die Einsetzung Birons in das Herzogthum Kurland in aller Form danke. Wenn sie solches erreichten, würden sich die Gesandten am meisten die Huld der Kaiserin erwerben. Zunächst würde man es sehr gerne sehen, wenn der Primas einen Mann von Ansehen nach Petersburg entsendete, um den Schutz Russlands für die Aufrechthaltung der Gesetze und die freie Wahl des Königs nachzusuchen. Damit wäre dann auch jeder fremden Macht eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Polens abgeschnitten. Sollte sich wider Erwarten eine antirussische Conföderation

---

[1]) La cour de Russie, il y a cent ans, 1725—1783, p. 263—264.

[2]) Recueil des traités, conventions et actes diplomatiques concernant la Pologne, 1762—1782, p. 203.

[3]) Arneth, l. c. II, S. 50.

bilden, so müssen unverzüglich russische Truppen in Polen einrücken, die Gegner als Rebellen und Ruhestörer behandeln und ihre Güter mit Feuer und Schwert verwüsten. 30 000 Mann waren zu diesem Zwecke schon abgegangen, weitere 50.000 Mann wurden marschbereit gehalten. Sollte Waffengewalt nöthig sein, so werde man nicht rasten, bis das ganze polnische Livland in Russland einverleibt sei. So war der Plan Katharinas gegen Polen von teuflischer Klugheit. — Auch die Dissidenten waren nicht vergessen, nicht um ihres Bekenntnisses willen, sondern weil sie für Russland eine Partei im Reichstage bilden sollten — den Gesandten war aufgetragen, für sie unbeschränkte Toleranz zu erwirken.

Heuchelei der Gesandten.

In schroffem Widerspruche mit dieser Anweisung steht die öffentliche Erklärung Repnins an den Primas. Als dieser sich über den Einmarsch der Russen in das Gebiet der Republik beschwerte und raschen Abzug verlangte, antworteten Fürst Nikolaus Repnin und Graf Hermann Kayserlingk:[1]) Weit entfernt, Unruhen in der Republik anstiften zu wollen und ihre Gesetze und Vorrechte und freien Wahlen zu hemmen, habe die Kaiserin vielmehr vor ganz Europa ihren erhabenen Willen ausgesprochen, sie zu vertheidigen und gegen alle Angriffe zu schützen. — Der Einmarsch der russischen Truppen bezwecke nur die Erhaltung der Ruhe, der Rechte und der Freiheiten der Republik. Man wolle nur den Zunder des Aufstandes ersticken. Die Wahlen seien frei wie die Landtage, die Truppen bezahlen alles bar und seien niemand zur Last. — Die Polen fragten mit vollem Rechte: „Warum bekümmert sich denn die Czarina so eifrig um die Republik?" Da gab Repnin die höhnische Antwort: „Das hätten die Polen längst fragen sollen, jetzt sei es zu spät." — Man weiß aber aus den „Denkwürdigkeiten" Massons, der damals in Russland lebte, was es für eine Bewandtnis mit der Bezahlung der russischen Truppen hatte.[2]) — Den Zweck des Einschreitens der Russen bezeichnet der englische Gesandte richtiger als Beherrschung Polens:[3]) „Wenn statt der Einstimmigkeit die Entscheidung durch die Mehrheit eingeführt wird, so dürften Russland und auch Preußen mit der Zeit eine Macht errichtet sehen, die ihnen beiden gefährlich werden könnte." Beim Einmarsch der fremden Truppen kamen Ungebürlichkeiten aller Art vor. Ganze Familien wurden ausgehoben und mit Gewalt nach Preußen und Brandenburg geschickt, um diese halb zugrunde gerichteten Landschaften wieder zu bevölkern.[4]) Die Palatinate Posen und Kalisch beschwerten sich, dass die Fremden ihnen über

Russische Soldaten.

---

[1]) Brief des Primas und Antwort der Gesandten bei Theiner, Monumenta Poloniae, IV, p. 26.

[2]) „Der Oberst" erzählt Masson, „war der unumschränkte Beherrscher seines Regimentes und die ganze Verwaltung desselben war ihm allein übergeben. Da die russische Armee in allen Ländern, wo sie sich befindet, seien sie unterworfene, befreundete oder feindliche, auf Kosten derselben lebt, so stecken die Obersten fast alle zu dessen Unterhalte bestimmten Summen in die Tasche. Sie treiben die Pferde auf die Wiesen und die Soldaten zu den Bauern, damit sie sich da schadlos halten. Ihre Besoldung beträgt 7000—8000 Rubel, der Gewinn aber, den sie von einem Regimente ziehen, steigt auf 15.000 bis 20.000." — Die Kaiserin antwortete einst einem Minister, der sich bei ihr für einen armen Officier verwendete: „Wenn er arm ist, so trägt er selbst Schuld daran; er hat lange Zeit ein Regiment gehabt." Der Diebstahl war also erlaubt und die Redlichkeit eine Thorheit!

[3]) Raumer, Beiträge, I, S. 316—317.

[4]) Ibid. I, S. 317.

von den Ausschüssen vorgeschlagen und durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Da erhoben aber der russische und der preußische Gesandte Einsprache, und der Primas musste unter dem Vorwande, dass die Abgeordneten zu einer so wichtigen Veränderung keinen Auftrag von ihren Wählern hätten, diese Frage fallen lassen. Dennoch wurde festgesetzt, dass hinfür Finanz-, Ökonomie- und Justiz-Angelegenheiten mit Stimmenmehrheit entschieden werden und dass die einmal gefassten Beschlüsse Geltung haben sollten, auch wenn der Reichstag durch ein Veto unterbrochen würde. Hiedurch war dem Veto wieder ein wesentlicher Theil seiner Kraft benommen. Noch wurden mehrere Beschlüsse gefasst zur Verbesserung der Verwaltung, auch einer zu Gunsten der Bauern: der Herr, der einen Bauern tödte, solle fortan Todesstrafe erleiden. Hinsichtlich der Wahl des Königs wurde bestimmt, dass er von polnischen Eltern abstammen, der katholischen Religion angehören, mit den Gesetzen des Landes vertraut, in keinem zu vorgerückten Alter stehen, auch die polnische Tracht anlegen müsse. Wer den Versuch mache, einem Fremden den Thron zu verschaffen, sei ein Feind des Vaterlandes und seiner Güter verlustig. Die Krönung solle diesmal nicht in Krakau, wie gewöhnlich, sondern in Warschau stattfinden. Zum Schlusse erklärte sich der Reichstag als Conföderation und Czartoryski zum Marschall. Er blieb also im Besitz der Macht, der Feldzug schien gewonnen.

Conföderation.

Wie soll der König sein?

Plan der Czartoryski.

Die Wahl Poniatowskis war also sicher. Die Czartoryski hatten in der Überzeugung gehandelt, dass sie mit Hilfe Russlands ihren Neffen auf den Thron bringen und mit Hilfe der auf dem Convocations-Reichstage gefassten Beschlüsse die Königsmacht verstärken und damit die Übel im Lande, die Missstände in der Verfassung heben könnten. Ihre Stimmung war voll Zuversicht. Man sieht es aus dem Ton, in welchem sie mit den Gesandten Frankreichs und Österreichs verhandelten. Paulmy stellte vertraulich die Anerkennung Poniatowskis [1]) nach erfolgter Wahl in Aussicht, aber unter der Bedingung einer Vereinbarung mit den Gegnern; die sächsischen Prinzen sollten durch Verleihung von Starostien entschädigt, Branicki in seiner Stelle belassen, den andern Gegnern Amnestie ertheilt, endlich die russischen Truppen entfernt werden. Poniatowski entgegnete, der Gesandte möge sich hierüber mit den russischen Ministern verständigen. Dadurch verletzt, ließ Ludwig XV. erklären: die Republik sei entzweit, Warschau von fremden Truppen besetzt, darum könne sein Gesandter mit Anstand nicht länger daselbst bleiben und dürfe nur wieder zurückkehren, wenn Ruhe und Ordnung hergestellt wären. Das französische Cabinet wünschte, dass das österreichische seinem Beispiel folge. Dieser Bruch war nicht willkommen in in Wien, zumal die Antwort der Czartoryski auf ähnlich lautende österreichische Anträge nicht so schroff ablehnend war: ihre Gegner wollten sie nicht schonen, denn sie seien Rebellen gegen den Staat, sie müssten mit Gewalt gedemüthigt und zu Paaren getrieben werden, dann wolle man sie nicht mit weiteren Strafen belegen und ihrer Güter nicht berauben; Radziwill aber müsse ernstlich gestraft werden, seine Wojwodschaft und einen Theil seiner Güter verlieren; von einer

Paulmy reist ab.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 65.

Verurtheilung zum Tode wolle man abstehen. Die sächsischen Prinzen hätten das Indigenat nicht, könnten darum auch nicht Güter und Starosteien erhalten. Da konnte der österreichische Gesandte Mercy nur thun, was er schon angedroht hatte: er verließ in den letzten Tagen des Juli 1764 Warschau.[1] desgleichen Mercy.

Nicht so zuversichtlich als die Czartoryski war Poniatowki. Er hatte auf einem Umweg Maria Theresia Schmeicheleien melden lassen, die sie zurückwies: sie sei nicht dafür sensibel, wie seine Kaiserin. Die Czarina aber stellte noch vor der Wahl vertraulich harte Bedingungen, welche Poniatowski ohne Wissen seiner Verwandten, zu seiner Schmach und zum Unheil seines Landes, annahm. Er versprach nämlich[2] die Glaubensfreiheit und namentlich die Vorrechte des griechischen Cultus in Polen wieder herzustellen, die Augen zu der von Rußland vorgeschlagenen Grenzregulierung zuzudrücken, eine möglichst weitgehende Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Rußland abzuschließen, eine polnische National-Synode zu errichten, um seine Unterthanen von einer fremden Herrschaft, das heißt Polen von Rom loszureißen. Damit waren die Wirren in Polen verewigt und Rußlands Herrschaft über dasselbe befestigt. Also nicht aus bloßer Liebe verschaffte die Czarina Poniatowski den polnischen Thron, sondern auch aus Herrschsucht; sie kannte ihren Mann ganz gut und verewigte die Ohnmacht Polens, indem sie ihm einen schwachen König setzte. Was Poniatowski unterschreiben muß.

Am 24. August versammelte sich der Reichstag zur Königswahl — sie war bloßer Schein. An eine Wahl wie früher war nicht zu denken, sie war diesmal rein Sache der siegenden Partei. Zu Zeiten waren 80.000 bis 200.000 Edelleute beisammen; jetzt kamen nur 4000; zur Wahl waren nämlich seit 1573 sämmtliche zum Kriegsdienst verpflichtete Edelleute Polens, Litthauens und der einverleibten Länder berechtigt.[3] Die Wahlstätte war die Ebene von Warschau bis zum Dorfe Wola, welche während der ganzen Wahldauer für gefeit erklärt, mit Wall und Graben umgeben war. In einer Halle, so mit Brettern bedeckt und mit rothem Tuch ausgeschlagen war, versammelten sich die Magnaten und die Landboten, hier nahmen sie die Verwendung der fremden Gesandten in der Regel in Empfang. Die Gewaltboten von Österreich und Frankreich waren abgereist, nur der von Rußland überreichte eine Denkschrift in polnischer und eine in französischer Sprache, worin Katharina den Wunsch aussprach, den Stolnik Stanislaus Poniatowski zum König erhoben zu sehen. Nur die Anhänger Rußlands waren erschienen. Am 27. August 1764 war zuerst Heiliggeistamt in der Kirche des heil. Johannes und wurde über den Text gepredigt: „Wählet unter euch den Besten, und setzet ihn auf den Thron." Nachher fand der Zug in die Königswahl.

[1] Arneth, l. c. II, S. 66—71.
[2] Herrmann, l. c. V, S. 386. — Janssen, l. c. S. 50.
[3] Hüppe, l. c. S. 97—104.

Wahlhalle statt. Sonst nannte zuerst der Primas die Bewerber und stimmten zuerst die Magnaten, dann die Landboten, und der Adel, nach Wojwodschaften gegliedert, wie beim allgemeinen Aufgebot. Diesmal war Einstimmigkeit unter den 4000 Versammelten. Am 27. September war die eigentliche Wahl und rief der Kron-Großmarschall an jedem der drei Thore des Wahlraumes, von denen das westliche nach Großpolen, das südliche nach Kleinpolen, das östliche nach Litthauen wies, den König aus. Vom Tage der Krönung, 25. November, eröffnete sich die eigentliche Regierungszeit. —

König Stanislaus August.

Also war Poniatowski König von Polen, nicht von Gottes, sondern von Katharinas Gnaden. Katharinas Bild hatte er auch rechts und links von seinem Bett: rechts war sie als Bellona, links als Minerva dargestellt; vor ihnen warf er sich auf die Knie, als er die Nachricht vom Sturze Peters III. erhielt und schon am 7. August 1762 schrieb ihm die Czarina: Krönung. „Ich schicke Kayserlingk als meinen Gesandten, um Sie zum König zu machen. Ist es ihm nicht möglich, so soll Euer Vetter Adam Czartoryski König werden." — Der Kaiserin zu Ehren wurde seine Krönung auf den Katharinentag verlegt. Statt in der alten Nationaltracht, erschien der neue König in einem theatralischen Aufzug, über den man lachte; statt auf dem bloßen Schädel, fand die Ölung auf einer künstlichen Decke von Leder statt, denn Stanislaus mochte sich seine schönen Locken nicht abschneiden lassen. Das kennzeichnet den auf seine Schönheit eingebildeten Mann. Er dachte an seine Locken, an die Damen, welche dieselben bewundern; er war fern vom christlichen Glauben; er lachte in sich über die Weihe durch die Kirche, welche nur das rohe Volk ihm gewinnen sollte. Der ganze Verlauf seiner Regierung zeigt auch, dass der Geist von oben nicht über ihn gekommen sei. Nur auf den Altar eines demüthigen Herzens fällt das Feuer vom Himmel.

Aufgabe. Der neue König hatte eine große Aufgabe zu lösen; er ist ihr aber nicht gerecht geworden, und doch hatte er mehr Mittel, als seine Vorgänger, durch die Beschlüsse des Convocations-Reichstages, durch die Macht seiner Verwandten. Unleugbar hatte Stanislaus Ehrgeiz, Geist und Bildung, aber es gebrach ihm die Thatkraft, und in den Augenblicken der Entscheidung der Muth, lieber zu sterben, als in die Erniedrigung seines Volkes zu willigen. Über wenige Könige sind mehr Demüthigungen gekommen, und ein Franzose sagt sehr gut über ihn: „Sein Schicksal während seiner ganzen Regierung war, abwechselnd von seinem Volke oder von seinen Nachbarn tyrannisiert zu werden; da er wenig Thatkraft, aber viel Verstand besaß, so hat ihm sein heller Geist nur geholfen, sein Unglück vorherzusehen, ohne ihn davor zu bewahren."

Zur Charakteristik Stanislaus' wurden oben schon einige Winke gegeben.[1]) In ihm bestieg kein Magnat, sondern ein Schlachzig den Thron. Seine Familie war rasch emporgekommen. Der Großvater war Unterstarost; der Vater wurde Starost, der Sohn wurde König. Der Vater hatte sich durch treue Anhänglichkeit, durch Tapferkeit für Karl XII. hervorgethan[2]) und nach dem Tode des Heldenkönigs bei August II. wieder Gunst dadurch gewonnen, dass er ihm die Thronentsagungs-Urkunde, in deren Besitz er gekommen war, auslieferte. Voll Freude darüber machte ihn August zum Oberjägermeister des Großfürstenthums Litthauen, zum General, zum Befehlshaber der königlichen Garde, zum Staroften von Lublin, zum Palatin von Masovien, zum Castellan von Krakau, zum Ritter vom Weißen-Adler-Orden. Zu so vielen Ehren erwarb sich der Staroft noch die Hand der Fürstin Constantia Czartoryska; er und die Brüder Czartoryski und Brühl regierten damals zusammen Polen. So wuchs denn Stanislaus August (er ist in Wolcyn in Litthauen 1732 geboren) in Kreisen auf, die der Bildung geneigt waren, und zeichnete sich früh schon durch Lernbegier, rasche Auffassung, aber auch durch wunderbare Schönheit und brennenden Ehrgeiz aus. Es wird eine alte Geschichte erzählt, wie im Ponarsker Wald das Volk sich gern vor einer alten Eiche von ungeheurem Umfange Opfer anzündete, wie der Bischof deshalb befahl, die Eiche zu verbrennen, was aber niemand wagte, weil die Sage gieng, dass, wer mit einer Axt die Eiche schlage, sich selber treffe. Der Aberglaube behielt seine Kraft, und der Bischof schickte neuen Befehl und die Geistlichkeit sowie die Edelleute zogen nach dem Walde, vieles Volk ihnen nach. Zuerst wurde an der Stätte ein Gottesdienst gehalten und gegen den Götzendienst gepredigt. Hierauf gab der Stellvertreter des Bischofs Befehl, die Eiche zu fällen, aber niemand legte Hand an. Der Castellan von Wilna sollte beginnen, erklärte aber in seiner Angst, der Wojwode habe den Vorrang, und dieser meinte, die Vernichtung des Götzendienstes sei Sache der Geistlichkeit, und viele standen da starr vor Schrecken. Da trat ein Jüngling hervor von wunderbarem Liebreiz, einem Engel ähnlicher, als einem Menschen, ergriff die Axt und gab der Eiche einen Hieb, und als das Volk sah, dass ihm nichts geschehe, hieben alle mit ihren Äxten frisch darauf los und im Nu war die Eiche gefällt.

Familie. Jugend. Ehrgeiz.

Der Jüngling war Stanislaus Poniatowski, eben von seiner Reise zurückkehrend, wo er die Grundsätze der Aufklärung eingesogen hatte. Er war leicht entflammbar, mit ungemeiner Elasticität und Geschmeidigkeit des Geistes begabt, in Frankreich ganz ein Franzose, in England ganz ein Engländer. Gelehrte und Staatsmänner waren sein liebster Umgang, rasch sog er ihre Ideen ein und sie waren voll seines Lobes. Die Herzen der Frauen flogen ihm entgegen, wohin er kam. Der englische Staatsmann Williams wurde sein Freund und nahm ihn nach Petersburg mit und brachte ihn in die Nähe der Großfürstin, die den schönen Polen bald mehr liebgewann, als sich geziemte. In der Geschichte Peters III. wurde gezeigt,[3]) wie Poniatowski aus Petersburg fort musste, aber bald als Botschafter Polens dahin zurückkehrte, bis ihn der französische Einfluss verdrängte. Als Truchsess von Litthauen, als Landbote sprach er dann im Reichstage. Seine Stimme hatte einen so harmonischen Ton, dass er die Herzen gewann, wenn auch seine Reden nicht von tiefem Gehalt waren. Er war damals der Alkibiades in

Reisen. Katharina II.

[1]) Sieh S. 386—387 dieses Werkes.
[2]) Ebenda S. 387.
[3]) Ebenda S. 387.

Polen: wie er sich trug, was er that, wurde als musterhaft nachgemacht. Reisen nach Frankreich wurden Mode für die vornehme Jugend Polens. So kam die Aufklärung zu den Sarmaten.

regt zu geistigem Leben an.

Vom geheimen Vertrage, den er mit Rußland geschlossen, gehen die Übel seiner Regierung aus; ehe wir dieselben schildern, wollen wir hervorheben, was sie Gutes für Polen hatte. — Dieser letzte König von Polen war bestrebt, den Unterricht, das Gewerbe, den Ackerbau zu heben, das Heer neu zu gliedern und europäischen Armeen widerstandsfähig zu machen. Der König war unleugbar ein hochgebildeter Mann mit feinem Sinn für Kunst und Wissenschaft. Unter den sächsischen Königen war für Schule und Literatur wenig geschehen. Stanislaus hingegen suchte Kunst und Wissenschaft zu heben. Jedes Verdienst ward anerkannt, jedes Talent war ihm willkommen.

Schulwesen.

Einst hatten die Jesuiten die Schulen geleitet und wurden die lateinischen Classiker viel gelesen und konnte ein Fremder mit der lateinischen Sprache sich durch ganz Polen verständlich machen. Jetzt war es ein Piarist, Konarski, welcher dem Unterrichtswesen neue Gestalt gab, und mehrere brauchbare Werke veröffentlichte. Der König richtete eine eigene Behörde für das Unterrichtswesen ein, besuchte sehr häufig selber die Schulen, ermunterte die Fleißigen und verstand gewandt in fließendem Latein gelehrte Anreden aus dem Stegreif zu beantworten. Die Polen waren sehr empfänglich dafür; durch die Kinder gewann der König die Eltern, Schüler wie Väter schluchzten oft vor Freude. „Früher waren wir Säufer, Feiglinge und Dümmlinge, jetzt sind wir nüchtern, tapfer und aufgeklärt, unsere Kinder wissen jetzt mehr, als in unserer Zeit die hohen Beamten", konnte man bei solchen Prüfungen sagen hören. Auf einmal erwachte

Schriftsteller.

eine reiche schriftstellerische Thätigkeit; selbst Gegner des Königs gestehen ihm dieses Verdienst zu. — Michael Oginski[1]) hebt mit Stolz hervor, was in kurzer Zeit alles geschah: „Bohomolec gab eine belehrende Zeitschrift heraus, schrieb Lustspiele für das Nationaltheater und bekämpfte die Vorurtheile für das Volk. Krasicki, der liebenswürdigste und vielseitigste unter den Dichtern, schrieb Kritiken, unterhaltende und belehrende Sachen. Wengierski, ein satirischer Kopf, sagte den Großen starke Wahrheiten, die sie ihm wegen seiner Verse voll Geist und Salz verziehen. Kopyński schrieb eine Grammatik und unterwarf die Sprache feststehenden Regeln. Der Jesuit Naruszewicz, ein berühmter Geschichtschreiber und Dichter, übersetzte den Horaz und Tacitus, und, während er sich den ersten in der Versbildung zum Muster nahm, schwang er sich in seiner Geschichte Polens bis zur stilistischen Vollendung des zweiten auf. Trembecki hätte vielleicht unter den Dichtern, die unter Stanislaus lebten, die Palme verdient, wenn er weniger faul; und manchmal weniger Höfling gewesen wäre. Der gelehrte Albertrandi, ein ausgezeichneter Alterthumsforscher, welchen der König nach Stockholm und Rom schickte, um Stoff für die Geschichte Polens zu sammeln, bereicherte die Nationalarchive mit mehr denn hundert Bänden wertvoller Manu-

Gelehrte.

scripte, sämmtlich von seiner eigenen Hand. Der Astronom Poczobutt, der Physiker Strzecki, Sniadecki, Skrzetuski, Wyrwicz, Staszic, Kollontay, und soviele andere Gelehrte und Schriftsteller ließen es sich angelegen

[1]) Denkwürdigkeiten über Polen, das Land und seine Bewohner. I, S. 25.

sein, die Jugend in verschiedenen Zweigen des Wissens heranzubilden, ihr Geschmack für Studien beizubringen und den Kreis der Aufklärung und Kenntnisse zu erweitern." — Dazu können wir noch bemerken, dass Jünglinge von Talent zu ihrer Ausbildung in Kunst und Wissenschaft vom König ins Ausland geschickt wurden, insbesondere nach Frankreich. Deswegen finden wir überall französische Ideenströmung: Voltaire gilt als Meister der Philosophie, Rousseau als Lehrer der Politik, Racine gibt den Ton an im Drama und Molière im Lustspiel.

Die Magnaten.

Des Königs Vorbild fand Nachahmung bei den Großen. Ein Wetteifer entstand unter den Magnaten, sich mit Männern von Talent und Ruhm zu umgeben, Bibliotheken zu haben, wie der König eine unter Albertrandi gegegründet, ein Wetteifer, mit Kunstwerken ihre Stammsitze zu schmücken, Sänger und Theater zu haben. Stanislaus verschönerte Warschau mit Bauten; den Königssaal seines Schlosses schmückte Bacciarelli mit den Bildnissen der polnischen Könige, desgleichen mit Gemälden die Gemächer seines Landsitzes Lazienki, welches heute noch seinem feinen Geschmack Ehre macht. Der König errichtete eine Münze, wo Geld nach deutschem Fuß geprägt wurde; er gründete eine Malerschule, er rief eine Schule für Musik ins Leben, er baute eine Sternwarte. Oginski,[1]) welcher diese Zeit mitdurchlebte, hebt hervor, wie auch die Sprache sich verbesserte, das Selbstgefühl der Nation sich hob: „Bald gab es niemand mehr, der das Polnische nicht nach den Regeln zu lernen, rein und richtig zu sprechen und nicht bloß den Gesetzen der Sprache gemäß, sondern auch geschmackvoll zu schreiben wünschte; man begann an die Geschichte des Landes, an die großen Männer sich zu erinnern, die es berühmt gemacht haben, ihre denkwürdigen Thaten zu besingen. Alles nahm mit dem neuen Erziehungssystem eine neue Gestalt an, der Umschwung war sichtbar. Die Einrichtung der Kriegsschule erregte Geschmack am Kriegswesen, an der Reitkunst, an Turnübungen, und benahm den jungen Leuten den Hang zu wertlosen ausschweifenden Vergnügungen. Ein neues Geschlecht wuchs heran: Männer, die sich durch Geist und Thatkraft auszeichneten und später ihrem Vaterlande nützliche Dinge leisteten."

Cadettenschule.

Der König beliebt.

Der König machte sich durch all das bei Vielen, die ihn bisher gehasst, weil er unkriegerisch war, beliebt. Er besaß eine seltene Kunst, die Herzen zu gewinnen. Der Pole ist von Haus aus kein Republikaner, sondern monarchisch gesinnt, und in einer der Denkwürdigkeiten dieser Zeit heißt es von einem Besuch des Königs in Litthauen: „Wir leisteten ihm alle mit gleicher Glut den Treueid, wir entbrannten in Liebe für unseren Monarchen, wir fielen dem König unablässig zu Füßen, weinten und sangen abwechselnd, tranken aber dabei, soviel nur hinein wollte."

Theater.

Statt des Zechens den ganzen Abend hindurch kam übrigens die Freude an theatralischen Vorstellungen auf: der Pole hat von Haus aus Begabung zu Schauspiel und Musik. Ein königliches Theater entstand in Warschau. Vornehme Dilettanten spielten auf den Schlössern. Anfangs wurden meist französische Stücke aufgeführt, bald gab es Originalstücke von Magnaten selber. Da war der Fürst Adam Czartoryski, dann Zablocki, Kniaznin, Niemcewicz, Osinski. Als Schauspieler wie als Dichter berühmt war Boguslawski. Das Theater wurde der Sammelpunkt der vornehmen Welt; nirgends sah man mehr schöne Frauen, mehr leidenschaftliche Theilnahme an dem Geiste

Dichter.

[1]) Oginski, Denkwürdigkeiten, I, S. 24—26.

eines Stückes und wurden politische Anspielungen rascher verstanden und feuriger beklatscht.

Industrie. Aber auch Gewerbe und Ackerbau hoben sich; der König hatte Verständnis für National-Ökonomie, und ein Jugendfreund von ihm, der in Tiesenhausen. Wilna bei den Jesuiten erzogen war, Anton Tiesenhausen, der Nachkömmling einer alten deutschen Ritterfamilie in Livland, verstand, was dem Lande gebrach, und besaß Feuer und Ausdauer, zu helfen, und dadurch, dass ihn der König zum Schatzmeister von Litthauen ernannte, bekam er die nöthigen Mittel. Das Handwerk lag danieder, es gab keine Meister, keine Arbeiter, keinen Absatz, keine ordentlichen Straßen, die productive Kraft des Landes schien vollständig gelähmt. Da leistete in wenigen Jahren Tiesenhausen Staunenswertes. Er schien Mühlen, Bierbrauereien, Erzhütten, Ölmühlen, Webereien, Bleichen, Tuchfabriken, Eisengießereien, Seidenwebereien, Fabriken für Musselin und Bänder, für Wagen und dergleichen nur aus dem Boden zu stampfen. Bisher hatte Polen fast alles aus dem Auslande bezogen, und musste daher das Vermögen der Nation mit jedem Jahr abnehmen. Jetzt wurden auf einmal im Lande selber Tücher und Kamelotte, leinene und baumwollene Waren, Stickereien, Hüte, Spitzen, Feuergewehre, Nadeln, Spielkarten, Wagen gefertigt. Allerdings war dies nur dadurch möglich, dass Tiesenhausen die großen königlichen Tafelgüter zu verwalten hatte und den Ertrag zum Theil in seine Unternehmung stecken konnte. Und dennoch bezog der König nebenbei noch mehr aus diesen Gütern als früher. Freilich hatte Tiesenhausen manchen unberechtigten Nutznießer verdrängt; auch waren diese Leistungen nur dadurch möglich, dass er kurzweg die Kinder der Bauern in die Fabriken stecken konnte. Die Lehrer und Aufseher berief er aus Deutschland. Bei Grodno waren allein 3000 Arbeiter unter siebzig deutschen Aufsehern auf seinen Fabriken thätig. Der König war entzückt über den Mann und die Schlachta erfreut über seine Gastfreundschaft. Tiesenhausen hatte höheren Sinn: er legte nicht bloß Straßen an, sondern auch einen botanischen Garten, für den er den Medicinische Schule. Director Gillibert aus Frankreich berief. Er gründete eine Arzneischule. Seine Glanzperiode fällt in die Jahre 1776 bis 1780. Er hatte sein Theater, sein Ballet; aber der Stolz stieg ihm auch zu Häupten und machte dem Emporkömmling viele Feinde, die den Mann, als er einmal für den Augenblick in Geldverlegenheit kam, mit Prozessen erdrückten, so dass, als der Bankerott eintraf, alle seine Schulen, Verkehrsanstalten, Fabriken zugrunde giengen. Der botanische Garten und die medicinische Schule wurden mit der Universität Wilna vereinigt. Tiesenhausen, der einst wie ein Fürst in Grodno Hof gehalten, starb, durch sein Unglück gebrochen, in ärmlichen Verhältnissen 1785 in Warschau.[1])

So hat denn König Stanislaus August mit seinem reichen Wissen, mit seiner feinen Bildung, mit seinem Eifer, Polen zu reformieren und zu heben, zu manchem Guten und Schönen angeregt, das lässt sich nicht leugnen. Wir müssen aber jetzt auch die Folgen seiner Gebrechen aufzählen. — Es fehlte Schattenseiten. Poniatowski nicht an Geist und Kenntnissen, aber an Stärke des Charakters, nicht an guten Vorsätzen, aber an Beharrlichkeit in ihrer Ausführung, an sittlicher Stahlkraft. Er war ein Epikureer, er that das Gute, so lange es

[1]) Ernst von der Brüggen, Polens Auflösung, S. 162—183.

ihm als das Schöne und Angenehme vorkam. Die Pflichterfüllung sollte immer behaglich sein. Genuſssucht.

Seine Schönheit war sein Unglück, die Bewunderung der Weiber hatte ihn weibisch und feig gemacht. Er war eitel ohne Maß: die Eitelkeit spricht aus seinem sonst schönen Gesicht, wie aus seinem Tagebuch, in welchem er mit Zufriedenheit seine Gestalt schildert, nur sich noch schönere Füße und eine weniger gebogene Nase wünscht. Wie die „schönen Seelen“ jener Zeit führt er ein Tagebuch und bewundert darin sich selber. Selbstbewunderung ist aber Stillstand; wer sich selbst anbetet, sinkt, er ringt nicht mehr nach Vollendung. Stanislaus ist weichlich und feig geworden, er braucht jeden Tag zwei Stunden zu seinem Putz, er ist Freund einer leckeren Tafel, seine liebste Gesellschaft sind schöne und gefällige Frauen; er ist ein König der Weiber, nicht der König der Helden; er hat nie eine Schlacht mitgemacht, er mochte nicht einmal eine Heerschau abhalten. Wenn im Staatsleben ernste Schwierigkeiten auftauchen, so weicht er den Gefahren aus, und sucht Trost bei schönen Frauen; man konnte hin und wieder zwei Favorit-Sultaninnen an seiner Tafel sehen; er suchte nur Schönheiten, erfaſste nie die Seelenhoheit eines Weibes. Er war unbeständig in seiner Neigung, die Liebschaften wechselten rasch. Jede verlangte glänzende Geschenke vom König und dieser war trotz seines reichen Einkommens immer in Geldverlegenheiten und bat um Hilfe beim russischen Gesandten und kam so in Abhängigkeit von Rusland. Er muſste zuletzt Katharina oder sein Volk betrügen und an ihm lag es nicht, wenn nicht beide zugleich betrogen wurden. Die russischen Gesandten in Warschau haben ihn auch zu Zeiten mit Verachtung behandelt. Stackelberg stand, als der König zum Spiel zu ihm kam, nicht einmal vor ihm auf, nickte ihm bloß zu und hieß ihn Platz nehmen. Jede, die er verließ, nahm Rache, und so lud er sich eine Menge persönlicher Feinde auf den Hals. Niemand suchte mehr das Lob der Menschen, als der König von Polen, und niemand erfuhr größeren Tadel und muſste stärkere Beschimpfungen hinnehmen. Kein Fürst jener Zeit las eifriger den Plutarch und keiner hat weniger einen Zug von den Helden desſelben als Stanislaus Auguſt. Er war ein glänzender Hofmann, aber ein schlechter König. Eitelkeit. Leichtsinn.

Die Honigwochen der neuen Würde waren schnell vorüber. Der König konnte seine Brüder zu Prinzen ernennen, Grafen und Barone machen, einen Stanislaus-Orden gründen; er wollte frei schalten und walten, fühlte sich aber gebunden. Bald hatte er Grund, zu jammern: „Ich fühle täglich mehr und mehr die Nothwendigkeit, daſs wir in Polen elend sein müſſen, und nicht bloß ein oder zwei, sondern zehn und zwanzig Jahre.“[1]) — Die Czartoryski hatten ihn unterstützt in der Hoffnung, daſs er ihre Reformpläne durchführen und sich ganz von ihnen leiten laſſen werde. Gegen diese Bevormundung regte sich sein Selbstgefühl, noch mehr das seiner Brüder. Sie klagten bei Repnin und dieser unterstützte ihre Klagen in Petersburg, um die Czartoryski zu demüthigen. Aber die guten Beziehungen zur Kaiserin waren auch dem Ende nahe; Orlow, ihr Günstling, sagte immer, der König

[1]) Bericht des englischen Gesandten in Raumers Beiträgen, I, S. 407.

werde bald zu mächtig und unabhängig werden, dann wahrscheinlich seine Verpflichtungen gegen die Kaiserin vergessen und sich in einen unangenehmen und furchtbaren Nachbar Rußlands verwandeln.[1]) Man zählte die Summen auf, welche für Rußland diese Königswahl gekostet habe. Man sprach von der schmachvollen Abhängigkeit, in der man Polen halte und unter welche man auch Schweden bringen werde. Poniatowski suchte nach einem Halt in Österreich.

Österreich. Dieses ließ sich herbei, den neuen König anzuerkennen, aber er mußte seinen Gegnern Amnestie gewähren. Mit Österreich gieng Frankreich Hand in Hand und mit diesem Spanien und Sachsen.[2]) Als er aber um die Hand einer Erzherzogin werben wollte, schien man in Wien schwerhörig zu sein.

Katharina. Katharina II. sah diese Werbung als Treulosigkeit an und trachtete — ihn wie die Czartoryski zu demüthigen. Polen wurde wie ein ganz abhängiger Staat behandelt, nicht einmal seine diplomatische Vertretung blieb ungeschmälert: so lange bis die polnischen Angelegenheiten geordnet wären, sollten in Warschau keine Gesandten als der russische beglaubigt sein, nur Geschäftsträger, und Polens Angelegenheiten im Auslande gleichfalls nur durch Geschäftsträger geregelt werden. Als der König die Wahl eines Gesandten für Versailles anzeigte, erklärte Panin, er wünsche, daß der französische Hof Poniatowski gar nicht als König von Polen anerkenne. Rußland spielte also den Herrn, Polen war bevormundet.[3]) — Gleich abschätzig wurde Polen von Preußen behandelt. Um den Aufwand für die Vermehrung des Heeres zu decken, waren Ein- und Aus-

Friedrich II. gangszölle eingeführt worden. Da klagte Friedrich II. über Beeinträchtigung des preußischen Handels und drohte, bei Marienwerder jedes Schiff im Grunde zu bohren, das nicht fünfzehn Procent Zoll erlege — so wurden mit diesem und dem polnischen Zoll in Polen die Waren um dreißig Procent theurer und die Unzufriedenheit groß. —

Die Dissidentenfrage.

Der bitterste Kelch, den jedoch Katharina II. dem jungen König credenzte, war die Dissidentenfrage. Meisterin in der Kunst, die Religion, über welche sie, wenn unter Vertrauten, spottete, zur Mehrung ihres Ansehens zu benützen, trat sie als Vorkämpferin der griechischen Kirche auf, deren Gottesdienst sie regelmäßig besuchte, wie sie auch auf ihren Reisen immer einen Beichtvater mit sich führte. Für das arme Polen wurde durch ihre Hand die Dissidentenfrage der Feuerbrand, den sie in das Land warf, der Hebel der Revolution; wenn die Dissidenten durch sie Gleichberechtigung erlangten, so kamen sie in den Reichsrath und konnten nach Rußlands Willen

[1]) Stanhope bei Raumer, l. c. I, S. 410.
[2]) Die Verhandlungen über die Anerkennung bei Arneth, l. c. II, S. 72—92, und Beer, l. c. I, S. 174—184.
[3]) Raumer, l. c. I, S. 414.

jeden Beschluss verhindern. Ein neuerer Geschichtschreiber, der überall auf Grundlage der Quellen vorangeht und in seinem Urtheil stets maßvoll ist, Theiner,[1]) nennt die Art und Weise, wie die Czarina hiebei zuwerke gieng, die größte Verletzung des Völkerrechts, welche die Geschichte kenne. Warum Katharina

Mit dieser Dissidentenfrage verhält es sich aber also: Polen war im Großen ein katholisches Reich; es zählte vierzehn Millionen Katholiken, kaum vier Millionen Akatholiken des griechisch-russischen und protestantischen Bekenntnisses. Der Rest waren Juden und einige wenige Muselmänner. Nach der Landes-Verfassung war die katholische Religion die herrschende; die Protestanten und Nichtunierten hatten alle Freiheit, ihren Cult nach Gutdünken einzurichten und auszuüben, nur waren sie, dem Geiste jener Zeit gemäß, wie damals in allen Staaten üblich, von hohen Staatsämtern ausgeschlossen.

Katharina aber wollte ihnen vollkommene politische Gleichstellung verschaffen, Zutritt zu allen Ehren und Ämtern, und Friedrich II. schloss sich ihr an. Der Zweck ist klar. Wenn sie den Glaubensgenossen der Russen Vortheile verschaffte, so stieg sie an Ansehen bei ihrem Volke und befestigte die wankende Krone auf ihrem Haupte. Ihr Gemahl Peter III. war ja gestürzt worden, weil er die russische Kirche hatte lutherisch machen wollen. Bei den Tonangebern der damaligen öffentlichen Meinung erschien sie zugleich im Schimmer des Eifers für Toleranz. Die protestantischen Mächte lobten ihr Vorgehen.[2]) für die Dissidenten eifert.

---

[1]) „Die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Russland seit Katharina II. bis auf unsere Tage. Von einem Priester aus der Congregation des Oratoriums vom heiligen Philippus Neri." Augsburg 1841. S. 154.

[2]) Ganz richtig sagt darüber Theiner l. c. S. 156: „Mit welchem Fug und Recht konnten Russland, Preußen, England, Norwegen, Schweden und Dänemark den Besitz solcher Rechte für eine so geringe Anzahl Andersgläubiger, zu deren Glauben sie sich nicht einmal bekannten, in einem katholischen Reiche verlangen, während sie in ihren Ländern ihren katholischen Unterthanen, ich will nicht sagen die Rechte der Religion, aber die Rechte der Menschheit streitig machten und mit blutiger Härte versagten? War es nicht gerade in dieser Zeit, wo England seinen neun Millionen Katholiken, beinahe der Hälfte seiner Bewohner, alle Rechte als Katholiken und Staatsbürger streitig machte — die Zeit, wo es gegen das katholische Irland seines Glaubens wegen den blutigsten und unmenschlichsten Verheerungskrieg führte? — Die in den nordischen Reichen von Norwegen, Schweden und Dänemark zerstreuten Katholiken mussten damals, wollten sie die heiligen Sacramente empfangen, nach Lübeck, Bremen oder Hamburg schiffen, und starben sie, so konnten ihre Leichname nur in gewöhnlicher Erde vergraben, oder, um sie vor Verunglimpfungen zu bewahren, ins Meer geworfen werden; ein katholischer Priester, wäre er — auch verkleidet — um die Tröstungen der Religion zu bringen, bei seinen unglücklichen Glaubensbrüdern angetroffen worden, hätte sein Wagnis mit dem Leben büßen müssen. Wie kläglich war die Lage der Katholiken in Preußen, auch nachdem es die fast ganz katholische Provinz von Schlesien im Jahre 1742 erobert hatte! — Was sollen wir erst von den Katholiken Russlands sagen, die in dieser Zeit nicht einmal toleriert waren, geschweige denn staatsbürgerliche Rechte genossen. Ist endlich die Gleichstellung der Katholiken in diesen eben erwähnten Ländern heute nach einem wehmüthigen und traurigen Todeskampfe von einem Jahrhundert erfolgt, nachdem jene verbündeten Mächte die Gleichstellung der verhältnismäßig an Anzahl geringen Dissidenten mit den Katholiken in Polen, das von jeher und der Staatsverfassung nach katholisch war, in einem Zeitraum von drei Jahren durch Feuer und Schwert zugleich mit dem Untergange dieses Reiches ertrotzt haben? Haben je katholische

Schon am 14. September 1764 überreichten die Botschafter Russlands und Preußens die Forderung aller Rechte und Freiheiten in religiöser und staatsrechtlicher Hinsicht für die Dissidenten und Nichtunierten: Gewissenspflichten, die Heiligkeit der Friedensschließung und das achtbare Interesse der Kaiserin für die Bewohner dieses Reiches erlaubten ihr nicht, gleichgiltig den Unterdrückungen zuzusehen.

Diese Dissidenten würden „als finstere Sectierer behandelt und auf gewaltsamem Wege ihrer Rechte und Freiheiten beraubt, deren Genuss ihnen doch in einem freien Staate zugestanden war — durch die Grundgesetze eines freien Staates, in welchem die vollkommenste Gleichheit aller herrschen muss, die ihn bilden." — Auch der preußische Gesandte verlangte den Vollbesitz der Rechte für die Dissidenten: „Es sei der Ruhm seines Königs, die Rechte der Menschheit zu schützen."

Forderungen Russlands und Preußens.

Beide Botschafter überreichten am 29. November 1764 dem König die Forderung: 1. dass den Dissidenten die vollkommene und unbedingte Ausübung ihrer Religion gestattet werde; 2. dass sie ohne Ausnahme zu allen Ehrenstellen, Würden und Staatsämtern zugelassen werden; und 3. dass der griechisch-russische Bischof von Mohilew Sitz im Senate gleich den übrigen lateinischen Bischöfen habe.

Antwort des Königs.

Der König entgegnete, dass die polnischen Dissidenten und Nichtunierten im Rechte der freien Religionsübung sich längst befänden; Sitz im Senat habe kein griechisch-katholischer Bischof Polens, also auch kein griechisch-russischer. Übrigens habe der Bischof von Mohilew diesen katholischen Bischofssitz eigenmächtig und mit Gewalt an sich gerissen.

Das war alles vollkommen begründet und Katharina und Friedrich hatten keinerlei Recht. Der griechisch-russische Bischof von Mohilew, der sich zum Spion und Aufwiegler für Russlands Vortheil brauchen und dafür von der Kaiserin zum Erzbischof von Weiß-Russland und Mitglied der heiligen Synode ernennen ließ, war Georg Koninski; er hatte die Keckheit, nach Warschau in den Senat zu kommen und eine Rede zu halten, die im Cabinet zu Petersburg geschmiedet war, und die Rückgabe von 150 Dörfern und Kirchen zu verlangen, welche die Katholiken den Dissidenten genommen hätten. — Die Kaiserin sandte eine Abschrift seiner Rede an alle protestantischen Mächte des Nordens, auf dass sie sich die Gleichstellung der Dissidenten und Nichtunierten mit den Katholiken in Polen zur Aufgabe stellten, namentlich aber die katholischen Mächte,

Koninski.

Mächte Europas ähnliche Ansprüche gegenüber den protstantischen Mächten für die Katholiken jener Staaten gemacht, und was würde man sagen, wenn sich die katholischen Mächte heute, wo es doch so Noth thäte, dieselben Rechte aneigneten, die sich damals die protestantischen gegen Polen 1765 bis 1767 angeeignet haben? wenn diese von jenen die vollkommenste und unbedingteste Gleichstellung der Katholischen mit den Landesgläubigen verlangen oder gar mit Gewalt, wie jene es gethan, ertrotzen wollten? Wie edel und großmüthig betrug sich hiebei das fromme und weise Österreich! Obschon später, durch die Gewalt der Umstände genöthigt, mittheilende Macht in Polen, hat es sich nie an den Rechten seiner neuerworbenen Unterthanen vergriffen, treu und gewissenhaft die ihnen gegebene Versicherung der vollkommenen Religionsfreiheit in Wort und That gehalten und verschmähte den elenden Kunstgriff treuloser Garantien, dessen Russland und Preußen auf eine ebenso ehrlose wie unchristliche Weise sich schuldig gemacht haben."

Österreich und Frankreich, von aller Einmischung in polnische Angelegenheiten fern hielten. Diese Rede und ihr Bericht wimmelt jedoch von historischen Fälschungen: wo von freier Religionsübung die Rede ist, welche die Dissidenten längst unbedingt genossen, machte Katharina daraus Gleichstellung politischer Rechte.[1])

Forderungen von 1766.

Von Katharina angeregt, überreichten nun am 4. November 1766 Repnin und die Bevollmächtigten der protestantischen Höfe dem König übereinstimmend eine Denkschrift für die Gleichstellung der Dissidenten. Katharina II. hatte die ihrige mit den Worten unterschrieben: „Ich bemerke im voraus, bewilligt man mir nicht, was ich verlange, so werden meine Forderungen keine Grenzen kennen." Repnin aber sprach wie ein Jakobiner die Sätze aus: „Die Kaiserin sucht nur die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes und die Freiheit. Der einzige Grund der Freiheit ist aber die Gleichheit, ein Grundsatz, den jeder allen beizubringen suchen muss. Die Kaiserin kann die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als nach der jedem Menschen von Gott ins Herz geschriebenen Billigkeit, jene Gleichheit zu befördern."[2])

Berathung.

Darin staken sehr ernste Drohungen. Der König zog die Bischöfe und die vornehmsten Senatoren zurathe: seien sie entschlossen, die bisherige Stellung aufrecht zu halten, so müssten sie der Regierung die Vollmacht ertheilen, die Truppen zu verstärken und das Vaterland zu vertheidigen. Bischöfe und Senatoren versprachen feierlich, alles zu thun, um die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu wahren. Der König erklärte dann dem russischen Gesandten: „Ich verkenne meine Verbindlichkeit gegen die Kaiserin von Russland nicht; ich habe aber bei meiner Thronbesteigung geschworen, die Religion des Königreiches gewissenhaft aufrecht zu halten; wäre ich je so schwach, davon abzugehen, so würde der gerechte Zorn der Nation mein Leben und meinen Thron treffen. Andererseits droht man mir mit Gewalt. Wie ich nun auch handle, droht mir Gefahr. Ich wähle aber das, wozu mich Ehre und Pflicht verbinden. Von diesem Augenblick an vereinige ich mich mit meiner Nation zur Vertheidigung meines heiligen Glaubens."

Antwort des Königs.

In der ersten Sitzung des Reichsrathes wurde die Dissidentenfrage einstimmig zurückgewiesen. In hinreißender Weise schilderte Cajetan Soltyk die Ungerechtigkeit der Forderung und bezüchtigte die Dissidenten des Verrathes an der Nation.[3]) Der König wünschte aber, die Kaiserin nicht zu reizen und suchte in gewandter Rede eine Vertagung dieser Frage herbeizuführen. Der Senat versprach den Gesandten, dass die Bischöfe die Angelegenheit genau prüfen würden. Repnin war damit nicht zufrieden: das hieße die Angelegenheit ihren Todfeinden übergeben.

Soltyk.

Katharina II. aber ertheilte sofort den Dissidenten, von ihrer Hand unterschrieben, das Versprechen, ihre Sache mit den Waffen zu unterstützen, und dann Repnin den Befehl, 40.000 Mann an der Grenze zusammenzuziehen und zugleich durch eine Conföderation sie zum Siege zu führen.

---

[1]) So haben Peter I. und Iwan I. nur freie Religionsübung für ihre Glaubensgenossen ausbedungen und sie dafür auch den in Russland wohnenden Katholiken zu gewähren versprochen; auch im Frieden von Welau und Oliva ist nicht von Gleichstellung bürgerlicher Rechte, sondern nur von Religionsfreiheit die Rede. Beweis bei Theiner, l. c. S. 162—164.

[2]) Raumer, Polens Untergang, S. 48.

[3]) Theiner, l. c. S. 166—167.

Zu gleicher Zeit reiste Koninski mit Kosaken durch das Bisthum, dessen er sich widerrechtlich bemächtigt hatte, und verdrängte die römisch-katholischen Priester aus 300 Dörfern.

Dritte Denkschrift Repnins

Repnin aber forderte in einer dritten Denkschrift im Namen seiner Kaiserin die politische Gleichstellung der Dissidenten vom Reichstag, in welchem er gegen alles Gebür zur Seite des königlichen Thrones Platz nahm, und erklärte drohend, eine längere Weigerung, den Dissidenten recht zu geben, werde endlich den Vertrag brechen, welcher sie mit dem übrigen Theil der Nation vereine, und sie auf Grund der jedem Menschen angeborenen Freiheit berechtigen, ihre Mitmenschen zur Hilfe aufzurufen und bei ihren Nachbarn Richter, Verbundene und Schützer zu suchen, mit andern Worten, sich von Polen loszureißen und an Russland anzuschließen. Friedrichs Gesandter drohte mit dem Einmarsch von 12.000 Preußen bei längerem Aufschub der Dissidentenfrage.

Der Reichsrath

Dieses Vorgehen reizte das Selbstgefühl der Polen. Die ganze Versammlung verlangte stürmisch Fortsetzung des bisherigen Verfahrens und Sicherstellung der Rechte der Katholiken. Soltyk, der edle Bischof von Krakau, Krasinski, Bischof von Kaminiec, und der gelehrte Zaluski, Bischof von Kiew, schilderten in feuriger Rede die Böswilligkeit dieser Forderung. Den Dissidenten wurde die freie Ausübung ihres Cultus bestätigt, wurden einige weitere staatsbürgerliche Rechte zugestanden, auch sollten sie als Zöglinge und Lehrer Zutritt zur militärischen Schule haben, im übrigen aber sollte das Verhältnis das bisherige bleiben. Also die Forderungen der Mächte waren vom Reichstage abgelehnt.

Der König

Die Frage ist aufgeworfen worden, ob es dem König mit seinem Widerstand gegen Russland ernst war? Nach den jetzt bekannt gewordenen Verhandlungen, die er insgeheim mit Kaunitz pflog, scheint es ihm allerdings Ernst gewesen zu sein. Das Verhältnis zu Russland lastete schwer auf ihm; er wünschte ernstlich, der Regierung Kraft und Ansehen und dem Lande die Segnungen der Ordnung zu verschaffen. Da traten ihm aber Katharina und Friedrich

und Kaunitz.

entgegen. Er ließ Kaunitz durch seinen Bruder um Rath fragen über die Haltung, die er in der Angelegenheit der Dissidenten einnehmen solle; und Kaunitz rieth ihm, sich durch die Drohungen Russlands und Preußens nicht einschüchtern zu lassen, sondern gemeinsame Sache mit der katholischen Geistlichkeit und mit dem Adel des Landes zu machen, dadurch werde er fast alle ausnahmslos an sich fesseln. Kaunitz, welcher anfangs selber meinte, Poniatowski müsse nur sein Katharina verpfändetes Wort lösen und sei insgeheim mit ihr einverstanden, war jetzt erstaunt über den Ernst des Königs, der sofort erklären ließ, er werde es auf das äußerste ankommen lassen, und die Hoffnung aussprach, Österreich werde die Unterjochung Polens durch Russland nicht zugeben. Kaunitz mochte auch den König nicht im Stiche lassen und suchte den französischen Hof für den Vorschlag zu gewinnen, Stanislaus August in der von ihm angegebenen selbständigen Haltung

Maria Theresia.

zu unterstützen. Maria Theresia gieng mit all ihrem Feuer auf den Antrag ein: Befehle zur Ansammlung von Streitkräften in Böhmen und Mähren wurden erlassen, Laudon wurde zur Berathung über den Feldzugsplan nach Wien berufen. — Leider aber wandte Choiseul all seine Aufmerksamkeit dem aufständischen Nordamerika zu und überließ Polen sich selber, und nahm der Partei-

kampf in diesem unglücklichen Lande eine Wendung, welche von jeder Einmischung zu seinen Gunsten abschrecken mußte.

Soll das Liberum veto bleiben? Die Reformpartei wünschte mit Recht seine Vernichtung; ein bedeutender Theil des Reichstages betrachtete jedoch diese thörichte Einrichtung eben als das Kennzeichen, als das Juwel der polnischen Freiheit. Noch hatten die Czartoryski so viel Anhang, daß der Vorschlag durchgieng, künftig sollte bei der Wahl der Abgeordneten für den Reichstag und für die Gerichtshöfe die Mehrheit entscheiden. Nun kam der Antrag, auch die Auflage neuer Steuern und alle militärischen Angelegenheiten, insbesondere aber die Vermehrung des Heeres, sollten in Zukunft durch Mehrheit entschieden werden.[1]) Die beiden Gesandten lärmten dawider, die Polen aber klagten, sie könnten nicht einmal in ihrem Lande thun, was sie wollten. Repnin wußte jedoch der königlichen Partei viele Abgeordnete zu entziehen: es trat Spaltung ein, und auch die Verfassungsfrage wurde vertagt. — Noch einmal kam am 21. October die Verfassungs- und die Dissidentenfrage zur Debatte. Der König wurde beschimpft, so daß er die Versammlung verlassen mußte, und am 22. November beschloß der Reichstag, daß alle Staatssachen, alle militärischen und finanziellen Angelegenheiten durch Stimmeneinhelligkeit entschieden werden sollten. So war denn die Frage der Verfassung wie die der Dissidenten gescheitert. Der König war in einer Stimmung der Verzweiflung. — Liberum veto.

Die Conföderation von Radom.

Mit den Beschlüssen des Reichstags war niemand zufrieden: den einen war zu viel, den andern zu wenig geschehen. Rußland hatte kein Offensivbündnis, noch die Grenzberichtigung erlangt, noch weniger die Dissidentenfrage durchgesetzt. In Petersburg gab man den Czartoryski die Schuld.

Panin schrieb an Repnin,[2]) der König sollte mit viel größerer Mäßigung an die innern Angelegenheiten rühren und den Vorwurf von Neuerungen von sich abweisen; dann werde er Credit bei jenen Mächten erlangen, welche die Aufstellung eigener Könige in Polen zu einem Theil ihres Systems gemacht haben. Der Minister hatte nämlich den Plan, die europäischen Nordstaaten, Rußland, Polen, Preußen, Dänemark, England zu einem Bunde zu vereinigen, den er dem südeuropäisch-österreichisch-französischen entgegenstellen wollte. Nun fürchtete er, ein entschiedenes Vorgehen des Königs im Interesse Polens könnte einen Bruch mit Preußen herbeiführen und Polen zuletzt veranlassen, sich Österreich und Frankreich anzuschließen. Darum bekam Repnin Auftrag, die beginnende Spaltung Panin.

[1]) Arneth, l. c. VIII. S. 124—125. — Beer, l. c. I, S. 198.
[2]) Ssolowjoff, Geschichte des Falles von Polen, S. 38.

zwischen dem König und den Czartoryski zu erweitern. Er sagte demgemäß dem König auf einer Jagd, dass er endlich danach trachten solle, selbst Herr zu werden, und nicht in ewiger Abhängigkeit von der „Familie“ [1]) zu leben.

Der König.

Der König war dabei in einer heiklen Lage. Die Czartoryski hatten Opfer für ihn gebracht und er konnte ihre Pläne zur Umgestaltung Polens nur billigen, denn sie verliehen ihm Macht. Auf der anderen Seite war er durch Katharina zum König gemacht worden. Er sagte deshalb ausweichend zu Repnin, er werde die Oheime schon durch Gründe gewinnen. Repnin nennt darum im Berichte an den Minister den König einen Schwachkopf: als Privatmann habe er viel mehr Verstand gezeigt. Nun machte sich Repnin an die Czartoryski selber: sie hätten großes Ansehen und „ihre Köpfe seien gesünder als alle übrigen“. Er hörte von ihnen viele lobende Reden über die Kaiserin; als er aber mit seinem Plan herausrückte, die Bischöfe, welche Hirtenbriefe gegen die Dissidenten erlassen hätten, durch Einlagerung von russischen Soldaten auf ihren Gütern zu strafen,

Czartoryski.

da riethen ihm die Czartoryski mit Feuer davon ab — als Polen und als Katholiken: sie wollten nie für eine das Vaterland so sehr schädigende Sache sich Mühe geben. Repnin war in Verzweiflung und gab im September seinen Truppen den Befehl, die Güter des Bischofs von Krakau und Wilna zu verwüsten — und so geschah es. Das ist russische Art, einen Bischof zu hindern, dass er ein pflichtgemäßes Rundschreiben erlässt.

Plan der Kaiserin.

Doch die Kaiserin wollte die Schmach des Misslingens ihres Planes nicht ertragen. Sie befahl Repnin, durch eine neue Conföderation ihren Willen durchzusetzen: er solle die Dissidenten auffordern, sich zu conföderieren und an Russland das Gesuch um Beistand zu richten, und dann solle er alle Gegner des Königs und der „Familie“ zu einer anderen General-Conföderation zusammenschließen, welche die gewünschten Beschlüsse zum Gesetze erhebe.[2])

Conföderationen.

Solches geschah. Im März 1767 bildete sich eine Conföderation der Dissidenten in Thorn, eine andere in Sluck. — Russische Truppen rückten ein und zwangen die Bewohner, ein Manifest zu unterschreiben, worin sie über Bedrückung klagten und den Schutz der Kaiserin anriefen. Ähnliches geschah in Krakau und Sandomir. Nur Drohungen konnten zur Unterschrift drängen. Die Leute lebten glücklich und ruhig im Genusse ihrer religiösen Rechte und begriffen diese Aufwiegeleien nicht;[3]) sie machten keine Ansprüche auf Adelsrechte, auf Statthalterschaften und Staatsämter. Auch ist von ihnen kein Manifest ausgegangen, sondern von den Anhängern der Augsburger und Genfer Confession, deren es in Polen sehr wenige gab. Die überwiegende Anzahl der Dissidenten bestand aus Socinianern, Unitariern und anderen Sectierern, die in protestantischen Ländern keine freie Religionsübung hatten und weit weniger staatsbürgerliche Rechte, als in Polen.[4]) Ja es erhoben sich sogar wackere Dissidenten gegen das Glück, welches russische Bajonnette ihnen bringen wollten: das Wohl des Vaterlandes sei das erste aller Gesetze; bei allen Nationen gebe es Missstände, die im Laufe der Zeit Gesetzeskraft erlangt hätten.

---

[1]) So nannte man damals die Czartoryski.
[2]) Ssolowjoff, l. c. S. 45—46.
[3]) Theiner, Neueste Zustände, S. 164—169.
[4]) Ibid. S. 170.

denen man sich fügen müsse. Übrigens sei die Toleranz, die sie genößen, die edelste, beste und großartigste, die es in Europa nur gebe. Sie wollten nicht dazu beitragen, den Staat zu untergraben und die Republick unter eine fremde Macht zu bringen.

Also mit dieser Handvoll Dissidenten, die sich verführen ließen, gegen Polen zu schreien, hob die Kaiserin nur Schande auf. Aber viel gefährlicher war der andere Plan, alle Feinde der Czartoryski und des Königs zu vereinigen und die Katholiken selber zu Werkzeugen der Wünsche Katharinas zu machen.

Radziwill.

Rußland unterhandelte insgeheim mit dem Fürsten Karl Radziwill, der als Verbannter in Dresden lebte. Er war der mächtigste Gegner Poniatowskis und der Czartoryski, er hatte sich gegen sie und die Russen geschlagen, seine Paläste waren verheert, seine Güter confisciert worden. An diesen bitter Gereizten wandte sich der russische Unterhändler und der Fürst vergaß, daß man persönliche Beleidigungen nicht am Vaterlande rächen dürfe, und versprach gegen Erlaubnis der Heimkehr und Wiederherstellung aller seiner Rechte und seiner früheren Geltung, er wolle im Interesse der Kaiserin von Gesammtrußland wirken, besonders ihre Absichten hinsichtlich der Dissidenten unterstützen, dieselben auf seinen Gütern nicht bedrücken, ihnen ihre Kirchen zurückgeben, russische Überläufer ausliefern und sich anständig aufführen! Radziwill hat allerdings in der Trunkenheit manchen Streich verübt, wie hunderte von Anekdoten beweisen, aber das „sich anständig aufführen" soll wohl viel eher bedeuten, er wolle sich über die Kaiserin keine Spöttereien erlauben. Radziwill erklärte zum ewigen Brandmale seines Ruhmes, daß er immer zur russischen Partei gehören und alle Befehle des Hofes ohne den geringsten Widerspruch vollziehen werde. Ja er bat sogar, um jeden Zweifel an sich und seiner Haltung zu bannen, ein russischer Beamter möge ihn beständig begleiten, um ihn direct von den Absichten der Kaiserin zu unterrichten.[1]) Radziwill war Katholik, aber wegen seiner Freigebigkeit, seiner Herzensgüte und seines derben, immer aber originellen Wesens sehr beliebt bei der Schlachta und galt zugleich als ein sehr guter Glaubensgenosse. Sein Wirken für die russische Sache wurde umso gefährlicher, als sein Ansehen viele mit fortriß.

Podoski.

Noch viel gefährlicher wurde aber ein anderer: Gabriel Podoski, ein gründlicher Kenner polnischen Rechtes und ein Unterhändler von seltener Gewandtheit.[2]) Früh schon ein Verehrer des schönen Geschlechtes, hatte er durch die Gunst einer schönen Sächsin, der Witwe des Palast-Intendanten Augusts III., mit der er in wilder Ehe lebte, die Stelle eines Referendars der Krone erlangt und alle großen Staats-Unterhandlungen geleitet. Anfangs ein Eiferer für die Rechte des sächsischen Hauses, gieng er, als er sie verloren sah, mit Sack und Pack zu den Russen über, wurde der Vertraute Repnins und das geschickteste Werkzeug der Pläne der Kaiserin. Damals starb der Primas Lubienski und Repnin erwirkte beim König, trotzdem die rührendsten Schilderungen der Gefahren für die Kirche von den berühmtesten Bischöfen dagegen gemacht wurden, daß er Podoski zum Primas ernannte. Zum Danke dafür bereiste der Primas Polen, um die hervorragenden Männer für die Sache der Kaiserin zu gewinnen;

Primas.

[1]) Der Wortlaut seines schriftlichen Versprechens bei Sfolowjoff, l. c.
[2]) Theiner, l. c. S. 172—174.

er war es, der Radziwill verführte und viele andere: „Die uneinige und unvorbereitete Nation müsse in diesem Augenblicke den Russen nachgeben, um in günstigeren Zeiten alles wieder zu nehmen.“ Er verführte Radziwill und Radziwill und Podoski verführten die Mehrzahl des Adels, und so bildete sich eine litthauische katholische Conföderation, für die auch Prinz Karl von Sachsen und sein ganzer Anhang wirkten.

Litthauische Conföderation.

Wenn die Conföderation siegte, so musste der König abdanken oder sich ihr anschließen. Mit was beschäftigte sich aber in dieser ernsten Lage Poniatowski? Mit der französischen Schauspielerin Clairon, und als ihm Repnin bemerkte, er wundere sich, wie er als König in so ernster Zeit mit solchen Lappereien sich beschäftigen könne, fragte der Schwächling ängstlich: „Werden Sie uns mit Krieg überziehen?“ worauf ihm Repnin antwortete: „Es hängt von Ihnen ab; Krieg findet da statt, wo man auf Widerstand stoßt.“ Der König gab dann feig die Versicherung: „Ich werde weder gerade, noch von der Seite her mich Russland widersetzen, falls Ihre Truppen einrücken sollten. Aber was rathen Sie mir außerdem zu thun?“ — „Unsere Forderungen zu erfüllen“, antwortete Repnin. „Wenn Sie durch ein umsichtiges und verständiges Betragen Genugthuung geben, so werden Sie die frühere Freundschaft Russlands wieder erlangen.“ — Das war offen und grob, während der König sich mattherzig benahm. Als dann die Conföderation von Thorn und Sluck die Forderung stellte, dass die Regierung ihre Verfassungsmäßigkeit anerkennen, und der König ihre Gesandten empfangen möge, weigerte sich dieser anfangs, „weil seine Oheime es ihm nicht erlauben wollten“, gab aber nach, als Repnin drohte, und ließ die Abgesandten zum Handkusse zu. Er erkannte also die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen an, und Repnin hatte fortan freie Hand in den inneren Angelegenheiten.

Poniatowski und Repnin.

Conföderation von Thorn.

Indes hatte sich im Juni die General-Conföderation von Litthauen gebildet und war Radziwill unter dem Jubel seines Anhanges in Wilna eingezogen. Auch Bischöfe, selbst der große Soltyk von Krakau, hatten sich der Conföderation angeschlossen, nur um an der Bewegung der ganzen Nation sich zu betheiligen. Er erklärte schriftlich, dass er die neuen Forderungen der Dissidenten nicht befriedigen könne, ohne seine Würde und die heiligsten Pflichten zu verletzen, die Christenheit zu ärgern, die Vorrechte der katholischen Kirche zu beeinträchtigen und so viele Gesetze umzustoßen, welche die Sicherheit der Religion und des Vaterlandes begründen.[1]) Diese Erklärung machte großes Aufsehen. In einem Hirtenschreiben an seine Diöcese gebot er, während der Dauer des ganzen Reichstages in der Kirche vor dem Sacramente Gebete zum Himmel zu senden zur Befestigung des heiligen katholischen Glaubens und zur Abwehr der Forderungen der Dissidenten.

Soltyk.

Auf einmal wurde es also klar, dass diese litthauische Conföderation nichts von den Dissidenten wissen wollte, dass es ihr nur um Absetzung des Königs zu thun war.

Über die Art, wie Soltyk zu helfen gedachte, gibt ein Brief Zeugnis,[2]) worin er schreibt: „Die Hauptpolitik der polnischen Missvergnügten muss dahin gehen, den Reichstag zu verlängern, um 1. die Conföderation zu festem Bestand

[1]) Theiner, l. c. S. 176.
[2]) Veröffentlicht hat ihn Sfolowjoff, l. c. S. 59.

zu bringen; 2. den auswärtigen Höfen Zeit zu Unterhandlungen zu lassen; 3. den (sächsischen) Kurprinzen zur Volljährigkeit gelangen zu lassen; 4. uns durch unsere Gesandten besser mit dem Petersburger Hofe zu verständigen, als durch diesen Despoten (Repnin); 5. um der Schwäche des preußischen Königs willen; stirbt er, wer verhindert dann die sächsischen Truppen, in Polen einzurücken?"

Clemens XIII.

Damals erschien auch ein Breve des Papstes Clemens XIII. an die Bischöfe, welches in Polen ungemeine Aufregung hervorrief, so dass Repnin schreibt, er finde sich in die Zeiten der Kreuzzüge versetzt. Repnin beschloss deshalb, mit Gewalt durchzufahren. Am 23. Juni 1767 versammelte sich die General-Conföderation zu Radom. Gewiss nicht, um die Freiheit der Verhandlungen zu sichern, rückte ein russisches Heer in Polen ein. Die Umgebung von Radom, die Häuser, in denen die Marschälle wohnten, wurden von Russen besetzt. Eine Abtheilung Kanoniere mit brennender Lunte pflanzte vor dem Stadthause, wo der Adel sich versammelte, die Geschütze auf. Sämmtliche Conföderationen vereinigten sich dann in eine einzige und mussten sich verpflichten, die Rechte der Dissidenten und die Garantie der Kaiserin anzuerkennen, und nachdem sie dem König Treue geschworen, diesen zum Beitritt einzuladen. Sechs von 178 Marschällen unterzeichneten einfach, alle übrigen nur unter abschwächenden Bedingungen. Zwei Marschälle wurden nach Petersburg geschickt, die Kaiserin um ihren Schutz und Beistand zu bitten. Der Reichstag selber sollte am 5. October 1767 eröffnet werden.

Radom

Revers der Abgeordneten.

Jeder Abgeordnete musste aber schriftlich versprechen, dass er keine geheime Verbindung eingehen und kein geheimes Einverständnis pflegen wolle, ohne vorher die Erlaubnis Repnins erlangt zu haben, und dass er am Reichstage nie etwas vortrage, was dem Verlangen dieses Botschafters zuwider sei. Der Revers schloss mit dem Satze: „Im Falle ich dieses mein Versprechen nicht halten sollte, unterwerfe ich mich den Strafen des Verlustes meines Adels, der Einziehung meiner Güter, ja dem Tode und jeder Strafe, welche der besagte Botschafter über mich verhängen wird." Wer dieses Versprechen nicht schriftlich ausstellte, ward aufs grausamste verfolgt, namentlich Soltyk, welcher Wahlausschreiben erließ, in denen er sagte: „Die Nachwelt verlangt von uns, dass wir uns den Forderungen der Dissidenten entgegensetzen, da sie solche gegen Gebür und alle Gesetze übertreiben. Wir haben alles gethan, wenn wir sie als unsere Mitbrüder behandeln und ihnen alles einräumen, was ihnen kraft bestehender Verträge gebürt." — Repnin ließ Soltyk den Rath ertheilen, vorsichtig zu sein, die Geduld habe ihre Grenzen; der russischen Kaiserin gegenüber sei er kein großer Herr, man könne ihn abfassen und nicht wieder los lassen. — „Ich werde nicht schweigen", entgegnete der edle Bischof, „wenn das Interesse der Religion meinen Beistand verlangt." — Repnin meldet dann wieder an Panin: „Der Mann bringt mich in seiner Halsstarrigkeit aus der Fassung. Ich habe ihm unter der Hand zu verstehen gegeben, er solle den Reichstag nicht besuchen, wenn er sich an der Herstellung der Dissidenten nicht betheiligen wolle und sich nicht enthalten könne, gegen sie zu sprechen, aber er geht auch darauf nicht ein." Repnin erbittet sich

Soltyk.

Repnin.

zugleich die Erlaubnis vom Minister, Soltyk und andere „Fanatiker“ festnehmen zu lassen, und — erhält sie.

Der König. Und der König? Gegen ihn war die Conföderation gerichtet. Man hoffte, dass er abdanken würde. Russland hatte ja gegen ihn und die Czartorynski die ganze Bewegung hervorgerufen. Aber um König zu bleiben, warf sich jetzt Poniatowski ganz in die Arme Repnins. Dieser schreibt an den Minister: „Der König hatte eine Unterredung mit mir, in welcher er zu wiederholtenmalen mit Eidschwüren betheuerte, namentlich in diesen Ausdrücken: dass, wenn auch alle Saiten sprängen, alle unsere Parteigänger von uns abfielen, wenn zuletzt nur er allein übrig bliebe, er dennoch unerschütterlich zu uns halten und ausnahmslos alles thun würde, was ich von ihm zum Erfolge der Dissidenten und der von uns gewünschten Dinge, das heißt der Garantie, verlangen würde.“

Der Reichstag in Warschau sollte beginnen. Die Abgeordneten versammelten sich beim Fürsten Radziwill, um von da aus sich im Zuge zur Sitzung zu begeben.

Rede des Nuntius. Da trat der Nuntius unter sie und hob an davon zu sprechen, wie es ihre Pflicht sei, die Rechte ihres Glaubens bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Rede zündete. Von allen Seiten ertönten Schwüre, für den Glauben zu sterben. Viele schluchzten vor innerer Erregung. In diesem Augenblicke trat Repnin ein. Der Ruf: „Wir sind bereit, für unseren Glauben zu sterben!“ tönte ihm entgegen. Derb rief der Russe: „Hören Sie auf zu schreien! Dauert der Spectakel fort, so werde ich meinerseits einen Spectakel anheben, der viel stärker sein soll, als der Ihrige.“ Das ist die plumpe Drohung des

Repnin. Mongolen mit Gewalt. Stille trat ein. Repnin fuhr fort: „Ich wundere mich und bedauere es, Sie in einem so aufgeregten Zustande zu finden. — Sie haben vergessen, wie viel Beweise des Wohlwollens der Kaiserin Sie bereits erhalten haben, vergessen, dass sie unter ihrem Schutze zur Erhaltung Ihrer Rechte und Freiheiten conföderieren konnten.“ — „Wir haben uns gleichfalls zur Erhaltung des katholischen Glaubens conföderiert!“ wurde ihm entgegengerufen. — „Niemand“, antwortete Repnin, „nimmt Ihnen das Recht, Ihrem Glauben ergeben zu sein. Dieser Eifer ist nur zu loben; niemand will die Rechte des römisch-katholischen Bekenntnisses antasten. Wenn Sie wirklich treu zu Ihrem Glauben halten, so müssen Sie auch dessen gerechte Gebote erfüllen, niemand in seinem Glauben Zwang anzuthun, unerschütterlich in der Erfüllung der Pflicht zu sein, jedem sein Recht zukommen zu lassen.“ — Viele riefen: „Kozuchowski freigeben!“ — Dieser Abgeordnete war nämlich am Tage vorher wegen seiner feurigen Thätigkeit auf Befehl Repnins verhaftet worden. „Wenn Sie fortschreien, werde ich nichts thun“, antwortete Repnin. „Bitten Sie ruhig, höflich und anständig, und ich erweise Ihnen vielleicht dann diese Gefälligkeit.“ — Jetzt trat Radziwill vor und bat höflich um Freilassung Kozuchowski und Repnin bewilligte sie. — Diese Scene zeigt am besten, was damals ein russischer Gewaltbote den Abgeordneten einer freien Nation zu bieten wagte, und was auf die Versicherungen der Kaiserin Katharina von ihrem Eifer für die Erhaltung der Freiheit in Polen zu halten sei.[1])

Was soll der Reichstag? Aber wie sollte man die Dissidentenfrage auf dem Reichstage in Gang bringen? Der Russe wünschte, dass die Polen Abgeordnete an ihn schicken mit der Frage, was die Kaiserin bezüglich der Dissidenten wünsche: erlange

[1]) Sfolowjoff, l. c. S. 68.

man dieses nicht, so müsse er dem Reichstage eine Denkschrift zusenden und rasche Beantwortung verlangen. In jedem Falle sollte der Reichstag nur beschließen, was die Russen forderten.

Repnin und die Bischöfe

Die Sache hatte aber ihr Bedenkliches darin, dass Repnin erfuhr, der preußische Gesandte arbeite insgeheim gegen die Dissidenten und versichere, die Russen drohten nur, würden aber nie ihre Drohungen ausführen, und sein König werde die Polen nie preisgeben. Darum berief Repnin sämmtliche Bischöfe mit dem Primas in den ersten Tagen des October im Namen der Kaiserin zu sich und legte ihnen die Wünsche der letzteren ans Herz und schloss mit den Worten:[1] „Wie sehr Sie sich auch sträuben, so müssen doch die Angelegenheiten der Dissidenten diesmal durchgehen, es koste, was es wolle: dies ist das Übereinkommen aller europäischen Höfe, und der feste Wille aller Cabinete; die Ehre der Kaiserin ist hiebei zu sehr im Spiele, als dass sie je nachgeben und länger zusehen würde, und es ist nur ein Act der Höflichkeit, mit Ihnen jetzt hievon noch einmal zu sprechen und zwar nicht in Ihrer Eigenschaft als Bischöfe, sondern allein in der als Senatoren. Es hieße allerdings alle Menschlichkeit verleugnen, wenn man nicht eingestehen wollte, dass sich die Polen mit Recht über die Gewalt beklagen könnten, mit der man diese Angelegenheiten betreibe, und alles Recht hätten, wenn sie es vermöchten, die Russen zu vertreiben; doch da sie dies nicht im Stande sind, so sollten sie gehorchen, und sich die auf Widersetzlichkeit folgende Strafe und Reue ersparen." Repnin legte die Manifeste aus den Provinzen, die Noten der protestantischen Höfe und eine besondere Denkschrift seiner Kaiserin dem König und den Ständen vor. Die Denkschrift Katharinas wimmelt von historischen Fälschungen. Der Charakter der Lüge zeigt sich in dem geschraubten und verworrenen Stile;[2] die Wahrheit spricht einfach und offen. Katharina behauptet darin, sie wünsche bei all ihrem Thun in Polen nur die Genugthuung, Gutes zu stiften, den süßen Trost, dass ihr eine benachbarte und befreundete Nation einen großen Theil ihres Glückes verdanke. Sie glaube von Seite des Königs und der polnischen Nation Vertrauen zu verdienen; sie wünsche gar nichts von Polen; sie habe gar keine Absichten auf solches, sie sei weit entfernt, etwa die Unruhen in Polen zur Vergrößerung ihres Reiches zu benützen, vielmehr bemüht, solche nach Kräften zu unterdrücken. Später, als sie mit Hilfe der von ihr angeregten Wirren den größten Theil von Polen an sich gerissen, sprach Katharina II. allerdings ganz anders: sie sei arm nach Russland gekommen, habe ihm aber Polen und die Krim verschafft — und diese Länder möge man als ihre Aussteuer betrachten.

Denkschrift der Kaiserin.

Die Commission.

Der Reichstag sollte beginnen, sich aber einfach darauf beschränken, eine Commission von sechzig Mitgliedern zu wählen, deren Wahl in den Händen des Königs und des Marschalls lag; von jenem sollten die Mitglieder unter den Senatoren, von diesem die Mitglieder aus dem Ritterstande ernannt werden. Dieser Ausschuss sollte mit unumschränkter Vollmacht allgemein giltige Religions- und Staatsgesetze entwerfen und seine Entscheidungen als Artikel eines Vertrages zwischen Russland und Polen angesehen und unter

[1] Raumer, Polens Untergang, S. 44. — Theiner, l. c. S. 189.
[2] Was übersetzt werden kann, ist von Theiner, l. c. S. 181—187 übersetzt.

russische Garantie gestellt werden, weil Katharina die eigentliche Retterin Polens sei.

Es klingt wie Hohn! Nur der Parteihass konnte den Fürsten Radziwill zum Werkzeuge solcher Pläne machen, nur Schwäche den König Stanislaus August dahin bringen, Katharina als Garantin der polnischen Freiheit anzuerkennen. Zu allem Widerstande entschlossen waren nur wenige, darunter die drei Bischöfe
Zaluski. Soltyk, Krasinski und Zaluski. Zaluski war der Bischof von Kiew, ein Gelehrter von Namen, der mit großen Opfern eine glänzende Bibliothek ge-
Kra-sinski. sammelt und sie dem Staate geschenkt hatte. Krasinski war Bischof von Kaminiec, feurig und zugleich gewandt als Diplomat, ein Fabius Cunctator,[1]) und der Ansicht, den Sturm der verschworenen Elemente, gegen den man nichts ausrichten könne, müsse man vorübergehen lassen, um alsdann im Angesichte von ganz Europa mit der gesammten Nation gegen Russlands Gewaltthätigkeit zu protestieren und gegen dieselbe durch Gründung einer neuen allgemeinen Conföderation anzukämpfen, deren Mitglieder sich eidlich verpflichten müssten, die Religion und die Freiheit mit Aufopferung ihres Lebens standhaft bis auf den
Soltyk. letzten Mann zu vertheidigen; er rieth auch Soltyk, vor dem Sturme sich zu entfernen. Dieser aber meinte, jetzt gelte es durch Festigkeit des Charakters die Ehre des Vaterlandes zu retten; er wolle bleiben und die Russen nöthigen, ihre Pläne durch die offenste Tyrannei an den Tag zu legen. Die Leiden, welche ihm die Russen bereiten, würden immer wenigstens den Nutzen haben, dass sie die Klugheit des Bischofes Krasinski rechtfertigen und seinem Talente eine neue Bahn der Thätigkeit und des Ruhmes eröffnen. Unter Weltlichen war noch Graf
Rze-wuski. Rzewuski, Palatin von Krakau, und sein Sohn entschlossen, mit all ihrer Beredsamkeit die Pläne Russlands zu bekämpfen.

Auf diesen Männern beruhte also die Hoffnung der Nation; sie waren
Repnin. furchtslos, wenn auch Repnin drohte, alle, die ihm widerstehen würden, einzukerkern, nöthigenfalls selbst den König zu entthronen und ganz Polen plündern
Der König. und ausbrennen zu lassen; selbst der König habe zu seinen Füßen gelegen, und wenn er wähnen sollte, sich frei machen zu können, so werde er ihm zeigen, was er
Darini. zu bereuen haben werde.[2]) Der päpstliche Nuntius Darini war nämlich beim König gewesen und hatte ihm eine feurige Aufforderung des Papstes, die Rechte der Religion zu wahren, vorgelesen. Der König sagte, er sei den ganzen Morgen auf den Knien gelegen und habe den Beistand Gottes angerufen. Der Nuntius dagegen zweifelte, ob Stanislaus August in seinem ganzen Leben je ein Vaterunser gebetet habe. —

Der Reichstag 1767.

Dass diesmal der Streit durch Gewalt entschieden werde, wurde daraus klar, dass Repnin 12.000 Mann in aller Eile nach Warschau zusammenzog. — Niemand erhielt Erlaubnis, die Stadt zu verlassen. Der englische Gesandte meldet seiner Regierung, so viele Menschen seien daselbst ein-

[1]) Theiner, l. c. S. 191.
[2]) Theiner, Monumenta, IV, p. 224—227.

geschlossen, so unvorbereitet habe man sie umrungen, dass die Verpflegung für die Bauern der Umgebung schwer werde.[1]) — So kam der 3. October, an dem der König den Reichstag eröffnete mit der Erklärung, er trete der Conföderation bei, nachdem die Nation sich conföderiert habe. Jetzt kam die Wahl der Commission zur Frage. Da erhob sich Soltyk und entschleierte mit Schärfe und Freimuth die Pläne Katharinas gegen Kirche und Staat von Polen. Soltyk leugnet

Russland spreche von Frieden: man sei ja nicht im Kriege mit Russland! Es dringe auf eine Commission, um die Frage der Dissidenten zu schlichten — aber welches Recht habe es, eine Commission mit unbedingten Vollmachten unter dem Vorsitze des russischen Gesandten zu verlangen? Der Nation würdig sei nur ein Ausschuss von ehrenhaften und würdigen Männern, welche das Vertrauen des Vaterlandes besitzen und nach freier Berathung ihre Ansichten, ihre Beschlüsse der Prüfung des Reichstages vorlegen. Zum Schlusse mahnte er den König an den Eid bei der Krönung, sein Blut für die Vertheidigung der Religion zu vergießen. Jetzt sei die Zeit da, wo er diese Gesinnung bethätigen und der Nation ein Vorbild sein solle.[2]) Russlands Befugnis.

Der König entgegnete, er habe außer für die katholische Kirche auch noch für das Wohlergehen des Staates zu sorgen, und erinnerte an die Verpflichtungen, welche die Nation durch die Conföderation und die Gesandtschaft an die Kaiserin übernommen habe, und dass die Nichteinhaltung einen großen Schaden bringe. Dann ließ er die Conföderations-Acte verlesen. Darüber erhob sich aber ein Sturm. „Wer hat diese Urkunde unterzeichnet?“ hieß es. Soltyk erklärte, die ganze Conföderation und ihre Rathgeber verständen nichts von einer Vollmachtsurkunde, oder sie hätten, nur der Gewalt weichend, unterschrieben. „Darum müssen wir alles über den Haufen werfen, was sie zum Schaden Polens zustande gebracht, diese Urkunde miteinbegriffen, weil sie für die Religion und die Freiheit gleich schädlich ist.[3]) Wir müssen Repnin auffordern, schriftlich zu antworten, auf wessen Befehl er so gehandelt, und ob er dazu eine Instruction gehabt habe. Bevor seine Antwort eingetroffen und Czaki (ein auf Repnins Befehl verhafteter Landbote) in Freiheit gesetzt ist, erlaube ich weder etwas zu thun, noch zu reden auf dem Reichstage. Sind Sie damit einverstanden?“ — „Wir sind einverstanden“, riefen die Landboten, und zwar alle! So sehr hatte sie Soltyks Rede begeistert. Der König. Soltyk. Czaki. Rzewuski.

Feurig unterstützte Rzewuski den muthigen Bischof, indem er daran erinnerte, dass eine so wichtige Frage nicht ohne die Prüfung des Reichstages entschieden werden könne, indem er an den alten Brauch erinnerte, wonach jeder Gesetzesvorschlag drei Tage, bevor er an den Reichstag gebracht werde, schriftlich allen Mitgliedern mitgetheilt werden müsse. Zum Schlusse mahnte er an die alten Polen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr Blut hingaben, um ihren Nachkommen ein freies Vaterland zu hinterlassen. „Wenn Gott jene Väter des Vaterlandes auf einmal in der Mitte der Versammlung erscheinen ließe, um die Religion bedroht, die Gesetze niedergerissen und die Freiheit im Sterben zu sehen, da würden sie gewiss ausrufen: O Schmach, o Unglück! Sind das die beiden

[1]) Raumer, Beiträge, IV, 2, S. 126–127.
[2]) Theiner, l. c. IV, b.
[3]) Sfolowjoff, l. c. S. 70.

Völker (Polen und Litthauer), die sich einst verbanden zur Hilfeleistung gegen ihre gemeinsamen Feinde? — Allerdings sind die Väter aus dem Leben geschieden, aber ihr Beispiel lebt noch in unserer Mitte fort; ihre Thaten sprechen noch zu unserer Seele, wie sie es selbst machen würden. Setzen wir uns darum nicht der Gefahr aus, dass die gesammte Welt uns nicht mehr für die Söhne jener hochherzigen Männer ansehe und ausrufe: Nein, das sind keine Polen mehr!" — Die gehobene Stimmung steigerte sich.[1])

Der König. Der König suchte sie wieder herabzumindern: „Sie wissen nicht, was Sie wollen. Eine solche Frage an den Gesandten verletzt die persönliche Würde der Kaiserin. Es handelt sich darum, den zu Anfang des Reichstages vom Fürsten Radziwill eingereichten Entwurf gründlich zu prüfen, ihn mit seiner Grundlage, der Conföderations-Acte, und mit der ihrer Kaiserlichen Majestät übersandten Urkunde zu vergleichen. Dazu bewillige ich Zeit bis zum 16. des laufenden Monates."

Soltyk und die Dissidenten. So konnte denn Soltyk nicht im Reichstage wirken — das sollte diese Unterbrechung hindern; er wirkte aber doch. Er verkehrte mit den Dissidenten, die er aufs liebevollste behandelte, denen er das Ziel der Aufhetzung von Russland und die Gefahr des Vaterlandes klar machte, so dass ihnen vor ihren Forderungen selber bange wurde. Da trat aber Repnin dazwischen.

Repnin. Eines Tages waren alle Abgeordneten der Dissidenten nebst anderen hervorragenden Landboten und Senatoren bei Soltyk zur Tafel geladen und hatten das Wort gegeben, zu erscheinen. Die Bischöfe kamen, die Senatoren kamen, die Dissidenten aber ließen sich entschuldigen, sie könnten höheren Auftrages wegen nicht erscheinen. Repnin hatte es ihnen bei harten Strafen verboten.

Am 13. October waren die Landboten von Kleinpolen beim Bischof von Krakau. Hier sprach Soltyk noch viel feuriger gegen die Dissidenten und die Garantie, auch sei nach vier Tagen die gesetzliche Frist für den Reichstag abgelaufen. Mit nicht minderem Feuer redete Rzewuski, sein Sohn Severin und der Bischof Zaluski — und die ganze Provinz stimmte bei, bis auf Wielopolski, auf den aber niemand achtete.

Gewalt gegen freie Rede. Der ganze Plan Repnins drohte in die Brüche zu gehen — da beschloss er, als echter Russe, mit Gewalt die Wirkung freier Rede zu erdrücken.

Soltyk, Zaluski In derselben Nacht noch war Soltyk beim Marschall Mniszek zu Gast. Da wurde das Haus von russischen Soldaten umstellt, die Thüre aufgesprengt: Oberst Igelström trat mit Bewaffneten in das Zimmer, um den Bischof zu verhaften, der einige wichtige Staatspapiere, die er immer bei sich trug, noch rasch entschlossen in das Feuer des Kamines warf. „Kennen Sie mich? Wissen Sie, dass ich Souverän, Senator und Priester bin?" — Igelström antwortete kurzweg: „Meine Befehle lauten, Sie gefangenzunehmen und wegzuführen." In edler Geistesruhe ergab sich der Bischof der Gewalt, nachdem er seinen Freund Mniszek umarmt. Von da begab sich Igelström zum Haus des Bischofs Zaluski; der betete eben auf den Knien, mit einem Crucifix in den Armen, als die Soldaten eintraten, und flehte zu Gott, sein Leben zum Loskauf der Sünden seines

[1]) Rulhière, l. c. II, p. 493.

Volkes und der eigenen hinzunehmen. Da packten ihn die Soldaten, denen er fröhlich und heiter folgte. Stackelberg verhaftete indessen Rzewuski und dessen Sohn Severin. Die Gefangenen wurden in derselben Nacht noch, aber voneinander getrennt, in das russische Lager jenseits der Weichsel geschleppt; am anderen Morgen wurden sie (keiner durfte aber mit dem anderen sprechen) unter Bedeckung von 200 Mann in das Innere von Rußland abgeführt. In Wilna hielt sie der russische General Nummers auf, der sich aus Menschlichkeit für sie bei Katharina verwendete. Diese ließ ihnen die Freiheit anbieten gegen das Versprechen, dem Willen und der Thätigkeit ihres Gesandten sich nie zu widersetzen. Keiner wußte vom andern etwas, jeder aber wies dies Angebot zurück. Ergrimmt darüber, ließ die Kaiserin die Gefangenen in das Innere von Sibirien abführen. Das ist der Eifer Katharinas II. für Menschlichkeit, Recht und Freiheit.

und beide Rzewuski verhaftet.

Über Warschau kam tiefe Trauer, als am Morgen des 14. October die Kunde von der Abführung dieser edlen Männer sich verbreitete. Auch Krasinski, der Bischof von Kaminiec, hätte verhaftet werden sollen, war aber, als Jäger verkleidet, aus Warschau entkommen. Die Senatoren und Landboten begaben sich zum König, um Klage zu führen über diese schmachvolle Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit.[1]) Wozu hatte man einen König, als solche zu schützen? Sollte diese Gewaltthat nicht seine Seele am meisten verletzen? Wie fanden die Landboten den König? Hinter Farbenschachteln ruhig zeichnend — am Entwurf einer neuen Kleidung für seine Diener zur Jahresfeier der Krönung. O König von Pappendeckel! Sie suchen eine rettende Kraft und finden einen Menschen, der malt, der Gärtner ist, Schauspieldirector und alles eher — als ein König.

Krasinski.

Der König.

Stanislaus August war mit dem russischen Botschafter offenbar einverstanden. Es war also nur zum Schein, wenn er drei Senatoren an Repnin sandte, um ihn wegen der Frevelthat zur Rede zu stellen. Dieser gab die stolze Antwort:[2]) Er lasse die Verhafteten nicht los, sie hätten ihr Schicksal verdient. Übrigens habe er niemand von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, als seiner Kaiserin; es stehe ihnen frei, sich mit ihrer Bitte direct an sie zu wenden. Die Verhafteten könnten nicht frei werden, bis sie nicht allen Forderungen genüge geleistet, und er werde nicht ruhen, bis auch der letzte seiner Wünsche erfüllt sei — eher lasse er sich mit seinen 40.000 Russen lebendig begraben. Seinen Trotz und Hohn zeigte Repnin auch in einer Kundmachung: er habe die Bischöfe, Senatoren und Landboten namentlich deshalb gefangen genommen, weil sie sich gegen die Würde der Kaiserin versündigt und die Reinheit ihrer Sitten verdächtigt hätten. — Katharina aber erklärte am 4. December 1767 auf die Bitte um Freilassung: die uneigennützige und reine Liebe, die sie dem edlen Volk der Polen zuwende, erlaube ihr nicht, ihrem Gesuch zu willfahren, sondern gebiete ihr, auf demselben Weg, den sie bisher zum Wohl des Landes eingeschlagen, beharrlich fortzuwandeln. Ihr Botschafter in Warschau habe nur ihre Befehle

Repnin.

Katharina II.

[1]) Rulhière, l. c. II, p. 259.
[2]) Theiner, l. c. IV, b, p. 182.

vollzogen.[1]) Ja Repnin verlangte sogar, der Reichstag solle die Verhafteten als Feinde des Vaterlandes verurtheilen, und drohte, wenn man der Czarin nicht gehorche, so werde er Warschau der Plünderung preisgeben, das Land verwüsten und allen Widerspenstigen das Haupt auf dem Blutgerüst abschlagen lassen. Einen Landboten, der Widerspruch einlegte, fuhr er mit den Worten an: „Sie sind ein Narr, eine Bestie!“ Unter solchen Umständen mochte Zamoiski, der Großkanzler des Reiches, seine Würde nicht länger behalten, er gab sie in die Hände des Königs zurück.

Zamoiski.

Die Commission.

Nun war an keinen offenen Widerstand mehr zu denken. Die Commission kam zustande, wie sie Repnin wünschte; die Verhandlungen begannen in seinem Palaste und wurden dann abwechselnd bei ihm und dem Primas fortgesetzt.[2]) Beide saßen dabei nebeneinander auf gleich hohen Stühlen, ihnen zur Rechten saßen die sechzig Senatoren und Landboten, zur Linken die acht Abgeordneten der Dissidenten, Koninski an ihrer Spitze. Ihnen gegenüber saßen die Gesandten der protestantischen Höfe von Preußen, England, Dänemark und Schweden. Repnin brachte die Beschlüsse schon fertig mit. Eine Einsprache galt nicht.

„Schweig!“ rief er einem Abgeordneten zu, der sich auf ein Manifest der Kaiserin berief; „mir kommt es allein zu, den wahren Sinn der Worte meiner Herrscherin zu wissen. Schweig, ich will weder Einsprache, noch Gegengründe, ich will nichts als Unterwerfung.“ — Unterzeichnet wurden die Beschlüsse beim russischen Gesandten.

Vertrag.

Im Vertrage über die Rechte der Dissidenten, abgeschlossen 15. November, erhielten diese und die Nichtunierten vollkommen gleiche Rechte, wie die Katholiken, obschon im ersten Paragraph gesagt wurde, die katholisch-römische Religion solle für alle Zeiten die herrschende bleiben.

Katholiken.

Es war, wie um Balsam auf eine frischgeschnittene Wunde zu träufeln, dass es im zweiten Paragraphe hieß:[3]) „Keiner kann zum König von Polen erwählt werden, wenn er nicht der katholischen Religion angehört, sei es durch Geburt oder durch seinen Übertritt. Jeder Pole, der es dennoch wagen sollte, einen Bekenner einer andern Religion zum König von Polen vorzuschlagen, soll als Feind des Vaterlandes angesehen werden und des Todes schuldig sein. Auch die Königin muss katholisch sein und ist sie es nicht, so muss sie vor ihrer Verehelichung die katholische Religion annehmen. Der Übertritt von der herrschenden römisch-katholischen Kirche muss als Staatsverbrechen betrachtet werden.“ Die Dissidenten werden dann wegen ihrer Conföderation für gute Patrioten und treue Unterthanen erklärt und erhalten vollste Freiheit in ihrer Religion und in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten.

Dissidenten.

---

[1]) Theiner, Neueste Zustände, S. 197.

[2]) Keralio, Histoire de la dernière guerre entre les Russes et les Turcs, I, p. 301. — Janssen, l. c. II, S. 85.

[3]) Traité perpetuel entre la République de Pologne et l'Empire de Russie, bei Theiner, Monumenta, IV, b, p. 243—264.

Die volle Religionsfreiheit ist den Dissidenten auch insofern gewährleistet, als sie nach ihrem Belieben Consistorien errichten, Synoden halten, alle Angelegenheiten des Dogmas und der Disciplin entscheiden können, ohne dass sich der katholische Clerus einmischen, oder die katholische Majoratsherrschaft einen Einfluss üben darf. Ihre Rechte

„Die nichtunierten Griechen und Dissidenten, Geistliche wie Laien, sind in nichts mehr der geistlichen Gerichtsbarkeit der Römisch-Katholischen unterworfen, brauchen ihnen keine Gefälle, keine Stolgebüren mehr zu bezahlen, können von jetzt an alle Bücher, die sich auf ihren Gottesdienst und die Religion beziehen, im Lande drucken lassen." wider die Katholiken.

Die vollkommene Rechtsgleichheit zeigt sich auch in den Bestimmungen über die Ehe: „Die Ehen zwischen Personen verschiedener Religion, das heißt zwischen Katholiken und orientalischen Griechen und Evangelischen beider Confessionen, können durch niemanden, wer er auch sei, weder verboten, noch gehindert werden. Die Kinder, so aus einer so gemischten Ehe geboren werden, sollen, die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter, erzogen werden, es wäre denn, dass man ein anderes Übereinkommen im Heiratscontract vor der ehelichen Einsegnung getroffen hätte, welches letztere jedoch nur adeligen Familien erlaubt sein kann. — Die eheliche Einsegnung muss vom Priester oder vom Prediger der Religion der Braut gemacht werden, und sollte der katholische Priester die Einsegnung einer Braut katholischen Glaubens verweigern, so kann der Geistliche der Religion des Bräutigams, auch wenn er Dissident ist, solche ertheilen." Ehe.

Wichtig ist namentlich die Bestimmung, dass die Stühle in Mscislaw, Orsza und Mohilew, welche der Bischof von Weiß-Russland besaß, für immer sammt ihren Kirchen, Klöstern und Gütern, der Glaubensgemeinde der nichtunierten Griechen angehören sollen; ferner dass alle griechischen Kirchen und Klöster, von denen sich nachweisen lasse, dass sie früher den Griechen entrissen worden, ihnen sammt ihren beweglichen und unbeweglichen Gütern zurückzustellen seien. Ein gemischter Gerichtshof, dessen Sitzung in Warschau abzuhalten sei, solle darüber entscheiden und jede seiner Verfügungen sei als unveränderliches Gesetz in die Grundrechte des Reiches einzutragen. Alle Klöster und frommen Stiftungen, die nach der Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts säcularisiert worden, müssen dagegen in dem Zustand, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, verbleiben. Bisthümer. Kirchengut.

Um die vollkommene politische Gleichheit der Griechen und Dissidenten in jeder Beziehung festzustellen, wurde noch ausdrücklich bestimmt, dass sie alle Staatsämter, welcher Art sie auch seien, in Polen, Litthauen und den übrigen Provinzen bekleiden, demnach Senatoren, Landboten, Minister, Richter, Staroften werden, alle Hofämter übernehmen, zu allen Gnaden und Begünstigungen des Königs zugelassen werden, das Indigenat und den Adel erlangen können. Ehren und Ämter.

Theiner meint mit vollem Recht,[1]) dass dieser Vertrag als die Ursache und der Anfang der gänzlichen Zerstörung der katholischen Kirche in Polen

[1]) Theiner, Neueste Zustände, S. 197—207.

betrachtet werden könne, dass namentlich die griechisch-unierte Kirche dadurch im Grund erschüttert wurde.

Clemens XIII. So sah es auch Papst Clemens XIII. an, der unter Thränen am Tage vor dem Weihnachtsabend den Cardinälen davon Mittheilung machte und am 29. December einen allgemeinen Bittgang anstellen und in allen Kirchen für die Erhaltung der katholischen Religion in Polen feierlich Gebete anstellen ließ. Seine Breven an die polnischen Bischöfe und an den König sind voll Feuer und Wehmuth. Namentlich mahnt er den König, dass unter seiner Regierung alle edlen Gesetze, an denen die Polen Jahrhunderte lang gearbeitet hätten, zugrunde Der König. giengen. Der König war so betroffen und erschüttert, dass er vor Zittern kaum einige Worte vorbringen konnte. Auch den erbärmlichen Primas schien endlich Der Primas. eine Ahnung, wie schwer seine Vergehen, zu ergreifen und sein Gewissen aus dem Todesschlaf zu erwachen. Er eilte nach Anhören des päpstlichen Schreibens Repnin. zu Repnin und bat um seine alsogleiche Entlassung als Primas, welche ihm dieser höhnisch verweigerte. Er kam immer und immer wieder mit der gleichen Bitte, bis endlich Repnin, des Mannes müde, aus seinem Schreibtische ein Gutachten herauszog, in welchem Podoski Rathschläge gegeben hatte, wie man die polnische Kirche von Rom losreißen könne, es in Stücke riss und ihm mit den Worten zurückgab: „Nun gehen Sie damit zu Ihrem Nuntius und machen Sie Schlechte Bischöfe. ihm den Hof.“ — Es fehlte auch nicht an polnischen Bischöfen selber, welche niederträchtig genug waren, den Russen Rathschläge zu geben, wie sie den Katholicismus in Polen zugrunde richten könnten. Als 1771 wieder Repnin zu Besuch in Warschau war und der Bischof von Cujavien[1]) Fürbitte einlegen wollte für die gefangenen Bischöfe, die ohne Schuld im Gefängnis schmachteten, sagte ihm Fürst Repnin voll Hohn: „Sie, Monsignore, dürften besser wissen als ich, ob sie schuld sind, denn ich ließ sie festnehmen, nicht auf Befehl meiner Kaiserin, sondern infolge des Drängens und der schriftlichen Aufforderung mehrerer Senatoren und Minister, unter denen auch Sie sich befanden. Ich werde die Schriften und noch andere Dinge zur rechten Zeit ans Licht bringen, um mich zu entlasten.“ Der Bischof wurde so betroffen darüber, dass er die Gabel, mit der er gerade die Speise zum Mund führte, aus der Hand fallen ließ. — Im Februar 1768 versammelte Repnin den Ausschuss, zog ein Papier aus der Tasche und sagte: „Hier ist der von Ihnen verfasste und gebilligte Entwurf gegen den römischen Hof, welcher offenbar jede Autorität des Papstes in diesem Königreiche vernichtet. Auf Befehl meiner Kaiserin sage ich Ihnen, dass sie nicht darauf besteht; ich vernichte ihn also mit Ihrer Erlaubnis“ — und dabei gab er das Papier einem der eifrigsten Anhänger des heiligen Stuhles: „Empfangen Sie diesen Entwurf als Reliquie.“

So ernteten die Polen also noch Hohn vom Russen, nachdem sie seine Potocki. Gewaltthat unterstützt hatten. Graf Joachim Potocki sagte aber dafür zu Repnin: „Sie treiben die Sachen zu weit; Sie kennen unsere Nation noch nicht. Wir haben ein altes Sprichwort, welches lautet: ‚Man nimmt einem Polen leicht seinen Rock und sein Kleid; will man ihm aber auch noch sein Hemd rauben, so nimmt er alles wieder zurück.‘“ — „Wer wird es wagen, auch nur zu mucksen?“ entgegnete Repnin. „Ich“, erwiderte Potocki. „In weniger als vierzehn Tagen werde ich mich an der Spitze einer Conföderation befinden und mit ihr gegen

[1]) Theiner, Monumenta, IV, p. 387—390.

alles Verwahrung einlegen, was Sie gethan haben. Ich bin in Ihrer Gewalt; lassen Sie mich nach Vergnügen gefangen setzen, Sie werden dadurch nichts erreichen, denn 50.000 Polen denken so wie ich." — Wäre doch nur früher dieser Muth zum Widerstand stärker gewesen!

Der König. Der Sieg der Russen schien gesichert: die Nation hatte sich gefügt und der König war allgemein verachtet beim eigenen Volke, er galt als verkauft, als charakterlos, als die Wurzel alles Übels. In Petersburg erwarteten Viele, dass man ihn dem Hasse seiner Feinde opfere. Wir sehen dies aus der Bemühung Repnins, Poniatowskis Verdienste um Russland ins rechte Licht zu stellen, darum müsse man ihm Achtung erweisen: ein Russland so ergebener König werde seinem Gesandten keine Bitte um Belohnung ergebener Leute abschlagen und es werde so immer leicht sein, eine der Kaiserin dienliche Partei zu bilden. Ja, um dem kläglichen König Achtung zu verschaffen, befürwortet Repnin sogar, dass man ihn in seinen Reformbestrebungen unterstütze, denn ohne diese werde man keinen Nutzen aus Polen ziehen, da der Wirrwarr einen Grad in allen Zweigen der Verwaltung erreicht habe, dass es nicht ärger werden könne. Die Macht der russischen Waffen vermöge zur Zeit alles — aber eine Wunde bleibe in dem Herzen vernünftiger Männer zurück, wenn man streng am Liberum veto festhalte; die Kaiserin möge Stimmeneinheit in allen äußeren Staatsangelegenheiten verlangen, Stimmenmehrheit aber in allen inneren. Rechtspflege, Finanzen, Unterhalt des stehenden Heeres möge von der Mehrheit entschieden werden. „Welch ein Ruhm," schließt Repnin, das Glück eines ganzen Volkes zu begründen, indem man ihm gestattet, sich aus Gesetzlosigkeit und Anarchie herauszuwinden!"

Repnin. Stimmenmehrheit und Einheit.

Katharina gibt nach. Katharina gab hierin nach: „Warum unsern Nachbarn nicht gestatten, sich einer gewissen, uns indifferenten Ordnung zu erfreuen, die außerdem uns bisweilen zum Nutzen gereichen kann?" — Und es ward bestimmt, dass die drei ersten Wochen nur ökonomische Fragen und durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollten, die Staatsangelegenheiten dagegen sollten den Reichstag in den drei letzten Wochen beschäftigen und durch Stimmeneinheit entschieden werden.[1]) —

Die Conföderation von Bar.

Der Sieg Russlands galt im Frühjahr 1768 als vollständig, seine Truppen schienen nicht mehr nöthig: sie verließen Warschau und schickten sich an, das Königreich zu räumen. Da kam die Nachricht von einem Aufstande in Bar, der von Podolien aus bald über ganz Polen sich verbreitete. Ein Gesinnungsgenosse von Soltyk und Krasinski war der Starost

[1]) Sſolowjoff, l. c. S. 73—76.

Pulawski. von Varka, Joseph Pulawski, ein gründlicher Kenner des Rechtes und ein geschickter Anwalt. Empört über das Treiben Repnins, nahm Pulawski drei seiner Söhne und einen Neffen auf eines seiner Landgüter in der Nähe von Warschau und eröffnete ihnen hier seinen Plan, die Aussichten auf Leiden, Undank, aber auch auf unsterblichen Ruhm, und nahm Abschied von seiner Gattin, welche heldenmüthig ihre ganze Familie dem Dienste des Vaterlandes weihte.[1]) Am 29. Februar schwor Joseph Pulawski mit seinen Söhnen, seinen Neffen, mit Franz Potocki, Michael Krasinski, Podkomorzy, Skrmieski, Starosciz zu Bar, für die Religion und Freiheit zu leben und zu sterben. Bald zählte die Conföderation 8000 Mitglieder. Ihre Fahne trug auf der einen Seite das Bild der heiligen Jungfrau, auf der anderen das Bild eines weißen, in Stücke zerrissenen Adlers mit der Aufschrift: „Aut vincere aut mori.“ Ganz Polen horchte auf, mit Blitzesschnelle bildeten sich bewaffnete Vereine von Dorf zu Dorf, von Landschaft zu Landschaft, die sich der Conföderation von Bar anschlossen.

Krasinski hatte den Plan entworfen. Bald thaten sich als heldenmüthige kühne Führer hervor: Zaremba, Sava, Kossakowski, Miontschinski, Walewski, vor allen aber Kasimir Pulawski, der, nachdem sein Vater im Gefängnis gestorben, sein jüngster Bruder im Kampfe gefallen, der andere mit seinem Vetter gefangen war, allein von seiner Familie übrig und die Stütze des Bundes blieb. Ein Vortheil für die Verbündeten war der Zustand des Landes und ihre genaue Kenntnis desselben: die vielen Wälder, Flüsse und Moräste, die schlechten Wege, meist Knüppeldämme; die Klöster und Schlösser waren wegen der früheren Einfälle der Tataren meist befestigt, während die Dörfer aus Hütten von Holz oder Stroh bestanden. Das Land war für den kleinen Krieg wie geschaffen, in den sich die Polen schnell hineinfanden. Jeden Tag gab es Kampf an vielen Orten; wurde eine Schar heute zerstreut, morgen war sie an einem anderen Orte im Kampfe wieder beisammen. Es war ein Krieg, wie ihn später die Bauern in der Vendée gegen die Republikaner und wie ihn die Spanier gegen die Franzosen führten.

Chreptowitz. In glühenden Zügen bezeichnete der Marschall der Conföderation von Bar, Karl Littawar von Chreptowitz, die Ziele derselben und die Misshandlungen, welche die Polen von der Kaiserin erlitten, und betheuerte vor Himmel und Erde, dass die Conföderierten die Freiheit allen Erdengütern vorziehen und den katholischen Glauben selbst der Freiheit, und klagte Repnin an, dass er Gewaltthätigkeiten begangen, wie sie sich noch nie ein Gesandter bei einem anderen Manifest. Volke erlaubt habe: er habe mit seinen Soldaten Wahlen erzwungen, die Wähler seien nicht einmal in ihrer eigenen Wohnung sicher gewesen; er habe die vornehmsten Glieder des Staates in ihren Häusern gefangen genommen; er habe diese edlen Unglücklichen zugleich aller ihrer Güter beraubt und am Nothwendigsten Mangel leiden lassen: so habe er dem Bischof von Krakau alle seine Güter ausgeplündert, sein Silber und alle seine Kostbarkeiten weggeführt und sogar sein Archiv beraubt. Die Beschlüsse des letzten Reichstages seien ungiltig, denn sie seien den Gesetzen und Rechten Polens zuwider und durch Zwang und Furcht

[1]) Rulhière, L'Anarchie en Pologne, III, p. 50 ff.

erpreßt; sechs, höchstens sieben erkaufte Mitglieder hätten dieselben genehmigt, alle übrigen hätten durch Blicke, Geberden und Thränen die Absicht, zu widerrufen, bezeugt, denn gegen solche Gewalt hätten sie nicht Macht genug gehabt.

Pulawski. Pulawski geißelte namentlich das Treiben der Kaiserin: „Kein Russe weiß, was er von uns will; sie vollstrecken blindlings gegen uns die ruchlosen Pläne, welche in den Alkoven und Bädern einer wollüstigen Frau, die ihren Gemahl ermordet, geschmiedet worden; die Russen sind gehorsame und vernunftlose Massen, die, Sieger oder besiegt, nur aus Furcht vor der Knute und Züchtigung handeln. Dieses ehrgeizige und treulose Weib, welches keine Tugend besitzt, und zu eigenem Vortheile alle heuchelt, soll all ihre Künste an dem festen Willen edler Polen scheitern sehen; unser Blut wird Zeugnis von ihrer Tyrannei ablegen, und ihr falscher Ruhm, nach welchem sie so sehr geizt, zu Boden fallen, mag unser Unternehmen sieggekrönt oder unglücklich sein." — Pulawski athmet Hass gegen Tyrannei und weckt Muth, zu den Waffen zu greifen. „Was sehen wir? Die Republik mit fremden Truppen besetzt, die Religion geschändet, einen freien Staat unter dem Joch, die Gerechtigkeit verhöhnt, das Völkerrecht mit Füßen getreten, unsere Senatoren, Bischöfe und Nuntien in Ketten! Wer ist der Tyrann, der uns verfolgt? — Welches jenes freche Volk, das uns verhöhnt? Erinnert Euch, es ist Zeit, dass jenes gemeine Volk vor unseren Vorfahren stets geflohen; dass seine Kaiser unseren Königen gehuldigt, dass seine Provinzen die unserigen geworden; dass, wenn sie mitten in Wäldern und Wüsten ein neues Reich gegründet, es nur geschah, weil wir mit anderen Kriegen beschäftigt waren. Erinnert Euch endlich, dass einfache polnische Edelleute, um ihre in der Hauptstadt dieses neuen Reiches ermordeten Landsleute zu rächen, mit ihren wenigen Truppen, die sie in ihren Besitzungen aushoben, den Kaiser mit seiner Armee in die Flucht geschlagen; dass wenige Jahre nachher einige unserer Väter, an jenen treulosen Hof gerufen, daselbst mit ihrem Heldenmuthe jenes gegen sie verschworene Volk in Schranken hielten und die Hauptstadt nicht eher verließen, als bis sie diese in Asche gelegt hatten."

Katharina II. So war man denn von neuem in einem mörderischen Krieg, welcher an die letzten Zeiten des dreißigjährigen erinnert. Entsetzliche Dinge kamen vor. Katharina führte alsbald den Krieg als Religionskrieg: sie klagte die Polen als Unterdrücker des russischen Glaubens an; sie warf ihnen vor, dass sie die Juden und Ketzer duldeten.

Juden. Unter der Kaiserin Elisabeth wurden nämlich 40.000 Juden aus Russland vertrieben, „weil sie durch ihren Modehandel den Luxus allzusehr verbreiteten", und hatten in Polen ein Asyl gefunden. Peter der Große hatte die Roskolniks[1]) verfolgt, 60.000 hatten in Polen Schutz gefunden und wiesen jede Einladung ab, in ihre Heimat zurückzukehren. Die Polen waren also duldsam, Katharina unduldsam. Desungeachtet warf die Kaiserin den Polen Fanatismus vor.

Roskolniks.

Die Zaporoger. Sie selber aber erlaubte sich eine schmachvolle Verfolgung, indem sie den Anführer der Zaporoger Kosaken[2]) und ihren Hetman, Maximilian Zelezniak, aufforderte, in Polen einzufallen und „mit Gottes Hilfe alle Polen

[1]) Oder Starowjerzi = Altgläubige. Vergl. Bd. XI, S. 5 dieses Werkes.
[2]) Das heißt jenseits der Wasserfälle des Dnjepr. Vergl. Bd. IX, S. 99 dieses Werkes.

und Juden auszurotten". Diese Mahnung wurde nur zu pünktlich befolgt. Selbst in Constantinopel entsetzte man sich über die Greuelthaten, welche diese Unmenschen begiengen. Nicht bloß Männer und Edelleute, sondern auch Frauen, Kinder, Bediente, Priester und Juden wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt und mit den Opfern der grausamste Spott und Hohn getrieben. Man hieng zum Beispiel je einen Edelmann, einen Mönch, einen Juden und einen Hund nebeneinander auf, mit der Inschrift: „Alles ist gleich"; man grub Gefangene bis an den Hals in die Erde und mähte ihnen dann die Köpfe ab; man gab Knaben Dolche und Stricke, um die gebundenen Feinde langsam zu erstechen oder zu erdrosseln. Drei Städte, fünfzig Dörfer und mehrere tausend Meiereien verschwanden vom Erdboden, keine menschliche Seele blieb am Leben.

Human. Die Stadt Human zum Beispiel wurde durch Verrath überwältigt; man erklärte den Einwohnern, sie sollten ihre Kostbarkeiten auf den Hauptplatz tragen, wenn sie ihr Leben erhalten wollten. Sie thaten, wie befohlen, wurden aber dennoch, nachdem die Sieger sich der Beute bemächtigt, insgesammt ohne Erbarmen niedergemetzelt.

Es ist leicht begreiflich, dass auch die Polen Wiedervergeltung übten, wo Russen in ihre Gewalt kamen — es liegt dies in der Menschennatur. Aber die Katholiken können sich doch rühmen, dass der Anreger zur Conföderation,

Krasinski. Krasinski, Bischof von Kaminiec, sie zur menschlichen Kriegführung mahnte: sie sollten Europa, bei welchem ihre Verfolger sie verleumdeten, darüber enttäuschen.

Marek. Ein Karmelitermönch, Marek, der im Rufe der Heiligkeit stand, mahnte in begeisterter Rede an die Christenpflicht, und dass der Herr seinen Segen nur demjenigen gebe, der Gott liebe und seine Gebote halte, und dass Polen Gott kein Glück beschere, wenn man in Sünde kämpfe, und dass jeder seine Schuldigkeit thun müsse, wenn auch das Vaterland große Niederlagen erleide. Die griechisch-

Die Bauern. nichtunierten Bauern in Podolien dagegen zogen, von ihren Popen geführt, sengend und brennend von Dorf zu Dorf. Die Russen waren nicht in starker Zahl, die Conföderierten aber nicht an militärische Zucht gewöhnt — und so zog sich der Kampf in die Länge, ohne zu einer Entscheidung gelangen zu können. Den Räubern in der Armee war dieser Zustand lieb: unter dem Vorwande, im Namen der Kaiserin Krieg zu führen, konnten sie sich bereichern. Die Conföderierten lebten zuletzt gleichfalls von Raub, und Edelleute und Bauern litten

Verhandlungen in Bar. Unsägliches. Als Wolkonski im Auftrage des Königs in Bar mit den Conföderierten verhandelte, fand er ihre Macht gering; sie sagten ihm aber, es handle sich um Gott und die Freiheit und sie verließen sich nur auf Gott und ihre Verzweiflung, und wollten nur mit Ehren fallen, da sie doch sterben müssten. Nach seiner Rückkehr schilderte er sie als von verzweifeltem Muthe beseelt,[1]) ihrer fünfzig griffen ohne Bedenken fünfhundert an. Mit Heldenmuth hat lange Zeit Pulawski das Kloster Berdiczow, in welches die Edelleute der Umgegend ihre Habseligkeiten geflüchtet, gegen die überlegene Macht der Russen und ihr Geschütz vertheidigt, obschon er bloß 1000 Mann bei sich hatte. Bar wurde zwar erstürmt: da brach der Widerstand aber im Westen Polens los: in Krakau und Posen

Radziwill. durch Mohakonski, selbst in Litthauen, obschon der mächtige Radziwill noch zu den Russen hielt. Diese hatten seinen Übertritt reich belohnt; nicht bloß, dass sie ihn in seine Güter einsetzten, sondern es wurde ihm auch ein Schadenersatz von sechs Millionen ausbezahlt, und Radziwill soll schwach genug gewesen

[1]) Essen bei Herrmann, l. c. V, S. 433—454.

sein, vor Freude darüber sich einen fast tödtlichen Rausch anzutrinken. Bald aber siegte doch wieder die Liebe zum Vaterlande und zur Kirche, und er wollte als Gemeiner in den Reihen der Föderierten kämpfen. Da verheerten die Russen wieder seine Güter und führten seine Kostbarkeiten als gute Beute nach Petersburg.

Repnin. Auch Repnin wurde seines Lohnes für die Erfolge, die er im letzten Jahre für die Kaiserin errungen hatte, nicht froh. Er bekam einen hohen Orden, ein glänzendes Geldgeschenk. Der verzweifelte Widerstand der Polen machte ihm jedoch solchen Kummer, dass er all seine Diener misshandelte. Er und Podoski drangen in den Senat, dass er die Kaiserin bitte, die abziehenden Truppen zurückzusenden. Manche widersprachen — da drohte Repnin jedem mit Verheerung seiner Güter, welcher die Bitte an die Kaiserin nicht unterschriebe. Klagen kamen nach Petersberg über sein rohes Verhalten. Zuletzt war die Regierung genöthigt, ihn abzuberufen im Juni 1769. — Alle Misserfolge wurden bei der Kaiserin seinem schroffen Verfahren zugeschrieben, und nur der mächtige Einfluss seines Oheims Panin schützte ihn vor ihrem Zorn.

Podoski. Ewige Schmach hat der Primas Podoski auf sich geladen. Als Engländer gekleidet, nahm er an dem Feste Antheil, welches Repnin nach dem Siege der Dissidenten in seinem Palaste gab. An Katharina sandte er einen Bettelbrief nach dem andern um Erhöhung seines Einkommens, das für ihn nicht ausreiche: die Kaiserin möge ihm für seine Treue das Einkommen des Bischofs von Krakau noch zukommen lassen, dessen Inhaber, Soltyk, damals in Sibirien in Ketten schmachtete. Welche Erbärmlichkeit! Während das Vaterland im Todeskampfe lag, bettelte der Primas bei der Todfeindin um das Eigen seines Mitbischofs.

Czartoryski. Kein Theil konnte einen entscheidenden Sieg erlangen, und das Land litt unsäglich darunter. Da näherte sich die russische Regierung den Czartoryski wieder und machte ihnen Anträge, wenn sie sich an die Spitze einer Gegenconföderation stellen wollten.

Man werde den König zwingen, sich bei jenem Plan ganz nach ihnen zu richten, und alle ihnen Missliebigen von Ehren und Ämtern zu entfernen, auch wolle man der Garantiefrage eine solche Deutung geben, dass alle polnischen Männer sich dabei beruhigen könnten. Es gereicht den Czartoryski zur Ehre, dass sie erwiderten,[1]) sie könnten auf das Anerbieten nicht eingehen: einmal, weil die polnische Nation von einem unauslöschlichen Hass gegen Russland erfüllt sei, und dann, weil sie selbst persönlich keinem Versprechen trauten, wenn es nicht unter die Bürgschaft einer dritten Macht gestellt werde. Als der russische Unterhändler auf die Möglichkeit einer Theilung Polens hinwies, wenn niemand sich die Mühe gebe, Frieden zu stiften, entgegneten die Czartoryski, sie wüssten kein Mittel, diesen Schlag abzuwenden, als dass Russland das ganze Werk des Reichstages von 1767 widerrufe und seine Garantie und das Dissidenten-Gesetz für ungiltig erkläre.

Poniatowski. Auch die Elephantenhaut des Königs wurde zuletzt für Ehre sehr empfindlich. Er wies den Plan zurück, sich an die Spitze einer Friedens-Conföderation zu stellen: es gebe keinen Frieden, wenn nicht die Garantie und der Vertrag betreffs der Dissidenten zurückgenommen werden. Für die Russen wurde die Festung Kaminiec sehr wichtig und sie wollten sie mit ihren Truppen besetzen. Der Kaminiec.

[1]) Essens Bericht vom 31. December 1768 bei Herrmann, l. c. V, S. 455—456.

König entgegnete: die Landesgesetze erlauben es ihm nicht, die Festung den Russen in die Hände zu spielen. „Siegt die Conföderation, so werden Sie abgesetzt", sagte Repnin zum König. Poniatowski erwiderte: „Es gibt einen Grad des Elends, in welchem keine Art von Gefahren mehr empfunden werden kann. Da bin ich jetzt und überlasse mein Geschick der Gewalt der Ereignisse." — „Wollt Ihr den Sieg Russlands oder der Pforte?" fragte Repnin die Czartoryski. — „Weder das eine, noch das andere", wurde entgegnet.

Also war das Glück beschaffen, welches Katharina II. den Polen bereitete. Unter den Officieren, die ihren Willen vollzogen, hat insbesondere der Major Drewitsch einen entsetzlichen Namen sich gemacht durch unerhörte Grausamkeit. Vierundzwanzig Stunden nach der Schlacht bei Radom ließ er fünfzehn polnische Edelleute, die er gefangen genommen, mit dem Bajonnett erstechen; neun polnische Edelleute hatte er gegen einen Revers freigelassen. Als sie wieder zur Conföderation zurückkehrten und noch einmal in seine Gewalt kamen, ließ er jedem für seine Wortbrüchtigkeit beide Hände abhauen.

Drewitsch.

Katharina willfahrte der Bitte und sandte 10.000 Mann. Der wildeste Kampf entbrannte von neuem. Bar, der Sitz der Conföderation, wurde im Sturme genommen, aber damit der Widerstand der Polen nicht gebrochen. —

Bar.

Polen sucht Hilfe bei den Türken.

Hilferuf bei den Türken.

Die Patrioten wendeten sich um Schutz gegen Polens Vergewaltigung durch Russland an die Pforte: sie solle die freie Wahl eines Königs aus der Nation selbst und die sofortige Entfernung der russischen Truppen aus Polen erwirken.

Russlands Eroberungsgier war in Stambul nicht minder gefürchtet als seine Macht. Wenn auch Polen sich dem Gebote der gewaltigen Czarina beugte, welche Gefahr für die Osmanen! Es war also Gebot der Staatsklugheit, den Polen zu helfen. Ein Blick auf den damaligen Zustand des russischen Heeres konnte nur ermuthigen, das Schwert zu ziehen.

Zustand des russischen Heeres.

Seit 1762 hatte die Regierung die Armee vernachlässigt. Fünfzig Bataillone waren geradezu aufgelöst worden; aber die Bataillone, die blieben, waren nichts weniger als vollständig und in kläglichem Zustand; der Cavallerie zum Beispiel fehlte es an Sätteln und Pferden, der Artillerie fehlten die Lafetten zu den Kanonen, mitten in Wäldern wohnend, hatte man Holzmangel. Orlow, der Großmeister der Artillerie, suchte bei der Kaiserin nur in Gunst zu bleiben, und brachte den größten Theil der Summe, die zum Unterhalt dieser Waffe bestimmt war, 1,800.000 Rubel, der Kaiserin als Ersparnis zurück, damit sie ihre Bauwuth befriedigen konnte. Die Infanterie hatte schlechte Gewehre. Die Fabrik von Tula, welche früher 1000 Gewehre in der Woche geliefert hatte, war so heruntergekommen, dass sie nur 300 und dazu noch schlechte lieferte. Es fehlte der Armee an Kleidern und Zelten, vor allem an tüchtigen Officieren und an Corpsgeist. Die besten Stellen wurden nach Gunst besetzt, und die tüchtigsten Officiere traten aus dem Dienst voll Überdruss zurück, weil man ihnen junge

Orlow.

Officiere.

Leute vorzog, die, „nachdem sie einige Jahre in den Garden gekatzenbuckelt hatten, ihnen als Obersten zugeschickt wurden. Diese jungen Herren lebten am Hofe von Ränken und sahen ihr Regiment selten.“ Nicht nach Tüchtigkeit, sondern nach Gunst wurden die Stellen vergeben und von diesen Günstlingen die Armee schamlos bestohlen. So hatten die Oberstlieutenants der Garde das Recht, die Unterofficiersstellen zu besetzen; nun ertheilten sie diesen Grad, das ist das Einkommen, oft Kindern in der Wiege, und in der Garde allein sollen nicht weniger als 6000 Unterofficiere gewesen sein. Die Generale machten Verwandte oder Günstlinge zu ihren Adjutanten. Da die Armee immer auf dem Kriegsfuße stand, so hatte jedes Regiment 90 Pferde, die Obersten vermieteten nun diese Pferde wie Lohnkutscher, und verwendeten die Soldaten als Handwerksarbeiter für ihren Dienst, zum Beispiel als Schuster, Schneider, Tischler, Schmiede, Bäcker;[1]) von dem, was für Kost der Soldaten ausgegeben werden sollte, steckten die Obersten einen großen Theil in ihren Sack. Am Lohne wurde gekürzt, die Lebensmittel waren nicht ausreichend, oft schlecht, deshalb desertierten so viele Soldaten oder giengen aus Mangel zugrunde. Es wird erzählt, dass von 300.000 Mann, die man 1769 verloren, bloß 27.000 vom Feinde getödtet wurden, die anderen giengen alle jämmerlich zugrunde. Die Spitäler waren fast völlig entblößt, die Verwalter Spitzbuben; von sechzehn Soldaten, die man in den Spitälern unterbrachte, kam in der Regel einer auf. „Verlangte der Kranke Brantwein, so gab man ihm, er war zufrieden und starb. Über den Verlust eines Pferdes wurde mehr Aufhebens gemacht als über den von zehn Menschen; denn, um ein Pferd zu ersetzen, musste der Beutel der Krone herhalten, der Ersatz der Menschen kostete ihr nichts. Die Provinzen mussten gemäß der Zahl der Bevölkerung eine Anzahl Recruten liefern und diese wurden meist aus der Classe der Leibeigenen genommen. Da die Soldaten mit ihrem Solde nicht ausreichten, so plünderten sie; die Kalmücken und Kosaken lebten ohnehin nur vom Plündern. So kam es, dass ein Land, in welchem ein russisches Heer hauste, bald wie eine Wüste aussah. Nur die unausrottbaren guten Eigenschaften des Soldaten konnten dennoch Siege möglich machen.“ — Falkenskiold erzählt: „Der russische Soldat erträgt mit Geduld das Elend, er steht fest auf dem Posten, auf den man ihn gestellt hat; er folgt unbedingt den Oberen, die ihn führen; in entscheidenden Momenten schreitet er, wenn man

Sold. Kost. Spitäler. Lob der Russen.

[1]) Masson erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, I, S. 229: „Man hat mir hundertmal wiederholt, das beste Mittel, die Russen etwas zu lehren, sei, sie zu prügeln; ich konnte es nicht glauben, aber ich habe es gesehen. Wenn man einem Officier einige hundert Recruten überliefert, um daraus ein neues Bataillon zu bilden, so gibt man ihm auch das zu ihrer Bekleidung nöthige Tuch u. s. w. Er stellt darauf die armen Bursche in eine Reihe und sagt zu ihnen: ‚Du da wirst der Schneider, du da der Schuster, du der Musiker der Compagnie sein.‘ Wenn sie murren, fängt man an unter die Auserwählten Schläge auszutheilen und gibt ihnen einige schlechte Werkzeuge, damit jeder in der ihm angewiesenen Kunst einige Versuche machen kann. Man wiederholt die Prügel, bis sie einen ziemlich gut gemachten Rock oder Stiefel bringen oder den Regimentsmarsch spielen können. ‚Aber‘, sagte ich zu einem Obersten, der sich rühmte, er verfahre so bei der Bildung der Grenadiere von Moskau, ‚aber unter diesen Leuten gibt es ja mehrere, die in ihren Dörfern die Gewerbe betrieben hatten, deren Sie benöthigen; warum fragten Sie dieselben nicht, anstatt sie aufs Gerathewohl auszuwählen? Derjenige, welcher die Baleika spielen kann, wäre ein guter Pfeifer, und der von selbst Lapki (Lindenbastschuhe) machen lernte, ein guter Schuster geworden.‘ — ‚O!‘ erwiderte er, ‚Sie sind ein Fremder und kennen die Russen nicht; unter allen diesen Spitzbuben gibt es nicht einen, der sein Talent gestehen wollte.‘ Seltsame und traurige Wahrheit! Allein sie gilt nicht bloß von den Russen, sondern von den Sclaven aller Länder. Man wird sich stets im nämlichen Falle befinden, wenn man will, dass der Mensch gezwungenerweise von den Fähigkeiten seines Geistes und Körpers Gebrauch macht.“

ihn anzufeuern weiß, nach kurzem Bedenken kühn voran; dann wird er wüthend wie ein Bär, den man gereizt hat, und tödtet alles, was ihm in den Weg kommt.“ [1]) In ähnlicher Weise schildert Major Masson,[2]) der damals lange im Lande war, den russischen Soldaten, behauptet aber, unter Katharina sei er roher und wilder gewesen als unter Elisabeth, und daran sei Katharina schuld, die über Repnins menschliche Anwandlungen spottete.

Die Sultane

So konnten denn die Zustände des russischen Heeres dem Sultan den Gedanken nahe legen, für frühere Verlegenheiten an diesem gefährlichen Feind Rache zu nehmen. Allein der Geist dreier aufeinander folgender Sultane

Mahmud V.,

war nur friedlichen Bestrebungen geneigt. Mahmud V.[3]) (1736—1754)

Osman II.,

war überglücklich durch den Frieden von Belgrad; seine Freude war die Literatur und Stiftung von Bibliotheken. Osman II. (1754—1757) eiferte

Mustafa III.

während seiner kurzen Regierung vorzugsweise für gute Sitten — und Mustafa III. (1757—1774) hatte die Neigungen Mahmuds V. und willigte, so lange der geschickte Großvezir Raghib Pascha lebte, in keinen Krieg.[4]) Dieser Vezir ließ dem Sultan in kleinen Dingen Raum, entschied aber selber alle großen; er war ein genauer Kenner der Literatur, ein feiner Schriftsteller, aber kein Soldat. Von ihm als Staatsmann rührt der Gedanke her, durch einen Bund mit Preußen dem benachbarten Österreich Verlegenheiten zu bereiten.

Raghib Pascha

Raghib Mohammed Pascha ist der gelehrteste unter 200 Großveziren; die Türken nennen ihn das Vorbild der Vezire und den Sultan der Dichter Rums. Hammer nennt ihn den letzten großen Großvezir. Er

schriftstellert,

ist einer der besten Stilisten der türkischen Literatur, und that sich zuerst durch eine Beschreibung von Tiflis und Eriwan hervor, ward dann Vorsteher mehrerer Kanzleien, schloss den Frieden von Belgrad ab, den Frieden mit Nadir-Schah, um dann die Universalgeschichte Mirkonds zu übersetzen und die tatarische Geschichte des mongolischen Großvezirs Abdurissa. Als Krone seiner Werke gilt die philologische Anthologie „Das Schiff“, eine Auswahl arabischer Bruchstücke in Prosa und Versen, ein Schiff der schönen Redekünste, reich beladen mit Goldstangen arabischen Sprachschatzes. Er war ein vollendeter osmanischer Diplomat, nur kein Feldherr und kein vollkommener Mensch; in der Noth griff er auch zu Lüge und Verstellung. Er war Minister unter Osman und sieben Jahre lang unter Mustafa III., der ihm sogar seine Schwester zur

---

[1]) Aus dieser Zeit sind zwei Berichte über den Zustand des russischen Heeres gedruckt; der eine vom Grafen Henkel von Donnersmark, der im Auftrage Friedrichs II. den Feldzug von 1769 als Freiwilliger mitmachte; der andere vom dänischen Oberlieutenant von Falkenskiold, welcher im russischen Heere mit Auszeichnung diente und aus dessen Nachlass 1826 in Paris Memoiren erschienen. — Auszüge aus beiden bei Herrmann, Geschichte des russischen Staates, V, S. 599—607.

[2]) Major Massons Geheime Denkwürdigkeiten über Russland. I. Über den Nationalcharakter, S. 219—240. Masson liebt oft zu caricieren.

[3]) Vergl. Bd. XI, S. 199 dieses Werkes.

[4]) Über diese drei Sultane vergl. Hammers Geschichte des osmanischen Reiches, S. 92—448.

Frau gab. Seine Vorträge an den Sultan gelten bei den Türken als Musterstücke.[1]) Raghibs Stiftung ist eine der größten Bibliotheken in Stambul; er war ohne Neid gegen Schriftsteller, gab gern Unterstützung und Auszeichnung, schätzte und belohnte wohlberedte, schönschreibende Leute. Seine Leiche liegt im Vorhofe des Baues, gleichsam als bewache er noch die Besucher der von ihm gespendeten Bände. Im Vorhofe der Bibliothek ist ein Springbrunnen, der die Inschrift trägt: „Vom reinen Quell wird alles Leben hell." Die Hängelampen tragen Inschriften, wie: „Die Handlungen werden nach ihren Absichten beurtheilt." — „Meine Leitung ist nur Gott." Stil. stiftet eine Bibliothek.

Auch Sultan Mahmuds letzte Freude war die Einweihung einer von ihm gestifteten Bibliothek im Pagen-Serail zu Galata. Dabei wurden im Saale der Bibliothek zuerst zehn Verse des Koran gelesen und dann eine Surah des Koran erklärt. Auch in dieser Bibliothek waren Springbrunnen angebracht, bei der Einweihung floss aber Scherbet statt Wasser, damit die Durstigen der Wissenschaft, so körperlich als geistig getränkt, doppelte Süßigkeit genössen.

Sultan Osman war, wahrscheinlich weil er ein halbes Jahrhundert im Prinzenkäfig hatte zubringen müssen, ernst, ja düster gestimmt. Bei seiner Neigung zum Jähzorn war es gefährlich, Großvezir zu sein; mehrere fielen dieser verdrossenen Stimmung zum Opfer, und selbst der letzte große Großvezir hätte vielleicht also geendet, wäre er nicht durch einen Vertrauten von der Stimmung des Sultans unterrichtet worden, hätte sich kurze Zeit nicht finden lassen und wäre nicht in derselben Nacht der Sultan gestorben. Nur drei Jahre hatte Osmans Regierung gedauert. Die Gesandten, welche seine Thronbesteigung in Wien, Warschau und Petersburg angemeldet, hatten kaum ihren Reisebericht abgestattet, als sie sich schon wieder auf den Weg machen mussten, um die Thronbesteigung Mustafas anzuzeigen. Der nach Russland gesendete Derwisch Mohammed berichtet über die Theater, die er „ein Spiel der Brautnacht nennt, erfunden zu verliebtem Stelldichein, ohne dass es ein Dritter erfährt". Voll Staunen spricht er über einen Ball, wo selbst die Kaiserin mittanzte und mit tausend Liebreizen sich hin und her bewegte, und führt dabei den arabischen Spruch an: „Die Leute folgen ihren Lüsten, und die Bären tanzen in Wüsten." — Für den neuen Sultan musste Resmi Ahmed als außerordentlicher Gesandter nach Wien, über welches er, doch nicht zum Lobe der reichen Wiener, als einfacher Moslim, bemerkt: „Die Großen und Reichen schlafen bis in den hellen Tag, essen um zwölf Uhr zu Mittag und essen nachmittags wieder; fahren dann im Wagen spazieren, in

Charakter Osmans II.

Bericht über Katharina,

über Wien.

[1]) Der Anfang eines solchen Vortrages an den Sultan diene hier als Muster türkischen Hofstils: „Gott der Allmächtige, der über alle Gedanken erhaben, durch dessen Anordnung der Frühling beginnt und welcher die gefrorenen Gärten und Bäume begrünt, wolle den hellen, kronentragenden Leib, der Licht auf Licht die Finsternisse durchbricht, der als Sonne des Himmels und des Reiches die Herrschaft und die Welt in ihrem Gange erhält, Gott wolle denselben und Allerhöchst Dero erhabene kaiserliche Person, welche schmückt den Thron, gleich dem großen Licht des Himmels glückstrahlend auf den höchsten Glanzpunkt erheben, Er wolle Eure Majestät zu allen Zeiten mit den Strahlen der Größe bekleiden, Er möge zur klaren Schlichtung der Menschengeschäfte, zur wahren Sichtung der Völkerkräfte, Allerhöchst Dero gnädigste Zeit im steten Ebenmaße der Tag und Nachtgleiche erhalten und lasse Allerhöchst Dieselben als Seinen Schatten auf Erden walten; Er möge durch Allerhöchst Dero Chalifenthum die Saaten der Hoffnungen tränken und den Blumen des Ruhmes und des Glückes frischen Glanz und neues Leben schenken, so dass Allerhöchst Dero Regierung wohlthätig, wie Frühlingstage, das Fest der Tag- und Nachtgleiche durch Glanz und Milde schlage! Amen. In des Propheten Namen!" — Hammers Geschichte des osmanischen Reiches, VIII, S. 232.

die Komödia und Opera, dann mit Windlichtern in die Gesellschaft; sie essen zu Nacht und sinnen auf nichts als Spiel und Unterhaltung, Tag und Nacht — so wird es klar, warum sie ernste Maßregeln und Vorkehrungen zur Abwehr des Kurfürsten von Brandenburg scheuen." Mit anderen Worten, der Moslim bricht den Stab über das üppige Leben der Wiener.

Entartung der Türken.

Übrigens war auch das Leben in Stambul nicht mehr so einfach, und hatte die Kriegslust der Söhne Osmans abgenommen. Der Genuss des Opiums wurde Mode. Wir hören von einem Beamten, der am Freitag, wo der Sultan die Moschee Mohammed Paschas besuchte, vor demselben das Rauchfass hertragen sollte, aber durch übermäßigen Genuss von Opium berauscht, ohnmächtig zur Erde fiel. „Sein Leib gieng wie ein durchsichtiges Beinhaus; seine Stimme war zum Froschgequack verdumpft, seine Sinne waren zur Mumie abgestumpft." Und dabei hören wir, dass die Therjaki alle Abende mit Sonnenuntergang bei der Moschee Suleimanje sich versammelten, und da heißt es: „Von allen Seiten wanken und

Opium.

schwanken die Liebhaber des Opiums und des Bilsenkrautes herbei, blaß, abgezehrt, mit gestrecktem Hals und gereckten Gliedern, erstorbenen Augen und stammelnder Zunge, entscharrten Leichnamen gleich. Sie setzen sich auf die Sopha längs einer langen hölzernen Gallerie und verschlucken jeder die ihm zusagende Zahl von Pillen, die Stärksten derer vier, größer als Oliven, mit einem Glase frischen Wassers. Binnen einer Stunde sind sie dem seligen Rausche des Opiates hingegeben, der jedem die Wünsche seiner Einbildungskraft als erfüllt vorzaubert. Sie wandeln durch Gluten, sie wallen auf Fluten, sie schwimmen in Wonne göttlicher Lust. Alle Himmel, alle Seligkeiten des vom Propheten verheißenen Paradieses sind ihnen offen — Köschke aus Perlen, perlende Quellen, sehnsuchtquellende Augen." [1]) Das sind die Paradiese, in welche der Alte vom Berge seine todtgeweihten Handlanger nach dem Genusse von Opium und Bilsenkraut verpflanzt, um ihren Muth bis zur tollkühnsten Verachtung des Lebens zu befeuern. Das ist Homers Nepenthe.

Raghib Paschah ließ der Herrscherlaune der Sultane Osman und Mustafa in kleinen Dingen Raum; die großen behielt er seiner Entscheidung vor. Was

Sittengebote.

diese Sultane jeden Tag sahen, trieb sie zu Strenge in der Ordnung der Sitte. Osmans erste Regierungsmaßregel war ein Verbot wider die Wirtshäuser, wider die Spaziergänge der Weiber und wider die Kleider der Christen. Die Weiber sollten an keinem Dienstag, Donnerstag und Freitag auf der Straße sich zeigen dürfen, weil an diesen Tagen der Sultan selber ausgehen wolle. Sie sollten sich für niemand als für ihre Männer schmücken.

Allein die Sitte war mächtiger als das Gebot des Sultans: Wein wurde unter der Hand verkauft; die Weiber giengen aus, wann sie wollten, und die Rajah trugen sich, wie sie Lust hatten. Auch Mustafa verbot den Weibern die öffentlichen Spaziergänge, welche die Frauen nur besuchten, um zu sehen und gesehen zu werden: sie sollten das Haus hüten. Nicht minder beschränkte der Sultan den Luxus der Kleider und, um der Durchführung seiner Gebote sicher zu sein, durchstrich er selber, meist verkleidet, die Gassen der Hauptstadt; aber die Sitte war mächtiger als der Sultan, und nachdem er einige Zeit in beständiger Bewegung, bald zu Pferd, bald zu Schiff, bald in feierlichem Reiteraufzug, bald unerkannt die Straßen durchstrichen, blieb die Sache, wie sie war.

---

[1]) Hammer, l. c. VIII, S. 238—239.

So waren die Zustände der Türkei als das Hilfsgesuch der Polen eintraf. In Petersburg wusste man längst, dass der Gesandte Frankreichs zum Kriege stachelte und bereitete die Mittel zum siegreichen Widerstand vor. —

Katharina II. und die Griechen.

Mit scharfem Blick erfasste Katharina die verwundbarste Stelle des osmanischen Reiches. Da war ein Volk, das nie mit den Türken verschmolzen, weil es von ihnen in Sprache und Religion und durch alten Hass geschieden, zugleich zahlreich und fähig war: es waren die Griechen. Mohammed II. hatte in der Eroberung Constantinopels diesem Volke einen fürchterlichen Schlag versetzt und nach der Einnahme die Edlen sammt ihren Söhnen alle an einem Orte zusammengetrieben und unbarmherzig niedermetzeln lassen. Er glaubte, damit die Hoffnung jeder nationalen Erhebung im Keime erstickt zu haben. Aber ein Volk ist schwer auszurotten. Die Griechen waren doch sehr zahlreich, zugleich arbeitsam und findig; es lag nicht einmal im Vortheile des Eroberers, sie zu vernichten. Der schlaue Politiker sah jetzt nur auf Eines, eine Schranke zu ziehen zwischen den Griechen und den Abendländern, den alten Hass zwischen beiden Kirchen fortzuerhalten; darum ernannte er den hasserfülltesten Priester gegen Rom, Gennadius, zum Patriarchen, gab ihm einen reichen, mit Juwelen besetzten Hirtenstab mit den Worten: „Ich will den Christen und ihrem Oberpriester dieselben Rechte und denselben Schutz angedeihen lassen, wie dies vor mir eure Kaiser gethan haben“ [1]) und stellte ihn im Range einem Pascha von drei Rosschweifen gleich. Den Griechen blieb also ihre Religion und an ihrer Spitze stand als höchste geistliche Behörde der Patriarch von Constantinopel. Mit der Religion blieb auch die Sprache, der Türke war zu kraftstolz, um an eine Unterdrückung der Sprache der Unterworfenen zu denken. Es blieb den Griechen aber auch ein Theil ihres Grundbesitzes; das große herrenlose Gut zog allerdings der Sultan ein und machte daraus Lehen für seine Tapferen, er ließ den Griechen aber die kleineren Besitzungen gegen ein Fünftel des Ertrages.

Die Griechen. Mohammed II. Gennadius. Religion. Sprache. Grundbesitz.

In dieser Einrichtung lag die Möglichkeit nicht bloß einer Erhaltung, sondern auch einer Wiedererhebung des griechischen Volkes. Die Zustände waren allerdings hart, der Himmel schien wie Blei über Griechenland zu lasten: Niederlage nach heldenmüthigem Widerstande, Knechtschaft der Lohn der theuersten Opfer, alle nur die Sclaven hochmüthiger, stolzer, launischer Herren, die nach Willkür Peitschung, Enthauptung, Kreuzigung, Pfählung verhängen! Die Kopfsteuer, der Charadsch, erinnert jeden, dass er ein Sclave sei; wenn auch in Verzweiflung, muss die Mutter das fünfte Kind, ihren

Härte des Druckes.

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 88 dieses Werkes.

schönsten Knaben, dem Sultan ausliefern, damit er in seinen Kasernen dem Glauben abtrünnig, zum Krieger, zum Janitscharen, zum Vorkämpfer des Islam erzogen werde; die Schönheit der Tochter muss sie verbergen vor der Lüsternheit der Herren. Damals kam die Sitte auf, die Mädchen früh zu verheiraten, bloß aus Angst, dass sie in die Harems mit Gewalt entführt werden, denn die Türken nehmen keine schon Verheiratete in ihren Harem auf. Vor der Habsucht der Herren versteckte man das Kleinod, suchte man den Reichthum des Ertrages der Ernte zu verbergen. Es gab oft keine Sicherheit vor der Laune, vor der Gewaltthätigkeit der Sieger, als im Kampfe.

Klephten. Kräftige Naturen wurden daher Banditen, Klephten; schonungsloser Kampf war ihr Grundsatz, Tod unter fürchterlichen Qualen ihre Aussicht, wenn sie gefangen wurden. Darum ihr verzweifelter Widerstand, ihre Lebensverachtung und der Stolz, mit dem sie muthig jede Qual eher schweigend ertrugen, als dass sie vor dem Sieger sich beugten.

Doch nicht alle sind zu solchem Heldenthume geschaffen; auf die Mehrzahl wirkte der Druck schlimm, erweckte Ränkesucht, Falschheit, Versteckheit.

Der Charakter wird schlecht. Ein Venetianer sagt: „Der Charakter der Griechen hatte von je seine großen Gebrechen; jetzt wurde er noch verschlechtert.“ Ein anderer aus dem siebzehnten Jahrhundert, Grimani, schildert die Moreoten mit den Worten:[1] „Durch keine Belehrung lassen sie sich vom Gewohnten abbringen. Sie fürchten immer betrogen zu werden. Alles und jedes erweckt in ihnen Verdacht; aber in demselben Maße denken sie auf nichts, als auf Betrug: wenden sie sich an die Staatsgewalt, so sollte man im ersten Momente schwören, sie hätten das vollkommenste Recht von der Welt; in der Regel aber ist alles Falschheit und erlogenes Wesen. Nur auf Gewinn denken sie: das ist das Erste, das Einzige, wozu der Sohn vom Vater angewiesen wird. Sie leben armselig, denn sie bilden sich ein, der Erwerb hänge mehr davon ab, dass man sich schlecht nähre, als von Fleiß und Thätigkeit. Nur so viel arbeiten sie, als es die unvermeidliche Nothwendigkeit gebietet. Wer es irgend vermag, lässt das Land lieber bauen, als dass er selber Hand anlegen sollte.“

Abfall vom Glauben Wie schwer der Druck auf den Griechen lastete, ersieht man aus dem großen Abfall vom Christenthume, der nach und nach, insbesondere im siebzehnten Jahrhundert, stattfand. Die Annahme des Islam brachte Sicherheit der Person, des Eigenthums, Stellung und Ehre.

in Albanien. In Albanien trat eine Menge vornehmer Familien nach und nach zum Islam über, um ihre Stellung zu verbessern. Die Zahl der Römisch-Katholischen in Albanien fiel seit 1610 von 350.000 auf 50.000 herab. — In Candia nahm der Abfall seit der Besiegung der Venetianer reißend überhand, so dass die Mohammedaner die Überzahl bildeten. Allerdings sagte man den zum Islam

Kreta. bekehrten Kretern nach, dass sie laut zu Allah beten, im Herzensgrund aber die Panagia anrufen und Mohammed verfluchen; den Weibern sagte man nach, dass wenn Kind und Kuh in Noth wären, sie ihre Stoßgebete zur Panagia richten.

[1] Grimani bei Ranke, Die Venetianer in Morea, S. 439 ff.

Die Männer mochten dem trefflichen Weine der Heimat nicht entsagen; die Frauen wollten kaum den Schleier nehmen. Ähnlich war der Abfall der griechisch-gläubigen Slaven zum Islam in Bosnien und der Herzegowina. Ungefähr eine Million Mohammedaner von der Grenze Ungarns bis zur Südküste Kretas sollen von christlichen Voreltern abstammen. Dieser Übertritt ist ein Zeichen der Verzweiflung an der Zukunft. Bosnien.

Aber die Mehrzahl blieb doch zäh an ihrem Glauben hängen und die Noth gab den Seelen neuen Schwung. Alle schmachteten unter dem gleichen Joche der Knechtschaft und waren einig im gleichen Streben nach Befreiung, sie benutzten jede Lücke zum Entkommen. Diese Mittel waren die Kirche, die eigene Gemeindeverwaltung und die Bewaffnung, welche ihnen die Türken theils aus schlauseinwollender Berechnung, theils wegen der Ersparung und der Vereinfachung der Regierung gestatteten.

Die griechische Kirche hat das feurige Leben der abendländischen allerdings nicht; ihr Mönchthum war weit davon entfernt, das zu leisten, was die Mönche des Abendlandes, obschon der Türke den Mönchen wie den Derwischen gegenüber stets eine große Rücksicht gezeigt und also den Mönchen am meisten das Recht freier Bewegung gestattet hat. Selbst ein Eiferer für neugriechisches Wesen macht das Geständnis,[1]) dass die griechischen Klöster eher Schutzstätten beschaulichen Müßigganges und behaglicher Weltverdauung, als Pflegeorte der Kunst und Wissenschaft seien. Aber die Kirche spendete im allgemeinen doch Trost und Hoffnung und hielt die Griechen zusammen. Mönche.

Eine wahrhaft staatsmännische Bemerkung macht Prokesch-Osten:[2]) „Es ist ein Fehler des Eroberers, ein unterworfenes Volk, das sich mit dem Sieger auf keine Weise verschmelzen kann, als organischen Körper, als Staat im Staate fortbestehen zu lassen. Diesen Fehler begieng Mohammed II. Durch die Art, wie er das Patriarchat und Synode bestellte, gab er allen Anhängern der orientalischen Kirche, die sein weitläufiges Reich bewohnten, einen Mittelpunkt. Der Patriarch von Constantinopel war ihnen die von Gott gegebene Obrigkeit, war ihr König in Fesseln, mitten unter dem gefesselten Volke.“ — Die Bischöfe wurden Schiedsrichter in bürgerlichen Streitigkeiten. Der türkische Richter verlangte zehn Procent vom Werte jeder strittigen Civilsache; auch sprach er nach türkischem Rechte und oft rein nach Laune. Begreiflich, dass die Griechen sich an das geistliche Gericht wendeten. In Ehe- und Erbschafts-Angelegenheiten konnten die Griechen vom Bischof an den Patriarchen appellieren. In ihm sahen sie das sichtbare Oberhaupt der Kirche, den ökumenischen Patriarchen, der über allen anderen stand; nach ihm kamen die Patriarchen von Jerusalem, Alexandrien und Antiochien. Sein Bannstuhl wurde überall gefürchtet; wenn er auch zeitweise von den Türken beschimpft und misshandelt wurde, so schadete das seinem Ansehen nicht. Von allen Seiten kamen ihm Geschenke zu aus der Hand der Gläubigen. Neben ihm stand die große Synode, die ursprünglich aus sämmtlichen Erzbischöfen der Patriarchal-Diöcese bestand (später nur aus zwölf derselben) und den obersten Prokesch. Geistliche Gerichte. Der Patriarch. Die Synode.

[1]) Mendelssohn-Bartholdi, l. c. I, S. 16.
[2]) Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821, I, S. 3.

Gerichtshof über den gesammten Clerus und die Appellations-Instanz für die bischöflichen und erzbischöflichen Urtheile bildete, die den Patriarchen wählte, die Erzbischöfe ein- und absetzte und das Kirchenvermögen verwaltete. Der Sultan bestätigte dem Gewählten alle Rechte des Primates, übergab ihm einen Kaftan, ein weißes Roſs und den Patriarchenstab mit rundem elfenbeinernem Knopfe. Brachen Empörungen unter den Griechen aus, so waren die Sultane geneigt, den Patriarchen dafür zu fassen; er galt ihnen als Handhabe für die Ruhe der gesammten Griechen.

Moskau.

Seit 1588 kam ein neues Patriarchat dazu, auf welches der Patriarch in Constantinopel Einfluſs nahm, nämlich Moskau. Der Patriarch Jeremias weihte den Metropoliten Hiob als Haupt der griechischen Kirche in Ruſsland und behielt seinem Stuhle die Bestätigung jedes zukünftigen Patriarchen von Moskau vor.

Rang der Patriarchen.

Fortan war Moskau das dritte Rom und kam in der Rangreihe der Patriarchen zuerst der von Constantinopel, dann der von Alexandria, der dritte war der von Moskau, der vierte der von Antiochia, der fünfte der von Jerusalem. So war die griechische Kirche mit dem an Macht aufsteigenden Ruſsland verbunden und der Czar wurde bald die Hoffnung der Griechen und das griechische Volk der Hebel, mit welchem Ruſsland die

Peter I.

türkische Macht aus den Angeln zu heben plante. Zwar hob Peter der Große die Stelle des Patriarchen auf und richtete an dessen statt die heilige dirigierende Synode ein und sagte denen, welche die Wiederherstellung des Patriarchates verlangten, auf seine Brust schlagend: „Hier ist euer Patriarch!“ — mit anderen Worten: „Der Czar ist auch euer geistliches Oberhaupt.“ Aber die Verbindung zwischen beiden Kirchen ist seitdem doch ein wichtiger Hebel in der europäischen Politik. Constantinopel ist das Ziel russischen Strebens. Auch richten sich die Hoffnungen der neueren Griechen weder auf Sparta, noch auf Athen, sondern auf Constantinopel, wo einst ihre Kaiser thronten. Wenn auf der Spitze der Sophienkirche, so lautet die Volkssage, das Kreuz aufgerichtet wird, so werden die Mauern sich auch wieder öffnen und wird der Priester mit dem Kelche hervortreten, den sie einschlossen, als die Türken 29. Mai 1453 in die Kirche einritten und der Greuel der Verwüstung begann.

Der niedere Clerus.

Die niedere Geistlichkeit (die Papas) lebte arm unter der türkischen Herrschaft, bloß von den Gaben des Volkes, von den Gebüren für geistliche Verrichtungen. Ihre Bildung war gering: sie sollten bloß die Liturgie verstehen und ein gutes Gewissen haben. Unter der Woche betrieben sie ein Handwerk, am Sonntag lasen sie die heilige Messe. Sie waren verheiratet, lebten unter und mit dem Volke, nahmen Theil an seinen Freuden und Leiden. So erhielt die Kirche die alte Sprache, den alten Glauben aufrecht — und die alte Hoffnung auf einen Erlöser und Retter.

Wir begegnen ferner unter der türkischen Herrschaft einem Gemeindeleben der Griechen, einer allgemeinen Gleichheit und Wahlfreiheit der kleinen

Grundbesitzer.[1]) Wann diese Gemeinde-Verfassung entstanden, ist ungewiss — schwerlich aus Erinnerung alten municipalen Lebens, wahrscheinlich durch die Noth, durch das Zusammenhalten der Bedrängten unter dem Drucke der osmanischen Herrschaft. Alle waren gleich, alle hatten dasselbe Bedürfnis, Beistand voneinander zu empfangen. Auf der anderen Seite fanden es die Türken bequem und wohlfeil, einem in einem Dorfe die Vertheilung und Eintreibung der Steuern zu überlassen. Seit dem sechzehnten Jahrhunderte finden wir in jedem Dorfe des Peloponnes einen meist am Sanct-Georgs-Tage oder 23. April vor der Thüre der Kirche in Gegenwart des Pfarrers freigewählten Gemeindevorstand unter dem Namen eines Geronten, Demogeronten, Archonten; in den Städten heißen sie Proestoi und sind ihrer so viele, als Pfarreien. Sie handhaben die Orts- und Feldpolizei, erheben die Zölle und Steuern, verwalten das Gemeindevermögen und entscheiden civilrechtliche Streitfragen, soweit dieselben der Bischof nicht an sich gezogen hat. Sie werden bestätigt vom Kadi. Von Zeit zu Zeit werden sie vom osmanischen Wojwoden in die Bezirkshauptstadt berufen, wo sie unter dem Vorsitze des Kadi über civilrechtliche Streitigkeiten, über die Vertheilung der Auslagen an die einzelnen Gemeinden entscheiden, auch bei der Wahl eines ständigen Provinzialrathes mitstimmen, worunter ein Ayan ist, aus den osmanischen Einwohnern entnommen, und ein Primate oder Kodschabaschi, aus den Griechen gewählt.

Gemeindeleben. Geronten.

Diese Stellen wurden oft wie erblich und es bildete sich aus den Primaten eine neue Art Adel und ein anderer aus den Griechen in Constantinopel, die als Ärzte, als Secretäre hoher türkischer Beamter, als Steuerpächter nach und nach eine Bedeutung gewannen. Das sind die Fanarioten, die von der Pforte neben der patriarchalischen Kirche, welche die Pforte des Fanar hieß, ihren Namen haben. Der Grieche ist beweglicher, gewandter, rascher, als der Türke und war daher dem schwerfälligen, aber ehrlichen Türken zum diplomatischen Verkehre mit den Abendländern bald nothwendig als Dolmetscher, als Secretär, als diplomatischer Rathgeber. Die Sultane trieben die Bevölkerung in Constantinopel zusammen, man zählte dort bald wieder über 100.000 Griechen. Um Köprili, in der Erwerbung Candias, machte sich ein Grieche, Panajotaki Nikusios aus Chios, so verdient, dass der Sultan für ihn die Stelle eines Großdragoman der Pforte schuf. Bald gab es auch einen Großdragoman der Flotte für die Verwaltung der Inseln des ägeischen Meeres. Allmählich nahm der Einfluss der Italiener ab und stieg der Handel der Griechen, und durch ihn der Verkehr mit dem geistig bewegten Abendlande und durch denselben die Bildung, die Kenntnis der alten Literatur — und diese stellte ihnen in der Geschichte und im Liede die einstige Größe und die jetzige Schmach vor Augen und legte die Sehnsucht nach Befreiung in ihr Herz.

Neuer Adel. Fanarioten. Großdragoman.

Dazu kam nach und nach das Gefühl der Schwäche ihrer Feinde und der Stärke ihrer eigenen Macht. Niemand betrachtete schärfer die Gebrechen im türkischen Staate, als die Griechen, und der Gebrechen waren nur zu viele! sagte doch selber der Sultan Mustafa III. über den fortschreitenden Verfall: „Die Staatsbeamten sind jetzt allzumal Taugenichtse geworden, das Reich ist umgestürzt; ich denke nicht, dass es je wieder sich aufrichten werde."

Verfall der Türkei.

[1]) Hertzberg, Geschichte Griechenlands, III, S. 105—109.

In der That die alte Einfachheit, die alte Tapferkeit, die Festigkeit des alten Glaubens, wie auch die durchgreifende thatkräftige Energie der alten Sultane war gewichen.

Die Janitscharen.

Die Stütze des Reiches waren einst die Janitscharen.[1]) Es war ein teuflischer Gedanke, aus Christenknaben die fürchterlichste Geißel der Christen zu bilden. Die Janitscharen durften früher nicht heiraten. Unter Suleiman II. aber erzwangen sie sich das Recht zu heiraten, unter Selim II. 1566 das Recht, ihre Söhne in ihre Reihe aufzunehmen. Seit Murad III. (1574 bis 1595) wurde das alte Verbot umgangen, Moslimen und Türken in das Corps aufzunehmen. Nun nahm der Verfall reißend überhand. Das Zusammenleben in den Kasernen oder Kammern behagte vielen nicht mehr, und die auf dem Lande oder an der Grenze standen, trieben Handel oder Gewerbe. Viele Große ließen ihre Günstlinge in die Reihe der Janitscharen einschreiben, nur um ihnen die Vortheile derselben zuzuwenden. Jetzt boten die Türken selber heimlich die Hand, um christlichen Eltern gegen ein Geschenk die Ablieferung ihrer Kinder zu erlassen. Schon 1638 stand man vom Knabenzins ab und 1685 wurde er durch eine Verordnung bleibend abgestellt. Es waren aber jetzt auch die Janitscharen eine meuterische Truppe und eine Gefahr für das Reich.

Was aber den Türken an Kraft verloren gieng, das gewannen die Griechen. Der kräftigste Kern der Jugend blieb jetzt ihnen erhalten. Auf der anderen Seite hatten die Türken früher den Griechen selber die Waffen in die Hand gegeben, indem sie die altbyzantinische Miliz der Armatolen erneuerten.

Armatolen.

Das war eine Art Gensdarmerie, die von den Gemeinden gestellt wurde. Die Armatolen hüteten ihre Bezirke und sicherten die Straßen. Es waren Localmilizen, auf welche die Pforte zurückgriff, als sie den Janitscharen zu misstrauen anfieng. So war das Gebirgsland von Rumelien in vierzehn Armatoliks gegliedert und standen diese Truppen unter dem Pascha der Provinz. So gab es Armatolen in Morea. Sie wurden unterhalten auf Kosten der Gemeinde, welche aus Jägern, Hirten und überhaupt der kriegslustigen Jugend diese Banden stellte, so wurden wilde Klephten in zahme umgewandelt. Seit aber die russischen Aufwiegelungen begannen, wurde die türkische Regierung misstrauisch gegen die Armatolen und steigerte ihre Forderungen an die Gemeinden, damit diese lieber Geld als Bewaffnete stellen sollten, und die Regierung nahm dann

Albanesen.

mohammedanische Albanesen in ihren Dienst auf, denen sie eher traute. Dies gab aber Anlass zu Streit zwischen den Schkypetaren und Armatolen und zur Vermehrung des Klephtenthumes. Die griechischen Volkslieder preisen die Heldenthaten, die Todesverachtung, die Wildheit des Hasses dieser Klephten, welche den Türken so viele Mühe kosteten und in der Geschichte der Befreiung eine so große Rolle spielten.[2])

---

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 440—441 dieses Werkes.

[2]) Ein solches Palikaren-Lied lautet:

Die Sonne sank und Dimos' Schar steht seines Winks gewärtig.
„Holt Wasser, Kinder! Haltet euch zum Abendmahle fertig!
Lambraki, du mein Neffe, setz dich mir zunächst zur Erden.
Da, nimm die alten Waffen hin! musst Kapetan nun werden.

So wuchsen die Griechen an Mitteln und an Zuversicht auf eigene Kraft und nun kam von Rußland die Lockung zum Aufstande und das Versprechen der Hilfe. Von Peter dem Großen an richten die Griechen die Hoffnung auf die Slavenbrüder im großen Reiche des Nordens und gibt es in der russischen Politik eine byzantinische Frage. Der Czar versäumte nicht, an die griechischen Klöster Kirchenschmuck, Bücher und Geld zu spenden, und die Mönche schilderten ihn als einen Heiligen, der mit seiner großen Macht die wahre Kirche schütze. Die Staatsmänner beschäftigten sich von da an mit Plänen zur Theilung des türkischen Reiches. Plan zur Theilung der Türkei.

Wie Alberoni sich mit dem Plane trug, das türkische Reich zu vertheilen, von dem er behauptete, es verdanke seinen Bestand nur noch der Eifersucht der europäischen Mächte, weil keine der anderen die Beute gönne und weil der Besitz Constantinopels einer jeden ein Übergewicht verleihe, ist früher gezeigt worden.[1]) Als die Kaiserin Elisabeth 1736 mit dem Sultan in Krieg kam, empfahl ihr der Feldmarschall Münnich, die Griechen gegen die Pforte zum Kampfe zu reizen. Als Katharina II. sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den Vorwurf des Kaisermordes zu decken, begannen die Zettelungen in den griechischen Provinzen und tauchte der Gedanke, die Griechen zu befreien, wieder auf. Voltaire schrieb damals die „Sturmglocke der Könige“,[2]) worin er zur Verjagung der Türken aufforderte, um sich bei Katharina einzuschmeicheln. Diese Schrift wurde ins Russische wie ins Griechische übersetzt und fand Anklang in Constantinopel wie in Petersburg. — Alberoni. Elisabeth. Katharina II. Voltaire.

Der russisch-türkische Krieg 1768—1770.

Da sie allein nicht siegen konnten, wandten sich die Conföderierten nach Constantinopel mit dem Begehren, dass die Pforte sie unter ihren Schutz nehme, sie mit Geld und Truppen unterstütze und bei dem Petersburger Cabinet auf den Rückzug der Russen aus Polen dringe. Der Diwan war aber schon von Katharina bestochen — er nahm übrigens auch von Frankreich Geld. Der russische Gesandte Obreskow wurde oft um das befragt, was in Rußland vorgehe, antwortete jedoch immer: er habe keine Kunde von Gewaltscenen, die Kaiserin wolle nur das Beste der Republik und dass die Die Conföderierten. Der Diwan.

Doch den verwaisten Säbel hier, den lass ich euch, ihr Braven!
Nun haut mir grüne Zweige ab, lasst drauf mich Müden schlafen!
Und holt den Priester, dass ich ihm die Sünden offenbare.
War Armatole zwanzig Jahr, war Klephte dreißig Jahre,
Nun kommt der Tod, nun ist es Zeit, dass ich ins Grab mich lege;
Doch macht mein Grab mir hoch und weit, dass ich mich frei bewege,
Dass die Musket ich laden kann und aufrecht steh'n im Streite!
Lasst mir auch ja ein Fenster auf, lasst's an der rechten Seite,
Dass ich die Schwalben kommen seh, die uns den Frühling bringen,
Dass Nachtigallen mir den Gruß zum schönen Maitag singen.“

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 220 dieses Werkes.
[2]) Le tocsin des rois.

beschworenen Verträge aufrecht gehalten würden — und die bestochenen Minister waren durch diese Erklärung befriedigt, oder dumm genug, sie zu glauben. Vergebens bemühte sich Vergennes, die Pforte zum Kriege aufzureizen. Einem Polen soll es gelungen sein durch das Versprechen, er werde sich beschneiden lassen, dem Sultan die Überzeugung von der Nothwendigkeit des Krieges beizubringen.

Obreskow. Am 4. October 1768 wurde Obreskow zum Sultan berufen. Der Großvezir wies ihm den Vertrag vom 11. April 1764 vor und fragte ihn: „Haben Sie nicht versprochen, daſs die Kaiserin höchstens 7000 Mann auf kurze Zeit in Polen lassen wolle, und zwar ohne schweres Geschütz? Ist jetzt nicht eine größere Anzahl dort?“ — „20.000 Mann“, antwortete der Gesandte, „aber die Umstände haben es erfordert.“ — „Also, Eidbrüchiger, gesteheſt du nicht deine Treulosigkeit ein?“ fuhr der Türke fort. „Erröthest du nicht vor Gott und den Menschen über die Greuel, welche eure Truppen zum Hohne aller göttlichen Gesetze und zur Schmach der Menschheit in einem Lande begangen, das euch nicht gehört? Haben eure Kanonen nicht den Palast des Chans der Tataren in Asche gelegt? Ist das nicht eine offenbare Verletzung des Friedens? — Haben eure Truppen Befehl erhalten, Polen ganz zu räumen?“ — „Ich glaube nicht“, antwortete Obreskow. — „Willst du im Namen deiner Kaiserin dich verpflichten, daſs sie es sogleich räumt?“[1]) — Der Gesandte entgegnete, dazu habe er keine Vollmacht, worauf ihn der Sultan in die Sieben Thürme abführen ließ und an Rusland den Krieg erklärte. So zeigte denn der Sultan ein regeres Gefühl für Recht und Ehre, als christliche Herrscher dieser Zeit.

So war denn endlich der Bruch zwischen beiden Reichen erklärt. Mustafa III. hatte den Plan dazu Monate lang in sich herumgetragen, überzeugt, daſs sein Diwan bestochen sei und ihn belüge. Sein Arzt entdeckte zuerst die wahre Gesinnung Mustafas III. Es war ein Neapolitaner Caro. Der Sultan war nämlich zur Überzeugung gekommen, daſs seine türkischen Ärzte nichts taugten, und hatte einen Befehl ergehen lassen, daſs wer unbefugt, ohne Doctordiplom das Leben anderer retten wolle, sein eigenes durch das Schwert verlieren solle. — Auch wurden auf seinen Befehl die Aphorismen Boerhaves[2]) ins Türkische übersetzt. — Vor seinem Arzte äußerte nun der Sultan schon im December 1767 seinen Ingrimm über das friedensbrüchige Benehmen Ruſslands in Polen und Georgien: Polen flehe ihn um Rettung seiner Freiheit an und Österreich werde hoffentlich nicht dagegen sein.

Caro.

Angebot an Österreich. Um Österreich von einem Bündnisse mit Rusland abzuhalten, ließ die Pforte Unterstützung zur Wiedereroberung Schlesiens und Besetzung des polnischen Thrones durch Sachsen in Aussicht stellen. Wenn Kaunitz darauf eingieng, bekam der ganze Osten eine andere Gestalt,[3]) und Maria Theresia hat es auch später bereut, daſs sie damals nicht entschlossener gehandelt habe.[4]) Doch ließ Kaunitz antworten, seinem Worte getreu, könne Österreich keinen Gebrauch von der guten Gesinnung der Pforte machen, da es Schlesien an

[1]) Hammer, l. c. VIII, S. 547.
[2]) Ibid. VIII, p. 216.
[3]) Raumer, Beiträge, II, S. 539.
[4]) Hammer, l. c. VIII S. 320.

den König von Preußen abgetreten und Poniatowski als König von Polen anerkannt habe.

Neun Monate trug sich der Sultan mit dem Kriegsplan, längst schon hatte er das Fetwa des Mufti für die Rechtmäßigkeit des Krieges erlangt, und jetzt, wo er erklärt wurde, war es zu früh oder zu spät — zu früh, denn der Krieg ward erklärt im Herbste, und nach osmanischem Brauche zog das Heer erst im Frühjahr zu Feld, also ließ man Russland sechs Monate Zeit, sich zu rüsten.

Manifest des Sultans.

In der Kundmachung beschuldigte die Pforte Russland, dass es widerrechtlich an den Grenzen zahlreiche Festungen angelegt und auf den Kriegsfuß gesetzt, dass es widerrechtlich sich in die Angelegenheiten Polens eingemischt und ihm sein Werkzeug, Stanislaus August, zum König aufgedrungen habe — wider die Neigung des Volkes, dass es die Pforte hintergangen und durch die Niederbrennung von Balta den Krieg unvermeidlich gemacht habe.

Katharinas Antwort.

Katharinas schlaue Antwort am 18. November 1768 verwickelt die türkische und die polnische Frage: in Polen seien die Dissidenten dergestallt unterdrückt worden, dass man es kaum glauben könne, und sie habe, die orthodoxe Kirche und die Wohlfahrt des Kaiserreiches und Polens gleich sehr ins Auge fassend, mit dem möglichst größten Nachdrucke Vorstellungen gemacht, die aber offen verachtet wurden, so dass den Dissidenten nichts übrig blieb, als die Freiheit, dieselbe Luft mit ihren Mitbürgern, den Katholiken, einzuschlucken. Aus Liebe zur Menschheit und aus Pflicht gegen ihre Krone habe die Kaiserin nun von den wirksamsten Mitteln der Mäßigung Gebrauch gemacht und Polen durch ihre Truppen vor seinem Sturze bewahrt. Sie habe dafür zwar nur Undank geerntet, ungerechte Vorwürfe; der Pforte habe sie gar nie einen Grund zum Kriege gegeben, im Gegentheile die öffentliche Ruhe, das kostbarste Gut des Menschengeschlechtes, immer zu erhalten gesucht. Zum Schlusse fleht sie die Hilfe Gottes an, um dessen heiligen Namen es sich handle.

Krim Geray.

Nun ward von beiden Seiten eifrig gerüstet und noch im November des Jahres begann der Chan der Krim mitten im strengsten Winter mit etwa 100.000 Tataren und 1500 Polen, die zur Conföderation gehörten, einen verheerenden Einfall in Neuservien. Seine Tataren fuhren „wie der Wind" daher. „Mehrere Tausende fraß das Schwert", ebensoviele wurden in Sclaverei geschleppt, über hundert Dörfer verwüstet, alle russischen Magazine verbrannt.

Tataren.

Der Feldzug ist von einem Abendländer, Tott,[1]) ausführlich beschrieben. Wir finden, die Art und Weise der Tataren war damals noch unverändert. Sie ritten ihr Fleisch unter dem Sattel auf dem Rosse mürb; sie berauschten sich mit Pferdemilch; sie zogen einher in vierzig Haufen, jeder von vierzig Reitern, vier Mann breit; sie verstanden gleich gut, Beute zu machen und sie auf der Rückkehr zur Schau zu stellen. Geraubte Kinder wurden in Säcke gesteckt, die an den Sattelknopf aufgehangen und auf Handpferden fortgetragen wurden. Die Kriegszucht war streng; Frevler wurden an einen Pferdeschweif gebunden und zu Tod geschleift. Über 35.000 Kriegsgefangene soll der Chan heimgebracht und dem Sultan mit der Nachricht von seinem siegreichen Zug 200 junge Tatarinnen, die schönsten seines Landes, zum Geschenk gesandt haben. Die Freude darüber in Constantinopel war groß. Dem Sultan wurde feierlich der Titel Hazi (= der Sieger

Beute.

Hazi.

[1]) Tott, Mémoires, II, p. 232 ff.

über die Ungläubigen) ertheilt, der in Porphyr eingegraben und auf Münzen geprägt wurde. Der junge Tatarenchan aber starb schon einen Monat nach der Rückkehr vom Streifzug, von einem griechischen Arzte vergiftet. Als er die Nähe des Todes fühlte, ließ er seine Bande aufspielen und verschied unter Harmonien.

Kerim Gerays Tod.

Die heilige Fahne.

Am 20. März 1769 fand in Constantinopel der Auszug der Fahne des Propheten statt, um die Moslimen zum heiligen Kampf zu begeistern.[1]) — Die Stimmung war sehr erregt; der Nuntius Brognard wurde für seine Neugier, mit Frau und vier Töchtern dem Zuge zuzuschauen, schwer bestraft. Der fanatisierte Pöbel erkannte sie hinter einem Fenstergitter. Leute mit grünem Kopfbund, sogenannte Verwandte des Propheten, schrien alsbald: „Schlagt sie todt, die Giauren, sonst werden eure Gesichter schwarz sein am Tage des Gerichtes!" — Die Thüre wurde eingesprengt, die Männer mit Schlägen fortgejagt, die Frauen niedergeworfen, mit Füßen getreten; mit Mühe rettete sie die Polizei. Zuletzt wurden christliche Häuser eingesprengt, Buden geplündert, über hundert Personen getödtet und gegen tausend verwundet. Die Pforte bat wegen des Geschehenen ab und lobte den Gesandten, dass er die erlittene Unbill wie ein Heiliger ertragen. Kaunitz verwies aber dem Gesandten, dass er für die Misshandlung der Frauen einen Schmuck als Entschädigung angenommen hatte. Der Vorfall war von übler Vorbedeutung: der Sultan hatte eine Verbindung mit Österreich gewünscht und jetzt waren die Beziehungen gelockert.

Brognard.

Der Feldzug verlief unglücklich für die Türken. Alles war überstürzt; der Großvezir Mohammed Emin verstand nichts vom Kriege. Nesmin Efendi klagt, dass es keine Helden, keine Männer der That und der Einheit gab, welche den Ausgang der Sache mit Vorbedacht überlegt hätten.[2]) — Dagegen hätte es leichtfertige Leute genug gegeben, die den Feldzug für einen Spaziergang, für ein Kinderspiel hielten. Das Heer bewegte sich langsam gegen Podolien.

Russischer Feldzugsplan.

Umso besser war der russische Feldzugsplan: die Hauptarmee unter Galitzyn sollte in die Moldau vordringen, Rumänzow die Ukraine decken, Medem gegen die Völker an den Mündungen des Don und der Wolga ziehen, Tottleben mit 40.000 Mann gegen Erzerum und Trapezunt vorrücken.

Chocim.

Galitzyns erster Versuch auf Chocim misslang zwar 30. April 1769, weil der verrätherische Commandant von den Seinen erschlagen wurde. Im Juli belagerten dann die Russen wieder vergeblich Chocim. Den Großvezir traf aber 17. September ein schwerer Schlag. Eben war ein Theil seiner Truppen über den Dnjestr gezogen, als in der Nacht der Strom anschwoll und die leichtgebaute Brücke zerriss. 12.000 Mann waren dadurch abgeschnitten. Die Russen, die davon erfuhren, griffen sie in der Nacht an; ein greuliches Morden entstand. Die Opfer schrien auf der einen Seite des Stromes und von der andern Seite ertönte Wehklagen des Hauptheeres, weil es den bedrängten Brüdern nicht zuhilfe kommen konnte. Ein maßloser Schrecken ergriff die Armee; in Unordnung floh sie zurück. Unzählige verließen die Fahnen, um heimzukehren. Selbst die Besatzung von Chocim entfloh vor Schrecken. Acht Kosaken erstiegen die Werke und öffneten das Thor: die Stadt war leer, man fand nur 15 Männer und Weiber, dagegen

Nacht vom 17. zum 18. Sept. 1769.

Unglück der Türken.

[1]) Hammer, l. c. VIII.
[2]) Diez, Nesmin Effendi. — Zinkeisen.

184 bronzene Kanonen und viel Pulver. Am 21. September hielt Galitzyn als Sieger seinen Einzug. Die Moldau lag jetzt vor den Russen widerstandslos da: die Bojaren huldigten der Kaiserin; auch in der Walachei hatten die Russen Einverständnisse mit den Landesbewohnern. Friedrich II. bemerkt, Katharinas Generale verstanden sich weder auf die Lagerkunst, noch auf die Taktik; die des Sultans hatten noch weniger Kenntnisse, so dass man, um diesen Krieg richtig aufzufassen, sich Einäugige vorstellen muss, welche erst die Blinden schlugen und dadurch über sie eine vollständige Übermacht errangen.[1]) Moldau. Walachei.

Das waren schwere Schläge mit den Waffen, die durch wirksame Kundmachungen noch unterstützt wurden. Katharina schleuderte nun in alle griechisch-türkischen Provinzen Aufrufe (21. April 1770), das türkische Joch abzuwerfen; auch hier machte sie den Krieg zum Religionskrieg. An die Griechen.

„Die Türken", heißt es in Orlows Manifest, „lästern den ganzen Tag hindurch unsere heilige Religion, treten die Sacramente mit Füßen, zerstören die Tempel oder wandeln sie in gottlose Moscheen um, entreißen tagtäglich dem Schoß der Kirche ihre Söhne, rauben den unglücklichen Christen Hab und Gut, geben ihnen Schläge, werfen sie ins Gefängnis, tödten sie grausam, misshandeln die Töchter. Wo wäre ein Christ, der nicht Trauer darüber empfände! Darum giengen schon Peter der Große und die Kaiserin Anna aus Mitleid mit dem Gedanken um, die gesammte griechische Nation von jenen Ungläubigen zu befreien. Nur Gott sind die Gründe bekannt, warum sie dies heilige Unternehmen nicht zustande brachten. Es gefiel nun dem Allerhöchsten, dies Unternehmen durch die heilige und rechtgläubige Kaiserin Katharina II. zu vollbringen, welche aus glühendem Eifer für den heiligen Glauben dem Sultan den Krieg erklärte, der den Frieden brach, da er ihre heilige Absicht durchschaute." Nun werden Siege der Russen erzählt: bereits hätten sie 600.000 Kriegsgefangene gemacht; und dann wird gemahnt, wer sich diesem heiligen Unternehmen nicht anschließe, sei entehrt vor den Augen der Welt, ein Verräther Christi, verlustig der Gnade der Kaiserin und bei Gott des ewigen Seelenheils. Manifest Orlows.

Auf die Griechen konnte dieser Aufruf nur aufregend wirken. Von türkischer Seite erließ Ahmed Selim Aga, Pascha von Bender, die kräftigste Gegenerklärung: durch Lüge und Betrug sei Russland zur Größe emporgestiegen und jetzt streue es gegen Polen seine Lügen aus, um es unter seine Herrschaft zu bringen, und nöthige dadurch die hohe Pforte, ihm den Krieg zu erklären. Warum mische sich Russland in die Königswahl einer freien Nation und zwinge ihr einen König wider ihren Willen auf? Warum umstelle es die Wahlen mit seinen Truppen? Seit der Zeit, da die Russen ihre Fahnen in Polen aufgepflanzt, sei das Land vernichtet, zerstört, ausgesogen wie von Blutegeln: jeder Pole, in dessen Brust noch ein Funken von Ehrlichkeit glimme, müsse einen Strom von Thränen über sein unglückliches Vaterland vergießen — und doch sollen alle jene Greuel nur Beweise und Denkmäler der Geistesgröße, der Sanftmuth und Menschlichkeit der Czarin sein! — wenn beredte Männer in Knechtschaft geschlagen, vor den Thüren des Reichstages Kanonen aufgepflanzt, Schwert und Feuer die Werkzeuge der Überredung, viele Tausend unschuldige und edle Menschen erwürgt werden! — Und bei all dem erfrechen sich die Russen, die Conföderierten von Bar als Türkische Antwort.

[1]) Mémoires de 1763 jusqu'à 1775. Oeuvres, VI, p. 22.

Rebellen und Straßenräuber zu behandeln! Hat sich Polen je in die Angelegenheiten Rußlands derart gemischt? Sind gegen die Dissidenten nicht die Verträge erfüllt worden? Haben sie etwas anderes gewünscht? Polen verdanke all sein Unglück nur der Laune und Blindheit der gewissenlosen Czarin. „Wir Türken haben noch nie angegriffen und werden auch nie angreifen, wie die Russen, die Religion der Andersdenkenden, wohl aber jene, welche die Religion und die Freiheit unserer Freunde vernichten wollen." — „Die hohe Pforte erklärt es öffentlich und laut für eine ruchlose Lüge, daſs die Conföderierten ihr einen Theil von Polen versprochen haben, um sie zur Hilfe zu bewegen." — „Wir bitten Gott, den Ursprung aller Wahrheit, den Betrug und die Lüge, die größten Laster, zu zerstören — und danken ihm zugleich tausendmal, daſs bei uns die Frauen nicht regieren können, indem die Muselmänner ihnen nicht gehorchen dürfen, denn sie sind die Ursache, daſs der Muth erkaltet, die Gerechtigkeit zugrunde geht und die Unschuld und Reinheit der Sitten verdorben wird." — Echt türkische Ansicht vom Weiberregiment!

Die Russen benutzten das Glück: am 26. September 1769 hielten sie ihren Einzug in Jassy, die Bulgaren huldigten; im Namen der Kaiserin ward russische Verwaltung eingeführt. In der Nacht des 16. November besetzten sie, von der Menge unterstützt, Bucharest, die Hauptstadt der Walachei; der wegen seiner Härte verhaſste Hospodar Gregor Ghika wurde gefangen und nach Petersburg gesendet. Generallieutenant Stoffeln schlug am 4. Februar 1770 bei Giurgewo die Türken und empfieng gleich darauf die Huldigung der Bojaren, welche ihm die Zeichen der Fürstenwürde überreichten, die Mütze, die Fahne, die Roſsschweife, und sammt den Bischöfen der Kaiserin den Eid der Treue schworen. Hervorragende Männer aus beiden Fürstenthümern legten am 8. April 1770 in Petersburg der Kaiserin ihre Huldigung zu Füßen, wurden dann zum Handkusse zugelassen und erhielten die Versicherung, daſs sie im Vertrauen auf ihren Eifer und ihre Treue alle Kraft aufbieten werde, um den Feind ihres Reiches und der ganzen Christenheit vollends zu Boden zu werfen. Der Jubel war groß in Petersburg, zumal da die Generale Tottleben und Medem die Bevölkerung von Armenien, Grusien, Tscherkessien und der Kabardei zur Anerkennung der Oberhoheit der Kaiserin gezwungen hatten. —

Walachei.

Die russische Flotte im Mittelmeere. Der Aufstand der Griechen.

Die russische Flotte im Archipel.

Katharina faſste Muth zu noch höherem Wagen, eine russische Flotte zur Erregung des griechischen Aufstandes in das ägeische Meer zu senden. In Kronstadt, Reval und Archangel wurde eifrig gerüstet, mit zwölf Linienschiffen, zwölf Fregatten und mehreren anderen Schiffen verließ Admiral Spiridow Ende des Jahres 1769 Kronstadt. Tüchtige Seeleute waren aus dem Ausland berufen: Dänemark allein lieferte 800 Matrosen; wenn der

kühne Zug gelang, musste er das ganze Verhältnis der Seemächte ändern. Der Herzog von Choiseul erklärte darum auch seinem König in einer Denkschrift: man müsse diese Flotte, bevor sie die Meerenge von Gibraltar passiert habe, in den Grund bohren. Allein Ludwig XV. hielt es für besser, die Flotte ihres Weges ziehen zu lassen. Der Hof von St. James zeigte keine Sorge, England. ja erklärte sogar in Versailles und Madrid, dass er eine Hinderung der russischen Flotte als Feindseligkeit gegen England betrachte. Die kleinen Seemächte konnten sofort der russischen Flotte nur ihre Häfen öffnen.

Voltaire that sein Mögliches, um die Gunst der öffentlichen Meinung Voltaire. dem Unternehmen zu gewinnen. Auch Friedrich II. wollte er bewegen, sie zu unterstützen, „um die Feinde der schönen Künste, die Verfinsterer des schönen Griechenlands aus Europa zu jagen",[1]) er könne ja dabei einige Provinzen gewinnen und sein Reich abrunden und mit der Theilung der Türkei seine schöne Laufbahn beschließen. Der König zeigte sich kalt der Hitze des Dichters gegen- Friedrich II. über, „die Griechen seien so heruntergekommen, dass sie gar nicht verdienten, frei zu werden". Zuletzt meinte übrigens auch Voltaire, Friedrich habe so Unrecht nicht, wenn er Danzig dem Hafen des Piräus vorziehe. So kam denn die russische Flotte ungehindert bis Malta.[2])

In Constantinopel wollte man an die Möglichkeit eines solchen Unter- Türkische Geographie. nehmens gar nicht glauben: man wusste nichts von einer Verbindung zwischen dem baltischen Meere und dem Ocean, auf ihrer Weltkarte hieng Afrika mit Spanien zusammen. Die Kenntnis der Geographie war also nicht die starke Seite der Türken. Hammer erzählt, wie 1800 Sidney Smith in seiner Gegenwart Mühe hatte, den Großvezir von der Möglichkeit der Ankunft englischer Hilfstruppen aus Ostindien übers Rothe Meer mittelst Karten zu überzeugen. Schließlich beschwerte sich die Pforte bei dem Bailo, dass Venedig der russischen Flotte die Durchfahrt aus der Ostsee durch das adriatische in das mittelländische Meer gewährt habe! Diese ungeheure Unwissenheit ist nicht zum Scherze erdacht, sie steht nicht bloß in allen diplomatischen Berichten aus jener Zeit, sondern auch in der zu Constantinopel gedruckten „Geschichte des osmanischen Reiches" von Waßif Efendi.[3])

Längst hatten russische Sendlinge in Morea, Rumänien, Thessalien, Albanien, Montenegro und den Inseln des Archipels zu einer Erhebung aufgereizt und eine erwartungsvolle Spannung erregt,[4]) sowie Waffen geliefert. In Pisa schloss Alexis Orlow heimlich mit den Häuptlingen von Morea und Rumänien noch im Jahre 1769 einen Vertrag; sie versprachen, seinen Aufreizung der Griechen.

[1]) Voltaire, Lettres.

[2]) Vergl. den Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire. Oeuvres de Frédéric le Grand, XXIII. Berlin 1853.

[3]) Hammer, Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung, II, S. 353. Wien 1815.

[4]) Russische Officiere bereisten unter Verkleidung diese Landschaften. Als Türke verkleidet gewann ein Spion aus der Moldau, Kasi Murad, die angesehensten Einwohner von Athen, Korinth, Tripolizza, Koron, Kalamata. Namentlich fasste man die Mainoten, die Bewohner des alten Lakedämon, ins Auge, von denen es hieß, sie könnten 40.000 bis 60.000 waffenfähige Männer stellen. — Hammer, Geschichte der Osmanen, VIII, S. 355.

und der Kaiserin Befehlen unbedingt zu gehorchen, die Flotte mit Lebensmitteln zu versehen und sich in Waffen zu erheben, sobald die Russen mit hinlänglicher Macht erscheinen würden. Die Griechen rechneten, dass die Russen mit großer Macht auftreten würden, und die Russen überschätzten die Macht der Griechen und glaubten nicht an das Vorhandensein großer türkischer Streitkräfte — und so konnte die erste Erhebung in Morea nur mit Enttäuschung endigen.[1])

Spiridow. Admiral Spiridow erschien am 28. Februar 1770 mit nur drei Linienschiffen und mehreren Fregatten im Meerbusen von Koron. Die Mainoten erhoben sich sogleich, fielen über die Türken in Kalamata her, ermordeten über 400 und ihr lang verhaltener Ingrimm zeigte sich in unmenschlichen Greueln, selbst neugeborne Kinder wurden von den Minareten zur Erde niedergeschleudert. Feodor Orlow hatte nur 500 Russen bei sich, zu wenig, um 50.000 Mainoten in Zucht und Ordnung zu halten, zu wenig, um Koron mit Erfolg zu belagern, von dem er unverrichteter Dinge wieder abziehen musste. Indes landete Alexei Orlow mit einem andern Geschwader in Navarin und rückten die Griechen, von zwei russischen Officieren geleitet, gegen Tripolizza, des Sieges so gewiss, dass sie ihre mit Säcken für die Beute beladenen Weiber mitnahmen. Der türkische Pascha aber stellte ihnen einige tausend Albanesen entgegen. Wir denken an Herodot, wenn wir hören, dass er von diesen die hier gefangenen Griechen ermorden und in deren Blut die Albanesen ihre Hände tauchen ließ, zum Zeichen, dass sie keine Gnade geben und nehmen und sich verzweifelt schlagen würden. Es galt Rache für den Mord in Kalamata. Griechen und Russen wurden auch, trotz verzweifelter Tapferkeit, geschlagen und alsdann alle Griechen in Tripolizza niedergemetzelt. — Gleiches Los erlitten die Griechen in Patras. Die Berichte sind grauenhaft. Schuldige wie Unschuldige wurden am Charfreitag an den Altären, zu welchen sie flüchteten, erwürgt. Der Rest wurde um ein Spottgeld in die Sclaverei verkauft, die Stadt dann angezündet und in einen Aschenhaufen verwandelt.

Aufstand der Maina. Kalamata. Koron. Tripolizza.

Mitte April traf Alexei Orlow in Navarin ein, das er in einen großen Waffenplatz zu verwandeln gedachte und wo er deshalb Festungswerke und Vorrathshäuser anlegen ließ. Hier verhieß er 2. Mai 1776 in einer Kundmachung im Namen seiner Kaiserin den Griechen Befreiung vom türkischen Joche. Viele wiegten sich in den schönsten Hoffnungen.

Sie wurden nur zu bald enttäuscht. Die Russen vermochten Koron ebensowenig einzunehmen als Modon — und Mauromichali sagte mit dem Stolze eines Häuptlings zu Orlow: „Du verwüstest unsere Ländereien und bringst unsere Familien ins Unglück, verstehst aber nicht, die Mauern einer Festung zu brechen, noch unsere Feinde zu tödten. Wenn du aber auch so viele Heere deiner Gebieterin, als du prahltest, zur Verfügung hättest, so wärest du doch nur ein Sclave, während ich das Oberhaupt eines zwar kleinen, aber freien Volkes bin. Wäre ich aber auch der Letzte meines Volkes, so hätte mein Kopf doch noch einen höheren Wert als der deine.“ — Der Zorn über die leichtsinnige Aufreizung zum Aufstande, welche jetzt folgenschwer für die Griechen wurde, spricht sich hier offen aus.

Mauromichali.

[1]) Herzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart, III, 227. Gotha 1878.

Vor dem Anzuge der von Mohammed Emin tüchtig geleiteten Türken zog sich jetzt alles gegen Navarin zurück. „Ihr habt uns die Freiheit ver- Navarin.
sprochen, schützt doch wenigstens unser Leben!“ riefen die Griechen. Aber Orlow mochte auch Navarin nicht behaupten, noch es den verfolgten Griechen als Schutzort überlassen, als er hörte, die türkische Flotte nahe dem Peloponnes. Er vernagelte die Kanonen, die er nicht mitnehmen konnte; er schleifte die Festungswerke, die er soeben errichtet hatte, und fuhr ab, um sich mit dem Theil der Flotte, der unter Elphinstone vor Napoli di Romania kreuzte, zu vereinigen. Er fuhr ab, belastet mit dem Fluch der Moreoten, die ihm vertraut hatten, die er jetzt nicht zu retten vermochte, die er schutzlos der Rache der Türken preisgab. Nur Wenige retteten sich nach Port Mahon, nur Wenige fanden Schutz in den Bergen. Viele flüchteten nach der Insel Sphakteria, wo sie durch Hunger und Kälte zugrunde giengen. 150.000 Albanesen hausten mordend und brennend im Peloponnes.[1]) Die Mainoten vertheidigten sich heldenmüthig und erzwangen damit einen Vergleich, in welchem ihnen gegen einen ein für allemale zu entrichtenden Tribut die Unabhängigkeit zugestanden ward. Mindestens 50.000 Griechen waren das Opfer des leichtfertigen Streiches des Alexei Orlow — sie erlagen dem Schwerte, der Pest, der Hungersnoth.

Doch hatte Alexei Orlow Glück zur See, wenn auch nicht durch seine, doch durch anderer Tüchtigkeit, denn er verbarg sich ja während der Schlacht von Tschesme, und durch die Unfähigkeit und Feigheit des türkischen Admirals Tschesme.
Hosameddin. Dieser hatte Angst vor einer Schlacht und floh an die kleinasiatische Küste, in die Bucht von Tschesme. Vergebens hatte ihm sein Unterbefehlshaber Hassan gerathen, die Abtheilungen der russischen Flotte anzugreifen, ehe sie sich vereinigen, vergebens ihn dann gemahnt, sich durch die Russen durchzuschlagen. So kam es denn zur Vernichtung der türkischen Flotte, zu ihrem größten Unfalle seit der Schlacht von Lepanto.

Hassan, ein Perser, war im Kriege der Türken gegen Nadir-Schah als Knabe von den Janitscharen geraubt und an einen großen Herrn verkauft worden, vor dem er nach Smyrna entfloh. Dort ließ er sich unter die Mannschaft einreihen, welche für den Dey von Algier geworben wurde. Bei diesem kam er empor wegen seiner Klugheit wie wegen seines Muthes und Glückes auf Löwenjagden und wurde Statthalter von Telmessan. Der Neid eines Vezirs verurtheilte ihn zum Tod — dem er durch die Flucht nach Spanien entgieng. Karl III. nahm ihn wohlwollend auf, empfahl ihn seinem Sohne Ferdinand IV., König von Neapel, und dieser empfahl ihn seinem Gesandten Ludolf in Constanti- Ludolf.
nopel.[2]) Dort traf Hassan 1760 ein, wurde aber an der Mauth durch Algierer erkannt und auf ihr Verlangen als schuldiger Flüchtling ins Gefängnis geworfen.

[1]) Rulhière, Histoire de l'anarchie en Pologne, III, p. 413. — Curtius, Peloponesos, II, S. 182. — Hertzberg, Geschichte Griechenlands, III, S. 229—233. — Hammer, l. c. VIII, S. 357 ff.

[2]) Hammer, Des osmanischen Reiches Staatsverfassung, II, S. 350—352.

Ludolf legte Fürsprache für ihn ein bei Mustafa III., der die verfallene Marine wieder zu heben und den erfahrenen Seemann für die Flotte zu verwenden gedachte. Da klagten ihn, aus Angst, Hassan möchte ihnen den Rang ablaufen, die alten Capitäne der Flotte des Raubes und der Ketzerei an. Der Sultan hatte aber auch von seinen Kämpfen gegen Löwen gehört und besuchte ihn verkleidet im Gefängnis. Hassan erkannte den Padischah, flehte ihn um seinen Schutz an, rührte ihn, erhielt eine Stelle in der Flotte und schwang sich zum Viceadmiral empor. Eben hatte er an der Umgestaltung des Seewesens begonnen,[1]) stand aber jetzt unter dem Befehl eines unfähigen und feigen Mannes.

Auch Alexei Orlow war Admiral nur zum Schein — aber er hatte drei fähige und kühne Engländer, Elphinstone, Greigh und Dugdale, bei sich. Hassan und Elphinstone hatten schon in der Bucht von Romania sich geschlagen, aber Hassan hatte, von den Seinen verlassen, sich zurückziehen müssen; jetzt standen sie sich wieder in der Bucht von Tschesme gegenüber. Die Türken hatten fünfzehn große Kriegsschiffe, drei Fregatten und sieben große bewaffnete Fahrzeuge; die Russen waren neun Linienschiffe und fünf Fregatten stark und begannen den Kampf. Der Kapudan-Pascha war aus Angst aufs Land gegangen, Orlow hatte sich versteckt. Spiridow und Hassan begannen den Kampf, Admiralschiff gegen Admiralschiff, mit bulldoggartiger Verbissenheit: fünfmal versuchten die Russen zu entern und fünfmal machten sich die Türken wieder los. Zuletzt flogen beide Admiralschiffe in die Luft und mit Wunden bedeckt retteten sich die Befehlshaber beide wie durch ein Wunder nebst einigen Officieren; die ganze übrige Mannschaft fand in den Flammen oder in den Wellen den Tod. Erschreckt zog sich die türkische Flotte unter den Schutz der Kanonen in der Bay von Tschesme zusammen, während Elphinstone seine Schiffe am Eingang der Bucht in Schlachtordnung aufstellte. Hassan-Bey zeigte dem Kapudan-Pascha den einzig möglichen Weg, sich zu retten, nämlich rasch mit aller Kraft sich durchzuschlagen. Dieser aber ergab sich muthlos in das Verhängnis. — In mondheller Nacht ordnete Greigh die Beschießung der türkischen Schiffe mit Feuerkugeln an und zündete Dugdale mit einem Brander das erste feindliche Schiff an. Bald stand die ganze türkische Flotte in Brand. Matrosen und Soldaten stürzten sich ins Meer und suchten sich durch Schwimmen zu retten. Die Geschütze lösen sich durch die Hitze, die Kugeln fliegen in die eigenen Schiffe. Die Bucht ist ein Meer von Flammen, alle Schiffe bis auf eines fliegen in die Luft. In Tschesme stürzen von der Erschütterung Häuser und Minarete zusammen; Smyrna fühlt sie, in Chios glaubt man an ein Erdbeben, selbst in Athen soll man das Getöse gehört haben. 62 Schiffe und 8000 Mann giengen zugrunde, Hassan-Bey rettete sich auf einem brennenden Balken.[2])

Tschesme 7. Juli 1770.

---

[1]) Es bestand keine nautische Schule, die Schiffe wurden nach den ältesten, von allen anderen Seemächten längst verworfenen Rissen gebaut, die Officiere waren ohne Kenntnisse, die Mannschaft ohne Disciplin. — Hammer, l. c. II, S. 352.

[2]) Die Aufstellung der türkischen und russischen Flotte ist auf einer prachtvollen Medaille verewigt, welche Katharina II. zu Ehren Alexei Orlows prägen ließ. Auf der einen Seite ist der Sieger in großer Admiralsuniform dargestellt, den Commandostab in der Hand. Die Umschrift lautet: „Graf Alexei Gregorowitsch Orlow, der Besieger und Zerstörer der türkischen Flotte." Auf der anderen Seite ist die Bucht von Tschesme und sind die beiden Flotten beim Beginn der Schlacht dargestellt und die Umschrift lautet: „Der Sieg machte Russland Freude und Wonne." — Eine kleinere Medaille für die Soldaten stellt den Brand der türkischen Flotte dar. Die Aufschrift lautet: „Ich war auch dabei." Die Rückseite trägt das Bild der Kaiserin. Die Aufschrift lautet: „Durch die Gnade Gottes

Die türkische Flotte war vernichtet, die russische erhielt eine Verstärkung von 21 Segeln mit 2000 Mann unter Arf. Begreiflich, daſs jetzt die Griechen der Inseln sich unter den Schutz Russlands stellten, zumal auf die Kunde von der Schlacht die Türken in Smyrna über Griechen und Franken herfielen, bei 300 ermordeten und mit Mühe von weiterem Gemetzel abgehalten wurden. — Elphinstone drang auf rasche Fahrt vor Constantinopel, um dort den Frieden zu dictieren. Orlows Eigensinn oder Neid sträubte sich dagegen, er erlaubte nur, die Insel Lemnos zu besetzen.

In Constantinopel zitterte man vor der Ankunft der feindlichen Flotte — doch sie kam nicht. Elphinstone hatte jedoch Katharina sein Wort gegeben, er werde in die Dardanellen einfahren, und hielt es: er fuhr mit einigen Schiffen in den Hellespont, ließ in der Mitte der feuerspeienden Schlösser die Anker auswerfen, sich den Thee auf das Verdeck bringen und hielt unter Tusch von Trommeln und Trompeten sein Theestündchen, den Türken, welche vierzig Minuten zum Laden ihrer Riesenkanonen brauchten, zum Trutz, Orlow, der nicht folgen mochte, zur Schande. Ungefährdet kam der Engländer wieder zurück zur russischen Flotte.[1]) Aus Ekel vor Admiral Orlow legte er dann sein Commando nieder und setzte in Petersburg der Czarin offen auseinander, woran es der Flotte fehle. Sie hörte dieses nicht gerne und entließ ihn kalt und ohne Lohn. Die Orlow standen damals auf der Höhe ihrer Gunst. Alexei durfte es ja wagen, in Livorno ein russisches Schiff in Brand zu stecken, nur um die Phantasie des Malers Hackert zu befruchten, bei dem er ein Gemälde der Schlacht von Tschesme für Katharina bestellt hatte! Elphinstone in den Dardanellen. Orlow.

Auf Lemnos hatte Orlow keinen Erfolg, mit Elphinstone[2]) schien ihn das Glück zu verlassen. Kaum erlaubten es seine Wunden, so landete Hassan mit 3000 Mann auf Lemnos 9. October, griff die Russen unerwartet an und zwang sie, die Insel zu verlassen. Dann übernahm er die Vertheidigung der Dardanellen, die Baron Tott befestigte, und erhielt, da der Kapudan-Pascha alles Vertrauen verloren hatte, das Commando über die gesammte Marine nächst der Würde eines Paschas von drei Rosschweifen. Lemnos.

Damit endigte dieses Jahr der Feldzug zur See. Zu Land waren die Russen gleichfalls glücklich; am Larja, einem Nebenflüsschen des Pruth, schlugen Graf Rumänzow und Fürst Repnin 26. Juli den Tatarenchan Kaplan-Girai aufs Haupt, erbeuteten 60 Kanonen und drängten ihn nach der Donau zurück. Russenfurcht kam über die Türken. Als Chalilpascha am 1. August 100.000 Türken den Russen an den Ufern des Kaghul entgegenführte, ergriff das Heer die Flucht vor 20.000 Mann! Die Beute war unermesslich und hinderte die Russen an der Verfolgung. Die Besatzung von Ismail ward auch vom Schreck ergriffen und floh. — Panin nahm Bender in der Nacht des 26. September mit Sturm. Braila und Akjermann ergaben sich im October. Sieg am Larja. Sieg am Kaghul 1770.

Die Türken hatten kein Heer mehr diesseits der Donau, keine Festung außer Giurgewo. Die Tataren von Indissan huldigten der Kaiserin, aber nicht als Unterthanen, sondern als bloße Schutzverwandte, im Besitze Tataren.

ist Katharina II. Kaiserin und Herrin von ganz Russland." — Ricaud de Tiregale, Médailles de l'empire de Russie, Potsdam 1772, p. 170—172.

[1]) Rulhière, l. c. III, p. 476—509.

[2]) Elphinstone verschwindet aus der Geschichte. Carlyle (Friedrich II., Bd. VI, S. 503) hält ihn für einen Sprössling der Balmerino.

ihrer alten Gesetze und Gewohnheiten, und versprachen die anderen Stämme zu Russland überzuführen. Die Moldau und Walachei waren im Besitze der Russen. Von Georgien aus war Tottleben ans Schwarze Meer gedrungen. —

Der König und der russische Gesandte. Die Conföderation von Bar in Eperiès. Dumouriez.

Doch wie stand es indessen mit dem König und wie mit der Conföderation zu Bar?

Der König. Der Türkenkrieg erregte Hoffnungen in Warschau; ihr Ausdruck aber brachte den König nur noch in größere Verlegenheit. Gern wäre er mit der Nation gegangen, aber eine Drohung Katharinas warf ihn dann immer wieder in das Netz seiner Sünden zurück.

Repnin. Es gab da peinliche Scenen zwischen ihm und dem russischen Gesandten. „Können wir uns auf Sie verlassen?" fragte Repnin in einer der letzten Besprechungen. „Ich habe meinen Eifer bewiesen," antwortete der König, „er hat mich um den Credit bei der Nation gebracht und zur Ohnmacht geführt, die man mir nicht als Schuld aufrechnen kann." — „Ihre frühere Freundschaft wird nicht vergessen," antwortete der Gesandte, „aber sie muss fortgesetzt werden, sonst ist alles zu Ende." — Mit anderen Worten: „Wenn Sie uns die Festung Kaminiec nicht hergeben, so lassen wir Sie fallen." Und dabei schilderte Repnin, wie unangenehm es sein müsse, vom Throne zu steigen, und welche Schmach, davongejagt zu werden. „Man wird mich nicht davonjagen," antwortete der König, „ich werde sterben, indem ich mich in meinem Schlosse todtschießen lasse. Meinen Platz verlasse ich nicht, ich werde mich vertheidigen." — „Rühmlicher wäre es, statt im Zimmer, auf dem Schlachtfelde zu fallen" — meinte darauf Repnin: damit wollte er soviel sagen, als: „Ziehen Sie mit Ihren Truppen gegen die Conföderierten von Bar." Der König antwortete mit der Klage: „In meiner Lage ist an Ruhm nicht zu denken. Höher als den Ruhm stelle ich die Pflicht und die Pflicht verbietet mir, die Haltung zu ändern."[1] — Die Haltung, die der König damals einnahm, war der Entschluss, auf den schwache Menschen meist kommen, nichts zu thun, und sich gegen Russland zu erklären, indem er nichts für Russland that.

Wolkonski. Repnin wurde 1769 abberufen, Wolkonski kam an seine Stelle. Was er durchsetzen sollte, blieb dasselbe, aber es fehlte Wolkonski die Kraft dazu; darum bezeichnete der russische Geschichtschreiber die Abberufung Repnins in dieser Zeit als einen Missgriff:[2] „Er kannte das Land, er kannte die Leute, er verstand es, mit ihnen umzugehen; er war der Mann, den man fürchtete; war einmal sein Entschluss gefasst, so wich er nicht um einen Schritt zurück, wankte er nicht um die Breite eines Haares; zugleich besaß Repnin militärisches Talent. All das war bei Wolkonski nicht der Fall, und er erreichte darum weder die Übergabe von Kaminiec, noch dass der König von den Czartoryski ließ, noch dass er eine eigene Conföderation gegen die von Bar bewilligte."

[1] Sslowjoff, l. c. S. 93–95.
[2] Ibid. S. 96.

Damals kamen Patrioten in Warschau auf den Gedanken, die polnische Verfassung nach dem Muster der englischen umzubilden, dem Bürgerstande politische Rechte zu gewähren und die Leibeigenschaft der Bauern aufzuheben. Durch Englands und Hollands Vermittelung hofften sie von der Pforte zu erwirken, dass sie ihre Kriegserklärung gegen den König zurücknehme; von Katharina, dass sie auf die durch Repnin erzwungene Garantie und Berechtigung der Dissidenten abstehe, die gefangenen Bischöfe und Senatoren in Freiheit setze und ihre Truppen aus Polen zurückziehe, und die Bürgen des Friedens von Oliva wollten sie bestimmen, dass den Dissidenten nicht größere Rechte bewilligt werden, als ihnen dieser Frieden zugestehe.[1]) Am 6. October 1769 nahm der Senat diese Anträge an, die Zamoyski beredt verfocht, und der König gab den Beschlüssen seine Zustimmung. Plan der Patrioten.

Der russische Gesandte hatte den Secretär mit 1000 Ducaten bestochen, dass er ihm alles mittheilte, was vertraulich besprochen würde, und nun kam der König ihm gegenüber in die heiklichste Lage, zumal er immer Geld benöthigte. Als Stanislaus vom Verzicht auf die Garantie sprach, antwortete Wolkonski: „Das muss man sich aus dem Kopf schlagen. Die Republik hat die Garantie der Kaiserin durch feierliche Gesandtschaft gefordert." — „All das ist mit Gewalt gemacht worden, von Repnin erzwungen." — „Schämen Sie sich nicht, Majestät," antwortete Wolkonski, „alles was auf dem letzten Reichstage zustande gebracht wurde, der Gewaltthätigkeit Repnins zuzuschreiben, da Sie wissen, dass all dies von der Kaiserin genehmigt ist? Privatpersonen mochten Angst haben vor Repnin, aber Sie hätte er doch gewiss nicht abgefasst, Sie hatten nichts zu fürchten. — Warum haben Sie bis jetzt geschwiegen? jetzt wo Sie am meisten Grund hätten, sich Russland dankbar zu zeigen für die Rettung von den Türken und von Ihren eigenen Bösewichtern, fällt es Ihnen plötzlich ein, mit ihm zu brechen!" — Dem König versagte bei diesen Worten die Stimme, er stand da, starr wie eine Bildsäule.[2]) Als Poniatowski einmal von einer Vermittelung durch eine katholische Macht sprach, erwiderte Wolkonski: „Es bedarf keiner Vermittelung zwischen Ihnen und der Kaiserin, die Sie auf den Thron erhoben hat und darauf erhält." — Der König beklagte sich dann über Wolkonski, dass er sich ganz so benehme, wie Repnin, nur habe ihn letzterer frech betrogen, Wolkonski aber verdeckt. Als der König für 1770 einen Reichstag einberufen wollte, erklärte der Gesandte, das dürfe nicht geschehen ohne Zustimmung Russlands. „Jeder Hausherr", jammerte der König, „hat freie Hand in seinem Hause, wenn auch bei ihm Militär einquartiert ist. — Alles mit Ihrer Zustimmung thun, hieße ja einfach Ihr Unterthan sein!" Wolkonski. und der König.

Wolkonski wurde abberufen; Saldern kam an seine Stelle, der seinen Vorgänger kurzweg als ein altes Weib bezeichnete, das alle möglichen Beleidigungen geduldig hinnehme. Da war Saldern freilich ein anderer Mann, sehr energisch, sehr reizbar und rücksicht- und maßlos in Wort und Benehmen. Dem König stellte er alsbald dar, dass, wenn die Russen abziehen, ganz Warschau zur Conföderation übertreten und er, der König, in seinem Palast mit Steinen todt- Saldern.

[1]) Essens Berichte vom October 1769 bei Herrmann, Geschichte des russischen Staates, V, S. 471—475.

[2]) Sfolowjoff, l. c. S. 110.

geworfen werde. Und auch die Kaiserin sei geneigt, ihm ihren Schutz zu entziehen, wenn er so fortfahre. Der König wurde durch diese Worte so entsetzt, dass er am 16. Mai 1771 schriftlich das Versprechen ausstellte, wenn ihn die Kaiserin halte, so wolle er alles in Übereinstimmung mit ihr thun; er wolle keinen Freund belohnen, keine erledigte Stelle vergeben ohne ihre Genehmigung.[1]) O klägliche Lage eines Vasallenkönigs! Saldern dagegen stellte schriftlich das Versprechen aus, nur der Kaiserin, Panin und Orlow von diesem Vertrage Mittheilung zu machen, kein auswärtiger Hof solle davon hören, und er wolle das schriftliche Versprechen dem König zurückstellen, sobald Polen beruhigt sei. Letzteres ist nie eingetroffen — das Schriftstück aber ist veröffentlicht worden zur ewigen Schande für den armseligen König!

Die Conföderierten von Bar

Billig fragen wir, was die Conföderierten von Bar geleistet haben? — Nach der Einnahme von Bar hatten sie nach Eperiès sich geflüchtet, wo ihnen Österreich ein Asyl gewährte, wohin Choiseul Hilfe sandte.

1768 kam der Dragonercapitän Tolès mit einer bedeutenden Geldsumme; dieser war aber mit dem Treiben der Conföderation so unzufrieden, dass er an den Minister zurückschrieb: „Da ich in diesem Lande kein einziges Pferd gefunden habe, das verdient in den Stall des Königs zu kommen, so kehre ich nach Frankreich mit meinem Gelde zurück, welches ich zum Ankauf von Rossen nicht vergeuden zu dürfen glaubte.“[2]) 1770 sandte Choiseul den Obersten Dumouriez nach Eperiès, der in seinen Denkwürdigkeiten den Aufenthalt daselbst mit seltener Klarheit und Schärfe geschildert hat.[3]) Der Franzose, der seine Phantasie an den Helden des Plutarch genährt hatte, war enttäuscht durch das Treiben der Magnaten in einer so ernsten Lage. „Ihre Sitten waren asiatisch: ein erstaunlicher Aufwand, thörichte Verschwendung, übertriebene Gastereien, die den größten Theil des Tages wegnahmen, Pharaospiel und Tanz, das waren ihre Beschäftigungen. Sie waren der Meinung, der französische Gesandte bringe ihnen Schätze mit, und erstaunten sehr, als er ihnen sagte, er sei ohne Geld gekommen und vermuthe, dass es ihnen, nach ihrer Lebensart zu schließen, an nichts fehle. Dem besten Talente der Versammlung, Bohucz, gestand er es frei heraus und verbarg ihm keineswegs seinen Unwillen über die Fahrlässigkeit dieser Männer, die so große Ziele verfolgten, deren Güter größtentheils verwüstet und deren Verbannte in Sibirien wären. Der Bischof von Kaminiec, Krasinski, hatte in Versailles die Kriegsmacht der Conföderation als bedeutend dargestellt. Auch darin fand sich Dumouriez enttäuscht; statt aus 40.000 Mann bestand sie nur aus 17.000 Mann und in welchem Zustande! Da waren acht bis zehn Anführer, welche von einander unabhängig, ohne Einverständnis und misstrauisch gegen einander, ja die zuweilen sich untereinander herumschlugen, oder sich wenigstens die Truppen gegenseitig abspenstig machten. Sonst war die Reiterei die Stärke der Polen — jetzt war diese ohne Kriegszucht, ohne Gehorsam, schlecht bewaffnet und beritten, vermochte nicht den Russen, ja nicht einmal den Kosaken Widerstand zu leisten. Da war kein fester Platz, kein grobes Geschütz, nicht ein Mann Fußvolk. Dumouriez verzweifelte, aus diesem Chaos etwas Vernünftiges zu machen.

in Eperiès.

Dumouriez.

Enttäuschung.

Das Heer der Conföderation.

---

[1]) Der Revers wörtlich bei Sſolowjoff, l. c. S. 121—122.

[2]) Lettres particulières du baron de Viomesnil bei Sſolowjoff, l. c. S. 97. Paris 1808.

[3]) Einige Stellen aus ihm folgen unten in der Geschichte der französischen Revolution.

Da sachte eine Frau wieder seine Hoffnungen an. Bei zugrunde gehenden Völkern finden wir nicht selten die Erscheinung, dass die Männer schwach, die Frauen aber Männer sind. Eine solche männliche Seele besaß auch die Gräfin Mniczek, eine Tochter des Ministers Brühl, die unter ihrem Vater Polen regiert hatte. — Sie leistete der Conföderation durch ihre Beredsamkeit und ihren Geist namhafte Dienste. Mniczek.

Dumouriez, eine durch und durch praktische Natur, erzählt, wie er der Conföderation die gesetzgebende Gewalt überließ, aber Ausschüsse wählen half, welche Justiz, Finanzen, Kriegswesen und die äußeren Angelegenheiten ernstlich in die Hand nahmen. Der Krieg war insbesondere sein Feld und er erzählt uns, wie die Russen, in kleine Commandos getheilt, mit 20.000 bis 25.000 Mann ganz Polen im Zaume hielten: „Sie liefen hinter den Polen her, wie die Raubvögel hinter den Tauben.“ Der General Suwarow hatte die stärkste Armee, sie bestand aber nur aus 4000 bis 5000 Mann. — Staunend, dass die Polen gar keinen Sinn hatten für die Bedeutung von Festungen, lehrte sie Dumouriez zuerst den Wert derselben im Kriege zu schätzen. — Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte er zu kämpfen! Die Polen wollten sich nicht an militärische Zucht gewöhnen. Wenn Dumouriez Erfolge errang, so wuchs den Polen der Stolz derart, dass sie sich von einem Franzosen nichts sagen lassen mochten und dass sie meinten, sie hätten schon das ganze Land erobert! — Nachdem er diese Edelleute in den Besitz der Salzbergwerke von Wielicka gesetzt, sah er mit Schmerz, wie diejenigen, welche er zum Siege geführt, die Einwohner beraubten, allerhand Ausschweifungen begiengen, die angesehensten Leute beeinträchtigten, die neugeworbenen Bauern prügelten und das ausländische Fußvolk mit Verachtung behandelten. Die Anführer stritten untereinander; statt zuzugeben, dass zwei Mitglieder des Ausschusses die Salzwerke verwalteten, theilten sie den gefundenen Salzvorrath unter sich, verkauften denselben für einen Spottpreis an schlesische Juden und behielten das Geld für sich. Mehrere tausend Tonnen hatten sie schon zum voraus verkauft und befahlen jetzt die Arbeiten zu verdoppeln. Es kam unter ihnen zu Säbelhieben. Wenn sie auf die Wache ziehen oder einen wichtigen Posten vertheidigen sollten, spielten und zechten sie in den Häusern und hielten nicht einmal die Pferde gesattelt. Mit Schmausereien, Bällen und Hazardspiel verbrachten sie ihre Zeit. Die Russen. Suwarow. Eigensucht der Polen.

Aus Dumouriez hören wir, wie auch die Conföderation in Eperiès ihre Verräther hatte. Der russische Gesandte suchte es dahin zu bringen, dass der König der Conföderation von Bar beitrete, um diese kraftlos zu machen und den Russen zu überliefern.[1])

Trat nämlich der König zu ihnen über, so konnten sie nicht länger in fremdem Lande bleiben, sondern mussten zu ihm kommen und hatten dabei weder einen sicheren Ort des Aufenthaltes, noch eine sichere Armee, denn wenn sie nach der Annahme seines Beitrittes zu ihm berufen worden wären und sich geweigert hätten zu kommen, so hätte er mit den falschen Brüdern, welche dann auf seine Seite getreten wären, die Republik repräsentiert, ihre Gesetzmäßigkeit wäre weggefallen und Flüchtlinge und Rebellen wären aus ihnen geworden: kurz, hätten sie sich den Beitritt gefallen lassen, so wäre ein Waffenstillstand davon die Folge Beitritt des Königs.

[1]) Dumouriez, Mémoires. I, p. 199—220.

gewesen und die Türken, welche um Polen Garantie zu leisten, Russland den Krieg erklärt hätten, würden sie als Verräther angesehen haben. Dabei hätte man Krasinski, Potocki und 3000 Polen, welche sich bei der Armee des Großvezirs befanden, der Rache desselben ausgesetzt. Dumouriez sprach deshalb mit Bohucz. Bohucz und schrieb deshalb an die Gräfin Mniszek, alles sei verloren, wenn sie nicht binnen drei Tagen käme. Sie erschien nach dreißig Stunden und arbeitete mit allen Kräften dem Plane entgegen und Bohucz verfasste eine Rede, worin er alle Beschwerden der Polen gegen die unrechtmäßige Wahl des Königs und gegen seine gänzliche Unterwerfung unter Russland darlegte:[1]) er lasse sich vom russischen Gesandten regieren, er sei die Ursache alles Unglückes des Vaterlandes, dem man nicht anders entgegenwirken könne, als durch seine Absetzung von dem erschlichenen Throne.

Der König abgesetzt.

Am Tage, da ein falscher Bruder den Beitritt des Königs zur Conföderation aufs Tapet bringen wollte, trug Bohucz seine Anklage vor. Er war ein schöner Mann, begabt mit Kraft und Muth, und sprach mit solchem Feuer, dass die Anhänger des Königs wie zu Boden geschlagen waren. Mit Einstimmigkeit wurde der Thron für erledigt, Stanislaus August für abgesetzt erklärt und die Interregnumsacte sogleich unterzeichnet. Kein einziges Mitglied wagte dem allgemeinen Enthusiasmus sich zu widersetzen.

Sturz Choiseuls.

Aber indes entschied sich das Schicksal Polens schon in Versailles. Choiseul wurde durch die Du Barry gestürzt und Aiguillon, sein Nachfolger, täuschte die Hoffnungen der Polen. Jede Unterstützung wurde verweigert. Mit der Conföderation gieng es mehr und mehr zur Neige, wozu die Untreue und Verschwendung der Häupter nicht wenig beitrug. Einige glückliche Schläge, die Dumouriez noch den Russen beibrachte und die durch Verschwiegenheit, Schnelligkeit und Genauigkeit gelangen, verlängerten nur den Todeskampf. Zuletzt wurden alle Hoffnungen des französischen Führers durch Pulawskis Abfall vereitelt.

Die Lage der Polen war verzweifelt, namentlich seitdem es ihren Freunden, den Türken, schlimm ergieng. Das französische Cabinet suchte jetzt seine eigenen Gesandten zugrunde zu richten. Ärgerlich liest man die Darstellung des rasch entschlossenen Franzosen, der seinen Freunden offen darlegte, wie unrettbar die Lage sei, und rieth, dass sie ihre Kräfte auf einen späteren Befreiungsversuch sparen sollten.

Betrachtungen.

Doumouriez schließt seine Darstellung der polnischen Bewegung mit der Betrachtung: „In Sparta waren die Güter gemein, die Bürger einander gleich, die Könige eingeboren und erblich; die Ephoren schränkten die Macht derselben ein und es gab keinen Weg zu Bestechungen. In Polen verursachten die erblichen Würden, die Wojwodschaften, die Castellaneien, Starosteien eine ungeheuere Ungleichheit unter den Bürgern, das heißt unter den Edelleuten. Jede Königswahl vermehrte die Bestechung und die Verkäuflichkeit; die gewöhnlich sehr stürmischen Reichstage, besonders das Liberum veto, schwächten die Republick vollends und stürzten dieselbe eben durch ihre verfassungsmäßigen Formen in Unordnung und

[1]) Dumouriez, l. c. I, p. 172—190.

Anarchie. Endlich trug auch die Conföderation, durch ihre Eigenmächtigkeit und durch die Gewohnheit der Polen, ihr Spiel damit zu treiben und sie zu Ränken und Kunstgriffen zu gebrauchen, zu jener Schwächung bei. — Um frei zu sein, hätten die Polen schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ihre Verfassung abschaffen und durch Freilassung ihrer Landsleute sich eine der Größe ihres Gebietes angemessene Zahl von Bürgern verschaffen müssen. Dann hätten sich ihre Tugenden entwickelt und sie selbst wären eine bedeutende Nation geworden, denn ihre Tugenden gehören ihnen, ihre Laster ihrer unhaltbaren Verfassung an." —

Kaiser Joseph II.

Eine neue Gestalt greift hier wirksam in die Politik des achtzehnten Jahrhundertes ein, Kaiser Joseph II., ein Mann von origineller Begabung, von rastlosem Fleiße und geleitet vom Drange nach unsterblichem Ruhme. Er hat tief eingegriffen in das Leben seiner Zeit und ist seitdem der Gegenstand der widersprechendsten Beurtheilung geworden, viel gelobt und viel getadelt — umsomehr Grund für den Geschichtschreiber, umsichtig voranzugehen und auf Gerechtigkeit im Urtheile als Leitstern in seiner Darstellung immer hinzusehen.

Kindheit.

Joseph II. — geboren 13. März 1741 — fanden wir schon als Kind auf den Armen seiner Mutter in Preßburg, als sie in höchster Bedrängnis in Ungarn Rettung suchte.[1]) Am 20. September 1741 kam er auf dem Schiffe dahin, vor den Bayern aus Wien geflüchtet, und „blickte von dem Arm seiner Wärterin gleich einem Eichhörnchen auf das hinzudrängende Volk". Am 21. September, als der Großherzog Franz den Eid als Mitregent im Schlosse ablegte, zeigte Maria Theresia den Mitgliedern beider Tafeln ihr Söhnlein, was die Ungarn beifällig begrüßten. Dann nahmen die großen Kriegsereignisse die Aufmerksamkeit so in Anspruch, dass wir nicht reich sind an Nachrichten über den jungen Erben so vieler schöner Länder. Nur der venetianische Botschafter Marco Contarini gedenkt seiner schönen Anlagen: er habe viel Verstand, sei bewandert in den Wissenschaften, der Kriegskunst und den Sprachen — und doch war Joseph damals erst fünf Jahre alt![2]) Eingehender und schärfer, aber mit den Augen eines Feindes, welcher an der Frage herumkaut, ob der Nachfolger der herrlichen Fürstin nicht einst Rache nehmen werde für die Drangsale seiner Mutter, beurtheilt den kaiserlichen Knaben der preußische Gesandte Graf Podewils:[3]) Der sechsjährige Prinz sei nicht groß für sein Alter, aber gut gebaut, ja schön. Er habe die Gesichtszüge seines Vaters, aber die Augen seiner Mutter. Seine Physiognomie sei angenehm, seine Miene aber stolz und hochmüthig und desgleichen sein Benehmen. Seine Umgebung bestärke ihn im Hochmuthe, er sage zu allen Menschen du, er habe die höchste Idee von seiner Stellung; aller Welt, selbst den Damen reiche er

Urtheil Contarinis.

Podewils.

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 725—726 dieses Werkes.

[2]) Vergl. die Relationen der Botschafter Venedigs über Österreich im 18. Jahrhundert in den Fontes rerum Austriacarum, herausgegeben von Arneth. Der Bericht stammt aus dem Jahre 1746.

[3]) Sein eingehender Bericht über Maria Theresia und ihren Hof ist in den wichtigsten Stellen in unserer Darstellung der Kaiserin und des Erbfolgekrieges, Bd. XI, S. 752—753, mitgetheilt.

die Hand zum Kusse. Der Kaiser bemühe sich allerdings, ihm diese hochmüthige Denkweise zu benehmen, aber er habe ihn zu lieb, um streng gegen ihn zu sein; auch vereinige sich alle Welt, um den Knaben in seinem Hochmuthe zu bestärken.

In den großen Zeiten des Mittelalters war man überzeugt, dass es gefährlich sei, die Thronfolger am Hofe zu erziehen, weil sie zu früh durch Schmeichelei verwöhnt und zu wenig geneigt würden, ihren Eigenwillen vor dem, was recht ist, zu beugen. Gewiss wird der Genuss der Macht auch kräftiger empfunden, wenn der, welcher dazu gelangt, sich früher anderen gleichstellte, und wird ein viel edlerer Ehrgeiz entzündet in einem weder durch Schmeichelei überreizten, noch den Verführungen einer großen Hauptstadt ausgesetzten Gemüthe.

Eigensinn. Der Preuße fährt fort: „Der Prinz ist starrsinnig und hartnäckig; er lässt sich lieber einsperren und zum Fasten verurtheilen, als dass er sich herbei ließe um Verzeihung zu bitten. Die übertriebene Liebe, welche der Kaiser und die Kaiserin für ihn haben, hindert sie, ihn tüchtig für einen Fehler zu strafen, welcher seiner Zeit nur von allzu großem Einflusse auf seinen Charakter sein wird. Er liebt nichts als das Militär und schätzt nur, was mit demselben zusammenhängt, so dass er fast nur an Officiere und deren Frauen das Wort richtet. Er zeigt keine Neigung zum Lernen und man wird Mühe haben, ihm nur die gewöhnlichsten Dinge beizubringen, die er wissen muss, wenn er sich nicht schämen soll." — Wir sehen, der Preuße bemerkt mit scharfem Auge die Willensstärke, den Eigensinn des Knaben; Stärke des Willens ist ein Vorzug, Starrheit aber der Fehler eines Fürsten.

Güte. Podewils fährt fort: „Er ist freigebig. Als im vergangenen Jahre die Kaiserin in Schönbrunn beim Spiele saß, nahm er ihr oft Geld weg, um es unter arme Officiere und Soldaten zu vertheilen." Damit will Podewils die Herzensgüte des Prinzen charakterisieren. Dann kommt er noch einmal auf die Begabung des Kleinen zurück: „Bis jetzt ist schwer zu unterscheiden, ob er viel Verstand hat, und ich zweifle, ob er jemals ein großes Genie sein wird. Alle Züge, die man von ihm wiedererzählt und bewundert, zeigen nur wenig Einbildungskraft und weder Scharfsinn, noch glückliche Verbindung der Ideen. Die schlechte Erziehung, die der Erzherzog erhält, und die allzu weitgetriebene Zärtlichkeit seiner Eltern lassen nicht erwarten, dass er jemals ein großer Fürst werden wird. Die Mutter vergöttert ihn und lässt ihm viele Fehler hingehen, um derentwillen sie ihn strafen sollte."

Urtheil der Karoline Pichler. Eine wahrheitsliebende Frau, welche dem Hofe nahestand, eine berühmte Schriftstellerin, Karoline Pichler, berichtet:[1]) „Kaiser Joseph war ein äußerst schönes, geistvolles Kind, mit ausgezeichneten Anlagen und einer sehr starken Willenskraft. Diese wurde gefürchtet, man wollte sie bändigen, man wollte dem eigensinnigen Knaben, wie man sich ausdrückte, den Kopf brechen. Das wäre auf jeden Fall ein missliches Unternehmen gewesen, auch wenn Eltern und Erzieher alle nöthige Kraft, Einsicht und Muße besessen hätten, um dieses Experiment zu leiten. Aber Maria Theresia war Regentin großer Staaten und konnte, so wichtig ihr ihre Mutterpflicht war, sich dieser doch nicht widmen."

Dass aber die Kaiserin nicht so nachsichtig war, geht aus dem Befehle hervor, ihrem Sohne die Ruthe zu geben. Noch niemals, wurde ihr erwidert, habe ein Erzherzog Schläge bekommen. „Es ist auch noch nie ein Erzherzog so bös gewesen", erwiderte sie. Nach Podewils hätte sie gesagt: „Ich glaube es,

[1]) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844. I, S. 186.

aber sie sind auch danach ausgefallen." — Nicht um den Ungarn, nicht um der Armee zu schmeicheln, sondern um an einem Manne einen Mann heranzubilden, übergab Maria Theresia die Leitung der Erziehung ihres Sohnes dem Feldmarschall Batthyany: er sollte ihn gehorchen lehren und seinen Starrsinn brechen. In ihrem Schreiben sagt sie ausdrücklich: „Obschon mein Sohn viele Anzeichen eines guten Herzens von sich gibt, so nimmt doch seine große Lebhaftigkeit dermalen merklich zu und daraus entsteht das heftige Verlangen, seinen Willen in allen kleinen Gelüsten zu erfüllen, worauf er so erpicht ist, dass er die Ermahnungen kaum hört, sie gleich der Jugend überhaupt tausendmal vergisst und auch oft zum nöthigen Fleiße nur schwer zu bringen ist." Batthyany möge machen, dass der Erzherzog ihn ehre und fürchte, dann würde die Liebe schon kommen; er solle fest sein gegenüber den Schmeicheleien, Entschuldigungen oder dem heftigen Widerspruche, mit dem sein Zögling seinen Willen durchzusetzen suche; er dürfe mit keiner Strafe drohen, die im Falle des Ungehorsams nicht angewendet werde; insbesondere solle er des Erzherzogs Neigung, äußere Fehler zu beobachten oder zu verspotten, nicht dulden, denn durch diese Spottsucht werde er an einer richtigen Beurtheilung der Menschen gehindert; er möge lernen, den wahren und soliden Wert an jedermann zu schätzen, und nicht sein Gemüth zum Nachtheile seines Nächsten zu ergötzen; großen Herren sei es leicht, untergeordnete Personen zu betrüben oder in Verlegenheit zu setzen, da diese sich nicht der gleichen Mittel bedienen dürfen.

Batthyany. Spottsucht

Wie edel, wie tief ist der Sinn der Kaiserin! Solch leichtfertiger Spott stammt in der Regel aus oberflächlichen Köpfen und falschen Herzen. Eine tiefe Natur bemerkt das Gute, eine schwache die Verkehrtheit am Mitmenschen. Die Mutter trägt ausdrücklich noch auf, dass die Umgebung des Prinzen sich jeder Klatscherei und jedes Spottes enthalten, dagegen die Gefühle der Güte, des Wohlwollens und des Mitleides mit Unglücklichen in ihm erwecken, namentlich ihn an Offenheit und Aufrichtigkeit gewöhnen müsse. Karoline Pichler meint,[1]) die Wahl der Männer, welche Joseph leiten sollten, sei nicht glücklich gewesen. Der Prinz habe mit seinem vorstrebenden Genius sich von Männern umgeben gefühlt, die er weit und leicht übersah; er habe seine besseren, klügeren, passenderen Meinungen, die ihm noch mit einer gewissen Anmaßung abgesprochen wurden, gegenüber beschränkten und unstatthaften Ansichten fahren lassen müssen. Der Versuch, seinen Kopf zu brechen, habe gerade seinen Starrsinn gekräftigt und ihn später zu manchem falschen Schritt verleitet.

Am meisten lernte Joseph anfangs in Geschichte und Geographie bei einem Jesuiten Weger, der die Aufmerksamkeit des Zöglings zu spannen und die Lehrstunden erheiternd zu machen wusste. Weger starb jedoch bald hinweg und an seine Stelle traten andere, welche Joseph eigentlich mit dem Stoffe quälten; so Bartenstein, der fünfzehn schwerfällige Folianten zusammenschrieb, um den Erzherzog in die Universalgeschichte einzuführen — lauter Thatsachen, keine leitende Idee darin! Begreiflich, dass der Erzherzog keine rechte Geschichtskenntnis bekam, dass er es lieber hörte, wenn Batthyany fragte, ob er nicht Ball spielen, ausfahren oder ausreiten wolle. Dabei stellte Bartenstein die Geschichte der Päpste im feindseligen Sinne des vorigen Jahrhunderts dar, und machte ihm Angst vor der Herrschsucht der Kirche. An der Mathematik hatte der Prinz Freude, er ist auch ein schematisierender Kopf. In der italienischen Sprache waren

Geschichte. Mathematik.

[1]) Denkwürdigkeiten, I, S. 137—138.

die Fortschritte rasch. Gegen das Französische hegte er anfangs Abneigung, doch las er bald die Classiker, darunter auch Voltaires „Henriade". Auch der ungarischen und slavischen Sprache bemächtigte sich der Prinz.[1])

Philosophie. Am wichtigsten war aber für Josephs Zukunft der Unterricht in der Philosophie von seinem Lehrer Martini, Professor des Naturrechtes an der Wiener Universität. Dieser war ein Anhänger der Philosophie des vorigen Jahrhunderts, ihrer Lehren vom Naturzustande des Menschen, und verkündete nicht bloß an der Hochschule das darauf sich stützende Natur- und Völkerrecht, sondern erfüllte auch in seinem Unterrichte den zukünftigen Kaiser mit seinen Ansichten, welche auf Joseph umso stärker wirkten, als ihm der langweilige Unterricht in der Geschichte keine richtige Ansicht vom historischen Recht beigebracht hatte.[2])

Maria Isabella. Joseph vermählte sich am 6. October 1760 mit Maria Isabella von Parma. Die Wahl war sehr glücklich: Isabella war nicht bloß sehr schön, sondern besaß auch die edelsten Eigenschaften des Herzens und Geistes, und war so das Entzücken ihres Gemahls und der Liebling der Kaiserin, welche sie bewunderte und einmal sagte: „Ich liebe sie zu sehr, als dass ich sie behalten könnte; gewiss ist sie ein Opfer, das der Himmel von mir fordern wird."

Charakter. Ihre Schwägerin, die Erzherzogin Marie, die immer mit ihr verkehrte, fasste ihr Urtheil über sie in die Worte zusammen, sie sei eine gute Tochter, eine gute Gattin, eine gute Schwester und eine gute Herrin.[3]) Isabella sprudelte von Witz und Laune, in der sie jemand necken konnte, aber untröstlich war, wenn sie fand, sie habe durch ihren Scherz betrübt; sie war vielseitig gebildet und vergleicht sich in heiterem Tone einmal mit ihrem Schranke, worin Briefe, politische Bildung. Schriften, Opern, philosophische Abhandlungen, Predigten durcheinander lägen; geradeso sehe es in ihrem Kopfe aus: etwas Philosophie, etwas Moral, Erzählungen, tiefsinnige Betrachtung, fröhliche Lieder, Geschichte, Physik, Logik, Metaphysik, endlich Sehnsucht nach dem Gegenstande ihrer Liebe, alles das nebeneinander bilde ein eigenthümliches Gewirr.[4]) Dass ihre Bildung eine tiefere war, zeigt sich in ihrem handschriftlichen Nachlass, worunter ein Aufsatz ist: „Über Schriften. die Sittengeschichte aller Völker", in welchem sie insbesondere den Wert der Culturgeschichte hervorhebt, auf die man erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufmerksam zu werden begann. In ihren „Ansichten über den Handel" stellt sie die Segnungen desselben dar und welche Folgen ein Antheil Österreichs am Welthandel, namentlich am Handel nach Ostindien, haben werde. Dazu kommen kleine Gedichte, „Philosophische Betrachtungen", endlich „Christliche Betrachtungen", welche die Tiefe ihrer Natur und ihren frommen Sinn beweisen: „Über das Leben in der Welt", „Was haben wir zu erwarten?",

---

[1]) Arneth, Maria Theresia, IV, S. 157—179.

[2]) Vergl. Dr. Albert Jäger, Kaiser Joseph II. und Leopold II. Reform und Gegenreform 1780—1792.

[3]) Arneth, l. c. VII, S. 37.

[4]) Aus dem Schreiben an ihre Schwägerin Maria, bei Arneth, l. c. VII, S. 38.

„Über die Liebe zu den Menschen", „Über die Undankbarkeit gegen Gott", „Über die Vorbereitung zum Tod", „Über den Tod selber". Bald himmelhoch jauchzend, bald tief bis zum Tode betrübt — ist oft die Stimmung dieser von Kraft übersprudelnden Natur. In den glänzendsten Verhältnissen, zum Mitbesitze des ersten Thrones der Welt berufen, hatte die Erzherzogin die Sehnsucht nach einem frühen Tode und die Ahnung, dass dieses Sehnen sich bald erfüllen werde. „Der Tod ist eine gute Sache", schreibt sie 1762; „ich schwöre Dir, dass ich mein ganzes Leben hindurch nie ernster darüber nachgedacht habe als jetzt. Recht mit Muße und bis in seine Nebenumstände habe ich mir all seine Schrecken vergegenwärtigt, aber ich versichere Dich auch, dass mich das, weit entfernt mir Abscheu zu erregen, lebhafter als je mit dem Wunsche zu sterben erfüllt hat. Gott sieht mein Herz, er kennt die Sehnsucht, die ich fühle und immer gefühlt habe, ihm gut zu dienen. Er liest in mir den Schmerz, der mich durchdringt, von seinen Gnaden nicht den Nutzen gezogen zu haben, und meinen Wunsch, ein Leben zu verlassen, in dem ich ihn, trotz meiner Anstrengungen, jeden Tag beleidigen werde. — Würde es erlaubt sein, sich selbst sterben zu machen, so wäre ich wohl versucht, es zu thun." Also eine Seele, für welche der Glanz dieser Welt keinen Reiz hat; eine Seele, die mit Idealen ringt und die in edlem Aufschwung nach Vereinigung mit dem Unendlichen strebt und doch den Grundsatz hegt: „Es handelt sich nicht um das Beten; erfülle deine Pflicht, darin besteht die wahre Andacht." — Fern von Schwärmerei zeigt Isabella eine scharfe Beobachtungsgabe. In einem Schreiben an dieselbe Erzherzogin, worin sie ihr baldiges Hinscheiden ankündigt, das über ihre Seele eine Sanftmuth und Weihe ausgieße, und ihr dabei mittheilt, wie sie gut auf Joseph II. und auf ihre Mutter Maria Theresia wirken könne, ist die Art, wie sie ihren Gatten charakterisiert, merkwürdig: „Er ist ein redlicher Mann und sein Herz ist gut; man kann auf ihn zählen, als auf einen wahrhaften Freund." Von Kaiser Franz I. sagt sie, er sei eifersüchtig auf den Ruhm der Kaiserin. Von Maria Theresia wird bemerkt, sie habe ein ausgezeichnetes, zärtliches und gefühlvolles Herz; sie liebe jene wahrhaft, denen sie ihre Neigung zuwende, und würde sich nicht bloß für sie, sondern auch für ihre Freunde aufopfern. „Sie hat viel in ihrem Leben erduldet und das hat sie die Welt kennen gelehrt. Dadurch gewinnen aber auch ihre Rathschläge ungemein an Wert; es wäre zu wünschen, dass sie von ihrer Erfahrung und ihren Talenten an sich selbst Gebrauch machen würde. Aber sie hält sich für schwach; sie misstraut ihrer eigenen Einsicht; sie vergisst, dass wenige Menschen aufrichtig, und dass wahre Freunde eine Seltenheit sind. Daher stammen die Fehler, die sie begeht; darin wurzelt die Unentschiedenheit, in der sie sich häufig befindet. — Sie ist ungemein lebhaft und die Entschlüsse, die sie im ersten Augenblicke fasst, sind oft von ihrer Heftigkeit eingegeben. In solchen Fällen muss man suchen, sie zum Reden zu bringen, das erleichtert sie; dann soll man trachten, ihre Entscheidung hinauszuschieben — dann siegen Geradheit und Güte, welche der Grundzug ihres Charakters sind. — Was ihre Kinder betrifft, so liebt die Kaiserin dieselben, aber sie geht von einem falschen Grundsatz aus, der in allzugroßer Strenge besteht. Man soll sich ihrer daher jederzeit annehmen, zur Milde rathen und die Kinder entschuldigen, ohne jedoch ihre Fehler zu verbergen, denn letzteres wäre allzugefährlich."

Todessehnsucht.

Wie sie Joseph II. und Maria Theresia charakterisiert.

Isabella schenkte ihrem Gemahl 1762 ein Töchterlein, welches aber nur das Alter von sieben Jahren erreichte. 1763, am 17. November, starb

Isabella, † 1763. sie selber. „All meine Freude, all meine Ruhe stirbt mit dieser reizenden und unvergleichlichen Tochter!“ schreibt Maria Theresia. — Der Schlag war niederschmetternd für Joseph II.; er war überzeugt, er werde sein ganzes Leben hindurch unglücklich sein. Er las vor ihrem Bilde oft ihre Schriften, er meinte da, er rede mit ihr, um dann einem neuen Ausbruch der Verzweiflung sich zu überlassen. — „Welch ein Verlust ist das für den Staat,“ schreibt er, „für unsere Familie und für mich, Unglückseligen, und ich war es, der diesen Schatz besaß und mit zweiundzwanzig Jahren musste ich ihn verlieren!“

Folgen für Joseph II. Die Harmonie seines Wesens scheint fortan wie gestört. Joseph II. überlässt sich fortan Anschauungen, die niemand, wie Isabella, auf ihr rechtes Maß zurückzuführen verstand. Österreich ist ein selten begriffener, schwer zu verstehender und noch schwerer zu leitender Staat, und wir vermissen so oft in Joseph jenen Takt, mit dem Maria Theresia so meisterhaft die schwersten Fragen der Lösung nahe zu führen vermochte. Die Geschichte der Gegenwart ist die Gegenwart der Geschichte. Österreich hatte nie eine absolute Regierung,

Unumschränkte Gewalt. Joseph aber findet auf einmal,[1]) ohne unumschränkte Gewalt sei es unmöglich, dass ein Staat glücklich und sein Oberhaupt im Stande sei, große Dinge zu vollbringen. Die einzelnen Länder Österreichs hatten bisher ihre Stände und die Herrscher waren durch Eide und durch Gesetze beschränkt. Aber Joseph meinte, um die Staatsmaschine zu lenken, sei ein einziger, wenn gleich mittelmäßiger Kopf viel geeigneter als zehn ausgezeichnete Menschen. Gott wolle ihn behüten, beschworene Eide brechen zu wollen, aber man müsse die einzelnen Länder bekehren und sie einsehen machen, wie nützlich der Despotismus sei. Die Staatsgewalt müsse sich mit den Ländern vereinbaren, zehn Jahre ohne Zuziehung der Stände alles thun zu können, was sie für nothwendig ansehe. Die günstigen Wirkungen würden sich bald verspüren lassen; die innere Kraft des Staates werde sich dadurch stärken. Gute Gesetze, strenge Handhabung des Rechtes, wohlgeordnete Finanzen, ein achtunggebietendes Kriegsheer seien schönere Zierden eines Hofes, als Galatage, glanzvolle Säle, goldene Geschirre und kostbare Steine.

Adel. Allerdings werde das Einkommen des Adels durch den Grundsatz geschmälert, dass jeder nur nach seinem Verdienst belohnt werde, nicht nach dem Verdienste seiner Väter. Aber wozu brauche man eine glänzende Hofhaltung, wozu viele Stellen, viele hochbezahlte Beamten? Einfachheit im Geschäftsgange, Verminderung der Stellen und Beamten, Gleichheit aller vor dem Gesetze in Recht und Pflichten sei die beste Grundlage des Wohlstandes. Wenn Ungarn Steuern zahle gleich den übrigen Ländern, so werde es ein wahres Peru werden.

So Joseph II., Vertreter des damals beliebten Vernunftrechtes gegenüber dem historischen Recht. Alle Kräfte des historischen Staates mussten

[1]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz, I, S. 1—12.

zuletzt sich rühren gegen den Eiferer für das Vernunftrecht. Wenn aber nur dieses galt, welches Recht hatte Joseph, nach seinen individuellen Ansichten Heilversuche an dem kranken Österreich zu machen? Die Abschaffung des historischen Rechtes schwemmt ja auch die Ansprüche einer bestehenden Dynastie mit sich hinweg.

Zunächst galt es für den Eiferer des Naturstaates, den Anspruch auf das Kaiserthum im historischen Staate zu erlangen, im römischen Reich deutscher Nation, das jetzt seit dem großen Karl nahezu tausend Jahre bestand und allerdings schon die Züge des Alters an sich trug, aber durch einen Mann von ungewöhnlicher Kraft neues Leben gewinnen konnte.

Franz I.

Kaiser war damals Josephs Vater, Franz I. Wenn Joseph deutscher König wurde, so war er damit als Nachfolger seines Vaters im Reiche bezeichnet. Die Mutter scheute keine Opfer, um dem Sohne den Weg zu dieser höchsten Würde in der Christenheit nächst der päpstlichen zu bahnen. Leider war der Gebrauch aufgekommen, dass die sieben kürenden Fürsten Handsalbe verlangten; nun wurde denn nicht an Geld und anderen Gewährungen gespart. Friedrich II. hielt sein im Hubertsburger Frieden gegebenes Wort

Königswahl.

und Joseph wurde einstimmig zum deutschen König gewählt am 27. März 1764.[1]) Franz I. reiste mit seinen beiden Söhnen Joseph und Leopold mit glänzendem Gefolge — 450 Pferde waren auf jeder Poststation bestellt — von Wien nach Frankfurt. Die Reise kostete nicht weniger als drei Millionen Gulden. Am 29. März zogen der Kaiser und der neugewählte König in Frankfurt ein. Außer den geistlichen waren zwar noch wenige Fürsten da,

In Frankfurt

aber die anwesenden zeigten doch auch Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Der Fürst von Anhalt-Zerbst, der Bruder der Kaiserin Katharina, schritt vor dem kaiserlichen Wagen bei der Rückkehr aus der Kirche einher, „um den Fürsten zu zeigen, was ihre Pflicht sei". Als der greise Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt in Heusenstamm unerwartet den Kaiser traf, warf er sich

trotz Festjubel

ihm zu Füßen, küsste seine Kleider und nannte ihn seinen geliebten Herrn. Das war alter Sinn; der Deutsche ehrte früher den heiligen Beruf seines Kaisers, ohne sich darum als Knecht zu fühlen. Das Volk jubelte dem schönen Jüngling zu, auf den es als künftigen Kaiser große Hoffnungen setzte. Die Stimmungen in solchen Augenblicken sind ein Wertmesser für das Herz. Joseph schreibt der Mutter: „Mein Bestes will ich thun, auf dass das Volk in seiner Freude, mich dereinst als Oberhaupt zu haben, niemals getäuscht werde." Aber er bemerkt

voll Wehmuth.

auch, dass er aller Kraft bedurfte, um sich aufrecht zu halten. Wenn die edle Gestalt, die er gerade vier Monate früher hatte ins Grab legen müssen, an seiner Seite einhergeschritten wäre — wie ganz anders hätte der Festjubel einen Widerhall in seinem Herzen gefunden! So aber schreibt er: „Mit meiner berechtigten Trauer bin ich jedermann zur Last; ich muss alles in mich hinabwürgen und mich den ganzen Tag verstellen."[2]) — Bei der Krönung im Dome am 3. April 1764 schwebte immer das Bild der theuern Hingeschiedenen vor seinen Augen.

---

[1]) Arneth, Die Wahlverhandlungen. Maria Theresia, VII, S. 69—82.
[2]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz, I, S. 62.

Eine zweite Ehe.

Die Rückreise fand über Bayern und die Donau abwärts statt. Welche Prinzessin der junge König jetzt zur Gemahlin wähle, war eine Frage, mit der sich alle Welt beschäftigte. Joseph II. war einer Wiedervermählung abgeneigt; am liebsten wäre er für alle Zeiten Witwer geblieben oder, wie er seiner Mutter schreibt, „ewig verbunden mit einem schönen Engel im Himmel, welchem er die Treue nicht aufsagen wollte, die er ihr am Altare zugeschworen". Auf neues Andringen zu einer Wahl — schrieb er seiner Mutter: „Wenn ich eine Frau fände, welche das Herz, die Annehmlichkeiten, den Geist, die Augen, die Züge, kurz alle Eigenschaften meiner verstorbenen Gemahlin besäße — wer weiß, was geschähe." Eine Menge Projecte wurden ihm nahegelegt. Wenn er schon wieder heiraten sollte, hätte sich Joseph am liebsten für die Schwester seiner Gemahlin entschlossen, die aber schon an den Infanten von Spanien, späteren König Karl IV., verlobt war — doch dessen Vater bestand auf dem Vertrag. Man rieth ihm die Infantin Luise an, die später mit seinem Bruder Leopold vermählt wurde. Der Kurfürst von Köln meinte, nur die Prinzessin Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel könne ihm den erlittenen Verlust ersetzen. Andere sprachen für die Prinzessin Kunigunde von Sachsen, gleich ausgezeichnet durch Eigenschaften des Geistes und Herzens. Wieder andere wiesen auf die Prinzessin Wilhelmine von Preußen hin. Joseph überließ zuletzt die ganze Angelegenheit seiner Mutter.

Josephine von Bayern.

Gründe der Politik entschieden für Josephine von Bayern, Tochter des Kurfürsten Karl Albert, der als Karl VII. 1745 verstorben war.[1]) Sie hatte ein edles Herz, aber nichts Anziehendes für Joseph, hatte er sie doch bei seinem ersten Sehen eine „Dampfnudel" genannt. Diese Ehe aus Politik war nicht glücklich, und das war vom Übel; nicht bloß die Braut, auch Joseph war ein Opfer. „Zu den Füßen meiner Eltern brachte ich dies Opfer dar." — Das war aber ein Unrecht. Glaubte auch Joseph nicht mehr glücklich zu sein in einer zweiten Ehe, so hatte doch die von ihm Erwählte Anspruch auf die Liebe ihres Mannes, die ihr nicht zutheil ward. Maria Theresia nannte sie eine Heilige und ihre Tochter Maria Christina meinte, sie wäre entflohen oder hätte sich in Schönbrunn an einen Baum gehängt,[2]) wenn sie so kalt behandelt würde.[3]) Die Einsegnung der Ehe fand am 23. Januar 1765 in Schönbrunn statt. Joseph schreibt 19. Februar an den Herzog von Parma: „Ich besitze eine vorwurfsfreie Frau, die mich liebt, und die ich um ihrer guten Eigenschaften willen schätze. Aber, gewohnt, meine Gattin anzubeten, leide ich für sie, daß ich sie nicht liebe. Die Zuneigung des Herzens läßt sich nicht durch Vernunftgründe herbeiführen, und Komödie zu spielen, liegt ganz außer meiner Natur."[4]) Josephine erlag 10. Juli 1766 den Blattern. Der junge König lebte nun ganz nur seinen Reform-Entwürfen; sein Herz war verwundet, umso rücksichtsloser suchte er fortan nur seine Pflichten als Herrscher zu erfüllen.

---

[1]) Vergl. oben S. 17 dieses Bandes.

[2]) Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien 1868. S. 529.

[3]) Joseph zeigte ihr, die ihn innig liebte, aber zaghaft erbebte, wenn sie ihn sah, eine grausame Kälte. 10. Juli 1766 legte er einen Brief an sie dem Schreiben an seine Mutter bei, mit der Bemerkung: „Lieber und mit minderer Beschwerde würde ich dem Großmogul schreiben, denn sie begnügt sich nicht mit Respectsgefühlen und hat mir darüber schon Vorwürfe gemacht. Urtheilen Sie selbst, liebe Mutter, und wo zum Teufel wollen Sie, daß ich ein anderes Gefühl auffischen gienge!"

[4]) Arneth, Maria Theresia, VII, S. 104.

Nicht lange nach der Wahl zum König wurde Joseph Kaiser. Franz I. starb 1765 in Innsbruck, nachdem er noch aus seinem Großherzogthum Toscana eine Secundogenitur für seinen zweiten Sohn Leopold geschaffen, mit der Bestimmung jedoch, dass Toscana wieder an den Hauptstamm des Hauses Österreich falle, wenn Leopold keine männliche Nachkommenschaft hinterlasse oder dieselbe aussterben würde.[1]) Am 12. Januar 1765 leistete Joseph zu Gunsten seines Bruders Leopold feierlich Verzicht auf die Nachfolge in Toscana: kniend und die Hand auf das Evangelienbuch gelegt, sprach er die Eidesformel nach. Die Infantin, die mit Leopold vermählt werden sollte, verließ am 15. Juni Madrid, landete 18. Juli in Genua und wurde am 5. August in Innsbruck mit dem jetzigen Großherzog von Toscana vermählt. Der Kaiser, die Kaiserin, der König, viele Fürsten trafen sich in der merkwürdigen Stadt am Inn; der großen Reihe von Festlichkeiten, die im Plane waren, machte jedoch der plötzliche Tod des Kaisers ein Ende.

Toscana. Leopold.

Am Abend des 17. August verließ Kaiser Franz mit König Joseph das Theater und klagte bei der Rückkehr in die Burg über Unwohlsein. Joseph wollte Beistand herbeirufen, der Vater antwortete: ein braver Kerl dürfe nichts achten, und der Sohn möge nur allein seiner Wege gehen; dieser that, als ob er dem Vater gehorche, blieb aber in der Nähe, sah den Kaiser schwanken, fieng den Sinkenden in seinen Armen auf und rief um Hilfe. Man brachte den vom Schlag Getroffenen auf ein Bett, wenige Augenblicke darauf trat der Tod ein.[2]) Joseph war erschüttert, Maria Theresia starr vor Schrecken. Man musste sie mit Gewalt von der Leiche wegführen. Ihr Glück war mit dem geliebten Mann ins Grab gesunken; sie trug fortan nur Trauer. „Was mir übrig bleibt", schreibt sie, und ich mit Ungeduld erwarte, das ist meine Bahre und mein Sterbekleid. Es wird mich mit dem einzigen Gegenstand der Liebe vereinigen, den mein Herz in dieser Welt gekannt hat — und welcher der Gegenstand und der Zielpunkt all meiner Handlungen, all meiner Zärtlichkeiten war."

Tod des Kaisers Franz I. Trauer Maria Theresias.

Den Vermählungstag des Kaisers brachte die Witwe jedes Jahr einsam zu, umgeben von seinen Bildnissen. „Wie glücklich ist man noch," schreibt sie 1766, „sich einer gerechtfertigten Liebe hingeben zu können!" Wie viel Sorgen um ihren Sohn Joseph liegen in diesem Satz! „All die Stunden hindurch habe ich mit meinem entschwundenen Glück mich beschäftigt, nicht ohne bittere Reue, in der Zeit, da ich ihn besaß, nicht genug davon Gebrauch gemacht zu haben."[3]) Sie nennt Franz den großen Gebieter, ihre Liebe erhöht die Gestalt des Hingegangenen. Er war kein großer Herrscher, kein Soldat, nur ein tüchtiger Finanzmann. Maria Theresia regierte und, von ihrem Genius fortgerissen, bewegte er sich nach ihrem Willen, wie ein Planet um seine Sonne. Sie selber hatte früher mit Eifer seine Mitregentschaft durchgesetzt, aber die Herrschaft duldet keinen Genossen, sie behielt die Zügel in der Hand, sie fühlte sich als die Herrin der Länder, die Macht ihres Gemahls schrumpfte fast in ein Nichts zusammen, sie

Charakter Franz I.

[1]) Arneth, l. c. VII, S. 188.
[2]) Ibid. VII, S. 148.
[3]) Aus dem Schreiben an ihre Freundin, die Gräfin Enzenberg, bei Arneth, l. c. VII, S. 143.

schien der Schärfe seines Urtheils, der Zweckmäßigkeit seiner Rathschläge zu misstrauen. — Aus dem Gefühl seiner Ohnmacht wird auch die Schwermuth abgeleitet, der Franz I. sich oft hingab.[1]) In der großen Politik vertraute Maria Theresia den Rathschlägen ihres Kanzlers; ihr Gemahl war gegen die französische Allianz — und dennoch ward sie abgeschlossen. Franz I. beschränkte sich fortan auf die Leitung des Finanzwesens — und mit Glück, der Credit stieg, der Cours der österreichischen Papiere kam dem Nennwerte gleich. Franz war ein edler, wohlwollender Mensch, ein ausgezeichneter Vater, aber kein großer Herrscher — als solcher erschien er aber jetzt der Kaiserin und sie quälte sich mit Vorwürfen, seine Vorzüge nicht hinlänglich gewürdigt zu haben.

Schmerz und Trost.

Ihr erster Schmerz war so stark, dass man für ihr Leben fürchtete; sie verfiel in ein krampfhaftes Schluchzen, erst nach einem Aderlass fühlte sie Erleichterung und brach in Thränen aus. Dann befahl sie, ihr die schönen langen Haare abzuschneiden, und legte alles Geschmeide ab. Ihr erster Gedanke war, ins Kloster zu gehen. Der Blick auf ihre Kinder, neun Waisen, brachte sie davon ab. Dann suchte sie Trost in der Hoffnung, den jetzt vierundzwanzigjährigen thatendurstigen Sohn an ihrer Hand in die Regierung einzuführen, ihn auf der rechten Bahn zu erhalten. Ihre erste That nach ihrer Rückkehr nach Wien war deshalb, Joseph zum Großmeister des Maria-

Joseph Mitregent.

Theresien- und des Stephans-Ordens, sowie zu ihrem Mitregenten zu ernennen. Die amtliche Erklärung vom 23. September 1765 überträgt „zu ihrer Beruhigung und Erleichterung, ihrem herzlich geliebten erstgeborenen Sohn die Corregentschaft über die gesammten Königreiche und Länder". Es liege ihr aber fern, durch dieselbe etwas von der Beherrschung der für alle Zeit untrennbaren österreichischen Staaten zu vergeben.

Charakter Josephs II.

So war denn Joseph Mitregent; er glühte von Thatendrang. „Sein Temperament", sagt der alte Biograph Pezzl,[2]) „war das cholerisch-sanguinische und seine Handlungen verriethen es. Herrschen, wirken, zerstören, bauen, arbeiten war ganz und unaufhörlich seine Sache. Rasch und aufbrausend, schnell ergreifend und ebenso schnell wieder verwerfend, war seine Gemüthsart: rasch sein Gang, rasch seine Geberde, rasch all sein Thun. Weichlichkeit war eine ihm unbekannte Sache und Sorge und Schonung für sein Leben und seine Gesundheit waren ihm lästig. Er hatte Ehrgeiz und ein Monarch eines so mächtigen Staates muss ihn

Sorge für das Heer.

haben." — Insbesondere war Joseph, der neue Mitregent, eifrig für das Heer, dessen oberste Leitung ihm die Mutter übertrug. Vieles bekam einen soldatischen Anstrich; die Hoftracht, der spanische Mantel, war ihm verhasst. Als Staats-Oberhaupt zeigte der Kaiser sich bei feierlichen Anlässen nur in der Uniform. Manche gute Einrichtung wurde rasch getroffen. Um den einheitlichen Charakter dem Heere zu wahren und es immer in Athem zu erhalten, wurden fünf jährliche Übungslager festgesetzt, die Joseph alle, eines nach dem andern, besuchte und wobei er Lob und Tadel, Belohnung und Strafen austheilte.

---

[1]) Arneth, l. c. VII, S. 151.

[2]) Johann Pezzl, Charakteristik Josephs II., 3. Auflage, Wien 1808, S. 232 bis 233.

Josephs Kopf glühte von Reformplänen: der ganze Staat sollte um- Reform.
gestaltet werden. Mancher Plan ist gut, mancher war schon als falsch erprobt und verworfen worden, mancher ist phantastisch.

Eine Denkschrift, die er der Kaiserin einreichte, beantragte manches Neue. Sie überreichte dieselbe zur Begutachtung dem Staatskanzler, der über die ungewöhnliche Begabung des Fürsten, über seinen glühenden Eifer, über Kaunitz.
sein edles Herz seine Freude aussprach, aber auch die Unhaltbarkeit vieler Vorschläge scharf nachwies, was die Folge hatte, dass Maria Theresia von Fall zu Fall die Machtvollkommenheit, die sie im ersten Schmerz ihrem Sohne übertragen hatte, zurücknahm[1]) und nur im Kriegswesen ihm freie Hand ließ, aber auch hier in allen wichtigen Fragen sich die letzte Entscheidung vorbehielt.

Joseph gewann sich übrigens rasch die Herzen durch manche Einrichtungen: Ersparungen.
er führte Ersparungen im Hofstaat ein; er ließ die Wildschweine, die um Wien herum den Wäldern und Weinbergen schadeten, zusammenschießen — und dabei hören wir, dass im December 1764 bloß die Erzherzoginnen 1400 solcher Thiere in den Gebirgen um Wien tödteten; er entließ die Schweizergarde; er löste die Pagerie auf und sandte die Pagen in das Theresianum; er überließ der Bevölkerung Wiens das weite, wiesenreiche Jagdgebiet des Hofes, den Prater, und gab den Befehl, dass beim Erscheinen der kaiserlichen Familie — niemand seine Ehrerbietung zu bezeigen brauche, damit jeder im Volke einer völligen Freiheit genieße. Wie Hadrian einst sein ganzes Reich durchwanderte, so wollte auch Reisen.
Joseph II. seine Länder in eigener Person kennen lernen, um alles anzuordnen, was den Wohlstand derselben heben könnte. Von seinem Vater hatte er sechsundzwanzig Millionen geerbt: er benutzte dieselben zum Vortheil des Staates, zu einer glücklichen Finanzoperation, infolge deren der Staatscredit sich bedeutend hob und die Noten der Bank sogar mit einem Procent Agio genommen wurden. Manches geschah, um den Ertrag der Berg- und Salzwerke zu verstärken. Josephs Lob war in aller Munde.

„Ich bin sehr zufrieden mit dem Kaiser", schrieb Maria Theresia bald nach dem Tode ihres Gemahls. Aber das Lob wurde nach und nach spärlicher und bald traten ernste Meinungsverschiedenheiten zwischen der Mutter Zwiespalt.
und dem Sohne hervor, und nach der Schärfe des Tadels in den noch vorhandenen Briefen der Kaiserin können wir auf die Größe des Unmuthes schließen, den sie dem Sohne im Vertrauen zeigte. Auch mit Kaunitz kam der junge Herrscher in scharfe Stellung.

Joseph wollte, das Heer solle stärker und stets in Kriegsbereitschaft sein. Steuer für das Heer.
Kaunitz hielt entgegen,[2]) die Macht und Wohlfahrt eines Staates gründe sich auf gutbestellte Finanzen, auf ein wohleingerichtetes Heer und eine weise, vorsichtige Politik. Diese drei Hauptpfeiler einer guten Regierung müssten aber zusammenwirken, nicht sich hemmen und aufheben. Ohne geordnete

[1]) Arneth, l. c. VII, S. 200.
[2]) Ibid. VII, S. 226—228.

Finanzen gebe es keine ausreichende Kriegsmacht und ohne letztere sei alle Politik unwirksam und kraftlos; ohne vernünftige Politik verschaffe auch die stärkste Kriegsmacht keine hinlängliche Sicherheit und ohne Kriegsmacht und Politik seien die besten Finanzen nur ein Reizmittel für die Eroberungssucht. Ein Staat könne darum nie eine so zahlr iche Armee halten, dass sie allen etwa denkbaren Feinden gewachsen sei. Die Anzahl der Streitkräfte müsse in Friedenszeiten im richtigen Verhältnis stehen zu den Finanzen des Staates. Ein Staat, der seine Kräfte in Friedenszeiten überspanne, entziehe sich die nöthigen Rettungsmittel für die Zeiten der Gefahr.

Streit mit Kaunitz.

Maria Theresia folgte Kaunitz und dies reizte wieder den Kaiser, welcher bei einer andern Abweisung durch den Kanzler seinem Unmuth in schroffer Weise Ausdruck gab, so dass Kaunitz schmerzlich bewegt ausrief: „Ich habe nicht geglaubt, diese Vorwürfe zu verdienen!“ Die Kaiserin schrieb ihrem Sohn darüber einen derben Brief, in welchem sie ihrem Unwillen über seine Sucht, alles Bestehende verwerflich zu finden und durch Neues zu ersetzen, desgleichen über seine Neigung, über verdiente Männer harte Urtheile zu fällen, in mütterlichem Schmerz

Weiser Tadel.

Luft machte.[1]) „Wie sehr fürchte ich, dass Du niemals **Freunde finden** wirst! Wer wird auch Joseph anhänglich sein, auf den Du doch so große Dinge hältst? denn es ist weder der Kaiser, noch der Mitregent, von welchem diese beißenden, ironischen, ja böswilligen Züge ausgehen, sondern von dem Herzen Josephs, und das ist es, was mich beunruhigt; das ist es, was das Unglück Deines Lebens bilden und das der Monarchie und unseres Alters nach sich ziehen wird. Ich werde nicht mehr auf Erden sein, aber ich schmeichelte mir, nach meinem Tode in Deinem Herzen fortzuleben, und dass Deine zahlreiche Familie, Deine Staaten durch mein Hinscheiden nichts verlieren, sondern im Gegentheile nur gewinnen würden. Kann ich das hoffen, wenn Du Dich zu einem Tone hinreißen lassest, der alle Liebe und Freundschaft verbannt? Die Nachahmung ist nicht schmeichelhaft: dieser Held,[2]) der soviel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer — besitzt er einen einzigen Freund? muss er nicht jedermann misstrauen? Welch ein Leben, aus dem die Menschlichkeit verbannt ist! In unserer Religion ist vor allem die Nächstenliebe die wichtigste Grundlage; sie ist nicht ein Rath, der uns gegeben, sondern eine Vorschrift, die uns ertheilt wird. Glaubst Du, sie zu üben, wenn Du durch Deine Ironie die Menschen und sogar diejenigen kränkst und verletzest, welche große Dienste geleistet haben, während sie doch nur gleich uns allen Schwächen besitzen, welche nicht dem Staate, noch uns, sondern nur ihnen selbst zum Nachtheile gereichen?“ — — „Welche Talente Du auch besitzen magst, so ist es doch nicht möglich, dass Dir die Erfahrung, die Erinnerung an das Gegenwärtige, wie an das Vergangene so zu Gebote stehe, dass Du alles allein zu thun vermagst! — Ein Ja, ein Nein, eine trockene Ablehnung wäre mehr wert gewesen, als dieser ganze Haufen von Ironien, in denen Dein Herz sich entlud und sich gefiel, die Gewandtheit der eigenen Redeweise zu bewundern. Hüte Dich wohl, Dir in Böswilligkeiten zu gefallen, Dein Herz ist noch nicht böse, aber es wird es werden! Es ist hohe Zeit, nicht an all diesen Wortspielen, diesen geistreichen Redensarten Gefallen zu finden, welche nur darauf abzielen, die anderen zu demüthigen und sie lächerlich zu machen, dadurch aber alle anständigen Leute von sich zu entfernen und glauben zu machen, dass das menschliche

[1]) Arneth, l. c. VII, S. 120.
[2]) Friedrich II. ist gemeint.

Geschlecht nicht verdiene, dass man es schätze und liebe, während man doch nur durch sein eigenes Verfahren alles, was gut ist, entfernt und sich bloß die Schurken, sowie die Nachahmer und schmeichlerischen Bewunderer Deiner eigenen Talente erhalten und ihnen allein die Pforte geöffnet hat." — — „Du bist eine Coquette des Geistes; wo Du diesen zu finden glaubst, läufst Du ganz urtheilslos hinterher. Ein Wortspiel, ein besonderer Satz, das beschäftigt Dich, Du magst ihn in einem Buche lesen oder von irgend jemand hören; dann wendest Du ihn bei der ersten Gelegenheit an, ohne recht zu überlegen, ob er auch wirklich passt." — — „Indem ich diesen Brief beendige, nehme ich Dich beim Kopf, umarme Dich zärtlich und wünsche, dass Du mir die Langeweile dieser üblen Rede verzeihest, indem Du nur auf das Herz siehst, aus dem sie hervorgeht. Ich wünsche ja nichts, als Dich von aller Welt so geschätzt und geliebt zu sehen, als Du es verdienst."

Antwort Josephs II.

Der Sohn antwortet: „Ich bin durchdrungen von Ihrer Güte; ich küsse Ihnen für die sehr sanften Ruthenstreiche, mit denen Sie mich schlagen, demuthsvoll die Hände — es kommen mir darüber Thränen der Rührung und ich verspreche Ihnen, künftighin alles zu vermeiden, was einen peinlichen Eindruck auf Sie hervorbringen kann, sollte ich auch eine Gelegenheit, zu glänzen, aufopfern müssen."

Aber Joseph II. war hartnäckig in seinen Ansichten und Maria Theresia gieng von den entgegengesetzten, tiefgewurzelten Überzeugungen nicht ab, und so gab es bei jeder neuen umfangreicheren Frage große Misshelligkeiten und wurde die zweite Mitregentschaft eine streitvolle und unglückliche, während die erste eine harmonische gewesen war. Franz I. hatte nachgegeben, Joseph II. war hartnäckig. Kaunitz vermittelte oft. In manchem harmonierte er mit der Mutter, in anderem mehr mit dem Sohn. Dadurch wurde die österreichische Politik eine stoßweise, sie verlor den einheitlichen Charakter und den Ruhm der Reinheit und das — wurde ein Unglück für Polen. —

Kaiser Joseph II. bei Friedrich II. in Neisse.

Eintracht Österreichs und Preußens seit 1766.

Ein einträchtiges Zusammengehen Österreichs und Preußens konnte allen Wirren im Osten Halt gebieten und wurde von allen, die es mit Deutschland gut meinten, ersehnt. — Aber nach den langen Feindseligkeiten war es eine sehr schwere Sache, obschon der Wiener Hof nach dem Hubertsburger Frieden entschieden die Neigung zeigte, mit dem Berliner in Frieden und Freundschaft zu leben. Immer und immer traten jedoch Fragen auf, geeignet, vernarbte Wunden aufzureißen und alten Hass zu wecken.

Vorwürfe.

So die Frage wegen der gegenseitigen Auslieferung von österreichischen und preußischen Soldaten. Von Friedrich II. wurde da der Kaiserin angedeutet, ob sie ihre Zusagen nicht treulich erfüllen wolle, ob sie nur die Beendigung der römischen Königswahl, bei der sich Friedrich eifrig für einstimmige Wahl Josephs gezeigt, habe abwarten wollen, um sich dann der Vollziehung der übernommenen Verpflichtungen zu entziehen? Das verletzte Maria

Theresia tief und klang lange nach in ihrem Herzen: sie wünsche aufrichtig ein gutes Einvernehmen, hege aber keine unnöthige Furcht und lasse sich nichts abzwingen.[1]) Von Wien aus klagte man dagegen über die feindselige Sprache, welche Friedrich über Österreich in Petersburg und Constantinopel führe, über seine gewaltthätige Einmischung in die polnischen Wirren.[2])

Mit dem Jahre 1766 wurden die Beziehungen besser. Friedrich II. sprach zum österreichischen Gesandten Nugent lobend von Kaiser Josephs Bemühungen, die Finanzen zu ordnen und die Kriegstüchtigkeit der Armee zu heben: „Der fängt gut an," sagte er zu einem Vertrauten, „und wer weiß, wie weit dass er noch kommen wird." — Aber gleich regte sich wieder Misstrauen in der Frage, ob all diese vortrefflichen Einrichtungen nicht auf eine dereinstige Wiedereroberung Schlesiens abzielen? — worauf der Gesandte wahrheitsgetreu versicherte, Maria Theresia denke nicht mehr an Schlesien und suche durch Belebung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels nur den Wohlstand der Bewohner ihres Reiches und dadurch dessen Ansehen und Macht zu erhöhen. Da tauchte denn der Antrag auf, ob die freundschaftlichen Beziehungen nicht durch einen förmlichen Bund zu festigen wären, ob Preußen und Österreich nicht allen übrigen Mächten Europas dann die Spitze bieten könnten. Allerdings können sie das und man hätte diese Frage nie außeracht lassen sollen. In Wien sah man diese Wendung mit Freuden, wenn auch nicht ohne Argwohn, ob es ehrlich gemeint, ob es nicht ein Fallstrick sei. Dieser Argwohn schien durch die Vergangenheit gerechtfertigt, sie mahnte, fortwährend auf seiner Hut zu sein. Man deutete an, wie Friedrich erst im vorigen Jahr die Pforte gegen Österreich aufgereizt: kaum in Kriegszeiten lasse sich ein solches Verfahren rechtfertigen. Übrigens wolle Österreich solange wie möglich den Frieden mit Preußen aufrecht erhalten. Das traf sicher. Doch als Nugent erzählte, dass der junge Kaiser die Schlachtfelder Böhmens und Sachsens besuchen wolle, lobte Friedrich II. seine Wissbegierde und sprach den Wunsch aus, mit ihm an einem passenden Ort, etwa in Torgau, zusammenzutreffen.

Antrag Friedrichs II.

Maria Theresia wurde ängstlich: sie wünschte die Zusammenkunft damals nicht; es schien ihr, gegen die Würde des Kaisers zu verstoßen, eine enthusiastische Bewunderung für den König von Preußen zu bezeugen. Kaunitz meinte jedoch, bei dem umsichtigen und liebenswürdigen Benehmen Josephs dürfe man eher Gutes als Böses erwarten. Da der König von Preußen den Wunsch ausgesprochen, so müsse man es vermeiden, ihn zu beleidigen. Auch Nugent warnte den Kaiser vor einem Fürsten ohne Treue und Glauben. Joseph II. antwortete nicht kalt, nicht warm, erklärte aber der Mutter, wie gern er den Mann gesehen und kennen gelernt hätte, der seine Neugierde so gereizt. Aber er sei beharrlich in seinem Entschluss, dem einzigen Wesen, das er verehre und anbete, sich gefällig zu erweisen. Wer war froher als die ängstliche Mutter! sie dankte der Vorsehung: der Mensch denke, Gott lenke.

Maria Theresia dagegen.

Joseph II. lehnt ab.

Joseph selber glaubte, Friedrich habe nur der Kaiserin Katharina durch die Zusammenkunft zeigen wollen, dass er mit Österreich nicht so gespannt sei, als man in Russland wünsche, und er habe also nicht nöthig, sich von Katharina herrisch behandeln zu lassen.[3]) In der That war Friedrich II. damals über den

Katharina II.

[1]) Arneth, Maria Theresias letzte Regierungsjahre, II, S. 95, 101.
[2]) Ibid. II, S. 101.
[3]) Ibid. II, S. 118.

Ton russischer Forderungen empört und schrieb an seinen Vertreter in Petersburg: „Des Joches, das man mir auferlegt, beginne ich ganz gewaltig überdrüssig zu werden. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, der Verbündete der Russen zu sein, aber solange meine Augen offen stehen, werde ich mich niemals zu ihrem Sclaven erniedrigen. Das können Sie jedermann sagen, der es hören will.“ [1])

Sorge vor Preußen war Mitschuld, dass Österreich sich nicht tiefer in die Angelegenheiten Polens einmischte. Preußen unterstützte Russland in Polen; was aber Russland nützte, schadete Österreich. Immer wieder Erinnerung an alte Feindschaft! Friedrich hätte die eines deutschen Königs wenig würdige Willfährigkeit gegen Russland nicht nöthig gehabt, hätte er Österreich nicht Schlesien entrissen. Er sagte ja selber offen, dass es in der Sache der Dissidenten sich gar nicht um die religiöse Frage, sondern nur um die dauernde Aufrichtung der russischen Herrschaft in Polen handle, und doch schloss er 23. April 1767 mit Russland einen neuen Vertrag: Österreich mit bewaffneter Hand zu überfallen, wenn es sein Heer in Polen einrücken lasse. Maria Theresia wäre gerne eingeschritten, aber nur die Rücksicht, wie viel Blut während ihrer Regierung schon geflossen sei, hielt sie davon ab und Frankreichs Gleichgiltigkeit; letztere war unverantwortlich. Polen.

Der Gang der polnischen und türkischen Angelegenheiten trieb jedoch Preußen und Österreich trotz aller Dissonanzen wieder zusammen.

Kaunitz meinte, Preußen und Österreich sollten gleiche Garantieverträge, wie Russland mit Polen, machen; dadurch würde Russland Mäßigung auferlegt und den Polen Zuversicht eingeflößt — und beide Mächte hätten dann auf Polen den Einfluss, den Russland sich allein anmaße. Noch trug sich Kaunitz mit dem Plane, Preußen durch eine Vergrößerung von Kurland und Preußisch-Polen zu gewinnen, wofür Österreich Schlesien zurückerhalten sollte. Für all das wünschte er aber eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König, bei welcher der Kaiser dem König offen und klar darlegen könnte, wie beide Mächte mit Verbannung alles Misstrauens sich verständigen und sich ohne jede Benachtheiligung ihrer besonderen Interessen sehr nützliche Dinge erweisen könnten. Kaunitz behandelte mit großer Voraussicht alle Fragen, die der König anregen könnte, und alle Antworten, die der Kaiser darauf geben sollte. Aber Joseph II. fühlte sich durch die Genauigkeit dieser Anweisung verletzt und sprach sich gegen eine solche Zusammenkunft aus. Maria Theresia aber meinte: Zuwendung polnischen Gebietes an Preußen wäre unberechtigt, wenn auch Kaunitz entgegenhielt, dass das Opfer, welches Polen bringen müsste, nicht in Betracht käme gegen den Vortheil, dafür aus der Sclaverei Russlands befreit und vom Untergang gerettet zu werden. So fiel der Entwurf ins Wasser, wenn Joseph ihn auch einen großgedachten nannte. [2]) Kaunitz. Joseph II.

Kaunitz hielt aber unverdrossen in seinem Eifer für das Kaiserhaus am Gedanken fest, ein besseres Einverständnis zwischen Österreich und Preußen

[1]) Forschungen zur deutschen Geschichte, IX, S. 187.
[2]) Arneth, l. c. VIII, S. 93—120.

herbeizuführen, und dazu wäre das wirksamste Mittel eine Zusammenkunft zwischen den beiden Monarchen. Zuletzt sehnte sich auch die Kaiserin nach der Aussöhnung, nur beklagte sie den Mangel an Offenheit und Freimuth beim König, der jede Unterhandlung schwierig mache; weil er nicht aufrichtig sei, setze er immer geheime und eigennützige Absichten bei andern voraus. Nugent erhielt den Auftrag, das Verlangen des Kaisers kundzugeben, die großen Eigenschaften Friedrichs persönlich kennen zu lernen und zu gleicher Zeit etwas von seinem in so vollkommenem Zustande befindlichen Militärwesen zu sehen; vom guten Einvernehmen zwischen Österreich und Preußen hänge der Friede Deutschlands und Europas ab. Friedrich stimmte freudig

Nugent bei Friedrich 15. Nov. 1768.

zu: „Wir sind Deutsche," sagte er, „was liegt uns daran, ob in Kanada oder auf den Inseln Amerikas die Engländer und die Franzosen sich herumschlagen, ob Paoli den letzteren alle Hände voll zu thun gibt, ob sich die Türken und Russen einander in die Haare fallen? Solange wir zwei, das Haus Österreich und ich, uns wohl verstehen, hat Österreich von Kriegsunruhen wenig zu befürchten. Die Kaiserin-Königin und ich haben lange Zeit verderbliche und kostspielige Kriege gegeneinander geführt — was haben wir endlich davon?" — Nugent meinte, auf die Frage nach der Verbürgung des Neutralitäts-Vertrages, das fürstliche Wort sei die sicherste Gewährleistung:

Zusage

„Sie haben Recht," sagte der König, „wir werden unser Ritterwort geben, das ist sicherer als alle Verträge." Nugent hob hervor, wie der Kaiser das einmal gegebene Wort heilig halte, die guten Eigenschaften bei jedermann hochschätze, keinen Abneigungen und Vorurtheilen Raum gönne und sich an die Stelle eines jeden zu setzen pflege.[1]) Der König sagte zu.

und doch Argwohn Friedrichs II.

Aber die Zusammenkunft war damit noch immer in Frage. Dem König kamen Gedanken voll Mistrauen: „Wollen Sie mich nicht mit Rußland entzweien?" — „Ich kann Euer Majestät versichern," entgegnete der Gesandte klug und wahr, „daß wir Sie um diese Allianz nicht beneiden." Ein anderesmal hatte Nugent das Mistrauen zu beschwichtigen, daß Österreich auf Eroberungen ausgehe, daß es den König Stanislaus absetzen wolle. Darum wurde von Wien aus entschieden angedeutet, man fühle, wie der König fürchte, seine Begegnung mit dem Kaiser könnte Rußland beunruhigen und man wolle ihm diese Verlegenheit ersparen.

Einladung.

Da fieng Friedrich Feuer. Er ließ am 15. Februar 1769 erklären, wie er sich freue, die Bekanntschaft des Kaisers zu machen, und von seiner Seite alles zu thun, um jede Spur von Feindschaft zwischen den beiden Häusern für immer zu vertilgen.

Türkei.

Nach der Kriegserklärung der Türken gegen Rußland bot Kaunitz seine Vermittlung an. Die Türkei dagegen bot Österreich die Wiedereroberung Schlesiens an und die Erhebung des sächsischen

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 157—165.

Prinzen Albert auf den polnischen Thron. Kaunitz wies beides entschieden zurück. Den Krieg der Türken sah er ungern, weil er überzeugt war, dass den Russen der Sieg bleibe; aber der Krieg kam und Kaunitz fürchtete nicht bloß, dass Polen der Schauplatz desselben werde, sondern dass auch im Kampfe die österreichische Grenze überschritten werde. Darum wurde von Teschen an durch Ungarn und Siebenbürgen, durch die Moldau und Walachei, ein Grenzcordon gezogen. Die Truppen erhielten den Befehl, keinen der streitenden Theile zu begünstigen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und alles Kriegsvolk, das die Grenze zu überschreiten wage, zu entwaffnen. Dabei wurde erklärt, dass Österreich den Polen auch nicht den geringsten Gebietstheil entziehen wolle, auf den man kein nachweisbares Recht besitze. Die Besetzung der Zips wirbelte damals in den Zeitungen und Cabineten und noch heute in den Büchern viel Staub auf. Ungarn hatte die Zips 1412 an Polen verpfändet, doch hatte es noch das Oberhoheitsrecht; Polen aber war in ihrem Besitz. Bewaffnete Conföderierte befanden sich daselbst und erregten Unruhen; König Stanislaus ließ darum den Kaiserhof bitten, die Zips einstweilen mit österreichischen Truppen zu besetzen.[1])

Grenzcordon.

Die Zips besetzt.

Wieder eine Gefahr für die Zusammenkunft der beiden Monarchen war das schroffe Auftreten Russlands. Sein Botschafter, Fürst Galitzin, verlangte am 11. Mai 1769 Hilfe im Türkenkrieg, als gemäß des „unabänderlichen Vertrages von 1746", und stellte die Frage, was Österreich thue, wenn der König von Preußen die vertragsmäßige Hilfe leiste, und ob Österreich die Wahl eines sächsischen Prinzen mit bewaffneter Hand unterstütze, wenn die Conföderation von Bar Stanislaus für abgesetzt erklärte. Der Staatskanzler antwortete, der Vertrag von 1746 sei zerrissen durch Russlands Verfahren im Jahre 1762; Österreich habe also keine Verpflichtung, vereint mit Russland gegen die Pforte zu kämpfen; Maria Theresia sei im Gegentheil mit dem Benehmen der letzteren während ihrer ganzen Regierung sehr zufrieden, im Krieg beider Mächte werde sie also die strengste Neutralität bewahren. In die inneren Angelegenheiten Polens wolle sie sich nicht mischen, also auch an einer Königswahl sich nicht betheiligen; den Einmarsch preußischer Truppen in Polen werde sie aber nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen. Das hieß offen und würdig sprechen, friedlich, schiedlich; die Zusammenkunft wurde nicht dadurch gestört, sie sollte in Neisse stattfinden.

Was Russland fordert.

Was Kaunitz antwortet.

Noch ist die Instruction des Staatskanzlers für den Kaiser vorhanden:[2]) sie macht dem alten Kaunitz Ehre. Er räth seinem Monarchen, vor allem nur Freimuth und Offenheit könne ein wahres und dauerndes Vertrauen, ein gutes Einvernehmen begründen; er solle entschieden erklären, die Neigung Österreichs sei friedlich, für den Frieden sorge man aber am besten, wenn man zum Krieg gerüstet sei; übrigens sehe man den Fortschritt im Ackerbau, in der Industrie, im Wohlstand des Staates für die beste aller Eroberungen an. Es solle ferner offen erklären, dass Österreich treu bleibe dem Bündnis mit Frankreich und daran festhalte, solange dieses nicht zuerst dasselbe verletze. — Jahrhunderte lang hätten früher beide sich leider bekämpft, sich selber zum Schaden, andern Mächten zum Nutzen; durch ein Bündnis hätten sich beide besser gestellt. In einem Kriege zwischen Frankreich und England wollte Österreich die Neutralität in Deutschland aufrechterhalten. Mit England wünschte Österreich in gutem Einvernehmen zu leben, wolle aber nie mehr ein gefügiges Werkzeug für die Seemächte sein.

Instruction für den Kaiser.

---

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 171—172.

[2]) Im Wesentlichen mitgetheilt bei Arneth, l. c. VIII, S. 175 ff.

Weiser Rath. Hinsichtlich Polens solle der Kaiser die Ansicht ausdrücken, dass Russland in der Garantie- und Dissidentenfrage befriedigendere Erklärungen ausstellen möge und dass es das Beste wäre, wenn der König der Conföderation beitreten und diese dann vollständige Räumung alles polnischen Gebietes von fremden Truppen, von den Russen wie den Türken, verlangen würde. Hinsichtlich des Reiches solle er erklären, dass er wohl wisse, wie die Mehrzahl der deutschen Fürsten und Stände ihm niemals danken würden für das Bestreben, Ordnung, Gesetze und Reichsverfassung aufrechtzuerhalten; als Kaiser müsse er aber seiner Pflicht entsprechen und das Beste thun, was er vermöge, wenn er auch Undank ernte, und zu nichts die Hand bieten, was in den Augen der Nachwelt zum Vorwurf gereichen könnte. In confessionellen Dingen wolle er weder den einen, noch den andern Unrecht thun; die Protestanten vergäßen aber, der Kaiser bekleide diese Würde nicht allein für sie, sondern auch für die Katholiken. Hinsichtlich Preußens solle er an gegenseitiges Vertrauen mahnen.

Joseph II. bei Friedrich II. Am 25. August 1769 traf Joseph II. incognito, als bloßer Graf von Falkenstein, „um die Revuen zu sehen", mit vier Generalen, darunter Prinz Albert von Sachsen-Teschen und Laudon, in Neisse ein. Der Gast umarmte am Fuße der großen Treppe den König; die Bewillkommnung war herzlich. Der König führte den Kaiser, der aber im Gasthaus wohnte, in sein Gemach

Erste Besprechung. und die vertrauliche Unterredung soll mit des Kaisers Versicherung begonnen haben, er sehe seine Wünsche erfüllt, da er die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen; worauf der König erklärte, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser bezeichnen, welche zu lange Feinde gewesen seien und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben. Darauf soll der Kaiser versichert haben, für Österreich gebe es kein Schlesien mehr.

Nach anderthalbstündiger Besprechung gieng es zum Mittagessen. Es war ein Freitag und der König ließ nur Fastenspeisen auftragen, konnte aber den Witz nicht lassen: er wolle sehen, ob er durch Vermittlung seines Magens sein Seelenheil gewinnen könne. Solches hat jedoch die katholische Kirche nie gelehrt! Das Mahl war heiter. Der König redete mit Hochachtung vom Grafen Traun,

Friedrichs Talent zu erzählen. der ihn die Kriegskunst gelehrt habe, freilich auf seine Kosten. Joseph bemerkte im Schreiben an seine Mutter, wie, wenn der König vom Krieg spreche, alles nervig, solid und höchst belehrend sei; man finde da keinen Wortkram. Alles wisse er durch Thatsachen und die Geschichte zu beweisen, von der er eine ausgedehnte Kenntnis besitze. Nach dem Essen suchte der König den Kaiser in seiner Wohnung auf, da war länger als drei Stunden von Krieg und Politik die Rede. Der König sprach über seine Kriege, lobte österreichische Feldherren, namentlich Traun, Daun, Loudon, Lacy. Joseph sagte ihm offen, dass die österreichische

Geständnisse Armee jetzt kriegsbereit sei. — Man wurde vertraulich. Friedrich erklärte geradezu, er habe in seiner Jugend sich vom Ehrgeiz verleiten lassen, ja sogar schlecht gehandelt. Er wisse, dass man ihn in Wien für falsch halte, er sei es auch gewesen.[1]) Er habe diese üble Meinung vollauf verdient, sei jedoch durch die

[1]) Correspondenz Josephs und Maria Theresias bei Arneth, l. c. I, S. 300–315.

Umstände hiezu gedrängt worden Jetzt denke er anders. Er habe eine günstige Gelegenheit zum Krieg vorübergehen lassen. Rußland habe ihn gedrängt, Sachsen zu besetzen, weil es dem König Stanislaus in Polen entgegen arbeite: er aber habe sich alle Mühe gegeben, Rußland von diesem Gedanken abzubringen.

Man sprach von diesem und jenem, zuletzt auch von den Jesuiten. Der Kaiser erklärte, daß er sie hochachte; der König lobte sie unendlich, nur müsse man einige Sätze in Busenbaums Buch einer Veränderung unterziehen.[1]) Abends sollte man in die Oper gehen, das Gespräch reizte aber viel mehr. — Joseph schreibt seiner Muttter, von je vierundzwanzig Stunden habe er sechzehn mit Friedrich geredet. Der alternde König, in dessen Antlitz man die Spuren so manchen Wetters sah, das über ihn gekommen, in dessen Stirne Sorgen und Arbeit so manche Furche gezogen, schien Freude zu haben an der Frische und am Thatendrang des jungen Kaisers, von dem er an seinen Minister schreibt: „Er ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem, gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebür zu würdigen weiß, und schlug mir dann eine gegenseitige Reduction der Armee vor, was ich so höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt; ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Bayern oder Lothringen abgesehen hat, aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt."

Jesuiten.

Über Joseph II.

Der Kaiser sandte seiner Mutter, außer einem längeren Briefe, noch ein Tagebuch, welches er während seines Aufenthaltes in Neisse geführt hatte.[2]) Darin sind die Unterredungen über Politik ausführlicher dargestellt. Von Rußland sprach der König, diese Macht schwelle derart an, daß, um sie aufzuhalten, ganz Europa sich erheben müsse, weil sie alles werde haben wollen. „Er sagte mir, daß auf den jetzigen Krieg ein Krieg mit Schweden folgen werde; die Russen wollten durchaus Asow haben und würden nie Frieden machen ohne diesen Besitz. Was Polen anlange, so werde die Kaiserin, wenn nur ihre Ehre gewahrt bleibe, nicht so streng auf ihren Forderungen beharren. Jemehr er mir aber Sorge wegen der Russen machen wollte, umsomehr blieb ich ruhig und sagte ihm zuletzt: ‚Sire, im Falle einer allgemeinen Verwicklung sind Sie der Vorposten. Wir können daher ruhig schlafen. Von unserer Seite sind Sie sicher und Sie können dann mit den Russen machen, was Sie wollen.' Da schüttelte Friedrich den Kopf und gestand mir offen, er fürchte sie, er sei zum Bunde mit ihnen gezwungen, dieser aber falle ihm sehr zur Last. Er bezahle ihnen jährlich 500.000 Thaler statt der versprochenen Mannschaft, und er habe dies klug und geschickt nur dadurch erreicht, daß er den Russen bedeutete, sobald er in Polen einrücke, würden wir ihn angreifen, und dann bekämen sie weder Geld noch Truppen von ihm." Auch habe er den Russen gerathen, sich nicht in die Angelegenheit Schwedens zu mischen, sondern diese ihren Gang gehen zu lassen; die Schweden seien das Geld nicht wert, das man für sie ausgebe.[3]) Daß das Bündnis mit Katharina ihn drückte, sieht man auch daraus, daß der König dem Kaiser alles ungescheut erzählte, wie der arme Iwan und

Über Rußland.

Über Schweden.

[1]) Arneth, l. c VIII, S. 183—184. — Correspondenz, I, S. 302.

[2]) Brief und Tagebuch sind veröffentlicht in: Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold. Herausgegeben von Alfred von Arneth. Bd. I: 1761—1772. Wien 1867. S. 300—305.

[3]) Arneth, l. c. I, S. 303.

wie Peter III. ermordet worden seien. Offen redete der König von der Regierung seines Landes, von der Art, wie er verödetes Land wieder zu bevölkern und den Handel wieder zur Blüte zu bringen suche; für sein eigenes Gesetzbuch war er sehr eingenommen, er nannte es unfehlbar und pries die rasche Justiz. Er entschuldigte seine Schriftstellerei, und dass man ohne seinen Willen Werke von ihm veröffentlicht habe;[1]) er sprach von seinen Erlebnissen mit Voltaire und Maupertuis; er bedauerte Algarotti und versicherte Joseph, er habe jetzt nur mehr d'Argens und den Domherrn Bastiani, mit denen er gerne verkehre. Er redete hinsichtlich Englands mit einer gewissen Verachtung von der Opposition gegen den Hof und sagte, er sei zwar ein kleiner Fürst von Deutschland, aber er möchte doch nicht mit dem König von England tauschen. Er sprach mit Hochachtung von Kaunitz, den er den ersten Staatsmann Europas nannte, mit Verehrung von Maria Theresia, und lobte das Benehmen Josephs gegen seine Mutter. In Wien herrschte am Hof in religiösen Dingen ein anderer Ton, darum war Friedrich II. jetzt zurückhaltend mit seinen Spöttereien über das Christenthum.[2])

Über England.

Der Kaiser staunte über die unbedingte Herrschaft, die Friedrich über seine Verwandten übte. Auch hierin war der Ton unendlich edler im Kaiserhaus. Der Bruder, die Neffen des Königs wagten am Tische nicht den Mund zu öffnen. Vom Neffen, dem späteren König, bekam Joseph den Eindruck, dass er ein bildschöner Mann und schüchtern sei. Prinz Heinrich dagegen schildert er als klein und unansehnlich. Offen äußerte dieser seine Unzufriedenheit über die Herrschsucht des Königs: er wolle auch die Markgrafschaften Bayreuth und Ansbach dem Königreiche einverleiben und habe schon vor mehreren Jahren seine Brüder gezwungen, auf ihre Rechte zu verzichten, und sie hätten nichts dagegen thun können. Alle Hoffnungen setze er auf seinen Neffen, den künftigen König.

Prinz Heinrich.

Vormittags fanden während der drei Tage Manöver statt. Josephs Erwartung ward nicht übertroffen, seine Generale aber vermissten in manchem die gerühmte Meisterhand: der Soldat vollziehe übrigens genau die Befehle, das Fußvolk sei schön und tüchtig eingeübt, bei der Reiterei seien Pferde und Mannschaft schön, Österreich aber habe viel bessere Husaren. D'Ajasasa bemerkt noch,[3]) der Blick des Prinzen Heinrich sei finster, er sei ein Machiavellist ersten Ranges: der Kronprinz aber sei gutmüthig und schön. Der König sei von seiner Umgebung gefürchtet, oft in einer unerträglich mürrischen Stimmung.

Das preußische Heer.

Jetzt hatte der König allerdings das Sonntagskleid an. Joseph II. rühmt der Mutter die Artigkeiten, mit denen er überschüttet wurde. „Er ist ein Genie und ein Mann, der wunderbar zu sprechen versteht."

Die Zusammenkunft musste doch ein politisches Ziel erreichen. — Der Kaiser schreibt seiner Mutter, dass er der Mahnungen von Kaunitz eingedenk geblieben sei. Von der gewünschten Neutralität im Falle eines Krieges zwischen England und Frankreich sprach der König zuerst. Der Kaiser schlug ihm vor, sie könnten sich einander dieselbe in Briefen zusichern. Friedrich griff den Vorschlag begierig auf, wollte aber die Ausdrücke mildern, wahr-

Ergebnis.

Neutralität.

[1]) Er meint Voltaire.
[2]) Briefwechsel, l. c. I, S. 303.
[3]) Vergl. das Schreiben d'Ajasasas in Arneth, Maria Theresias letzte Lebensjahre, II, S. 568—569.

scheinlich weil er fürchtete, wenn sie bekannt würden, sie ihm in Russland Verlegenheiten bereiten würden. Der Kaiser mochte nicht an einzelnen Worten markten, weil er das Misstrauen des Königs zu erregen fürchtete, obschon er dessen Vorschlag farblos fand. Beide versprachen sich in einem gleichlautenden Briefe Neutralität.

Brief Friedrichs.

Friedrichs eigenhändiges Schreiben lautet:[1]) „Neisse, den 27. August 1769. Mein Herr Bruder! Nachdem ich das unaussprechliche, unschätzbare Glück genossen habe, Eure Kaiserliche Majestät bei mir zu Besuch zu sehen, kann nichts mehr kostbarer sein als der Brief, den Sie mir zu schreiben die Güte hatten. Ich sehe darin den sichersten Ausdruck Ihrer Freundschaft und finde darin das ausgedrückt, was mir am meisten am Herzen liegt, nämlich die vollkommenste Versöhnung zweier Häuser, die unglückseligerweise so lange in Uneinigkeit miteinander lebten. Ja, Sire, ich wiederhole es Ihnen schriftlich, dass es mir unmöglich ist, der Feind eines großen Mannes zu sein. Möge es der Himmel fügen, dass auf diesen ersten Schritt noch andere folgen, die uns einander noch viel näher bringen. Ich verspreche Ihnen als König und als Mann von Ehre, dass ich sogar, wenn der Krieg neu aufflammt zwischen England und dem Hause Bourbon, getreulich den glücklicherweise zwischen uns hergestellten Frieden festhalten werde; selbst wenn ein anderer Krieg ausbrechen würde, dessen Ursache man jetzt noch nicht erkennen kann, so werde ich die genaueste Neutralität gegen Ihre gegenwärtigen Besitzungen beobachten, wie Sie es auch mir gegen die meinigen versprechen. Ich sage Ihrer Majestät nichts von dem Eindrucke, den Ihre Gegenwart auf mich machte. Ich ehre Ihre Bescheidenheit und beschränke mich auf den einfachen Ausdruck der hohen Achtung, Wertschätzung und Bewunderung, mit der ich zeichne, Herr Bruder Euer Majestät guter und getreuer Bruder — Friedrich."

Das war das Resultat der Zusammenkunft. Man versprach sich gegenseitig, nichts von den Briefen zu veröffentlichen. Der König behielt selbst den ersten Entwurf des Kaisers zurück und dieser wagte es nicht, ihn zurückzuverlangen, weil er fürchtete, seinen Argwohn zu erregen. Man schied am 28. August unter den Versicherungen der innigsten Freundschaft. Joseph aber versicherte seiner Mutter, dass der Argwohn in der Seele des Königs unausrottbar sei. Prinz Albert schrieb, dass trotz aller Umarmungen, jeder der Ansicht sei, dass sie sich eines nicht entfernten Tages wieder beim Kragen packen würden. —

Abschied.

Friedrich II. bei Joseph II. in Neustadt.

Die Höflichkeit des Kaisers zu erwidern, machte Friedrich II. demselben einen Gegenbesuch 3. bis 7. September 1770 in Neustadt in Mähren. Er ist viel besprochen: der Fürst von Ligne hat in einem geistreichen Schreiben an den König von Polen Friedrichs II. glänzende Art, bei Tisch die Unter-

[1]) Abgedruckt in der Correspondenz Maria Theresias und Josephs II., bei Arneth, I, S. 313.

haltung zu führen, geschildert; die anwesenden Generale haben über die Manöver berichtet. Von Kaunitz, den der Kaiser nebst dem Prinzen von Ligne mit sich nahm, ist noch ein Schreiben an die Kaiserin da, worin er seine Verhandlungen über die einzuschlagende Politik mit dem König schildert, und der sogenannte politische Katechismus oder der Dekalog, die Darstellung der Grundsätze, welche Österreich und Preußen in ihrem Verkehre miteinander fortan beobachten sollten.

Höflichkeit. Der Prinz von Ligne[1]) hebt unter den Artigkeiten hervor, wie der König und sein Gefolge in weißer österreichischer Uniform erschienen,[2]) wie Friedrich, wenn der Kaiser sich aufs Pferd schwang, das Pferd am Zügel hielt und des Kaisers rechten Fuß im Steigbügel zurecht machte, gleichsam um als Reichsfürst seine Dienstwilligkeit dem Reichsoberhaupte zu bezeigen, wie aber Joseph mit viel größerem Anscheine von Aufrichtigkeit die Hochachtung eines jungen Fürsten gegen einen betagten König und eines jungen Soldaten gegen einen berühmten Feldherrn zur Schau trug. Da der König offen mit dem Kaiser sprach, so sagte er

Offenheit. eines Tages: „Alle können nicht die gleiche Politik befolgen; sie hängt von der Lage, von den Umständen, von der Macht der Staaten ab. Was für mich paßt, paßt nicht für Eure Majestät. Ich habe bisweilen eine politische Lüge gewagt." — „Was ist das?" fragte lachend der Kaiser. — „Ich habe eine Nachricht verbreitet, von der ich wußte, sie würde binnen vierundzwanzig Stunden als falsch dastehen; ehe man aber dies bemerkte, hat sie mir genützt." — Man fühlte wohl, daß der König den Kaiser gern habe, aber der Vorrang, die Erinnerung an Böhmen und Schlesien dämpften die Zuneigung des letzteren. „Ohne Persönlichkeit, Mißtrauen und Verbitterung geht es bei solchen Zusammenkünften nicht ab", sagte schon Philipp von Comines. Spitzig sagte eines Tages

Witze. der König: „Ich bin nicht reinlich genug für Sie, meine Herren, ich bin nicht würdig genug, Ihre Farbe zu tragen" — als er den spanischen Tabak, den er viel schnupfte, vom weißen Rock abwischte. Ligne meinte, er habe dabei zugleich an das Pulver gedacht, womit er bei Gelegenheit die Weißröcke schwärzen werde.[3])

Von geistreichen Bemerkungen sprühte der König. Als er sich zur Tafel setzen wollte und man bemerkte, Laudon sei noch nicht da, sagte er: „Das ist gegen seine Gewohnheit; sonst war er immer vor mir zur Stelle. Lassen Sie ihn neben mir speisen, ich habe ihn lieber zur Seite als mir gegenüber." —

Über Literatur. Namentlich über Literatur sprach der König viel und mit Geist. Von den Schriftstellern meinte er, was die Kunst des Regierens anlangt, so seien sie keinen Pfifferling wert. Von den Franzosen sagte er, sie seien ein tapferes und liebenswürdiges Volk, man müsse sie gern haben, aber der Ton unter ihren Schriftstellern sei nicht mehr so fein wie früher, und er stellte die Frage, ob es die Schriftsteller waren, welche dem Hofe Ludwigs XIV. seine Anmuth verliehen, oder ob diese durch den Verkehr mit den vielen liebens-

Ludwig XIV. würdigen Personen gewannen, die sich am Hofe bewegten. Er nannte Ludwig XIV. den Patriarchen der Könige, meinte aber auch, er habe mehr Urtheil als Geist besessen; er habe Männer von Genie bedurft und gefunden. — Der Fürst von

[1]) Mèmoires et Mélanges historiques et littéraires par le prince de Ligne I, Mèmoire sur Fréderic, p 5—43.

[2]) Ibid. I, p. 19.

[3]) Ibid. I, p. 19.

Ligne sagt: man musste den König durch pikante Details fesseln, sonst pflegte er einem zu entwischen und keine Zeit zum Sprechen zu lassen. Der Erfolg begann gewöhnlich mit den ersten Worten der Unterhaltung. Einerlei, wie unbestimmt dieselben auch waren, er fand Mittel, sie interessant zu machen, und, was bei anderen bloßes Reden über das Wetter, wurde sogar erhaben und man hörte von ihm nie etwas Gewöhnliches; er adelte alles und die Beispiele der Griechen und Römer oder neuerer Generale beseitigten alles, was bei anderen unbedeutend und gewöhnlich geblieben wäre. Sein Spotten über Religion konnte übrigens Friedrich auch hier nicht lassen. Der Fürst von Ligne erzählt, wie er einen, der an der Unterhaltung mit ihm theilnehmen wollte, warnte, sich nicht mit einem Manne zu unterhalten, der von den Theologen zum ewigen Feuer verdammt worden. Der Fürst bemerkt mit Recht: „Es war, als führe er sein Verdammtsein etwas zu viel im Munde und als prahle er etwas zu sehr damit. Ohne von der Unehrlichkeit dieser freigeisterischen Herren zu reden, die sehr häufig den Teufel gründlich fürchten, zeigt es zum mindesten schlechten Geschmack, solche Dinge auszukramen, und gerade durch die Leute von schlechtem Geschmack, wie Jordan, d'Argens, Maupertuis, La Baumelle, La Mettrie, Abbé Debrades und einige langweilige Zweifler seiner eigenen Akademie, mit welchen er verkehrte, hatte er sich daran gewöhnt, über die Religion zu spotten und von Dogmen, Spinozismus, dem römischen Hof und dergleichen zu reden; am Ende vermied ich es, zu antworten, wenn er diese Dinge berührte.“ [1]) Spöttereien.

Viel wichtiger als all das waren die politischen Verhandlungen mit Kaunitz. Kaunitz.

Dieser nahm schon bei der ersten Tafel Platz zur Linken des Königs; er sprach geistreich, aber mehr in Abhandlungen, während Friedrich nur abgerissene Sätze hinwarf. Dieser nahm ihn nach dem Mahle sogleich in eine Fensternische und sprach von der Nothwendigkeit, den Frieden zwischen Russland und der Pforte wieder herzustellen. Österreich müsse sich einem Übergang der Russen über die Donau, selbst mit bewaffneter Hand, widersetzen. Ein Streit mit Russland könnte aber leicht zu einem allgemeinen Kriege führen — darum müsse man rasch den Frieden zustande zu bringen suchen. Russland werde zufrieden sein, wenn man ihm Asow lasse, und wenn die Moldau und die Walachei unter Hospodare gestellt werde, welche unabhängig von der Pforte seien.

Kaunitz antwortete: er theile den Wunsch des Königs nach Frieden, halte ihn aber nicht für so leicht, ins Werk zu setzen, als der König meine. Die Türken würden nicht so nachgiebig sein, auch würden sie den Krieg länger aushalten als die Russen; keinesfalls könnte Österreich die Vernichtung des osmanischen Reiches oder die Abtretung großer Provinzen von demselben gestatten. — Friedrich II. hielt dem entgegen, nur der Seekrieg sei für Russland kostspielig; doch habe es vor kurzem ein Anlehen von sieben Millionen Gulden zustande gebracht; man dürfe seine Mittel nicht unterschätzen. Aus Theilnahme an Österreich wünsche er, dass der Kaiserhof bei den Türken wie bei den Russen für Frieden wirke. Kaunitz bemerkte darüber, man müsse wissen, ob der König gewillt wäre, zur Erreichung dieses Zweckes beizutragen, denn seine Mitwirkung sei eine Nothwendigkeit. Darauf sprach der König den Wunsch aus, allein und ungestört mit Friedrich II. Russland.

[1]) Prince de Ligne, l. c. I, p. 17.

übergeben und man könne auf Ehrenwort sich geloben, die Grundsätze zu halten. Der preußische Gesandte erhielt in der That in Wien ein Exemplar für den König und gab bald darauf eine vom König geschriebene, aber nicht unterzeichnete Copie zurück.

Heerschau. Die Heerschau verlief am ersten Tage gut. Der König sprach seine Bewunderung aus über den Aufmarsch und die Bildung der Colonnen. Insbesondere bewunderte er die ungarischen Grenadiere. „Wie sehe ich die gerne!“ sagte er abends zum Prinzen von Ligne; „wie sind sie schön vor mir aufmarschiert! Wenn der Gott Mars eine Leibwache haben wollte, so würde ich ihm rathen, sie aus ihnen zu wählen.“ [1]) Die Heerschau des letzten Tages ward durch ein Unwetter abgebrochen. „Ein Sturm, wie man noch nie einen ärgeren sah, eine Sündflut, neben welcher die des Deukalion nur ein Sommerregen war, bedeckte unsere Berge und ertränkte beinahe unsere Armee im Wasser.“ [2]) Bis auf die Haut durchnässt kehrten die Majestäten nach Neustadt zurück. Friedrich sprach beim Prinzen von Ligne seine Bewunderung aus über die Fortschritte der Österreicher und sagte dabei: „Wissen Sie, von wem ich das wenige, was ich verstehe, gelernt habe? Von eurem alten Feldmarschall Traun — das war ein ganzer Mann. Ich habe viele Fehler gemacht, und ihr, junge Leute, könnt daraus lernen.“

Unwetter.

Traun.

Urtheile. Friedrich II. verließ Neustadt in der Frühe des 7. September und begab sich nach Schlesien, Joseph II. nach Böhmen zu den Manövern. Kaunitz war durch die Zusammenkunft sehr befriedigt und schrieb an Maria Theresia über die Person des Königs: er habe an ihm weder all das Gute, noch all das Üble gefunden, was man von ihm gesagt habe; er glaube aber, Friedrich sei abgereist mit andern Empfindungen als er mitgebracht habe, und er werde in Zukunft den Österreichern trauen, soweit es ihm möglich sei, jemandem zu trauen. „Und auch wir dürfen ihm mehr trauen, als dies bisher vernünftig gewesen wäre.“

Friedrich über die Österreicher, Maria Theresia, Joseph II., Kaunitz. Auch Friedrich äußerte sich befriedigt. Vom Kaiser Joseph II. sagte er: „Er ist ein Ehrenmann, oder es gibt gar keinen mehr in der Welt“ — und vom Fürsten Kaunitz, er sei das Musterbild eines eifrigen Patrioten, unparteiisch und nur auf den Vortheil des Staates bedacht. Von den kaiserlichen Truppen sagte er, er glaubte Preußen vor sich zu sehen in weißer Uniform. [3]) Früher schon hatte er dem österreichischen Gesandten gegenüber von den hohen Tugenden, von den glänzenden Gaben, vom wohlthätigen Sinne Maria Theresias gesprochen, von ihrer Festigkeit im Unglück, und vom jungen Kaiser behauptet, er besitze alle jene Eigenschaften, die zu einem großen Manne gehören; er habe einen Zug von jenem edlen Ehrgeize, der zu großen Thaten entflamme; er halte sich noch zurück, schreite aber jeden Tag voran, und die Armee sei bereits so, wie Österreich nie eine bessere besessen. Man bringe die Finanzen in Ordnung, man zahle die Schulden. Die Politik des Fürsten Kaunitz sei einfach, aber sehr tief. Er sei der größte Staatsmann, den seit lange Europa besessen habe. [4]) — Das Lob, welches Friedrich II. der österreichischen Armee spendete, trieb Maria

[1]) Mémoires sur Fréderic, p. 13.

[2]) Ibid. p. 14.

[3]) Vergl. Brief Webers an Kaunitz aus Berlin 1770 in den Anmerkungen zu Arneth, l. c. VIII, S. 579.

[4]) Vergl. den Bericht Rugents über seine letzte Unterredung mit dem König, abgedruckt bei Arneth, l. c. VIII, S. 573—576.

Thereſia, dem Feldmarſchall Lacy zu danken: „Wer hätte ſich jemals einbilden können, daſs wir uns dieſem kriegeriſchen König gleichſtellen, ja ihn vielleicht in etwas übertreffen, daſs wir ſogar wünſchen würden, vor ſeinen Augen zu erſcheinen, und daſs wir Eindruck auf ihn hervorbringen könnten? Dies danke ich Ihrer Sorgfalt.“ [1]) —

Wie aus der Vermittelung des Friedens der Plan entſteht, Polen zu theilen.

Es war Kaunitz gründlich ernſt mit ſeiner Vermittelung des Friedens, um welche noch in Neuſtadt Joſeph und Friedrich durch ein Schreiben des Kaimakan gebeten worden waren. Er ſchrieb alsbald nach Conſtantinopel von den Beſchlüſſen zu Neuſtadt und daſs der König die Abſichten des Wiener Cabinetes der Kaiſerin Katharina mittheilen wolle; nur habe Friedrich bemerkt, daſs dieſe ihre Ehre für verletzt halten und ſich zu gar nichts verſtehen würde, wenn die Pforte nicht Obreskow auf freien Fuß ſtelle.

Nicht mehr Brognard vertrat Öſterreich bei der Pforte — er war 1769 geſtorben — ſondern Thugut, ein noch junger Mann, aber voll Talent und Eifer. Geboren 1736 in Linz, der Sohn eines Kriegs- und Cameralcaſſe-Verwalters, fand Franz Maria Thugut Aufnahme in die neuerrichtete orientaliſche Akademie, kam dann nach Conſtantinopel zur Internuntiatur, wurde Grenzdolmetſch, 1766 Hofdolmetſch in Wien und bekam als Hofſecretär die Behandlung der orientaliſchen Angelegenheiten. 1769 ſollte er für Öſterreich in der türkiſchen Hauptſtadt ſelber wirken, fand ſich ſchnell in dieſer ſchwierigen Stellung zurecht und errang durch ſeinen Scharfblick und die Feſtigkeit des Charakters die Achtung der Orientalen, wie durch ſeine getreuen Berichte und ſeine erfolgreiche Thätigkeit die Zuneigung des Staatskanzlers und der Kaiſerin. — Der Mann hatte Witz und Muth. [2]) Thugut.

Auch Friedrich hielt ſeine Zuſage; nur ſchrieb er nicht in ſo entſchiedenem Tone nach Petersburg, wie Kaunitz es wünſchte. Katharina wollte Vortheil von ihren Siegen und keine Vermittelung; namentlich verwahrte ſie ſich Friedrich II.

---

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 231.

[2]) Als ihn der Kaiſer einſt nach Warſchau ſandte, wurde Thugut am Tag ſeiner Audienz bei Poniatowski in einen Salon geführt, wo er einen Mann gravitätiſch daſitzen ſah, den ein Kreis ehrerbietig aufrecht ſtehender polniſcher Großen umgab; er hielt ihn für den König und begann ſeine Anrede. Es war aber Stackelberg, der ſich nicht beeilte, ihn aus ſeinem Irrthum zu reißen. Als man Thugut endlich doch das Miſsverſtändnis merken ließ, war er beſchämt und gereizt. Abends als er mit dem König und Stackelberg eine Partie machte, ſpielte er eine Karte aus und ſagte: „Treffkönig!“ — „Sie irren ſich,“ bemerkte man ihm, „es iſt der Bube.“ Der Öſterreicher ſtellte ſich, als ob er einen Miſsgriff begangen, ſchlug ſich auf die Stirne und rief: „Ach, Sire, Verzeihung! das iſt ſchon das zweitemal, daſs es mir heute begegnet, einen Buben für einen König zu halten!“ Stackelberg, ſo ſchnell er ſonſt mit einem witzigen Einfall bei der Hand war, konnte ſich bloß in die Lippen beißen. — Maſſon, Geheime Denkwürdigkeiten über Rußland, I, S. 4—5.

gegen die Beiziehung Frankreichs: nie werde sie Choiseul, dem geschworenen Feinde ihres Staates und ihrer Person, dieses Zugeständnis machen.

Katharina. Sie sei bereit, die guten Dienste des Wiener Hofes anzunehmen, die des Königs verlange sie. In Polen werde sie alle Mäßigung eintreten lassen. Statt der Kaiserin zu drohen, erklärte nun Friedrich, er verzichte gern auf das undankbare Geschäft der Vermittelung, lieber wolle er bloß Zuschauer sein. Als Kaunitz Katharinas Antwort in Wien gemeldet wurde, beharrte Kaunitz auf der Zuziehung Frankreichs. Choiseul war empfindlich verletzt, dass Katharina ihn fern halten wollte: er verlangte, dass England wie Frankreich zugelassen, oder beide ausgeschlossen würden. Jedenfalls solle Österreich im Friedensvertrage nichts gestatten, was den Handel Frankreichs nach der Levante und dem Schwarzen Meere schädigen, dagegen die Festsetzung der Engländer in jenen Gegenden fördern könnte.[1]

Choiseul.

Lage Österreichs. Durch all das wurde die Stellung Österreichs in dieser Frage schwieriger und ernster. In einer Denkschrift an seine Mutter vom 23. November 1770 Joseph II. hob Joseph hervor, wie unsäßig die Türkei sei, den Waffen der Russen zu widerstehen; wie bedenklich die Furcht des Königs von Preußen vor Russland und seine immerwährende Nachgiebigkeit gegen diesen Staat sei, und wie alles darauf hinauslaufe, Russlands Übermacht immer fester zu begründen. Um dieser Übermacht zu begegnen, bleibe Österreich kein anderes Mittel, als die Macht der Waffen. Aber jetzt sei der Krieg bedenklich: man solle eintreten für die schwachen und unentschlossenen Türken. Da müsse man entweder in die Türkei eindringen und die Russen zum Rückzuge nöthigen, oder durch einen Einmarsch in Polen sie zu einem Abzuge aus der Türkei zwingen. Es herrsche aber die Pest in diesen Ländern und der größte Mangel und seien die Zufuhren schwer. Ohne Mitwirkung des Königs von Preußen sei also bei diesem Kriege die Gefahr groß.[2]

Kaunitz. Kaunitz war gegen den Kaiser: Russland wolle nur Frieden schließen, wenn es Asow, Oczakow und Stellung am Schwarzen Meere erhalte und Herrschaft in Polen mit Ausschluss aller übrigen Mächte. — Da sei das Gleichgewicht Europas dahin! Es werde nicht mehr möglich sein, der Übermacht Russlands Widerstand zu leisten. Diesem Laufe der Dinge dürfe man nicht unthätig zusehen und man müsse sogleich zu den wirksamsten Mitteln greifen. Darum müsse man dem König von Preußen nochmals vorstellen, wie bedroht seine eigene Sicherheit und Unabhängigkeit sei. Es sollten Österreich und Preußen je mit 40.000 Mann in Polen einrücken, den König Stanislaus mit den Conföderierten versöhnen und den kriegführenden Mächten den Frieden vorschreiben. Die Pforte, die man dadurch rette, müsse die Kriegskosten bezahlen; Polen, das auch befreit werde, solle Friedrich II. Kurland und Semgallen als polnische Lehen übertragen und Österreich solle in friedlichem Einvernehmen mit der Pforte und Polen den Besitz der Landstriche erhalten, die es vor kurzem von Siebenbürgen nach der Moldau und von Ungarn gegen Polen hin mit seinen Truppen besetzt habe — außerdem die Einlösung der Zipser Städte und von der Pforte die Abtretung der kleinen Walachei.[3] Wolle der König aber ruhig bleiben, so sollte er wenigstens schriftlich die Zusicherung ausstellen, dass er Österreich nichts in den Weg lege.

---

[1] Arneth, l. c. VIII, S. 241.

[2] Die Denkschrift des Kaisers bei Arneth, l. c. VIII, S. 242—245.

[3] Kaunitzens Gutachten über Josephs II. Vorschläge in Arneth, l. c. VIII. S. 245—249.

wenn es die Walachei besetze, sobald das russische Heer die Donau überschreite: dadurch würde es zum Rückzuge genöthigt.

Maria Theresia aber sprach sich für den Frieden aus: sie habe die Schläge des Krieges allzu schmerzlich empfunden und gedenke keinen mehr zu führen. „Allzusehr liebe ich meine Völker, meine Ruhe, und ich will sie mir wenigstens nach außen hin schaffen, da ich sie in meiner Familie nicht finde.“ Sie meinte damit den Zwiespalt, in welchem sie allzuoft mit ihrem Sohne Joseph II. stand. Sie bittet den Feldmarschall Lacy, ihren Sohn ja nicht zum Kriege anzueifern, ja niemals gegen die Türken.[1]) — Der Kaiser hingegen klagte über die Unentschlossenheit seiner Mutter in seinem jugendlichen Thatendrange: man müsse entweder alles ins Werk setzen, mit gesammter Macht auftreten, oder gar nichts thun. Groß und ruhmreich wäre es für Österreich, Russland zur Mäßigung zu zwingen, es in seinem Siegeslaufe zu hemmen und zu entscheiden, was es behalten dürfe und was es zurückgeben müsse. — Aber Russland habe gewaltige Mittel und auf Friedrichs Zusage könne Österreich nicht mit Bestimmtheit zählen, denn er befolge doch nur den Grundsatz, von einem Tage auf den anderen von den Umständen Vortheil zu ziehen. Wie jetzt die Lage sei, könne man nur den Türken erklären, Österreich würde ihnen gern helfen, könne es aber nicht ohne den König von Preußen. Die Pforte würde nun mit Ungestüm in diesen dringen, entschieden gegen Russland aufzutreten; dadurch würde Friedrich nur die Wahl bleiben, sich entweder mit Russland zu entzweien oder der Pforte gegenüber die Maske fallen zu lassen und dadurch bei ihr alles Vertrauen und allen Einfluss zu verlieren. Die Pforte würde somit genöthigt, sich ganz in die Arme Österreichs zu werfen. — Man sieht aus diesem Schreiben des jungen Kaisers, wie rasch sein Enthusiasmus für Friedrich II. sich abgekühlt hatte.

Maria Theresia. Joseph II. Friedrich II.

Bei Maria Theresia erweckte dieses Schreiben eine peinliche Stimmung. Nie sei ihr eine Entscheidung schwieriger geworden; auch sie halte einen Krieg gegen die Russen für bedenklich, aber sie könne auch nicht der Art beistimmen, wie man den König von Preußen aufs Eis führen wolle. „Mein Grundsatz, den ich dem Fürsten Kaunitz verdanke und bei dem ich mich immer wohl befand, ist die Redlichkeit und die Offenherzigkeit. Nichts von Zweideutigkeit und dem Bestreben, andere irre zu führen! — In meinem Alter überlegt man reiflicher. Nach den schrecklichen Kriegen, die ich führen musste, weiß ich, was man davon zu halten hat, und insbesondere in jenem Lande, wo jetzt Pest und Hungersnoth herrschen. — Ich müsste meine Armee preisgeben, die auserlesensten meiner Generale und selbst meinen Sohn. Hier geschieht, dass meine Thränen das bestätigen, was meine Hand und mein Herz feststellen, den Frieden, und keine Zukunft wird mich je darin wankend machen.“

Maria Theresia will Frieden.

---

[1]) Das Schreiben der Kaiserin an Lacy bei Arneth, l. c. VIII, S. 252—253.

Josephs II. Thaten.

So waren die Gegensätze in der Hofburg. Joseph hielt der Friedensliebe der Mutter vergebens entgegen, geschickte Benützung der Umstände bilde das Wesen der Staatskunst. Man müsse Friedrich offen erklären, dass man ihn angreife, sobald er eines Theiles von Polen sich bemächtige; sich unbedingt für den Frieden erklären, sei noch viel nachtheiliger als der Krieg. Österreich solle nicht bloß die Vergrößerung Russlands verhindern, sondern auch durch Erwerbung fremden Gebietes sich thunlich wiederherstellen.[1])

Beschluss.

Der Beschluss, welcher zuletzt gefasst wurde, lautet, 60.000 Mann in Ungarn zusammenziehen, um die Russen vom Übergange über die Donau abzuhalten; der Pforte zu erklären, dass Österreich eher einen Krieg mit Russland anfange, als dass es den Untergang des osmanischen Reiches gestatte — nur möge sie die Kriegskosten, die man auf 34 Millionen veranschlage, ersetzen und für seine übrigen Opfer Österreich mit der kleinen Walachei, Belgrad und Widdin entschädigen und ihm in Handelssachen die Vorrechte der am meisten begünstigten Nationen einräumen; dem König von Preußen aber sei der Vorschlag zu machen, wenn er sich nicht mit Österreich gegen Russland verbünden wolle, so möge er in einem Schreiben an den Kaiser, für welches man ihm die sorgfältigste Geheimhaltung zusichere, zu voller Neutralität sich verpflichten, wenn Österreich anderswo als in Polen den Krieg gegen Russland führe.

Friedrich II.

Damit wenden wir uns wieder nach Berlin, wo Swieten am 30. September 1770 beim König Audienz hatte, der vieles und geistreich sprach, aber jeder positiven Erklärung geschickt aus dem Wege gieng und nur im allgemeinen betonte, die Pforte werde sich zu ansehnlichen Opfern verstehen müssen, doch dürfe man hoffen, dass Russland eine wünschenswerte Mäßigung nicht außeracht lasse.

Was Katharina II. will.

Von Katharina kam bald darauf ein Schreiben an Friedrich II., in welchem diese gewünschte Mäßigung keineswegs zu erkennen war. Sie verlangte Asow und die beiden Kabardeien für Russland, die Unabhängigkeit der Tataren der Krim, des Dnjestr, des Bug und des Dnjepr von der Pforte, den Besitz der Moldau und Walachei auf fünfundzwanzig Jahre zur Deckung der Kriegskosten, oder Umwandlung dieser Fürstenthümer in unabhängige Staaten, Freiheit der Schiffahrt und des Handels auf dem Schwarzen Meere für Russland und eine Insel im griechischen Archipel als Stationsplatz für seine Schiffe.

Friedrichs Zorn.

Friedrichs Zorn wurde rege, nicht bloß über die Höhe dieser Forderung, sondern auch darüber, dass an ihn bei der Vertheilung der Güter gar nicht gedacht wurde. Er antwortete 4. Januar 1771,[2]) die Türken würden sich nicht dazu verstehen, die Moldau und Walachei und eine Insel des Archipels abzutreten; die Unabhängigkeit der Tataren werde auf große Schwierigkeiten stoßen und die

[1]) Arneth, Briefe, VIII, S. 255–268.

[2]) Vergl. Kurd von Schlözer, Friedrich der Große und Katharina II., S. 249 bis 253. — Sfolowjoff, l. c. S. 132.

Pforte werde sich, aufs äußerste getrieben, Österreich in die Arme werfen und Belgrad abtreten. Österreich werde lieber einen Krieg anfangen, als einwilligen, dass man die Moldau und Walachei den Türken entreiße. Was die Türkei bewilligen könne, sei Abtretung der beiden Kabardeien, Asows sammt Umgebung und freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere. Willige Russland ein, so werde er, der König, die Unterhandlungen einleiten, sonst aber sich zurückziehen. Seinem Bruder Heinrich schrieb Friedrich II., nachdem er seine Galle über die ehrgeizigen Pläne Russlands ergossen: „Ich werde nicht sclavisch für ihre Vergrößerung arbeiten, ohne dass irgend etwas zu meinem Vortheile stipuliert wird.“ [1])

Antwort Katharinas.

Katharina antwortete am 19. Januar 1771, sie verlange durchaus keine neuen Erwerbungen. Die beiden Kabardeien und das Asowsche Gebiet gehörten ohne Frage zu Russland. Freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere sei eine nothwendige Bedingung während des Friedensstandes unter den Völkern. Eine Entschädigung für den ungerechten Krieg könne sie in der Besitznahme der Moldau und Walachei finden, aber sie verzichte auf diese Entschädigung, wenn man diese Fürstenthümer unabhängig mache. Der Bestand dieser Kleinstaaten sei keine Gefahr für Österreich. Dieses wolle mit Frankreich ein orientalisches Gleichgewicht, sie sei bereit, dieser Ansicht Rechnung zu tragen: aber wer bestimme denn, dass die Wage richtig ist, wenn die türkische Grenze bis zum Dnjestr reicht, und dass das Gleichgewicht gestört ist, wenn die Grenze sich an der Donau befindet? Die Befreiung der Tataren sei eine Sache der Humanität, welche die ganze Nation verlange; sie vermöge nicht ihr den Beistand zu versagen. Die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Tataren verringere die Macht der Pforte nicht, vergrößere die Macht Russlands nicht, sondern beseitige für dasselbe nur Grenzstreitigkeiten. Der Wiener Hof habe nicht Tataren zu Nachbarn und deswegen keinen Grund, sich zu beunruhigen. Die Insel, welche sie im Archipel verlange, solle nur ein Stapelplatz für den russischen Handel sein; sie fordere keine Insel, die etwa für sich allein einem Staate gleichkäme, wie Cypern, Candia, nicht einmal eine so bedeutende wie Rhodos. Der Archipel, Italien, Constantinopel könnten nur gewinnen, wenn sie durch einen solchen Handelsplatz nordische Erzeugnisse aus der ersten Hand billiger bekämen. Wenn sie die Moldau und Walachei für unabhängig erkläre und auch auf eine Insel verzichte, so verzichte sie ja auf alles!

Friedrich drängt Russland gegen Polen.

Friedrich schrieb am 2. März 1771 an seinen Gesandten, Österreich behandle die Zips schon als einen Landstrich, der zum Königreich Ungarn gehöre. „Dieses veranlasst mich, daran zu denken, dass wir mit Russland die günstige Gelegenheit benützen und das Beispiel des Wiener Hofes nachahmen und uns gleichfalls um unseren eigenen Vortheil kümmern sollten. Mir scheint, es ist Russland ganz gleich, woher es die Entschädigung bekommt, auf welche es für seine Einbußen im Kriege ein Recht hat, und da dieser Krieg Polens wegen begonnen wurde, so sehe ich nicht ein, warum Russland sich nicht mit Grenzgebieten der Republik entschädigen sollte. Was mich betrifft, so kann ich es gar nicht umgehen, in gleicher Weise einen Theil Polens zu erwerben. Das wird mir zur Entschädigung für meine Subsidien dienen, sowie auch für die Verluste, welche ich in diesem Kriege erlitten habe. Ich werde mich freuen, sagen zu können, dass ich diese neue Erwerbung Russland verdanke, was unseren Bund noch mehr befestigen und mir die Möglichkeit gewähren wird, ihm bei einer anderen Gelegenheit nützlich zu sein.“

[1]) Duncker, Die Besitzergreifung von Westpreußen, S. 550—552.

Also drängte Friedrich Russland, seine Entschädigung in Polen zu suchen, von dem er aber auch einen Theil haben wollte. Von russischer Seite wollte man ihm Ermeland geben, das war ihm aber zu wenig, er wollte mehr: „Das Spiel ist die Kerze nicht wert", antwortete er seinem Bruder Heinrich am 31. Januar 1771. „Dieser Antheil ist so klein, dass er nicht das Geschrei aufwöge, welches er wachrufen würde; aber Polnisch-Preußen würde die Mühe lohnen, selbst wenn Danzig nicht inbegriffen wäre, denn wir hätten die Weichsel und die freie Verbindung mit dem Königreiche." [1])

Angebot Russlands.

Friedrichs Bruder, Prinz Heinrich, weilte damals in Petersburg und hat später behauptet, dass er den Anlass gab zur Theilung Polens und zwar bei Erwähnung der Besetzung der Zips durch Österreich.

Prinz Heinrich.

„Ich war am Abend bei der Kaiserin", berichtet Heinrich seinem Bruder: „sie sagte mir scherzend, die Österreicher hätten sich in Polen zweier Starosteien bemächtigt und an deren Grenzen das kaiserliche Wappen aufgepflanzt. Es scheine, man brauche sich in Polen nur zu bücken, um etwas aufzulesen. Aber warum soll nicht jedermann davon nehmen?" — Graf Tschernitscheff sagte: „Warum soll der König nicht das Bisthum Ermeland in Besitz nehmen, denn, wie die Sachen liegen, muss doch jeder etwas haben." — Welche Thätigkeit Prinz Heinrich in der Theilungsfrage während seines Aufenthaltes in Petersburg entfaltete, geht aus seinem Briefe nach vollendeter Thatsache an den preußischen Gesandten hervor: „In der ganzen Sache habe ich nicht an mein eigenes Interesse gedacht. Wenn es sich um das Glück von Staaten handelt, darf man den eigenen Vortheil nicht einmischen. Ich rechne es mir zum Ruhme an, der großen Kaiserin gedient zu haben, dem König und dem Vaterlande nützlich gewesen zu sein. Das schmeichelt mir mehr, als der Gewinn irgend eines Gebietes. Ich habe ein Recht zu sagen, dass mein Petersburger Aufenthalt bezeichnet ist durch den Anfang von Beziehungen, welche zum engsten Bunde zwischen dem König und Russland geführt haben. Ich habe den Beweis dafür, dass ich die Frage gestellt habe, welche zur Verständigung geführt hat, in mehr als zwanzig eigenhändigen Briefen des Königs, aber ich verlange gar keinen Lohn; ich suche nur Ruhm und gestehe Ihnen, dass ich glücklich sein würde, wenn mir dieser Ruhm aus den Händen Ihrer russischen kaiserlichen Majestät zutheil würde. Mein Wunsch wird erfüllt, wenn sie mich nach Besitzergreifung der polnischen Länder eines Briefes würdigt, der als Zeugnis dienen kann, dass ich zu dieser großen That mitgewirkt habe. Ich wiederhole Ihnen offenherzig, dass ich diesen Brief als das größte Monument meines Ruhmes ansehen würde."

Katharina II.

Die Kaiserin entsprach dem Wunsche des Prinzen und stellte ihm das Zeugnis aus: „Nach Besitzergreifung der westrussischen Provinz halte ich es für gerecht, Ihrer königlichen Hoheit zu bezeugen, wie sehr ich mich Ihnen verpflichtet fühle für all die Mühen, welche sie angewendet haben, um diese große Sache zustande zu bringen, für deren erster Urheber sich Eure Hoheit halten kann."

Dahin haben es also die Polen gebracht mit ihrer Unbändigkeit und ihrem Leichtsinne, dass ein Prinz sich als die höchste That seines Lebens zum Ruhme anrechnen kann, zur Theilung ihres Reiches den Anstoß gegeben zu haben!

[1]) Oeuvres, XXVI, p. 398. — Arneth, l. c. VIII, S. 273.

Begreiflich, daſs, während dieſe Verhandlungen gepflogen wurden, Friedrich II. Österreich gegenüber keine Verbindlichkeit eingehen wollte; van Swieten ſchloſs bloß aus den ausweichenden Reden, daſs der König die Umſtände ſich zu Nutzen zu machen gedenke.

Österreichisch-türkiſcher Vertrag

Umſo lebhafter betrieb Kaunitz die Abſchließung eines Bundes mit der Türkei. Auf Abtretung der Feſtungen Belgrad und Widdin wollten ſich die Türken um keinen Preis einlaſſen: ſie würden nicht bloß ihr eigenes Leben, ſondern auch das des Sultans in Gefahr ſetzen. Beide Feſtungen gelten für die ſtärkſten des Reiches; ſelbſt wenn die Ruſſen in Adrianopel wären, dürfte kein Miniſter wagen, dem Sultan zu deren Verzicht zu rathen; auch ſtehe es nicht in ſeiner Gewalt, einer fremden Macht einen Platz zu überlaſſen, in welchem auch nur eine einzige Moſchee ſich befinde. Dagegen fanden ſie die Vergütung der Kriegskoſten für billig und zeigten ſich nicht abgeneigt, die kleine Walachei abzutreten. Infolge dieſer Nachricht erhielt Lacy den Auftrag, ſeine Anſtalten ſo zu treffen, daſs im Sommer binnen vier Wochen 60.000 Mann an der Donau und der türkiſchen Grenze marſchbereit ſeien. Der Sultan fand die Abtretung des Gebietes zwiſchen der Donau und dem Altfluſs billig, denn nie habe ein Nachbar ein ſo großes Wohlwollen gezeigt, wie jetzt der Kaiſerhof gegen die Pforte. Die Kriegsentſchädigung ward auf 11,250.000 Gulden feſtgeſetzt, wovon ein Theil ſogleich bezahlt werden ſolle. Dafür verpflichtete ſich Österreich, entweder durch Verhandlungen oder durch Drohungen, ja ſelbſt mit Waffengewalt, der Pforte einen Frieden zu verſchaffen, durch welchen ihr früheres Verhältnis zu Rußland wieder hergeſtellt und zugleich Polen vom ruſſiſchen Joche für alle Zukunft befreit werde. Die Türkei dagegen verſprach, Österreich auf ſein Begehren mit ihren Schätzen und dem Blute ihrer Unterthanen Beiſtand leiſten. Der Bund wurde abgeſchloſſen 7. Juli 1771.[1])

mit der Türkei.

Thugut.

Zum Lohne für ſeinen Eifer und ſeine erfolgreiche Thätigkeit wurde Thugut in den Ritterſtand erhoben und zum Internuntius ernannt.

So ſtanden ſich denn zwei Bündniſſe gegenüber: Rußland und Preußen, Österreich und die Türkei. Thugut hatte ſeine Unterhandlungen immer in der Nacht, im Geheimen geführt. Der vertrauteſte Unterhändler Friedrichs dagegen war unleugbar Prinz Heinrich. Für den König, der nach der Rückkehr ſeines Bruders am 18. Februar 1771 ſeine Beute ſchon ſicher ins Auge faſste und unter Einſchärfung der größten Verſchwiegenheit Bericht über das Erträgnis von ganz Ermeland, Kurland, Marienburg und Pomerellen forderte, galt es jetzt, ein Einverſtändnis zwiſchen Rußland, Preußen und Österreich auf Koſten Polens zu erzielen.[2])

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 294. — Der Wortlaut des Vertrags bei Hammer, l. c. VIII, S. 567—570.

[2]) Arneth, l. c. VIII, S. 294.

Die Zips. Es wurde viel Gerede gemacht über die Besetzung der Zips, über Übergriffe Österreichs, über den Titel Administrator der wieder einverleibten Provinz,[1] den Hofrath Török bei der ungarischen Hofkanzlei annahm.[2] Der preußische Gesandte machte Vorstellungen gegen die letzte Maßregel in Wien. Kaunitz schloss daraus auf die Absicht des Königs, die wohlbegründeten Ansprüche Österreichs auf die Zips mit seinen ungleich weniger stichhältigen auf polnische Grenzdistricte zu vermengen. Friedrich schrieb auch an seinen Gesandten in Petersburg, der Wiener Hof gebe durch die Besetzung der Zips das Beispiel; Russland und Preußen seien dadurch ermächtigt, ebenso zu verfahren.[3]

Indes wurden im April 1771 von Russland aus Friedrichs Pläne gegen Polen angedeutet und dass Katharina darüber ungehalten sei, und Joseph klagte seinem Bruder Leopold über Friedrichs unwahre Darstellung, als ob der Vorschlag zur Theilung Polens von Russland käme. Katharina II. bot Österreich Theilung der türkischen Beute an: es möge die Moldau und Walachei dem Kaiserstaate einverleiben oder einem Erzherzog oder dem Prinzen Albert von Sachsen verleihen,[4] oder man möge beide Provinzen an Polen geben für Land, welches dieses abtreten solle; Russland verlange nur Asow und die Unabhängigkeit der Tataren am Dnjestr, Bug und Dnjepr, Amnestie und eine gerechtere Behandlung der Christen in der Türkei, Freiheit des Handels und Verkehres und eine Insel des Archipels, aber bloß als Stapelplatz für seinen Handel. Österreich möge für diese Friedensbedingungen bei der Pforte wirken. Kaunitz lehnte es geradezu ab, ja erklärte entschieden, Österreich könne bei weiterem Vorschritte der russischen Waffen kein gleichgiltiger Zuschauer bleiben, sondern wäre wider seinen Willen genöthigt, der unterliegenden Macht werkthätige Hilfe zu leisten.

Angebot Katharinas an Österreich, aber abgelehnt.

Als Friedrich II. über diese Abweisung, welche seine Pläne unbarmherzig durchriss, seine Unzufriedenheit äußerte,[5] Österreich möge nur die Moldau und Walachei nehmen und dafür Belgrad eintauschen, ließ ihm Kaunitz durch van Swieten erklären, es käme auf eines hinaus, entweder die türkischen Lande anzufallen und Belgrad mit Gewalt der Waffen wegzunehmen oder diese Eroberung unter dem Scheine der Abtretung der Fürstenthümer zu bewerkstelligen: die Pforte werde eher die Fürstenthümer als die wichtige Grenzfestung verschmerzen. Trete Österreich gegen die Pforte auf, so habe Russlands Vergrößerungssucht gewonnenes Spiel und wäre die Erwerbung der Moldau und Walachei ein Scheingewinn und der Grundstein künftiger Unterwerfung. Friedrich II. sollte Österreich Dank wissen, dass es sich gegen die Vergrößerung Russlands stemme, und dabei nicht bloß seine eigene, sondern auch Preußens Unabhängigkeit vertheidige. — Friedrich entschuldigte sich mit der Schwäche des Alters, er sei gegenüber Kaunitz nur ein Novize in

Friedrich II. entschuldigt sich mit Altersschwäche.

[1] Administrator provinciae reincorporatae.
[2] Arneth, l. c. VIII, S. 299.
[3] Ibid. VIII, p. 304.
[4] Ibid. VIII, p. 309—310.
[5] Ibid. VIII, p. 314.

der Politik: es gebe übrigens nur ein Mittel, daſs Rufsland den Türken die Donaufürstenthümer laſſe, nämlich wenn es ſich für dieſes Opfer in Polen entſchädigen könne. Er glaubte damals, Öſterreich beginne bald den Krieg wider Rufsland und fürchtete, ſelber darein verwickelt zu werden. Katharina zeigte ſich verletzt über Öſterreich, dem an ihrer Freundſchaft nichts zu liegen ſcheine, und beantwortete Kaunitzens Depeſche in einer eigenen Denkſchrift,[1]) in der ſie auf ihren Forderungen beſtand.

Maria Thereſia

Wie Kaunitz gegen Friedrich und Katharina, ſo ſprach Maria Thereſia gegenüber dem engliſchen Geſandten Stormond 1. Juli 1771 ihre Geſinnung aus:[2]) es ſei unmöglich, der Pforte die ruſſiſchen Friedensvorſchläge mitzutheilen; wer möge Bedingungen ſolcher Art übernehmen! Wenn es der König von Preußen mit ſeiner Friedensliebe wahrhaft aufrichtig und ernſt meine, ſo müſste ihm lieb ſein, wenn Öſterreich vorſchreite und den Ruſſen mit Offenheit nothwendige, obwohl unangenehme, Wahrheiten ſage, welche er mit Mäßigung unterſtützen ſollte, ſo daſs er die Freundſchaft Katharinas nicht verliere. Der Krieg, dem man entgegentreibe, ſei verderblich und zerſtörend! Man werde dem Hunger, der Peſt und jeder Plage ausgeſetzt ſein, aber das Wohl und die Sicherheit Öſterreichs verlange ihn. Hinſichtlich Polens äußerte Maria Thereſia den ſtarken Verdacht, daſs Rufsland es theilen wolle nach einem tiefen Plan ſeines Ehrgeizes, und bemerkte dabei, daſs Öſterreich dies niemals dulden könne: „Ich wünſche kein Dorf zu behalten, was mir nicht zukömmt. Ich will keine Eingriffe machen, und ſo weit ich dazu im Stande bin, auch nicht dulden, daſs ſie gemacht werden. Kein Theilungsplan, wie vortheilhaft er auch ſein möge, wird mich auch nur einen Augenblick lang in Verſuchung führen; vielmehr werde ich alle Pläne ſolcher Art mit Verachtung verwerfen. Ich mache mir hieraus kein Verdienſt, denn ich müſste alſo handeln, ſowohl aus Grundſätzen der Klugheit und Politik, als aus Beweggründen der Billigkeit und Gerechtigkeit."

über die Theilung Polens.

Friedrich reizt die Czarin

Umſo eifriger drang Friedrich II. in Katharina, raſch in Polen zuzugreifen. Er ſchrieb am 14. Juni: „Öſterreich kann ſchlechterdings nicht auf Hilfe von Frankreich rechnen, welches ſich in ſo erſchreckender Erſchöpfung befindet, daſs es nicht den geringſten Beiſtand Spanien leiſten konnte, als dieſes entſchloſſen war, England den Krieg zu erklären. Ich urtheile ſo: wenn auch der Wiener Hof Krieg anzufangen wünſchte — wird er denſelben erklären wollen — ohne Hoffnung, jemanden zum Bundesgenoſſen zu haben? und wird er zu gleicher Zeit mit Rufsland und mit Preußen den Krieg führen wollen? Das iſt nicht wahrſcheinlich und deshalb haben wir nichts zu fürchten bei der Ausführung des Projectes bezüglich der Erwerbungen in Polen. Ich garantiere den Ruſſen alles, was ihnen zu nehmen belieben wird; ſie werden ganz ebenſo verfahren ihrerſeits. Sollte den Öſterreichern ihr Antheil zu klein erſcheinen, ſo kann man ſie zufriedenſtellen mit dem Theile des venetianiſchen Gebietes, das Öſterreich von Trieſt trennt. Sollten ſie

zugreifen.

[1]) Ihr Inhalt bei Arneth, l. c. VIII, S. 319—320.
[2]) Raumer, Beiträge, II, S. 389—392.

auch dann noch eigensinnig sein, so stehe ich mit meinem Kopfe ein, dass die enge Allianz Preußens mit Russland sie zwingen wird, alles zu thun, was uns beliebt. Darum übernehme ich alle möglichen Garantien, welche Russland nur irgend von mir verlangen kann bezüglich der Landstriche, welche es für seine Abrundung nöthig erachten wird, und denke, dass ich keinen Krieg riskiere infolge dieser Garantien. Die Sache erfordert nur Festigkeit und ich stehe für den Erfolg ein, weil die Österreicher ohne Bundesgenossen es mit zwei Mächten zu thun haben würden."[1])

In seiner Ansicht, dass Österreich vor einem Kriege zurückscheue, wurde Friedrich II. durch eine arglose Äußerung Maria Theresias an seinen Gesandten Rhode vom 5. September 1771 bestärkt. Sie sagte da, sie werde nur mit äußerstem Widerwillen die Waffen ergreifen, sie sehe mit Schmerz ihre Hoffnung auf den Frieden vereitelt. Der König möge es doch auf sich nehmen, Russland von seinem Begehren nach der Moldau und Walachei abzubringen, und er möge die Pforte bewegen, auf Grundlage der übrigen Forderungen Russlands Frieden zu schließen, denn aus der Krim vermöchte niemand die Russen mehr zu vertreiben. Friedrich war entzückt über diese Äußerung und sagte zu Swieten, er habe Russland schon dahin gebracht, dass es die Moldau und Walachei nicht für sich zu behalten wünsche; er hoffe, alles zu erreichen, wenn Österreich nur einen verbindlicheren Ton gegen Russland anschlagen wolle. Kaunitz erfuhr von Swieten zuerst über diese Rede seiner Kaiserin, bei welcher er sich beklagte, dass sie damit allem, was er bisher gesagt, geschrieben und gethan, widersprochen und in einem Augenblick das Werk von drei Jahren vernichtet habe.[2]) Maria Theresia betheuerte jedoch, dass sie nie der Abtretung der Krim beigepflichtet habe, dass Rhode es war, der dies selber gesagt und dabei hinzugefügt habe: „Wer wird Russland die Krim wieder entreißen?" — „Keinen Krieg, kein Abirren von unserem System, kein Imstichlassen der Türken, kein Annehmen von Geld!" — schrieb die Kaiserin an den Staatskanzler, welcher dem russischen Gesandten in vertraulichster Weise sofort mittheilte, wie Österreich keinerlei Eifersucht hege gegen Vortheile, die Russland geziemten infolge seiner Siege, aber seine Forderungen dürften das Gleichgewicht der Macht nicht allzusehr erschüttern und müssten derart sein, dass sie von der Pforte angenommen werden könnten. Als solche Friedensbedingungen bezeichnete Kaunitz: die Überlassung der Stadt Asow und der beiden Kabardeien, das Recht freier Schiffahrt und des Handels auf dem Schwarzen Meere, doch nur mit Kauffarteischiffen; die Befugnis zur Anlegung von Grenzfestungen, eine angemessene Geldsumme. In Polen müsse aber baldmöglichst die Ruhe wieder hergestellt, dieses Reich bei seiner früheren Verfassung und in der Ausdehnung, die es vor dem Kriege besessen, ohne Lostrennung von Gebietstheilen belassen und der König auf seinem Throne geschützt werden. Sobald Russland und Preußen dies gethan, werde Österreich seine Truppen aus Polen, mit Ausnahme der Zips, zurückziehen.[3])

Rhode. Maria Theresia. Kaunitz.

---

[1]) Arneth, l. c. VIII, 321—323.
[2]) Ibid. VIII, S. 324—326.
[3]) Ibid. VIII, S. 333—334.

Indessen aber hatten Russland und Preußen betreffs der Theilung in Polen sich schon geeinigt und König Friedrich bedeutete Swieten, Russland verzichte bereits auf die Moldau und Walachei und wahrscheinlich auch auf die Krim, nur müsse es dafür auf Kosten Polens entschädigt werden, und meldete Panin, auch Russland und Preußen hätten Ansprüche auf polnisches Gebiet, und wenn Österreich zur Durchführung ihrer wechselseitigen Rechte, sich mit ihnen verständigen wolle, so sei man in Petersburg hiezu bereit. Zugleich ließ Katharina erklären, sie stelle die Fürstenthümer der Pforte gegen eine Kriegsentschädigung zurück, nur müsse sie Oczakow und Kinburn behalten; für Abschließung eines Waffenstillstandes mit den Türken erbitte sie sich Österreichs gute Dienste.[1]) Russland einig mit Preußen.

Also Preußen und Russland waren einig gegen den österreichischen Plan eines billigen Friedens für die Pforte und der Belassung Polens in seinem bisherigen Umfang. Überdies hatten die Osmanen am 20. October 1771 bei Matschin und bei Tultscha Niederlagen erlitten und waren eigentlich kampfunfähig geworden; eine Fortsetzung des Krieges musste für sie verderblich werden und für Österreich bedenklich. Soll die Pforte Frieden erhalten, so muss Österreich sich mit Preußen und Russland verständigen; ohnehin hätten die Russen schon feste Stellung am Schwarzen Meere. „Wenn das Haus Österreich nicht dem widrigen Schicksal preisgegeben werden solle, dass nicht nur die Macht Russlands ungleichmäßig und sehr beträchtlich vergrößert, sondern auch sein eigenes Ansehen und sein Einfluss empfindlich geschmälert werde, so bleibe nichts anderes mehr übrig, als an einen Theilungsvertrag zu denken, bei welchem auch Österreich in angemessener Weise berücksichtigt und daher das Gleichgewicht zwischen den drei Mächten erhalten wird.“[2]) — So gieng Kaunitz nach und nach auf den Boden seiner Gegner über. Österreich muss mittheilen.

Was soll aber getheilt werden? — die Türkei oder Polen? — oder beide zugleich?

Es lag ein siebenfacher Theilungsplan vom russischen Contre-Admiral Massin vor. Da war zuerst die Rede von einer vollständigen Auftheilung der Türkei, derart, dass Serbien, Bosnien, Türkisch-Dalmatien und Morea dem Hause Österreich, alle übrigen europäischen Provinzen sammt Constantinopel aber Russland zukommen sollten. Als echter Staatsmann erklärte Kaunitz sogleich, Österreich bekäme da Vieles, aber Russland würde übermächtig werden. — Nach dem zweiten Vorschlage sollte Constantinopel der Sitz eines unabhängigen Königreiches werden, dessen erstes Oberhaupt Katharina einsetzen würde. Österreich bekäme Dalmatien, Bosnien, Serbien, die Walachei und Bulgarien, Russ- Theilung der Türkei.

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 334—335.
[2]) So im Bericht des Kaunitz zu lesen bei Arneth, l. c. VIII S. 337—338.

land die übrigen Gebiete; Morea sollte einem Erzherzog zufallen, Kandia oder Cypern dem Großherzog von Toscana, Istrien und Friaul an Österreich. — Ein dritter Vorschlag überließ den Türken Constantinopel, verdrängte sie aber vom linken Ufer der Donau und überließ Österreich Bosnien, Dalmatien, Serbien, Rußland aber seine Erwerbungen am Schwarzen Meer und Preußen ein Stück Polen, welches dafür durch die Moldau und Walachei entschädigt werden sollte. Kaunitz verwarf diesen Vorschlag, weil er voraussetzte, Österreich wolle die Pforte bekriegen. — Der vierte Vorschlag war zum Schaden Polens. Kaunitz meinte nur, daß Österreich geradesoviel Vermehrung an Land und Leuten erlange, als Preußen, daß ihm aber dabei sein Antheil in der Grafschaft Glatz und in den schlesischen Besitzungen zugewiesen werde. Weigere sich dessen Friedrich II., so mögen auf Österreichs Antheil die Markgrafenthümer Ansbach und Bayreuth fallen, oder Österreich solle die Walachei und einen Theil von Bessarabien erhalten und der Rest dieser Provinz und die Moldau sollen an Polen kommen zur Entschädigung für das, was es an Rußland und Preußen abtreten müßte. Der letztere Gedanke gefiel Kaunitz insbesondere. Wenn aber all diese Pläne keine Verwirklichung fänden, so sollte jedenfalls Österreich soviel wie Rußland und Preußen von polnischem Gebiet erhalten![1])

Widerstreit der Ansichten in Wien.

Kaiser Joseph II., welchem der Bericht des Staatskanzlers von der Mutter zugesendet worden, hielt die Fortsetzung des Krieges zwischen Rußland und der Türkei für vortheilhaft, weil er beide Theile schwäche und zugleich Friedrich II. zwinge, an Rußland seine Subsidien zu zahlen, ihn also auch schwäche. Zugleich solle man in Polen vorschreiten und weitausgedehnte Gebiete mit bewaffneter Hand als Unterpfand besetzen, jedoch erklären, daß man sie wieder verlasse, wenn von Seite Preußens und Rußlands ein Gleiches geschehe.[2]) Kaunitz aber stellte diese Maßregel als eine gefährliche dar.[3])

Joseph II.

Maria Theresia.

Was Kaunitz fordert.

Nun sollte die Kaiserin entscheiden, und durch ihre Schrift tönt die Klage hindurch, daß hin und wieder geschehe, zu was sie nicht zugestimmt habe. Und in der That war die Besetzung des polnischen Grenzgebietes, die Ansammlung von Streitkräften in Ungarn, die Convention mit der Pforte — trotz ihrer Mißbilligung von Joseph durchgesetzt worden.[4]) Kaunitz glaubte ihrem Sinn zu entsprechen, wenn er Glatz und einen angemessenen Theil von Schlesien verlange und, sofern Preußen dieses nicht gestatte, wenn er auf der Erwerbung von Ansbach und Bayreuth bestehe, denn nach seiner Ansicht könne sich Österreich in die Vergrößerung der mächtigen Nachbarn nicht willig fügen und dabei allein leer ausgehen, ohne das bisherige Gleichgewicht zu seinen Ungunsten abgeändert zu sehen.

Friedrich II.

Am 4. Februar 1772 trug van Swieten in Potsdam deshalb dem König die Ansicht des Staatskanzlers vor. Der König fand eine gleichmäßige

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 339—345.
[2]) Ibid. VIII, S. 346—347.
[3]) Ibid. VIII, S. 347—351.
[4]) Ibid. VIII, S. 354.

Gebietserwerbung aller drei Mächte billig. Als aber Swieten von einem Tausch und von der Grafschaft Glatz zu reden anfieng, wurde Friedrich unmuthig: er habe zwar das Podagra in den Beinen, derartige Vorschläge könnte man jedoch nur machen, wenn er das Podagra im Kopf hätte. Es handle sich um Polen, nicht um seine Besitzungen. Übrigens baue er auf Verträge und auf die Versicherung, die ihm der Kaiser gegeben, dass er nicht mehr an Schlesien denke. Als Swieten, gegen Wiederabtretung der Moldau und Walachei, Serbien mit Belgrad als wünschenswerte Erwerbung betonte, meinte der König, dies wäre leicht möglich, er werde diesen Plan Russland empfehlen. In einem Schreiben an seinen Gesandten in Petersburg schalt jedoch der König über die Treulosigkeit der Österreicher, die dem Türken, dem sie eben Hilfe versprochen hätten, eine wichtige Grenzprovinz wegnehmen wollten. Es sei sichtlich, dass die Österreicher den Krieg scheuten und alles annehmen würden, was man ihnen anbiete.[1]

und van Swieten.

Maria Theresias

Gegen all diese Vorschläge sprach sich übrigens noch einmal aufs entschiedenste Maria Theresia aus: es sei falsch, dass, wenn zwei Staaten in unrechtmäßiger Weise sich zu bereichern im Begriff wären, der dritte Staat dies aus wichtigen politischen Gründen auch thun müsse.[2] Ein Fürst besitze keine andere Berechtigung als jeder Privatmann. „Die Größe und die Stärke eines Staates kommt nicht in Betracht, wenn wir ihn zurückgeben müssen, um vor Gott zu erscheinen. — Man muss auch ein Opfer bringen können, und der Augenblick ist dazu da. Man muss diesen Krieg so rasch als möglich und in anständiger Weise beendigen, dass Freunde und Feinde uns Dank dafür wissen und wir für unsere Ehrenhaftigkeit und Großmuth ihre Hochachtung gewinnen." Bosnien und Serbien wären die einzigen Provinzen, welche für Österreich passten, aber sie den Türken wegnehmen, mit denen man sich eben zu ihrem Schutze verbunden, wäre ein schreiendes Unrecht. Was würden Spanien und Frankreich dazu sagen? „Trachten wir doch eher danach, die Begehren anderer zu vermindern, statt mit ihnen zu theilen; suchen wir eher für schwach, als für unredlich zu gelten, und nicht um eines kleinen Gewinnes willen den Ruf der Ehrlichkeit vor Gott und den Menschen zu verlieren." — Eine ganze Reihe von Schreiben[3] zeigen die Gewissensbedrängnisse, in welchen sich die Kaiserin befand. „Retten Sie mich und den Staat!" — bittet sie den Kanzler. „Ich sehe die Dinge in einem anderen Licht, als mein Sohn. — Alle Theilung ist unbillig und schädlich. Ich schäme mich, mich sehen zu lassen. Wir werden der ganzen Welt zum Spott und Hohn dienen. Ich bekenne, dass ich Zeit meines Lebens nicht so beängstiget mich gefunden. Als alle meine Länder angesprochen wurden, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Allein im gegenwärtigen Fall, wo nicht allein das Recht auf meiner Seite nicht vorhanden, sondern Verbindlichkeiten, Recht und Billigkeit wider mich streiten, bleibt mir keine Ruhe, vielmehr Unruhe und Vorwürfe eines Herzens übrig, so niemahlens Jemanden oder sich selbsten zu betäuben oder Duplicität für Aufrichtigkeit gelten zu machen gewohnet war. Treu und Glauben ist für allezeit verloren, so doch das größte Kleinod und die wahre Stärke eines Monarchen gegen die andern ist." —

ehrlicher Wille,

in Bedrängnis.

---

[1] Duncker, l. c. S. 571.
[2] Arneth, l. c. VIII, S. 358–360.
[3] Von Arneth mitgetheilt l. c. VIII, S. 358 ff.

Die erste Theilung Polens.

Der Theilungsvertrag.

Indes traf ein Eilbote aus Petersburg ein, welcher den am 19. Februar zwischen Preußen und Rußland unterzeichneten Theilungsvertrag über Polen überbrachte. Galitzin erklärte dabei dem Staatskanzler, daß jeder Versuch, Rußland von dieser Verabredung abzubringen, vergeblich wäre. Im fünften Artikel war Österreich ganz offen eingeladen, am Vertrag und am gleichen Verfahren theilzunehmen. Sollte es sich weigern, so werde die getroffene Übereinkunft dennoch durchgeführt werden. Weiters kam die Aufforderung, Österreich möge so rasch als möglich seine Ansprüche an polnisches Gebiet

Kaunitz

bezeichnen.[1]) Kaunitz erklärte der Kaiserin, bei dieser Lage der Dinge bleibe jetzt nichts anderes übrig, als die Gebiete zu nehmen, die man nach dem gleichen Ausmaß mit dem preußischen und russischen Theil anspreche; oder man müsse mit bewaffneter Hand sich der Theilung widersetzen, oder unthätig zusehen, wie durch die unverhältnismäßige Vergrößerung Preußens und Rußlands das Haus Österreich in die größte Gefahr gebracht werde. Beides sei aufs entschiedenste zu widerrathen, daher müsse man sich zur gleichmäßigen Geltendmachung der eigenen Ansprüche nothgedrungen entschließen.[2])

Panins Angebot.

Es gab schwere Stunden in der Hofburg. Bitter äußerte sich Kaunitz über den König von Preußen, der zu all dem gedrängt habe. Friedrich war über Kaunitz sehr ungehalten, während Panin über den österreichischen Staatskanzler nur in Ausdrücken der Verehrung redete und Lobkowitz bedeutete, Österreich könnte ja noch Belgrad und Theile von Serbien und Bosnien bekommen; Rußland wünsche eine nähere Verbindung mit Österreich. Kaunitz wies jedoch das Angebot türkischen Gebietes entschieden zurück,

Anspruch an Polen.

machte aber Ansprüche auf folgende Theile von Polen:[3]) „den Theil des Palatinates von Krakau am rechten Ufer der Weichsel, von Biala angefangen längs dieses Flusses bis gegenüber von Sandomir; von hier bis gegenüber von Swolena am Flusse Wieprz, dann bis Parkow in dem Winkel, wo die Grenzen der Palatinate Lublin, Rothreußen und Brzesz zusammenstoßen und wo in den genannten Fluss der Arm eines andern sich ergießt, der an der Grenze des Palatinates von Brzesz entspringt, bis zu diesem letzteren Palatinate und Großlitthauen; von hier längs der Grenze des Palatinates von Brzesz oder Großlitthauens und zwischen dem Palatinate von Belz und Wolhynien, so daß das Palatinat von Belz in seinem ganzen Umfange in die neue Grenze eingeschlossen sein wird; hierauf die Grenze Wolhyniens entlang bis Podolien und sodann längs der Grenze dieses Palatinates bis zum Dnjestr und von hier diesen Fluss hinab bis zur Moldau; endlich die Grenze der Moldau entlang bis nach Siebenbürgen, beziehungsweise Ungarn, oder bis zu den Districten von Marmaros und Radna, so daß die Gesammtheit dieser Enclave mit ihrem linken Flügel an Schlesien und mit ihrem rechten an die Grenze Siebenbürgens stoßen wird."

---

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 368.
[2]) Ibid. VIII, S. 371.
[3]) Ibid. VIII, S. 371.

Von Frankreich kam keine Einsprache gegen das Vorhaben, Choiseul war nicht mehr Minister und der schwache d'Aiguillon nahm die Sache auf die leichte Achsel. Ludwig XV. war unerschütterlich in seinem Vertrauen auf Maria Theresia. Diese selber spricht in einem Schreiben an Mercy ihre Klagen über die österreichische Politik, das heißt über den Kaiser Joseph II. aus: man habe im Trüben fischen wollen, statt durch ein einfaches, festes und redliches Verfahren schon im verflossenen Jahre den Krieg zu endigen; statt den unglücklichen Vertrag mit der Pforte abzuschließen und eine Armee in Ungarn aufzustellen, hätte man eine Armee zum Einmarsch in Schlesien bereit halten und sich auf die einfache und unparteiische Rolle eines Friedensvermittlers zwischen Rußland und der Pforte beschränken sollen. Da habe man aber die Gefahr, die von Rußland drohte, übertrieben und in der prunkhaften Zusammenkunft in Neustadt ein vertrauliches Verhältnis mit Preußen herzustellen und dadurch Rußland zu imponieren und von der Pforte Geld und andere Vortheile zu erlangen getrachtet und so lauter falsche und gefährliche Schritte gemacht und gerade dadurch eine engere Verbindung zwischen Rußland und Preußen bewirkt, bei der Pforte den Credit verloren — und sei vom König von Preußen mit Recht der Doppelzüngigkeit geziehen worden. Die Finanzen seien jetzt erschöpft und man sei genöthigt, zur Vergrößerung von zwei feindlichen Mächten beizutragen und dafür von ihnen gleichsam als Geschenk dasjenige zu erhalten, worauf sie ebensowenig ein Recht der Verfügung besäßen, als Österreich ein Recht der Erwerbung. Die Lage sei umso peinlicher, als es kein Mittel gebe, sie zu ändern und baldigst der Friede geschlossen werden müsse.[1]) — Wir sehen, der Blick der Kaiserin war noch klar und scharf wie in ihren ruhmvollsten Tagen, aber ihr Wille nicht mehr stark genug.

Frankreich.

Klage Maria Theresias.

Fehler der österreichischen Politik.

Nachdem Österreich seine Ansprüche an polnisches Gebiet einmal mitgetheilt, fanden sie Preußen und Rußland hochgegriffen. „Sie haben einen guten Appetit!" sagte Friedrich II. lächelnd zu Swieten. Panin meinte, Lemberg könne den Polen nicht so leicht genommen werden, denn es sei für sie dasselbe, was Moskau für die Russen, der Verwahrungsort für die Urkunden; auch könnte der König das Erträgnis der Salzwerke von Wielicka, die Österreich verlange, nicht entbehren. Joseph II. drängte jedoch zu unerschütterlichem Beharren auf den gestellten Forderungen: man benöthige guter Rathschläge weder von Rußland, noch von Preußen, man solle vorschreiten wie die Preußen und Russen, vortheilhafte Stellungen einnehmen und sich erst dann auf eine Vereinbarung einlassen. Kaunitz stimmte zu und die Österreicher rückten unter Haddik in nördlicher Richtung in Polen vor, ohne irgend eine Kundgebung, hielten aber strenge Mannszucht und schonten die Bevölkerung.[2]) Salbern klagt in Berichten an seine Regierung bitter über das Verfahren der Preußen, welches selbst die Zukunft der russischen Armee in Polen bedrohe: „Sie raffen alles Korn in den Palatinaten an sich. — Der Hungersnoth ist nicht mehr zu entgehen und die nothwendige Folge des Hungers wird der Aufstand des Kleinadels und der Bauern sein. Das Elend vermehrt unausgesetzt die Zahl der Conföderierten."[3]) — Übrigens benahmen sich die Russen, deren Zahl allmählich auf 30.000 Mann stieg, nicht besser. Tausende von Bauern wurden erbarmungslos ausgehoben und in russische Regi-

Joseph II.

Preußen.

Russen.

[1]) Briefwechsel, II, S. 15. — Arneth, Maria Theresias letzte Lebensjahre, II, S. 375—378 und 661—663.

[2]) Arneth, l. c. II, S. 382.

[3]) Sjolowjoff, l. c. S. 141.

menter gesteckt. Adel und Bauern wurden entwaffnet. Auf eine Beschwerde über
Panin. den Druck antwortete Panin, die jetzigen Wirren der Polen machten solche Maßregeln nothwendig.

Die Conföderierten. Die einrückenden Truppen erklärten die Conföderation für aufgelöst und drohten, längeren Widerstand als Raub, Mord und Brandstiftung zu behandeln. Als Pulawski von der Vereinbarung der drei Mächte Kunde erhielt, gab er seinen Tapferen den Rath, sich für bessere Zeiten aufzusparen.

Pulawski. „Ich habe die Waffen ergriffen für das Wohl des Vaterlandes, zum Besten aller muss ich sie jetzt niederlegen. Das Bündnis von drei furchtbaren Mächten beraubt uns der Hoffnung, uns noch länger mit Erfolg vertheidigen zu können, und die Angelegenheit, deren ich beschuldigt bin,[1]) würde mich verhindern, für Euch capitulieren zu können; ich würde nur Euch in mein Unglück hineinziehen. Ich kenne Euren Eifer und Euren Muth und bin sicher, dass Ihr unter glücklicheren Verhältnissen wieder mit derselben Aufopferung Euch dem Dienste des Vaterlandes widmen werdet, wie Ihr es bisher unter mir gethan habt." — Der heldenmüthige Mann floh, wie viele andere, ins Ausland. Von Braunau erließen
Protest. sie 26. November 1773 einen Protest gegen das Verfahren der Mächte:[2]) „Es ist glorreicher, geächtet zu werden, als der Vernichtung aller geheiligten Rechte der Religion und des Vaterlandes zuzustimmen. Wir haben als wahre Patrioten gehandelt, aber das Glück hat uns verlassen, und es bleibt uns, die wir verleumdet und verfolgt in fremdem Land umherirren, als einziges Mittel nur noch übrig, dass wir gegen die Theilung Polens vor ganz Europa Verwahrung einlegen, gegen alle Maßregeln, Gesetze und Verträge, welche wider das Naturrecht und Völkerrecht und wider alle Grundgesetze und die Unabhängigkeit Polens verstoßen." — Pulawski fiel im Kampfe für die Befreiung Nordamerikas bei Savannah.

Die Theilung. Nach dem Vertrage vom 5. August 1773 zu Petersburg kam Weißrussland mit 2500 Quadratmeilen und 1,500.000 Einwohnern an Katharina II. und erhielt Österreich Roth-Russland, das Palatinat Belz und einen Theil von Wolhynien mit 1500 Quadratmeilen mit 2,500.000 Einwohnern, zusammengefasst unter dem Namen der Königreiche Galizien und Lodomirien. Lemberg und Wielicka wurden ihm schließlich zutheil. Friedrich II. bekam Polnisch-Preußen und einen Theil von Großpolen entlang dem Laufe der Netze mit 700 Quadratmeilen und 900.000 Einwohnern.

Übergriffe. Der Appetit kam aber über dem Essen. Österreich nahm noch mehr, indem es den Namen eines Flusses, Zbrucz, mit dem Podhorze verwechselte und Preußen verstand unter dem Lande an der Netze alle Gebiete, welche die Netze bei einer Überschwemmung unter Wasser setze, und kam dabei bis in die Berge hinauf: dem König gehöre das Element des Wassers, wenn die Netze austritt, und ebenso das gewässerte Land, wenn sie wieder in ihr Bett zurücktritt. Im Februar 1773 erweiterte Friedrich seine Grenze und nahm noch 46.000 Polen weg mit ihren Ortschaften, und 1774 dehnte er seine Grenze noch einmal aus

[1]) Die Entführung des Königs.
[2]) Dangeberg (Chodzko), Récueil des traités, p. 149—158.

und gewann 18.000 Einwohner. Schließlich mahnte Katharina, von weiteren Annexionen abzustehen, damit nicht die Polen in Verzweiflung geriethen und alle Verhandlungen mit den drei Theilungsmächten, deren Einigung das Meisterwerk der Vernunft sei, abbrechen und das heilsamste Werk für Europa Schaden erleide. Katharina II.

In ihrem Manifeste erklärten die drei Mächte, sie setzten sich einstweilen in den Besitz der betreffenden Länder und würden dem König und der Republik später sagen, warum. Die Polen möchten nur ruhig und ohne Sorgen sein, mit den Theilungsmächten für das Wohl der Republik wirken und die Abtretung der Gebiete bestätigen. — Jede Macht erließ in ihrem Gebiete noch einen besonderen Aufruf; so versprach Katharina, dass ihre Unterthanen alle Stufen des Glückes ersteigen und der Ehre, ihre Unterthanen zu werden, durch unverbrüchliche Treue sich würdig machen sollten. Manifest 13. Jan. 1773.

Keine Großmacht nahm sich der Polen an. Der englische Gesandte erklärte in Warschau, dass sein König nicht geneigt sei, sich mit den polnischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Der französische Minister bedeutete, wenn England es wünsche, so werde Versailles die Anzeige der Theilungsmächte geradeso beantworten, wie das Cabinet von St. James. Nur der Papst Clemens XIV. mahnte die drei katholischen Großmächte an einen gemeinsamen Versuch, Polen zu retten, denn mit dem Staate sei auch die katholische Kirche in diesem Lande bedroht. In Versailles bedauerte man, nicht helfen zu können; in Wien entschuldigte man sich mit der Nothwehr und versprach, alle polnischen Gebiete zurückzugeben, wenn Russland und Preußen, welche das europäische Gleichgewicht bedrohten, dasselbe thäten. Polen verlassen. Clemens XIV.

Was that König Stanislaus? Seine Freunde riethen ihm, alles geduldig zu tragen, nichts freiwillig zuzugestehen. Alles der Gewalt zu überlassen, Zeit zu gewinnen durch Förmlichkeiten, welche er den Forderungen der Mächte entgegenstelle.[1]) Das fühlten die Gesandten bald heraus und Stackelberg, der seit September 1772 an die Stelle Salderns getreten war, machte dem König deshalb Vorstellungen. Poniatowski erklärte, nachdem er bereits so viele Leiden für das Vaterland erduldet und mit seinem Blute seine Freundschaft und Anhänglichkeit an die Kaiserin besiegelt habe, sehe er, dass man den Staat in ungerechtester Weise beraube und ihn selbst an den Bettelstab bringen wolle, und begreife, dass ihm noch größere Leiden bevorstehen könnten. Stackelberg erwiderte ruhig, die Majestät habe seine Phantasie und seine Beredsamkeit zu den schönsten Blättern Plutarchs und des Alterthums zurückgeführt. Aber das alles könne nun nicht Gegenstand der Unterhaltung sein; er möge zur Geschichte Polens und Poniatowskis herabsteigen. Was wolle der König machen, wenn 100.000 Mann Polen überschwemmen, Kriegssteuern erheben und den Reichstag zwingen, alles zu unterschreiben, was den Theilungsmächten beliebe, und dann abziehen und ihn dem Grimme seiner Feinde überlassen? Der König wurde bleich und Stackelberg setzte ihm nun auseinander, seine Existenz hänge von zwei Bedingungen ab: dass er unverzüglich den Reichstag berufe und dass er sich von jeder Intrigue lossage, welche den Zweck habe, die Polen zu Poniatowski. Stackelberg.

[1]) Sfolowjoff, l. c. S. 147.

erbittern und zu Irrungen zu verleiten. Der König versprach hierauf, alles zu thun, was der Gesandte wünsche. Später sagte der König, dass er nach Versailles einen Protest senden wolle. Da fragte Stackelberg: „Erwarten Sie denn etwas von Frankreich den drei Mächten gegenüber, die ganz Europa zusammenwerfen können?“ — „Ich erwarte nichts,“ antwortete Stanislaus, „aber ich habe doch meine Pflicht gethan!“

Der Reichstag.

Der Reichstag sollte selber seine Zustimmung geben zu dem, was geschehen, also die Abtrennung so großer Gebiete gutheißen. Wir begreifen, dass er zögerte. Zeit zu gewinnen, lag im Vortheil der Polen.

Krasinski.

Krasinski, der Bischof von Kaminiec, mahnte: „Kein Reichstag! Lasst uns die Ereignisse abwarten; der König würde zu allem seine Zustimmung geben, alles annehmen, Geld, Versprechungen, Drohungen, Abführung unserer Mitbürger nach Sibirien, um nur Schwache und Bestochene auf den Reichstag zu bringen. Es ist ein Wahn, dass man unter Schwertern und Kanonen widerstehen könne. Darum Muth und Vorsicht und kein Reichstag!“ — Dafür ward Krasinski in der Nacht vom 11. auf den 12. October verhaftet und nach Warschau gebracht. —

Der Reichstag, welcher die Theilung genehmigen soll.

Der Reichstag.

Die wichtigsten Fragen sollte der Reichstag entscheiden. Als solche bezeichnete Kaunitz: die Anerkennung der Theilung, die Ausmittelung einer Entschädigung des Königs und der Republik für die ihnen entgehenden Einkünfte und Krongefälle, die Wiederherstellung der inneren Ruhe in Polen, die Umgestaltung der Verfassung, um den Ausbruch neuer Gährungen und die fernere Miteinflechtung der drei Höfe in dieselbe zu verhüten. Aber dieser Reichstag war schwer zusammenzubringen. Überall zeigte sich passiver Widerstand.

Soltyk.

Einige hatten auch den Muth, offen die Theilnahme am Reichstage als Sünde zu bezeichnen. So Bischof Soltyk von Krakau, welchen Katharina sowie den Zaluski und die beiden Rzewuski eben auf Stackelbergs Rath ihrer langjährigen qualvollen Haft entlassen hatte, wahrscheinlich in der Erwartung, sie seien mürbe geworden. Nach ihrem Handschreiben[1]) hatte sie die Gefangenen freigelassen „kraft ihrer angeborenen Güte — zur Glorie der Geburt unseres Herrn Jesu Christi“. — Soltyk schrieb mit dem vollen Muth eines Ehrenmannes: „Lieber würde ich mir die Hände abhauen und das Leben verlieren, als das schändliche Decret der Theilung meines Vaterlandes zu unterzeichnen. Da ich auf der einen Seite nur Gewalt und als einziges Recht der drei Mächte Kanonen erblicke und auf der andern Feigheit jeglicher Art, und da ich deshalb meinem Vaterlande nicht mehr nützlich sein kann, so will ich wenigstens nicht sein Henker werden. Jeder Pole, welcher der Theilung seines Vaterlandes zustimmt, sündigt gegen Gott — und wollten wir Polen diese Theilung zugeben, so würden wir meineidig.“[2])

Merkwürdig, niemand war die Rückkehr Soltyks und seiner edlen Genossen

[1]) Abgedruckt bei Theiner, Monumenta, IV, b, p 518.
[2]) Theiner, l. c. IV, b, p. 521.

unerwünschter als gerade dem König.[1]) Dieser Jammermann schrieb zu Neujahr 1773 an Katharina, wie er stets so bemüht gewesen, ihre Absichten und Wünsche zu erfüllen und zugleich seinen Pflichten gegen die Nation Genüge zu leisten. Beiden Richtungen vollkommen gerecht zu werden, sei nicht möglich. Bei seinem Volke habe er dafür Mörder[2]) gefunden und der Kaiserin Freundschaft als ein Undankbarer verwirkt. Er flehte die Barmherzigkeit Panins für die Polen an. In Petersburg verachtete man ihn jedoch, wie in Warschau. Selten beantwortete Katharina II. seine Schreiben und nur in Bruchstücken der Minister. Der König bettelte um Gnaden, während ein muthiges Auftreten bei der allgemeinen Aufregung die ganze Nation mit fortgerissen und die Theilungsmächte ihr Unternehmen bitter hätte büßen lassen. Poniatowski.

Der König hoffte sich mit Unthätigkeit zu helfen und säumte mit dem Ausschreiben zum Reichstag. Da überreichte ihm 4. December 1772 Stackelberg die Erklärung, es gebe eine Grenze für die Mäßigung, welche die Gerechtigkeit und Würde den Höfen vorschreibe. Die Kaiserin erwarte, dass der König sein Land nicht den Drangsalen preisgebe, wenn seine Saumseligkeit zu Folge haben könnte, dass er den Reichstag einberufe und an die Unterhandlungen gehe, die allein Polen noch retten könnten. Panin hatte dem König die ärgsten Drohungen geschrieben, wenn er den Reichstag nicht rasch berufe und den Theilungsvertrag vollziehe. Stackelberg machte ihm bange mit dem König von Preußen,[3]) der werde ihm keinen silbernen Löffel lassen. Er drohte mit der vollen Theilung Polens. Der englische Gesandte bemerkt:[4]) „Die Polen sind jetzt größtentheils aus Verzweiflung fast wahnsinnig und würden sich lieber ganz einer der Mächte hingeben, als sich der Gnade aller drei unterwerfen. Solange sie einig sind, können die drei Mächte bei der jetzigen Lage Europas alles ungestraft unternehmen." Der französische Gesandte bemerkte: „Frankreich würde gern den Zwiespalt benützen, wenn die drei Mächte sich trennen müssten. Drängen zum Reichstag. Stackelberg.

Zuerst berief der König den Senat auf den 8. Februar 1773 zusammen. Von 123 Senatoren erschienen aber nur 31. Den Senatoren, deren Güter in einem der entrissenen Gebiete lagen, wurde bedeutet, sich jeder Betheiligung an den Angelegenheiten der Republik zu enthalten. Die Wahlen wurden vom Senat auf den 12. März ausgeschrieben und die Eröffnung des Reichstages auf den 19. April. Ein Pole, Poninski, hatte die Weisungen zusammengestellt, wie man einen gefügigen Reichstag zusammenbringen könne. Da Einstimmigkeit für die Abtretung an die Theilungsmächte unmöglich zu erwarten war, so wurde beschlossen, der Reichstag soll die Form einer Conföderation haben, von diesem Plan aber im Wahlausschreiben kein Wort erwähnt. Zur Bestechung wurden große Summen verwendet, aber sie wirkten an vielen Orten doch nicht. 32 Wahlkreise verweigerten die Wahl; manche verwahrten sich feierlich gegen alles, was auf dem Reichstage geschehe. Die Gesandten der drei Mächte versicherten, sei die Abtretung der Provinzen bewilligt, so würden die Polen in Bezug auf innere Einrichtung die Unterstützung und den Schutz der drei Höfe genießen. Der Senat. Wahlen.

Am 19. April 1773 wurde der Landtag eröffnet. Stürmischer Widerspruch erhob sich dagegen, dass er ein Conföderations-Landtag sein solle.

[1]) So berichtet Essen bei Herrmann, l. c. V, S. 526—527.
[2]) Nämlich beim Versuch, ihn zu entführen. Sieh unten S. 620.
[3]) Sfolowjoff, l. c. S. 149.
[4]) Raumer, Beiträge, II, S. 508.

Statt Reichstag

Mehrere Landboten drohten, Poninski, der sich als Marschall geberdete, in Stücke zu hauen, denn die Wahlausschreiben lauteten auf einen freien Reichstag. Da forderte Stackelberg den König auf, einzuschreiten, sonst würde jede der Mächte weitere 50.000 Mann in Polen einrücken lassen — und Stanislaus gehorchte und erklärte am 21. April die Conföderation.

ine Conföderation.

Der muthige Thaddäus Reytan, Abgeordneter von Novogrodek, und Korsak, Landbote von Minsk, wurden wegen ihres beharrlichen Widerstandes von den Sitzungssälen ausgeschlossen und damit alle Gesetze und Formen mit Füßen getreten. So war denn der Reichstag der einer Conföderation und zwar sollte er solange dauern, als es die Geschäfte erforderten.

Delegation.

Nun sollte er einen Ausschuss ernennen mit der Vollmacht, mit den drei Mächten zu unterhandeln und der Republik eine Verfassung zu geben. Weil diese neue Verfassung die königliche Gewalt wahrscheinlich beschränken mochte, arbeitete Poniatowski insgeheim der Bildung eines Ausschusses entgegen, denn er hatte nicht allein die Mitglieder desselben zu wählen, sondern der Marschall Poninski mit ihm, und dieser stand im Sold der Mächte und nahm von allen drei Geschenke an mit dem Versprechen, Männer zu wählen, die ihnen genehm wären. Auch hoffte der König, dass die Eintracht der Mächte nicht von langer Dauer sein würde. Lange widerstand er dem Zureden der drei Gesandten und sträubten sich manche Abgeordneten gegen die Wahl. Da begannen die Gesandten zu drohen. Am 17. Mai 1773 rückten neue Truppen in Warschau ein und stellten sich in der Nähe des Sitzungssaales auf, jedem Hause wurde starke Einquartierung angesagt. Schrecken kam über die Hauptstadt, man fürchtete Plünderung.

Poninski.

Die Theilung genehmigt.

Da wurde 18. Mai 1773 mit einer Stimme Mehrheit die Forderung der Gesandten bewilligt. Poninski ernannte in Verbindung mit dem König den Ausschuss, welcher die Vollmacht erhielt, nicht bloß wegen der Abtretungen mit den Mächten zu unterhandeln, sondern auch hinsichtlich der Regierungsform alles abzumachen, ohne die Sache nochmals vor den Reichstag bringen zu müssen.

Bestechung.

Am 2. Juni begannen die Sitzungen des Ausschusses. Der Mitglieder waren 96, die Verhandlungen leitete Ostrowski, Bischof von Cujavien. Der Ausschuss war leichter zu bestechen, als der Landtag, denn der Mitglieder waren viel weniger, aber bestechlich waren die meisten, und bei dem Geldmangel, in der allgemeinen Verirrung, um geringe Summen zu haben, sogar um 20 bis 30 Ducaten! Die Summe, welche die Mächte gemeinsam zur Bestechung verwendeten, betrug nicht mehr denn 8000 Ducaten. Stanislaus spendete, um für sich günstige Bedingungen zu erhalten, 12.000 Ducaten, erhielt dagegen für seine Fügsamkeit große Summen aus Petersburg; nicht mit Unrecht nannte man ihn wegen der Vortheile, welche er erlangte, die vierte theilende Macht. Mit dem Talente eines Garrik machte dafür bei den Verhandlungen Fürst Sulkowski des Königs Reden und Geberden nach und übergoss seine Politik mit Hohn und Spott, so dass dieser krank die Sitzung verließ.

Der König.

Sulkowski.

Das allgemeine Unglück schien die Charakterlosigkeit der Großen nur zu steigern. Warschau schien in einem Meer von Vergnügen zu schwimmen: ein Fest,

ein Maskenball, ein Feuerwerk folgte dem andern. Viele Mitglieder des Ausschusses setzten die Ducaten, mit denen sie am Morgen bestochen worden waren, abends auf die Karte. Der Bischof von Wilna verlor an zwei Abenden 34.000 Ducaten im Pharao. Der sächsische Gesandte schildert den Schmerz des durch seinen Geist wie durch seinen Charakter gleich ausgezeichneten Nuntius Garampi darüber, der den Luxus einen maßlosen nenne; er fürchte, dass die Leiden der Nation noch nicht zu Ende seien und dass ein neuer Sturm gegen sie heranbrause.[1]) Die kostbarsten Kirchenschätze verschwanden in den Händen dieser Edelleute, deren Pferde dann silberne Zäume, deren Reiter silberne Sporen trugen. Ehrerbietig grüßte das Volk, aber mit dem Bedeuten, die Verbeugung gelte nicht dem Edelmann, sondern den Jesuiten, aus deren Kirchen das Silber gestohlen worden sei.

Allgemeine Ruchlosigkeit. Garampi. Jesuiten.

Die Abtretungsfrage zog sich in die Länge, weil man weder in Berlin noch in Wien über die Grenzberichtigung vollkommen im reinen war. Die Karten waren mangelhaft und dies wurde zur Steigerung der Anforderungen benutzt. Im Ausschusse wurde hin- und hergestritten und selbst die Abgeordneten, welche im Solde der Theilungsmächte waren, benutzten die Zeit, um in Reden über Druck und Vergewaltigung ihren Patriotismus glänzen zu lassen. Die Gesandten aber ließen die Polen schreien und das Strohfeuer verrauchen.

Am 13. September 1773 wurde der Theilungsvertrag unterzeichnet. Von 13.500 □-Meilen verlor Polen 214.000 □-Kilometer und zwar viele fruchtbare und reiche. Preußen erhielt Marienburg, Kulm, Pomerellen, das Herzogthum Ermeland und einen Theil von Großpolen zu beiden Seiten der Netze, aber nicht Danzig und Thorn. Österreich nahm Roth-Russland und einen Theil Podoliens, dann die Palatinate Sandomir, Krakau und die Salzwerke von Wielicka und Bochnia. Russland bekam die Palatinate Mcislaw, Vitepsk, Polock, Livland und einen Theil des Palatinates Minsk jenseits des Dnjepr. Die Art des Erwerbes ist nicht ehrenhaft. Österreich handelte in Nothwehr. Es ist mit Grund bemerkt worden:[2]) „Wäre Polen in seiner Integrität bis auf unsere Zeiten aufrecht erhalten worden, dann würden hieraus ohne Zweifel wichtige politische Vortheile für Österreich hervorgegangen sein. Wäre es jedoch allmählich stückweise an Preußen und an Russland gefallen und Österreich allein leer ausgegangen, denn hätte dieser letztere Staat hiedurch einen unermesslichen Nachtheil erlitten."

Theilung.

Die zweite Aufgabe des Reichstags war, die Grundsätze einer neuen Verfassung aufzustellen. Der Plan dazu ward in Petersburg entworfen und bestens dafür gesorgt, dass Polen nicht erstarken könne, dass es an den alten Übeln fortkranken müsse. Vor allem sollte die königliche Macht schwach bleiben. Daher die Bestimmungen: 1. Polen ist für immer eine Wahlmonarchie. 2. Zum König kann nur ein Piast (= eingeborener Pole) gewählt werden.

Neue Verfassung.

---

[1]) Essens Bericht bei Herrmann, l. c. V, S. 541—556. — Theiner, Monumenta, IV, b, p. 470—515.

[2]) Arneth, l. c. VIII, S. 532.

3. Polen bewahrt unverletzlich seine alte republikanische Verfassung (Liberum veto u. dgl.). 4. Die gesetzgebende Gewalt bleibt dem Reichstag, der von dem König, dem Senat und der Ritterschaft gewählt wird. 5. Die ausübende Gewalt hat der Permanente Rath, der aus dem Könige, 18 Senatoren und 18 Reichstags-Abgeordneten besteht. 6. Dieser Rath zerfällt in fünf Ausschüsse: a) des Auswärtigen, b) der Polizei, c) des Kriegswesens, d) der Justiz, e) des Schatzes. Die Mitglieder des Rathes sollen alle zwei Jahre vom Reichstage gewählt werden.

Der Permanente Rath.

In diesem Permanenten Rath lag die Schwächung des Königthums, denn der König muss alle Ausfertigungen desselben unterschreiben, er hat nicht die Macht, dieselben zu unterdrücken, wenn sie mit Stimmenmehrheit gefasst sind. Der König hat also kein Veto, nicht einmal ein suspensives; wenn er auch einen Beschluss für unheilvoll erkennt, er muss ihn durch seine Unterschrift zum Gesetze stempeln. Auch die Besetzung der Stellen ward dem König entzogen, er musste auf das Recht verzichten, Bischöfe, Palatine, Castellane und Minister zu ernennen. Von drei Candidaten, welche der Permanente Rath vorschlägt, muss der König einen zur erledigten Stelle befördern. Auch darf der König keine Domänen und Starosteien mehr vergeben. Er gleicht also einem Manne, der mit gebundenen Händen im Königsstuhle sitzt. Geradeso erfolgt die Wahl der Kriegscommissäre und Schatzkammerbeamten. Der Rath, nicht der König, wählt die Mitglieder der fünf Ausschüsse; jeder Ausschuss hat acht Mitglieder, bloß der für das Äußere hat deren nur vier: es war leichter, vier zu bestechen als acht oder als einen ganzen Reichsrath. Polen sollte immer nach dem Willen Russlands sich benehmen, daher diese Bestimmungen über den beständigen Rath und seine Ausschüsse. Der Reformpartei war daher auch dieser Rath, der in all seinen Beschlüssen russischen Einfluss verrieth, in den Tod verhasst. Auf eine Bitte, dem König doch wenigstens einige Macht zu lassen, entgegnete Stackelberg, der König habe, bei seinem Talent zu Intriguen, noch immer Mittel genug, Gutes oder Böses zu thun.[1]) Es ist begreiflich, dass derselbe Gesandte behaupten konnte, durch den permanenten Rath habe sich die Republik wieder zu einer gewissen Macht erhoben.

Schwächung des Königs.

Dissidenten.

Die Dissidentenfrage gab Russland den Vorwand, Polen in Brand zu stecken. Jetzt, da es sein Ziel erreicht hatte, ließ es die Dissidenten im Stich. Der Mohr hatte seinen Dienst gethan, er konnte gehen. Die Dissidenten blieben vom Ministerium, vom Permanenten Rath und allen Dikasterien ausgeschlossen, zum Reichstag durften sie nur drei Landboten schicken. Ehescheidungen, bei denen der eine Theil katholisch sei, sollten von den katholischen Consistorien entschieden werden.[2]) Die Dissidenten führten deshalb bittere Klagen: derjenige Hof, welcher am lebhaftesten ihre Partei genommen und sie zu Schritten veranlasst habe, welche vielen ihr Leben und den meisten ihr Vermögen gekostet, verlasse sie jetzt auf die grausamste Weise.[3]) Umso eifriger war Katharina, die

[1]) Vergl. den Bericht Essens bei Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Bd. V. S. 543.

[2]) Helfert, Russland und die katholische Kirche in Polen. Wien 1870, S. 173—189. Wie die Nation verwilderte, ergibt sich aus der Zahl der Ehescheidungen, 500 in derselben Zeit, in welcher früher 10 vorkamen.

[3]) So berichtet der englische Gesandte bei Raumer, Beiträge, II, S. 550.

Mitglieder der griechisch unierten Kirche, die bei der Theilung an Russland gekommen — über zwei Millionen Katholiken — mit Knute und Kerker zum Schisma zu bekehren.[1])

Mit Recht bemerkt Helfert: „Das war also das schließliche Ergebnis ungemeinen Aufwandes von Hinterlist und Gewaltthätigkeit aller Art, welche Russland und Preußen im Namen der Menschlichkeit und Glaubensfreiheit gegen die polnische Republik Jahre hindurch geübt und woraus sie den Anlass und Vorwand zur ersten Zerstückelung des ohnmächtigen Reiches gezogen hatten."

Schluss des Reichstages.

Am 12. April 1775 schloss dieser Reichstag. Stackelberg umarmte die Mitglieder, man wünschte sich gegenseitig Glück zur Rettung Polens. Der König ließ ein Tedeum singen; der Nuntius aber meinte, man hätte die Bußpsalmen und Klagelieder des Jeremias singen sollen. Der englische Gesandte bemerkt: „Die Mitglieder trugen noch kurz vor dem Schluss, bis in die Nacht hinein, Sorge für sich selbst, wiesen sich Jahrgelder, Starosteien, Erbgüter und jede andere Art von Einnahmen auf beispiellose Weise und auf Kosten der unglücklichen Republik an, so dass man dies für den letzten Gnadenstoß hält, den sie ihrer Ehre und ihrem Vaterlande gaben. Man vergleicht sie allgemein mit einer Räuberbande, die in ein Haus einbricht, und alles plündert und zerstört, was in ihre Hände kommt. Ungerechtigkeit, Thorheit und Raubsucht herrschten vom Anfang bis zum Ende des Reichstages und die Geschichte keines Landes zeigt ein Beispiel so schamloser Sündhaftigkeit. Hier ist ein unsäglicher Mangel an Tugend und Ehre und Umkehr der Rechtspflege."[2]) Der französische Geschäftsträger meldet seinem Hofe: „Der Stolz und die Begierde, über ihresgleichen die Oberhand zu haben, sind in den Gemüthern nicht erloschen, welche sonst gegen die härtesten Herunterseßungen unempfindlich zu sein scheinen, die sie von den Fremden erleiden. Sclaven, die sich ohne Widerstand in Ketten schmieden lassen, wollen noch über andere Sclaven herrschen. — Ich maße mir nicht an, die Nacht künftiger Zeiten zu durchschauen, aber nach der größten Wahrscheinlichkeit hat Polen eine gänzliche Theilung zu erwarten."[3])

Ehrlosigkeit.

Einzelne Zahlen beweisen am besten, was in Polen damals möglich war. Der Marschall Poninski, früher mit Schulden überhäuft, hatte 1774 sich schon ein Vermögen von 180.000 Ducaten zusammengeschwindelt. Die Gerichte waren nämlich während der Conföderation geschlossen und die Ausübung des Rechtes lag in den Händen der von ihr eingesetzten Commission; der Vorsitzende derselben war der Marschall und da wurde denn Recht und Gerechtigkeit an den Meistbietenden verkauft. Die Männer, in deren Hand das Schicksal Polens jetzt lag, trieben einen schmachvollen Handel. Eine Hand wusch die andere. Man erkannte sich gegenseitig Güter, Pensionen und Ehren zu. Der Bischof von Cujavien erhielt die Anwartschaft auf den Sitz von Krakau, sobald Soltyk sterbe. Der

[1]) Theiner, Neueste Zustände, S. 271—315.
[2]) Raumer, l. c. IV, S. 550.
[3]) Ibid. IV, S. 551.

Kron-Großkanzler erhielt eine jährliche Pension von 120.000 Gulden. Der Vicekanzler Borick eine solche von 80.000 Gulden, der Fürst Radziwill gleichfalls eine von 80.000 Gulden. Die Bischöfe von Wilna und Posen, der Großgeneral Branicki und der Marschall Poninski ließen sich den Fürstentitel verleihen. Zum Dank dafür ward dem König vieles zugestanden: ein Einkommen von sieben Millionen, dann vier Starosteien als Privateigenthum, die Verfügung über fünf Starosteien zu Gunsten Dritter, endlich, dass die Republik seine Schulden bezahle.

König Stanislaus war namentlich seit 1771 in tiefe Verachtung gesunken. In diesem Jahre fand ein Versuch statt, ihn aus Warschau zu entführen. Von wem er ausgieng, ist dunkel; wahrscheinlich war es ein Stück Salderns, um die Conföderierten von Bar wegen eines Attentates auf den König in Verruf zu bringen.

Entführung des Königs

Am 3. November 1771, abends zehn Uhr, wurde nämlich der König, als er das Haus seines Oheims, des Großkanzlers von Litthauen, verließ, plötzlich von vierzehn bis fünfzehn Männern überfallen, die seine Diener zerstreuten, einen Haiduken tödteten, den König an den Füßen aus dem Wagen rissen, seines Ordens und Geschmeides beraubten, selbst am Kopf verwundeten und mit dem Ausruf: „Endlich haben wir dich, du unwürdiger Urheber von allem Unglück Polens!“ mit der flachen Degenklinge auf die Schulter schlugen und zwangen, mit ihnen zu Fuß zum Arsenal zu eilen, wo sie ihn auf ein Pferd setzten und in Eile davonsprengten. Die Männer, die ihn wegführten, sprachen russisch. Den Leuten, die, durch das Schießen aufgeregt, aus den Fenstern sahen und fragten, was geschehe, wurde erwidert, es werde jemand von den Russen festgenommen und fortgeführt. Als man über einen Graben setzen musste, stürzte das Pferd des Königs und brach ein Bein. Stanislaus bekam eine Quetschung an der Seite, musste halten, und das ward der Grund seiner Rettung. Ein Theil der Verschworenen war nämlich vorausgeritten zum Wagen, in dem der König fortgeführt werden sollte. Andere suchten das Weite, weil sie glaubten, in der Nähe Russen zu hören.

durch Russen.

Kosinski.

Beim König blieb nur Kosinski, bei welchem Stanislaus seine Beredsamkeit nicht vergebens anwendete. Dieser wurde reuig, warf sich dem König zu Füßen, der ihm völlige Begnadigung zusicherte, wenn er ihn sicher zurückgeleitete. Am Morgen um vier Uhr war der König wieder in seinem Schloss in Warschau, allerdings von Schmutz bedeckt, die Spuren von Hieben auf dem Rücken, die Füße und Schenkel blutrünstig, das Gesicht zerkratzt von den Zweigen der Bäume, fiebernd infolge der Angst und Aufregung. Herren und Damen beglückwünschten ihn als einen „auf übernatürliche Weise“ Geretteten. Er selber sprach von beabsichtigtem Königsmord, der offenbar nicht im Plane war, sonst hätten ihn die Verschworenen gleich, als sie ihn trafen, getödtet. Seltsam, dass von den russischen Truppen, die in Warschau waren, kein Mann aufgeboten wurde, um dem König zuhilfe zu eilen. Kosinski stand im Solde der Russen. Die „Warschauer Zeitung“ schrieb Pulawski die schwarze That zu. Die Conföderierten von Bar schworen aber hoch und theuer, dass sie das Attentat weder veranlasst, noch eine Kunde davon gehabt hätten. Einsichtigere behandelten es als einen russischen Streich, um fremde Thronbewerber zu schrecken, den König und Adel zu einer Gegen-Conföderation zu treiben und die Conföderierten in Verruf zu

bringen und es Frankreich und Österreich unmöglich zu machen, sie zu unterstützen.[1])

Kurz vor dem Schlusse des Reichstages 1775 kam der Prozeſs gegen die Entführer zur Entscheidung. Der König verlangte Erlaſs der Todesstrafe, denn diese einfachen Soldaten seien nur Werkzeuge und Vollzieher höherer Befehle gewesen; er kenne die Urheber des Verbrechens, nie werde er sie nennen, auch ihnen verzeihe er. — Lukaski und Cybulski wurden dennoch hingerichtet, die übrigen zu Gefängnis und Verbannung verurtheilt, bloß den Kosinski überließ man der Gnade des Königs, der für seinen Lebensunterhalt sorgte.[2]) Lelewel erzählt,[3]) ein Vertrauter des Königs, Dzierzanowski, habe zuerst Repnin aufheben wollen, sei aber vom König verrathen worden und habe ihn deshalb unversöhnlich gehaſst und den Plan entworfen, ihn den Conföderierten in die Hände zu spielen. Pulawski habe vom Plane erfahren, aber ausbedungen, daſs man das Leben des Königs schone. Stravinski erklärte, ein Pole begehe keinen Königsmord. Kaunitz habe den Conföderierten mit Verjagung aus Österreich gedroht, wenn sie sich nicht gegen das Attentat aussprächen, und daher stamme die gezwungene Erklärung Pulawskis. — Ziel?

Verhandlungen Rußlands mit der Türkei zu Kutschuk-Kainardsche.

Das Aufsteigen der Macht Rußlands erweckte Sorge in Saint-James wie in Versailles. England, welches die Fahrt der russischen Flotte ins Mittelmeer begünstigt hatte, rief auf einmal seine Unterthanen von den russischen Schiffen ab, und sein Gesandter in Constantinopel, John Murray, verschwendete Schmeicheleien an den Rejs-Efendi, nur damit ihm die Vermittlung des Friedens anvertraut werde, erhielt aber zur Antwort: unvereinbar sei mit dem Angebot die Anwesenheit englischer Schiffe bei der russischen Flotte, feindliche Absicht stecke vielleicht unter der Larve des Friedens.[4]) Frankreich bot der Pforte zwölf bis fünfzehn Kriegsschiffe gegen eine jährliche Zahlung von drei bis vier Millionen an. Die Pforte wünschte aber nur käufliche Überlassung von fünfzehn Kriegsschiffen.[5]) Maria Theresia äußerte Mitleid mit den Muselmannen, „den Opfern der Aufstachelung der Herren Franzosen; die Pest, die Hungersnoth ist im Anzuge und Österreich wird sich übel befinden.“[6]) Ihr lag der Gedanke ferne, Treulosigkeit an der Pforte zu üben, auf der andern Seite war ihr der Vertrag vom 6. Juli peinlich, namentlich daſs man zwei Millionen schon als Zahlung für Unter- Sorge vor Rußland. Maria Theresia.

[1]) Helfert, Rußland und die katholische Kirche in Polen, S. 204.
[2]) Vergl. den Bericht des Nuntius Durini. Bei Theiner, Monumenta Poloniae, IV, b, p. 381—383.
[3]) Lelewel, Geschichte Polens, I, S. 257.
[4]) Hammer, l. c. VIII, S. 375.
[5]) Ibid. VIII, S. 376.
[6]) Arneth, l. c. VIII, S. 435.

stützung angenommen habe. Der englische Gesandte war dahinter gekommen und hatte Nachricht davon nach Petersburg gesendet. Begreiflich, dass Russland jetzt Friedens-Unterhandlungen anbot, aber nur mit Ausschluss aller Friedensvermittler.

Thugut. Der preußische Gesandte Zegelin rieth, sich dem Begehren Russlands zu fügen. Thugut forderte das Gegentheil. Nachdem Österreich dem Theilungsplane von Polen beigetreten, konnte es Russland in den Verhandlungen mit der Türkei keinen Widerstand mehr leisten, umsomehr als die türkische Kriegführung eine unerwartet schlechte war — es gab daher der Pforte den Rath, zunächst einen Waffenstillstand und dann Frieden zu schließen: Österreich werde aufrichtig bemüht sein, ihr zu einem anständigen Frieden zu verhelfen.[1]) Die Gründe der Nothwehr, warum Österreich bei der Theilung Polens mithalte, verstand Thugut den türkischen Staatsmännern klar zu machen.

Der Sultan. Am 6. Juni 1772 erhielt er die maßvolle Antwort des Sultans,[2]) dass Österreichs Beistand allerdings bisher die Grundlage seiner Hoffnungen gewesen wäre, dass er aber dem Kaiserhofe nichts Unmögliches zumuthen wolle, und dass er deshalb auf alle Vortheile des Vertrages verzichte, dass er aber von der Güte der Kaiserin und des Kaisers die Förderung eines günstigen Friedens mit Russland erwarte. Wenn Österreich die Rückstellung der Donau-Fürstenthümer und der Tatarei unter die Botmäßigkeit des Sultans erwirken könne, so wolle der Sultan auch die weiteren Zahlungen leisten; wenn aber auch nicht, so verlange der Sultan die schon bezahlten zwei Millionen nicht zurück, sondern sehe sie als Beisteuer zu den vom Kaiserhofe zu seinen Gunsten gemachten Ausgaben an. Aufrichtig wünsche er mit dem Kaiserhofe ein gutes Einvernehmen für die Zukunft und erkenne dankbar an, was derselbe für ihn bisher gethan. Die Vorsehung mache es Österreich unmöglich, mehr zu thun. Würde Österreich mit Russland oder Preußen deshalb noch in Krieg gerathen, so solle es an der Türkei einen treuen Bundesgenossen finden. Das ist orientalische Würde! — Österreich erwirkte auch von Katharina, dass sie auf der Loslösung der Donau-Fürstenthümer von der Türkei nicht länger bestand.

Der Krieg von 1771. Im Kriege 1771 hatte die Türkei kein Glück. 1770 hatten die Russen Giurgewo[3]) besetzt, dann wieder verlassen, jetzt nahten sie sich wieder unter General Weißmann. Die Festung ergab sich, „nachdem 300 Ungläubige zur Hölle fuhren und 200 Rechtgläubige, mit rosenfarbenen Kaftanen des Märtyrerthums bekleidet, ins Paradies eingiengen".[4]) Auch Tultscha fiel. Die Magazine von Isakdsche wurden verbrannt am 2. März 1771. Im April eroberten die Türken mit Übermacht wieder Giurgewo, im September verloren sie es wieder. Die Ausreißerei nahm unter den Türken überhand. Die Hauptschläge fielen jedoch 1771 nicht an der Donau, sondern in

Krim. der Krim.

---

[1]) Arneth, l. c. VIII, S. 440—444.
[2]) Ibid. VIII, S. 449—450.
[3]) Sprich Dschurdschewo, eigentlich Jerköki = die Erdwurzel, russisch Shurshа.
[4]) Hammer, l. c. VIII, S. 383—384.

Fürſt Dolgoruki drang mit 30.000 Ruſſen und 60.000 Noghai-Tataren bis zu den Linien von Orkapu oder Perekop vor. Mit 50.000 Tataren und 7000 Türken eilte der Chan Selim-Girai zur Vertheidigung herbei — vergebens, die Linien wurden erſtürmt, Perekop fiel. Der Chan floh feig zuerſt nach ſeiner Reſidenz Baktſchiſerai, dann nach dem Meere, von da nach Conſtantinopel. Abaſa-Paſcha, welcher Jenikala vertheidigen ſollte, verlor den Kopf und ſchiffte ſich nach Sinope ein, wo er in der That wegen ſeiner Feigheit den Kopf verlor. Die Ruſſen zogen als Sieger in Kaffa, Kertſch und Jenikala ein; die Tataren hatten ihnen die Pfade der Eroberung gebahnt und achtundvierzig ihrer Abgeordneten huldigten in Petersburg der Kaiſerin. Dolgoruki erhob Schirinbeg Schahin-Girai zum Chan und Rußland verkündete die Unabhängigkeit der Krim. Der Erfolg der Waffen war glänzend, Katharina wünſchte ihn durch einen ſchnellen Frieden zu ſichern, Rumänzow hatte ihr denſelben trotz aller Siege dringend ans Herz gelegt; denn der Krieg verſchlinge unſägliches Volk: „Was werden alle Siege helfen, wenn ſich Rußlands Helden, mit Lorbeeren umhüllt, am Ende im Hemde aufs Stroh legen werden, und das muſs geſchehen, wenn der Krieg mit einem ſo gefährlichen Feinde fortgeſetzt wird.“ [1]) Schahin-Girai.

Am 10. Juni 1772 kam ein Waffenſtillſtand auf ſechs Wochen zuſtande, in Fokſchan ſollte über den Frieden unterhandelt werden. Nach Fokſchan brachen alſo die türkiſchen Bevollmächtigten Osman-Efendi und Jaſindſchiſade auf, jener der Vertraute Muſtafas III., dieſer der Vertreter der Ulemas, in welchen noch ein hohes Gefühl von der Würde des osmaniſchen Reiches lebte. Mit ihnen reiſten Thugut und Zegelin als Vertreter der vermittelnden Mächte. Congreſs zu Fokſchan. Thugut.

Die Pforte warf für Thugut 25.000 Piaſter aus zum Erſatz der Reiſekoſten und hinlänglich Ambra, Aloe, Scherbet und eingemachte Früchte, um die Reiſe zu verſüßen. Thugut erzählte ſpäter ſehr gerne, wie er Jaſindſchiſade auf dem ganzen Wege mit Leſen eifrig beſchäftigt fand und ihn fragte, was er denn ſo eifrig leſe. Jaſindſchiſade antwortete: in einer ſo wichtigen Frage mit dem beſonderen Vertrauen des Sultans beehrt, habe er ſich von den Grundſätzen europäiſchen Rechtes und Geſetzes unterrichten wollen, um den Feinheiten und Kunſtgriffen der ruſſiſchen Botſchafter umſo ſicherer begegnen zu können. Thugut erwartete, eine Überſetzung Machiavellis oder des Hugo Grotius in den Händen des Türken zu finden, ſah aber zu ſeinem Staunen eine Überſetzung des Neuen Teſtamentes! — Die ruſſiſchen Unterhändler waren Obreskow und Graf Gregor Orlow. Der letztere war eigentlich gegen den Frieden, weil bei Ausbruch des Krieges ſein Bruder Alexei die Flotte im Archipel, der jüngere Bruder Theodor die Flotte im Schwarzen Meere, und er ſelber das Heer in der Krim befehligen — und ſo das osmaniſche Reich von drei Brüdern Orlow zum Falle gebracht werden ſollte. [2]) Jaſindſchiſade. Gregor Orlow.

Der Congreſs wurde am 19. Auguſt 1772 eröffnet. Die Ruſſen traten mit hohem Stolz und Gepränge auf. Ihre Forderungen waren ſtark, zumal ſie um einen Waffenſtillſtand bis zum 21. September gebeten wären. Doch wurden weder Thugut noch Zegelin zu den Verhandlungen eingeladen. Die Ruſſen erklärten, Keine Vermittlung.

[1]) Herrmann, l. c. V, S. 707.
[2]) Hammer, l. c. VIII S. 403.

in ihren Vollmachten stehe kein Wort von Vermittlung, und entschieden sich also gegen die Zulassung. Dann verlangten sie: Wegräumung jedes Anlasses zur Uneinigkeit, Entschädigung für die Kriegskosten und Festsetzung solcher Einrichtungen, welche beiden Reichen vortheilhaft wären — und darum wollten sie freie Schiffahrt, begünstigten Handel, Freiheit und Unabhängigkeit der Tataren. An der letzteren Forderung insbesondere scheiterte die Verhandlung: denn der Sultan sei als Chalife das geistige Oberhaupt über alle Sunni und würde seine Pflicht verletzen, wenn er die Entziehung der Tataren ihnen zugestehe. Wenn der Sultan die ihm zustehenden Rechte über alle Sunni — auch über die in Indien, Bochara und Marokko nicht ausübe, so sei bloß die zu große Entfernung daran schuld. Osman-Efendi gestand zuletzt als Ultimatum zu: die Unabhängigkeit der Tataren in allen Regierungsgeschäften, nur mit Ausnahme der Oberherrschaft des Sultans durch Investitur des Chans und der Anstellung der Richter. Die Russen entgegneten: so lange ein Fürst von fremder Bestätigung abhängig, sei sein Volk nicht frei. Als man ihnen viel von dem großen Verstande Osman Efendis vorredete, meinten die Russen ironisch: ohne Zweifel besitze Osman großen Verstand, nur sei dieser von einer Art, von der sie nie gehört. Nach zwanzig Tagen gieng der Congress unverrichteter Sache wieder auseinander.

Russische Forderung.

Die Tatarenfrage.

Osman-Efendi.

Die russische Regierung misbilligte übrigens diesen Abbruch der Verhandlungen; sie genehmigte zum Zeichen ihrer Geneigtheit zum Frieden einen Waffenstillstand auf sechs Monate und bevollmächtigte Obreskow zu neuen Unterhandlungen, die aber in Bukarest stattfinden sollten. Der Großvezir war sehr erfreut und „hieng die Waffen auf den Nagel der Vergessenheit".[1] Damit die Tatarenfrage den Verhandlungen nicht sogleich wieder ein Ende mache, begann Obreskow, ohne der Tataren zu gedenken, sogleich mit der Entschädigungsfrage. Die Türken entgegneten: die Russen hätten zuerst Schaden in Balta zugefügt und hätten Ersatz zu leisten; die Pforte sei mit dem polnischen Rummel unversehens überfallen und durch Obreskows Versicherung, dass alles ins rechte Geleise gebracht werden solle, hingehalten worden. Endlich legte Obreskow Russlands Begehren in zehn Artikeln vor, darunter war Amnestie für die Bewohner der Moldau und Walachei, Aufhebung des Sclavenhandels in Georgien, Vorrang des russischen Gesandten in den Audienzen, Freiheit der russischen Dolmetscher und Dienerschaft von allen Abgaben, Überlassung der beiden Kabardeien, Auswechslung der beiderseitigen Gefangenen ohne Lösegeld, freie Wahl des Chans durch die Tataren, der nur von Seite der Pforte investiert werden sollte, und endlich Abtretung der beiden Festungen Kertsch und Jenikala, Schleifung von Kinburn und freie Schiffahrt und Handel auf allen Meeren.

Obreskow.

Congress in Bukarest.

Entschädigung.

Es kam dabei zu harten Worten. Der Türke sagte: „Als euer Czar Peter im Walde Rinde fraß, enthielt sich die hohe Pforte, ihn zu tödten oder lebendig gefangen zu nehmen; sie begnügte sich mit Asows Zurückgabe. Dadurch zögerte die Sache einige Monate und bis ihr nicht saht, dass es ernst sei, euch wieder mit Krieg zu überführen, hieltet ihr euer Wort nicht — weshalb ihr euch seitdem den Namen von Lügnern erworben habt." — Es war Erinnerung an

Vorwürfe.

[1] Hammer, l. c. VIII, S. 410.

Peters Unglück im Lager am Pruth. Obreskow entgegnete: „Euer Feldherr Baltadſchi Mohammed Paſcha war ein vernünftiger und das Ende der Dinge vorherbedenkender Großvezir: er fürchtete die Gewalt eines aus Verzweiflung am Leben fechtenden Heeres und verlor auf dieſe Weiſe den Faden des Sieges nicht aus ſeiner Hand.“ [1])

Muſtafa III.

Der Sultan ließ ſieben Millionen Piaſter insgeheim antragen, wenn die Ruſſen von der Abtretung von Kertſch und Jenikala abſtänden. Obreskow entgegnete: „Ich verbürge mich, daſs mein Hof, den ihr für bankerott haltet, nicht den geringſten Anſtand nimmt, euch dieſe Summe ſogleich auszuzahlen, wenn ihr die Freiheit und Unabhängigkeit der Tataren, die Abtretung von Kertſch und Jenikala, die Schleifung von Kilburn und die Freiheit der Schiffahrt und des Handels annehmt.“ — Gern hätte Muſtafa III. Frieden geſchloſſen, aber die Ulemas erklärten ihm ins Geſicht, jeder Mohammedaner müſſe eher mit den Waffen in der Hand für die Erhaltung des türkiſchen Reiches ſterben, als daſs er ſich den Forderungen Ruſslands füge; des Sultans Schatz ſei noch genug mit Geld und Geldeswert verſehen für Jahre des Krieges und, ſei er endlich erſchöpft, ſo wollten ſie nicht bloß ihr eigenes Vermögen, ſondern auch ihr Leben für das Heil und den Ruhm des osmaniſchen Reiches einſetzen. [2]) Der Sultan muſste nachgeben. „Säbel für die Ruſſen!“ war der Ruf der Kriegspartei. Einſichtigere meinten aber, wenn man auch noch zehn Jahre Krieg führe, ſo werde man keinen beſſeren Frieden erlangen.

Die Ulemas.

Krieg 1773.

Alſo Krieg im Jahre 1773! Der Waffenſtillſtand endete 22. März. Das Glück ſchien ſich wieder den Türken zuzuneigen. Rumänzow erhielt Befehl, die Donau zu überſchreiten, hatte aber gleich im Anfange Unglück; bei Ruſtſchuk verlor er drei Kanonen und mehr als tauſend Mann. [3]) Allerdings ſiegte General Weißmann bei Karaſſu 7. Juni 1773 und nahm den Tataren 16 Kanonen ab; Rumänzows Angriff bei Siliſtria, dem Triſtra der Byzantiner und Kreuzfahrer, miſslang jedoch mit einem Verluſte von 800 Todten und 1000 Verwundeten. Auch ein Verſuch auf Varna ſcheiterte. Bei Karaſſu fiel dann Weißmann, den Rückzug von Siliſtria deckend, erlitten aber die Türken eine Niederlage. Der Sultan rief gereizt, er ſei überdrüſſig der Art und Weiſe, wie Krieg geführt werde, und wollte in fieberhafter Aufregung ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres ſtellen. Der Diwan entſchied ſich aber gegen den Auszug des Sultans, bis er von ſeiner Krankheit wieder geneſen ſei.

Tod Muſtafas III.

Muſtafa III. ſtarb aber 24. December 1773. Er war kein grauſamer, aber ein unglücklicher Herrſcher, weil er ſich, im Dünkel untrüglicher Weisheit, die Kraft zu regieren zutraute, ohne die Fähigkeit dazu zu beſitzen. Sonſt war er ein Freund der Geſetzeswiſſenſchaft und hatte ſeine Freude an Vorträgen von Schriftgelehrten über einzelne Sätze des Koran oder der Sunna. Jeder osmaniſche Prinz muſs ein Handwerk lernen nach der Überlieferung, David habe Panzer geſchmiedet und Salomo Körbe geflochten: Muſtafa III. wählte das Buchbinderhandwerk; er liebte Bücher und ſtiftete gerne Bibliotheken.

Muſtafas III. Tod führte den Frieden nicht herbei. Sein Nachfolger Abdulhamid, der Sohn Ahmeds III., war ganz in den Händen der Kriegs-

Abdulhamid.

[1]) Hammer, l. c. VIII, S. 415.
[2]) Thuguts Bericht bei Arneth, l. c. VIII, S. 457—458.
[3]) Ferrand, l. c. II, p. 286.

partei, ohne Talent und Geschäftskenntnis — war er doch dreiundvierzig Jahre im Prinzenkäfig eingesperrt, nur mit der Lesung der osmanischen Reichsgeschichte beschäftigt! Auf einen Friedensantrag erklärte er, gar keine Antwort geben zu können. Der Krieg wurde 1774 mit Pomp eröffnet, aber nur zum Glück für die Russen.

Krieg 1774.

Ihr General Kamenskoi warf den Vortrab des türkischen Heeres bei Basardschik zurück und nahm dann ihr Lager bei Koslidsche sammt neunundzwanzig Kanonen. Das Ausreißen war wieder unter die Janitscharen gekommen. Der Reis-Efendi redete einen Haufen Flüchtlinge an: „Kameraden, warum kehrt ihr vom heiligen Kampfe um?“ — „Wir schaffen unsere Verwundeten fort!“ — „Zwei genügen, einen Verwundeten fortzutragen, es sind nicht fünfzig nöthig. Kehrt um, ich gehe mit euch!“ — „Du hast leicht reden, du bist zu Pferd, und wir zu Fuß, du sprengst bei der ersten Gelegenheit davon.“ — „Da sei Gott dafür, wenn ihr wollt, gehe ich mit euch zu Fuß zurück.“ — Flintenschüsse auf ihn waren die Antwort der Feiglinge. So war damals der Geist unter den einst wegen ihrer Tollkühnheit gefürchteten Janitscharen. Kaum 8000 Mann blieben im Lager bei Schumla. Auch hier Verwirrung. Die Russen machten Miene, die Türken vom Rückzuge nach Constantinopel abzuschneiden. Bald war der Großvezir eingeschlossen und musste als Gefangener den Frieden annehmen, wie ihn Rumänzow dictierte. —

Der Friede zu Kutschuk-Kainardschi.

Friede von Kainardsche.

In vier Stunden kam es jetzt in Kutschuk-Kainardschi zu einem welthistorischen Frieden, der aber nicht vom 16. Juli 1774, wo er abgeschlossen, sondern vom 21. Juli, dem Jahrestage des Friedens am Pruth, datiert ist. Auf türkischer Seite war der Vertreter der Friedenspartei Resmi Ahmed Efendi,[1]) von russischer Seite war Fürst Nikolaus von Repnin der Unterhändler.

Die Tataren.

Der Friede bestimmt:[2]) Die Tataren der Krim, des Kuban, von Butschak und Jedissan — sind von jeder fremden Macht völlig unabhängig und frei, und wählen nach Belieben ihren Chan aus dem Stamme Dschengischans, erkennen aber in Betreff ihrer Religion den Sultan als ihr geistliches Oberhaupt an, jedoch ohne jegliche Beeinträchtigung ihrer bürgerlichen und politischen Freiheit. Russland gibt den Tataren alle in der Krim eroberten Plätze zurück, mit Ausnahme von Kertsch und Jenikale. Der Pforte stellt es Okschakow zurück. Weder Russland, noch die Türkei dürfen Truppen oder Beamte in das Land der Tataren schicken. Russland stellt der Pforte ganz

Besitzstand.

[1]) In seinen wesentlichen Betrachtungen, welche Dietz übersetzte, ist der ganze Krieg geschildert.

[2]) Traité de paix perpetuelle et d'amitié entre l'Empire de Russie et la Porte Ottomane, conclu près du village Kutchouc-Kaynardgi le 10 Juillet 1774. Ghillany, l. c. Tome II, p. 118—130.

Bessarabien zurück mit den Städten Akjerman, Kilja, Ismail, mit allen Schlössern und Dörfern, welche diese Provinz enthält, desgleichen die Festung Bender; ebenso gibt es die Moldau und Walachei mit allen Städten, Festungen und Dörfern zurück; wogegen die Pforte sich verpflichtet, allen Bewohnern unbedingte Amnestie zu gewähren für alle Ver- Amnestie.
gehen, welche sie gegen die Pforte begangen haben, oder deren sie verdächtig sind, und ihnen alle die Würden, Rechte und Besitzungen zurückzugeben, welche sie vor Ausbruch des Krieges inne hatten. Sie verpflichtet sich ferner feierlich, in keiner Weise die Ausübung des Gottesdienstes, den Bau neuer Religion.
oder die Wiederherstellung alter Kirchen zu hindern. Sie stellt den Klöstern und Privaten die Güter und Besitzungen zurück, welche ihnen früher gehörten und ihnen gegen alles Recht in der Umgebung von Brahilow, Choczim und Bender genommen worden sind; sie verspricht, den Geistlichen die ihrem Stande schuldige Achtung zu erweisen und die Familien, welche auswandern wollen, frei ziehen zu lassen und zwar ein ganzes Jahr hindurch vom Abschlusse dieses Vertrages an gerechnet. Sie verspricht, keine rückständigen Steuern zu fordern, noch welche für die ganze Zeit des letzten Krieges, und Steuern.
weil diese Gebiete so arg verwüstet worden sind, auch für die zwei nächsten Jahre vom Tage des Vertrages an keinerlei Steuern zu verlangen — und dann bei den zu erhebenden Abgaben mit möglichster Milde und Schonung zu verfahren. Diese Steuern sollen alle zwei Jahre mit Abgeordneten dieser Vertreter der Moldau und Walachei.
Länder vereinbart werden. Die Pforte gestattet den Fürsten dieser beiden Länder, stehende Vertreter griechischen Bekenntnisses bei ihr zu unterhalten, Schutzrecht.
wird sie mit Güte behandeln, und wie Leute, die unter dem Schutze des Völkerrechtes stehen, gegen jede Gewaltthat schützen. — Es steht Rußland frei, sich für beide Fürstenthümer durch seinen Gesandten bei der Pforte zu verwenden, und diese verspricht, seine Vorstellungen mit der Rücksicht anzuhören, die einer befreundeten Großmacht gebürt.[1])

Nicht minder wichtig als dieser sechzehnte, ist der siebzehnte Artikel Die Inselgriechen.
des Vertrages, welcher mit Vorbehalt derselben Rechte und Begünstigungen die Inseln des Archipels an die Pforte zurückstellt. Die Griechen erhalten also Vergeben und Vergessen für alle begangenen und gemuthmaßten Vergehen, freie Ausübung ihrer Religion, das Recht, alte Kirchen auszubessern oder neue zu bauen. Man darf nicht rückständige Steuern von ihnen fordern, keine Steuern für die Jahre des Krieges; man gewährt ihnen Befreiung von Abgaben für die nächsten zwei Jahre, weil diese Gebiete so arg verwüstet wurden, und Freiheit der Auswanderung.[2])

[1]) Que les Ministres de la Cour Impériale de Russie résidants auprès de la Porte puissent parler en leur faveur, et promet de les écouter avec les égards qui convienent à des puissances amies et respectées. — Ghillany, l. c. Art. 16.

[2]) Ghillany, l. c. Art. 17.

Gebietszuwachs. Rußland behält aber das Schloß Kinburn an der Mündung des Dnjepr auf der linken Seite des Stromes; desgleichen die Festungen Jenikale und Kertsch mit ihren Häfen und Gebieten, dann Asow nach der Abgrenzung vom Jahre 1700, und die kleine und große Kabardei mit Zustimmung des Chans der Krim. Dagegen zieht Rußland aus den Festungen Georgiens und Mingreliens seine Besatzungen zurück;[1]) die Pforte nimmt sie wieder in Besitz, gewährt aber den Bewohnern Amnestie und verzichtet auf die Steuer von Knaben und Mädchen; sie verspricht, die Bevölkerung schonend zu behandeln und in der Ausübung ihres Glaubens nicht zu behindern.[2]) Beiden Mächten steht es frei, auf ihrem Gebiete neue Festungen und Städte anzulegen und die verfallenen wieder herzustellen.

Handel. Russische Kauffahrer erhalten den freien Verkehr in den Meeren und Häfen der Pforte, ungehinderte Fahrt auf dem Schwarzen und Weißen Meere, wie auf der Donau, mit allen Vorrechten der am meisten begünstigten Nationen, namentlich der Franzosen und Engländer. Das gleiche Recht haben die Türken im russischen Reiche. Rußland kann Consuln, Viceconsuln und sonstige Beamte und Dolmetscher in den türkischen Handelsplätzen anstellen und die Türken in russischen. Will Rußland in den Regentschaften Afrikas, in Tripolis, Tunis und Algier, Handelsverträge abschließen, so verpflichtet sich die Pforte, es dabei zu unterstützen und Bürgschaft für es zu leisten.[3])

Religion. Rußland hat das Recht, eine Kapelle im Hause des Gesandten und eine Kirche griechischen Ritus in Galata in der Straße Bey-Oglu zu bauen, welche immer unter dem Schutze der Pforte steht. Die russischen Unterthanen haben das Recht, nach Jerusalem und anderen heiligen Stätten steuerfrei zu Wallfahrt. wallfahren; kein Zoll, keine Kopfsteuer darf von ihnen erhoben werden; sie stehen unter dem Schutze der Pforte, müssen aber mit einem Paß von ihrer Regierung versehen sein. Rußland hat das Recht, einen beständigen Gesandten ersten Ranges in Constantinopel zu halten, welcher dem Range nach unmittelbar hinter dem des Kaisers folgt. Die Pforte gesteht der Kaiserin den Titel Padischah zu.[4])

Kriegskosten. Die Forderung der Kriegskosten belief sich nicht hoch; die Pforte versprach, in drei Terminen, nämlich jeden 1. Januar der Jahre 1775, 1776 und 1777, 7,500.000 Piaster oder 4,700.000 Rubel im ganzen zu bezahlen.

Das ist der Inhalt des Friedens von Kutschuk-Kainardschi, der ein Merkzeichen in der Geschichte des Orients bildet. Der Friede von Carlowitz setzte den Eroberungen der Osmanen in Europa für immer eine Schranke, der Friede von Kutschuk-Kainardschi hat die Grundfesten des osmanischen

---

[1]) Ghillany, l. c. Art. 18—22.
[2]) Ibid. Art. 23.
[3]) Ibid Art. 12.
[4]) Temamen Roussielerin Padischag.

Reiches erschüttert und seine unaufhaltbare Auflösung vorbereitet, indem er Russland eine vorherrschende verderbliche Einmischung in das osmanische Reich gewährleistete. Kainardschi heißt Quell, und den Frieden, der hier geschlossen wurde, nennt Hammer mit Recht „den Urborn, aus welchem des osmanischen Reiches unheilbares Verderben, der Beginn seines Endes in Europa aufsprudelt".[1] In ihm sind die Demüthigungen, die vernichtenden Schläge der späteren Friedensschlüsse, wie der von Adrianopel und die der neuesten Zeit schon vorbereitet. Russlands Grenze reichte jetzt bis an die Hauptkette des Kaukasus, es stand fortan den Bergvölkern allein gegenüber und, wenn es auch noch harte Kämpfe mit ihnen zu bestehen hatte, so war ihm die Bahn nach Kleinasien doch gesichert. Es stand jetzt am Meere im Osten des Landes der Tataren, es hatte mit der Erwerbung Kinburns feste Stellung im Westen des Schwarzen Meeres, es hatte freie Schiffahrt auf dem Schwarzen, wie auf dem Ägeischen Meere. Mit Kertsch und Jenikale beherrschte es die Verbindung zwischen dem Asowischen und Schwarzen Meere. Die Tataren der Krim waren jetzt vereinzelt, von den Russen rechts und links umschlossen, sie mussten bald ihrer Herrschaft verfallen oder auswandern oder zugrunde gehen. Mit dem Rechte, sich für die Fürstenthümer zu verwenden, hatte Russland stets eine Möglichkeit, sich in die inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches zu mischen. Aus dem Rechte, zu Gunsten der Kirche in Galata in der Straße Bey-Oglu Vorstellungen zu machen, hat Russland das Schutzrecht über die griechische Kirche in ihrer Gesammtheit abgeleitet. Auf Constantinopel schaut seitdem der Russe als auf eine Beute, welche ihm nicht entgehen kann — nur die Eifersucht europäischer Mächte hat bisher die Türkei vor dem Untergange gerettet.

Schutz über die Griechen.

Wir begreifen den Schrecken Thuguts, als er die Bedingungen des Friedens vernahm, und was er hierüber an Kaunitz schreibt, macht seinem Scharfblicke alle Ehre.[2] Er betont die Trefflichkeit des Hafens von Kertsch, die Wichtigkeit des Besitzes von Kinburn und Asow. Jetzt werde auch der gute Hafen von Taganarog wieder hergestellt werden. Die Umgebung habe Überfluss an Bauholz, Eisen, Hanf und allem Schiffszugehör. Es sei leicht, in Kertsch eine Flotte von fünfzehn Kriegsschiffen schnell und mit geringen Kosten zu erbauen, und in den anderen Häfen eine Menge Schiffe und Fahrzeuge herzurichten. 30.000 bis 40.000 Mann Besatzung werde man ohnehin immer in den neuen Grenzplätzen unterhalten, und so könne Russland, wann es wolle und ohne viel Aufsehen durch neue Zurüstungen zu machen, 20.000 Mann vor die Mauern von Constantinopel werfen, wo dann der mit den Oberhäuptern der schismatischen Religion zum voraus berechnete Verschwörungsplan ausbrechen und dem Großherrn nichts anderes übrig bleiben werde, als bei der Landung der Russen sogleich seinen Palast zu räumen, sich tief nach Asien zu flüchten und den Thron des morgenländischen

Thugut.

Aussicht auf russische Weltherrschaft.

[1] Hammer, l. c. VIII, S. 448.

[2] Namentlich sein Schreiben vom 3. September 1774, mitgetheilt bei Hammer, l. c. VIII, S. 577—582.

Kaiserthumes geschickteren Besitzern zu überlassen. Sei die Hauptstadt gefallen, dann werde unter dem Schrecken und unter der Hilfe der schismatischen Anhänger bald der ganze Archipelagus an die asiatische Küste und ganz Griechenland bis an den adriatischen Meerbusen ohne Mühe dem russischen Scepter sich unterwerfen. — Die Vereinigung dieser schönen, naturgesegneten Länder, welche alle anderen Gegenden an Fruchtbarkeit und Reichthum übertreffen, werde Russland eine Übermacht verleihen, welche alles übertreffen müsse, was von der Größe früherer Monarchien berichtet wird. Russland komme jetzt, ohne Aufwand, ohne kostspielige weitere Vorbereitung von einer Woche zur anderen, einfach vom Schwarzen Meere her, vor Constantinopel und habe nicht mehr nöthig, einen langen, beschwerlichen Krieg an der Donau zu führen. Die Aussicht einer Erwerbung von Bosnien und Serbien sei jetzt nicht mehr lockend für Österreich, wenn auch Russland gerne diese Länder demselben überlassen wollte, denn die Mohammedaner würden bald auswandern, die Anhänger des griechischen Glaubens aber würden untreu sein und stets nach Russland hinneigen, so dass der Besitz dieser Länder zu einer überlästigen Ausdehnung ohne inneren Wert, und nicht zur Vermehrung der Macht, sondern nur zur Schwächung dienen würde. — Thugut staunt über die unglaubliche „Unsinnigkeit", mit der die türkische Regierung ihrer Zerstörung entgegengehe, über die unaussprechliche Schwäche und Blödigkeit des Sultans, der nur froh sei, dass seine Vergnügungen nicht weiter durch den Krieg unterbrochen würden, und der so kleinmüthig und niederträchtig sei, dass er Angst hatte vor dem Widerspruche der Ulemas gegen den Frieden und unendlich froh war und ein Freudenfest anstellen ließ, als die Gesetzesgelehrten in das Unvermeidliche sich fügten. Unter dem Klange der Musik sei der Friede verkündigt worden, welcher das Grab des osmanischen Reiches schaufle.

Kaunitz. Man begreift den Unmuth des Staatskanzlers. „Die Türken", sagte er zum englischen Gesandten,[1] „haben theils durch ihre schwache und thörichte Kriegsführung, theils durch ihren Mangel an Vertrauen zu einigen Mächten, welche wie Österreich geneigt waren, sie aus ihren Verlegenheiten zu reißen, reichlich das Schicksal verdient, das sie trifft. Warum verlangten sie nicht die Vermittelung Österreichs, Englands und Hollands? Jede dieser Mächte hätte ihnen zu besseren Bedingungen verholfen und wir wären alle zufrieden gewesen. Aber dieses Volk ist zum Untergange bestimmt und ein kleines, aber gutes Heer dürfte die Türken zu jeder Zeit aus Europa hinaustreiben."

Bukowina. „Der Missmuth gegen die Pforte, die Geringschätzung ihrer Kraft", der Gedanke, dass man die Gunst der Lage benützen müsse zu einer passenden Grenzabrundung zwischen Galizien und Siebenbürgen, führten 1775 und 1776 Österreich zum Besitze der Bukowina. Kaiser Joseph sann den Plan aus, Kaunitz stimmte ihm zu, Thugut gewann durch seinen Scharfblick und sein geeignetes Auftreten die Türken dafür, dass man das gewünschte Gebiet an Maria Theresia abtrete. Maria Theresia war in ihrem strengen, rechtlichen Sinne gegen die ganze Art der Erwerbung — und ihr Biograph[2] nennt es einen betrübenden Anblick, „Österreich jetzt wieder, wie es schon in den pol-

[1] Raumer, Beiträge, III, S. 32.
[2] Arneth, Maria Theresia, VIII, S. 469.

nischen Angelegenheiten geschehen war, Bahnen einschlagen zu sehen, welche mit denen des Königs von Preußen wenigstens einige Ähnlichkeit haben". Österreich setzte jedoch seinen Plan nicht mit Waffengewalt durch, sondern auf dem Wege der Unterhandlung.

Nur waren nicht alle Gründe, welche es für seine Ansprüche auf den Besitz der Moldau und Alt-Orsowas vorbrachte, gleich stichhältig. Es berief sich auf Vorgänge im Jahre 1741, dann auf den Vertrag vom Jahre 1771, in dem die Pforte Österreich die Abtretung der kleinen Walachei allerdings versprochen hatte, doch war es Österreich nicht möglich gewesen, ihr einen besseren Frieden zu verschaffen. Thugut rieth, nicht lange vorher auf ältere Rechte sich zu berufen, sondern kurzweg das gewünschte Land zu besetzen und dann zu unterhandeln. Dieser Rath wurde befolgt und führte am leichtesten zum Ziele. Rußland erhob keine Schwierigkeiten, wohl aber der zweideutige Hospodar der Moldau, Ghika; gerade dessen Drohung, Rußland zuhilfe zu rufen, verletzte die Pforte und machte sie den österreichischen Forderungen geneigt. Sie antwortete nicht ablehnend, wenn auch der Mufti gegen jede Abtretung eiferte; sie erklärte vielmehr schon im März 1775, sie sei bereits des Willens, so viel es ihre Umstände erlaubten und mit Billigkeit verlangt werden könnte, ihre Achtung für den Kaiser und die Kaiserin durch nachbarliche Willfährigkeit für deren Wünsche zu erproben und so viel moldauisches Land abzutreten, als Österreich zur Herstellung einer angemessenen Verbindung bedürfe. Am 7. Mai 1775 kam der Vertrag zum Abschlusse und die Bukowina an Österreich. Am 12. Mai 1776 war die Grenzbestimmung glücklich abgeschlossen, für das neugewonnene Land zum Heile, welches unter österreichischer Herrschaft sich besser befand. Thugut erhielt zum Lohne seiner gewandten und erfolgreichen Thätigkeit den Stephans-Orden.[1]) —

Thugut.

Bukowina an Österreich.

Siegesfeier. Katharina II. und Voltaire. Zustände in Rußland. Die Flucht der Kalmücken. Die Pest in Moskau.

Begreiflich ist die Freude Katharinas über diesen glorreichen Frieden, den sie den Feinden ihres Reiches verdankte: die Türken hätten ihn billiger haben können, aber sie hatten auf Frankreich gehorcht, welches sie zum Kriege reizte. Hätten die Türken nur noch einige Zeit widerstanden, so hätte Rußland in der That Frieden schließen müssen, denn die Armee war geschwächt, Officiere und Gemeine waren müde, hatte doch der Krieg schon 300.000 Mann gekostet: ein dumpfer Unmuth herrschte im Lande über die militärischen Zwangsleistungen. Umso willkommener war der Friede!

Freude Katharinas.

Katharina gab am 3. August 1774 ein Fest an ihrem Hofe, bei dem sie nur fröhliche Gesichter sehen wollte.[2]) In einem Manifest am 17. März 1775 pries sie die Segnungen des Friedens, erließ ganz oder milderte die Strafen gegen Ungehorsam im Heere und gab alle frei, die wegen Schulden an die Staats-

Siegesfest.

[1]) Die ganze Verhandlung über die Bukowina eingehend bei Arneth, Maria Theresia, VIII, S. 469—491 und 528—533.

[2]) Raumer, l. c. V.

casse gefangen saßen. Ein Strom von Gnaden ergoss sich über die Feldherren. Sie reiste dem heimkehrenden Heere entgegen bis Moskau, wo vom 24. Juli bis 3. August 1775 ein großartiges Siegesfest abgehalten wurde. Denkmünzen wurden unter das Volk geworfen.[1]) Auf öffentlichem Platze waren die Festungen Asow, Taganarog und Jenikale nachgebildet; kleine Kriegsschiffe steuerten auf dieselben los. Rumänzow erhielt beim Triumph-Einzuge von der Kaiserin einen Commandostab und einen Degen von Gold, einen mit einem Lorbeerkranz in Email geschmückten Hut und den Andreas-Orden in Brillanten; er bekam ferner wegen seines Überganges über die Donau den Ehrennamen Sadunaiski, ein Landgut mit dem Namen Kainardsche, ein kostbares Silberservice, 12.000 Rubel Tafelgelder, 100.000 Rubel bar, 5000 Bauern, eine wertvolle Gemäldesammlung und eine große Denkmünze in Gold, ihm zu Ehren geprägt. Alexei Orlow erhielt den Ehrennamen Tschesmenskoy, Fürst Dolgoruki den Ehrennamen Skrimska; beide erhielten Ehrendegen mit Brillanten und 60.000 Rubel. Ähnliche Geschenke erlangten andere Generale, die sich hervorgethan hatten. Wir sehen, Katharina wusste Verdienste zu belohnen und zu Großthaten aufzustacheln.

Lohn der Sieger.

Niemand sprach seine Freude über die Erfolge Katharinas freudiger aus als Voltaire, der sich sogar herabließ, Strümpfe für seine Kaiserin zu stricken. „Es gibt eine Frau", schrieb er schon 1767, „die an sich einen großen Ruf erworben hat, um in Polen die Toleranz und Gewissensfreiheit herzustellen. Es ist das ein einziges Ereignis in der Weltgeschichte und das wird weit gehen." So pries er ihr Einschreiten in Polen. 1769 mahnte er die Kaiserin: „Seien Sie sicher, dass niemand einen größeren Namen als Sie in der Geschichte haben wird, aber die Türken müssen Sie schlagen um Himmelswillen, trotz des päpstlichen Nuntius in Polen, der so gut mit ihnen steht! Wie kann man Leute in Europa dulden, welche die Verse nicht lieben, nicht in die Komödie gehen und kein Französisch verstehen!" Katharina hingegen wurde nicht müde, Voltaire zu preisen: seit dem sechzehnten Jahre sei er ihr einziger Lehrer und Tröster. Nach Voltaires Tod schreibt sie, es käme ihr vor, als habe die gute Laune ihre Ehre verloren: er sei der Gott der Heiterkeit gewesen. Sie bestellte bei Grimm hundert Exemplare der Werke dieses Meisters, um dieselben überall niederlegen zu können, „denn er ist mein Lehrer, er oder vielmehr seine Werke haben meinen Geist und Kopf gebildet; ich bin seine Schülerin. Als ich noch jünger war, wünschte ich ihm zu gefallen; hatte ich etwas gethan, so musste es, um mir zu gefallen, wert sein, ihm mitgetheilt zu werden, und sogleich erfuhr er es. Er war daran so gewöhnt, dass er mir, wenn ich ihm keine Nachricht gab und er sie von anders woher erfuhr, darüber Vorwürfe machte." Man sieht, welchen Einfluss Voltaire auf seine Zeit ausübte! Katharina rühmt sich, durch das viele Lesen seiner Werke ein so feines Gefühl für das, was wirklich aus seiner Feder kam, erlangt zu haben, dass sie sich nie über das getäuscht habe, was von ihm war oder nicht. Die Klaue des Löwen habe eine Weise anzupacken, die noch kein Mensch bis jetzt nachgeahmt habe.

Voltaire.

Also Voltaire und Katharina waren einig in dem, was gegen Polen und die Türkei geschah, und ihre Verbindung mit den Tonangebern in Frankreich trug nicht wenig dazu bei, die öffentliche Meinung gegen die armen Polen und Türken zu stimmen. Bei der dritten Theilung Polens suchte sie ihrem Corre-

[1]) Beschrieben bei Ricaud de Tiregale, Médailles de l'Empire de Russie. Potsdam 1772.

spondenten Grimm in Paris zu beweisen, daſs sie keinen Zoll von Polen genommen, der nicht früher ein Antheil von Rußland gewesen. Übrigens, wenn auch der Name Polen zugrunde gehe, so hätte die Nation es wohl verdient, denn sie habe selber alle Verträge gebrochen, welche ihr Dasein sicherten; sie habe nie Vernunft annehmen wollen und jedes Band der Gemeinsamkeit verloren, da nie zwei Individuen über irgend etwas einig waren; sie wären feil, verderbt, leichtsinnig, wortbrüchig gewesen; Unterdrücker und Projectenmacher, ließen sie ihre Angelegenheiten von den Juden besorgen, die ihre Unterthanen aussaugten und ihnen selbst sehr wenig gaben. „So sind die Polen leibhaftig. Mich wollten sie zur Königin; vorher baten sie mich um meinen Enkel, den König von Preußen baten sie um seinen Sohn, den Wiener Hof um einen Erzherzog — alles zugleich! Den Kurfürsten von Sachsen baten sie um seine Tochter, den König von Spanien um einen Infanten, das Haus Bourbon um einen Prinzen — und zu Hause machten sie das Gesetz, nur einen Piasten zum König zu wollen. Alles das geht zusammen in einem polnischen Kopf, obschon kein Menschenverstand darin ist.“ [1] Katharina über Polen.

Zwei große Reiche mussten sich beugen vor der Macht Rußlands und dem Geiste seiner Kaiserin. Was aber ein kleines Völklein vermag, wenn es einig und muthig ist, zeigt die Auswanderung der Kalmücken zwischen dem Jaik und der Wolga, die von der Glückseligkeit, unter russischer Herrschaft zu sein, nichts mehr wissen wollten und durch Einigkeit und Entschlossenheit sich retteten. Flucht der Kalmücken.

Die Kalmücken sind Anhänger des Dalai-Lama und waren von den Grenzen Sinas eingewandert als Nomaden mit ihren Kameelen, ihren Pferden und Schafherden. Sie wurden Schutzverwandte Rußlands. Im siebenjährigen Kriege waren ihre zügellosen Reiterscharen zum erstenmale in Deutschland erschienen. Jetzt, im Türkenkriege, fochten sie in beiden Kabardeien. Hierauf beschwerten sie sich vergebens über Erpressungen russischer Statthalter und daſs man arglistig die Macht ihres Chans untergrabe und ihre Rechte und Gebräuche verletze. Ihre Priester sagten ihnen, daſs die Russen darauf abzielten, sie zur Recrutenlieferung, zum Ackerbau und zum Christenthume zu zwingen. Das ganze Volk faſste heimlich den Entschluſs, auszuwandern, weil es unter Rußland seines Lebens nicht froh werden könne, und vollzog ihn mit eben so großer List, als Thatkraft. 1777 gegen Ende des Jahres, an einem und demselben Tage, brachen 80.000 Familien, Männer, Weiber, Kinder, Knechte, mit ihrem Vieh und ihren Hütten auf; den russischen Statthalter, der unter ihnen war, zwangen sie, mit seinen Kosaken mitzugehen. Unaufhaltsam, jeden Widerstand niederwerfend, wandte sich das Volk nach Osten, bis es die Grenze von Sina erreichte, ihre alte Heimat. Die Raschheit ihres Zuges läſst uns Ereignisse aus der Völkerwanderung begreifen. Katharina verlangte ihre Auslieferung vom Kaiser von Sina, dieser aber erklärte: sie seien nur in ihre alten Wohnsitze zurückgekehrt und die Gründe ihrer Flucht könne man bei denen erfragen, welche sie bedrückt hätten. Flucht. Sina.

[1] Die Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm 1774—1796 und die Briefe Grimms an Katharina sind von Grot in Petersburg in zwei starken Octavbänden 1878 und 1880 herausgegeben worden. Vergl. Karl Hildebrand, Zeiten, Völker und Menschen, V, S. 107—169.

Der Zug erregte großes Aufsehen,[1]) er verletzte empfindlich die Eigenliebe der Kaiserin. — Sorge machte ihr auch die Ausbreitung der Pest in Moskau, und der Aufstand Pugatschews zeigte, wie das Volk noch am Kaiser Peter hieng und wie ihr eigener Thron auf schwachen Füßen stehe.

Pest. Die Pest raffte Tausende in Kiew und Moskau hinweg und das Volk spottete aller Anordnungen der Regierung gegen die Ausbreitung der Krankheit. Mit Waffengewalt musste die Ruhe wieder hergestellt werden. Da sandte Katharina ihren bisherigen Liebling Gregor Orlow mit ausgedehnten Vollmachten; hier könne er sich den Dank der Nation verdienen. Orlow zeigte Muth und ein Arzt Todte, den er mitbrachte, gab ihm den besten Rath zu heilsamen Maßregeln. —

Sturz Orlows. Aufsteigen Potemkins.

Katharina ließ Orlow bei seiner Rückkehr einen Triumphbogen errichten mit der Inschrift: „Dem, der Moskau von der Pest befreiet hat", und ihm zu Ehren eine Denkmünze prägen, auf welcher er als Curtius sich in den Abgrund stürzt, mit der Umschrift: „Auch Russland erzeugt solche Kinder!" Orlow wurde dann zum Congress nach Fokschan entsendet, der, wie wir oben sahen, so schnell abgebrochen wurde: von den Türken wegen der Tatarenfrage, von Orlow, weil ihm die Nachricht zukam, ein anderer dränge sich an seinen Platz im Herzen der Kaiserin und seine Feinde benützten deren augenblickliche Zuneigung zu Wassiltschikow, um ihn zu stürzen. Katharinas Herz war sehr beweglich und Treue gehörte in der That nicht zu dessen Eigenschaften: sie war Orlows nach elfjährigem Verkehre müde. Als sie hörte, dass er, wie Essex, rasch zurückkomme, ohne gerufen zu sein, sandte sie ihm durch einen Boten den Befehl entgegen, es sei zwar nicht nöthig, dass er Quarantaine halte, aber sie schlage ihm das Schloss Gatschina zu seinem einstigen Aufenthalte vor. Orlow gerieth in Wuth, aber er musste sich fügen. Katharina zitterte vor dem Ausgange: die Wache im Palaste wurde verdoppelt, man veränderte die Schlösser, die ganze Mannschaft musste mehrere Nächte wachen.[2]) „Sie kennen ihn nicht; er ist fähig, mich und den Großfürsten umzubringen", sagte Katharina zu Panin, der sie beruhigen wollte.

Orlows Fall.

Alexei Orlow. Alexei Orlow, der Mann mit der riesigen Gestalt und mit der großen Schramme im Gesicht, hatte geäußert, er habe die Kaiserin auf den Thron gesetzt. Es ergieng deshalb der Befehl, Alexei dürfe sich nicht von der Flotte entfernen, und die Weisung, ihn nicht nach Petersburg kommen zu lassen. Mehrere Monate später sagte die Kaiserin einem Vertrauten:[3]) „Ich habe Verbindlichkeiten gegen die Familie Orlow; ich habe sie mit Gütern und Ehren überhäuft, ich werde sie immer beschützen, sie können mir auch nützlich sein — aber mein Entschluss ist gefasst: ich habe elf Jahre genug gelitten, jetzt will ich endlich einmal nach meinem Kopfe leben und in voller Unabhängigkeit. Was den Fürsten Orlow anlangt, so kann er thun, was ihm genehm ist; er kann reisen oder im Reiche bleiben; er kann trinken, jagen oder Maitressen halten, er kann in seine Stelle

Katharina über Orlow.

[1]) Ferrand, l. c. I, p. 417. — Büsching, Magazin, VII, S. 447.

[2]) So berichtet Sabatier am 30. October 1772 nach Versailles. — La Cour de Russie il y a cent ans, p. 268.

[3]) So berichtet Durand am 4. Mai 1773 nach Versailles. — La Cour de Russie il y a cent ans, p. 273.

eintreten, es hängt nur von ihm ab, wenn er wieder zum Regiment zurückkehren will. Ist er Herr über sich, so wird es ihm zur Ehre gereichen; ist er es nicht, so wird er sich mit Schande bedecken." — „Das letztere ist das Wahrscheinlichere", meinte der Berichterstatter. „Die Natur hat ihn nur zu einem russischen Bauern gemacht und er wird es bleiben — bis ans Ende. Übrigens hat er von Haus aus Kopf und ist nicht schlecht; seine Leidenschaft aber ist die Habsucht."

Entlohnung Orlows.

Auf diese rechnete Katharina jetzt in seiner Behandlung: sie schickte ihm eine Million Rubel und ließ sich entschuldigen, sie habe jetzt nicht mehr. — 200.000 Rubel hatte sie ihm nämlich zu seinem Namens- und Geburtstag jährlich ausgesetzt, er hatte sie aber zehn Jahre nicht behoben, also hätte ihm die Kaiserin eigentlich zwei Millionen schicken sollen. Aber der Stolz und die Leidenschaft waren doch im Augenblicke bei Orlow mächtiger als die Habsucht: er erklärte, er verlange nicht mehr, er wisse, dass der Staat in Geldnoth sei. Nun wandte man Drohungen und Versprechungen an; er solle seine Würden niederlegen, die Titel könne er behalten: er könne reisen, wohin er wolle, nur solle er nicht nach Petersburg oder Moskau kommen. Er müsse das Porträt der Kaiserin zurückschicken; dafür wolle man ihm 150.000 Rubel Pension und 100.000 Rubel zur Erbauung eines Hauses auf einem seiner Güter senden; wolle er das nicht, so werde man ihn nach Ropscha verweisen. — Dort war ja Peter III. ermordet worden! Orlow riss die Brillanten vom Bilde der Kaiserin und sandte sie zurück, behielt aber das Bild. Die Drohung mit Ropscha wagte man nicht zu vollziehen. Als man ihm einen Arzt sandte, denn er müsse verrückt sein, so fuhr ihn Orlow an: „Ach, du bringst mir Burgunderwein, wie ihn Peter III. so gerne trank!" Der Arzt meldete, er sei kränklich, und die Kaiserin befahl ihm, auf Reisen zu gehen. Orlow antwortete, er sei gesund und wünsche nur, es der Kaiserin zu beweisen. Sie ließ ihm jetzt ihr Lustschloss Zarskojeselo zum Aufenthalte anweisen; von da erschien er 1772 unerwartet im Zimmer der Kaiserin, die ob ihm erschrak, doch bald wieder Fassung gewann und mit ihm wie mit einem alten Freund redete und ihn mit Geschenken entließ: 6000 Bauern, 150.000 Rubel Gehalt, einem prachtvollen Silber-Service, 250.000 Rubel wert, und einem Marmorpalast. Er schenkte ihr hinwieder den großen Brillanten, der unter dem Namen des Nadir-Schah bekannt ist, geschätzt auf 450.000 Rubel. Dürfen wir dem französischen Gesandten glauben, so hätte Katharina einige Zeit geschwankt, aber Panin, der Orlow längst zu stürzen gesucht hatte, habe in so festen und drohenden Worten mit ihr gesprochen, dass sie von der Rückkehr zu Orlow abstand. Auch der englische Gesandte berichtet, sie fange an, den Bruch mit Orlow zu bereuen und sich des Wassiltschikow zu schämen.

Exil.

Orlows Ende.

Orlow war eine gestürzte Größe; er zog sich nach Moskau zurück. Ein anderer war schon daran, sich nicht bloß des Herzens der Kaiserin zu bemächtigen, sondern auch Fuß am Throne zu fassen, und die Undankbarkeit Katharinas, wie er es nannte, wirkte auf Orlow so mächtig, dass er die Gesundheit und den Verstand verlor. Er endete in einer Art von Wahnsinn, die an Nebukadnezar erinnert. Der neue Auserwählte war Potemkin, Gregor Alexandrowitsch, der Sohn eines armen Edelmannes und verabschiedeten Majors, der in seiner Jugend wegen Mittellosigkeit Theologie studierte, dann aber Neigung für den Heerdienst zeigte und unter die Garde zu Pferd

Potemkin.

kam. Als Katharina am Tage des Aufstandes sich zu Pferd den Garden zeigte, näherte sich ehrerbietig ein junger Wachtmeister und knüpfte seine Degenquaste an ihren Degen, der keine hatte. Das blieb ihr im Gedächtnis. Es war Potemkim — er wurde Garde-Officier, Kammerherr, 1774 General-Adjutant und beherrschte von da Jahre hindurch das Herz Katharinas und das Reich.

Charakter.

Masson, der ihn kannte, sagt von ihm:[1]) „Er war der einzige ihrer Günstlinge, der wirklich und romantisch in sie verliebt schien. Er zeigte Schwermuth, weil seine Neigung nicht beachtet wurde; er mied den Hof und jede Gesellschaft und ließ verbreiten, er wolle Mönch werden.“ Masson meint, zuerst betete er seine Souveränin an wie eine Geliebte, und dann liebte er sie wie seinen Ruhm. Diese zwei gewaltigen Naturen waren wie für einander geschaffen; sie achteten sich noch, nachdem sie aufgehört hatten, sich zu lieben, und waren noch von Politik und Ehrgeiz aneinander gefesselt. Fürst von Ligne,[2]) der auch Potemkin kannte, sagte von ihm, er habe etwas von einem Riesen, einem Romanhelden und einem Barbaren. Dohm,[3]) der ihn gleichfalls genau kannte, sagt, er habe seine Herrschaft über Katharina gerade dadurch befestigt, dass er sich von Zeit zu Zeit zurückzog und immer neu blieb, wenn er nach seiner Laune wiederkehrte. Die Meinung, die er von seiner Unentbehrlichkeit zu erregen wusste, sei seine größte Sicherheit gewesen. Er habe sehr wohl gewusst, dass die übel errungene Herrschaft seiner Monarchin von einem sehr großen Theil ihrer Unterthanen ungern ertragen werde, und gefühlt, dass sie eines kräftigen Mannes neben sich bedurfte, welcher durch den Schrecken, mit dem er alles erfüllte, jeden Gedanken des Widerstandes niederschlage. Und diesen Mann fand sie in Potemkin — er wusste zu schrecken. Masson, der am Hofe lebte, sagte: „In seiner Abwesenheit sprach man nur von ihm, in seiner Gegenwart sah man nur ihn. Die Großen, welche ihn hassten und, während er bei der Armee war, eine Rolle spielten, schienen bei seinem Erscheinen in die Erde zu kriechen und sich vor seinem Anblicke in nichts aufzulösen.“ Er behandelte die höchsten Großen des Reiches wie seine Bedienten. Katharina legte alle Gewalt in seine Hand: er war kein Feldherr und befehligte doch Heere; er verstand nichts von der Staatswirtschaft und entschied doch die wichtigsten Fragen, oft gegen den Willen seiner Herrscherin. Die Augen der Menge zu blenden und zu zeigen, dass er der Alleinmächtige sei, das war sein Hochmuth. Kein Rang, kein Stand, keine Würde schützte vor seinen Misshandlungen mit Worten oder Schlägen. Wenn es auch nicht wahr ist, dass er sogar seine Gebieterin geschlagen hat, so zeigt doch schon die Sage davon, was er wagen durfte. Gewiss ist, dass er oft mit frecher Stirne sich dem entschieden ausgesprochenen Befehl der Kaiserin widersetzte. Auf der andern Seite wusste er ihr wieder zu schmeicheln, wie kein anderer. Er sandte seine Couriere hunderte von Stunden weit, damit er am Neujahrstag ihr frische Kirschen oder Melonen und Blumensträuße auf den Tisch setzen konnte. Die Geschenke, die er bekam, grenzen ans Unglaubliche. Wenn er wollte, schöpfte er unmittelbar aus den Staatscassen, aber er verwendete auch vieles für den Staat. Er hatte in seiner Bibliothek ganze Bände, deren Blätter nur aus Banknoten von hohem

[1]) Denkwürdigkeiten, I, S. 88.
[2]) Mémoires, II.
[3]) Denkwürdigkeiten meiner Zeit, I, S. 407.

Werte bestanden. Er verlor riesige Summen im Spiel, dagegen flehten ihn oft Kaufleute auf den Knien an, keine Waren von ihnen zu fordern, weil sie wussten, dass er sie nie bezahlte. Mahnung an Schuld konnte die Abführung nach Sibirien zur Folge haben. — Um geistiges Leben kümmerte sich Potemkin wenig, nur für Theologie hatte er eine Vorliebe: er hörte es gerne, wenn man von den Gegensätzen der griechischen und lateinischen Kirche und von den Concilien sprach.[1]) —

---

[1]) Iwan Golowin citiert aus ungedruckten Memoiren Richelieus folgende Charakteristik Potemkins: „Er vereinigte in seiner Person die ausschweifendsten Laster und Tugenden. Er war geizig und prachtliebend, despotisch und populär, hartherzig und wohlthätig, stolz und herablassend, politisch klug und blind vertrauend, ehrgeizig und unbesonnen, kühn und furchtsam, ausschweifend und abergläubig, verschwenderisch gegen seine Verwandten, seine Günstlinge und seine Maitressen, karg in seinem Hauswesen und gegen sich selbst. Sein Credit hieng beständig von einer Frau ab und er war ihr immer ungetreu. Nichts ließ sich mit der Thätigkeit seiner Einbildungskraft und mit seiner körperlichen Trägheit vergleichen. Keine Gefahr machte ihn zittern, keine Schwierigkeit ließ ihn auf seine Entwürfe verzichten, aber der Erfolg war ihm höchst widerlich. Er ermüdete das Reich durch die Unzahl seiner Ämter und durch die Größe seiner Macht. Er selbst erlag unter der Last seiner Existenz. Neidisch über das, was er nicht gethan, langweilte er sich über das, was er vollbracht hatte. So genoss er weder der Ruhe, noch der Freude der Arbeitslust. Alles in ihm war verworren, Vergnügen, Charakter, Haltung. Er schien in allen Gesellschaften verlegen zu sein und seine Gegenwart versetzte alle Welt in Verlegenheit. Er behandelte alle diejenigen, die ihn fürchteten, als Tyrann und liebkoste andere, die ihn vertraulich anzureden verstanden. Seine Maxime war: viel versprechen und wenig halten, demungeachtet vergaß er nie etwas. Er hatte nur sehr wenig gelesen, aber er war doch in hohem Grade unterrichtet, denn er hatte sich mit geschickten Männern unterhalten und von ihnen gelernt, was ihm zu wissen nöthig war. Indessen wusste er nichts gründlich und sein Anschein von Gelehrsamkeit war nur sehr oberflächlich. Die Ungleichheit seiner Laune verbreitete eine unbegreifliche Seltsamkeit über seine Wünsche, sein Benehmen und seine Lebensweise. Bald entwarf er den Plan, Herzog von Kurland zu werden, bald sich die Krone von Polen zu geben; oft äußerte er das Verlangen, Bischof oder nur Mönch zu werden. Er baute ein prächtiges Schloss und wollte es schon wieder verkaufen, bevor es noch vollendet war. Heute sann er nur auf Krieg und konnte nur Officiere, Kosaken und Tataren um sich dulden, den andern Tag politisierte er, drohte, das türkische Reich zu theilen und alle europäischen Cabinette in Bewegung zu setzen. Ein anderesmal beschäftigte er sich nur mit dem Hofe, und mit prachtvollen Kleidern angethan, mit Sternen, Bändern und Orden überdeckt, von Diamanten strahlend, gab er die verschwenderischesten Feste, die man sich nur denken konnte. Oft sah man ihn einen Monat lang allein mit einer Liebelei beschäftigt, alle anderen Angelegenheiten und alle Schicklichkeit vergessend, oder er blieb ganze Wochen hindurch im Inneren seines Hauses, mit seinen Nichten und einigen Personen, mit denen er auf vertraulichem Fuße lebte, auf dem Sopha sitzend und mit nackten Beinen, Schach oder Karten spielend. Er legte seinen Schlafpelz nie ab und man konnte auf seiner Stirne und zwischen den zusammengezogenen Augenbraunen die Sorgen lesen, die ihn zu drücken schienen. Alle diese Sonderbarkeiten erregten oft den Unwillen der Kaiserin, aber er wurde ihr dadurch nur interessanter. In seiner Jugend hatte er ihr durch die Glut seiner Liebe, durch seine Tapferkeit und männliche Schönheit gefallen; im reifen Alter gefiel er ihr noch dadurch, dass er ihrem Stolz zu schmeicheln, ihre Furcht zu beseitigen, ihre Macht zu befestigen und sie mit der Chimäre des morgenländischen Reiches, der Vertreibung der Barbaren und der Wiederherstellung der griechischen Republiken zu befestigen verstand. Achtzehn Jahre alt und Unterofficier in der Reitergarde, verleitete er am Revolutionstage sein Regiment, die Waffen zu ergreifen, und bot der Kaiserin seine Degenquaste dar, um damit ihr Schwert zu schmücken. Bald wurde er Orlows Nebenbuhler und that für seine Gebieterin alles, was eine romantische Leidenschaft einflößen kann. Er stach sich ein Auge aus, um einen Fleck zu vertilgen, der seine Schönheit verminderte. Von seinem Rivalen verbannt, suchte er den Tod auf dem Schlachtfelde und fand Ruhm. Als glücklicher Günstling enthob er sich schnell der untergeordneten Stellung, in der er nur auf kleinliche Ungnade rechnen konnte. Er gab seiner Geliebten selbst ihre Anbeter und wurde ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr General, ihr Minister."

Der Aufstand der Kosaken unter Pugatschew.

So war Potemkin: unberechenbar in seinen Launen, eisern in dem, was er einmal wollte, der Schrecken seiner Gegner. In ihm aber sah Katharina einen Schützer. Der Aufstand Pugatschews konnte ihr mit Grund Schrecken einjagen.

Pugatschew.

Jemelka Pugatschew war ein Kosake, deren Russland damals gegen 40.000 in seinen Heeren verwendete.[1]) Geboren in einer Stanitza am Don, hatte er den siebenjährigen Krieg mitgemacht und, da man ihm den erbetenen Abschied nicht gab, sich in eine Kosakencolonie bei Taganarog geflüchtet, wo er zu den Raskolniks hielt,[2]) die über die Angriffe der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit und über verschiedene Bedrückungen von Seiten der Regierung unzufrieden waren. Sie empörten sich, wurden aber bezwungen 1766 und 1767. Abgesandte von ihnen schlichen sich nach Petersburg durch, um der Kaiserin ihre Klagen vorzubringen. Der Kriegsminister ließ sie aber aufgreifen und als Empörer bestrafen. Die Gährung stieg. Die Sage gieng: die Regierung wolle Husarenregimenter aus den Kosaken bilden und habe bereits befohlen, ihnen den Bart abzuscheren. — 1771, als die Kalmücken entflohen, standen auch die Kosaken in Jaizk auf. Sie forderten Auszahlung des rückständigen Soldes und Wiederherstellung der alten Gerechtsame. Mit Waffengewalt wurde die Ruhe wieder hergestellt, aber 140 Mann mussten nach Sibirien wandern.

Kosaken.

1773 begann ein neuer Aufruhr. Pugatschew zog als Taglöhner von Ort zu Ort, Unzufriedenheit zu erregen. Unter dem Volke wurde der Glaube verbreitet, Peter III. sei nicht wirklich gestorben, sondern unter Verkleidung seinen Verfolgern entgangen; ein Soldat von der Garde, ihm ähnlich an Gestalt, sei an seiner Stelle aufgebahrt worden. Dieser Glaube fand namentlich bei den Raskolniks Anhang, die Peter III. liebten, weil er die orthodoxe Geistlichkeit hatte reformieren wollen. Pugatschew wurde von Unzufriedenen ausersehen, die

Hoffnung, Peter III. lebe noch.

---

[1]) Man verwendete sie beinahe nie in der Linie, sondern auf den Flügeln, an der Spitze und im Rücken des Heeres, als Vorposten, Reiter, Wachen, Patrouillen. Masson nennt ihre Thätigkeit unglaublich; „sie schleichen sich überall ein und spüren mit einer Keckheit und Gewandtheit herum, von der man Zeuge gewesen sein muss, um sich einen Begriff davon zu machen. Ihre zahlreichen Schwärme bilden gleichsam einen Luftkreis um die Heere auf dem Marsch, die sie von jeder Überraschung, vor jedem unvorhergesehenen Angriffe sichern. Nichts entgeht ihrem durchdringenden und geübten Blicke. Sie errathen instinctmäßig die zu Hinterhalten geeigneten Stellen; sie lesen auf dem niedergetretenen Grase die Zahl der Menschen und Pferde, die darüber hingezogen sind; nach den mehr oder weniger frischen Spuren wissen sie die Zeit dieser Spuren zu berechnen. In den unermesslichen Ebenen von Asow bis an die Donau, in diesen eintönigen, mit dichtem, wallendem Grase bedeckten Wüsten, wo das Auge keinen Baum, keinen Gegenstand begegnet, der ihm als Richtpunkt dienen könnte, verirrt sich der herumziehende Kosake niemals. Zur Nacht lenken die Sterne seinen einsamen Weg; ist der Himmel verfinstert, so steigt er auf den nächsten Grabhügel, deren es in dieser Gegend hohe gibt, und findet mit den Händen tastend die Pflanzen, welche dort an den Hügeln nach Norden oder Süden wachsen. Bei Tag ist die Sonne seine sicherste Führerin, das Wehen der Winde sein Compass. Aus der Zahl, der Gattung, dem Flug, dem Geschrei der Vögel schließt er auf die Nähe einer Quelle, einer Wohnung, eines Heeres. Er ist aber vorzugsweise nur in Ebenen gefährlich. Er ist gemacht, mehr den Feind zu necken und zu verfolgen, als ihn zu bekämpfen. Versuche, sie in der Linie kämpfen zu lassen, sind meist gescheitert. Einem heftigen Angriff der Türken vermochten sie nie zu widerstehen." — Masson, l. c. II, S. 122—184.

[2]) Diese Altgläubigen waren insbesondere im Süden zahlreich.

Rolle des ermordeten Czaren zu spielen. Am 18. September forderte er an der Spitze von 300 Kosaken die Stadt Jaizk zur Übergabe auf. Pugatschew versprach als Peter III. den Kosaken, sie könnten ihren Bart behalten, das Kreuzzeichen nach ihrem alten Ritus machen und sollten ihre alten Freiheiten wieder haben, welche die Regierung eine nach der andern angegriffen hatte; denn, wie ein Franzose richtig bemerkt,[1]) „der Despotismus kann nicht mehr stille stehen, wenn er einmal Eingriff in die Rechte eines Volkes gemacht hat. Der kürzeste Ruhepunkt lähmt ihn; er muss vorwärts gehen, um sich aufrecht zu erhalten, bis er in die Grube fällt, die er sich selbst gegraben, oder an den Hindernissen zerschellt, die er selbst aufgehäuft hat."

Peter I. nahm den Kosaken ihr althergebrachtes Recht, ihr Oberhaupt zu wählen, und hielt sie zu bleibenden Truppenstellungen an. Die Kaiserin Elisabeth gestattete ihnen auf Rasumowskis Bitten allerdings die Wahl eines Hetmans, bedeutete ihnen aber sehr merklich, dass diese auf dessen jüngeren Bruder fallen könne. Dieser wurde gewählt, half auch Katharina II. zur Thronbesteigung, verlangte aber nachher dafür, dass seine Würde als Hetman erblich werde. Das verletzte Katharina II., sie zwang ihn, die Stelle niederzulegen, und befahl dem Staatssecretär, der Unordnung in Klein-Russland ein Ende zu machen, die Militär- und Civilgewalt zu trennen, und dass die Ukraine auch zu den Finanzen Gesammt-Russlands ihren Beitrag stellen müsse. Jetzt erfolgte ein Angriff nach dem andern auf die republikanische Verfassung der Kosaken. Man suchte den Adel bei ihnen einzuführen. Die Macht des Großhetmans war früher sehr beschränkt, die gesetzgebende Gewalt gehörte der ganzen Nation zu, und jeder Marktflecken (Stanitza) hatte einen oder mehrere Sotnik, welche die Streitigkeiten schlichteten, die Polizei handhabten und die Waffenübungen leiteten. Mehrere solche Stanitzen bildeten ein Polk, den ein Polkownik befehligte. Jeder Kosake war ein geborener Soldat. Mit Ackerbau haben sie sich wenig beschäftigt.[2]) Ihr Land war eine unermessliche, fette Weide, die Herden bildeten ihre Reichthümer. Dieses Land war bei ihrer freiwilligen Vereinigung mit Russland gemeinschaftliches Eigenthum des ganzen Volkes, welches eine Soldaten-Republik bildete. Kein Fremder, nicht einmal ein Russe, durfte sich ohne allgemeine Zustimmung da niederlassen. Jeder machte den Platz urbar, der ihm gefiel und ihm am nächsten lag, und ein solcher bebauter Platz gehörte einer Familie oder einem Stamme, so lange er ihn bewohnte oder bebaute, sie konnten aber nie zu Gunsten eines Fremden über ihn verfügen, noch weniger ihn verkaufen. Die Kosaken waren also ursprünglich nicht Unterthanen, sondern Verbündete der Russen, und zahlten daher keine Steuer; sie stellten nur eine Zahl Reiter zum Heere und wählten dazu selber ihre Befehlshaber. Nach jedem Feldzug gieng ein Theil heim, um die Herden und

Peter I.

Katharina II.

verletzt die Rechte der Kosaken.

[1]) Masson, Denkwürdigkeiten, II, S. 118.
[2]) Ibid. l. c. II, S. 116.

Haushaltungen zu besichtigen, die Weiber und Kinder wiederzusehen, die Waffen auszubessern und die Pferde in guten Zustand zu setzen. Der Kosake empfieng keinen Sold: die Beute war sein Lohn. Er musste selber Pferde und Waffen stellen. Als freie Männer waren sie im ganzen schöner, größer, beweglicher, gewandter und persönlich tapferer als die Russen, ihre Gesichtsbildung war weniger einförmig.[1]) Das war in der alten Zeit der Unabhängigkeit, in der sie sich glücklich fühlten.

Jetzt griff Katharina II. aber ein herkömmliches Recht nach dem andern an, zerstückelte das Land und verleibte es benachbarten Provinzen ein; sie vertheilte die Eingeborenen in andere Provinzen und führte mehrere Stämme mit offener Gewalt in ungesunde Gegenden, unterwarf sie der Kopfsteuer und ließ diejenigen, welche bei der Armee standen, nicht mehr heimkehren; sie nahmen ihnen das Recht, ihre Officiere zu wählen, und wollte überhaupt kein Recht anerkennen, das nicht verbrieft sei; verbrieft war aber nur das Verhältnis zum russischen Reich im allgemeinen; das Wichtigste, das ganze Gewohnheitsrecht, war nicht verbrieft.

Aufstand. Daher die Unzufriedenheit, die Neigung zur Empörung, und ist begreiflich, mit welchem Jubel die Verheißung des vermeintlichen Czaren Peter III. aufgenommen wurde, sie sollten ihre alten Freiheiten wieder haben, er wolle sie mit Flüssen und Wiesen, mit Pulver und Blei beschenken.

Sieg der Kosaken. Man brachte Pugatschew allenthalben aus den Stanitzen Brot und Salz entgegen, man empfieng ihn mit Glockengeläute; die russischen Beamten und Officiere wurden niedergemacht, der Adel musste fliehen, wollte er sein Leben retten. So wuchs der Aufstand von Stanitza zu Stanitza; im October 1773 stand Pugatschew schon mit 8000 Mann und 80 Kanonen vor Orenburg, doch war er kein Feldherr, sondern nur ein tapferer Soldat. Zu seinem Glück verlor der Oberst Karr, der den Aufstand bewältigen sollte, den Muth, als 300 seiner Kosaken bei Bugulminsko zu Pugatschew übergiengen. Eine Abtheilung Russen wurde geschlagen; Karr entfloh nach Moskau. Pugatschew rühmte seinen Sieg Tschika. als einen Beweis der göttlichen Gerechtigkeit, ernannte seinen Vertrauten Tschika zum Feldmarschall und ließ, was ihm von Adel in die Hände fiel, ohne Erbarmen aufknüpfen. Wie Feuer durch dürres Gras zuckt, so flog der Gedanke, jetzt sei die Zeit der Herren vorüber, rasch durch das Land. Der Pöbel in Moskau erwartete mit Ungeduld die Ankunft des Befreiers. — Die Gefahr wurde ernst.

Die Entscheidung erfolgte im Jahre 1774. Bibikow bekam den Oberbefehl gegen die Aufrührer, von allen Seiten her wurden Regimenter zusammengezogen gegen dieselben. Den gut ausgerüsteten und geübten Truppen gegenüber hatten die Kosaken mit ihren bloßen Lanzen einen schweren Stand.

Baschkiren. Jetzt kamen auch die Baschkiren in Bewegung, von denen mehrere Stämme im Gouvernement Orenburg sich niedergelassen und dem Schutze des Czaren sich unterworfen hatten, ein kriegerisches Volk, das, im Taurus einheimisch, ein Mittelglied zwischen Tataren und Kalmücken bildet. Aber Oberst Michelson

[1]) Masson, l. c. II, S. 114—118.

errang 29. März einen Sieg über Tschika, und Galitzin bei Tatischewa über Pugatschew, dessen Heer zerstreut wurde; nur 4000 Mann blieben dem vermeintlichen Czaren getreu, die Baschkiren kehrten in ihre Heimat zurück und baten um Gnade. Im April erlitt Pugatschew eine zweite Niederlage durch Galitzin, aus der er sich nur mit Wenigen durch die Flucht rettete, doch wusste er in dem Quellengebiete der Usa und des Tobol bald neue Scharen zu sammeln und wurde wieder so stark, dass er im Juni die Festung Ossa erstürmte und 22. Juli Kasan plünderte und verbrannte. In Eilmärschen rückte aber Michelson heran und zersprengte seinen Haufen. Pugatschew sammelte jedoch bald jenseits der Wolga neue Anhänger, nahm Pensa, Saratow und wagte 21. August einen Sturm auf die Festung Zarizyn, der aber misslang. Da nahte wieder Michelson und erschlug ihm 2000 Mann, die übrigen zerstreuten sich. Nur mit dreißig Kosaken setzte Pugatschew über die Wolga. Der letzte Schlag hatte jedoch das Vertrauen der Seinen gebrochen. Mit den Worten: „Du bist jetzt lange genug Czar gewesen!“ stürzten sie eines Tages auf ihn los, banden ihn und schleppten ihn nach Jaizk, um durch seine Auslieferung Gnade zu erlangen. Pugatschew gestand, klagte aber dabei seine Mitschuldigen an: „Ihr habt mich zugrunde gerichtet, ihr habt mehrere Tage mir zugesetzt, den Namen des seligen großen Czaren anzunehmen; alles, was nachher geschah, vollbrachte ich mit eurer Zustimmung.“ Dem Richter sagte er: „Es war Gottes Wille, durch mich, Elenden, Russland zu züchtigen.“ Suworow, der, vom Türkenkrieg eben zurückkehrend, die Reste des Aufstandes vernichtete, brachte den Häuptling nach Moskau, wo er 21. Januar 1775 lebendig geviertheilt werden sollte, aber enthauptet wurde. Mehrere seiner Genossen erlitten das gleiche Schicksal, andere wurden nach Sibirien gebracht. Pugatschews Ende.

Mit der Republik der Kosaken hatte es jetzt sein Ende. Die Freizügigkeit der Bauern in der Ukraine hörte auf. 1783 verordnete die Kaiserin, dass alle Bauern in Kleinrussland dort, wo sie sich im Augenblicke befanden, dem Grundherrn, dessen Land sie eben bebauten, für immer unterthan und botmäßig sein sollten. So trat die Philosophin auf dem Throne in die Fußstapfen des Boris Godunow, er hatte dasselbe für Groß-Russland angeordnet. Anderthalb Millionen Freier verfielen der Leibeigenschaft. — Neue Leibeigenschaft.

Zustände in der Türkei und in Griechenland.

Begreiflich, dass, dem Siegesjubel Katharinas entgegen, die Stimmung in Constantinopel eine trübe war. Die Ulemas waren im Recht mit ihrem Widerspruch gegen den Frieden. Zustände in Stambul.

Zwar hatte der Großvezir diejenigen, die ihn abgeschlossen, beglückwünscht, denn sie hätten dem Kaiser einen schönen Dienst geleistet; allein man erklärte sein Verhalten als Krankheitsschwäche: gab er doch wenige Tage nach Abschluss des Friedens seinen Geist auf. Man sagte, Resmi Ahmed Efendi, welcher den Frieden abschloss, habe den kranken Großvezir zur Unterschrift gezwungen. Wahrscheinlich war dieser Mann von den Russen bestochen. Er nennt allerdings den Frieden einen merkwürdigen, wie seit der Entstehung des osmanischen Reiches keiner geschlossen worden sei; allein, entweder verstand er nicht die Gefahr, die Resmi Ahmed Efendi.

er dem Reiche bereitete, oder er suchte durch Prahlerei sein Gewissen zu betäuben.

Die Ulemas.

Besser verständen die Gesetzesgelehrten die Lage und ihr Widerstand gegen den Frieden darf nicht bloß aus Eigennutz abgeleitet werden,[1]) weil der Handelsverkehr mit der Krim und den übrigen Häfen des Schwarzen Meeres in ihrem fast ausschließlichen Besitz gewesen sei und sie dadurch einen großen Theil ihrer Einkünfte verloren hätten. Nein, sie verstanden, was der Erwerb von Kertsch und Jenikale und die Unabhängigkeit der Tataren für Rußland bedeute, und waren über die Geist- und Charakterlosigkeit des Sultans so empört, daß sie sich damals mit Plänen zu einer völligen Umgestaltung des Reiches trugen. An die Stelle der unumschränkten Gewalt des Sultans sollte eine aristokratische Reichsregierung treten. Der Reis-Efendi sagte 1776 zu Repnin: „Die Ulemas setzen uns das Messer an die Kehle; sie bedrohen uns mit einem förmlichen Aufstand, mit einer Thronumwälzung. Gebt nach in euren Ansprüchen und bringt zu Gunsten unserer Lage ein Opfer."

Übler Stand der Türkei.

Es stand damals schlimm mit dem osmanischen Reiche. Die Kraft der Dynastie war gebrochen. Der Sultan Abdul Hamid war ein unfähiger Lüstling, die Janitscharen waren aus Rand und Band, das Selbstvertrauen im Heer war verschwunden. Erscheinungen, wie sie bei der Auflösung eines großen Staatskörpers sich zeigen, traten allenthalben zutage. Der frühere Glaube war lahm gelegt.

Unglaube.

Ein Pascha von Kairo, Ali Ben Abdallah, hatte schon vor einiger Zeit den Sultan Mohammed V. aufgefordert, den Islam abzuschaffen und der geistlichen Gewalt seiner Vertreter, der Ulemas, ein Ende zu machen: nur der Koran, der Mufti und die Imams widersetzten sich seiner Allgewalt. Es sei eine Narrheit, daß der Koran das unschuldige Vergnügen des Weintrinkens verbiete. Solange der Koran Geltung habe, gelange der Wohlstand und das Glück der Muselmänner nicht zu seiner Höhe und werde der erste Herrscher der Welt durch Gesetze beschränkt und auf der Bahn des Ruhmes aufgehalten. Der Sultan möge darum den Aberglauben allmählich ausrotten, die Erziehung der Jugend in andere Hände geben, den Priestern statt barem Geld Ländereien zur Bebauung anweisen, die Civilehe einführen und sich feierlich von der Thorheit des Islam lossagen. Eine Menge Bewohner, die nicht aus Überzeugung, sondern nur aus Angst sich zum Islam bekennen, würden dann seinem Beispiele folgen und schließlich die Masse der Nation, des Glaubens schon lange müde, die gleiche Bahn betreten.

Einziehung des Wakuf.

Das waren ernste Anzeichen — nicht minder aber der Umstand, daß in mehreren Provinzen fähige Männer unabhängige Herrschaften zu gründen bemüht waren. Nur Mittel der Gewalt konnten noch helfen. Die Finanzen waren in einer Verwirrung, daß die Regierung nur durch das Einziehen des Vermögens reicher Männer von Tag zu Tag ihr Dasein fristen konnte. Der neue Großvezir Derendeli, ein Kurde von Geburt, hielt die Einziehung der geistlichen Güter für das einzige Mittel, der Noth des Staatsschatzes abzuhelfen und die Macht der Ulemas zu brechen.

---

[1]) Wie dies Zegelin thut und auf seinen Bericht hin Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, VI, S. 18.

Die Güter der Moscheen, oder der Wakuf, warfen jährlich ein ungeheures Einkommen ab, die der Sophienmoschee zum Beispiel allein eine Million Piaster; mindestens ein Drittel davon floss in die Taschen der Ulemas. Der Großvezir erklärte jetzt das Kirchengut für das einzige Mittel, womit die Regierung ihr Dasein fristen könne. Prediger, welche gegen sein Verfahren aufreizten, verschwanden. Der Hass gegen ihn wuchs darob sosehr an, dass ihm der Sultan schon Ende August 1778 das Siegel abnehmen und ihn nach Cypern verweisen musste.[1] — Die Regierung konnte sich eben nicht mehr auf ein Heer stützen, sie musste nachgeben. — Die Armee befand sich in größter Unordnung. Janitscharen waren 400.000 Köpfe in den Verzeichnissen, aber kaum 20.000 unter den Waffen. Die Soldrückstände giengen bis auf die Zeiten Mustafas III. hinauf. Als der Großvezir nur der im activen Dienst befindlichen Mannschaft den Sold auszahlen lassen wollte, brach ein Aufstand aus. Von Kriegszucht konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Einzelne Abtheilungen, welche man in die Provinzen sandte, lösten sich dort in Räuberbanden auf. Auch auf die Lehensreiterei,[2] welche 132.000 Pferde stellen sollte, war nicht mehr zu rechnen.

Wakuf.

Das Heer.

Am besten stand es noch mit der Flotte. Das war aber nur ein Verdienst des damaligen Kapudan-Pascha Ghasi Hassan. — Abdul Hamid konnte den ausgezeichneten Mann nur auf seinem Posten bestätigen, dem die öffentliche Stimme allein die Kraft zutraute, die Ruhe wiederherzustellen. — „Thätig, streng, von ungemeiner Leibesstärke, wiewohl schon sechzig Jahre alt, immer zu Fuß oder zu Pferd, umfasste er mit wachsamem Blick und rastlosem Wirken die Obliegenheiten seines Postens. Der Sultan gab ihm ausgezeichnete Merkmale seines Vertrauens, besonders durch einen Besuch im Arsenal, wo er mit ihm das Mittagsgebet verrichtete — „eine der größten Auszeichnungen, die ein Sultan einem Sclaven gewähren kann.“[3] — Hassan fieng in den Dardanellen an, dann stellte er in Mitylene die Mannszucht wieder her; überall gieng er mit gutem Beispiel voran: in Nikomedien leitete er selber das Hauen des Schiffsbauholzes, um wieder eine ansehnliche Flotte zustande zu bringen; vierzig gut ausgerüstete Linienschiffe sollten im Arsenal stets zum Dienste des Sultans bereit stehen, wie vierzig gesattelte Hengste in seinem Marstall. Ein Sturm, der ihm seine Schiffe verschlang, die Pest, welche ihm von seinen gut gezogenen Matrosen 15.000 hinwegraffte, nahm ihm nicht den Muth und dem Volke nicht das Vertrauen auf ihn; den Ränken gegenüber, durch welche er gestürzt werden sollte, erklärte ihn der Sultan für eine der festesten Stützen des Thrones. Es gab für ihn nur zu vieles zu thun, denn in den meisten Provinzen hatten sich kleine Tyrannen erhoben, die das Einkommen des Landes verschlangen. Es gab eine Zeit, wo der Staatsschatz nur auf die 12.000 Zechinen, welche die Republik Ragusa steuerte, sicher rechnen konnte.[4] Die Noth trieb zu Münzverschlechterung

Ghasi Hassan.

[1] Zinkeisen, l. c. VI, S. 20—26.
[2] Ibid. S. 27—31. — Vergl. Bd. VI, S. 441 dieses Werkes.
[3] Hammer, Des osmanischen Reiches Staatsverfassung, II, S. 358.
[4] Zinkeisen, l. c. VI, S. 37.

und anderen Mitteln der Verzweiflung. Nur eine Vernichtung der Tyrannen und Wiederherstellung der Ordnung in den Provinzen konnte helfen. Am schlimmsten stand es in Ägypten, in Syrien und an der Grenze von Persien. Gen Ägypten und Syrien richtete darum der Kapudan-Pascha seine Schiffe.

Tahir. In Syrien hatte ein Beduine, Scheich Tahir, sich unabhängig gemacht: sein Sitz war Tiberias, von wo aus er sich des wichtigen Hafenortes Akka oder Akre bemächtigte. Die Pforte hatte ihn in ihrer Noth anerkannt gegen das Versprechen, die bisherigen Steuern für Akka zu zahlen und die nahen Beduinenstämme im Zaume zu halten. Während des russischen Krieges forderte er von der Pforte die Belehnung als Scheich von Akka und ganz Galiläa, von Nazareth, Tiberias und Safad, und sie musste nachgeben, denn sie war in der Noth. Sein Treiben verletzte: er ließ die Karawane nach Mekka durch befreundete Beduinen plündern, mehr als 20.000 Pilger sollen dabei umgekommen sein; die Pforte konnte in ihrer Ohnmacht ihn nicht zur Rechenschaft ziehen, nur seine eigenen Söhne gegen ihn aufreizen, nur seinem persönlichen Feinde, dem Statthalter von Damaskus, Osman, Vorschub leisten. Dieser wurde aber von Tahir bei Nablus geschlagen und jetzt ward von ihm der Bruch mit der Pforte erklärt. Mit ihm
Ali-Bey. schloss Ali-Bey aus dem Stamme der Abasen — der sich durch seine Schlauheit und Entschlossenheit vom gemeinen Mameluken zum Scheichel-Beled, zum Statthalter von Kairo, emporgeschwungen, den Pascha der Pforte vertrieben und sich zum Sultan von Ägypten erklärt hatte — 1769 einen Waffenbund. Er bemächtigte sich des zu Mekka gehörigen Hafens von Dschidda und ließ durch seine Reiter selbst die heilige Stadt ausplündern.[1] — Welche Schmach für den Sultan, den Chalifen! 1770 rückte Ali-Bey vor, um Syrien von der Tyrannei Osmans zu befreien, im Juni 1771 schlug sein Schwiegersohn Mohammed-Bey, genannt Abusahab oder Vater des Goldes, die Osmanen unter den Mauern von Damaskus. Schon war die Citadelle von Damaskus daran, sich zu ergeben, da brach aber Mohammed-Bey plötzlich nach Kairo auf — ohne Zweifel hatte ihn Osman bestochen. Dort trat er gegen Ali-Bey auf, der durch seine Erpressung und Verschwendung sich Volk und Mameluken abwendig gemacht hatte, und bemächtigte sich, April 1772, Kairos. — Ali blieben nur 800 Mann getreu, mit denen er nach Akka zu Tahir floh: von den russischen Fregatten unter-
Ali fällt. stützt, schlugen sie Osman und nahmen, Februar 1773, Jaffa weg. Die Russen beschossen sofort Beyruth. Ali brach dann, von 1500 Mann Tahirs unterstützt,
Murad-Bey. gen Ägypten auf, wurde aber in der Wüste von Murad-Bey, dem Mohammed-Bey Alis schöne Gattin als Preis des Sieges verheißen hatte, geschlagen und endete nach drei Tagen an seinen Wunden.[2] Mohammed-Bey wurde jetzt Pascha von Kairo dafür, dass er der Pforte den von sechs Jahren her rück-
Jussuf. ständigen Tribut erlegte und gegen Tahir aufbrach, der in einem Bunde mit dem Drusenfürst Jussuf Verstärkung suchte. Dieser aber fiel von Tahir wieder ab, als ihm die Russen Beyruth beschossen, und bekam aus Damaskus von Osman
Ahmed Dschesar. ein kleines Hilfscorps unter dem durch seine Grausamkeit berüchtigten Ahmed Dschesar (dem Schlächter), einem Bosnier, der unter Ali-Bey in Kairo gedient und nach dessen Tod sich dem Pascha in Damaskus angeschlossen hatte.[3] Kaum war

[1] Zinkeisen, l. c. VI, S. 41—47.
[2] Ibid. VI, S. 44—46.
[3] Ibid. VI, S. 47—49.

aber Ahmed Dschesar in Beyruth von Jussuf mit dem Commando betraut, so suchte er den Drusen die Stadt zu entreißen. Da verband sich der Drusenfürst mit den Russen und mit Tahir und beide zwangen den Schlächter zum Abzuge nach Damaskus. So war Tahir wieder mächtig, aber seine Söhne waren wider ihn, Tahir. und Mohammed-Bey rückte aus Ägypten heran und nahm Gaza, Akka, Jaffa. Doch erlag er plötzlich dem Fieber und Murad-Bey eilte nach Ägypten, um die Herrschaft zu erringen, und Tahir war wieder gerettet und der Herr des Landes.[1])

Da kam Hassan mit der Flotte des Großherrn und nahm Akka nach Hassan. kurzem Widerstande. Der alte Tahir wollte fliehen, wurde aber durch einen Schuss zu Boden gestreckt und sein Kopf nach Constantinopel gesendet. Die Beute war Tahir fällt. groß: bei 20 Millionen Francs. Ahmed Dschesar wurde zum Statthalter von Akka und Saida bestellt. 1776 erlag auch Tahirs fähiger Sohn Ali. Der Drusenfürst anerkannte wieder die Oberhoheit der Pforte, erhielt Verzeihung und die Bestätigung als Groß-Emir seines Volkes. Als Hassan nach dem Einzuge in Constantinopel sich vor dem Sultan verbeugte, um den Saum seines Kleides zu küssen, legte dieser die Hand auf seine Schulter und sprach: „Nur du, Hassan, mein Kriegslöwe, konntest diese wichtige Unternehmung mit so glücklichem Erfolge zu meiner Zufriedenheit ausführen und nie werde ich deine Treue vergessen!“ Ein Zobelpelz, ein Ehrensäbel von hohem Werte, 50.000 Zechinen in barem Golde waren der Lohn des Siegers, der auch einen großen Theil der Schätze Tahirs behalten durfte, welche er jedoch zum Vortheile der Flotte verwendete. — Allen Schiffswerften hauchte er neues Leben ein. Galeeren und Gallioten wurden Neue Flotte. gebaut in Sinope, zu Rhodos, Mitylene, auf Thasos, in Bodrun (Halikarnaß), große Linienschiffe auf den Werften von Constantinopel.

Auch in Morea stellte Hassan Ruhe und Ordnung wieder her. Die Morea. Halbinsel war durch die „russische Befreiung“ ins größte Elend gesunken. Als ihr der Aufstandsplan klar wurde, nahm die Pforte den Kirchen und Klöstern, in welchen sie Schürstätten zum Aufruhr sah, ihre Güter weg und wies sie den Moscheen zu. Viele Mönche, auch Bischöfe, wurden kurzweg aufgeknüpft. Dann wurde mit Feuer und Schwert gewüthet. Das Ärgste aber war, dass die Türken, in der Noth des russischen Krieges, albanesische Milizien in das Land riefen.

Die Albanesen sind heute noch unbarmherzige Krieger, wie ehemals.[2]) Der Albanesen. christliche Glaube hat in ihnen einen Helden wie Scanderbeg erweckt,[3]) der Islam unter ihnen einen Blutmenschen wie Ali von Janina hervorgerufen. Der Geschichtschreiber des heutigen Griechenland bemerkt über sie:[4]) „Alljährlich wandert ein Theil des Volkes in die Fremde, aber er bringt nichts von dem, was er dort sieht und hört, nach Albanien zurück. Trotz des kriegerischen Wanderlebens, welches der Albanese führt, hält er mit eiserner Starrheit an der Heimat und deren Gebräuchen fest. Er scheint die Fremde nur kennen zu lernen, um seine Heimat, dieses abgeschlossene Stück Erde, das außer Berührung mit dem Welt-

[1]) Hammer, Des osmanischen Reiches Staatsverfassung, II, S. 359.
[2]) Vergl. Bd. VII, S. 63—65 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. VII, S. 65—72 dieses Werkes.
[4]) Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands, I, S. 79. Leipzig 1870.

verkehre steht, noch schöner zu finden und inniger zu lieben. Die Fremde gewinnt keine Macht über ihn: nur so erklärt es sich, daſs jetzt noch Albanien jener Theil der Türkei ist, der die meisten Elemente mittelalterlicher Tyrannei enthält, der sich in allen öffentlichen Beziehungen nicht über die Ideen des Faustrechtes, der Blutrache und des Stammverbandes erhoben hat. Die Gedankenwelt des Volkes haftet an der beschränkten Sphäre engen, häuslichen Daseins. Die ganze Kraft seiner Liebe concentriert sich auf die Familie, auf den Stamm, dessen Unauflöslichkeit mit dem toskischen Sprichworte gekennzeichnet ist: „Das Blut wird nicht zu Wasser.“ Der Trotz, womit der Albanese auch mitten im Frieden bei seinem kriegerischen Sinne beharrt, hat bisher jede sociale Entwickelung zurückgehalten. Ist kein auswärtiger Feind zu bekämpfen, so zerfleischen sich die Pfare, die Theilstämme oder Clans, in welche die Albanesen zerfallen, unter sich. „Khoum Phis?“ (welcher Feuerstelle, welchem Stamme gehörst du an?) — ist die gewöhnliche Frage, wenn sich zwei Albanesen verschiedener Stämme begegnen, und während dem hält der Fragende den Finger am Hahn des Gewehres, denn wie leicht ist es möglich, daſs Tscheta (Fehde) zwischen ihren Stämmen besteht, daſs der Stamm des einen dem des anderen einen Kopf schuldig ist. Die Blutrache ist in Albanien, wie in Corsica und in der Maina, ein heiliger, mit der Religion eng verknüpfter Brauch und die ganze Moral dieser Völker beruht auf der furchtbaren Maxime: „Wer sich nicht rächt, rechtfertigt sich nicht.“ — Wer gethanes Unrecht vergibt, hat nach albanesischer Auffassung nur die Gewaltthat anderer sanctioniert. Der Mord wird vertragsmäßig verhandelt und testamentarisch hinterlassen. Auf dem Todbette pflegt der Familienvater die gefallenen Köpfe seines Stammes zu zählen und seinen Söhnen die Rache mit aller Frömmigkeit ans Herz zu legen.“

Charakter.

Verheerung Moreas.

So sind die Albanesen heute noch, so waren sie in alten Zeiten, so 1770 beim Einbruche in Griechenland: 150.000 bewaffnete Räuber, die mordeten und brannten. Städte, Dörfer, Klöster und Kirchen loderten in Flammen auf, nachdem sie geplündert waren. Männer, Weiber, Kinder fielen durchs Schwert oder wurden in die Sclaverei verkauft. Die Griechen erlagen, ehe sie sich sammeln konnten, der Übermacht.

Andrussos.

Selten hatten sie Glück, wie Andrussos, der Vater des später so berühmten Odysseus, welcher eben mit 300 Palikaren aus den Bergen des östlichen Lokri zu den Moreoten stoßen wollte, als die Schkypetaren anrückten, und 4000 Griechen und 400 Russen niederhieben. Nur schneller Rückzug konnte retten, diesen vollbrachte nun Andrussos mit so viel List und Heldenmuh, daſs ihn heute noch die Lieder der Griechen verherrlichen. Am Isthmus schlug er sich durch mehrere Tausend durch, die ihm auflauerten, in Vostizza vernichtete er 3000 Albanesen. Ein Freistätte fand er bei den Venetianern in Preveſa, bis der Friede von Kutschuk-Kainardsche ihm Rückkehr in die Heimat gestattete. Über 20.000 Moreoten wurden damals in die Sclaverei verkauft. Viele flüchteten nach den Inseln, die ganze Bevölkerung sank auf ein Fünftel ihrer früheren Stärke herab. — Nur wenige Klephtenführer hielten sich damals noch in den Bergen Lakoniens und Messeniens, wie die Kolokrotonis.[1]) Der später so mächtige Theodor Kolokrotoni erzählte seinem Sohne Constantin, wie er 1770 von

Kolokrotoni.

[1]) Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart, III, S. 236.

ſeiner Mutter unter einem Baume geboren wurde, da die ganze Welt vor den Türken auf die Berge floh, wie ſein Vater Gianni von dieſen, nachdem er 700 Feinde getödtet, nach Niſi gelockt und dort gehangen worden, nachdem man ihm die Hände und Füße abgeſchlagen.[1]) Die Berge des Taygetus ſind noch heute mit Thürmen bedeckt, hinter denen ſich die Mainoten vertheidigten, von denen herab ſie den Türken auf der Spitze des Säbels den Tribut reichten. 1776 ſchloſſen ſie mit den Türken einen Vertrag, worin ſie die Oberhoheit der Pforte anerkannten und ein Jahrgeld von 1000 Zechinen verhießen, jedoch unter der Bedingung, daſs ſie, wie die Neſioten, die Bewohner der Inſeln, nur unter dem jemaligen Kapudan-Paſcha oder Admiral der Flotte, aber nicht mehr unter dem Paſcha von Morea, ſtehen ſollten.

Die Mainoten.

Mendelsſohn-Bartholdy bemerkt: „Nicht umſonſt rühmte ſich der Mainote ſeiner Abſtammung von den Lakedämoniern. Er zeigt wohl noch jetzt den Pyrgos auf den wilden Felſen des Tänaron, wo ſein Stammherrſcher, der „Kyr Lykurgos", geſtorben ſein ſoll. Und ſo iſt ihm auch von der ſpartaniſchen Rauheit und von der menſchenfeindlichen Strenge der lykurgiſchen Sitten ein tüchtiges Erbſtück geblieben. Sind die Männer von Vitulo acht Tage lang ohne Beute, ſo trauert die ganze Bevölkerung und betet, als ob ſie von Gott verlaſſen würde. Der glückliche Diebſtahl, der unbeſtrafte Raub gelten als Titel des Ruhmes. Vergeltung und Mord werden, wie in Albanien und Corſica, zur höchſten ſittlichen Pflicht. Wer eine Frau heiratet, „die Blut hat", übernimmt die Verantwortung der Rache. Der Mord erſcheint als rechtliches und klagbares Geſchäft. — Auf die Frage: „Was ſind die Pflichten des Mainoten?" lautet die Antwort: „Greiſe und Frauen zu achten, Eltern zu unterſtützen, langſam im Verſprechen, treu im Halten zu ſein, Beleidigungen zu rächen, die Freiheit bis in den Tod zu lieben."[2]) Dieſe Mainoten bekamen nun einen eigenen Bey, den ihre Häuptlinge wählen durften und der vor dem Kapudan-Paſcha bei der Huldigung ſich verpflichtete, den Tribut zu ſammeln und richtig abzuliefern und für Ruhe und Ordnung zu ſorgen. Er war alſo auch oberſter Anführer der bewaffneten Macht.

Haſſan Ghaſi

Haſſan Ghaſi hatte dieſen Vergleich abgeſchloſſen. Er war es auch, der vom Sultan den Auftrag erhielt, als Seraskier (Generaliſſimus) nach Morea zu ziehen und nicht mehr nach Stambul zurückzukehren, bis die ſchkypetariſchen Räuber ausgerottet ſeien.

zieht nach Morea,

Es hatten ſich nämlich 1777 mehr als 800 Primaten Moreas mit einer Bittſchrift um Abhilfe der Übel an die Pforte gewendet. Mit 2000 Mann Levenden (Marineſoldaten), zum Theil Griechen von den Inſeln, brach er nun vom goldenen Horn nach Korinth auf, während ein Heer von 30.000 Mann auf dem korinthiſchen Iſthmus zuſammengezogen wurde; auch die Klephtenführer waren zur Hilfe entboten. Die Flotte kreuzte entlang der Küſte. Zuerſt ſuchte Haſſan Ghaſi die Albaneſen durch einen gütlichen Vergleich zum Abzuge zu bringen und unterhandelte mit ihnen bei Argos. Sie verſprachen alles, wenn ſie den rückſtändigen Sold erhielten. Er merkte aber bald, daſs ſie immer neue Schwierigkeiten machten, um im Lande bleiben zu können. Da beſchloſs Haſſan, ſie mit einem fürchterlichen Schlage zu vernichten. Mit 3000 Griechen, 4000 Türken

---

[1]) Mendelsſohn-Bartholdy, l. c. I, S 183.
[2]) Ibid. I, S. 182.

und einer tüchtigen Artillerie stürzte er sich, Juni 1779, auf 13.000 Albanesen, die bei Tripolizza in einem Lager standen. Man stritt sich mit größter Erbitterung. Die Albanesen wurden vernichtet, nur 700 entkamen. 120 Köpfe von Haupträdelsführern schickte Hassan als Siegeszeichen nach Stambul. Bei Tripolizza ließ er aus 4000 Köpfe eine Schädelpyramide aufrichten. Dieses Mittel wirkte. Wie wilde Wölfe wurden die Albanesen überall im Peloponnes gejagt und vernichtet, nur wenige retteten sich in die höchsten Gebirge von Albanien und Lakonien. Dann wandte sich die Jagd nach Norden. Bei Theben wurden 11.000 Schkypetaren zusammengehauen. Nur ein kleiner Theil entkam in die Berge der Heimat.

siegt bei Tripolizza.

Siegeszeichen.

So wurde die Ruhe hergestellt. Aber bis wieder Wohlstand wurde, gieng es lange her, zumal Hassan Ghasi bei der großen Finanznoth darauf dringen mußte, daß aus Morea geradesoviel Kopfsteuer eingehe, wie früher.[1]) Jetzt waren aber nur noch 100.000 Einwohner im Lande. Die Kopfsteuer war also mindestens dreimal so hoch als früher für den Einzelnen, und die Mainoten mußten noch Geiseln nach Stambul schicken für die richtige Bezahlung der Steuern. Manche Griechen wurden wieder unzufrieden, so wohlwollend auch Hassan für sie war. Sein Dragoman, Mauroceni, flößte ihm Milde ein. Viele wanderten nach den Inseln aus, Hydra und Spezzia kamen damals empor. Viele wurden Colonisten in der Krim. 12.000 Griechen von den Inseln sollen sich in Istrien 1776 niedergelassen haben. Die griechischen Priester vermittelten die Auswanderung und die Pforte legte keine Schwierigkeiten entgegen, denn so schlechte Unterthanen, welche die Milde des Großherren nicht zu würdigen wüßten, seien ohnehin nicht viel wert.

Kopfsteuer.

So sehr auch die Griechen dadurch gelitten hatten, daß Rußland sie zum Aufstande aufreizte und sie dann im Stiche ließ, so wandte sich doch bald, so wohlwollend auch der Sultan Abdul-Hamid war, ihre Liebe und Zuneigung wieder Rußland zu. Katharina gab ihren „türkischen Plan" nicht auf;[2]) sie zog begabte Griechen in ihren Dienst; sie zeigte in den Namen, die sie ihren Enkeln gab, welche Hoffnungen sie erregen wollte. Der erste wurde nach dem makedonischen Helden, welcher Griechenland siegreich in Asien machte, Alexander getauft; der zweite nach dem Gründer von Constantinopel und christlicher Herrschaft daselbst — Constantin und Stern des Orients (Étoile de l'Orient) benannt. Söhne vornehmer griechischer Eltern wurden mit letzterem erzogen. Potemkin schuf eine Militärschule für junge talentvolle Griechen, welche dann als Officiere, als Consuln, als militärische Spione verwendet werden sollten. 1779 verschaffte Katharina den Griechen vom Sultan das Versprechen der Entschädigung für die ihnen entrissenen und dem Wakuf zugetheilten Güter. Griechische Schiffe fuhren unter russischer Flagge, bekamen von den russischen Consuln Diplome zu besonderem Schutze.

---

[1]) Die Einkünfte der Halbinsel betrugen früher 2,000.000, 1786 aber nur noch 705.000 Piaster.

[2]) Vergl. ihr Schreiben an Grimm 4. December 1777: „Voyez un peu ce que c'est les prophéties prévoyantes et les commèreries des grandes-méres. Aber still! kein Dreifuß. Das hieße ja mit der Thüre ins Haus fallen."

Der Handel der Griechen hob ſich. Ruſſiſche Agenten bereisten von neuem Griechenland zu politiſchen Zettelungen — ein neuer Türkenkrieg, eine neue Erhebung ſtand bevor.

Es gab gewiegte Staatsmänner, welche die ſchönſten Hoffnungen von den Griechen ungemiſchten Blutes wie von Katharina hegten. So ſchrieb der Fürſt von Ligne: „Die Sclaverei hat weder ihre Geſtalt, noch ihre ſchönen Augen verdorben, noch ihren Geiſt. Ich habe die feinſten Antworten von jungen Leuten gehört, die in Bakſchiſerai angeſtellt waren, und von mehreren anderen, die zu mir aus Candia kamen, damit ich den Kaiſer Joſeph anrege, in Trieſt eine Flotte auszurüſten, um Candia zu erobern; ſie waren reizend durch Schönheit und Geiſt. Die griechiſchen Studenten und Cadetten ſind in den Schulen immer die erſten.“ [1]) Er preist Katharinas Römerſinn, daſs ſie nicht an Wiederherſtellung der kleinen griechiſchen Republiken dachte, die von kurzer Dauer geweſen wären. Sie ſei größer als Peter I., ſie hätte nie eine Capitulation wie er am Pruth geſchloſſen. Sie habe die glänzenden Eigenſchaften Ludwigs XIV. ohne ſein Prunken und theatraliſches Weſen. „Man zitterte beim Anblick Ludwigs XIV., man war beruhigt beim Anblick Katharinas. Ludwig war trunken von ſeinem Ruhm, Katharina ſuchte ihn zu erwerben und blieb nüchtern in ihrem Urtheil; ihr Geiſt war weit wie ihr Reich, ſie kannte ſich ſelbſt und erkannte das Verdienſt.“

Ehe wir jedoch die neue Erhebung ſchildern, iſt es angezeigt — über wichtige Vorgänge im Weſten zu berichten.

---

[1]) Memoires, II, p. 6. Pour les Grecs.

Anhang.

Chronologische Tabelle der Päpste wie der römischen und deutschen Kaiser.[1])

Heil. Petrus 42—67 oder 68.
„ Linus (II. Timoth. 4, 21).
„ Anakletus (oder Kletus).
„ Clemens 92—101.
„ Evaristus.
„ Alexander bis 119.
„ Xystus (Sixtus) bis 127.
„ Telesphorus 127—139.
„ Hyginus 139—142.
„ Pius 142—157.
„ Anicetus 157—168.
„ Soter 168—177.
„ Eleutherius 177—192.
„ Victor 192—202.
„ Zephyrinus 202—219.
„ Calliſtus 219—223.
„ Urbanus 223—230.
„ Pontianus 230—235.
„ Anterus 235—236.
„ Fabianus 236—250.
„ Cornelius 251—252.
„ Lucius bis 253.
„ Stephanus I. 253—257.
„ Xystus II. 257—258.
„ Dionyſius 259—269.
„ Felix I. 269—274.
„ Eutychianus 275—283.
„ Cajus 283—296.
„ Marcellinus bis 304.
„ Marcellus 308—310.

Claudius 41—54.
Nero 54—68.
Galba, Otho, Vitellius 68—69.
Veſpaſian 69—79.
Domitian 81—96.
Nerva 96—98; Trajan 98—117.
Hadrian 117—138.

Antoninus Pius 138—161.

Marc Aurel 161—180.
Commodus 180—192.
Pertinax 193.
Septimius Severus 193—211.
Caracalla 211—217.
Macrinus 217—218.
Heliogabalus 218—222.
Alexander Severus 222—235.
Maximinus Thrax 235—238.
Pupienus und Gordianus 238.
Gordianus 238—244.
Philippus Arabs 244—249.
Decius 250—253.
Gallus und Voluſianus 251—253.
Valerianus 253—260.
Gallienus 260—268.
Claudius II. 268—270.
Aurelianus 270—275.
Tacitus 275—276. Probus 276—282.
Carus 282—284.

---

[1]) Der beſte Katalog der Päpſte in Bianchini editio Anast. biblioth. de vitis rom. Pontificum. — Die Biographien der Päpſte nach Anaſtaſius von 872—1198, ed. Watterich, Lips. 862, 2 T. — Geſchichte der Päpſte von Haas, Tübingen 860; von Gröne, Regensburg. 864 ff. 2 Bände. — Alzog, Kirchengeſchichte.

Heil. Eusebius 310.
„ Melchiades 311—314.
„ Sylvester I. 314—335.
„ Marcus 336.
„ Julius I. 337—352.

Liberius 352—366. (Felix II. 355 Verweser.)
Heil. *Damasus 366—384.
„ Siricius 385—398.
„ Anastasius 398—402.
„ Innocenz I. 402—417.
„ Zosimus 417—418.
„ Bonifacius I. 418—422.
„ Cölestinus I. 422—432.
„ Sixtus III. 432—440.
„ *Leo I. der Große 440—461.
„ Hilarius 461—467.
„ Simplicius 467—483.
„ Felix II. oder III. 483—492.
„ Gelasius I. 492—496.
„ Anastasius II. 496—497.
„ Symmachus 498—514. (Laurent. Gegenpapst.)
„ Hormisdas 514—523.
„ Johannes I. 523—526.
„ Felix III. oder IV. 526—530.
„ Bonifacius II. 530—532.
„ Johannes II. 532—535.
„ Agapetus I. 535—536.
„ Silverius 536—540.
Vigilius (537) 540—555.
Pelagius I. 555—560.
Johannes III. 560—573.
Benedict I. 574—578.
Pelagius II. 578—590.
Heil. *Gregorius I. der Große 590 bis 604.
Sabinianus 604—606.

Diocletian 284—305 und Maximian 286—305.
Constantius Chlorus 305—306 und Galerius 305—311.
Constantin der Große 306—337 und Maximus und Licinius; seit 323 Constantin Alleinherrscher.
Constantius 337—361, zuerst mit Constantin II. 337—340 und Constans 337—350.

Julianus Apostata 361—363.
Jovian 363—364.
Valentinian I. 364—375 und Valens 354—378.
Gratian 375—383 und Valentinian II. 375—392.
Theodosius der Große 379—394; Alleinherrscher 394—395.

Theilung des Reiches.

Weström. Honorius 395—423. Oström. Arcadius 395—408.
Oström. Theodosius II. 408—450.
Weström. Valentinian III. 423—455. (Rom 455 von Vandalen erobert, dann mehrere Kaiser vom Sueven Ricimer abgesetzt. Romulus Augustulus 476 letzter weströmischer Kaiser.)

Oströmische Kaiser.

Marcian 450—457.
Leo I. 457—474.
Leo II. und sein Vater Zeno 474—491.
Anastasius I. 491—518.
Justin I. 518—527.
Justinian 527—565.
Justin II. 565—578.
Tiberius II. 578—582.
Mauricius 582—602.
Phokas 602—610.

Bonifacius III. 607.	Heraklius 610—641.
Heil. Bonifacius IV. 608—615.	
„ Deusdedit 615—618.	
Bonifacius V. 619—625.	
Honorius I. 625—638.	
Severinus bis 640.	Constantin III. und Herakleonas 641.
Johannes IV. 640—642.	Constans II. 641—668.
Theodorus I. 642—649.	Constantin IV. (Pogonatus) 668—685.
Heil. Martin I. 649—655.	
Eugenius I. (654) 655—657.	
Heil. Vitalianus 657—672.	Justinian II. 685—695.
Adeodatus 672—676.	Leontius 695—698.
Donus oder Domnus I. 676—678.	
Heil. Agatho 678—682.	
„ Leo II. 682—683.	
„ Benedict II. bis 685.	
Johannes V. 685—686.	
Conon 687.	Tiberius III. 698—705.
Heil. Sergius I. 687—701.	Justinian II. nochmals Kaiser 705—711.
Johannes VI. 701—705.	Philippicus Bardanes 711—713.
Johannes VII. 705—707.	Anastasius II. 713—716.
Sisinnius 708.	Theodosius III. 716—717.
Constantinus 708—715.	Leo III. (der Isaurier) 717—741.
Heil. *Gregor II. 715—731.	
„ *Gregor III. 731—741.	Constantin V. (Kopronymus) 741—775.
„ Zacharias 741—752.	
Stephan II. 752. † noch nicht consecriert.	
*Stephan III. 752—757.	Leo IV. 774—780.
Heil. Paulus I. 757—767.	Constantin VI. 780—797.
Stephan IV. 768—772.	Kaiserin Irene 797—802.[1]
*Hadrian I. 772—795.	
	Römische Kaiser deutscher Nation.
Heil. *Leo III. 795—816.	Karl der Große 800—814.
Stephan V. 816.	Ludwig der Fromme 814—840.
Heil. Paschalis I. 817—824.	
Eugenius II. 824—827.	
Valentinus 827.	
Gregor IV. 827—844.	Lothar I. 840—855.
Sergius II. 844—847.	
Heil. Leo IV. 847—855.	Ludwig II. 855—875.
Benedict III. 855—858.	
Heil. *Nikolaus I. d. Große 858—867.	
Heil. Hadrian II. 867—872.	
Johannes VIII. 872—882.	Karl II. der Kahle 875—877.

[1]) Die letzten oströmischen Kaiser stammten aus der Dynastie der Paläologen von Michael Paläologus (25. Juli 1261) bis zu Johannes VI. (1425—1542) und Constantin XI. (1448—1453), der seine Hauptstadt wie ein Held vertheidigte.

Marinus I. 882—884.
Hadrian III. 884—385.
Stephan VI. 885—891.
Formosus 881—896.
Bonifacius VI. 896 (15 Tage).
Stephanus VII. 896—897.
Romanus 897.
Theodorus II. 897—898.
Johannes IX. 898—900.
Benedict IV. 900—903.
Leo V. 903.
Christophorus 903.
Sergius III. 904—911.
Anastasius III. 911—913.
Lando 913.
Johannes X. 914—928.
Leo VI. 928.
Stephan VIII. 929—931.
Johannes XI. 931—936.
Leo VII. 936—939.
Stephan IX. 939—942.
Marinus II. 943—946.
Agapet II. 946—955.
Johannes XII. 956—964.
(Leo VIII. 963. Benedict V. 964.)
Johannes XIII. 965—972.
Benedict VI. 972—974.
Bonifacius (Franco) VII., 974 nach einem Monat zwölf Tagen vertrieben.
Benedict VII. 974—983.
Johannes XIV. 983—984.
Johannes XV. 984—996.
Gregor V. 996—999.
(Johannes XVI. Gegenpapst.)
Sylvester II. 999—1003.
Johannes XVII. 1003.
Johannes XVIII. 1003—1009.
Sergius IV. 1009—1012.
Benedict VIII. 1012—1024.
Johannes XIX. 1024—1033.
Benedict IX. 1033—1044.
Gregor VI. 1044—1046.
Clemens II. 1046—1047.
Damasus II. 1048 (23 Tage).
Heil. *Leo IX. (1048) 12. Februar 1049—1054.
Victor II. 1055—1057.
Stephan X. 1057—1058.
*Nikolaus II. 1058—1061.

Karl III. der Dicke 881—887.

Guido 891—894 und Lambert 894 bis 896.
Arnulf 896—899.

Ludwig III. (das Kind) 900—911.

Konrad I. 911—918.

Heinrich I. 919—936.

Otto I. 936—973.

Otto II. 973—983.

Otto III. 983—1002.

Heinrich II. 1002—1024.

Konrad II. 1024—1039.

Heinrich III. 1039—1056.

Heinrich IV. 1056—1106.

*Alexander II. 1061—1073.	
*Heil. Gregor VII. 1073—1085.	
Victor III. 1087.	
Urban II. 1088—1099.	
Paschalis II. 1099—1118.	Heinrich V. 1106—1125.
Gelasius II. 1118.	
Calixt II. 1119—1124.	
Honorius II. 1124—1130.	Lothar II. 1125—1137.
Innocenz II. 1130—1143.	
Cölestin II. 1143.	
Lucius II. 1144—1145.	Konrad III. 1137—1152.
Eugen III. 1145—1153.	
Anastasius IV. 1153—1154.	Friedrich I. 1152—1190.
Hadrian IV. 1154—1159.	
*Alexander III. 1159—1181.	
Lucius III. 1181—1185.	
Urban III. 1185—1187.	
Gregor VIII. 1187.	
Clemens III. 1187—1191.	Heinrich VI. 1190—1197.
Cölestin III. 1191—1198.	
*Innocenz III. 1198—1216.	Philipp von Schwaben und Otto IV. 1198—1208.
Honorius III. 1216—1227.	Otto IV. allein 1208—1215.
Gregor IX. 1227—1241.	Friedrich II. 1215—1250.
Cölestin IV. 1241 (17 Tage).	
Innocenz IV. 1243—1254.	Konrad IV. 1250—1254.
Alexander IV. 1254—1261.	Interregnum 1254—1273.
Urban IV. 1261—1264.	
Clemens IV. 1264—1268.	
Sel. Gregor X. 1271—1276.	Rudolf von Habsburg 1273—1291.
Innocenz V. 1276.	
Hadrian V. 1276 (38 Tage).	
Johannes XXI. (XX.) 1276—1277.	
Nikolaus III. 1277—1280.	
Martin IV. 1281—1285.	
Honorius IV. 1285—1287.	
Nikolaus IV. 1288—1292.	Adolf von Nassau 1292—1298.
Heil. Cölestin V. 1294 (gest. 1296).	Albrecht I. 1298—1308.
Bonifacius VIII. 1294—1303.	
Sel. Benedict XI. 1303—1304.	Heinrich VII. 1308—1313.
Avignonische Päpste.	
Clemens V. 1305—1314.	
Johannes XXII. 1316—1334.	
Benedict XII. 1334—1342.	Ludwig der Bayer 1313—1347 und Friedrich von Österreich 1314—1330.
Clemens VI. 1342—1352.	Karl IV. 1347—1378.
Innocenz VI. 1352—1362.	

Urban V. 1362—1370.
Gregor XI. 1370—1378.

Römische und Avignonische Päpste.

Urban VI. 1378—1389. (Avign. Papst Clemens XII. 1378—1394.)
Bonifacius IX. 1389—1404. (Avign. Papst Benedict XIII. 1394—1417.)
Innocenz VII. 1404—1406.
Gregor XII. 1406—1409.
Alexander V. 1409—1410 vom Concil zu Pisa gewählt.
Johannes XXIII. 1410—1415 vom Concil zu Constanz abgesetzt 29. Mai 1415, ebenso Benedict XIII. 1. April 1417 und Gregor XII. resignierte freiwillig.
Martin V. 1417—1431.
Eugen IV. 1431—1447. Gegenpapst Felix V. 1439—1448.
Nikolaus V. 1447—1455.
Calixt III. 1455—1458.
Pius II. 1458—1464.
Paul II. 1464—1471.
Sixtus IV. 1471—1484.
Innocenz VIII. 1484—1492.
Alexander VI. 1492—1503.
Pius III. 1503.
Julius II. 1503—1513.
Leo X. 1513—1521.
Hadrian VI. 1522—1523.
Clemens VII. 1523—1534.
Paul III. 1534—1549.
Julius III. 1550—1555.
Marcellus II. 21 Tage.
Paul IV. 1555—1559.
Pius IV. 1559—1565.
Heil. Pius V. 1566—1572.
Gregor XIII. 1572—1585.
Sixtus V. 1585—1590.
Urban VII. (13 Tage).
Gregor XIV. (10 Monate 10 Tage).
Innocenz IX. 1591 (etwas über zwei Monate).
Clemens VIII. 1592—1605.
Leo XI. (27 Tage).
Paul V. 1605—1621.
Gregor XV. 1621—1623.

Wenzel 1378—1400.
Ruprecht von der Pfalz 1400—1410.
Sigismund 1410—1437.
Albrecht II. 1438—1439.
Friedrich III. 1440—1493.
Maximilian I. 1493—1519.
Karl V. 1519—1556.
Ferdinand I. 1556—1564.
Maximilian II. 1564—1576.
Rudolf II. 1576—1612.
Matthias 1612—1619.
Ferdinand II. 1619—1637.

Urban VIII. 1623—1644.
Innocenz X. 1644—1655.
Alexander VII. 1655—1667.
Clemens IX. 1667—1669.
Clemens X. 1670—1676.
Innocenz XI. 1676—1689.
Alexander VIII. 1689—1691.
Innocenz XII. 1691—1700.
Clemens XI. 1700—1721.
Innocenz XIII. 1721—1724.
Benedict XIII. 1724—1730.

Clemens XII. 1730—1740.
*Benedict XIV. 1740—1758.
Clemens XIII. 1758—1769.
Clemens XIV. 1769—1774.
Pius VI. 1775—1799.
Pius VII. 1800—1823.
Leo XII. 1823—1829.

Pius VIII. 1829—1830.
Gregor XVI. 1831—1846.
Pius IX. 1846—1878.
Leo XIII. 1878.

Ferdinand III. 1637—1657.

Leopold I. 1657—1705.

Joſeph I. 1705—1711.
Karl VI. 1711—1740.
Maria Thereſia und ihr Gemahl Franz I. 1740—1765.
(Karl VII. 1742—1745 Prätendent).

Maria Thereſia und ihr Sohn Joſeph II. 1765—1780.
Joſeph II. 1780—1790.
Leopold II. 1790—1792.
Franz II. 1792—1806, in welchem Jahre das römiſche Reich deutſcher Nation aufgelöst wurde.

Stammbaum der Bourbonen.

I. Bourbonen von Frankreich.

Hugo Capet,
gekrönt zu Rheims als König von Frankreich 3. Juli 987[1])

Ludwig IX., der Heilige,
Nachkomme von Hugo Capet,[2]) geb. 1215, König 1226, † 1270, heiliggesprochen 1297
Sein sechster Sohn ist

Robert, Graf von Clermont,[3])
1272 vermählt mit Beatrix, Erbin des Hauses Bourbon, † 1317. Sein siebenter Nachkomme ist

Karl, Graf von Bourbon, † 1517

Anton, König von Navarra,
vermählt 1548 mit Johanna d'Albret, die ihm das Fürstenthum Bearn und den Titel eines Königs von Navarra beibrachte; er fiel 1562 beim Sturm auf Rouen. Dieser Ehe entstammt

Heinrich IV., erster Bourbone als König von Frankreich,
geb. 1553, vermählt 1600 mit Maria von Medici, ermordet 1610. Sein Sohn ist

Ludwig XIII.,
geb. 1601, † 1643, vermählt mit Anna d'Austria (Spanien). Seine Söhne sind

Ludwig XIV.,	**Philipp,**
geb. 1638, König 1643, † 1715, vermählt mit Maria Theresia d'Austria (Spanien)	Herzog von Orleans, Stammvater der Herzoge von Orleans. (Sieh Seite 660.)
Ludwig, der große Dauphin, geb. 1661, † 1711. Von ihm und der Maria Anna von Bayern stammen	

Ludwig,	**Philipp V.,**	Karl,
Herzog von Burgund, Dauphin, geb. 1682, † 1712. Sein dritter Sohn ist	König von Spanien, Stammvater der Bourbonen von Spanien. (Sieh Seite 658.)	Herzog von Berry.
Ludwig XV., geb. 1710, König 1715, † 1774, vermählt 1723 mit Maria Leczynska		
Ludwig der Dauphin, geb. 1729, † 1765, vermählt mit Josephine von Sachsen		

Ludwig XVI.,	**Ludwig XVIII.**,	**Karl X.**,
geb. 1754, König 1774, † 1793, vermählt 1770 mit Maria Antoinette	Stanislaus Xaver, geb. 1755, König 1814, † 1824.	Graf von Artois, geb. 1757, König 1824—1830, vermählt mit Theresia von Savoyen, gest. 1886 in Görz
Ludwig XVII., geb. 1785, König 1793, † 1795.	**Ludwig XIX.**, Herzog von Angoulême, geb. 1775, † in Görz 1844.	Karl Ferd., Herzog v. Berry, geb. 1778, † 1820
		Heinrich V., Graf v. Chambord, Herzog v. Bordeau, Sohn d. obig. u. der Karoline von Neapel, geb. 1820, † 1883.

[1]) Art de vérifier les dates, III, p. 529. — Die Nachkommen Hugo Capets bis Ludwig IX. sieh Bd. IV, S. 265 dieses Werkes.
[2]) Die Nachfolger Ludwigs des Heiligen, vergl. Bd. VI, S. 92 dieses Werkes, und der Grafen von Burgund und älteren Orleans ebenda, S. 580.
[3]) Vergl. Bd. VIII, S. 225 dieses Werkes.

II. Die spanischen Bourbonen (Borbones de Espagna) seit 1700.

Philipp V.,
Herzog von Anjou, zweiter Sohn des großen Dauphin und der Maria Anna von Bayern, Enkel Ludwigs XIV. und der Maria Thereſia d'Auſtria, geb. 1688, König von Spanien 1700, geſt. 1746; erſte Gemahlin Louiſe von Savoyen, geſt. 1714

Louis I., geb. 1707, König 1723, geſt. 1724.

Ferdinand VI., geb. 1713, König 1746, geſt. 1759.

Zweite Gemahlin Philipps V., Eliſabeth Farneſe, Tochter Eduards II., Herzogs von Parma

Karl III., geb. 1716, geſt. 1788, Infant von Spanien, Herzog von Parma 1731 bis 1749, König von Neapel 1734—1759, König von Spanien 1759—1788

Philipp I., geb. 1720, geſt. 1765, Herzog 1749—1765, verm. mit Eliſabeth, Tochter Ludwigs XV., Stammvater der Bourbonen v. Parma. (Sieh Seite 659).

Philipp Anton, geb. 1747, für unfähig erklärt 1777.

Karl IV., Sohn des obigen u. der Amalia von Savoyen, geb. in Neapel 1748, König von Spanien 1788—1808, † 1819

Ferdinand IV., geb. 1751, † 1815, Stammvater der Bourbonen von Neapel. (Sieh Seite 659.)

Don Gabriel, Infant v. Spanien, geb. 1752, † 1788, vermählt m. Maria von Braganza

Don Antonio Pascual, geb. 1755, † 1817.

Don Francesco Javier, geb. 1757, † 1771.

Ferdinand VII., Sohn des obigen und der Maria Louiſe von Parma, geb. 1784, König 1809, † 1833.

Karl V., Graf v. Molina, Sohn des obigen und der Maria Louiſe v. Parma, geb. 1788, König 1833, † 1855

Francesco de Paula, Infant von Spanien, vierter Sohn des obigen, geb. 1794, † 1865

Don Pedro, Infant v. Spanien, geb. 1786, † 1812, verm. mit Thereſe von Portugal

Karl VI.,[1] Graf v. Montemolin, Sohn d. obig. u. d. Maria Franciſca v. Portug., geb. 1818, König 1845, † 1861.

Juan III., Graf v. Montizon, Sohn d. obig. u. d. Maria Franciſca v. Portug., geb. 1822, König 1861, geſt. 1887

Ferdinand, Infant v. Spanien, geb. 1824, † 1861.

Franz v. Aſſiſi, Gemahl d. Donna Iſabella, * 1822

Don Enrique, Infant von Spanien, Herzog von Sevilla, geb. 1823, † 1870

Don Sebaſtian, Infant v. Spanien, geb. 1811, † 1875

Karl VII., Herzog v. Madrid, König von Spanien, Sohn d. ob. u. d. Beatrix v. Öſterr.-Eſte, geb. 1848

Don Alfonſo, v. Bourbon-Auſtria-Eſte, Inf. v. Spanien, zweit. Sohn d. ob., geb. 1849, verm. 1871 mit Maria de las Nieves, Infantin von Portugal.

Alfons XII.,[2] geb. 1857, reg. 1874 bis 1885, verm. mit Chriſtina v. Habsburg

Enrique Bourbon, geb. 1848.

Francesco Bourbon, geb. 1853.

Alberto Bourbon-Caſtellvi, geb. 1854.

Alfons XIII., geb. 1886.

Blanca v. Caſtilien, geb. zu Graz 1868, verm. m. Leopold Salvator, Erzh. von Öſterreich-Toscana.

Jayme, geb. zu Vevay 1870.

Elvira, geb. 1871.

Beatrix, geb. 1874.

Alice, geb. 1876.

Francesco, Herzog von Marchena, geb. 1861.

Pedro, Herzog von Durcal, geb. 1862.

Louis, Herzog v. Anſola, geb. 1864, † 1889.

Alfonſo, geb. 1866.

Gabriel, geb. 1869.

[1]) Nach dem ſaliſchen Erbrecht. — [2]) Nach der geänderten Erbfolge vom 29. März 1830, ſieh in der Geſchichte Ferdinands VII. und ſeiner Gemahlin Maria Chriſtine und der Tochter dieſer Ehe Donna Iſabella.

III. Bourbonen von Neapel.

Karl III., 1734—1759

Ferdinand IV.,
König beider Sicilien, Sohn des obigen, geb. 1751, regierte 1759—1815, † 1825

Franz I.,
geb. 1777, König von Neapel 1815—1830

Ferdinand II., geb. 1810, König von Neapel 1830—1859	**Luis**, Graf von Aquila, geb. 1824	**Franz**, Graf v. Trapani, geb. 1827, gest. 1892.
	Luis, Graf von Aquila, geb. 1845.	**Philipp**, Graf von Aquila, geb. 1847.

Franz II., Sohn des obigen und der Christina von Savoyen, geb. 1836, König 1859.	**Luis**, Graf v. Trani, geb. 1838.	**Alfonso**, Graf von Caserta, Sohn des obig. und der Maria Theresia von Österreich, geb 1841	**Gaëtan Federico**, Graf von Girgenti, geb 1846, † 1871.	**Pascual**, Graf von Bari, geb. 1852.

Ferdinand, Graf von Caserta, geb. 1869.	**Carlos**, Graf von Caserta, geb. 1870.	**Genaro**, Graf von Caserta, geb. 1882.	**Raniero**, Graf von Caserta, geb. 1883.	**Philipp**, Graf von Caserta, geb. 1885.	**Francesco de Assisi**, Graf v. Caserta, geb. 1888.

IV. Bourbonen von Parma.

Nach Don **Carlos III.**, der 1731—1749 hier waltete, regierte sein Bruder

Philipp I.,
1749—1765, geb. 1720, vermählt mit Louise, Tochter Ludwigs XV., die ihm zwei Töchter gebar: Isabella, geb. 1741, vermählt mit Kaiser Joseph II.; Louise Maria Theresia, geb. 1751, vermählt mit Karl IV. von Spanien

Don Ferdinand,
geb. 1751, vermählt 1769 mit Maria Amalia, Tochter Maria Theresias

Ludwig I,
geb. 1773, vermählt mit Maria Louise, Tochter Karls IV., König von Etrurien 1801 bis 1803, Louise regierte bis 1807, wo sie dem Throne entsagt[1])

Carlos II. Luis,
Infant von Spanien, Herzog von Lucca 1824, geb. 1799, dankte ab 1849, † 1883

Carlos III. Ferdinand,
Sohn des obigen, geb. 1823, Herzog von Parma 1849—1854, ermordet 1854; die Regentschaft übernimmt die Witwe Luise de France für ihren Sohn

Robert, geb. 1848, Herzog 1854, verm. mit 1. Pia von Neapel; 2. Antonia, Infantin von Portugal, Herzogin von Braganza	**Heinrich**, Graf von Bardi, geb. 1851, verm. 1876 mit Adelgunde von Braganza, Infantin von Portugal.

Söhne der Prinzessin Pia:			Söhne der Infantin Antonia:	
Heinrich, geb. 1873.	Joseph, geb. 1875.	Elias, geb. 1880.	Sixtus, geb. 1886.	Xaver, geb. 1889.

[1]) Napoleon zog das Königreich Etrurien ein; 1817 erhielt es die Kaiserin Maria Louise von Parma, nach ihrem Tode 1847 kam es an den Herzog Karl II.

V. Aſt der Orleans.

Philipp,
Herzog von Anjou, ſeit 1660 Herzog von Orleans, Sohn Ludwigs XIII., Bruder Ludwigs XIV.; geb. 1640, geſt. 1701

Philipp, der Regent,
geb. 1674, geſt. 1723

Louis Philipp, le dévot,
geb. 1725, geſt. 1785

Louis Philipp Joſeph,
Herzog von Orleans, gen. Philippe-Egalité, geb. 1747, geſt. 1793

Louis Philipp,[1])
König der Franzoſen 1830—1848, geb. 1773, geſt. 1850

Herzog von Montpenſier,
geſt. 1806.

Herzog von Beaujolais,
geſt. 1807.

Adelheid,
geb. 1777, geſt. 1847.

Ferdinand,
Herzog von Orleans, älteſter Sohn Louis Philipps, geb. 1810, geſt. 13. Juli 1842, vermählt mit Helene von Mecklenburg

- **Louis Philipp,** Graf von Paris, geb. 1838
  - **Louis Philipp,** Herzog von Orleans, geb. 1869.
  - **Ferdinand,** geb. 1884.
- **Robert,** Herzogs von Chartres, geb. 1840
  - **Heinrich,** geb. 1867.
  - **Jean,** geb. 1874.

Louis,
Herzog von Nemours, geb. 1814, vermählt mit Antoinette von Sachſen-Koburg-Kohary

- **Gaſton,** Graf von Eu, geb. 1842
  - **Peter,** Sohn des obigen und der Iſabella v. Braganza, Tochter des Kaiſers Dom Pedro von Braſilien, geb. 1875.
  - **Louis,** geb. 1878.
  - **Anton,** geb. 1881.
- **Ferdinand,** Herzog von Alençon, geb. 1844
  - **Manuel,** Sohn des obigen und der Sophia von Bayern, geb. 1872.

Franz,
Herzog von Joinville, geb. 1818, verm. mit Franciſca v. Braſilien

- **Peter,** Herzog von Penthièvre, geb. 1845.
  - **Alfons,** Sohn des obigen und der Eulalia v. Bourbon, geb. 1886.

Heinrich,
Herzog von Aumale, geb. 1822

Anton,
Herzog von Montpenſier, geb. 1824, geſt. 1890

- **Anton,** geb. 1866, Sohn des obigen und der Infantin Louiſe, Tochter Ferdinands VII. von Spanien
  - **Ludwig Ferdinand,** geb. 1888.

[1]) Von den Töchtern Ludwig Philipps ſtarb **Louiſe**, geb. 1812, als Königin der Belgier 4. October 1850; **Maria**, geb. 1815, vermählt mit Herzog Friedrich Alexander von Wirtemberg 1839; **Clementine**, geb. 1817, Gemahlin des Prinzen Ludwig Auguſt von Sachſen-Koburg-Kohary.

Register.

A.

Aachen 56, 192, 341.
Abasa-Pascha 628.
Abbt, Professor in Rinteln 405.
Abdul Hamid, Sultan 625, 642, 643, 648.
Abburissa, Großvezir 546.
Abercrombie 310.
Abulfazl 420—422, 424, 425.
Abusahab 644.
Accise-System 126.
Ackerbau, polnischer 486.
— in Rußland 376.
Acqui 47.
„Acta eruditorum" v. König 68.
Adams John, Präsident in Virginien 195.
— Major 443.
Adel, englischer 168.
— französischer 107.
— griechischer 553.
— österreichischer 576
— polnischer 473, 475, 481, 487, 492—495.
— russischer 376, 459.
— schwedischer 270, 455.
Adelaide, Prinzessin 105.
Adelsbach 380.
„Adi Granth" 417.
„Admiral Hosiers Geist" von Glover 188.
Adrianopel 608.
Ägypten 644, 645.
Afghanen 418, 426.
Afghanistan 414.
Afrika 209, 361, 628.
Agra 425.
Agricola 95.
Ahmed Dschesar 644, 645.
— Selim Aga 559.
— III., Sultan 625.
Aiguillon 320, 570, 611.
Aix 148.
d'Ajasasa 590.
Akademie in Berlin 65, 67, 74.
— in Paris 117, 119, 144, 158.
— für Künste, russische 460.
— der Wissenschaften in Wien. 92.
— in Caen 124.
— zu Dijon 158, 160.
— in Edinburg 187.
— zu London 144, 221.
— orientalische 92, 597.
— zu Petersburg 74.
— zur Erziehung der pennsylvanischen Jugend 220.
Akadien 211, 212, 224, 408.
Akali 427.
Akbar 416, 418, 420, 424 f.
— -Nahmeh 425.
Akjermann 565, 627.
Akka (Akre) 644, 645.
Alamgir 426.
Albanesen 554, 645—648.
Albanien 550, 561, 646.
Albany 31, 200.
Alberoni 555.
Albert von Sachsen 587 f., 591, 604.
Albertrandi 516, 517.
d'Alembert 74, 113, 114, 118 bis 121. 128, 129, 133, 135, 142, 166, 172, 285, 462.
Alemtejo 404.
Alessandria 45, 47.
Alexander I. von Rußland 465, 643.
Alexander von Polen 477.
Alexandria 552.
Alfieri 31.
„Alfred" von Thomson 185.
Algarbien 320.
Algarotti 73, 75, 590.
Algier 628.
— Dey von 563.
Algonkinstamm 208.
Ali Ben Abdallach 642.
— -Bey 644.
— S. Fahirs 645.
— von Janina 645.
Aliverdhi-Chan 437.
Alkibiades u. Poniatowski 515.
Allahabad 429, 444, 445, 450.
Allahdad-Chan 418.
Almeida 404.
Alt-Orsova 631.
Alum, Schah 441, 444, 445.
Amalia, Schwester Friedrichs 62.
„Amelia" von Fielding 179.
Amelot, Minister 5.
Amerika 258, 259, 293, 295, 321, 339, 340, 341, 401, 407, 586.
Amherst 310, 322—324.
Amsterdam 233.
Analysis, reine 119.
Anaverdhi-Chan 433.
Anclam 280.
Andrussos 646.
Angermünde 280.
Angria 439.
Anhalt 8.
— Prinz Moriz von, sieh Moriz.
— Herbst 577.
Anjous, die in Polen 475.
Anna von Cilly 476.
— von Rußland, Kaiserin 471, 498, 559.
„Annales de l'empire" von Voltaire 72.
Annecy 153.
Ansbach (Anspach) 5, 360, 590, 608.
Antibes 49.
Antillen 408.

Antiochia 552.
Anton Ulrich, Herzog v. Braunschweig 397.
Antwerpen 52.
Apraxin 263, 279.
Aquileja, Patriarchat 88.
Aranjuez 44, 231, 335.
d'Arblay, General 180.
— Madame 179.
Archangel 397, 560.
Archenholz 291, 352, 353, 358.
Archipel, griechischer 600.
Archiv des kaiserl. Hauses 92.
Archonten 553.
Arcos, Graf von 404.
Arenberg (Aremberg) 19, 36, 308.
Argens, Marquis de 67, 70, 71, 73, 74, 284, 285, 314, 317, 335, 349, 351, 374, 590.
d'Argenson, Minister 5, 16, 45, 53, 68, 107, 114, 285, 260, 261.
Argental 335.
d'Arget 43, 74.
Aristokratie sieh Adel.
Arkot 434, 412.
Armatolen 554.
Armee vgl. Heerwesen.
— von Hessen 399.
— österreichische 86, 89 f.
— preußische 76.
Armenien 5, 60.
d'Arnaud 65.
Arneth 85, 508.
Arnim 250.
Artillerie in Österreich 89.
Artois 259.
Arzneischule in Polen 518.
Aschaffenburg 35.
Asien 429.
Asophdschach 482.
Asow 301, 589, 593, 598, 600, 601, 604, 606, 624, 628, 629, 632.
Assas, Ritter von 355.
Assiento-Vertrag 58.
Asti 45, 47.
Asturien, Prinz von 335.
Ath 23.
Atheismus 112.
Attentat auf Ludwig XV. 259 bis 260.
„Aufgabe, die" v. Cowper 189.
Augsburg 19, 100, 361, 366.
August II. der Starke v. Polen 386, 480, 491, 492, 515.
— III. im zweiten schlesischen Kriege 11, 38—42.
August von Sachsen-Polen als deutscher Throncandidat 18.
— im siebenjährigen Kriege 246—248, 249—456, 410.
— und Poniatowski 387, 480, 497—501, 503.
— Wilhelm, Bruder Friedrichs II. 278, 279.
Augusta von Sachsen-Gotha, Gemahlin Georgs II. 355
Aurengzeb 426.
Aurich 80, 81.
Aussig 251, 327.
Awatara 428.
Ayan 553.

B.

Baber oder Tiger, Großmogul 414, 415.
Bacciarelli 517.
Bacon 195.
Badaoni 420, 424.
Baden 268, 270.
Bahadur-Schah 429.
Bajesid, der Batenite 418.
Bailli de Solar 407.
Bailly 148.
Bakhtschiserai 374, 623, 649.
Balbi, Ingenieur 300.
Balleroy, Marquis 14.
Balmerino, Lord 29.
Baltadschi Mohammed Pascha 625.
Baltimore, Lord 200.
Bamberg 96, 399.
Banda 428.
Bar 542, 544, 568.
Barbara von Portugal, Gem. Ferdinands VI. 336.
Barbut 286.
Barrièrenvertrag 6, 233, 234, 241.
Bartenstein 85, 86, 92, 232, 573.
Barwell 451.
Basardschik 626.
Baschkiren 640, 641.
Basel 71.
Basseterre 321.
Bastiani 590.
Bastille 68, 432, 443.
Basken 368.
Bateniten 418.
Batthiany 10, 11, 19, 55, 93, 573.
Batthory Stephan 479.
Bauern in Frankreich 142, 157.
— in Klein-Rußland 641.
Bauern in Polen 473, 485, 492, 496, 497.
— in Preußen 77.
— in Rußland 466.
— in Schweden 455.
Bauernstand in Amerika 195.
Bauerntag in Schwarzach 98.
Bautzen 287, 345.
Bayern 6, 10, 16, 19, 34, 53, 96, 100, 266—268, 275, 399, 578, 589.
— im französischen Solde 266, 343.
Bayle 171, 490.
Bayreuth 5, 311, 360, 410, 590, 608.
— Markgräfin von 133, 286.
Beamte, russische 460.
Beaumarchais 5.
Beaumont, Christoph von, Erzbischof von Paris 108, 259.
— Ritter Eon de 484.
— Herrschaft 266.
Beccaria 220, 463.
Beck, F. von, General 327, 335.
Bedford 408.
Behar 437, 440.
Belgien 21, 36, 51, 231, 233, 241, 268, 312, vgl. Niederlande, österreichische.
Belgrad 374, 410, 600, 601, 603, 609, 610.
Bellegarde 250.
Belleisle, Marschall 17, 51, 149, 237, 364.
Belle-Isle, Insel 320, 366, 367, 409.
Bellingisches Husarenregiment 379.
Belz, Palatinat 612.
Benares 430.
Bender 565, 627.
Benedict XIV. 88.
Bengalen 408, 436, 437, 439, 440, 441, 443, 446, 447, 449, 451.
Benkendorf 277.
Benkolen 368.
Bentinck, Graf 56.
Beraun 11.
Berchény Nikolaus 52.
Berdiczow, Kloster 542.
Berenhorst 278.
Berg 410
Bergen op Zoom 55.
Berg- und Hüttenwesen in Preußen 78.
Bergen in Hessen 325.
Berkeley, Lord 195, 200.

Berlin 38, 44, 100, 102, 167, 258, 287, 306, 330, 348, 349, 350, 373.
Bern 167.
Bernhardi, Theodor von 318.
Bernis, Abbé 104, 234, 237, 238, 261, 281, 298, 311.
Bernklau 17, 19, 36, 47, 49.
Bernoulli 71, 74.
Berte 461.
Beſſarabien 475, 608, 627.
Beſtuſchew (Beſtucheff) 239, 263, 265, 280, 298, 376, 387, 394.
„Betrachtungen über den Glauben" von Vauvenargues 150.
Bevern 398.
Beyruth 644, 645.
Bheilole Lody 415.
Biala 501.
Bibikow 640.
Bibliothek im Pagen-Serail zu Galata 547.
— in Philadelphia 219.
Bibliotheken in Polen 517.
Bibliotheksgebäude in Berlin 75.
Bielefeld 281.
„Bijoux indiscretes, les" von Diderot 111.
Bilbaſſow 454, 457.
Binder, Baron 301.
Bir-Bar 421.
Biron, Herzog von Kurland 375, 379, 458, 498, 500, 504, 508.
Biſthümer, polniſche 537.
Blair Hugo 175, 176.
Blakeny 227.
Blitzableiter 220.
Blondel 230.
Blutrache 646.
Bobierzicki 490.
Bochara 414.
Bochnia, Salzwerke von 487, 617.
Bocholt 297.
Bodrun (Halikarnaß) 645.
Boerhave 66, 91.
Boerhaves Aphorismen 556.
Boguslawski 517.
Boland Sophie 112.
Bolingbroke 127.
Böhmen 1, 6, 9, 10, 17, 34, 245, 247, 257, 262, 268, 269, 272, 273, 292, 294, 299, 309, 327, 344, 410, 411.
Böhmiſch-Brod 274.
Bohomolec 516.
Bohucz 568, 570.
Bonaparte 186.
Borätinski, Fürſt 393.
Borick, Vicekanzler 620.
Bork 500.
Bosborodka, Prinz 394.
Boscawen, Admiral 221, 222, 320, 432.
Bosnien 551, 607—610, 630.
Boſſuet 171.
Boſton 197, 216.
Botta d'Adorno 48, 49.
Bouillon, Herzog von 14.
Bourbon, Haus 241, 259, 368, 370, 373, 657—660.
— Inſel 431.
Bourdaloue 314.
Bourdonnais, Mahé de la 431, 442.
Bourgogne 404.
Braam 214.
Brabant 43.
Brackel 399.
Braddok 221, 222.
Brahilow 627.
Brahmanismus 416.
Brahminen 420, 424, 452.
Braila 565.
Brandenburg 9, 39, 101, 268, 280, 490, 491.
— -Anſpach 268.
— -Culmbach 268, 269.
— Haus 288, 264.
Branicki, Kron-Großfeldherr 506, 511, 512, 620.
Braſilien 400.
Braunau 12, 17, 275, 612.
Braunſchweig Anton Ulrich v. 397.
— -Bevern 247, 273, 275, 283, 284, 289, 398.
— Erbprinz von 325.
— Franz von 308.
— Karl Wilh. Ferd. v. 283.
— ſieh Ferdinand von Braunſchweig.
— -Wolfenbüttel 268, 283.
Breda 53.
Bremen 7, 283.
„Brennſpiegel, über die" von Buffon 144.
Breslau 33, 284, 292, 326, 331, 343, 344, 346, 362.
— Schlacht bei 289.
Breſt 320.
Bretagne 108.
Breteuil 382, 394, 395.
„Brief an Chriſtoph v. Beaumont" von Rouſſeau 167.
„Briefe des Junius" 451.
Brieg 346.
Briſtol 188.
Broglie, Graf 258.
— Herzog v. 297, 320, 325, 326, 343, 354, 355, 364 bis 366, 399.
Brognard, Nuntius 558, 597.
Browne, Graf 47, 49, 50, 249, 250—253, 271—274, 278, 302, 306, 343.
Brügge 23.
Brühl, Miniſter 12, 18, 38, 39, 41, 245, 246, 249, 256, 497, 500, 501, 504, 506, 569.
Brüſſel 21, 51, 292, 341.
Brzesc 477.
Bucharest ſieh Bukareſt.
Budin 252, 327.
Budweis 11.
Buffon, Jean Louis Leclerc Graf von 121, 139, 143, 145—148, 220.
Bug 600.
Bugulminsko 640.
Bukareſt 560, 624.
Bukowina 630, 631.
Bulgaren 560, 607.
Bülow 284.
Bündnis, franz.-preuß. 6.
— öſterreich.-ruſſ. vom Jahre 1746 S. 57.
— von Verſailles 237—238.
— Wormſer 12.
Bund gegen Preußen 239.
— öſterreichiſch-ſächſiſcher 35.
— Petersburger 238.
— Preußens mit Rußland 378, 608.
Bunzelwitz 362.
Bunzlau 6, 271.
Buonacorſi 477.
Bureaux d'Esprit 126 bis 127.
Bürgerthum, polniſches 478, 485.
Burgund 267.
Burke 179, 181, 226, 324.
Burkersdorf 380.
Burney Franciſca 179, 180.
Burns Robert 190.
Buſſy-Caſtelnau 366 f., 370, 433, 435 f., 439, 442.
Bute, John Stuart Graf von 357, 370 f., 399, 400, 407, 409.
Buturlin 350, 362.
Buzar 444.
Byng 227.

C.

„Cäcilia" von Burney 180.
Cadettenhaus in Berlin 75.
Cadettenſchulen 275.
Caen 124.
Calas Jean 135.
Calmet, Don, Auguſtin 73, 132.
Calvin 259.
Calviner in Polen 526.
Cambridge 183.
— amerikan. 199.
Campan, Madame 105.
Campeche-Bai 409.
Canada 202, 215, 221, 222, 226, 321, 367, 368, 408, 586.
Canäle in Preußen 78.
Canalſyſtem Frankreichs 119.
Candia 550, 553, 608, 649.
„Candide oder die beſte Welt" von Voltaire 134.
Cap Breton 56, 310, 367, 368, 408.
Cap Cod 197.
Cap Finiſterre 56.
Caracalla, Kaiſer 186.
Carignan, Prinzeſſin von 46.
Carlisle 27, 28.
Carlos, König von Neapel 336.
Carlyle 190.
Caro 556.
Carrik Fergus 321.
Carteret 20.
— Georg 200.
Carvajal, ſpaniſcher Miniſter 231, 335.
Carvalho Sebaſtian Joſef, der ſpätere Marquis von Pombal 88.
Carve John 197.
Caſale 45.
„Caſſenſcheine" unter Friedrich II. 315.
Caſtellar 47.
Caſtillon 74.
Caſtries de 355.
Cavaliere in Virginien 195.
Centraliſation in Öſterreich 87.
Ceva 45.
Ceylon 431.
Chactaws 204.
Chalilpaſcha 565.
Chalſa 427.
Chambers 113.
Champeaux 46.
Champion 110.
Champlain-See 310, 322, 324.
Charleroi 52.
Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Gem. Georgs III. 356.
Charlottenburg 350.
Chaſch-Chal 426.
Chateauroux 14, 104, 242.
Chatham, Lady 371.
Chatillon, Herzog von 14.
Chatterton Thomas 183.
Chattertons Fälſchungen 174.
Chavanne, Graf de la 57.
„Cheir al bien" 418.
„Chemin de la révolte" 106.
Cherbourg 311.
Cherokeſen 204.
Cheſterfield, Lord 29, 168.
Chevert 297.
Chiegnecto 212.
Chimai 266.
Chlum 34.
Choczim 558, 627.
Choiſeul, Herzog von 104, 129, 312, 313, 319, 321, 339, 342, 359, 361, 364, 366 bis 368, 370, 374, 400, 406, 407, 502, 506, 524, 561, 568, 570, 598, 611.
Choiſy 105.
Cholmogory 457.
Chorafan 414.
Chotuſitz 273.
Chotzkowsky 350.
Chreptowitz, Karl Littawar von 540.
Chriſten in Indien 424.
Chriſtian VII. von Dänemark 140.
Chriſtine von Braunſchweig-Wolfenbüttel 578.
Circars 433.
Ciriſena von Gretſyl 80, 81.
Citoyen 162.
Ciudadela 226.
Civilehe in Amerika 197.
Civilgeſetzbuch, öſterr. 87.
Clairon 528.
Clanweſens, Vernichtung des 29.
Clara von Hagen, Gemahlin Loudons 302.
Clarendon, Miniſter 195.
„Clariſſa" von Richardſon 177.
Clemens XIII. 317, 529, 538.
— XIV. und Polen 613.
Clermont 294—296.
Clerus, griechiſcher 552.
— franzöſiſcher 107, 259.
— ruſſiſcher 455, 456.
Cleve 266, 281, 361.
Clifton, Gefecht bei 28.
„Clinker Humphrey" v. Smollet 182.
Clive, Robert, Lord 434, 436, 439, 440, 441, 443, 445 447, 449, 450.
Coaequatio jurium 478.
Cobham, Feldmarſchall 17.
— Lady 169.
Cocceji 79, 80, 81, 337.
Codex Fridericianus 80.
— Theresianus 87.
Coigny 13.
Colbert 77, 78.
Coleridge 188.
Colignon, Oberſt 358.
Collège Harcourt 109.
— Mazarin 119.
Collenbach 410.
Collin, Secretär Voltaires 72.
Colman 184.
Colmar 73
Comines, Philipp von 592.
Communiſten 161.
Compagnie, engliſch-oſtindiſche 408.
— von London 193.
— von Plymouth (Neu-England) 193.
Compiègne 15, 105, 106.
Condavir 433.
Condé 296, 399.
Conflans 320.
Conföderation, litthauiſche katholiſche 528.
— von Bar 539, 544, 566, 569, 570, 587, 612.
— von Radom 525 ff., 529, 533
— von Sluck 526, 528.
— der Diſſidenten in Thorn 526, 528.
— von 1773 S. 616.
Conföderations-Acte 533.
Conföderationsrecht in Polen 481, 484, 491, 501, 503, 615.
Conföderations-Reichstag 485, 511.
Conföderierte von Bar 568, 620.
Congreſs zu Aachen 56, 229.
— zu Albany 215, 221.
— zu Breda 53.
— zu Bukareſt 624, 625.
— zu Fokſchan 623, 634.
Connecticut 198, 199.
Conſtantin, ruſſiſch. Prinz 648.
Conſtantinopel 374, 507, 542, 561, 607, 623.

„Constitutio Criminalis Theresiana“ 87.
Contades 296, 297, 320, 325, 326.
Contarini, Marco 571.
Conti, Prinz von 34—36, 52, 167, 235, 497, 501.
Contract social 162.
Convention von Hannover 40.
— von Kloster Zeven 283, 294.
Convocations-Reichstag 510, 514.
Cope, Sir John 24.
Corberon 470.
Corps von Liccanern 302.
Corpus Evangelicorum 96, 100.
Corsica 646.
Courtrai 6.
Cowper William 188, 189, 449.
Coxe 497.
Creeks 204.
Cromwell 197.
Crossen. Fürstenthum 19, 38, 266, 327, 331.
Crown-Point 221, 310, 322.
Crows-Indianer 204.
Crusca, della 174.
Cuba 409.
Cujavien 538, 616.
Culloden 28, 55.
— Schlacht bei 52, 283.
Cumberland, dramat. Dichter 184.
— Herzog von 21, 52, 55, 56, 281—283, 293.
— Prinz von 28.
Cumming 309.
Curchod, Fräulein 171.
Cybulski 621.
„Cyklopädia“ 113.
Cypern 608, 613.
Czaki 533.
Czartoryska, Constantia 515.
Czartoriski, Kasimir 386.
— Adam Kasimir 499, 501, 514, 517.
— August 499.
— Michael 499.
— die 494, 498—501, 506, 510—513, 515, 519, 525 bis 527, 530, 543, 544, 566.
Czaslau 275.
Czerniechow 480.
Czernitscheff (Czernitschew) 343, 346, 347—349, 363, 377, 380 f., 397.

D.

Dakota 204.
Dalai-Lama 633.
Dalmatien 608.
Damaskus 644, 645.
Damiens 259.
— Mordversuch 114.
Damiron 71.
Damnitz 13.
Dänemark 81, 99, 101, 241, 263, 339, 360, 379, 382, 383, 397, 560, vgl. Friedrich III. und V., und Christian VII. von Dänemark
Dankelmann 96.
Dantisk 477.
Danzig 304, 343, 486, 602, 617.
Dardanellen 565, 643.
Darini, Nuntius 532.
Darlehnen 102.
Darmstadt 35.
Daschkoff (Daschkow), Fürstin 362, 382, 383, 388, 390 bis 392, 394, 396, 454, 466.
Daun, Leopold, Graf 273 bis 276, 278, 291, 298—300, 303, 306—309, 326—328, 331, 333, 334, 342, 345 bis 352, 359, 361, 364, 379, 380, 398, 588.
— Wirich 275.
David, Festung, St. 432, 439.
Davidsfort 442.
Davy 221.
Daylesford 448.
Decline and Fall of the Roman Empire 172.
Degen Dauns, geweihter 316.
Degenfeld 8.
Deismus, indischer 416.
Dekhan 442.
Delaware 200.
Delawaren 210, 211, 214.
Delhi 415, 418, 429, 430, 450.
„Delices“ 78.
Delmenhorst 360.
Delor 220.
Demmin 280.
Demogeronten 553.
Demokratie, Evangelium der 162.
De Mora, Marquis 129.
Denbigh, Lord 168.
Dendremonde 28.
Denis, Madame 68, 72, 132.
Denkmünze auf Orlow 634.
Denkmünzen, russ. 632, 634.
„Denkwürdigkeiten des Socrates“ 216.
Derby 27, 28.
Derendeli, Großvezier 642.
Dervicotta 432.
Desiderada 408.
Dessauer, der alte (Leopold I. von Dessau) 38—41.
Dessau, Erbprinz von, Leopold II. 9, 38.
— Moriz von 255.
Destouches-Canon 118.
Dettingen, Schlacht bei 4, 22, 66, 149, 322, 402, 442.
Deutsche in Polen 485.
Deutschland 262.
Deutschritter 474, 478.
Deville 299, 304.
Devonshire, Herzogin von 170.
„Dichtkunst der Hebräer, über die heilige“ von Lowth 174.
Diderot, Denis 67, 109, 110, 121, 124, 125, 142, 158, 167, 178, 389, 462, 466.
Dieskau 88, 222, 224.
Dimsdal, Dr. 460.
Dingolfing 275.
Dippoldswalde 247, 380.
Directorium in politicis et cameralibus 87.
Discours sur l'inégalité 160.
Dissidenten in Polen 503, 509, 520-524, 526, 529, 530, 534, 536, 537, 560, 567, 585, 618.
Dmitri 459.
Dnjepr 6 0.
Dnjestr 600.
Döbeln 380.
„Doctor Akakia“ 70.
Dohm 636.
Dohna 9, 304, 327.
Döhnhof 499.
Dolgoruki 623, 632.
Dom in Berlin 75.
Domingo 339, 340.
Dominica 368.
Domstadt 308.
Donaufürstenthümer 605, 622.
Don gratuit 107.
Donnersmark, Graf Henkel v. 546.
„Don Quixote“ 183.
„Dorf, das verlassene“ von Goldsmith 182.
Doria, Marquis 57.
Dortmund 365.
Dragignan 51.

Draper, William 407.
Dresden 10, 40—42, 247, 248, 252, 257—259, 263, 271, 278, 287, 306, 309, 330—334, 345, 361, 380, 398, 492, 511, 527.
— Friede zu 43.
Drewitsch, Major 544.
Drusen 645.
Dschehan, Schah 426.
Dschehandar-Schah 429.
Dschehangir 425, 426.
Dschelaleddin 418.
Dschengischan 626.
Dschidda 644.
Dschinsura 437.
Dschnyani Kabir 416.
Dschunda-Sahib 433—435.
Du Barry 570.
Düben 350.
Dublin 180, 184.
Dubois, Cardinal 104, 127.
Duclos 288.
Du Deffand, Madame, Marquise 125, 128, 129, 173.
Duell 404.
Duelle unter Maria Thereſia 90.
Dugdale 564.
Dumouriez, Oberſt 568 bis 570.
Dumuy 354.
Dunbar 24.
Dünkirchen 25, 56, 58, 267, 320, 368, 409.
Dupleix, Joſeph Franz 430, 432, 433, 435, 436, 442.
„Dupleix-Fatihabad“ 435.
Duquesne, Fort 214, 221, 222, 310.
Durand 470.
Duren, Buchhändler 72.
Düſſeldorf 262, 295—297, 325.
Duval 92.
Dyherrn 253.
Dynamit 119.
Dzierzanowski 621.

E.

Edinburg 24, 181.
Edwin Charlotte, Lady 169.
Eheleben in England 168.
— geſetze, polniſche 537.
Eger 271, 361.
Eigenthum nach Rouſſeau 161.
Einheit d. Menſchengeſchleches 146.
Einſiedl 12.
Eiſenach 355.
Eiſenmänner 408.
Eisleben 95.
Elbing 304.
Elbingerode 17.
Elektriſiermaſchine 220.
„Elegie auf einem Dorfkirchhofe“ von Gray 188.
Eliſabeth, Mutter Ludwigs v. Ungarn 474.
— von England 498.
— von Parma 281.
— Petrowna von Rußland und Friedrich II. 2, 38, 57, 238, 257, 262, 264.
— — im ſiebenjährigen Kriege 264 f., 298, 313, 326, 331 f., 342 f., 374.
— — und Katharina II. 384, 460, 471.
— — und Macejewič 458.
— — und die Juden 541.
— — und die Türkei 555.
— — und die Koſaken 639.
— — und Voltaire 141.
Ellora 433.
Elphinſtone 563—565.
Elſaß 6, 7, 10, 283.
Emden 80, 81.
Emdener Handelsgeſellſchaft 78.
Emigrations-Patent 99.
„Emil oder über die Erziehung“ v. Rouſſeau 163, 167.
Emmerich 296.
Encyklopädie 113, 115, 462.
England 7, 9, 20, 43, 57, 126, 168, 192, 221, 226, 228—230, 233—236, 238, 240—242, 296, 311, 319, 320, 324, 373, 378, 408, 430, 486, 561, 567, 590, 598, 613, 621, 630, vgl. Georg I. bis III. von England.
Engländer in Oſtindien 414 bis 453.
Enſenada 231, 335.
Eperies 568.
Ephraim 314.
„Ephraimiten“ 314.
Epinay, Madame d' 130, 143, 166.
Erbfolgekrieg, öſterreich. 1—59, 234.
Erdbeben 1755, 225.
Erfurt 43, 287.
„Erkenntnisvermögen, über das menſchliche“ v. Locke 124.
Ermeland 602, 603, 617.
Erneſti 142.
„Erſparungsgeſetz“ nach Maupertuis 68.
Erzerum 558.
Eſpinaſſe, Clara Franciſca 129.
d'Eſtrées, Marſchall 143, 262, 281 f., 399 f.
d'Etioles, Madame 16, 108.
„Esprit, de l'“ von Helvetius 124.
„Essay sur le mérite et la vertu“ v. Diderot 110.
Eſſex, Graf 499.
Eſterhazy 33, 239, 265, 271, 280, 339, 359.
Eſtremadura 404.
Etikette 105.
Eugen, Prinz 49, 99.
— von Wirtemberg 349.
Euler 74.
„Evelina“ von Burney 179.
Exilles 45.
Eyre Coote 442.

F.

Fahne, die heilige 558.
Fairfax, Lord 213.
Faiſi, Dichter 425.
Falkenſkiold 545, 546.
Falkenſtein, Graf von 588.
Falkirk 28.
„Familienvater“ von Diderot 117.
Familienvertrag, bourboniſcher 44, 368, 400.
Fanarioten 553.
Farinelli, Caſtrat 231, 336.
„Fathom Ferdinand“ von Smollet 182.
Faulhaber Andreas 316, 344.
Favorita, Luſtſchloß 92.
Fénélon 148.
Ferdinand IV., König von Neapel-Sicilien 336, 563,
— VI. von Spanien 47, 231. 335, 336.
— Prinz, Bruder Friedr. II. 255.
— von Braunſchweig 247, 294—296, 299, 313, 319, 325, 326, 334, 343, 354, 364, 365, 399, 402.
Ferghana 414.
Fermor, General 280, 298, 304—306, 327, 331.
Ferney 78, 133, 138.
Ferochſir 429, 437.
Feuerlehre 421.

Fielding Henry 178.
„Fiesco“ von Helvetius 124.
Finale 44, 48, 58.
Finanzen unter Ludwig XV. 107.
Findelhaus in Moskau 460.
Fingal, König 186.
Fink, General 328—330, 333, 334.
Finkenstein, Minister 341.
Finnow-Canal 78.
Firmian, Leopold Freiherr v., Erzbischof 95, 96, 98, 99, 103.
Fitz James 15.
Flandern 25, 54, 235.
— Grafschaft 238.
Flavacourt, Madame de 15.
Flemming 243, 506.
Fleury 4.
Florenz 93.
Florida 196, 409.
Flotte, Ende der franz. 321.
— engl. 280.
— russ. 377, 560, 563.
— türk. 563, 565.
Flugmaschine Rousseaus 158.
Fohlenbrücke, Galopp an der 24.
Fokschan 623.
Folter 141, 336.
Fontainebleau 105.
Fontenelle 127.
Fontenoy, Schlacht bei 21, 23, 34, 67, 322, 442.
Foote 184.
Forbes 310.
Fouqué, de la Motte 316, 327, 331, 332, 344, 345.
Fox 170.
Francis, Philipp 451.
Frankreich 2, 4—6, 35, 43, 53, 108, 192, 211, 226, 228, 229, 233—236, 240, 241, 246, 259, 262, 264, 267, 296, 324, 339, 430, 486, 520, 555, 598, 605, 611, 621, 631, vgl. Ludwig XIV. und XV.
Frankfurt a. M, 34, 68, 71, 325.
— a. d. Oder 329, 331.
Frankfurter Union 5, 7.
Franklin, Benjamin 208, 216, 222, 223.
— Josiah 216.
Franz I., Kaiser 36, 43, 58, 82, 92, 142, 268, 302, 575, 577, 579. 580, 583.
Franz Joseph, Jesuit 92.
— von Braunschweig 308.
Franz Stephan von Lothringen, sieh Franz I., Kaiser.
Franzosen 299.
— in Ostindien 414—453.
Freiberg 334. 380, 398.
Freiburg im Breisgau 10, 13, 14, 67.
— in der Schweiz 31.
Fréron 65.
Fresnay 127.
Freytag, Gerichtsrath 72.
Friaul 608.
Friedberg 354, 400.
Friede von Aachen 192, 211, 228, 230, 233, 235, 240, 312, 336, 337, 432.
— von Belgrad 57, 546.
— zu Berlin 412.
— von Breda 200.
— zu Breslau 2, 34, 86, 378.
— von Carlowitz 628.
— zu Dresden 43, 192, 229, 378.
— zu Füßen 19.
— in Hamburg 378.
— zu Hubertsburg 410, 411 bis 413, 583.
— zu Kutschuk-Kainardschi 626, 628, 629, 646.
— von Oliva 567.
— zu Paris 443.
— am Pruth 626.
— zwischen Rußland und Preußen 378.
— von Utrecht 221, 226, 267, 339, 367.
— westfälischer 43, 262, 267, 270, 369, 412.
Friedensjahre 1748—1756 60 ff.
Friedens-Verhandlungen zu Ryswick 341.
Friedland 12, 271, 308.
Friedrich I. von Preußen 491.
— II. im zweiten schlesischen Kriege 1 ff., 9, 12, 17 bis 19, 33 f., 37, 39, 40, 43.
— II. im siebenjährig. Kriege 192, 229, 236 f., 241, 243, 244, 247, 250 ff., 257 f., 263, 264. 268 bis 274, 278—283, 287—290, 292, 294 f., 297, 299 f., 303 f., 307, 325 f., 327 ff., 332 f., 341 f., 344, 348 f., 350—354, 359, 363 f., 373, 377 f., 380, 398, 408, 410—413.
— II. u. Polen 490 ff., 497, 498, 502, 504, 510 f., 520 f., 522, 524, 598, 600 bis 608, 610 ff.
Friedrich II. und Joseph II. 230, 577, 583 f., 588 bis 596, 599.
— II. und Elisabeth v. Rußland 57.
— II. und Katharina II. von Rußland 2, 262, 397, 463.
— II. und Voltaire 5, 61 bis 73, 132.
— II. und Rousseau 167.
— II. und d'Alembert 120.
— II. und Diderot 117.
— II. und Laudon 301, 302.
— II. und Bute 372 f.
— II. u. die Pompadour 232.
— II. und die Chateauroux 242.
— II. u. Helvetius 125, 126.
— II. u. die Jakobiten 30.
— II. und Moriz von Sachsen 52.
— II. und der Reichstag 268.
— II. und die Kaiserwahl 17, 36 f., 45.
— II. und die Griechen 561.
— II. und die deutsche Literatur 61, 94.
— II. als Urkundenfälscher 316—318.
— II. und seine innere Regierung 60, 314.
— II., seine Lebensweise 61.
— II., seine Reformen 77 f.
— II. hat Selbstmordgedanken 285.
— II., Verschiedenes 103, 123, 313, 325 f., 337, 371, 377, 383, 559, 594.
— III. von Dänemark 52.
— V. v. Dänemark 283, 397.
— IV., Herzog von Holstein-Gottorp u. Schleswig 382.
— August I. v. Sachsen 505, 506.
— Christian v. Sachsen 503, 506.
— von Schweden 100.
— von Wales, Sohn Georgs I. 371.
— Wilhelm I. von Preußen 78, 79, 100, 102, 492.
— Wilhelm I. und die Salzburger Evangelischen 99.
— Wilhelm von Brandenburg 491.
Friesen, Graf von 142.
Friesland 54.
Fritsch 410, 411.

Fritzlar 354.
Frohndienst 405.
Fronde 106.
Fulda 325.
Fundy, Bai von 221.
Furnes 6, 56, 267.
Fürstengericht der Sikhs 428.
Fürth 270.
Futak 287.

G.

Gabel 40, 278.
Gages 44, 45, 47.
Gaime, Abbé 154.
Galata 547, 628.
Galiläa 644.
Galissonière La 226 f.
Galitzin 501, 558, 587, 610, 641.
Galizien 612, 630.
Gambia 309.
Gaming 306.
Ganeagaono 204.
Garampi, Nuntius 617.
Gardiner, Oberst 25.
Garrick 182, 184.
Gatschina 634.
Gaugericht der Sikhs 428.
Gaza 645.
Gebärhaus in Moskau 460.
Gebhardt 318.
Gedimin, Fürst 499.
Geislingen 269.
„Geist der Gesetze" von Montesquieu 127.
Geistlichkeit, sieh Clerus.
Geldern 54, 262, 281, 408.
Gellert 178, 308.
General assembly 194.
General-Conföderation 526.
— von Litthauen 528.
— zu Radom 529.
Generalstaaten 34, 53, 81.
Genf 73, 133, 167, 402.
Gennadius 549.
Gendarmerie in der Türkei 554.
Gent 28.
Genua 44, 45, 48, 49, 51, 56—59.
Geoffrin 128, 129, 172, 386.
Geographie, türkische 561.
Georg I. von England 168, 366.
— II. von England 25, 28, 29, 34, 54, 56, 168, 196, 225, 226, 228—230, 236, 238, 281, 283, 293—295, 311, 326, 355, 356, 403.
Georg III. von England 31, 168, 218, 355—357, 371 bis 373, 409.
— von Hessen-Darmstadt 577.
— Ludwig v. Holstein-Gottorp 379, 397.
Georgien 196, 566, 624, 628.
Georgsee 310.
Georgsfort 442.
Geriah 444.
Geronten 553.
„Geschichte Amerikas" von Robertson 170.
„— der Veränderungen des Protestantismus" von Bossuet 171.
„— des Joseph Andrews" von Fielding 179.
„— des Sesostris" von Gibbon 171.
„— Englands" von Hume 188.
„— Karls V." von Robertson 170.
„— von Schottland währ. der Regierung Maria Stuarts und König Jakobs VI." von Robertson 170.
„Gesetz, das natürliche" von Voltaire 63.
Gesetzbuch Friedrichs II. 377.
— für Russland 376, 462, 465
— für Virginien 193.
„Gesellschaftssystem, das" von Holbach 123.
„Gesellschaftsvertrag, der" von Rousseau 162.
Gewehrfabrik in Potsdam 75.
Gewerbe in Polen 486.
Gex 73.
Gfrörer 77, 284.
Ghasi Hassan 643—648.
Ghasna 418.
Ghika Gregor, Hospodar 560, 631.
Ghoriden, Dynastie der 416.
Gianni 647.
Gibbon Eduard 171, 173.
Gibraltar 53, 192, 227, 293, 320, 370, 406.
Gießen 35.
Gillibert 518.
Giurgewo 560, 565, 622.
Glasgow 28.
Glasharmonica 220.
Glatz 1, 12, 19, 37, 43, 58, 70, 239, 247, 264, 266, 267, 312, 342, 344, 354, 359, 360, 361, 408, 410, 411, 608 f.
Glauben der Indianer 209.
„Glaubensbekenntnis des Vicars von Savoyen" von Rousseau 164.
Glenat 113.
Glist 214.
Glogau 271, 289, 326, 331, 346.
Glover 188.
„Glück, über das" von Helvetius 126.
Gnesen 505.
Goa 424.
Göcking 103.
Godeheu 436.
Godunow, Boris 466, 641.
Goethe 123, 175, 183.
Goëß, Benedict de 424.
— Graf 270.
Gohlau 290.
Goldapp 102
Goldenes Vlies 53.
Goldsch-Jenikau 275.
Goldsmith Oliver 180, 182, 184.
Golowin, Iwan 637.
Goltz, von 344, 349, 378.
Gorani 49.
Gorea 367, 368, 408.
Görlitz 338.
Gorre, Insel 309.
Görres 175.
Görz, Erzbisthum in 88.
Gospich 302.
Gotha 287, 335.
— Herzogin von 71.
Gottesurtheil bei den Sikhs 428.
Göttingen 297, 355, 365, 400.
Gottsched 71, 92, 125, 142.
Grammont, Herzog von 22.
„Grandison" von Richardson 177.
Grange, de la 74.
Grassigny, Madame 125.
Graudenz 510.
Graun 75.
Gray 188
Graz 300
„Greaves Lancelot" v. Smollet 182.
Greifenberg am Bober 327.
Greigh 564.
Grenada 406, 408.
Grenadinen 408.
Grenville 371.
Grenzer, die 90.
Grenoble 127.
Grenzcordon 587.
Gretsyl 80.

Gribeauval 379, 398.
Griechen 549, 559, 561, 627, 648.
— Aufstand der 561 f.
— der Inseln 565, 627, 647.
Grimani 550.
Grimm 117, 121, 125, 142, 462, 633.
Grodno 478, 486, 518.
Gröningen 54.
Großbritannien 211.
Großdragoman 553.
Groß-Jägersdorf, Schlacht bei 280.
Großmogul 414 ff, 437, 445, 450
Großpolen 612, 617.
Grünne 38—40.
Grusien 560.
Guadelupe 321, 367, 408, 409.
Guasco 361, 398.
Guastalla 58, 235, 328, 242, 267, 312, 338.
Guben 39, 331, 350.
Guebern 419.
Guengwehono 204.
Gumbinnen 102.
Gummihandel 309.
Guru-Gowinda 427, 428.
Gurumata 427.
Gustav III., König v. Schweden 141.
Guyenne 55.
Guyon, Madame 189.

H.

Haag 341.
Haake, General 40.
Habeas-Corpus-Acte 27.
Habsburg-Lothringen 338.
Hackert 565.
Hadik, Andreas von 287, 309, 327, 329, 330, 335, 380, 398, 611.
Hadrian und Joseph II. 581.
Halberstadt 266.
Hales 144.
Halifax 212, 310.
Halle 247, 266.
Haller 74.
Hamann 126.
Hamburg 282, 283.
Hameln 295, 399.
Hamilton Archibald, Lady 169.
Hamm 399.
Hammer 546, 561, 629.
Hanau 295.
Hanbury-Williams 92, 256, 386.
Handel der Griechen 649.
— russischer 628.
Händel 182, 185.
Handelsmonopole in Rußland 376.
Hannover 6, 7, 25, 82, 228, 236—238, 246, 262, 268, 270, 281, 283, 293, 319, 354, 355, 359, 360, 365, 366.
— Vertrag von 34.
Hansa, deutsche 82.
Har-Gowinda 427.
Harlinger Land 82.
Harrach, Graf 42.
Harrington 20.
Harsch 10, 309.
Harvard-Collegium 199.
— John 199.
Hassan-Bey 563—565.
Hassan Ghasi 643—648.
Hasselaer 57.
Hastenbek, Schlacht bei 252.
Hastings, Seekönig 448.
— Warren 448—453.
Haugwitz 86.
Hautefort, Marquis de 230.
Havanna 370, 406, 409.
Havre 320.
Hawke, Admiral 224, 293, 320
Hawley, General 28.
Haynes 198.
Hedwig von Polen 475, 476.
Hedwigskirche in Berlin 75.
Heerwesen, polnisches 487.
— russisches 377, 544.
— türkisches 643.
— vgl. Armee.
Heinrich IX., König von England 31.
— Prinz v. Preußen, Bruder Friedrichs II. 186, 279, 295, 299, 304, 306, 307, 327, 328, 330, 332, 344, 346, 349, 362, 364, 373, 380, 398, 590, 601 bis 603.
— Stuart, der jüngere Bruder Karls 25, 30, 31.
— von Valois-Polen 478.
— von York, sieh Heinrich Stuart 31.
Helfert 619.
„Heloise, die neue" von Rousseau 166.
Helvetius 121, 124, 172.
Hennersdorf 40.
„Henriade" 574.
Henrietta Maria von England (Henriette v. Maine) 198, 200.
Henze 68.
Herault de Sechelles 148.
Herder 406.
Herders „Geist der hebräischen Poesie" 175.
Herford 281.
„Hermione", Galione 407.
Herrnstadt 349.
Hertzberg, Minister 74, 248, 410 f.
— (Herzberg) Stadt 287.
Herzegowina 551.
Herzen 384, 388.
Hessen 226, 326, 343, 354, 359.
— -Darmstadt 268.
— -Kassel 5, 268, 282, 283.
Hetman 488.
Hetroff, Officier 396.
Heyden, General 350.
Heyne 74.
Hildburghausen 283, 287, 289.
— Prinz von 302.
— Wilhelm von 270.
Hildesheim 295.
Hindostan 414, 424.
Hindu 419, 426, 429, 452.
Hiob, Metropolit 552.
Hirsch Abraham 64.
„Histoire naturelle, générale et particulière" von Buffon 144.
Hochkirch Schlacht bei 307 f., 311, 312, 316.
Hochstetten 301, 302.
Hof 361.
Hofgericht, polnisches 479.
Hofkanzlei 87.
Hohenfriedberg, Schlacht zu 33.
„Höhle, die schwarze" 438, 439, 449.
Holbach, Baron 121, 172.
Holderneſſe 234.
Holland 54, 56, 101, 226, 229, 233, 241, 246, 320, 406, 430, 567, 630.
Holländer in Ostindien 437, 441.
Holstein 263, 338, 360, 378, 397.
— Georg Ludwig von 379, 397.
— -Gottorp 268.
Holwell 437, 438.
Holyrood 27.
Homer 175.

Honduras 370, 409.
Hooker 198.
Horodlo 476.
Hosameddin 563.
Hospital, Marquis de l' 264, 280.
Houdetot, Gräfin 130, 166.
Howe, Lord 222, 310.
Hoya 295.
Hubertsburg 350, 410.
Hudson 200.
Hudsonsbay 208.
Hugenotten 195, 208.
Hualy 439, 440.
Hülsen, General 327, 346, 349 f., 353.
Humaiun, Nasireddin Mohammed 415, 416.
Human, Stadt 542.
Hume 126, 167, 171, 172, 183.
Huntingdon, Lady 169.
— Grafen von 448.
Huronen 204, 214.
Husein 435.
Hussiten in Salzburg 95.
Hutchinson, Frau 197.
Hydra 648.

I.

Jaffa 644, 645.
Jagello 475.
Jagellonen 475, 485.
„Jahreszeiten" von Thomson 184.
„Jahrhundert Ludwigs XV." von Voltaire 63.
Janus 299, 344.
Jaizk 638, 639.
Jakob I. 193.
— II. 441.
— VIII. v. Schottland 25, 26.
Jakobiten 23, 26—28, 34, 52, 170, 356.
Jakutzk 459.
Jamaica 406.
Jamestown 193, 194.
Jan Begum 432.
Janicki 477.
Janitscharen 550, 554, 626, 642.
Jansenisten 119, 261.
Japan 407.
Jardin des Plantes 144, 148.
Jaroslaw 457.
Jarriges, Großkanzler 65.
Jasindschisade 623.
Jassy 560.
Jauer 362.
Ibrahim Lody 415.
Jean Paul 183.
Jenikale 623—626, 628, 629, 632, 642.
Jenner 460.
Jeremias, Patriarch 552.
Jersey 200.
Jerusalem 552, 628.
Jesuiten in Frankreich 108, 109, 167, 261.
— in Ostindien 424.
— in Polen 516, 518, 617.
— in Salzburg 96.
— und Friedrich II. 589.
Igelström, Oberst 534
Ignatius von Loyola 218.
Illinois 208.
Impey 449, 452.
Impfzwang in Rußland 460.
Indiahaus 444, 446.
Indien 414.
Industrie in Preußen 78.
— polnische 518.
Ingenieur-Akademie in Wien 90.
Ingenieurschulen 275.
Ingolstadt 17.
Innsbruck 579.
Innviertel 360.
Inquisition, spanische 336.
— in Rußland 375.
Inselgriechen 565, 627, 647.
Insterburg 102, 280.
Instructions-Landtage 482.
Integralrechnung 119.
„Interprétation de la Nature" von Diderot 112.
Invaliden unter Maria Theresia 90.
Invalidenhaus in Berlin 75
Inverneß 26.
Johann V. v. Portugal 231.
— Albrecht von Polen 477.
— Kasimir V. (II.) v. Polen 480, 490.
Johnson, Ben 179—182, 323, 324.
Joseph I., Kaiser 43, 81.
— II. als Erzherzog 98, 231, 312, 337, 359, 571—576.
— Kaiser, seine Wahl 229, 267, 410—412.
— als Mitregent 576—612, 630, 649.
— in der polnischen Frage 583—611.
— und Friedrich II. 588, 599.
Josephine von Bayern, Gem. Josephs II. 578.
Jowas 204.
Irrische Fälschungen 174.
Irland 321, 406.
Irokesen 204, 211.
Isabella von Parma, Infantin, Gemahlin Joseph. II. 312, 337, 359, 574 f.
Isakdsche 622
Isenburg, Prinz v. 297, 325.
Islam im Absterben 642.
— in Indien 416, 426 ff.
Isle de France 431.
Ismail 565, 627.
Ismailow, Hauptmann 390.
— Kammerdiener 392.
Istrien 608, 648.
Isthmus 646.
Italien 10, 45, 192, 241, 335, 337, 373.
Itzig 314.
Juden in Amerika 196.
— in Österreich 88.
— in Polen 485—487, 495, 521, 541.
— schlesische 569.
Jülich 410.
Jumonville 214.
Jussuf, Drusenfürst 644, 645.
Justiz, polnische 486.
Justizstelle, oberste, in Österreich 87.
Iwan III. (VI.) 387, 388, 395, 396, 500, 589.

K.

Kabardei 560.
Kabardeien, beide 600, 601, 606, 624, 633.
Kabul 414—416.
Kadi 553.
Kaffa 623.
Kaffee 127.
Kageneck, Graf von 13.
Kaghul 565.
Kaimakan 597.
Kairo 644.
Kaisermacht, deutsche 268.
Kaiserswerth 295.
Kalamata 562.
Kalkutta 437—439, 441, 443, 444, 449, 450, 451.
Kallimachos 477.
Kalmücken 633, 638.
Kamenskoi 626.
Kaminiec 488, 524, 532, 542, 543, 566, 568, 614.
Kampen, Kloster 355.
Kamran 416.
Kamtschatka 457.
Kamureddin 432.

Kandahar 416.
Kanth 344, 346.
Kanzlei, geheime, in Rußland 375.
Kaplan-Girai, Tatarenchan 565.
Karaffu 625.
Karr, Oberst 640.
Karl VI., Kaiser 81, 98, 100, 233, 234.
— VII., Kaiser 5, 17, 40, 60, 82, 578.
— I. von England 125, 198, 200.
— II. von England 27, 168, 195, 200, 216.
— III. von Spanien 335, 337 bis 339, 368, 563.
— IV. von Spanien 336, 578.
— IX. von Frankreich 195, 479.
— XII. von Schweden 382, 386, 515.
— Albert, sieh Kais. Karl VII.
— Alexander von Wirtemberg 60.
— Edzard 81.
— Emanuel von Savoyen 44 bis 46, 48 337.
— Eugen v. Wirtemberg 60.
— Gustav von Schweden 491.
— Stuart 23.
— Theodor, Kurfürst von der Pfalz 5, 72.
— von Holstein-Gottorp 382.
— von Kurland 506.
— von Lothringen 7, 8, 11, 12, 33, 37, 39—41, 46, 52, 272—274, 278, 289, 292.
— von Neapel 231.
— von Sachsen 498, 528.
— von Wirtemberg 269.
Karnatik 432, 433, 441.
Karolina, amerikanisch 195.
Karolyi 33.
Kartoffelbau in Rußland 461.
Kasankirche 390.
Kaschau 510.
Kaschmir 424.
Kasi Murad 561.
Kasimir III. der Große 474, 476, 485.
— IV. 474, 477, 482.
Kassel 100, 297, 354, 365, 366, 399.
Kataia 424, 425.
Katechismus, politischer 594.
Katharina I. 492.
Katharina II., ihr Charakter 383—388, 470—472, 515, 636, 638.
— als Großfürstin 3, 239, 265, 280, 298.
— als Kaiserin 391—397, 454—472, 498, 500 ff., 546, 577, 635, 639 f., 649.
— und die Polen 500—504, 506—513, 520—535, 539, 541, 544, 566, 597 f., 600 bis 602, 605, 607, 612 f., 615, 618, 632.
— und die Türkei 549, 555, 559 f., 565, 600 ff., 604, 623, 631—633, 648.
— und die Griechen 549, 555, 559 f.
— und Friedrich II. 74, 262, 584, 595.
— und Paul I. 467—470.
— ihre Reformen 454—467.
— und Voltaire 141.
— und die Geoffrin 128.
— und Diderot 114, 117.
— und d'Alembert 120.
— und Buffon 148.
Katharinen-Orden 388.
Katholiken in Georgien 196.
— unter Friedrich II. 315 f.
Kattara, Schlacht bei 450.
Kaufmann Angelica 170.
Kaunitz als Gesandter 57, 59, 229—232.
— als Statskanzler 232, 270, 274, 289, 298 f., 301, 341, 359—368, 379, 492, 556, 558, 629 f.
— und das französisch-österr. Bündnis 232—235, 239 bis 243, 262, 267, 274.
— und Laudon 302 f., 342, 345, 348.
— und Friedrich II. 501, 585, 590, 592—598.
— und Joseph II. 581—587, 590.
— und die polnische Frage 502, 504, 507, 524, 586 f., 603—611, 614, 621.
Kay 327.
Kayserlingk, Graf 498, 500, 508, 509, 511, 514.
Keith William, Marschall 217, 241, 254, 257, 278, 287, 290, 302, 305, 307, 308, 338, 381.
Kena- oder Blut-Indianer 208.
Kerbela 435.
Kerim Geray 374, 557, 558.
Kertsch 623—626, 628, 629, 642.
Kesselsdorf 334.
— Schlacht bei 41.
Kiew 457, 475, 508, 524, 532, 534.
Kilburn 625.
Kilja 627.
Kinburn 624, 628, 629.
Kingston, Herzog von 148.
Kirche, russische 455.
Kirchengüter in Frankreich 108.
Kirchengut in Polen 537.
Kirchhaim 354.
Kittlitz 307.
Kleinburg 289.
Kleist 380, 398, 399.
„Kleopatra und Cäsar" von Graun 75.
Klephten 550, 554, 646 f.
Klinggräff 243, 244.
Klissow, Schlacht bei 382.
Klopp Onno 82.
Klopstock 94.
Klöster in Frankreich 108.
Kmete 496.
Knabe, sächs. Unterofficier 256.
Knabenzins 554.
Kniaznin 517.
Knobelsdorf 75.
Knock 267.
Knute 376.
Knyphausen 236, 242, 258.
Koch, Cabinets-Secretär 86.
Kodschabaschi 553.
Kohistan 416.
Kolberg 306, 350, 362, 364, 373.
Kolin 249, 274, 275.
— Schlacht bei 276, 279, 282, 361.
Kollontay 516.
Kolmar 133.
Kolmogori 397.
Köln 53, 96, 268, 270.
Kolokrotoni 646.
Komotau 273.
Konarski 516.
Kongfutse 139.
König, Mathematiker 68.
Königgrätz 6, 34, 303.
Königsberg 298, 304.
Königsegg 21.
Königthum, polnisches 473, 485, 487, 488, 490, 495, 512, 618.
Koninski, Georg 522, 524, 536.
Köpenik 349.
Köpeniker Thor 287.

Köprili 553.
Koppynski 516.
Korah 445, 450.
Koran 418, 428, 547.
Korbach 354.
Korczyn 476.
Korinth 647.
Koromandel 439.
Koron 562.
Korsak 616.
Kosaken 304, 479, 638, 639.
Kosel 38, 309, 354, 374.
Kosinski 620, 621.
Koslidsche 626.
Köslin 80.
Kossakowski 540.
Kowno 486.
Kozuchowski 530.
Krähen-Indianer 204.
Krakau 486, 490, 500, 511, 512, 515, 524, 526, 532, 534, 540, 542, 610, 617
Krasicki 516.
Krasinski Michael 524, 532, 535, 539, 540, 542, 568, 570, 614.
Krefeld, Schlacht bei 296.
Kreisämter in Österreich 88.
Kreta, sieh Candia.
Krieg der Jakobiten in England 23—29, 52.
— der siebenjährige 192 ff., 244—258, 268—366, 410 bis 413.
— englisch-franz. in Nordamerika 221 f., 226 f., 242, 367 f., 406 f.
— in Italien 1745 u. 1746 44.
— in Ostindien, sieh Großmogul, Engländer u. Franzosen in Ostindien.
— in Portugal 400.
— russisch-türk. 555, 586 f., 593, 622—631.
— zweiter schlesischer 1, 9—44.
Kriegsschule, polnische 517.
Krim 301, 557, 606, 607, 622, 623, 626, 628, 629, 648.
Kroaten bei Kunnersdorf 330.
— in Berlin 287.
Kromer 474.
Kronstadt 560.
Kulm 617.
Kulmer Recht 485.
Kunigunde von Sachsen 578.
Kunnersdorf 328.
— Schlacht bei 329, 332.
Kurfürsten-Collegium 268.
Kurland 360, 379, 479, 498, 500, 501, 504, 508, 595, 598, 603.
Kurmark 80.
Kurpfalz 53, 275.
Kurstimme, böhmische 2, 19.
Küstrin 272, 305.
Kutschuk-Kainardschi 626 bis 631.
Kuttenberg 275.
Kyaw 251.

L.

La Beaumelle 67, 68.
Labrador 203.
Lacretelle 103.
Lacy 307, 345—349, 353, 359, 361, 588, 597, 599, 603.
Lagos 320.
Laharpe 179.
Lahore 424.
Laing Malcolm 187.
Lakedämonier 647.
Lally, Tolendal Graf von 441 bis 443.
La Mettrie 66, 67.
Lancaster, Herzogin von 169.
Landarmenhaus in Kreuzberg in Schlesien 75.
Landboten, polnische 481.
Landbotenmarschall 482.
Landeck 275.
„Landgeistlicher von Savoyen" von Rousseau 154.
„Landprediger von Wakefield, der" von Goldsmith 181.
Landrecht, allgemeines in Preußen 80.
Landshut 303, 344.
Landtag zu Jamestown 194.
Landtage, polnische 482.
Landwirtschaft in Preußen 77.
Lang Matthias, Cardinal-Erzbischof 95.
Langensalza 355.
Languedoc 73.
Lapuchin 3.
Lärchner Johann 96.
Larja 565.
La Roche-Foucauld, Herzog von 14, 147.
La Rochelle 293.
Las Minas 48.
Lasser, Adam von 95.
Latrille 379.
Lausanne 73, 171—173.
Lausitz 9, 19, 41, 247, 278, 283, 304, 309, 335, 350.
Laveld, Schlacht bei 55.
Lawfeld, Schlacht bei 322.
Lawrence, Festung 212.
— Major 434.
Lazienki 517.
Le Breton 113.
Leibeigenschaft in Lippe 405.
— in Rußland 460, 461, 464.
— in der Ukraine 641.
Lehana 417.
Lehrbücher Goldsmiths 182.
Lehwald, General 41, 42, 263, 280, 299, 349.
Leibniz, Philosoph 68, 134.
Leihbank in Rußland 376.
Leipzig 10, 39, 247, 287, 309, 314, 332, 350.
Leipziger Vertrag 19.
Leitmeritz 6, 398
Lelewel 476, 488, 621.
Lemaitre 155.
Lemberg 457, 486, 612.
Lemnos 565.
Le Normand 16.
Leo X. 139.
Leopold I., Kaiser 81, 233.
Leopold II. 577, 579, 604.
Lepanto, Schlacht von 563.
Lessing 94, 178, 184, 185, 346.
Lestocq 375.
Lestwitz 289.
Letovien 475.
Leuthen Schlacht bei 269, 291 f.
Leutrum 47.
Levis 324.
Leyden 66, 178, 181.
— Universität 402.
Leydener Flasche 220.
Liberté, égalité 162.
„Liberty" von Thomson 186.
Liechtenstein 45, 47, 89, 314, 379.
— Haus 82.
Liegnitz 284.
— Schlacht bei 347.
Ligne, Fürst von 471, 495, 591, 593, 636, 649.
— Prinz von 462, 592.
Ligonier 56.
Lillo George 184.
Lincolnshire 197.
Linden, Major 329.
Lippe, Schaumburg- 405.
— Wilhelm Ernst Graf zu Schaumburg- 402, 403.
— la 405.
—-Bückeburg 283.
Lippstadt 365, 399.
Lissa 284, 292.
Lissabon 134.
„Lit de Justice" 259.
„Literar. Correspondenz" 143.

Literatur, indiſche 425.
Litthauen 101, 103, 238, 263, 386, 387, 475, 477, 478, 490, 491, 494, 500, 510, 515, 542.
Livland 238, 263, 491, 509, 617.
Llandaff, Biſchof von 168.
Lobkowitz 44, 402, 610.
Loboſitz, Schlacht bei 251.
„Loch, das ſchwarze“ 438.
Locke 114, 124, 163, 195.
Lockhart 190.
Lodomirien 612.
Lody, Dynaſtie der 415.
Lombardei 337.
London 25, 217, 236, 241, 402.
Londoner Subſidien-Vertrag 295.
Lorenzo 211, 322, 408.
Lorenzodoſen-Orden 184.
Loretoberg 13.
Loſſay 152.
Lothringen 589.
Louis, Fort 309.
Louisburg 310.
Louiſe, Madame, Tochter Ludwigs XV. 105.
— von Savoyen 47.
Louiſiana 203, 340, 367, 406, 409.
Loudon Gideon, General 299, 300—303, 307, 308, 328, 330, 331, 342, 344—350, 354, 359, 361—364, 379, 380, 398, 524, 588, 592.
Loudun 224.
Löwen, Univerſität 53.
Löwendal 52, 54, 55.
Lowth 174.
Lubienski, Alexander 505, 527.
Lublin 481, 486, 515.
Luc (Spottname Friedrichs) 335.
Luccheſi 291.
Lucie, Inſel 237.
Ludolf 563.
Ludwig XIV. 54, 103, 105, 106, 113, 126, 203, 368, 592, 649.
— und Katharina II. 471.
— ſein Charakter 14, 103 bis 109, 124, 127, 148, 220 f., 225 f., 238, 259—261.
— XV. im zweiten ſchleſiſchen Kriege 5—7, 13 ff., 16, 21 f., 34, 35, 42, 52 f.
— im ſiebenjährigen Kriege 235, 237, 240, 242, 245, 258, 275, 283, 286, 298, 311—313, 318, 370, 379, 408.
Ludwig XV. und die Kaiſerwahl im Jahre 1745 35 f.
— und Joſeph II. 312, 337, 359.
— und Italien 45, 46.
— und die polniſche Frage 497, 512, 561, 611.
— und die Jakobiten 23, 25, 30.
— und Voltaire 62.
— und ſeine Familie 105.
Ludwig von Braunſchweig 341.
— der Große von Ungarn 474—476.
Luiſe, Infantin 578.
Lukaski 621.
Lüneburg 294.
Luneville 93.
Lutheraner in Polen 503, 526.
Lutherthum 3.
Lutternberg 297, 400.
Luxemburg 235.
Lyon 73, 183, 157.

M.

Macanaz 53.
Macaulay 172, 174, 176, 186, 189, 356, 357, 445.
Macartney 507.
Macdonald Flora 30.
Macdonalds, die 23.
Macejewić, Arſenius 457.
Machault 107, 108, 260, 261, 441.
Mac-Namara 31.
Macpherſon James 174, 185, 158.
Madras 56, 407, 431, 432, 434, 438, 441, 442, 449.
Madrid 231, 336.
Magdeburg 38, 262, 266, 281, 294.
— Herzogthum 19.
Magdeburger Recht 485.
Mahé, de la Bourdonnais 431.
Mahmud, Sultan in Indien 415.
— V., Sultan von Conſtantinopel 546, 547.
Mahon, Lord, Geſchichtſchreiber 17, 27, 28, 227, 372.
Mahratten 431, 433, 435, 450.
Mähren 299, 304, 327.
Mähriſche Brüder 196.
Mailand 42, 45, 338.
Maillebois 19, 45, 47, 48, 50, 51.
Maina 646.
Maine in Amerika 198.
Mainoten 561—563, 647.
Maintenon, Madame 103.
Mainz 1, 268, 275, 399.
Majorca 192, 259.
Majunke 318.
Malabar 431.
Malachowski, Marſchall 510.
Malcolm 453.
Malebranche 117.
Malerſchule in Oſtindien 425.
— polniſche 517.
Malesherbes, Lamoignon de 114.
Mameluken 644.
Mancheſter 27.
Mandans 204.
Manhattan 200.
Manifeſt der Theilung Polens, 13. Januar 1773 S. 613.
— Friedrichs II. 9.
Manilla 370, 407.
Manitu 209, 210.
Mans 235.
Manſtein, General 66, 276, 278.
Mantua 46.
Maquire 345.
Marainville 276, 291.
Marat 163.
Marburg in Heſſen 325, 400.
Marek, Karmelitermönch 542.
Marguerite, Inſel 50.
Maria Antonia, eine Tochter Kaiſer Karls VII. 503 bis 505.
— Chriſtina 578.
— Galante 408.
— Joſepha von Sachſen 257.
— Leczinska 105, 108, 124.
— Magdalena Barbara von Braganza, Gemahlin Ferdinands VI. 231.
— Thereſia, Kaiſerin, charakteriſiert 575 f., 578, 590, 596.
— — im belgiſchen Kriege 51 bis 59.
— — im italieniſchen Kriege 44—51.
— — in der polniſchen Frage 497, 503 f., 507, 513, 524, 556, 585, 587, 599, 605 f., 608 f., 611.
— — im ruſſiſch-türkiſchen Kriege 556, 586 f., 599, 605 f., 609, 621, 630.
— — im zweiten ſchleſiſchen Kriege 2, 18 f., 33 ff., 48.

Maria Thereſia im ſiebenjährigen Kriege 192, 288 bis 234, 237, 240, 244 f., 258, 264—268, 272 f., 289 f., 297 f., 302, 308, 311 f., 326, 331 f., 334, 341 f., 348, 353, 359, 361, 380, 408, 410.
— — und die Geoffrin 128.
— — Infantin 47.
— — u. die Pompadour 242.
— — und Schleſien 1, 8, 19, 43, 57, 372, 556, 584.
— — und die Ungarn 8.
— — und Voltaire 4.
Maria Thereſias Reformen 60, 83—93, 581—588.
Maria-Thereſien-Orden 277, 306.
Maria von England 195.
— von Wirtemberg 469.
Mariagalante 367.
Marienburg 603, 617.
Marine, ſpaniſche 320.
Marishal, Lord 278, 309, 370.
Marlborough, Herzog von 311.
Marmontel 121, 127, 129.
Marſchall, Feldzeugm. 300.
Marſchall von Sachſen 237.
Marſchowitz 12.
Martini, Profeſſor 574.
Martinique 321, 367, 406 bis 409.
Mary Worthley Montagu, Gemahlin Butes 371.
Maryland 200.
Maſovien 515.
Maſſachuſetts 197, 199.
Massacre of Patna 444.
Maſſalski 495, 510.
Maſſaſoid 198.
Maſſillon 128.
Maſſin, Contre-Admiral 607.
Maſſon 509, 545, 546, 636, 638.
Maſtricht 52, 54, 58, 59.
Maſulipatam 433.
Mathura 424.
Matſchin 607.
Maupeou, Kanzler 142.
Maupertuis 65, 67, 68, 71, 74, 121, 132, 590.
Maurepas 14, 46, 107.
Mauriner 113.
Mauroceni 648.
Mauromichali 562.
Max Joſeph, Kurfürſt 19.
Mazen 333.
Meislaw, Palatinat 617.
Mecklenburg 314, 343, 397.
Mecklenburg, Herzog von 408.
— -Schwerin 268, 270.
Medaille „Mater castrorum“ 89.
— Tſchesme- 564.
Medem 558.
Medici 337.
Meineck 17.
Meißen 41, 345, 410.
Mekka 644.
Memel 102, 280.
„Memnon oder die menſchliche Weisheit“ von Voltaire 134.
Mendelsſohn-Bartholdy 405, 647.
Mennoniten 99.
Menſchenfang in Deutſchland 358.
Menſchenfreſſerei bei den Indianern 205.
„Menſchenverſtand, der geſunde“ von Holbach 123.
Menzel, Cabinetsſecretär 243.
Mercantil-Syſtem 78.
Mercy 513, 611.
Merian Johann Bernhard 74.
Merſeburg 287.
Meslier 123.
Mesnager 328, 343.
„Meſſiade“ 94.
Metz 258.
Methuen-Vertrag 400, 401.
Miamis 203.
Michaelis 74.
Michelſon, Oberſt 640, 641.
Mietau 500, 506.
Migazzi 231.
Militär-Akademie zu Wiener-Neuſtadt 89.
— -Waiſenhaus in Potsdam 75.
Milton 175.
Minden 295, 297, 325.
— Schlacht bei 326.
Mingrelien 628.
„Minna von Barnhelm“ 346.
Minorca 192, 226, 227, 267, 293, 366, 367, 369, 408.
Minsk 617.
Miontſchinski 540.
Miquelon 409.
Mir Dſchaffir 439, 441, 443, 444, 447, 449.
— Koſſim 443.
Mirotiz 11.
Mirkonds „Univerſalgeſchichte“ 546.
Mirowitſch 396, 397.
Mirzapha-Dſchung 432, 433.
Miſſiſſippi 211, 408, 409.
Miſſouris, Stamm der 204.
Mitchel, engl. Geſandter 72, 244, 264.
Mittelalter 173.
Mittelſchulen unter Maria Thereſia 90.
Mitylene 643, 645.
Mniczek, Gräfin 569 f.
— Marſchall 534.
Moaſim 429.
Modena 44, 45, 56—58, 410 412.
— Herzog von 48.
Modon 562.
Mohakonski 542.
Mohammed II. 549, 551.
— V., Sultan 642.
— Ali 434.
— -Bey 644, 645.
— Derwiſch 547.
— Emin, Großvezir 558, 568.
— -Schah 429.
Mohawk-Indianer 209.
Mohikaner 208.
Mohilew 522, 537.
Mönchthum, griechiſches 551.
Montenegro 561.
Mokranowski Andreas 510, 511.
Moldau 475, 558, 559, 566, 587, 593, 600, 601, 604, 606—609, 627, 631.
Moleſchott 112.
Molière 517.
Mollwitz, Schlacht bei 4.
Moncton 406.
Mondjahr 426.
Mondovi 45.
Mongir 444.
Mons 21, 267.
Montaigne 120, 462.
Montalembert 331.
Montazet 307, 353.
Montbard 220.
Montcalm, Marquis 226, 310, 321, 323.
Monteſpan 108.
Monteſquieu 124, 127, 150, 162, 172, 259, 463.
Montferrat 45.
Montmorency 166.
Montpellier 133, 158, 402.
Montreal 208, 322, 324.
Monzone, Graf 57.
Moore Eduard 184.
Morari Row 485.
Morbihan 320.
Mordaunt, General 293.
Morea 554, 561, 607, 608, 645, 647.

Morellet 121.
Moreoten 550.
Moriz, Prinz von Anhalt-Dessau 255, 273, 276, 278 f., 287, 293, 308.
— von Sachsen 21, 51, 52, 53, 54, 56, 58, 59, 142.
Mörs 281.
Moro, Fort 407.
Möser Justus 165.
Moskau 457, 460, 480, 552, 632, 634, 635, 640.
Mount-Vernon 215.
Mourion 73.
Moys 284.
Mscislaw 537.
Mulgrawe, Lord 226.
München 17, 270.
Münnich 301, 305, 375, 392, 555.
Munro, Major 444.
Münster 297, 365, 366, 399.
Münz- und Antikencabinet in Wien 92.
Munzingen 13.
Münzverschlechterung in der Türkei 643.
— unter Friedrich II. 314.
Murad III., Sultan 554.
— -Bey 644, 645.
Murray, John 621.
— Lord Georg 24.
Murschedabad 450.
Murschidabad 439, 440, 443, 449.
„Muses galantes, les“ von Rousseau 158.
Mustafa III., Sultan 338, 546, 553, 556, 564, 623, 625, 643.
Mustapha-Nagar 433.

N.

Nablus 644.
Nabob 429.
Nabob von Arcot 187, 431.
„Nabobs, die“ 447.
Nachod 247, 273.
„Nachtgedanken“ von Young 175, 185.
Nadasdy 284, 289, 291.
Nadir-Schah 546, 563, 635.
Nadoweſſier 204.
„Nal und Damajanti“ 425.
Namslau 33.
Namur 52.
Nanak 416, 418, 427.
Nanakas 418.
Nancy 341.
Nantes 23.
Napoleon I. 353, 365, 398.
— über den Finkenfang bei Maxen 334.
— üb. die Schlacht bei Leuthen 291.
— über die Schlacht bei Rossbach 288.
Naruszewicz 516.
Nassau 268.
Natalie Alexejewna 469.
Natchez 204.
National-Synode, poln. 513.
„Naturgeschichte“ Buffons 145.
„Naturmensch“ v. Voltaire 134.
Naturzustand nach Rousseau 161.
Navarin 562, 563.
Navigationsschule in Jakutzk 459.
Nawab 429.
Nazareth 644.
Nazir-Dschung 432.
Neapel 48, 58, 283, 335, 368.
Necker, Madame 130, 171.
Neger 193, 200.
Neipperg 302.
Neisse 300, 306, 309, 331, 346, 588.
Nesioten 565, 627, 647.
Nesmin Efendi 558.
Neu-Amsterdam 200
Neu-Belgien 200.
Neu-England 193, 197, 199.
Neufchatel 167, 285.
Neu-Frankreich 203.
Neufundland 367, 370, 409.
Neukirch 292.
Neuport 23.
Neu-Schottland 221.
Neustadt in Mähren 591, 597.
Neuwied, Graf von 285.
Newcastle, Minister 179, 340.
Newhampshire 198.
Newhaven 198 f.
New-Jersey 200.
New-Orleans 408.
Newton 144.
New-York 200, 212, 217, 222.
Niagara 221, 222.
— Festung 322.
Niederlande 266, 275 vergl. Holland.
— österreich. 6, 10, 237, 240, 242, 258, 267, 281, 312.
Niedersachsen 236.
Niemcewicz 517.
Nieswiesch 501.
Nieuport 266, 318, 409.
Nikolaus, Kaiser 465.
Nikomedien 643.
Nippern 290.
Nisard 115, 146, 148.
Nivernois, Herzog von 237.
Nizam-ul-Mulk 432.
Nizza 45, 48, 51, 53.
Noailles 7.
Nordamerika 211, 309, 319, 324, 414, 524.
Nordamerikaner 448.
Nordamerikas Colonien 193.
Nordheim 297.
Nordlicht 221.
North, Lord 168, 173, 451.
Nostitz 291.
Nowgorod 456.
Nugent 584, 586.
Numismatik 93.
Nummers 535.
Nundawaono 204.
Nunkomar 450–452.
Nürnberg 41, 325.

O.

Oberg 297.
Oberkirch, Baronin 469.
Obreskow 555, 556, 597, 623 bis 625.
Ochocki 495.
Oczakow (Otschakow) 301, 598, 626.
„Ode an den Genfer See“ von Voltaire 140.
Odonell 352, 361.
O'dunn 401.
Odyſſeus 646.
Oginski, Michael 516, 517.
Oglethorpe Jakob 196.
Ohio-Gesellschaft 214.
Ohiothal 212, 221, 310.
Ökonomiebauern 456.
Ökonomie-Collegium 455.
Ökonomisten 104.
Oldenburg 360.
Olmütz 89, 299, 300, 303, 311.
Omer Schech 414.
Omichund 440, 447.
Oneida 204.
Onondoga (Onandaga) 204, 210.
Ontario 322, 324.
Opernhaus in Berlin 75.
Opium 548.
Orangsib 426, 428.
Oranien, Fort 200.
Oranienbaum 390, 391, 392.
Orden, indische 422.
O'Reilly 409.
Orenburg 640.

Oriflamme Franz' I. 53.
Oriſſa 437, 440, 442.
Orleans, Herzog v. 106, 127. 282.
Orléans le dévot 106.
Orlow 455, 499, 568.
— Alexei, Balafré 390, 393, 394, 561–565, 623, 632, 634.
— Feodor 562.
— Gregor 389, 393, 396, 498, 519, 544, 623, 634.
— Waladomir 390.
Orlows Manifeſt 559.
Orry, Finanzminiſter 55, 106.
Oriza 537.
Oſagen 204.
Oſiński 517.
Osman 644.
— II., Sultan 546, 547.
— III. 374.
— -Efendi 623, 624.
Osnabrück 297.
Oſper 326.
Oſtende 28, 266, 313.
Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft 234.
Oſſian oder Oiſin 186.
„Oſſian" v. Macpherſon 185.
Öſterreich 1, 2, 57, 228, 233 bis 235, 241—243, 246, 258, 268, 360, 490, 492, 497, 520, 601, 603, 605, 607, 608, 610, 630, vgl. Maria Thereſia, Franz I., Joſeph II.
— Haus, 5, 6.
— und Preußen 192, 584, 585, 594, 598.
Oſtfriesland 78, 80, 82.
Oſtindien 293, 309, 361, 408, 414.
Oſtindiſche Compagnie 187, 431, 434, 443, 447, 449.
Oſtpreußen 101.
Oſtrog 494.
Oſtrowski 616.
O'Sullivan 29.
Otoes 204.
Otſchakow (Oczakow) 301, 598, 626.
Oudenarde 23.
Oudhe 444, 445, 450, 451.
Oule 45.

P.

Pacta conventa von Kaſchau 474.
— — v. Jahre 1573 S. 478.
Pacte de famille 368.
Paderborn 297.
Padua 181.
Pagerie in Wien 581.
Pahal 427.
Palatin von Kulm 510.
Palffy 8.
„Pamela" von Richardſon 177.
Pan Soplica 495.
Panagia 550.
Panajotaki Nikuſios 553.
Panama 370, 406.
Panduren 33.
Panduren-Trenck 90.
Panin 306, 389, 392, 395, 454, 455, 467—470, 498, 501, 520, 525, 529, 543, 565, 568, 607, 610–612, 615, 634, 635.
Panipat, Schlacht bei 415.
Paoli 5, 86.
Paradies der Indianer 209.
Pardubitz 12.
Parhamer Ignaz 90.
Parma 45, 46, 57, 58, 235, 238, 242, 267, 312, 337, 338, 368.
Paris 14, 126, 131, 156 bis 158, 172, 230, 275, 325, 408.
Parlament, das lange 197.
— engliſches 27, 201, 319, 356, 372.
— engl. und Amerika 223.
— in Frankreich 107, 142.
— in Paris 167.
— in Toulouſe 134.
— zu Horodlo 476.
Parlamente in Frankreich 259.
Parſi 421.
Pascal 110, 119, 172.
Paſewalk 280.
Paſſek, Lieutenant 390.
Patanen 433.
Patna 430, 444.
— Gemetzel zu 444.
Patras 562.
Patriarchen, ökumeniſche 551.
— von Moskau 552.
Patrioten, polniſche 567.
Paul I., Kaiſer 120, 387 f., 394, 467, 469.
Paulmy 512.
Pavia 45.
Pawnies 204.
Pechlin 338.
Peene 280.
Peenemünde 280.
Pegih-Sagat 210.
Peloponnes 553, 563.
Pendſchab 414, 416, 424.
Pendarvis, Frau 169.
Penn William 200, 202.
„Pensées philosophiques" von Diderot 110.
Pennſylvanien 200, 212, 217, 223.
Percy Thomas 175.
Perekop 301, 623.
Peronne 53.
Perſien 378, 641.
Perth 24.
— Herzog von 24.
Peruſſeau 14, 15.
Pescara, Marcheſe 49.
Peſchawer 418.
Peſt in Moskau 634.
Peſtalozzi 163.
Peter I., der Große 360, 375, 384, 388, 455, 465, 466, 471, 491, 541, 552, 555, 559, 639, 649.
— III. 2, 3, 262, 263, 265, 279, 298, 338, 362, 374 bis 379, 381, 382, 384, 387–390, 392—395, 397, 454, 455, 458, 467, 497, 498, 514, 521, 590, 594, 635, 638–640.
Peterhof 390.
Petersburg 117, 220, 375.
Peters-Inſel im Bieler See 167.
Peterswalde 273.
Petrikau 477, 501.
Pettkanin 278.
Pezzl Johann 317, 580.
Pfaffenhofen 19.
Pfalz 96, 266–268, 270, 360, 410.
Pfalz-Zweibrücken 268.
— Prinz von 299.
Pfauenthron 429.
Pforte 8, 229, 241, 621.
— des Fanar 553.
Philadelphia 201, 215, 217, 219.
Philipp V. von Spanien 47, 231.
— von Parma 42, 44–47, 49, 53, 57, 58, 235, 238, 242, 267, 336, 337, 369.
Philippine, Fort 53.
Philippinen 406, 407, 409.
Philippsburg 73.
Philoſophen, franz. 104, 130.
Piacenza 52, 57, 58, 235, 238, 242, 267, 312, 337, 338, 369.
— Schlacht bei 47.

Piaristen in Polen 516.
Piaseczno 511.
Piasten 475, 476, 506.
Piccolomini 271.
Pichler Karoline 572, 573.
„Pickle Peregrin" von Smollet 182.
Piemont 45.
Pietro d'Arena 48.
Pigneiro Emanuel 424.
Pillkallen 102.
Pilsen 11.
Pirna 10, 40, 42, 247, 248, 250, 252, 258, 306.
Pisa 73, 561.
Pitt, Minister 93, 169, 281, 293, 309, 310, 319, 321, 324, 340, 342, 355, 356, 358, 359, 361, 366–368, 370, 406, 507, 409, 447, 453.
Pittsburg 310.
Planian 276.
Plassey, Baron von 441.
— Schlacht bei 440.
Plauen'scher Canal 78.
Plombières 70.
Plotho, F. v., 270.
Plutarch 151, 216.
— von Amyot 462.
Plymouth, amerikanisch 193, 197—199.
Pocahontas 194.
Pockenhäuser in Russland 460.
Poczobutt 516.
Podewils, Graf 10, 39, 247, 571, 572.
Podkomorzy 540.
Podolien 475, 488, 499, 539, 558, 617.
Podoski, Gabriel 527, 528, 538, 543.
Pohatan, Kaiser 194.
Poisson 15, 104.
Polens innere Verhältnisse 473—497, 515—544, 559, 566—571.
— Wahlstreit 497—514.
— Theilung 473 f., 491, 492, 504, 583, 585, 587, 589, 600—608, 610—621, 633.
Polk 639.
Polkownik 639.
Polnisch-Preußen 602, 612.
Polock 617.
Pombal 88, 225, 400.
Pomesanien 95.
Pomerellen 474, 603, 617.
Pommern 78, 80, 270, 350, 364, 378, 381, 392, 474.
Pompadour, Marquise 15, 51, 53, 62, 103, 104, 106 bis 108, 226, 230—234, 238, 240, 242, 259 bis 261, 285, 298, 311, 320, 503.
Ponce de Leon 196.
Pondichery 408, 430–433, 442, 443.
Poniatowski, Stanislaus, August 128, 386 387, 486 f., 495, 498—502, 502, 507, 508, 512—514, 520, 522—524, 526—528, 530, 532, 535, 539, 543, 544, 557, 566 ff., 569, 586 f., 597, 598, 613, 615, 616, 620.
Poniatowskis Bildung 515.
Poninski 615, 616, 619, 620.
Pont-à-Mousson, Jesuiten-Collegium zu 93.
Pope 177, 188.
Port Mahon 53.
Portugal 225, 369, 400, 409, 430.
— und England 401.
Posa, Marquis 164.
Posen 327, 486, 542, 620.
Potemkin 469, 635, 638, 648.
Potocki, Franz 540, 570.
— Joachim 538.
Potsdam 62, 75, 350.
Prag 7, 10, 41, 89, 271, 273, 274, 278, 302.
Pragmatische Sanction 19, 58, 100, 240.
Präliminarien von Fontainebleau 404, 408.
Prämbel Veit 96.
Prater 581.
Preobraschenskische Garden 390.
Presbyterianer 216.
Pressburg, Landtag zu 83.
Pressfreiheit 140.
Preston-Pans 55.
Pretsch 247.
Prevesa 646.
Preußen 35, 53, 100, 101. 228—230, 234—236, 242, 258, 262, 266, 268, 271, 296, 358, 360, 361, 373, 490, 491, 497, 520, 608, vgl. Friedrich II.
— polnische Provinz 510.
— und Türkei 546.
— vom deutschen Reiche getrennt 82.
Preußisch-Polen 497, 585.
Prideaux 321.
Prinz-Eduards-Insel 310.
„Privatleben des Königs von Preußen" von Voltaire 72.
Procuratoren in Preußen 79.
Proestoi 553.
Prokesch-Osten 551.
„Promenade d'un Sceptique, la" v. Diderot 110.
Protest der Polen 612.
Protestanten aus Salzburg 196.
— in Österreich 88.
— in Ungarn 8.
Protestantismus in Deutschland 269.
Provence 50.
Providence-Ansiedlungen 198.
„Pucelle" v. Voltaire 73, 133.
Pugatschew 634, 638, 639, 640, 641.
Pulawski, Josef 540.
— Kasimir 540, 541, 542, 570, 612, 620, 621.
Puranas 428.
Puritaner 195, 198.
Puysieux, Madame de 110, 112.
— Marquis de 56.

Q.

Quadrupel-Allianz vom Jahre 1745 18
Quäker 200, 201.
— in Amerika 195, 199.
Quebek 203, 212, 222, 321, 322. 324.
— Schlacht bei 323.
Queenesbury, Herzogin von 169.
Quesnay 104.
Quinault, Schauspielerin 130.
Quintilian von Edinburg 175.

R.

Rabelais 462.
Racine 462, 517.
Radic 11.
Radom 529.
— Schlacht bei 544.
Radscha 429.
Radschah-Sahib 435.
Radschamundri 433.
Radziwill, Karl 494, 500, 501, 510—512, 527, 528, 530, 532, 584, 542, 620.
Raghib Pascha, Großvezir 546 bis 548.
Ragnitt 102.
Rakoczy 491.
Raleigh 193.

„Rameaus Neffe" von Diderot 117.
Ramsay de 323
„Random Roderich" von Smollet 182.
Raskolniks 541, 638.
Rasumowski, Graf 393, 639.
Rath, permanenter in Polen 618.
Räuberunwesen in England 168.
Raucoux, Schlacht bei 52.
Ravaillac 261.
Raynal 121, 490.
— Abbé 143.
Realschulen 90.
Reaver, Miß 219.
Recht, historisches 576.
Rechtspflege unter Friedrich II. 79.
Reformation in Salzburg 95.
Reformatoren nach Voltaire. 139.
Reformen Peters III. 376 f.
Reformierte in Polen 508.
Regensburg 95.
Regulierungsacte 451.
Reichenbach 398.
Reichenberg 361.
„Reichsannalen" 132.
Reichsarmee 299, 343, 350, 365.
Reichsfürstenrath 268.
Reichsgericht, deutsches 268.
Reichsheer 364.
Reichsrath, polnischer 523.
Reichstag, deutscher 43.
— in Warschau 530.
— polnischer vom Jahre 1762 500.
— polnischer vom Jahre 1767 552.
— polnischer vom Jahre 1775 619.
— gegen Friedrich II. 268.
— zu Brzesc 477.
— zu Grodno 478.
— zu Korczyn 476.
— zu Lublin 481.
— zu Petrikau 477.
— zu Wilna 478.
Reichstage, polnische 481 bis 483, 485, 508, 524, 530, 531, 570, 614, 618.
Reichstruppen 354, 398, 408.
Reichsvicariatshof in München 82.
Reinbeck 100.
„Reisende, der" von Goldsmith 182.
Relations-Landtage 482.
Religion der Indianer 209 f.,
Repnin, Fürst 58, 388, 508, 509, 511, 519, 523—532, 534—536, 538, 540, 543, 544, 565, 567, 621, 626, 642.
Republik, Schwärmerei für die 151.
Resmi Ahmed Efendi 547, 626, 641.
Retorsio juris iniqui 99.
Retzow 244, 277.
Reval 560.
Revett 175.
Revolution, französische 142.
Rezin 338.
Reynolds, Maler 181.
Reytan, Thaddäus 616.
Rheinbergen 296.
Rheinbund 53.
Rheza-Chan 450, 451.
Rhode 606.
Rhode-Island 198.
Rhodos 645.
Richardson 176—178.
Richelieu, Herzog von 15, 73, 226, 227, 283, 286, 289, 294.
Richelieus Memoiren 637.
Richmann 220
Richter, sächsischer Unterofficier 255.
Riga 263, 279, 462.
Rinteln 295.
Riviera 50.
— di Ponente 48.
Rivoli 47.
Robertson William 126, 170 bis 172.
Robespierre 125, 163, 259.
Robinson 10, 57.
— der englische Gesandte in Wien 35.
Rochambeau 296.
Rochefort 320.
Rodney 406.
Roermonde 296.
Rohan 281.
Rohilkund 450, 451.
Rohillas, die 450.
Rokosz 484.
Roloff 100.
Rolf John 194.
Rom 172.
„Rom, das gerettete" von Voltaire 63.
Roman in England 176.
Romanzoff 362.
Ropscha 392, 393, 435.
Roskolniks 541, 638.
Roßbach, Schlacht bei 269, 287, 289, 303, 365.
Rousseau 113, 130, 142, 149, 150, 158, 159, 161, 163 bis 165, 178, 484, 517.
Rostow 457.
Rothenburg, Graf von 5, 7.
Roth-Rußland 612, 617.
Rotterdam 233.
Rottofredo 47.
Rouillé, Minister 236, 261.
Rousseaus, die Kinder 166.
Rowley, Mönch 188.
Royal, Fort 406.
Rudenskiöld 39.
Rum bei den Indianern 208.
Rumänien 561.
Rumänzow, Graf 558, 565, 623, 625, 626, 632.
Rumelien 554.
Rundköpfe 195.
Russen 354.
— im siebenjährigen Kriege 279.
— in Preußen 327.
Rußland 1. 2, 7, 57, 228, 229, 235, 236, 238, 241 bis 243, 246, 258, 262, 264, 267, 280 f., 298, 320, 338, 360, 361, 454 bis 472, 491, 533, 586, 589, 591, 593—595, 599, 607, 608, 621.
Rustschuk 625.
Rutowski 39, 41, 252, 254, 255.
Ryswick 341.
Rzewuski 495, 532—535, 614.

S.

Saalkreis 19, 266.
Saatz 398.
Sabatier 468.
Sachsen 2, 9, 11, 34, 39 bis 41, 43, 53, 229, 235, 243, 245, 247, 257, 264, 266, 268, 269, 271, 294, 298, 299, 306, 307, 326, 328, 332, 334, 343, 345, 351, 354, 361, 380, 398, 410, 411, 486, 520, 556, siehe August von Sachsen.
— im französischen Solde 343.
— und Österreich 2.
— -Gotha 142, 268, 283.
— -Teschen, Albert von 588.
Sachsenhausen 354.
Sachsen-Lauenburg 283.

Sackville, Lord 326.
Sadunaicki 632.
Safad 644.
Sagan 328.
Saida 645.
Saint-Germain 200, 288, 296, 348.
— -Honoré 50.
— -Malo 311.
— -Pierre 409.
— -Severin d'Aragon, Graf 56.
— -Vincent 237 368.
Sainte-Croix, Ritter von 366.
— -Geneviève 106.
— -Lucie 368.
Salabut-Dichung 433.
Saldern 567, 568, 611, 620.
Salons, die, in Frankreich 115.
— von Diderot 117.
Salzburg 98.
Salzburger Auswanderung 95, 99, 101.
Sammetfabrik in Berlin 78.
Samogitien 475. 482, 491.
San Felippe 227.
— Lorenzo 221.
Sanderhausen 297.
Sandomir 526, 617.
Sandwich, Lord 56, 57.
Sanguško 494.
Sanna-Telu 210.
Sanssouci 75.
Santa Lucia 406, 408, 409.
„Santa Trinidad", Galione 407.
Saratow 641.
Sardinien 53, 57—59, 192, 241, 337, 370, 373.
Sas de Gand 53.
Saunders, Admiral 322.
— Richard 219.
Saunderson Francisca, Lady 169.
— Nikolaus 111.
— Sir William 169.
Sava 540.
Savona 48.
Savoyen 45, 53, 57, 337.
Scalp, der 205.
Scanderbeg 645.
Scaron 462.
Schädelpyramide 648.
Schaffgotsche, Bischof 315.
Schahabeddin Guri 415.
Schah-Alam 429.
Schaitberger 95.
Schandau 252.
Schärding 17.
Schastras 428.
Schatib-Rai 450.
Scheich Amar 418.
Scheichel-Beled 644.
Schidlo 328.
Schiller 125, 164.
Schireddin Mohammed 414.
Schirinbeg Schahin-Girai 623.
Schir-Schah 416.
Schirwindt 102.
Schkypetaren 554, 646, 648.
„Schlacht von Hastings" von Chatterton 188.
Schlachta 473, 481, 487, 494, 495, 518.
Schlesien 1, 8, 12 19, 33, 34, 39. 43, 57, 58, 78, 192, 236, 238—240, 244, 257, 264, 266, 267, 271 bis 273. 275, 278, 283, 287, 289, 298, 299, 304, 309, 311, 312, 315, 319, 326, 331, 332, 337, 342, 344—346, 349, 350, 359, 360. 362, 372, 373, 380, 556, 584, 585, 596, 609.
Schleswig 378, 379.
Schlüsselburg 396
Schmettau 309, 331, 332.
Schollenadel 494.
Schönbrunn 301, 308.
Schönburg 142.
Schönfeld. Doppelspion 33.
Schönhausen 350.
Schönseligkeit 166.
Schöpflin 73.
Schortau 288.
Schottland 23, 26, 319, 320.
Schrift der Indianer 208.
Schröckh 97.
Schuldenlast nach dem siebenjährigen Kriege 413.
Schule für Musik in Polen 517.
Schulenburg 45, 50, 51.
Schulwesen in Polen 516.
— unter Maria Theresia 90.
Schumla 626.
Schuwalow (Schuwaloff) 338, 389
Schwarzach 98.
Schwarzburg 268.
Schwarzes Meer 486, 598, 600, 606.
Schwarzfüße 203.
Schweden 2, 4, 7, 39, 100, 101, 235, 241, 246, 264, 266, 267, 270, 280, 281, 299, 304, 312, 313, 320, 343, 350, 364, 378, 382, 454, 520, 589.
Schweidnitz 289, 292, 299, 346, 363, 364, 373, 379, 381, 398.
Schwerin 9, 244, 245, 247, 257, 273, 274.
Schwetzingen 132.
Schwiebuser Kreis 19.
Sclavenhandel 624
Sclaverei in Amerika 196.
— in Pennsylvanien 201.
Scott, Frau 169.
— Walter 176, 178.
Seckendorf 17, 19
Seeher, sächsischer Unterofficier 255.
Seeland 54.
Seele nach Buffon 147.
— nach Voltaire 136.
Seelenwanderungen 421.
Seemächte 6, 18, 57, 59.
Ségur 17, 19.
Seiram 414.
Selim II., Sultan 554.
— Großmogul 425.
— -Girai 623.
Semenowskische Garden 390, 395.
Semgallen 263, 598.
Semiramis des Nordens 117, 462.
Senat, poln. 481, 483, 500, 505, 522, 523, 615, 618.
— russischer 472.
Senegal 309, 368, 408.
Senones, Abtei 132.
Sens, Abtei 73.
Sepoys 439, 443.
Serbelloni 380.
Serbien 607—610, 630.
Setschin, der Erzbischof von Nowgorod 375.
Severien 480.
Seydlitz 270, 287, 305—307, 330, 349.
Seym 482.
Seymiki 482.
Shaftesbury 195.
Shaikh Faizi 424.
Shakespeare 175, 405.
— -Jubiläum 1769 S. 184.
„Shandy Tryftram" v. Sterne 183.
Shawanoes 203.
Sheridan 179, 184.
Shirley 463, 464, 470.
Siam 407.
Sibirien 3, 375, 384, 395, 535, 543, 614, 637.
Sicilien 48, 336.
Sidney Smith 561.

Siebenbürgen 587, 630.
„Siècle de Louis XIV." 68.
Sieniawska 499.
Sigismund I. von Polen 478, 480.
— II, Auguſt von Polen 478, 489.
— III. von Polen 480, 489.
Sihon 414.
Sikhs 416, 417, 427, 451.
Sikri, Schlacht bei 415.
Silberflotte 370, 372.
Silhouette, Finanzminiſter 339.
Siliſtria 625.
Sina 78.
Sind 429.
Sing 427.
Sinope 623, 645.
Sioux 204.
Siptiz 358.
Siptizer Höhen 351.
Sirhind, Schlacht bei 416.
Sittengebote, türkiſche 548.
Skarga, Peter 489.
Skrmieski 540.
Skrimska 632.
Skrzetuski 516.
Skyring, Frau 27.
Slonim 511.
Sluck 526.
Sluys 53.
Smith John 193, 194.
Smolensk 480.
Smollet Tobias 182.
Smyrna 563.
Sniadecki 516.
Sobieski 480.
Socinianer 525.
Soeſt 365.
Solar 154.
Soldatenpreſſen 319.
Soldatenzwang, preußiſcher 358.
Soltyk 500, 523, 524, 528, 529, 532, 533, 534, 539, 543, 614, 619.
Soltykoff (Soltykow) 327, 328, 331, 343, 345, 347, 349, 385 f.
Sonnenjahr 426.
Sonnenſtein, Feſtung 306.
Soor 273.
— Schlacht bei 37.
Sophie, Madame 105.
Sophia von Anhalt-Zerbſt 2 f., 383, 391, ſieh Katharina II.
Sotnik 639.
Sotomayor, Marquis von 56.
Soubiſe, Herzog von 108, 281, 283, 286, 287, 295, 297, 318, 320, 364—366, 399.
Spanien 53, 56, 192, 231, 238, 293, 320, 335, 370, 406, 407, 409, 520.
— und die Jakobiten 30.
Spanier 196.
Speratus 95.
Spezzia 648.
Sphakteria 563.
Spielberg 90.
Spiridow, Admiral 560, 562, 564.
Sprache der Indianer 208.
Sſawwitſch Tuptala Daniel 459.
Sſolowetzky'ſches Kloſter 457.
Staatsrath, geheimer ruſſiſcher 472.
Stackelberg 519, 535, 597, 613, 615, 618, 619.
Stade 283.
Städte, königliche in Polen. 485.
— polniſche 486.
Stainville, ſpäter Choiſeul 104, 298, 312, 399. Sieh Choiſeul.
Stair 17.
Stallupönen 102.
Stammbaum der Bourbonen 657, 658, 659, 660.
— des Hauſes Naſſau-Oranien 54.
— des Hauſes Stuart und Hannover 32.
Stanhope 226
Stanislaus (Auguſt) v. Polen, ſieh Poniatowski.
Stanitza 639.
Stanley 366—368, 370.
Stanyans „Geſchichte Griechenlands" 110.
Starhemberg, Graf Georg 232, 234, 238, 244, 266, 267, 296, 303, 341, 359.
Staroſciz 540.
Staroſteien, polniſche 487.
Stati degli Presidi 337.
Statut von Wiślica 496.
Staszic 516.
Stawuſchane, Schlacht bei 301.
Sterne Laurence 183.
Sternwarte, polniſche 517.
Stettin 78, 80, 280, 289, 304, 373, 377.
„Stiefelausziehen des Königs" 105.
Stirling 26, 28.
Stockfiſchfang 367.
Stoffeln, General-Lieutenant 560.
Stolberg, Fürſt 398.
— Prinzeſſin Louiſe von 31.
Stolpen 247, 306.
Stormond 605.
Stralſund 280, 343.
Straßburg 73.
Straßen in Polen 486.
Stravinski 621.
Striegau 34, 273.
Strzecki 516.
Stuart, Kunſthiſtoriker 175.
Stuarts, die 194, 356.
— Ende der 31.
Stuttgart 269.
Subahdars 429.
Subſidien-Vertrag in London 295.
Sudſchah Daula 445.
— de Paula 444.
Südſee-Geſellſchaft 171.
Suleiman II, Sultan 554.
Sulkowski 256, 616.
Sullivan 444, 447.
Sully 77.
Sulzer 74.
Sumatra 368.
Sur 416.
Surabſcha Daula 437, 439, 440, 447, 449.
Suwarow, General 569, 641.
Swieten, Gerhard van 91, 308, 600, 603, 604, 606, 607, 608, 609.
Swine-Canal 78.
Synod, der heilige 454, 457, 458, 552.
Synode, griechiſche 551.
Syrien 644.
„Syſtem der Natur" von Hr'bach 122, 123.

T.

Tabago 237, 368.
Tabak 193, 208, 486.
Tabor 11.
Tacitus von Amelot 462.
Taganarog 629, 632.
Tahir 644, 645.
Tahmaſp, Schah 416.
Tandſchaur 432.
Tanucci 336.
Tarouca, Graf 83, 86.
Taſchkend 414.
Tatarei 622.
Tataren 374, 475, 479, 557, 624, 626, 642.

Tataren am Dnjestr 604.
— von Indissan 565.
— der Krim 600.
Tatischewa 641.
Tauenzien 345, 346.
Tavernier 429.
Tayyetus 647.
Tegh-Bahadur 427.
Telmessan 563.
Tencin, Cardinal 30, 73.
— Madame 118, 127.
Teplitz 225, 280.
„Thalestris" 504.
Thassos 645.
Theben 648.
Theiner 521, 527.
Theismus 109, 456.
Therese Levasseur 166.
Theresianum 92, 581.
Theresienstadt 251.
Thessalien 561.
Thierry 29.
Thomson 184. 185.
Thorn 486, 526, 617.
Thugut 597, 608, 622, 623, 629—631.
Thürheim 299.
Thüringen 283, 343.
Thurot 321.
Tiberias 644
Tiefenhausen, Anton 518.
Tibet 424.
Ticonderoga 310, 322.
Tilsit 102.
Timur 414.
Tobolsk 457, 458.
Todesstrafe 141.
Todte, Arzt 634.
Tökely 52.
Tolendal 442.
Toleranz 101, 102.
„Toleranz, über die" v. Voltaire 135.
Tolès 568
„Tom Jones" von Fielding 179.
Torgau 247, 250, 330, 332, 350, 584.
— Schlacht bei 351.
Török, Hofrath 604.
Törring 17.
Tortona 45.
Tortur 376.
Toscana 45, 46, 53, 267, 410, 579.
— Großherzog von 608.
Tott 557, 565.
Tottleben 343, 349, 350, 362, 364, 558, 566.
Toulon 48, 226, 320.
Tournay 21, 23, 73, 288, 267.
Townshend 404
„Tragödie von Ella" von Chatterton 188.
Transitus innoxius 247.
Trapezunt 558.
Tras-os-Montes 402, 404.
Traun, Graf 12.
— 33, 36, 38, 273, 588, 596.
Trautenau 12. 33, 37, 273.
Trembecki 516.
Trenck 11, 90, 302.
Trianon 260.
Trier 268.
Triest 231, 605, 649.
Tripolis 628.
Tripolizza 562, 648.
Trubetzkoi Fürst 394.
Tschagatai 414.
Tschak 417.
Tschandernagor 430, 437, 439.
Tscherkessien 560.
Tschernigow 457.
Tschernitscheff 602.
Tschesme, Schlacht bei 563, 564, 565.
Tschesmenskoy 632.
Tschicacale 438.
Tschika 640.
Tula 544.
Tultscha 607, 222.
Tunis 628.
Turgot 202.
Turin 74, 220, 229, 275, 337.
Türkei 8, 57, 228, 338, 486, 555, 586, 598, 599, 601, 603, 607, 622, 641.
Türken 374.
— und Polen 544—549.
Türkisch-Dalmatien 607.
Turkmanen 414.
Turnhout, Baronie 43.
Tuscarora 204.
„Tympfe" 314.

U.

Ubel in der Welt nach Voltaire 136.
Uhlefeld 36, 232.
Ukraine 475, 479, 558, 639, 641.
Ulemas, die 641, 642, 643.
Ulm 100.
Ulrike, Schwester Friedrichs II. 2, 4, 39, 270.
Ungarn 1, 486, 576, 587.
— und Preußen 8.
Unglaube als Zeitrichtung 131.
„Ungleichheit unter den Menschen, über den Ursprung und die Ursachen der" von Rousseau 160.
Unionsentwurf, nordamerikanischer 215.
Union, Frankfurter 5, 7.
Unitarier 526.
Universität Cambridge 183.
— in Dublin 180.
— zu Edinburg 181.
— Leyden 66, 178, 181.
— Löwen 53.
— Oxford 171, 449.
— zu Padua 181.
— Wiener 574.
— Wilna 518.
Universitäten in Amerika 199.
Universitätsstudien unt. Maria Theresia 91.
Unna 365.
„Untersuchung üb. d. Kenntnis Indiens bei den Alten" von Robertson 170.
Uratippa 414.
Urzustand nach Rousseau 160.
Usbegen 414.
Ustjug 457.

V.

Bach 355.
Valangin 285.
Valsons 55.
Valori 18, 33, 34, 76, 237, 257. 258.
Vane, Henry 197, 198.
Varna 625.
— Schlacht bei 477.
Vauban 54.
Vauvenargues, Marquis de, Luc de Clapiers 148, 150.
Vedas 418, 424, 428.
Vellinghausen 365.
Venedig 8, 45, 46, 158, 312, 589.
Ventimiglia 49.
Vercelli 45.
Verden 283, 295.
„Verfassung für Karolina" 195.
Verfassung, polnische 617 bis 619.
Vergennes 556.
Versailles 53, 73, 106, 126, 130, 156, 230, 239, 260.
Vertrag von Aranjuez 231.
— von Hannover 42.
— von Lilienstein 256.
— österreichisch-türkischer vom Jahre 1771 S. 603, 621

Vertrag, österreichisch-russischer vom Jahre 1755 S. 264.
— vom 5 August 1773 zu Petersburg 612.
— von Staint-Germain en Laye 270.
— Stockholmer, von 1720 S. 270.
— — von 1757 S. 280.
— von Utrecht 368.
— Versailler, franz.-preußisch. 43.
— — franz.-österr. v. 1. Mai 1756 S. 237, 239 ff., 313, 359.
— — franz.-österr. v. 1. Mai 1757 S. 266, 497.
— zu Westminster (London) 234, 236, 237, 281.
— von Wien 336.
— von Worms 44, 57, 58.
— zwischen Katharina II. u. Friedrich II. 502.
Verträge vom December 1758 312.
„Verworfene, der" v. Comper 189.
Veto, freies 474.
Veto liberum 481, 483, 485, 511, 525, 539, 570, 618.
Victorie, Madame 105.
Villafranca 53.
Villebois, General 454.
Villemain 116.
Villiers 40.
Vincennes 112.
Vincent 406.
Vingtième, le 107.
Virginien 193, 195, 200, 212, 213, 215, 223.
Vitepsk 617.
Vitzthum, Graf 255.
Vlies, goldenes 267.
Voigt, Oberst 344.
Voigtland 271, 299.
Voland Sophie 112.
Volks-Souveränität 162.
Voltaire 9, 103, 111, 113, 114, 115, 121, 124—126, 129, 130, 132, 142, 146, 149, 159, 167, 183, 228, 232, 285, 286, 374, 385, 443, 462, 517, 555, 561, 574, 590, 632.
— als Diplomat 5.
— bei Friedrich II. 4, 5, 61 ff., 335.
Vorpommern 266.
Vostizza 646.

W.

Wade 17.
Wagner aus Quedlinburg 94.
Waisenhaus zu Wien 90.
Wakuf 643, 648.
Walachei 475, 559, 560, 566, 587, 598, 600, 601, 604, 606—609, 627.
— kleine 598, 600, 603.
Walewski 540.
Walkinshaw, Fräulein 31.
Wall, Richard, General 336
Wallace William 190.
Wallis, Graf 363.
Walpole Horace (Sohn des Robert Walpole) 9, 131, 168, 170, 178, 188, 228, 318 f., 340, 407.
— Robert, Minister 179.
Walpoles „Denkwürdigkeiten" 134.
Wampum 209.
Wandewasch 442.
Warburg 354.
Warens, Frau von 153, 155, 157.
Warnery 245.
Warschau 256, 259, 318, 480, 486, 498, 504, 505, 508, 512, 513, 522, 535, 552, 566, 567, 613.
„Warschau, Großherzogthum" 505.
Wasa 480.
Washington 213, 222, 223, 310.
Wassenaer 57.
Wasif Efendi 561.
Wassiltschikow 634, 635.
Waterford 214.
Watson 172, 440.
Wedell, Heinrich von 327.
Weger, Jesuit 573.
Wehlau 280.
Weib, das, bei den Indianern 208.
Weichsel 486.
Weimar 268.
Weingarten, Maximilian von 242.
Weißenfels, Herzog v. 33, 41.
Weißer-Adler-Orden 515.
„Weisheit des guten Richard oder der Weg zum Glück" 219.
Weißmann, General 622, 625.
Weiß-Rußland 612.
Welfenhaus 81.
Wengierski 516.
Werner, General 350.
Wesämsky, Fürst 461.
Wesel 262, 281, 295, 408.
Wesley 196.
West, Unterbefehlshaber 227.
Westfalen 6, 326, 265, 366.
Westindien 361.
Westminster 324.
Westminsterschule 449.
Westmoreland, Lady 169.
Wettiner, die 497.
Whigs 356.
Whigt 295.
Widdin 600, 603.
Wielicka 487, 569, 611, 612, 617.
Wielopolski 534.
Wien 89, 547.
Wiener-Neustadt 89.
Wiklefiten in Salzburg 95.
Wild, Jonathan 169.
Wilhelm III. 195.
— der Eroberer 213.
— von Österreich 476.
— IV. von Holland 54.
— von Hildburghausen 270.
Wilhelmine, Schwester Friedrichs II. 73, 133, 285, 578.
— von Hessen-Darmstadt 469.
Wilhelmsfort 443.
Wilhelmsthal 399.
William, Fort 437.
Williams 198, 239, 263, 280.
Willsdruf 42.
Wilna 478, 486, 510, 518, 526, 528, 535, 620.
Wilnur 433.
Windsor 17.
Winterfeld 244, 248, 250, 254, 257, 278, 284.
Winterpalast 390, 391.
Wirtemberg 53, 268, 269, 275, 291.
Wirtemberger im französischen Solde 266.
Wisniowiecki 494.
Wittenberg 250, 330, 332, 350.
Witwenverbrennung 419.
Wladislaw IV. von Polen 490.
— VI. von Polen 477.
— VII. von Polen 480.
Wobersnow 327.
Wojwoden 482.
Wola, Dorf 513.
Wolfe, James 293, 310, 322, 324.
Wolfenstierna 39.
Wolhynien 475, 612.
Wolkof 362.
Wolkonski 542, 566, 567.

Wood Robert 175.
Woolman John 201.
Wormser Bündnis 12.
Woronzow, Michael 289, 265, 298, 391, 392.
— Fräulein 378, 388, 391
„Wörterbuch, philosophisches" von Voltaire 133.
Wortley, Lady Marie 169.
Wunderkraft Akbars 422.
Wunsch, Obrist (General) 329, 332—334.
Würzburg 399.
Wyandots 204.
Wylich 248.
Wyrwicz 516.

X.

Xaver, Hieronymus 424.
— Prinz 256, 400, 497, 501, 506.
Xenophon 216.

Y.

Yale-Collegium 199.
Yale Elihu 199.
York, Herzog von 200.
Young 175, 184 f.
Ypern 6, 267.

Z.

Zablocki 517.
„Zadig oder das Geschick" von Voltaire 134.
Zaluski 524, 532, 534, 614.
Zamoiski. Johann 497, 489, 493, 536, 567.
Zaremba 540.
Zarizyn 641.
Zarskojeselo 635.
Zauberer, indianische 210.
Zegelin 622, 623.
Zeitrechnung der Indianer 208.
Zeleznial, Maximilian 541.
Zeven, Kloster 288.
Ziegenhain 354, 400.
Ziethen 289, 302, 308, 307. 308, 348, 351—353.
Zilchendorf 328.
Ziller 96.
Zimiakowski, Michael 500.
Zimmermann 406.
Zips 491 f., 504, 587, 598 f., 601, 604, 606.
Zittau 279, 361.
Zizkaberg 10.
Zobtengebirge 379.
Zolkiewski 495.
Zorndorf, Schlacht bei 305.
Zoroaster 421.
Züllichauer Kreis 19.
Zusammenkunft in Neisse 588, 591.
— in Neustadt 591, 595, 611.
Zweibrücken, Fürstenthum 386.
— Herzog von 332.
— Pfalzgraf von 306.

Berichtigungen.

Seite 24, Zeile 17 von oben lies „John" statt Jon Cope.
Seite 94, Zeile 23 von oben lies „die" statt nie.
Seite 480 lies die Marginale „Kasimir IV." statt Kasimir II.